Princeton University Library
32101 076534807
Digitized by Google

0902
.997

[redacted]

EX LIBRIS
A. TRENDELENBURG.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Achtunddreißigſter Jahrgang.

Januar.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1838.

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufſätze vermiſchten Inhalts:
   a) Schilderungen intereſſanter Gegenſtände aus allen Zweigen der Natur und Kunſt (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darſtellung einzelner Charaktere, Ereigniſſe und Zuſtände der neueſten Zeit, — einheimiſcher und ausländiſcher Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritiſche Anzeigen allgemein-intereſſanter Erſcheinungen aus dem geſammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correſpondenzartikel, Muſik- und Theaterberichte aus verſchiedenen Ländern, Provinzen und Hauptſtädten, — (gelegentlich mit muſikaliſchen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthſel, ꝛc. und kurze Notizen.

(Reinpolitiſche und ſtrengwiſſenſchaftliche Aufſätze ſind ausgeſchloſſen.)

Von dieſer Zeitſchrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingeſandte Bekanntmachungen, gegen feſtgeſetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umſchlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebſt vollſtändig ausgearbeitetem Sachregiſter, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt ſich nicht darauf einlaſſen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu verſenden (die Verſendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commiſſionnaire ausgenommen), ſo müſſen die wöchentlichen und monatlichen Beſtellungen bei den reſp. Ober-Poſt- und Poſtämtern, Zeitungsexpeditionen, ſo wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächſt gelegenen, gemacht werden.

Hauptſpeditionen haben folgende Ober-Poſtämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. ſächſ. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberſte Hof-Poſtamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmiſche Ober-Poſtamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Poſtamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Poſtamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Poſtamt in Hamburg.
Die königl. baierſche Ober-Poſtamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergſche Haupt-Poſtamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürſtl. Turn- und Taxiſche Ober-Poſtamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Poſtamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Poſtamtsexpedition in Hannover.
— kurfürſtl. heſſiſche Ober-Poſtamts-Zeitungsexpedition in Caſſel.

Der Preis des Jahrganges iſt 8 Thlr. ſächſ., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheiniſch, und dafür überall innerhalb Deutſchland zu bekommen. Da von denen, welche dieſe Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichſte Zahlung verlangt werden muß, ſo iſt nöthig, daß jeder der reſp. Intereſſenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des erſten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, ſind entweder unter der unten ſtehenden Adreſſe, oder mit der Ueberſchrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzuſenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 1. — den 1. Januar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Des Phönix Scheiterhaufen.

Zum neuen Jahre.

Der Phönix war gebunden,
Beengt war ſeine Bruſt.
Jetzt hat er neu empfunden
Die friſche Lebensluſt.

Da läßt er laut verkünden
In jedem Erdenland:
Man ſoll die Gluth entzünden
Für ſeinen großen Brand.

Vom beſten Palmenholze
Aus Oſtens goldner Au
Erhebt ſich nun der ſtolze,
Der himmelhohe Bau.

Da kommt von allen Seiten
Die große Prieſterſchar
Und bringt vom Nah= und Weiten
Der Güter Beſtes dar.

Vom fernſten Inderſtrome,
Wie von dem deutſchen Rhein,
Die Pracht der alten Dome
Und griechiſches Geſtein.

Der Eine bringt aus Hallen,
Worin man Gott verehret,
Den Schmuck, der ſich vor Allen,
Am beſten hat bewähret.

Er kommt mit einem Bilde
Vom herrlichſten Altar,
Worauf zu ſeh'n die Milde,
Die ſeinen Gott gebar.

Und von dem Kreuz ein Splitter,
Das ſeinen Heiland trug,
Als ihn ſo ſchwer und bitter
Die Hand des Menſchen ſchlug.

Noch hat er Roſenkränze
Zum großen Brand gelegt,
Daß hell der Altar glänze,
Der ſeinen Glauben trägt.

Noch vieles Gold und Seide,
Noch Perl' und Edelſtein,
Auch Purpur und Geſchmeide
Soll hier geopfert ſein.

Nun aber kommt der Beſte
In edler Jugend Glanz;
Er bringt zu dieſem Feſte
Nur einen Blumenkranz.

Die Roſen ſeines Thales;
So iſt es Jünglingsbrauch.
Er denkt dabei des Strahles
Von einem blauen Aug'.

Und we[illegible]ie mächt'ge Lohe
Empor zum Himmel fährt,
So wird ſein Schmerz, der hohe,
Zum Weltenſchmerz verklärt. —

Ein Andrer, der mit Ernſte
Das Leben ſtets bedacht,
Er hat das Nächſt' und Fernſte
Zum Brande hergebracht.

(RECAP)
63809
Digitized by Google

Hat von entweihten Thronen
Den beſten Schmuck geraubt
Und dringt auch Dornenkronen
Von manches Märtyrers Haupt. —

Ein Jüngling, den ich kannte,
Dem edlen Ernſtes voll,
Als lauter Kampf entbrannte,
Die klare Stimme ſcholl;

Der, als der ſtarke Fremde
Die deutſchen Veſten nahm,
Im blanken Eiſenhemde
Zum Kampf gezogen kam:

Er ſchreitet kühn und heiter,
Er blickt zum Himmel auf;
Sieht dann die großen Scheiter
Und legt ſein Beſtes drauf.

Das Beſte ſind die Fahnen
Von Schwarz und Roth und Gold
Will an die Loſung mahnen,
Der ſeine Seele hold.

Noch viele werthen Blätter
Aus alt und neuer Zeit,
Sie werden hier dem Wetter
Des künft'gen Tag's geweiht.

Von Liedern und Gebeten
Wird manches hier gedacht;
Propheten und Poeten,
Sie hatten's wohl bedacht.

Ich aber muß in Lüften
Des fernen Landes ſein;
Ich ſuche noch in Grüften
Den alten Bundesſchrein.

Und hab' ich ihn gefunden,
Ich will ihn opfern hier;
Doch ſei er noch umwunden
Mit jeder ſchönſten Zier.

So will ich zu Euch wandern;
Ich bringe gern, was mein;
Und lege zu dem Andern
Zwei Tafeln noch von Stein. —

Der Bau iſt nun errichtet,
Trägt edlen Guts genug;
Wo ward ein Hauf geſchichtet,
Der beſſ're Gaben trug?

Wo kann der Phönix finden
Ein edler Feuergrab,
Als wo aus allen Winden
Man ihm das Beſte gab?

Nun wartet nicht und zündet
Den Brand mit heitrem Muth,
Und ſei es laut verkündet,
Daß Ihr es fröhlich thut.

Iſt Euch der Muth geſunken,
Daß Ihr ſo bangt und zagt,
Und daß Ihr keinen Funken
Aus Euerm Geiſte ſchlagt?

So holt geweihte Kerzen
Vom alten Gotteshaus
Und fleht mit frohem Herzen
Um Sturmes hellſten Braus.

Der Brand hat ſich erhoben,
Wir ſeh'n es ſtaunend an.
Und kommt ein Wind von oben,
Das Beſte iſt gethan.

Und wird alsdann der raſche
Sturm aus dem Himmel weh'n,
So wird in Schutt und Aſche,
Die alte Zeit vergeh'n.

Und wenn die friſchen Hauche
Von oben weiter weh'n,
So wird aus Flamm' und Rauche
Das Leben auferſteh'n. —

Ich aber will mich ſenken
In meine Dunkelheit
Und will auf Lieder denken
Zum Lob der neuen Zeit.

Theodor Creizenach.

Alexander der Heilige.

Hiſtoriſches Gemälde aus Rußlands Vorzeit.

Von

Wilhelm Müller.

Die Urſtadt Rußlands, das herrliche Kiew, iſt vernichtet von der Mongolen Uebermacht, des Vaterlandes Helden liegen auf dem Kampfplatze. Trauert nicht um das Blut, das vergoſſen worden, trauert nicht um die Todten, die gefallen ſind in der Blüthe des Lebens, trauert nicht um die unmündigen Kinder, welche die Hufe der Thiere zertreten, trauert nicht um die Jungfrauen und züchtigen Weiber, welche ſich ſelbſt ſtürzten in die Wellen des Dnjepers, in die Gluthen der Tempelflammen. Trauert nur um die Unglücklichen, welche noch leben, die keinen Vater, keine Mutter, keine Erben mehr haben, die allein auf der Erde ſtehen, denen von der reichen Fülle des Lebens der Schmerz allein noch geblieben.

Seht Ihr den endloſen Zug, welcher mit Peitſchenhieben über Brand- und Bluttrümmer in die wüſte

Digitized by Google

Steppe getrieben wird? Es ſind die unglücklichen Beſiegten; die zarte Bojarentochter, deren Fuß noch jüngſt auf weichen Teppichen ruhte, muß dem Tatarenweibe ihre Habe nachtragen, der edle Fürſtenſohn iſt Stallknecht des Nomaden geworden, und jene Kindlein, die halbnackt mit wunden Füßen, durch Riemen an einander gefeſſelt wimmernd fortſchreiten, ſie haben keinen Vater, keine Mutter mehr, ſie ſind plötzlich aus dem Himmel ihres Frühlingslebens in eine nie endende Hölle geſchleudert, ſie begreifen ihr jetziges Elend ſo wenig, als ſie die verlorenen Freuden faßten. Wie einſt unter frohem Lächeln ſpielen ſie jetzt unter Thränen, und das Vorrecht der Kindheit, vergeſſen zu können, vergeſſen zu dürfen, iſt ihnen geblieben; in einem halben Jahre wiſſen ſie nicht mehr, was ſie verloren.

Doch jene blaſſe, zarte Jungfrau, ſo ſchön als leidend, iſt an den Hals des Kameeles gebunden, neben welchem ſie einherwankt. Die Peitſche des Führers fällt nicht auf ihren Nacken, die rauhe Stimme hadert weniger zornig mit ihr; ach, dieſe Behandlung iſt keine Barmherzigkeit, es iſt etwas noch Schrecklicheres, ſie iſt zu einem ſchmachvollen Opfer auserſehen. Doch dort aus dem Gebüſche ſtürzt plötzlich ein Greis hervor; ein Stoß und das ſchneidende Meſſer durchbohrt der Jungfrau Bruſt, das heiße Lebensblut entſtrömt der Wunde, aber die Sterbende lächelt dem Retter freundlich zu; in demſelben Augenblicke wird er von den wüthenden Mongolen zuſammengehauen; auch er lächelt, denn die unentweihte Tochter liegt an ſeiner Bruſt, und beider Tod iſt e i n Augenblick. Dort unter den vielen Opfern, die von der Rieſenbürde des Elendes ſchon geiſtig getödtet ſind, zeichnet ſich abermals ein Mädchen aus; auch ſie iſt ſchön, aber die gänzliche Erſchöpfung hat ſie bereits mit den Malen des Todes bedeckt; ihre Lippen ſind blau, ihre Augen ſtarr, ſie verſucht die Hände zu falten, als wolle ſie beten, aber ſie fallen kraftlos wieder von einander; ſie taumelt, ſie fällt, die Peitſche des Nomaden ziſcht auf ſie nieder, ſie zuckt nur leiſe, ſie athmet noch leiſer; da lenkt der Mongole gleichmüthig ſein Pferd über ſie hin und ein kleiner Tatarenbube, der eine der letzten Kibitkas führt, läßt das Geſpann vom Wege abgehen, um über die Sterbende zu fahren. Es verfinſtert ſich der Himmel, ſchwere dunkle Wolken jagen gegen einander, ein ſtarker Regen ſtürzt nieder, er wäſcht das Blut von den Wunden der Erſchlagenen, daß Vater und Tochter nun da liegen, als ruhten ſie nur in einem friedlichen, feſten Schlummer; aber als die kalten Tropfen auf das dritte Opfer fallen, ſchauert der Körper zuſammen, als fühle er noch Schmerz, als wolle die Seele in den Kerker der Leiden zurückkehren. Jetzt ſchreitet ein Wanderer des Weges daher, die Baſtſchuhe, der graue Armäk von grobem Tuche, die verhüllende Klobak geben ihm das Anſehen eines armen Landmannes; aber der Strahl der Hoheit, welcher in ſeinem Auge glänzt, widerſpricht dieſer Vermuthung. Er iſt bereits bei der einen Unglücklichen vorübergegangen; er ſteht jetzt bei den Leichen von Vater und Tochter, nach der Sitte des Landes legt er einige Zweige auf die Schlafenden. Da iſt es ihm, als ob ein leiſer Seufzer hinter ihm töne; er kehrt noch einmal um und gewahrt die niedergeſunkene Jungfrau, der Körper zittert wie vom Fieberfroſt bewegt; hier iſt noch Leben, die Hufe der Pferde haben die Leidende nicht verletzt, das Rad der Kibitka hat ſie nicht getroffen. Schnell wirft der Pilger den warmen Armäk ab, wickelt die Unglückliche in die ſchützende Hülle und trägt ſie wie eine leichte Bürde von dannen. Bald ſchlägt die Jungfrau die Augen auf, ſie blickt in ein Antlitz voll unendlicher Hoheit und Schönheit, und bebend ſtammelt es von ihren Lippen: „Heiliger Johannes!" Aber der Wanderer antwortet freundlich: „Arme Dulderin! Ich bin ein Sterblicher, ein Menſch wie Du!" — Da neigte die Jungfrau ihr Haupt und ſchloß ſchamvoll abermals die Augen.

Mitternacht iſt angebrochen, die Trümmer des petſchoriſchen Kloſters liegen öde und verlaſſen, die Mongolen meiden ihre Nähe, denn es geht die Sage, daß allnächtlich die Todten erſcheinen, heilige Gebräuche üben und für das unglückliche Vaterland beten; unſichtbare Glocken ſollen aus den Höhen niedertönen und rufen zu dem heiligen Vereine die Geweſenen aus der Tiefe des Grabes, und ſcheuchen die Heiden von der entweihten Stätte. — Horch! da tönt wirklich ein ernſter ſchauriger Ton durch das Schweigen der Nacht — und wieder einer — und abermals einer — dort erſcheint in dem Fittig der Finſterniß auch eine Geſtalt, — Körper oder Schatten, Lebender oder Todter? wie vom Hauch des Windes getrieben, wandelt ſie lautlos durch die Verwüſtung und entſchwindet in jenen Trümmern der Nebenkirche, welche die Wuth der Mongolen allein verſchonte. Da und dort löſen ſich aus der Finſterniß wiederum Geſtalten los und vergehen wie der erſte Waller. Kein Geräuſch iſt vernehmbar, kein Menſchenlaut ſtört die Stille; nein, nein! das ſind keine Lebende, es ſind Weſen, die im Grabe keine Ruhe finden, die nach des Todes Qualen noch leiden und fühlen. Aber von jener

Digitized by Google

Seite naht der kräftige Fußtritt eines Wanderers, und wie im Nebel aufgelöſt ſind alle die Unheimlichen verſchwunden. Der Nahende iſt der Pilger mit der geretteten Jungfrau, ſanſt legt er ſie nieder auf die Trümmer eines entweihten Altars und ſingt leiſe wie für ſich das Lied vom Untergange des Vaterlandes; auf dieſen Ruf treten die Schatten wieder aus dem Dunkel hervor, ſie nahen dem Wanderer, leiſe Worte werden gewechſelt, die Unbekannten empfangen die Jungfrau und ſinken mit ihr in die Tiefe der Erde; der Pilger iſt ebenfalls entſchwunden.

Jetzt erklingen Töne, ſie kommen nicht aus der Höhe, nicht von der Oberfläche der Erde, es iſt, als ob die Steine klagen und die Trümmer eine ſchmerzreiche Sprache bekommen haben. Die Heiden wenden bei dieſen Lauten mit Entſetzen den nahenden Fuß und eilen aus dem Banne dieſes Spukes zu kommen. „Die Todten,“ ſprechen ſie, „klagen um ihren verwüſteten Tempel.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Erinnerungen an Neapel.

Von J. L. Klein.

I.

Spät nach Mitternacht kam ich in Neapel an. Von der ſchweren in einer Haſt fortrollenden Courierfuhre war ich ſo müde und zerſchlagen, daß der Anblick Neapels, welches unter andern Umſtanden, ſelbſt jetzt in der nächtlichen Bevölkrungsebbe, einen überraſchenden Eindruck gemacht hätte, mich gleichgültig ließ. Von einem einzigen Gedanken und Bedürfniſſe erfüllt, dem eines behaglichen Bettes, da ich mehrere Nächte nicht geſchlafen hatte, achtete ich kaum des mich Umgebenden. Hier und da waren noch einige Caffeebuden offen, worin Wirth und Marqueure wie Einſiedler oder Zauberer mit ihren alchemiſtiſchen Elixiren prüfend ſich zu beſchäftigen ſchienen. In den Straßenecken, unter den Häuſerhallen, lagen halbnackte Kerle, der Bodenſatz des Tages, in Lumpen eingewickelt und ſchliefen. Hin und wieder ließen ſich noch einige ſchmuzige Körbe mit den Ueberreſten ihrer Meerproducte ſehen, die im Lichte der eiſernen Oellämpchen wie Perlen und Edelſteine glänzten. Jenſeit des Hafens erblickte ich den Veſuv, der mit offenem Munde zu ſchnarchen ſchien. Der Engländer, der ſich bei Terracina zu uns geſellt hatte, und ich, wir gingen à l'aventure durch die weiten öden Straßen, dann längs dem Pauſilipp hinab; was mich betrifft, in keiner andern Abſicht, als um einen Gaſthof zu finden, da wir vergebens an mehreren Einlaß gefordert hatten; der Engländer aber, der von Terracina bis Neapel in Einem Zuge geſchlafen hatte, ſchien nicht übel Luſt zu haben, die Nacht hindurch am Meere zu promeniren. Ohne ein Wort zu ſprechen, wies er ab und zu mit ausgeſtrecktem Arm auf den Veſuv hin. Er lächelte dabei ſo vergnügt, als freute er ſich über dieſen nächtlichen Fund, und als hätte er nun den Zweck ſeiner Reiſe glücklich abgethan. Ich glaube, er wäre ſogleich wieder abgereiſt. Bald mit der Linken hindeutend, bald mit der Rechten, je nachdem er auf ſeinem Veſuvwachtpoſten am Kai hinauf und herabging, richtete er an mich einige kurz abgeſchnappte Worte: Do you see? look. there is the Vesuvius! auf, die ich jedesmal mit derſelben Pantomime erwiederte, indem ich nach dem gegenüberſtehenden Gaſthofe hinwies: Look, there is the Great Britannia. Ein kühler Wind, der die Dämmerung anſagte, fing zu wehen an, der Engländer knüpfte ſeinen langen gelben Ueberrock bis ans Kinn zu, ich hüllte mich dichter in meinen Mantel, die Nacht ſelbſt ſchien ſich unter ihrer Decke wärmer einzuwickeln, der Brite fing an, mich zu langweilen. Ich fragte ihn, ob er denn beſorge, daß der Berg, den er wie eine Fledermaus umkreiſe, ihm über Nacht abhanden kommen könne? Auch glaub' ich nicht, ſetzte ich hinzu, daß dieſe ſchwarze Maſſe, über die er ſich ſo freue, der Veſuv ſei. — „Yes, it is.“ — Und wenn es wäre, ſagt' ich, ſo ließe ſich doch in dieſer Dunkelheit an ihm nichts weiter erkennen, als daß er die ſchwarze Nachtmütze bis über die Ohren gezogen hat.... — „How do you say?“ — Um feſter zu ſchlafen, ſchloß ich die Phraſe. — Er ging immer zu. — Wir thäten gut daran, verſuchte ich nochmals zu bemerken, uns an ihm ein Beiſpiel zu nehmen. — Er ſchien mich nicht zu verſtehen. Ich war troſtlos, endlich fragte ich, entſchloſſen, ihn in Stich zu laſſen, und auf meine Hand eine Herberge zu ſuchen, wie lange er hier am Meeresſtrande wie ein langbeiniger Strandvogel, oder wie der unglückliche Schatten von Acheron auf und ab zu wandeln gedenke? Die Nacht iſt kalt, nichts weniger als italieniſch, ſagte ich, der Himmel ſchwarz wie Zunder, in dem wenige Sterne glimmen, und ich fühle mich ſo feuchtfröſtelnd durchſchauert, als ging ich auf dem Meeresgrund, über dem das Meer plötzlich verſchwunden wäre. Die Stadt mit ihren Straßen, Häuſern und Thürmen ſieht ſo einſam, ſo öde und grotesk ſchauerlich aus, wie die im Nu entblößte, aufgedeckte Tiefe, dieſe tragiſche Maske des Erdbodens. Jene Häuſermaſſe gleicht ganz und gar einem ſcheußlichen Klumpen von übereinander ſchlafenden Wallfiſchen, Rochen und Kraken, der Kirchthurm dort iſt, wie er leibt und lebt, ein aufſtehender Schwertfiſch, der ſich verwundert umſieht, um ſich dann aufs andere Ohr zu legen. Auf Wiederſehen, mein Herr, ich gehe dieſem Gaſthofe zu und ſuche ein Bett. (D. F. f.)

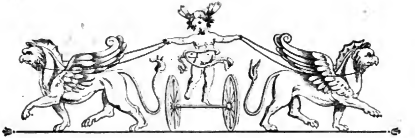
Notiz.

[Eine neue Religionsſecte in Frankreich.]

In Saint-Amand (Departement des Cher) hat ſich wieder eine religiöſe Secte organiſirt, welche das Chriſtenthum, wie ihr „Oberprieſter“ ſagt, auf die urſprüngliche Reinheit zurückführen will, die es ſeit 1500 Jahren verloren habe.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienſtags — 2. — den 2. Januar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Alexander der Heilige.

(Fortſetzung.)

Unter den Trümmern, in der Tiefe der Erde, glänzen und ſchimmern die kleinen Wachslichter, welche man vor die Heiligenbilder zu ſtecken pflegt. Die ſchmuckloſe Capelle, der einzige Hort, den die Verwüſtung verſchont hatte, liegt voll von frommen Betern, die zu Gott, nicht für das eigene Glück, nur für die Todten und für die Unglücklichen flehten, welche der Feind in die Sklaverei ſchleppte; aus dieſer Gruft ſtieg der Geſang der Frommen gen Himmel empor. Vor dem Bilde der Märtyrer Boris und Gljeb liegt der uns ſchon bekannte Wanderer; die Strahlen der heiligen Lichter beleuchten ihn und zeigen ein Antlitz voll hoher männlicher Schönheit, einen Abglanz der Würde und Herrlichkeit Gottes *). Wer iſt dieſer Auserwählte, dieſer von Gott Begabte? — Es iſt Rußlands letzte Hoffnung in dieſer Nacht der Prüfung, es iſt Alexander von Nowgorod, den die Nachwelt den Heiligen nennt. Nur ſeine Beſitzung, nur Großnowgorod, iſt bis jetzt von der Wuth der Barbaren verſchont geblieben, aber zu jeder Stunde können die Blutigen auch gegen ihn einherziehen; zudem ſind ſeine Gränzen bedroht und überſchritten von den Dänen, Schweden und liefländiſchen Schwertrittern. Da wendet er in dieſer Gefahr Auge und Herz zu dem ewigen Allerbarmer, und wie er ſo betet, wallet leiſe, wie von Engelfittigen getragen, eine kindliche Geſtalt herein, und knieet an ſeiner Seite; ſie iſt noch bleich von dem Rückblick vergangener Schmerzen, und dennoch ſchöner als in dem Abglanz hoher Freude. Alexander hörte ihre weichen Laute, wie ſie ſprach: „Herr, ich danke Dir! Herr, erbarme Dich aller Ruhenden!“ Er ſah ihre Thränen fallen und gerührt ſprach er: „Wie nennſt Du Dich?“ — „Ich heiße Waſſa *),“ antwortete die von ihm Gerettete leiſe; „mein Vater, der Fürſt Igor, iſt erſchlagen, meine Mutter iſt todt, meine Brüder ſind ermordet; mir iſt Alles dahin, und ich bin ganz allein.“ — „Du biſt es nicht,“ entgegnete Alexander, „denn Gottes Huld wacht über Dir.“ — Da blickte die Jungfrau mit dem reinen Himmel ihres Auges den Erretter an, und vergaß in dieſem Augenblicke Alles, was ſie gelitten; der Seelenbund der reinſten Liebe war geſchloſſen. In dem Buſen des Fürſten aber wühlte der Schmerz; Fürſtenpflicht hatte ihn ſchon mit Alexandra, Tochter des Knäſen Brjätſchißlaw, vermählt. — Waſſa gedachte nun nicht mehr in der dürftigen Umgebung, in dem Kleide der Armuth jener Pracht und des Ueberfluſſes, in dem ſie einſt gelebt; ſie vergaß die dunklen Trauertage, denn die erſten Träume

*) Alle Zeitgenoſſen erzählen mit Staunen von Alexander's Schönheit, von ſeiner Geiſteskraft und ſeinem Edelmuthe. Andreas von Velwen, liefländiſcher Ordensmeiſter, des Fürſten Gegner, ſagt: „Ich bin gewandert durch viele Länder, kenne die Welt und der Völker und Fürſten ſo viele, aber mit Bewunderung hab' ich Alexander von Nowgorod geſehen und gehört.“

*) Von Waſiliſſa, Wilhelmine.

Digitized by Google

der Jugend, voll Morgenroth und Hoffnung, verſchönerten ihr Daſein; ſie war zufrieden, glücklich, ſelig, wie man es auf Erden ſein kann, denn ſie liebte reinen Herzens.

Und zu der nämlichen Zeit, wo Alexander gebetet hatte, wandten ſich die ſchrecklichen Steppenkrieger und begannen gen Polen und Ungarn ihren Verwüſtungszug.

Die Schweden, Norweger und Finnen ſtanden auf dem Gebiete der Nowgoroder, von Liefland her drangen in daſſelbe die Schwertritter, deren Macht immer bedeutender wurde. Das kleine Heer der Ruſſen ſtand gerüſtet vor der Sophienkirche; aus ihren heiligen Hallen durch die korſunſchen Thüren, welche einſt Wladimir der Große im zehnten Jahrhundert erobert hatte*), trat Alexander, angethan mit dem ſchweren Ringpanzer, umgürtet mit dem furchtbaren Dolchſchwerte. Der Kraftbegabte trug die ſchwere Eiſenrüſtung ſo leicht als wäre ſie ein Feſtgewand; ſein Auge, in dem noch der Glanz der Andacht ſtrahlte, überblickte die Wenigen, welche er zum zweifelhaften Siege, zum gewiſſen Tode führen wollte; aber Glaube und Hoffnung erhoben ihn, und mit jenen Wunderlauten, die, ſo ſagen die Zeitgenoſſen, einen unwiderſtehlichen Zauber übten, ſprach er: „Unſer ſind Wenige, der Feind iſt ſtark, aber Gott iſt nicht mit der Macht, ſondern mit dem Rechte; betet zu ihm, daß er uns Schutz verleihe.“ Und er nahm den ſchweren Eiſenhelm von dem Haupte, daß die braunen Locken frei um die Schläfe fielen, kniete nieder, mit ihm das Heer und das rings verſammelte Volk, und aus der Kirche trat der Erzbiſchof Spiridon, weihte den Fürſten und das Heer, reichte ihnen das Heiligenbild zum Kreuzkuſſe und gab ihnen den Segen; ſo zogen ſie zur Newa, um eine Schlacht zu ſchlagen, die ſo wunderbar erſcheint, daß das ſich wirklich Ereignete einer zweifelhaften Sage gleicht.

Kennt Ihr die Zaubernächte des Südens, ſeid Ihr gewandert unter dem dunklen Gluthhimmel, in dem Dufte der Goldorangen? Wohl mag eine ſolche ſchön ſein. Aber habt Ihr empfunden die Weihe einer freundlichen Sommernacht im Norden? Ihr iſt nichts auf Erden vergleichbar: die glühende Hitze hat ſich abgekühlt, milde iſt nun die Luft, es iſt ſo ſtill und ruhig rings umher wie in Tempelhallen; dort ſinkt das Abendroth und da bricht die Morgenröthe wieder empor; ſchon iſt Mitternacht und noch iſt es nicht dunkel geworden, nur ein freundlicher Schleier hat ſich über das grelle Licht des Tages gelegt und ladet den Menſchen zu einer ſchönern Ruhe als die des Schlafes ein, die ſpiegelhellen Wellen der Newa flüſtern leiſe Töne, der Menſchenbruſt nicht verſtändlich und doch wohl bekannt, jeder aufſpritzende Waſſertropfen iſt von des Mondes Strahlen beſchienen ein flüſſiger Goldfunke, alle Welten, alle Schöpfungen, die Sonne, der Mond, das Sternenheer ſchauen verbrüdert auf die Erde nieder. O, Ihr heiligen Stunden meiner Heimath, ewig, ewig werd' ich mich nach Euch ſehnen, könnte ich nur einmal noch Eure Wonne fühlen, und in Eurem Athem, unter Eurem Himmel das müde Auge für immer ſchließen!

Solch eine Nacht, wie ich ſie eben mit matten Worten beſchrieben, war es, als vor ſechs Jahrhunderten Pelgui, der Anführer der Strandwache, an dem Ufer der Newa lag. Damals war der herrliche Fluß noch nicht eingezwängt von ſtolzen Granitmaſſen, damals erhob ſich um ihn noch keine Stätte des Weltwunders; die Gegend war öde, ſumpfig und unbewohnt, nur der Strom rauſchte ſeine lichten, klaren Wogen wie jetzt, nur die Natur feierte damals wie jetzt ihre ewige Sabbathsfeier. Pelgui's Schaar ruhte ſchlummernd am Boden, er allein nur wachte und gedachte des verlorenen Glückes. Die Stunde der Mitternacht rief die Todten zurück; keine Furcht, kein Entſetzen ſchauerte durch ſeine Adern, nur eine unendlich ſchmerzliche Sehnſucht erfüllte ſein Herz, die noch einmal wieder zu erblicken, welche ihm auf immer entſchwunden waren.

Plötzlich wurde Pelgui aus ſeinen Trauerträumen geweckt, um ihn begann ein ſonderbares Regen. Die Abendröthe breitete ſich immer mehr und mehr aus und überzog mit dieſem Purpur endlich den ganzen Himmel; der Fluß lag ruhig, nur leiſe hoben ſich die Wogen, jede Welle war ein freundliches Roſenlicht; am Himmel brachen nun durch die glühende Röthe leuchtende, unbekannte Sterne, und hoch oben erſchien eine ſtrahlende Sonne und rief in der Stunde der Mitternacht einen heiligen Tag hervor. Pelgui weckte ſeine Kriegsgefährten, alle ſahen, wie er, mit Erſtaunen das Wunder. Von dem Himmel fiel es weiß nieder, wie wenn der nahende Winter die erſten Schneeflocken niederſtreut; aber

*) Die korſunſchen Thüren ſind von Bronze, beinahe 12 Fuß hoch und 3 Fuß breit. Auf den 24 Feldern ſind bibliſche Gegenſtände dargeſtellt; ſie wurden von den Ruſſen im Jahr 988 erobert und von Cherſon nach Nowgorod gebracht. Der Glaube, daß ſie aus Deutſchland ſtammen, iſt nicht wahrſcheinlich, viel eher ſind ſie griechiſchen Urſprungs.

Digitized by Google

es waren duftende Blüthen, welche die ganze Gegend mit Wohlgerüchen erfüllten. Von dem Ladoga-See nahte langſam ein leichter Nachen, aus Lichtſtrahlen gewoben, mit Ruderern, die in Nebel gehüllt waren, und in dem Boote ſtanden zwei ſtrahlende Ritter in purpurnen Gewändern. Als ſie nun ſo vorüber zogen, erkannten die knieenden Ruſſen deutlich die Märtyrer Boris und Gljeb wie ſie auf den Obrazen abgebildet ſind. Jetzt war das Vaterland gerettet, Muth und Hoffnung kehrte wieder in die Bruſt der Zweifelnden zurück, das kleine Heer zagte nicht mehr vor den Zahlloſen, die ihm gegenüber ſtanden, es fürchtete nicht mehr die eiſenbeladenen Schwertritter, nicht die Lanzen der Schweden, nicht die vergifteten Pfeile und dämoniſchen Zaubersprüche der tückiſchen Tſchuden. Gott und die Heiligen waren noch mit dem Volke des Rurik.

Die Schlacht begann; gleich beim Anfange des Kampfes verwundete Alexander den ſtolzen Heerführer, Birger, und ſein Sohn wurde von dem Knäs Gawrilei ſchmachvoll in das fliehende Boot zurück getrieben, das Pferd des Helden ſtürzte dabei in die Fluthen, aber die Wellen trugen den Mannhaften und ſein Roß wie eine geliebte Laſt, und ununterbrochen kämpfte Gawrilei ſiegreich gegen den Andrang der Schweden fort, bis er den Feind an das jenſeitige Ufer zurückgetrieben hatte. Jetzt brach die ganze Macht der Finnen auf das kleine Häuflein der Nowgoroder los. Rußlands Banner ſank, aber in demſelben Augenblicke ſchwebten ob der Stelle, wo die Fahne gefallen, zwei weiße Tauben, die das kleine Heer, ein Symbol des Heiligen, zum Kampfe, zum Siege führten. Alexander hatte das mächtige Schwert auf der Eiſenwucht eines deutſchen Ritters zerbrochen, unbewehrt umfaßte er nun ringend den liefländiſchen Ritter, hob ihn hoch empor und ſchleuderte ihn in die Mitte der Feinde zurück. Alſobald war auch die Fahne wieder in des Siegers Händen, aber die weißen Tauben entſchwanden deshalb nicht, ſondern ſchwebten immerfort den Ruſſen voran. Ein nowgorodiſcher Plotnik *), Sbyſlaw Jakunowitſch, drang, nur mit ſeinem Beile bewaffnet, in die Mitte der Tſchuden, während ſein Genoſſe Miſcha mit wenigen Mitarbeitern ſchnell der Feinde Barken und Snekken zerhieb. Ratmir, Alexander's Diener, focht zu Fuße, da ihm bereits drei Pferde gefallen, bis er, aus dreizehn Wunden blutend, neben den von ihm erſchlagenen Schweden niederſank. Aber immer noch leuchtete von Birger's goldbedecktem Zelte der Tſchuden Wahrzeichen in der Schlacht, da hieb Pelgui die Stützen ein, das Zelt ſtürzte und mit demſelben auch das Zauberbild der Heiden; jubelnd rieſen nun die Ruſſen den Sieg aus. Mit dem Anbruche der Nacht begann eine allgemeine Flucht, die Schweden hatten zwei Snekken mit ihren gefallenen Anführern beladen und ſuchten nun eilig das jenſeitige Ufer zu gewinnen, während die Finnen heulend im Dickicht ſich verbargen. Die Ruſſen hatten keine Fahrzeuge, um die fliehenden Feinde zu verfolgen, da gewahrten die Sieger, wie die beiden weißen Tauben über den Strom flogen und wie alſobald aus dem Schilfe und aus der Tiefe des Waldes unbekannte Krieger, bekleidet mit weißen Fellen wie einſt die Urväter, hervorbrachen; ſie wurden angeführt von zwei Bogatyren in purpurnen Rüſtungen. Sie ſchlugen die Feinde, daß ihre Leichname dort, wie hier, an beiden Ufern des Fluſſes den Boden deckten und noch ehe die Ruſſen dieſe Bundesgenoſſen erkennen und ſich mit ihnen befreunden konnten, war der Sieg erkämpft und ſofort waren auch die weißen Krieger nicht mehr zu ſehen, ſondern man gewahrte nur eine große Schaar Tauben, die höher und immer höher ſchwebten und endlich in Lichtwolken entſchwanden.

*) Zimmermann, von Plott, Floß, abgeleitet.

Das iſt die Schlacht an der Newa, das erſte Gnadenzeichen Gottes in der langen Prüfungsnacht. Die Kirchen- und Staatsgeſchichte nennt von dieſem Wunderkampfe den Führer der Sieger: Alexander Newsky.

(Die Fortſetzung folgt.)

Erinnerungen an Neapel.

(Fortſetzung.)

Schweigend folgte mir der Engländer. Wir ſtanden am Thore der Great Britannia und pochten mit ſtarken Schlägen. Endlich öffnete der Portier, er maß uns von Kopf bis zu den Füßen, und da er engliſch angeredet wurde, zog er, uns den Einlaß bewilligend, ſeine Glocke. Es dauerte nicht lange, ſo ließ ſich ein Cameriere mit zwei ſilbernen Armleuchtern und brennenden Wachskerzen ſehen, er führte uns die Treppe hinauf und wies uns im erſten Stockwerk zwei aneinanderſtoßende Zimmer an. Ich fand hier alles aufs Eleganteſte und Vornehmſte eingerichtet; den Boden mit Teppichen belegt, die getäfelte Stubendecke mit goldner Leiſteneinfaſſung; vor Allem aber ein prachtvolles üppiges Bett, in das ich mich alſogleich, kaum hatte ich mir Zeit gelaſſen, die erſten Kleidungsſtücke abzulegen, hineinwarf. Die Wolluſt eines weichen Lagers für einen Todmüden gehört zu den unbeſchreiblichen Gefühlen; ſie iſt vielleicht die ſüßeſte von allen. Der Engländer ließ ſich noch Wein und Rebhuhn bringen. Zu meinem Unglück führte ſeine Thüe in meine Stube, und als ich mich eben allen Freuden des Schla-

Digitized by Google

ſes überlaſſen wollte, trat er mit einem Teller vor mein Bett hin, um mich zur Theilnahme an ſeinem Souper einzuladen. The partridge is excellent, will you have a bit of it? Ich blinzelte auf, ihn mit ſeinem partridge in die Hölle verwünſchend. Ich dankte ihm, entſchuldigte mich mit meiner Müdigkeit, und bat ihn, die Thür ſeines Zimmers, weil ich gern im Finſtern ſchliefe, zuzumachen. Er entfernte ſich, das Gebrachte im Gehen verzehrend, und lehnte die Studenthür hinter ſich an. Schon hatte ich wieder mit dem Schlafe die Friedenspräliminarien eingeleitet, als es noch einmal zur halbgeöffneten Thür hereinrief, ob ich denn nicht wenigſtens ein Glas Wein wünſchte, der very, very good ſei. Da er keine Antwort bekam, ſetzte er ſich ruhig wieder an ſein Geſchäft. Noch hörte ich ihn eine Weile an ſeinem Huhn knaſpern, mit Weinflaſche und Gläſern klirren, bis endlich der Schlaf, wie eine emſige Biene, auch aus dieſem Geräuſch ſeinen Schlummerhonig ſog. Der langweilige Engländer verwandelte ſich in eine altväteriſche Wanduhr, an der die langen Beine als Gewichtſtricke herabhingen, das Knuppern, das Teller- und Gläſergeklinge ſpann ſich in ein einförmiges Ticken ein, und ſo wiegte mich endlich dieſes behagliche Bild der monotonen Langweiligkeit immer tiefer in den erſehnten Schlaf.

Als ich erwachte, ſtand der bauſchbärtige Cameriere mit einem großen ſilbernen Cabaret vor mir, auf dem ein reichliches Frühſtück à l'anglaise ſervirt war. Der Engländer war bereits ausgegangen, er hatte ſich nach Portici überſetzen laſſen, um von da aus den Veſuv zu beſteigen. Nachdem mir der Cameriere das Frühſtück auf dem naheſtehenden Tiſch ans Bett geſchoben, Waſchkanne, ſilbernen Mundbecher und reine glänzende Handtücher gereicht hatte, entfernte er ſich mit den devoteſten Bücklingen und dem Bemerken, wenn Eccellenza etwas befehlen ſollte, mit der Glocke, die auf dem Kaffeebret ſtände, zu klingeln. Ich hatte mich kaum angekleidet, als der öſterreichiſche Oberlieutenant von L., der von Rom aus mit uns nach Neapel gefahren war, in Uniform hereintrat und mich mit den Worten begrüßte, ob ich ihm das Vergnügen gönnen wolle, mich der Gräfin M., in deren Hauſe er bekannt ſei, vorzuſtellen. Dieſes freundliche Anerbieten war mir um ſo erwünſchter, als ich Empfehlungsbriefe aus Verona an dieſe Dame erhalten hatte. Wir fuhren ſofort nach ihrer Wohnung, die auf dem günſtigſten Punkt der Stadt gelegen war. Die Gräfin bewohnte nämlich die erſte Etage im Palaſt des königlichen Prinzen v. S., bei welchem Fürſten ihr unlängſt verſtorbener Gemahl eine der erſten Hauschargen bekleidet hatte. Der Golf, die Villa Reale, die ſchönſten Partieen der Stadt konnten von da aus überſehen werden. Die Diener auf dem Corridor öffneten eilig die Flurthür. Einer derſelben, nachdem er gemeldet hatte, ſchritt voran und führte uns durch mehrere Piecen und Säle, die einfach, aber mit Geſchmack, und wie es das Klima erforderte, ohne allen überflüſſigen Möbelprunk decorirt, mit angenehmer und erfriſchender Kühle uns aufnahmen. Auf dem rothen, zu glänzendem Marmor gebohnten Ziegelboden zog ſich durch alle Zimmer, die Mitte entlang, ein grünes Tuch. Die Flügelthüren der innern Gemächer ſtanden auf, die hohen Balkonfenſter erhellten ſie aufs heiterſte. Das wogende Straßenleben mit der abgeſchloſſenen Palaſtſtille vermittelnd, umgaben ſie die Säle mit den wundervollſten Panoramen, die jede innere Ausſchmückung entbehrlich machten. Die Hausfrau kam uns entgegen und empfing den Herrn v. L. wie einen alten Bekannten. Sie begrüßte auch mich mit der größten Freundlichkeit und verſicherte, daß ſie von meiner Ankunft durch ein Schreiben aus Wien ſchon früher in Kenntniß geſetzt worden, und fügte ſehr verbindlich hinzu, ſie hätte mich erwartet. Darauf ließ ſie ihren Sohn, einen ſehr ſchönen Knaben von zehn bis elf Jahren, der ſich mit einem ältlichen Manne, ſeinem Erzieher oder Aufſeher, wie es ſchien, in einiger Entfernung gehalten hatte, herantreten. Auch meinen Fernando, ſagte ſie, ihn vorſtellend, wird Ihre Ankunft ſehr erfreuen, er liebt die Deutſchen; Herr M., der die Güte hat, ſich proviſoriſch mit ſeiner Erziehung zu befaſſen, iſt ein Deutſcher. Der Knabe, ſo wie die Mutter waren in tiefer Trauer. Die Gräfin, die nah an den Vierzigern ſein mochte, überraſchte durch die blendende Weiße ihrer Hautfarbe, die gegen die ſchwarze Gaze mit um ſo größerer Friſche abſtach. Sie war mittleren Wuchſes, von ziemlicher Körperfülle, die Hände etwas voll und rundlich, aber ſchön geformt, der Kopf zeigte eine auffallende Aehnlichkeit mit Maria Thereſia; die großen hellblauen Augen blickten offen, heiter und klar, aber ohne beſonderen Ausdruck. Sie erkundigte ſich nach einigen Freunden in Wien und Verona, fragte, ob der alte Baron P. ſich bei ihrer Tante, Hofdame in W., noch ſo regelmäßig wie ſonſt zur Whiſtpartie einfinde, und immer noch ſo zierlich und ritterlich aux petits soins für dieſelbe ſei. (D. F. f.)

Notizen.

[Donizetti's neueſte Oper.]

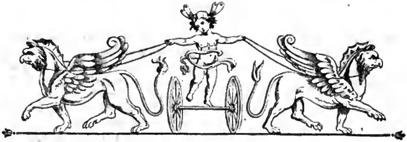
Im italiäniſchen Theater zu Paris hat die neue, glänzend ausgeſtattete Oper von Donizetti: Lucia von Lammermoor, großen Erfolg gehabt. Mit Rubini und Tamburini kämpften Tenor und Baryton um den Preis. Auch Madam Perſiani, deren Geſangstalent im Steigen iſt, erwarb ſich als Lucia vielen Beifall. Die Oper hat keine Ouvertüre, ſie beginnt mit einer kurzen Introduction, einer Art Trauermarſch, dem Stoff angemeſſen. Mit fröhlichem Jubel fällt dann ein Chor ein, den ein pariſer Kritiker etwas confus findet. Dann folgt Tamburini's Cavatine, die daſſelbe Urtheil für das ſchönſte Muſikſtück von Donizetti erklärt.

[Victor Hugo.]

Victor Hugo hatte das Theater français verklagt, weil es ſeine Stücke nicht gibt, wodurch ihm ſein Honorar, das er von jeder Aufführung erhält, geſchmälert wurde. Das Handelsgericht verurtheilte das Theater, binnen 3 Monaten Hernani, Marion und Angelo zu geben und außerdem die Comédie française zu einer Endſchädigungsſumme von 6000 Franken für den Dichter aus gleichen Gründen. — Wir Deutſchen ſtaunen über den zarten Sinn für Recht und geiſtiges Eigenthum, den die Franzoſen beſitzen!

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerſtags — 3. — den 4. Januar 1838.

Redacteur: Dr. I. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Alexander der Heilige.

(Fortſetzung.)

Jene Schlacht gab den Ruſſen den Glauben an ſich ſelbſt zurück, aber die Gefahr war deshalb noch nicht vorüber. Nur wenige Hülfsſchaaren der liefländiſchen Ritter hatten den Kampf an der Newa getheilt. Ein Landesverräther, wie er auf ruſſiſchem Boden nur ſelten, nur als Warnungsgebild der Verworfenheit erſteht, Twerdilo mit Namen, hatte die deutſchen Ritter ſelbſt herbeigerufen, um ihnen das feſte Pſkow, die Geburtsſtätte der heiligen Olga, zu öffnen; da zogen die Schwertbrüder aus Jurgew, Fellin Odenzä ein Heer zuſammen, nahmen das uralte Isborsk und ſtanden bald vor Pſkow. Die Bürger hatten die Mauern der Stadt beſetzt, ſie kämpften muthig und ohne Tadel, aber der mächtige Verräther, der unter ihnen weilte, ließ heimlich Brandfackeln in ihre Wohnungen werfen. Da brach der Einwohner Muth und ihre Herzen verzagten, vor ihnen lagerte ein mächtiger Feind, hinter ihnen fraß die Flamme ihr Erbe, ihre Güter und bedrohte das Leben ihrer Kinder und Weiber; ſie öffneten daher dem Feinde die Thore, mußten einen ſchimpflichen Frieden ſchließen und theure Geißeln geben. Jetzt begann ein dunkles Jammerleben. Twerdilo, unter dem Schutze der Schwertritter, übte über die eroberte Stadt die furchtbarſte Zwingherrſchaft; nur dem Scheine nach war er ein Chriſt, im Stillen förderte er den Glauben des finſtern Heidenthums, opferte ſeinen Götzen Menſchenblut und umgab ſich mit gottläſternden Zauberern. Jetzt am Ziele ſeines Strebens nichts mehr fürchtend, ließ er die Kirchen ſchließen und dieſe in Gefängniſſe verwandeln. Seine Söldlinge und die deutſchen Krieger verheerten das flache Land um Nowgorod dreißig Werſte weit. Wenn der Abend niederſchaute und die freundlichen Kirchenglocken die Landarbeiter heim riefen, kehrten nur wenige durch die ſchützenden Thore zurück; Väter vermißten ihre Kinder, Frauen ihre Männer, die Unmündigen ihre Eltern. Waren ſie gemordet, athmeten ſie in Kerkerluft? Keine Kunde, keine Hoffnung, kein Troſt drang zu den Verarmten. Da erlahmten alle Hände, Arbeit und Geſchäfte ruhten, die Einwohner Nowgorods zehrten von dem, was in glücklichen Tagen der Fleiß erſpart hatte. Noth und Muthloſigkeit wurden endlich heimiſch in dem ſo glücklichen Nowgorod. Jetzt wandten ſich die troſtloſen Blicke zu dem Helden Alexander. Aber er zürnte der Stadt, denn als er gegen die Finnen und Schweden lagerte, hatte das Heer ſchweren Mangel erduldet, indeß die Nowgoroder mit ihrem Ueberfluſſe wucheriſchen Handel getrieben. Doch als der Archimandrit jetzt vor ihm erſchien, umringt von den Beraubten, als jedes naſſe Auge voll ängſtlicher Hoffnung auf ihm ruhte, verzieh er jede Kränkung, vergaß, was geſchehen, und gelobte den Bedrängten Hülfe.

Das Wort des Helden gab dem Lande ſchon Troſt und Ermuthigung wieder. Schnell ſammelte Alexander ein Heer Ladogaer, Jugrier, Karelier und Nowgoroder. Er ſchlug die Deutſchen, die ihm entgegen eilten, eroberte Koperje und zog ſodann gen Pſkow, um daſſelbe

Digitized by Google

zu befreien. Die Mauern vertheidigten Twerdilo's Söldner, er aber ſaß in dunklen Erdhöhlen, umgeben von ſeinen Zauberern, die aus der Tiefe ihre Macht gegen das ruſſiſche Heer und deſſen Führer vergebens verſuchten, denn die unheimliche Gewalt der von Gott Abgefallenen ſchadete dem reinen Chriſten nicht; der fluchbeſprochene Pfeil und das Gift, gezogen aus mitternächtlichen Kräutern, drangen nicht bis zu ihm hinan. Pſkow wurde genommen, aber in dem Augenblicke, wo die Ruſſen durch die Thore zogen, leuchtete die Kirche zur Dreifaltigkeit in Feuergluthen auf. Twerdilo hatte die letzte Rache verſucht, den Tempel angezündet, um ſo die dort Eingekerkerten einem ſchrecklichen Tode zu weihen. Noch zeitig genug wurde die Flamme gelöſcht und Twerdilo, der Landesverräther, der Mordbrenner und Schänder der heiligen Tempel, von der Stadtmauer niedergeſchmettert.

Noch eh' Alexander von den Einwohnern Brot und Salz empfing, ließ er die Kirchen wieder öffnen und die Gefangenen befreien. Und ſiehe aus den Todtengewölben und Grabeshöhlen wankten bleiche leidende Weſen hervor; die Verlorenen und Todtgeglaubten erſchienen wieder und eine beſeligende Freude erhob jede Menſchenbruſt. Dort lag ein Greis in des Sohnes Armen, hier umfing das treue Weib den heißgeliebten Gatten, da lagen die Verwaiſten wieder an dem Herzen ihres Vaters. Gott hatte ihre Leiden geſehen, er ſah jetzt ihre Freuden!

Sodann weihte der Metropolit und die Protopopen die entheiligten Kirchen, und alles Volk, Männer, Weiber, Kinder eilten herbei, um wieder zu beten und Gott für die Errettung zu danken.

So lag Alexander in der Mutterkirche auf ſeinen Knieen, dankend dem Herrn der Herren für ſeinen Schutz und für den erfochtenen Sieg, da umſchauerte ihn plötzlich ein weicher Klagelaut; der fromme Fürſt blickte umher, er gewahrte keinen Leidenden, deſſen Bruſt dieſe Schmerzenstöne entſteigen konnten. Dennoch wiederholte ſich die Klage von Zeit zu Zeit, aber leiſer, leidender, hoffnungsloſer! Auch die Beter vernahmen jetzt dieſen Weheruf, ſie erbleichten und ſuchten ſchaudernd den Gegenſtand dieſer Klage. Ein unglücklicher Gefangener mußte noch irgend wo verborgen ſein; doch umſonſt alles Mühen, alles Forſchen, nirgends war eine Spur zu finden; der Wiederhall der Kirche täuſcht die Suchenden, und es ſchien manchmal, als ob in den Höhen des Tempels unſichtbare Weſen dahin zogen und auf die Sterblichen niederklagten. Endlich fand man unweit der Zarski Dweri ein kleines Gitter, durch welches man in eine dunkle Tiefe niederblickte; das Eiſen wurde aus ſeinen Fugen erhoben; man trat in ein unbekanntes Grabgewölbe, Verweſungsduft hauchte den Eintretenden entgegen, ſonſt war darin alles ſtill und ruhig; es ſchien, die Gruft ſei lange nicht geöffnet worden. Schon wollte Alexander und ſein Gefolge die Stätte des Todes verlaſſen, da erklang der Wehlaut wiederum. Aber, o Entſetzen! er tönte aus einem Sarge, den die Zeit ſchon längſt mit Schattengrau bekleidet hatte. Bebend hoben die Späher den ſchweren Deckel empor, er wich widerſtrebend; kein Leichnam lag in der Todtentruhe, ſondern eine ſchmale enge Treppe führte aus dieſem Scheinſarge, in eine kleine engvermauerte Höhle, in welcher eine Leidende lag, die mit erſterbendem Tone um Hülfe, Rettung, Nahrung flehte. Die Arme war von Twerdilo ſelbſt zu einem Sühnopfer ſeiner Götzen hier eingekerkert; ſeit dem Tode ihres Peinigers hatte ſie keine Nahrung erhalten; die Wunden an ihren Armen, aus welchen die Unmenſchen das warme Blut zu finſtern Zauberwerken geraubt hatten, waren nur ſchlecht verbunden und glühten und ſchmerzten immerfort. Als man die Leidende hinauf in den Tempel trug, ſchloß ſich ihr wundgeröthetes Auge, das ſo lange in der Nacht der Finſterniß geweilt hatte, dem blendenden Lichte des Tages. Als die dem Grabe Erſtandene nun zu des Fürſten Füßen lag, die Augen feſt geſchloſſen, die blutleeren Wangen bis zum Tode erbleicht, aus der bebenden Bruſt nur noch leiſe athmend, erkannte Alexander erſt die Schwergeprüfte; jetzt wußte er, warum der Klageton ihn ſo innig und tief ergriffen. Er neigte ſich über ſie, eine heiße Thräne fiel aus ſeinem Auge auf die erkaltete Wange nieder, und er ſprach tief bewegt: „Waſſiliſſa, Du Schmerzreiche, muß ich Dich ſo wiederfinden!“ Bei dem Tone dieſer Stimme kehrte neues Leben in die Dulderin zurück, ein leiſer Roſenhauch röthete die Wange, ſie öffnete das Auge, umwand mit ihren wunden Armen ſeine Kniee, netzte mit ihren Zähren ſeine Füße und wimmerte: „Ich bin nicht mehr unglücklich, da Du mich abermals gerettet.“

Alexander zog nun mit ſeinen Schaaren gegen die deutſchen Ritter. Eine kleine Abtheilung ſeines Heeres, noch trunken von dem erfochtenen Siege, entfernte ſich zu weit, ſie wurde geſchlagen und auf die Vorhut der Ruſſen zurückgetrieben. Die Deutſchen triumphirten, ſie ſahen ſich im Traume ſchon wieder als Herren von Pſkow und drohten in ihrem Uebermuthe Großnowgorod

Digitized by Google

ſelbſt zu nehmen, denn ihr Heer an Deutſchen, Letten, Ehſten und den Strandbewohnern der Inſel Oeſel war ungleich ſtärker als das der Ruſſen. Jetzt aber zeigte ſich die Geiſtesgröße des geweihten Feldherrn; er zog ſich über den Peipusſee zurück. Es war am ſechsten April *), die Erde war noch erſtarrt, nur die Tanne grünte; Birke und Eiche ſtanden noch mit Schnee belaſtet. Leicht zogen die ruſſiſchen Krieger über die Eisdecke des Sees zurück. In keilförmiger Schlachtordnung drängten die Deutſchen hinten her, ihnen nach das mächtige Heer der Bundsgenoſſen. Die ſchwanke Eisdecke zitterte und dröhnte unter ihnen, doch erreichten ſie noch ungefährdet das Ufer, wurden aber ſogleich von den Ruſſen angegriffen. Noch einmal lächelte den Fremdlingen das Glück, den ſchwer gepanzerten Deutſchen gelang es, das ruſſiſche Heer zu durchbrechen, aber in dem Augenblick, wo ſie Sieg riefen, wurden ſie von Alexander und ſeinen Nowgorodern von der Seite angegriffen. Die Tſchuden, welche ſich noch nicht geordnet hatten, beſtürzt über den unerwarteten Anfall, flohen ſogleich heulend zurück. Eine Verwirrung ſonder Gleichen entſtand, auch die Schwertbrüder waren gezwungen zu weichen. Doch der Winter war jetzt mit den Kindern ſeiner Zone im Bunde, krachend brach die Eishülle und die erſten Flüchtigen ſanken in die kalte Tiefe. Das entmuthigte Heer hatte jetzt keinen Rückweg mehr, feige warf es ſeine Waffen hin und ſuchte zu entfliehen; aber die Rache der gereizten Ruſſen hauſte fürchterlich und die auf Nowgorods Fluren und in Pſkows Vertheidigung Gefallenen erhielten ein ſchreckliches Todtenopfer. Vierhundert deutſche Ritter wurden erſchlagen; Alexander, auch dem Feinde noch ein milder Sieger, rettete funfzig, mit Gefahr ſeines eigenen Lebens. Ein Raum von ſieben Werſt, ſoll, wie der Chroniſt meldet, mit dem Leichnamen der Tſchuden bedeckt geweſen ſein. Zum erſten Mal war der Stolz der Schwertritter gebrochen, zum erſten Mal waren ſie in offner Feldſchlacht von den Ruſſen beſiegt. Betend weilte der Ordensmeiſter in Riga und ſah ſchon dieſe Stadt und ihre heiligen Tempel von den Ruſſen bedroht. Er hatte kein Heer mehr den Siegern entgegen zu ſtellen und ſandte daher Geſandte nach Dänemark und Schweden, um von den Königen dieſes Landes ſchleunige Hülfe zu erflehen. Alexander als Menſch und Sieger gleich groß, gewährte den Gedemüthigten Frieden, er begnügte ſich, die erzwungenen Geißeln zurückzufordern und zog ſodann wieder gen Pſkow.

*) 1242.

Der Einzug der Sieger, in die nun ganz befreite Stadt, war ein allgemeines Volksfeſt. Weit hinaus über das Weichbild der Stadt zogen ihnen die Einwohner entgegen und ſtreuten grüne Zweige den Heimkehrenden. Die ruſſiſchen Reiter eröffneten die Reihen, dann kam das Fußheer, dann die gefangenen Ordensritter in ihren ſchweren Eiſenkleidern, einſt der Schrecken der Pſkower, jetzt ihrer Gnade verfallen; nach dieſen zogen abermals ruſſiſche Lanzenreiter einher und ſodann die Heerführer in goldbrokatenen Gewänden, verziert und geſchmückt mit griechiſcher Kunſt; unter ihnen Alexander im ſchlichten Kriegskleide, dennoch die Glänzenden alle überſtrahlend durch angeborene Größe, er, der Herrlichſte unter den Herrlichen. Mit dem heiligen Kreuze zog die Geiſtlichkeit dem Retter entgegen, in frommen Geſängen Gottes Güte und das Lob des Siegers preiſend. An beiden Seiten knieete das zahlloſe Volk, hob die Hände zu dem geliebten Herrſcher empor und rief unter Freudenthränen: Sei geſegnet, Du unſer Vater, unſer Erretter! Es war eine ſchöne erhabene Stunde, Alexander empfand ihre Weihe und ſprach gerührt: Bürger von Pſkow! Wenn Ihr meiner jemals vergeſſen könntet! wenn meine Nachkommen im Unglück keine Freiſtätte finden, ſo würdet Ihr und Eure Enkel das Beiſpiel des ſchwärzeſten Undanks ſein *).

Nein, nein, Du edler Fürſt, nicht Pleskow, nicht Rußland hat Dein vergeſſen. Du lebſt in den Herzen Aller, ſo lange Tugend und Dankbarkeit in dem Lande der Treue nicht zur Mähre geworden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Erinnerungen an Neapel.

(Fortſetzung.)

Sie erſtaunte und erſchrak, als ich ihr erzählte, daß der Marcheſe St., Rittmeiſter und Adjutant beim commandirenden General in B., die Blume aller Cavaliere, eines Abends den ſonderbaren Gedanken faßte, ſich für den Commandirenden, ſeinen Kammerdiener aber für ſich ſelbſt zu halten. Er trat dieſem im bloßen Hemde mit allen Orden und noch obenein mit zwei Sternen, die er ſich von Gold- und Silberpapier ausgeſchnitten hatte, geſchmückt, entgegen, ihm als ſeinem Adjutanten die gemeſſenſten Militärbefehle ertheilend. Dieſer, regungslos im erſten Schrecken, ſammelte ſich jedoch ſo weit, daß er hinunterlief, um den Freund des Marcheſe, den zweiten Adjutanten, von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu ſetzen. Allein der Major fand ihn nicht mehr auf ſeinem Zimmer. Er war inzwiſchen zur offenen Thür, in dem Coſtüme, wie ihn der Kammerdiener verlaſſen hatte, durch alle Corridors und Vorzimmer bis ans Boudoir

*) Eigene Worte Alexander's, wie ſie uns die Geſchichte aufbewahrt hat.

Digitized by Google

der Generalin vorgedrungen. Die Generalin befand ſich eben bei ihrer Nachttoilette, ſie ſaß der Thür gegenüber vor dem Spiegel. Bei dem plötzlichen Anblick dieſes ſpäten Beſuches, der ihr mit einem Male wie ein Geiſt aus dem Spiegel entgegenkam, ſtieß ſie einen Schrei des Entſetzens aus, und fiel ohnmächtig in die Stuhllehne zurück. Die herbeieilende Zoſe, als ſie die Erſcheinung erblickte, lief mit einem Zetergeſchrei davon, das ganze Haus kam in Alarm, der Marcheſe wurde fortgebracht, und die gute Generalin, nachdem ſie ſich erholt, und das Nähere des Vorfalls erfahren hatte, war eben ſo ſchmerzlich ergriffen, und empfand jetzt für den Unglücklichen ebenſoviel Theilnahme und Mitleid, als ſie vorher Schrecken empfunden hatte. Der arme Marcheſe! rief die Gräfin; hatte man denn keine warnenden Spuren dieſer plötzlich eingetretenen Verwirrung bemerkt? — Keine. Den Tag vorher an der Mittagstafel war er liebenswürdig, aufgeweckt, zart und geiſtreich wie ſonſt. — Wie nach dem Ausſpruch jenes griechiſchen Weiſen, bemerkte der Hauptmann, ſich Niemand vor ſeinem Ende glücklich preiſen dürfe, ſo iſt Niemand von uns, ja noch weit weniger vor Störungen ſicher, die das feinſte und zarteſte aller Gewebe betreffen können. Und wenn auch meiſtentheils dieſer Seelenverdunkelung irgend eine phyſiſche Abweichung zu Grunde liege, ſo entgehe doch dem ſcharfſinnigſten Beobachter, ob dieſe, wie bei andern organiſchen Leiden an einen äußerlichen Moment anzuknüpfen, oder vielmehr als die erſte Unordnung zu betrachten ſei, die der kranke Geiſt, aus eigener Bewegung und wie bei dem Eintritt einer Sonnenfinſterniß, als Vorſchatten gleichſam, dem Organismus eintrübt. Und nicht nur im menſchlichen Geiſte, fuhr er fort, zeigt ſich ein ſolches Fluctuiren, in der Natur ſelbſt mahnt es uns in gewiſſen Erſcheinungen. Die Planeten leiden an Perturbationen; der Mond zittert in unberechenbaren Schwankungen. An der Magnetnadel ſehen wir Abweichungen von ihren feſten Punkten, gleichſam ein kosmiſches Irreſein und Deliriren. Ich meines Theils, fügte er hinzu, halte jede Geiſteskrankheit für eine negative Begeiſterung, eine verkehrte Inſpiration, für eine prismatiſche Irrationalität der Seelenfarben. — Beſter Hauptmann, unterbrach ihn die Gräfin, Sie machen mir bange; jetzt, wo ich an den Marcheſe denke, beſchwöre ich Sie, ſo klar und verſtändlich zu reden, wie möglich. Ich fürchte, daß nur Jemand, der einen kleinen Anſatz zum Wahnſinn hat, eine gute Definition deſſelben zu geben vermöge. — Sehr wahr, erwiederte der Hauptmann, nur iſt dieſe Dispoſition eine allgemeine, und jeder hat von Glück zu ſagen, der, zumal in der tauſendfachen Durchkreuzung von Leidenſchaften, Irrthümern und Bewegungen der Geſellſchaft, noch ſo viel Anſtand bewahrt, dieſen verborgenen Schaden dem Anblick, wenigſtens äußerlich, zu entziehen, denn nur durch dieſen Anſtand unterſcheiden wir uns von den Geſtörten. — Sie ſprechen jetzt in Ihrem eigenen Vortheile, Herr Hauptmann, ſagte die Gräfin, wenn Sie den Anſtand zum Regulator aller Lebensverhältniſſe erheben, in dem Falle wären Sie freilich der Beſonnenſte und Weiſeſte unter Allen. — Der Hauptmann verneigte ſich lächelnd, und verwahrte ſich gegen das, wie er meinte, unverdiente Compliment durch die Bemerkung, daß, wenn er auf zarte Sitte und das feine Maaß im Umgange ſo großes Gewicht lege, und auf ſein Thun und Bezeigen ſo behutſam achte, dies eben daher rühre, weil er ſich von Natur vielleicht weniger richtig als ein Anderer empfände, und den erbſündlichen Keim jenes Uebels durch Anſtand und Politeſſe, durch dieſe Reinlichkeit des Umgangs, wenn man ſo ſagen dürfe, zu bekämpfen habe, um durch die Diät des usage du monde, des bon ton und wie alle die negativen und äußerlichen Palliativmittel der guten Geſellſchaft heißen, deſſen bedrohlichen Ausbruch ſo lange wie möglich hinzuhalten. — Es wurde noch mehr über dieſen Punkt hin und her geſprochen, und ich hatte Gelegenheit zu bemerken, wie vollendet der Hauptmann ſich im Geſpräch zu bewegen wußte. Noch ſehr jung, kaum älter als fünf bis ſechs und zwanzig Jahre, ſchmächtig gebaut, blaſſen, faſt mädchenhaften Geſichtes, hatte er eine Bildung, wie ſie nicht allzuhäufig unter öſterreichiſchen Officieren angetroffen wird. Voll Geiſt und Kenntniſſe zeigte er ſich in ſeinem Benehmen einſchmeichelnd, gewandt und ſicherſtellig. Er beſaß die Kunſt vollkommen, im Geſpräch den Faden der Unterhaltung unbemerkt zu leiten, und doch den Mitſprechenden ſo leiſe und fein hinein zu ſpinnen, daß jedem ſein Theil und ſeine Anſprüche unbenommen blieben. Und indem er im eigentlichen Sinne die Seele des Geſpräches war, bewegte er es mit ſo berechneter und vollendeter Taktik, daß der Eindruck, den er bewirkte, immer ein wohlthuender blieb und in den Anweſenden ein ſtilles befriedigendes Echo der Geſprächsſtimmung zurückließ, wie es nur den anmuthigen Geſellſchaftern hervorzurufen gegeben iſt, die mit einer günſtigen Steiſung jenen Reiz und jenes Brillante des Geiſtes verbinden, deren liebliches Gleichgewicht die Grazien des Umgangs erzeugt. Ein kaum merkliches Ueberhangen des linken Augenlides verlieh ſeinem feinen Geſichte etwas Scheues und Schlaugutmüthiges, das das Blitzen ſeiner leichten Bemerkungen gleichſam mäßigte und zugleich der ritterlichſten und zarteſten Sprechweiſe durch einen Anflug von Ironie mehr Reiz und Schärfe gab. Ich hoffe, Herr Hauptmann, ſagte die Gräfin, Sie werden auf unſern Gaſt nicht Beſchlag legen wollen. Im Gegentheil, gnädige Frau, erwiederte er, ich habe mich eingefunden, um von Ihnen Befehle über die Art, wie ich für deſſen Unterhaltung in Neapel Sorge zu tragen habe, entgegen zu nehmen. — Für heute, verſetzte die Gräfin, nehme ich ihn ganz in Anſpruch. Noch dieſen Vormittag beſuche ich die Prinzeſſin L. Es wird mir angenehm ſein, ſagte ſie gegen mich gewandt, wenn Sie ſich vorſtellen laſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

N o t i z.

[Lebehochs zum Neujahr.]

In der Neujahrsnacht verſammelten ſich einige hundert Menſchen in Leipzig vor der Wohnung des Kreisdirectors v. Falkenſtein und brachten Sr. Majeſtät dem König von Sachſen und dem conſtitutionellen Miniſterium ein zweimal dreifaches Lebehoch. Am Abend vorher hatten die Zeitungen den königlichen Erlaß mitgetheilt, wonach den göttinger Profeſſoren und Studenten in Leipzig eine Freiſtatt gewährt wurde.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 4. — den 5. Januar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Alexander der Heilige.

(Fortſetzung.)

Am Thore empfingen den Sieger die edelſten Jungfrauen der Stadt, eine trat aus den Reihen hervor und überreichte ihm einen Kranz von Schneeblüthen, die einzigen Boten des Frühlings, welche jetzt die noch kalte Erde erzeugte. Sie wollte ſprechen, aber die Macht ihrer Empfindung überwältigte ſie; weinend ſank ſie dem Helden zu Füßen und nur ihr Blick ſagte, was ihr Herz empfand. Auch Alexander war tief ergriffen, er neigte ſich über die Jungfrau, welche nun ſchon zum dritten Male auf ſeinem Lebenswege ihm entgegen trat, er küßte ihre blendende Jugendſtirn und ſprach: „Der Herr ſei mit Dir und erfülle alle Deine Wünſche.“ Das Antlitz der armen Waſſa ward zur Purpurröthe bei dieſen Worten, ſcheu trat ſie zurück und verbarg ſich unter den Geſpielen. Aber lange, lange fühlte ſie noch den Kuß des Heißgeliebten, lange noch empfand ſie ſeinen freundlichen Segen. Ach, die Erinnerung hat ihre ſeligen Freuden, und das Herz kann oft an einem Augenblick des Glükkes Ewigkeiten durchſchwelgen.

——

Schweden, Dänemark und die Brüder des Schwertordens waren nun von Rußlands Grenzen geſcheucht. Aber ein Feind ſtand ihnen noch gegenüber, mächtig, rieſengroß, gegen den kein Kampf möglich, gegen den kein Sieg zu hoffen, es waren die Mongolen. Freilich hatten ſich ihre Horden von Nowgorods Fluren entfernt, aber ein Augenblick, eine Laune des Heerführers konnte ſie zum endlichen Verderben Rußlands zurückrufen. Da ſtarb Jaroslaw, Alexander's Vater. Nach der Sitte des Landes erbte deſſen Bruder Swätoslaw das Großfürſtenthum; er beſtätigte ſogleich ſeine Neffen in ihren Lehen. Aber Alexander's Ruhm war ſein Mißgeſchick, in der goldenen Orda hatte man von ſeinen Siegen, ſeinen Geiſtesgaben, ſeiner Körperſchönheit vernommen. Die ſtolzen Mongolen, vor denen jetzt alle Völker fern und nah zitterten, vor denen ſich die mächtigſten Fürſten im Staube beugten, forderten daher Alexander auf, in der Orda zu erſcheinen und ſich von dem Großchan belehnen und beſtätigen zu laſſen *), denn er war der Einzige, der von allen jenen Herrſcherfürſten ihnen ungebeugt gegenüberſtand. Als die Kunde von dieſer Forderung nach Nowgorod kam, riethen ihm viele ſeiner Treuen, dieſe Schmach über das Vaterland nicht kommen zu laſſen und dem Gebote nicht Folge zu leiſten. Aber in den Trümmern von Kiew hatte Alexander Nowgorods Schickſal voraus erblickt; unmöglich war es, der furchtbaren Uebermacht trotzen zu können; er beſchloß alſo, für ſeine Unterthanen, für ſein Land, das Schwerſte, die tief empfundene Erniedrigung, zu dulden. Als er nun deſſen entſchloſſen, er-

*) Das Gebot lautete: „Fürſt von Nowgorod! iſt Dir nicht bekannt, daß Gott mir zahlloſe Völker unterworfen hat? Wähnſt Du allein davon ausgeſchloſſen zu ſein? Willſt Du fortan in Ruhe herrſchen, ſo erſcheine ſofort vor mir, auf daß Du die Macht und Herrlichkeit der Mongolenvölker erkennſt.“

Digitized by Google

nannte er die Räthe und Großbojaren, welche in ſeiner Abweſenheit des Landes und des Volkes Rechte verſehen und ſeinem Weibe Schutz ſein ſollten. Dann beichtete er ſeine Sünden, empfing das heilige Abendmahl und that alles was der Sterbende übt, wenn er das Ende ſeiner Tage nahe ſieht, denn wer den Weg zu jenen Furchtbaren antrat, mußte ſich mit dem Tode vertraut machen. Der Pfad ging durch menſchenleere Steppen, durch Wüſten, in denen nur der Wolf, der Schakal, der Bär und der Panther hauſeten; finſtere Wälder mußte er durchſchreiten, Moräſte durchwandern, in denen nur giftige Molche und die ringelnde Schlange niſteten; und am Ende harrte ſein unter den wilden Heiden der Dolch oder das Gift eines heimlichen Feindes. In dem ſchmerzreichen Ende ſeines Vaters, in dem Märtyrertode des frommen Michaila ſah Alexander ſein eignes Schickſal; aber er zagte nicht, denn es galt des Landes Rettung.

Langſam ſchauern die Kirchenglocken durch die kühle Nebelluft, Nowgorods Thore öffnen ſich, Alexander, ſein Bruder Andrei und wenig Getreue ziehen hinaus. Der newskiſche Held iſt angethan mit dem dunkelbraunen Pilgerkleide, mit den Baſtſchuhen und dem langen Pilgerſtabe, der oben ein ſchlichtes Kreuz bildet, denn ſo und nicht in Pracht und Herrlichkeit wanderten damals Rußlands Fürſten zu den Mongolen. Vor dem Thore harrt ſein der Metropolit mit dem Gnadenbilde, noch einmal betet Alexander, noch einmal empfängt er den Segen des Geweihten, denn er iſt ein Scheidender, der vielleicht nimmer wiederkehrt. Wie anders war vor wenigen Monden der Empfang als jetzt der Abſchied. Bis zu den heiligen Wäldern hat ſich das Volk ausgebreitet, es umfaßt ſchluchzend ſeine Knie, es ſtammelt den Namen ſeines Vaters, ſeines Wohlthäters, ſchreiend vor Schmerz, wirft es ſich dem Scheidenden in den Weg, ſchlägt ſich die Stirn und hemmt ſeine Schritte. Aus dem Gedränge ſtürzt eine bleiche Jungfrau hervor, ſie umfaßt ſeine Knie, ihr Auge iſt thränenlos, ihr Buſen bebt im zerſtörenden Weh, mit zitternder Hand faßt ſie das Meſſer an ihrer Gürtelkette und trennt eine lange Flechte von ihrem Wunderhaare ab, durch den Ring des Heiligenbildes auf ihrer Bruſt zieht ſie dieſelben und reicht ſie Alexander hin. Keine Worte, keine Laute! Ihr Schmerz iſt ihre Sprache, den Alexander um ſo mehr empfindet, da das ihm von Prieſterhand gegebene Weib fern von ihm lebt und keine Theilnahme für ſein Geſchick empfindet.

Vor den Blicken der Wanderer dehnt ſich immer mehr und mehr das einſt ſo glückliche Rußland aus. Welch ein Jammerbild, welche Unendlichkeit des Elendes! Ueber Brandtrümmer geht der wankende Fuß, Städte und Dörfer liegen in Schutt und Verwüſtung; die Hütten, welche die Wuth des Feindes verſchonte, ſtürzt der Sturm; ſie ſind öde und unbewohnt, denn die Peſt der verweſten Leichen hat die letzten Ueberlebenden hinaus getrieben in das Dickicht des Waldes, in finſtere Erdhöhlen, um deren Beſitz ſie noch mit dem wilden Bär kämpfen müſſen.

Die bleichen Gebeine der Erſchlagenen zeigen den Pilgern den Weg, welchen ſie wandern müſſen; jene Rieſengräber, die noch in unſern Zeiten die Neugierde der Reiſenden erwecken, umfaſſen die Leichname ihrer ermordeten Väter und Brüder. Auf den Gottesackern heult der hungrige Wolf, ſcharrt der Schakal, um die Leichen der Begrabenen hervor zu zerren; auf der Trauerbirke lauert der Geier, hoch in den Wolken kreiſt der Aar, um von der Beute der Wiedererſtandenen den ſchuldigen Theil zu erlangen!

Sie wandern weiter; hier und da ſchleichen bleiche Geſtalten, gebeugt durch Seelenſchmerz und Körperleiden aus den dunkeln Schluchten hervor und wagen es, ſich auf der entweihten Erde wieder anzubauen. Aber auch hier zeigt ſich der angeborne Glaubensſinn des Volkes; nicht ein Obdach für Weib und Kind iſt es, was ſie zuerſt errichten, nein, einen Tempel Gottes, um beten zu dürfen.

Das Gold, welches Alexander mitnahm, um den Geiz der Mongolen zu ſättigen, ſpendet er mit vollen Händen, denn die Armen haben kein Brod, keine Hülle, ihre Blößen zu decken, Baumrinde iſt ihre Nahrung und das Fell des Waldthieres ihre Bekleidung. Armes Rußland, welche Prüfung haſt Du erlitten! O beneidet ihm ſeine jetzige Größe nicht, nur durch Nacht iſt es zum Tage geſchritten.

Endlich erreichen ſie die Grenze Rußlands; Alexander kniet betend zum letzten Mal auf dem heiligen Boden ſeines Vaterlandes, ſeine Rechte faßt eine Hand voll Staub; er hüllt das Heiligthum in ein kleines Tuch und verbirgt dieſes auf dem Herzen; wenn nun der Abend kommt und der Müde Ruhe ſuchen muß auf dem fremden ungeliebten Boden, legt er den theuern Schatz unter ſein Haupt und ſchläft ſo auf der Erde ſeiner Heimath.

Alles iſt ihnen jetzt entfremdet; ein anderer Himmel, eine andere Erde, andere Menſchengeſtalten; denn dieſe-

Digitized by Google

nigen, welche ihnen jetzt entgegen treten, ſcheinen nicht von Gott erſchaffen, ſcheinen nicht auf der freundlichen Erde geboren: es ſind unheimliche Dämonen, die, der Unterwelt entflohen, im Lichte der Sonne ihre Verbrechen üben wollen. Dieſe Zwerggeſtalten, mit den breiten, flachen, von Blatternarben zerriſſenen Geſichtern, mit den verzerrten Hohnzügen, mit den geſpenſtigen Gluthen aus den verborgenen Augen, mit den weißen ſpitzigen Zähnen in dem großen lippenloſen Munde, ſind die Sieger der kräftigen, mannhaften Ruſſen. Mehr als bei dem Anblicke dieſer Unholde, leiden die Pilger, als ſie ihre gefangenen Brüder wieder ſehen. Zu den erniedrigendſten Arbeiten in das Joch des Thieres gebannt, hat eine dumpfe Geiſteserſtarrung die Meiſten ergriffen, ſie heben die troſtloſen Blicke zu den Wanderern empor, aber ſie lächeln, ſie weinen nicht mehr, ſie bluten ohne Erregung unter der Geißel des Peinigers und gehen ſtumpfſinnig zum Qualentode wie zur Arbeit. Alexander ſpendet das letzte Gold, das ihm geblieben, und zu dem Schmerze, das Elend ſeines Volkes zu ſchauen, geſellt ſich noch der, ſo Wenigen helfen zu können.

Endlich treten die Pilger in Batû's koſtbares Zelt, endlich ſollen ſie den erblicken, der zum Verderben ihres Landes den Tiefen der Hölle entſtiegen iſt. Da liegt vor ihnen, gehüllt in koſtbare Felle, eine früh gealterte Geſtalt, gelähmt an allen Gliedern, langſam dahin ſterbend eines fürchterlichen Todes. Das iſt er, der Fluch der ſlawiſchen Völker, der Mörder unzähliger Glücklichen, der Verwüſter der prachtvollſten Städte, der Vertilger des Menſchengeſchlechtes. Das Weltgericht hat ihn bereits ergriffen; nur mit dem erſtarrten Auge kann er Mord gebieten, nur mit gelähmter Zunge ſeine Blutbefehle ertheilen, dennoch iſt er entſetzlich, denn die Einung der höchſten Schwäche mit der furchtbarſten Macht gibt ihm etwas Zauberhaftes; das Zucken ſeines kranken Körpers gibt Tauſenden den Tod, das Ermatten ſeiner gebrochenen Stimme rauſcht durch ferne Gegenden und ruft den Mord in weit entlegenen Zonen auf. Nein, das iſt kein Sterblicher, kein vom Weibe Geborener, es iſt die Zornruthe Gottes, geſandt, um das ſündige Menſchengeſchlecht zu züchtigen.

Der Anblick des nowgorodiſchen Helden, blühend in ungeſchwächter Mannskraft, gibt dem Siechen neue Qualen; er kann deſſen Blut nicht trinken, es nicht in ſeine leeren Adern füllen, er kann deſſen kräftiges Leben nicht in die eigene Bruſt bannen, aber er kann ſich rächen an dem Glücklichen, er kann vernichten, was ihm ſo blühend gegenüber ſteht, er kann den Reichbegabten dorthin ſenden, wo ſeiner auch ein dunkles Lebensende harrt. In Batû's ſchmerzentſtellte Züge, über ſein entmenſchtes Antlitz tritt ein hämiſches Lächeln, und er gebietet dem Fürſten, nach der goldenen Orda zu ziehen und ſich vor dem Großchan ſelbſt zu beugen. Kein Einwand war gegen dieſen Befehl möglich, die edlen Knäſen müſſen gehorchen und mit hölliſcher Hohnfreude lehnt ſich Batû wieder auf ſein Qualenlager zurück, denn dieſe Kraftvollen ſind mit ihm, dem Sterbenden, vielleicht einem finſtern Looſe verfallen.

Ein furchtbares Schickſal harrt jetzt der Wanderer, ſie müſſen eintreten in jene öde Steppe, die noch jetzt nach Jahrhunderten den Reiſenden mit ihrer Schöpfungsohnmacht wie ein endloſes Erdengrab angrauſt. Selbſt das wilde Thier des Waldes hauſt nicht hier, kein Baum gewährt ihnen Schatten, kein Dach dem Ermüdeten Schutz; auf die von Sonnenſtrahlen durchglühte Erde ſinken ſie Abends und erwachen um Mitternacht in Fieberſchauern, durchbebt von der eiſigen Nachtluft. Kein menſchliches Weſen begegnet hier ihren Blicken, alles öde, alles todt; nur die rieſigen Leichenhügel zeugten damals ſchon wie jetzt, daß einſt eine beſſere Natur, ein glückliches Menſchengeſchlecht hier geherrſcht hat. Vor den Pilgernden lag die Hoffnungsloſigkeit, hinter ſich ließen ſie die zuckenden Körper der Sterbenden, die Leichen der Erſchöpften. Bald waren nur drei Lebende und Leidende noch übrig: Alexander, ſein Bruder Andrei und der treue Knecht Pelgui. Alexander war der minder Entkräftete; hier galt kein Rang, kein Stand mehr, er leitete und trug wechſelsweiſe den Bruder wie den Knecht, und ſorgte und darbte für beide mit gleicher Liebe. So ſchlichen ſie Tage lang auf einem Wege, den ſie ſonſt in wenig Stunden zurückgelegt hätten. Immer ſchwerer lagerte ſich die Ohnmacht auf die Ermüdeten, immer mehr verarmte ihre Lebenskraft; nur der Glaube gab Alexander Muth zur Ausdauer, denn auch er war bereits bis zum Tode erſchöpft, da hatte endlich ein Gott Erbarmen! Sie erblickten das heilige Meer*), und ihnen begegnete wieder ein Menſchenantlitz, zwar das eines Feindes, aber doch eines Menſchen.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Den Baikalſee.

Digitized by Google

Erinnerungen an Neapel.

(Fortſetzung.)

Sie klingelte, befahl, daß vorgefahren werde, und entfernte ſich, um ihre Toilette zu beſorgen. Der Hauptmann wandte ſich zu dem jungen Grafen und ſeinem Mentor, ich trat auf den offenen Balcon hinaus, vor dem ſich die Strada di Toledo, dieſer Amazonenſtrom unter den Straßen, ins Unabſehbare wogend ergoß. Rechts überſah ich den Golf. Die Sonne ſtand bereits hoch. Die Spiegelfläche des Meeres warf tauſend blitzende Zitterfunken wie Kußhändchen der Sonne entgegen. Die Fiſchernetze verwoben ſich mit den goldnen Netzen, die der Tag über das Meer ausgebreitet hatte. Weiterhin gegen Oſten zeigte ſich der Veſuv, der jeden Morgen die großartigſte, aber ſtillerhabene Eruption feiert, den Sonnenaufgang; die um ihn liegenden Ortſchaften ſchienen ſtille weiße Pilger, die ihn wallfahrend beſtiegen. In bläulicher Ferne ſchimmerten Iſchia, Procida und Capri, wie ſaphirne zum Licht empordurftende Opferſchalen. Wenn ich mich ein wenig verneigte, konnte ich den lieblichen Meerbuſen von Caſtellamare erblicken, das glänzende Medaillon auf dem Buſen Neapels. Der weiße Monte Chiaro ſchien ein leicht bewegter Schleier, der das anmuthige Wallen umwob und reizend entblößte. Eine trunkene, paradieſiſche Seligkeit lag darüber ausgegoſſen. Das Verſchwimmen der Fernen, die Verwegenheit der Umriſſe, die weich und lächelnd in ſanfteſte Verduftung ſchmolzen, ein gewiſſer Schmelz geiſtiger Verklärung, der die wilden koloſſalen Gebiege des Maſſenhaften gleichſam entband und in feenartige Erſcheinungen löſte, erhoben den Anblick zu einer überirdiſchen Schönheit, und man mußte ſich wirklich in die glückſeligen elyſiſchen Gefilde verſetzt fühlen. In keiner Gegend der Welt erſcheint das Schroffe, Zackige und Wilde ſo lieblich gedämpft, das Scharfe der Gebirgsumriſſe ſo melodiſch gemildert. Die Vermählung des Lichtes und der Maſſen ſcheint gefeiert zu werden. Seiner irdiſchen Mühen enthoben, ſchaut ein verklärter Pontifex, der Epomeo, in die Sonne. Dort das Kalkgebirge, kein Starres mehr und Feſtes, ſieht uns, wie ein Geiſt mit klaren Augen an, und ſcheint irgend ein Zauberer mit weißem Bart und purpurnem Talar, der mit dem Vorgebirge dello Sentolo wie mit einem niederweiſenden Finger bedeutungsvoll in die Tiefe zeigt. Dieſe Inſeln baden ſich wie Sirenen mit goldenen Kronen und weithinſchwimmendem Haar, und die Melodie der Farbentöne verklingt in einen unhörbaren, nur dem Geiſte vernehmlichen Geſang. Vorgebirge, Felſenwände, Grotten, die nur liebliche Wangengrübchen ſcheinen, Höhenwege und Citronenwälder, wo der Orangenbaum mit der Rebe die Saltarella tanzt, alles blüht in ſo transſcendentalem Schimmer, daß Felſen und Gebirge unſterbliche Bewohner des Meeres ſcheinen und Genoſſen der Amphitrite, die über Nacht emporſtiegen, um ſich im Tageslicht zu ſonnen; hohe Sonnenprieſter, die den heiligen Dienſt des Lichtes ſtillfeierlich begehen. Leicht würde man in den einzigen Anblick ganz verſinken und in dieſe landſchaftliche Eudämonie mit aufgehen, wenn nicht, zumal auf dem Standpunkte, wo ich mich befand, die Toledoſtraße aus ſolchen quietiſtiſchen Träumen aufrütteln und durch den mächtigſten Gegenſatz in das Marktgetümmel des Lebens fortreißen würde. Hier ſcheint der Zuſammenfluß des in ganz Italien einheimiſchen Straßenlärms ſich zu concentriren. Ein tobendes Gebrauſe, das gegen das ſtille Element daneben eigenthümlich abſticht, als hätte dieſes ſämmtliche Leviathans und ſchwarzen Ungethüme ausgeſpieen, die nun in der Straße Toledo ſich drängen, ſchieben, brüllend zuſammenknäueln und dann wieder auseinander ſchießen. Bald aber entwirrt ſich der infernaliſche Mummenſchanz, und was unheimlich beim erſten Ueberblick faſt erſchreckt hatte, löſt ſich vom kräftig glänzenden Licht überwunden in heitere Töne auf. Die hellen Lichtpunkte dieſes tollen Carnevals aber ſind die Lazzaroni, die wahren Könige des Marktes, die ihren Purpur beziehungsreich als phrygiſche Mütze auf dem Kopfe tragen. Vulkaniſche Naturen, deren ſchroffe gebietende Geſichtszüge an wilder Kühnheit die Felſenumriſſe übertreffen. Unter allen Menſchenſchlägen, die mir vorgekommen, fand ich keine ſolche außerordentliche Geſtalten. Koloſſale Schultern und Bruſtwölbung, die von dem Klima kupferroth gebräunt, das Metallene ihrer Stimme erklärt; die ſchärfſten und markirteſten Profile; Figuren, von der Natur mit kecken Strichen und breitem Pinſel hingemalt, die pittoreskeſte Staffage auf dem wundervollen Rundgemälde. Sie ſind ohne Frage das bedeutendſte, was Neapel in höchſten wie in mittleren Claſſen an Männern aufzuweiſen hat. Königlicher in ihren Lumpen als alle neapolitaniſche Principie im größten Hofornate, wiſſen ſie ihrer Haltung eine natürliche Großartigkeit zu geben, einen Ueberreſt jener ſpaniſchen Grandezza, die in welthiſtoriſchem Spott nur noch in dieſen zerriſſenen Lumpenkönigen zum Vorſchein kommt. (D. B. f.)

N o t i z.

[Dahlmann.]

Hofrath Dahlmann imponirt in allen Cirkeln, wo man ihn in Leipzig ſieht, durch die ſchweigſame Würde, durch die ruhige Sicherheit ſeines Weſens. Er iſt ein Mann hoch in den Dreißigern. Eine große, feſte Geſtalt; ein ernſtes, kraftvolles, faſt trotzig männliches Geſicht. Er macht den Eindruck eines Mannes, der nur aus Pflicht, aus Ehre handelte. Gewöhnliche Liberale mögen ſich in ihm getäuſcht haben. Dahlmann iſt kein Mann der Propaganda, er ſprach ſelbſt in der hannöverſchen Kammer wenig, und zu dem Wenigen gehörte unter anderen ſeine Erklärung gegen die Emancipation der Juden. Er ſtand bei der Ariſtokratie ſehr hoch, die meiſten höhern Beamten waren ſeine Schüler. Auf dieſe hat er vielleicht gezählt — und ſich getäuſcht. Jedenfalls hatte er beabſichtigt, die Sache nicht über das hannöverſche Terrain hinauszuführen, er glaubte im Lande ſelbſt Fuß zu behalten, durch ſeine Proteſtation zu ſiegen, weil er wußte, wie hoch er vor kurzem noch beim Herzog vom Cambridge ſtand. — Um ſo ſchärfer bezeichnet ſich nun der Bruch.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 5. — den 6. Januar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Alexander der Heilige.

(Fortſetzung.)

Welch ein Getümmel, welch ein Gewoge, welche Lebensbilder entfalten ſich dort. Achtmalhunderttauſend Krieger, ungerechnet die Weiber, Kinder, Sklaven und Führer der zahlloſen Heerden, haben ſich hier verſammelt und eine Stätte des Augenblicks gegründet, die eben ſo ſchnell, wie ſie auf den Wink eines Einzigen entſtanden, auch wieder entſchwinden kann. Nicht ihres Gleichen hat ſie auf der Erde, nicht heilige Tempel, nicht ſtolze Schloſſer, nicht geſetzliche Sitte kündet hier ihr Daſein an, es iſt etwas Entſetzliches, was hier die Menſchen verbindet: die Willkür eines Einzigen, „deſſen Wort ein Schwert, und der über ſich nur Gott und den Himmel, unter ſich nur die Erde und die Filzdecke hat" *), gebietet hier; ſein Athem ſchafft und vernichtet, kein Recht, kein Geſetz, kein Herkommen waltet und ſchützt hier; ſeine Laune tödtet die Treuen und lohnt die Verräther.

Die Ruhe des tiefen Friedens iſt mit dem Geräuſche des Krieges verbunden, das Lächerliche eint ſich mit dem Fürchterlichen, die Genügſamkeit mit der ſchwelgenden Pracht. Hier ſinkt ein Pferd von Alter und Arbeit erſchöpft zu Boden, und mit der Gier des Thieres werfen ſich ſogleich mehrere Nomaden über daſſelbe, es wird zerſtückt und die blutigen noch lebenswarmen Theile ſogleich verſchlungen, indeß dazu aus goldenen Kelchgefäßen, — irgend einem Altare geraubt — der berauſchende Kumiß getrunken wird. Hier in dem Schlamme der aufgewühlten Erde kauern, nur mit dem Schmuze ihres Körpers bekleidet, faſt erwachſene Knaben und Mädchen; ſie jubeln und kreiſchen in wilder Luſt, unbeachtend, daß ſich über ſie ein hoher, ſpitziger Pfahl erhebt, an dem ein Verurtheilter den ſchrecklichen Martertod erleidet. Dort opfern Prieſter und Zauberer ihren Götzen, da toben ein paar zänkiſche Weiber gräßliche Flüche dazwiſchen. Auf jenem öden Platze verhandelt ein Mongole dem andern ein Kunſtwerk, deſſen Werth und Gebrauch beide nicht kennen, plötzlich ziſcht heißes Menſchenblut auf daſſelbe nieder; der Henker hat hinter ihnen einen Verbrecher gerichtet und tritt nun gleichgültig, das blutige Meſſer in der Hand, zu den beiden Feilſchenden hinan, während der Körper des Gerichteten zu ihren Füßen ſich krampfhaft krümmt. Dort ſucht der Hunger aus dem Abfall der weggeworfenen Speiſen ſich die Knochen wieder hervor, während dort oben auf ſilbergleißenden Säulen unter einem goldbrokatenen Thronhimmel ſich ein prachtvolles offenes Zelt erhebt. Auf Perſiens und Hinduſtans weichen Teppichen ruht darin ein ſchönes Weib; geſättigt von dem Uebermaße ihres Glückes, wendet ſie mit Widerwillen ihre Blicke von den üppigen Speiſen und Getränken ab. Ihren Buſen hebt jene Sehnſucht, die jeden Menſchen, auf Glückes Höhen wie in des Elends Tiefe, mit gleichem Schmerze, mit gleicher Seligkeit erfaßt. Ihr Blick ſchweift in die Ferne; dort begibt ſich etwas Ungewöhnliches, das Volk ſtrömt dahin mit be-

*) Ausdrücke, die bei Erwählung des Großchans gebraucht worden.

Digitized by Google

flügelter Eile. Drei Männer gewahrt ihr ſcharfer Blick, groß, überragend alle Mongolenvölker; die Heiden ſtarren verächtlich die Fremdlinge an, während die ruſſiſchen Sklaven ihre Arbeiten, die Heerden der Stiere, Roſſe und Kameele verlaſſen, ſich zu den Füßen der Wanderer werfen und den Staub vor ihnen küſſen. Sie ſchluchzen und weinen in namenloſen Schmerzen, und achten nicht der Geißel, mit welcher ihre Herren ſie in das Joch zurücktreiben. Langſam kommen die Pilger näher; zwei derſelben ſind bleich und ſcheinen krank, aber der Dritte tritt feſt und ungebeugt einher, er trägt auf ſeiner Stirn die Weihe und den Abglanz eines Auserwählten des Menſchengeſchlechtes. Die Jungfrau hebt ſich hoch von ihrem Lager empor, verloren in dem Anſchauen dieſes Götterbildes, aber er gewahrt ihrer nicht; ſein Auge ſucht nur die ihn umgebenden Ruſſen, er ſpricht zu ihnen freundliche Worte, ſie verſteht die unbekannte Sprache nicht, aber ſeine Seelenlaute dringen in ihr Herz. „Alexander!" rauſcht es um ſie her. Das alſo iſt er, der von Gott Erhobene, deſſen Ruhm von den Geſtaden der Newa bis zu denen der Lena gedrungen, zu deſſen Schutze die Todten erſtanden und die Heiligen ihren Himmel verlaſſen haben. Sie hätte um einen Blick von ihm die Schätze ihres Bruders, des Großchans, verſchwendet, aber er ſieht nur die Unglücklichen zu ſeinen Füßen, nicht die Mächtigen auf Throneshöhen. —

Durch unabſehbare Straßen von geflochtenen Zelten, nur mit dem Woilok bedeckt, geht der Weg der Wanderer; ſelten begegnet ihnen ein freundlicher, lieblicher Gegenſtand, nur das Grauſame tritt ihnen entgegen, oder die tiefſte Erniedrigung der Menſchheit, denn wie die Hütten der Niedern ihre Armuth bezeugen, ſo ſtrotzen die Gezelte der Heerführer von Gold und Silber, das geſchmacklos an ihnen verſchwendet und vergeudet iſt. Dort in jener Gaſſe, welche zu dem Zelte des mächtigen Großchans führt, ſtehen dreihundert beladene Kibitken, immerdar von zahlreichen Kriegern bewacht: Es iſt der Reichthum und das Koſtbarſte einer halben Welt, der Erwerb vieler Jahrhunderte, es iſt der Raub, den Dſchingiſchan mit ſeinen Horden zuſammenſtahl, und der noch unberührt ſteht, wie damals, als er erbeutet worden. Trümmer unſchätzbarer Kunſtwerke, Gold und Juwelen, heilige Denkmäler liegen hier neben nutzloſen Spielwerken, denen die Unwiſſenheit dieſer Hordenräuber einen Werth gab; vieles davon iſt in dem Laufe der Jahre verdorben, dennoch darf es Niemand berühren; den Tod erleidet derjenige, der den Bann um dieſe Schätze nur einen Schritt übertritt, und das Auge wird dem aus der Höhle geriſſen, deſſen Blick zu lange darauf verweilt. Jetzt nahen die Pilger ſich einer Umzäunung von gediegenen Silberſtangen; dies ſeltene Gitter umſchließt das Zelt des Großchans: die goldene Orda. Tauſend Krieger, deren prunkende Kaftane mit koſtbarem Pelzwerke beſetzt, und deren Roſſe bis zur Erde mit Silberſchmuck bedeckt ſind, bewachen daſſelbe. Die Erde des Vorhofes iſt mit Marder- und Zobelfellen bedeckt; der innere Raum dieſer wandernden Prachtwohnung faßt zwei tauſend Menſchen, und ſelbſt die Pfoſten, welche das Zelt ſtützen, ſind mit gediegenem Golde bekleidet. Das Dach leuchtet von dem Goldgewebe byzantiniſcher Kunſt, weit umher und hoch über dieſen prangt die goldene Weltkugel, das Inzeichen der Macht dieſer Behauſung und zugleich der Name derſelben.

In dem innern Zelte ſteht ein goldgleißender Divan, geziert mit Elfenbein und ſtrahlenden Edelſteinen, über den Purpurſtuhl iſt eine einfache Filzdecke gebreitet; dies iſt der Thron des Großchans. Neben ihm ſteht ein ſilberner Baum, auf vier Löwen von gleichem Metalle ruhend; aus ihren weit geöffneten Schlünden rauſchen Wein, Meth, Kumiß und Waſſer hoch empor und ſtürzen dann in buntfarbigen Strahlen in vergoldete Becken nieder. Oben auf dem Gipfel des Baumes ſteht der Götze Jegull und nickt ſeltſam mit dem Thierkopfe und ſchnarrt zuweilen einen menſchenähnlichen Ton *). Neben dieſem Prachtwerk der Geſchmackloſigkeit ſteht ein Thron breiter und niedriger als der des Großchans und ſtatt des einfachen Woiloks mit ſchwellenden Kiſſen bedeckt. Auf dieſen ruht Stralaja, das dunkle Lockenhaupt in dem Schooße der Mutter verborgen, ihr Auge iſt halb geſchloſſen, ihre Haare ſind aufgelöſt und decken die fieberglühende Wange, ihre eine Hand greift krampfhaft nach dem Herzen, als fühle ſie dort einen heißen Schmerz. Ihre Mutter, die weiſe Turakana ſitzt faſt bewegungslos in tiefen Gedanken; das kluge ſcharfgeſchnittene Auge, die bleichgelbe Geſichtsfarbe, die weiße Stirnbinde, von welcher der lange faltige Schleier, ſo blendend als wäre er aus Schneewolken gewoben, tief hinabfließt, geben dem noch immer ſchönen Weibe das Anſehen einer Urprieſterin. —

Am Eingange des Zeltes wurde jetzt das Bild des Götzen aufgeſtellt, vor dem ſich jeder Eintretende bis zur Erde beugen mußte, wurden jetzt die Feuer angezündet, zwiſchen welchen die Fremdlinge hindurch ſchreiten ſollten. Die Flammen ſchlugen plötzlich hoch empor und

*) Dies Kunſtwerk damaliger Zelten ſoll von einem Franzoſen Guillaume verfertigt worden ſein.

Digitized by Google

ſchreckten Stralaja aus ihren Träumen. „Mutter, was deutet der grelle Lichtſchein?" fragte ſie haſtig. — „Es iſt das Feuer," antwortete Turakana ruhig, „zwiſchen welchen die ruſſiſchen Lehnfürſten durchſchreiten ſollen." — Einen Augenblick ſtand Stralaja, wie geiſtesabweſend, dann rief ſie haſtig: „Mutter! laß die Feuer auslöſchen!" — Turakana ſah die Tochter mit großen Augen ſtaunend an; aber dieſe immer heftiger bewegt, riß, da ihr nicht Antwort wurde, aus ihrem Buſen eine goldglitzernde Frucht und rief heftiger denn zuvor: „Befiehl, daß die Feuer ausgelöſcht werden, oder Dein Kind ſtirbt zur ſelben Stunde." Die Mutter kannte die Wirkung der Giftfrucht, ſie hielt ängſtlich die Hand der Tochter und ſprach beſorgt: „Kind, was iſt Dir? Du kennſt den heiligen Gebrauch. Was kümmern Dich die Ruſſen?" — Stralaja, ohne die Antwort der Mutter ganz zu faſſen, entgegnete: „Haſt Du Michaila in der Orda des Batü vergeſſen? Haſt Du vergeſſen, wie er ſich weigerte, zwiſchen die Zauberflammen zu gehen und ſich vor den Götzen zu beugen? wie er den Tod des Glaubens ſtarb?" — Turakana ſchauderte und erwiederte dumpf: „Nicht alle Chriſten denken und handeln wie jener Unglückliche. Gedenke dagegen an die Prieſter und Abgeſandten desjenigen, der ſich das geiſtliche Oberhaupt aller Chriſten nennt. Die Schlauen gingen willig durch die Flammen und beugten ſich tief vor unſern Göttern. Alexander ſoll weiſe und klug ſein; er wird ſich der Nothwendigkeit fügen."

„Haſt Du ihn geſehen?" fragte Stralaja, das heiße Auge auf die Mutter richtend; dieſe ſchwieg und die Tochter fuhr fort: „Du haſt ihn nicht geſehen, ſonſt würdeſt Du nicht hoffen, daß er ſich der eigenen Schmach fügen wird. Er kann ſich nicht beugen, er wird es nicht. In dem Kleide der Armuth ſtand er unter den Mächtigen des Landes, und dennoch war er unter ihnen der einzige Herrliche der Freigeborenen unter Sklavenſeelen. — Mutter," unterbrach ſie ſich ängſtlich, da die Flamme wieder durch das Zelt blitzte, „befiehl die Feuer zu löſchen, oder bei dem Engel des Todes, Du haſt beim Untergange der Sonne keine Tochter mehr." Die Mutter faßte die glühenden Hände des Lieblings, drückte ſie an ihre Bruſt und klagte ängſtlich: „Kind! welch ein verderblicher Zauber hat Dich ergriffen? Ich darf nicht eigenmächtig handeln. Gajuk iſt nunmehr Großchan und ſein Wille gebietet den Völkern der Mongolen."

„Er iſt Dein Sohn," antwortete Stralaja. „Der Sohn gehorcht der Mutter. Du biſt die Herrſcherin aller Völker, die ſich vor dem Bilde des Dſchingischan beugen. Sprich zu ihnen: Hauchet mit heißem Athem Städte des Landes nieder, hundert Roſſeläufe um, ſo geſchieht es. Und mit Recht, denn das Weib iſt geborene Gebieterin, und ihr gebührt es zu herrſchen üb dieſes Gewürm des Staubes. Aber er, Mutter, iſt e Mann, wie ſeines Gleichen nicht unſer Land, nicht di Erde beſitzt; nicht die Wucht des Schwertes, nicht das Blut der Erſchlagenen, die Uebermächtigen dort oben haben ihn zum Gebieter gemacht. Ich bin die Enkelin des Dſchingischan, die Schweſter des Großchans, aber wenn er ſich mir nahte in ſeinem ſchlichten Gewande, und mich zu ſich nähme in ſeine Hütte, ich wollt jedem Glanz und jedem Reichthum entſagen, ihm dienen, ſeine treue Magd bleiben und dennoch glücklich ſein."

Turakana ſah ihrer Tochter tief in das dunkle Auge, küßte die Zähren von ihren Wimpern, drückte die Geliebte an das Mutterherz und ging dann in jene Abtheitheilung, wo ihr Sohn, der Großchan, mit den Prieſtern noch weilte. Nach wenigen Augenblicken kehrte ſie zurück; die Feuer erloſchen, das Götzenbild wurde weggetragen und die geſchmeidigen Prieſter erkärten dem Volke: die Götter forderten von dem Beſieger der Tſchuden und Nemzi dieſe Demüthigung nicht. Da lächelte Stralaja wieder unter heißen Zähren, ſie barg das glühende Geſicht am Buſen der Mutter; dieſe aber ſtreichelte die Fülle des dunklen Haares von der glänzenden Stirn und gedachte einer Zeit, wo auch ſie wie die Tochter empfunden hatte.

Jetzt erklang draußen lauter Lobgeſang; die Fremden nahten. Aus dem Innern des Gezeltes trat Gajuk, beladen mit Perlen und Edelſteinen; er war klein, unſcheinbar, mit einem immer ernſten, finſtern Geſichte, ſein Volk hatte ihm den Beinamen des Nimmerlächelnden gegeben; auf Erden gehorchte der Furchtbare nur einem Weſen, ſeiner Mutter, die ihn nicht liebte, weil er unſchön und ſchwächlich war. An den Thron des Großchans reihten ſich die Mächtigen des Reichs, alle angethan mit köſtlichen Purpurkleidern, die mit dem ſeltenſten weißen Pelzwerke beſetzt waren*). Dieſen zunächſt ſtanden die Prieſter, gehüllt in blutige Wolfsfelle, das ſcharfe Opfermeſſer in den entfleiſchten Händen; es waren ſchauererregende, zurückſtoßende Geſtalten, doch minder ſchrecklich als die Zauberer und Wahrſager, welche an der Thür kauerten. Männer, Weiber, Kinder, faſt alle Gebrechliche und Krüppel, ſie ſtarrten blödſinnig in einem wüſten irren Traumleben vor ſich hin, das erlo-

*) Daher in einigen Schriften der unverſtändliche Ausdruck: ſie waren in weißen Purpur gekleidet.

Digitized by Google

jene Augen zuweilen unheimlich erbebend, aus der matten Bruſt, angegriffen von dem Dunſte giftiger Kräuter, mit dem ſie ſich zu ihrem prophetiſchen Wahnſinn erregen, heiſere Töne hervorzwingend; dieſe Unholde ſchienen wirklich den Uebergang von Menſchen zu Höllendämonen zu bilden. (D. F. ſ.)

Erinnerungen an Neapel.

(Beſchluß.)

Die Volkshoheit und Majeſtät kann ſich nicht impoſanter als im Lazzaroni darſtellen laſſen. Dies Titaniſche der Muskelbildung, das Karyatidenhafte der Schulterblätter, dieſer vorweltliche Knochenbau, dieſer patriarchaliſche Cynismus mit einem verachtenden timoniſchen Anflug, das Nervige, Unverwüſtliche ihrer Natur, das kein jahrhundertelanges Zertreten erſchüttern und admürben konnte! Wenn dieſe wandelnden Feuerſpeier nochmals zum Ausbruch kommen; wenn ein geſchickterer Maſaniello oder Pepe die Lavaſtröme, die in dieſen Adern fließen, nochmals als Zügel in die Hände faſſen; wenn die rothen Mützen wie glühende Lavaſtücke noch einmal in die Höhe fliegen!" — dann, nun dann werden wir das erleben, was ſchon ſo oft geſchehen. Die dampfenden Lavamaſſen werden erſtarren, auskühlen und zum fruchtbaren Boden aufgrünen, wo Liſt und eigennützige Schlauheit ſich anbauen, und den blutigen lacrimae Christi gewinnen. Die Lumpenhelden und Enaksſöhne aber werden vor wie nach auf einem ſchmuzigen Lappen ihr Paar Zwiebeln, ihren Lauch und Meerettig unter Donnergebrüll feilbieten. Und dennoch! wie iſt es möglich, daß eine ſolche Stimme, eine ſolche Bruſt ſich bewältigen laſſen? In dieſen furchtbaren Tönen ſcheint ein jüngſtes Gericht zu poſaunen. Dieſe Stimme ſcheint etwas zu verſprechen. Der St. Elmo um den Veſuv ſelbſt erzittert. Kanonen ſitzen in dieſer Kehle. Die Mauern Babels könnte dieſe Stimme über den Haufen werfen, und der Baalgötze, hohl, lächerig, mit tönernen Füßen ſollte vor ihr beſtehen? Unmöglich! Wo das Volk eine ſolche Stimme hat, wird es wohl auch bald ein Wort mitzuſprechen haben.

Ich warf noch einen Blick auf die Straße hin. Die Paläſte mit den eiſernen Balkongittern ſtanden wie Ritter da in Reih und Glied, mit geſchloſſenem Viſire, und ſehen nun ihrerſeits einem Volkstourniere zu, das ſich in der Straße di Toledo entwickelte. An den Häuſern auf dem Seitendamme arbeiteten Handwerker, beſchickten Garköche ihren brodelnden Fleiſchkeſſel, dampften ägyptiſche Töpfe, kämmten Haarkünſtler ihre Perrücken. Glückliches Klima, das des erniedrigten Menſchen ſich erbarmt, ihn an goldnen Lichtfäden in das freie Element hinausführt, auf ihn ausgießt die Taufe des heiligen Lichtes, und ſelbſt ſein Elend und kümmerliches Bedürfniß mit Wärme, Duft und Glanz überſtrahlt! Es ſcheint unglaublich, wie man, ohne Schaden zu nehmen, ſich dem Gewimmel anvertrauen darf, gleichwohl bewegt ſich Alles, trotz dem Geſchrei der Verdammten, mit ſicherſter Leichtigkeit. Kein künſtliches Getriebe und Räderwerk kann mit geringerer Störung ſich abwinden und in einander greifen. Schwere Equipagen mit betreßten Kutſchern und Spiegelgläſern gleiten ruhig hin durch Gemüſekarren, von Eſeln und Lazzaroni geführt. Der Pächter reitet gemächlich auf ſeinem Maulthier, der Mönch mit ſeinen Bettelſäcken läßt ſeinen Bauch auf dem Eſel ſo patriarchaliſch ſchwappen, als ritte er allein durch die Straße, oder hielte ſeinen Einzug in Jeruſalem. Und mitten durch dieſes Fahren, Reiten, dieſes Fluthgedränge nach allen Richtungen forttreibender Volksmaſſen fliegen die bunten leichten Phaëtons der Fiaker wie Goldfaſane oder Paradiesvögel hin.

N o t i z e n.

[Adolph Henſelt.]

Henſelt, dies Phänomen in der muſikaliſchen Welt, ſpielte am 29. December im leipziger Gewandhauſe. Er iſt als Spieler ein Phänomen. Wie auf einem Flügelroß ſitzt er am Inſtrument und zügelt die dämoniſche Gewalt ſeiner Natur mit der feinſten, leiſeſten Grazie; in kleinern Cirkeln pflegt er ſeinen Kraften den Zügel ſchießen zu laſſen. Seine Virtuoſität ſteigt ins Fabelhafte. Als Componiſt macht ſich ſeine durchaus lyriſche Natur geltend. Chopin mag geiſtreicher ſein in ſeinen Etuden, in Henſelt's Etüden iſt ſtets eine durchgehende Melodie, zart, fein, üppig und wollüſtig. Dieſe ſeine vorherrſchende Lyrik weiſt auf Weber hin, dem er ſich beſonders anſchloß, den er vielleicht allein in ſich aufgenommen hat. Er ſpielte von dieſem ein großes Concertſtück, von Chopin eine Etude; von eigner Compoſition Variationen über ein Thema aus Robert, ſeine wunderſchön elegiſche Etude in Des, zwei Andante in H und ſein bezauberndes: „Wenn ich ein Vöglein wär." Unter rauſchendem Zuruf wiederholte er dies Cabinetſtück ſeiner Productionen. — Henſelt eilte nach Dresden, um bald nach Petersburg zu gehen. Man wird ihn vielleicht auf längere Zeit nicht wieder in Deutſchland hören. Seine Etüden, die freilich nur er ſelbſt, weil ſie rein ſubjectiv lyriſch ſind, mit dem ganzen Zauber der Empfindung auszuſtatten vermag, erſcheinen bei Hofmeiſter in Leipzig. — Seine Frau, die ihm ein Sturm der Begeiſterung in die Arme führte, bleibt in Breslau, bevor ſie ihm nach Rußland folgt.

[Geſchichte des Mönchsweſens.]

In zwei ſtarken Bänden hat Baron Biedenfeld die Geſchichte der Mönchs- und Kloſterfrauenorden im Orient und Occident, ihren Urſprung, Aufleben, Größe, Herrſchaft, Verfall und jetzige Zuſtände, ihre Ordensregeln und die Biographien der Stifter beſchrieben. Der Verf. hat nach Urkunden und Originalquellen gearbeitet und, was eben ſo ſehr anzuerkennen iſt, rein hiſtoriſch, ohne ſubjectiv religiöſes Glaubensbekenntniß oder Vorurtheil geſchrieben. Die 77 illuminirten Abbildungen könnten beſſer ſein, genügen aber, um das Kloſtercoſtüm und die heilige Toilette kennen zu lernen. An dieſen Toilettentiſchen habe ich, Schreiber dieſes, nun ſchon ſeit langer Zeit meine Andacht verrichtet, und denke, daß meine Kloſternovellen zu Oſtern erſcheinen werden.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 1. und eine Beilage von Friedrich Volckmar in Leipzig.)

Digitized by Google

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — **1.** — den 6. Januar 1838.

Alle hier angezeigten Bücher und Muſikalien ſind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichſte ausgeführt werden. Leopold Voß in Leipzig.

Rüge.

Die Buchhandlung Modes und Baumann in Leipzig hat den Proſpect und die erſte Lieferung einer Geſammtausgabe der Kant'ſchen Werke herausgegeben, mit der von uns angekündigten zu concurriren. Alle Concurrenz kann nur willkommen ſein. Sie ſteigert die Thätigkeit. Wir wenden nichts gegen das Unternehmen ein, müſſen uns aber über die Verſicherung wundern, daß daſſelbe ein ſchon ſeit längerer Zeit vorbereitetes Werk ſei, indem, als unſer Proſpect ausgegeben wurde, die geringſte Notiz davon uns fremd war. Ferner wundern wir uns, wenn mit der größten Dreiſtigkeit verſichert wird, daß der von uns verſprochene Nachlaß, ſowie die in unſeren Händen befindliche Correſpondenz nichts Neues bringen werde und füglich zu entbehren ſei. Wir können im Gegentheil verſichern, daß der Briefwechſel, obſchon wir aus der großen Maſſe des Materials nur das Wichtigſte ausheben werden, Kant von ganz neuen Seiten, z. B. in ſeinen officiellen Verhältniſſen, zeigen, der Nachlaß aber Dinge bringen wird, von denen man gar nicht ohne ihn wiſſen konnte, daß ſich Kant damit beſchäftigt hat. Wenn geſagt wird, es ſolle in der Ausgabe auf die Sammlung der Briefe beſondere Mühe verwendet werden, ſo iſt dies wahrhaft lächerlich, da wir wohl wiſſen möchten, wo man dieſelben herbekommen will, einige wenige zerſtreute abgerechnet. Endlich aber iſt die Anordnung der Schriften im Proſpect, nur mit Umſtellung der Bändezahl, ſo ſehr der in unſerm Proſpect enthaltenen nachgeahmt, daß auch dies unſer billiges Befremden erregen muß. Von der Eingangs vorkommenden Wendung, als wenn durch unſer Unternehmen dem Rechte der Herren Modes und Baumann irgendwie zu nahe getreten ſei, nachdem Kant ohne Erben ſeit 33 Jahren todt iſt, und wir eine Geſammtausgabe bringen, deren Bedürfniß uns Jedermann zugeſteht, und zu deren Verlag wir berechtigt ſind, halten wir unter unſerer Würde, zu reden. Einen Philoſophen in Lieferungen zu verzetteln, ſcheint uns völlig widerſinnig, und Ende Januar werden die beiden erſten Bände dem Publicum zeigen, wie wir unſer Verſprechen erfüllen.

Königsberg und Leipzig am 27. December 1837.

Roſenkranz, Schubert.
Voß.

Neues Journal.

Vom Beginn des Jahres 1838 erſcheint in Prag und iſt in Commiſſion bei Frdr. Volckmar in Leipzig zu haben:

Der Novelliſt.

Zeitſchrift für moderne, unterhaltende Lectüre.

Herausgegeben und redigirt

von

Johann Umlauft.

Jährlich 104 Bogen Lexikon-Octav in 52 Heften. Pränumerationspreis, ganzjährig 6 Thlr., halbjährig 3 Thlr. 12 Gr.

Die Tendenz dieſer Zeitſchrift ſpricht ihr Name aus. Nicht nur der eigentlichen Novelle, ſondern auch andern novelliſtiſchen Darſtellungen aus dem Gebiete der Tagesintereſſen ſind ihre Blätter vorzugsweiſe beſtimmt. In dieſen Fächern ſoll — neben deutſchen Originalaufſätzen — immer zugleich das Intereſſanteſte aus der neueſten engliſchen, franzöſiſchen, italieniſchen, ſpaniſchen, polniſchen und böhmiſchen Journaliſtik und Literatur in eleganter, gefliſſener Ueberſetzung gegeben werden.

Um es auch an intereſſantem Converſationsſtoff nicht fehlen zu laſſen, wird „der Novelliſt," außer dem Hauptblatte, auch ein abgeſondertes

„Feuilleton"

für literariſche, artiſtiſche u. tagsgeſchichtliche Neuigkeiten"

bringen. — Die Lieferung geſchieht in Wochenheften, zu zwei Bogen, — wovon ein und ein halber Bogen das Hauptblatt, ein halber Bogen das Feuilleton — in eleganter Form. Der ausführliche Proſpect, ſowie ein vollſtändiges Probeheft, liegt von nun an in jeder ſoliden Buchhandlung Deutſchlands zur Empfangnahme bereit.

Digitized by Google

Bei Johann Spurny, Buchdrucker und Schriftgießer in Prag, iſt vom J. 1838 an im Verlage:

Oſt und Weſt,

Blätter für Kunſt, Literatur und geſelliges Leben. Redacteur: Rudolph Glaſer. — Herausgeber: Jakob Sambs.

Jährlich 52 Bogen in Hochquart, Velinpapier, mit 12 Muſikbeilagen (Lieder-Compoſitionen). Pränumerations-Preis: vierteljährig 1 fl. 45 Kr. (1 Thlr. 4 gr. ſächſ.), halbjährig 3 fl. 30 kr., (2 Thlr. 8 gr.), ganzjährig 7 fl. C. M. (4 Thlr. 16 gr.) — Den Debit für das Ausland beſorgt Hr. Friedrich Fleiſcher in Leipzig.

Dieſe ſeit dem 1ſten Juli 1837 erſcheinenden Blätter ſind dazu beſtimmt, nebſt vorzüglichen Originalproductionen belletriſtiſchen und populär wiſſenſchaftlichen Inhalts, Berichte über Literatur und Leben der ſlawiſchen Völker und Ueberſetzungen aus allen ſlawiſchen Literaturen zu bringen, und ſo den Anfang zu einer literariſchen Vermittlung zwiſchen dem ſlawiſchen Oſten und Deutſchland zu machen.

Die von der Redaction an die ausgezeichnetſten Schriftſteller des In- und Auslandes erlaſſene Aufforderung hat den glänzendſten Erfolg gehabt, wie der Inhalt der bis jetzt erſchienenen Nummern beweiſt, und die bedeutendſten Zeitſchriften haben ſich mit großer Anerkennung über die Idee des ganzen Unternehmens und ihre Durchführung ausgeſprochen.

„Oſt- und Weſt“ hat folgende außeröſterreichiſche Mitarbeiter:

M. Alexis, Anielewſki, K. Beck, F. Bellegno, Ad. v. Bornſtedt, E. v. Bülow, Burmeiſter-Lyſer ſammt Gemahlin, F. W. Carové, W. v. Chezy, Correck, Eckermann, K. Falkenſtein, E. Ferrand, G. Flügel, F. Förſter, F. Freiligrath, H. Hagendorff, M. Heine, Th. Hell, M. Heller, K. Immermann, A. Kahlert, Th. Kind, H. Klencke, H. Kletke, H. König, F. G. Kühne, H. Künzel, H. Kurtz, H. Laube, Ferd. Löwe, A. v. Maltitz, Th. Mügge, W. Müller, J. Purkinje, K. Reck, F. v. Sallet, L. Schefer, G. Schleſier, R. Schumann, H. Smidt, Varnhagen v. Enſe, K. Welchſelbaumer, E. Willkomm, W. Zimmermann.

Die Redaction fordert die deutſchen und ſlawiſchen Schriftſteller auf, die Blätter „Oſt und Weſt“ auch fernerhin mit ihren Beiträgen zu beehren. Correſpondenznachrichten werden durch die Poſt (an Rudolph Glaſer, Kleinſeite, Pfarrgaſſe Nr. 151.), andere Aufſätze auf dem Wege des Buchhandels — durch Herrn Friedrich Fleiſcher in Leipzig — erbeten.

Prag, im December 1837.

Bei Th. Fiſcher in Leipzig iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Brüſſel und Paris

von

Eduard Beurmann.

2 Thle. 3 Thlr.

Der Verfaſſer, der längere Zeit in Belgien und Frankreich zugebracht hat, hatte Gelegenheit, die politiſchen und ſocialen Verhältniſſe beider Länder von den verſchiedenſten Standpunkten zu beobachten. Er hat die Reſultate dieſer Beobachtungen in dem obigen Werke niedergelegt, deſſen erſte Bände jetzt dem Publikum übergeben werden. An dieſe tieferen Beziehungen des Buchs reihen ſich intereſſante Schilderungen von Sitten und Gebräuchen, anziehende Notizen über Kunſt und Literatur, Reiſeſkizzen, Darſtellung öffentlicher Charaktere jener Hauptſtädte, mit einem Worte, eine Abwechſelung von Details, die den Leſer inmitten des Lebes verſetzen, und für deren genaue Auffaſſung und Beſchreibung frühere Schriften des geiſtreichen Verfaſſers Bürge ſein werden.

Aus dem mannichfachen Inhalte des Werkes heben wir hier nur die Anſichten des Verfaſſers über den Zuſtand der franzöſiſchen periodiſchen Preſſe, der Literatur, der Muſik, über das Centraliſationsſyſtem, ſeine Schilderungen der Pariſer, ſeine Charakteriſtiken der Herren Guizot, Thiers, Laffitte, Casimir Périer, Dupin, Mauguin, Odilon-Barrot, heraus.

Abenteuer

auf einer

Reiſe nach Indien

über

Aegypten, das heilige Land und Syrien.

Von **Major Skinner.**

Aus dem Engliſchen von Dr. V. Jacobi.

3 Thle. 8. broch.

3 Thaler 12 Groſchen.

Die Blätter für Literatur und bildende Künſte, Beigabe zur Abendzeitung, ſagen u. A. in der Recenſion: „Wir entſinnen uns „nicht, ſeit langer Zeit eine ſo intereſſante Reiſebeſchreibung, wie „die vorliegende, geleſen zu haben; die Unterhaltungskraft, die „ſeiner Erzählungsweiſe beiwohnt, der unerſchöpfliche Humor „u. ſ. w. hat uns nur ſelten dazu kommen laſſen, das Buch aus „der Hand zu legen.“

Streifereien in Oſtindien

nebſt

einer **Wanderung**

über die

Himalaya-Gebirge

zu den Quellen des Ganges und der Jumna

von Thomas Major Skinner,

vom 31. Regiment.

Aus dem Engliſchen von Dr. Fr. Steger.

2 Thle. 8. broch. 3 Thlr.

Ruſſiſche

Novellen und Skizzen

von A. v. Seebach

8. broch. 1 Thlr. 12 gGr.

Bereits im Repertorium für deutſche Literatur ſind vorſtehende Skizzen und Novellen als das Anziehendſte und Gehaltvollſte bezeichnet, womit uns der Ueberſetzer aus der ſchönwiſſenſchaftlichen ruſſiſchen Literatur beſchenkt hat, ſie ſind durchgehends anziehend und ſpannen die Aufmerkſamkeit des Leſers ſo lange, bis er ſich am Ende derſelben weiß.

Bilder aus England.

Von

Graf Eduard v. Melfort.

Aus dem Engliſchen

von Dr. E. Brinkmeier.

2 Thle. 3 Thlr.

Digitized by Google

Kaiſer Otto in Florenz.

Schauſpiel nach **Lope de Vega.**

Das Wetter hol' die Liebe.

Luſtſpiel nach **Calderon.**

Frei bearbeitet von P. v. C.

8 broch. 1 Thlr.

Polytechniſches Centralblatt,

3. Jahrg. f. 1837. No. 68—73 mit 60 Abbildungen.

Stand der Arbeiten an der leipzig-dresdner Eisenbahn zu Anfang November. — Der Asphalt von Seyssel und seine Benutzung. — Apparate zur Chlorkalk-Fabrication, von W. Maughan. — Ueber das Verschmelzen der Bleierze am hannoverschen Oberharze, von Bartels. — Elektromagnetischer Telegraph. — Sievier's Patent-Caoutchouc-Taue. — Ueber den gegenwärtigen Stand der Puddlingfrischerei in Baiern. — Ueber Anwendung des heissen Windes bei Schmiede- und Frischfeuern, von Wachler. — Ueber Treibeseile am Harz, vom Oberbergrath Albert. — Analysen verschiedener englischer und baierscher Biere, von Kaiser. — Schreiber über den Effect der Graupen- und Oelmühlen. — Schreiber's Wasserkastenmaschine. — Schreiber's verbesserte Drehbank zum Walzendrehen. — Stärke englischen Papiers. — Egen, zur Geschichte der Kreiselräder. — Nattor, über Gebläse mit warmer Luft. — Ueber die Grand-Junction-Eisenbahn zwischen Birmingham, Manchester und Liverpool. — Ueber die Dauer verschied. Holzarten. — Salpetersaurer Baryt. — Ueber Anwendung des kohlens. Baryts in der Zuckerfabrication, nach Duflos. — Neuer Regulator für Wasserräder, Schneiden, Ausschneiden und Durchbohren des Stahlblechs, nach Jones. — Sich selbst regulirende Windmühle. — Trettvorrichtung für Drehbänke. — Dampfmaschine für lange Seereisen. — Spilsbury u. Maughan's Verbesserung in der Sodafabrication. — Verbesserung in der Glaubersalzfabrication von J. Swindells. — Verstärkung des Kaminzugs durch eingeleiteten Dampf. — Striebeck, Förderbahn von gewalzten Stabeisenschienen. — Walter R. Johnson, Versuche über die Kraft, mit welcher Nägel oder Bolzen von verschiedener Form in verschiedenen Holzarten festsitzen. — Menzel's Beschreibung eines elastischen Fussbodens welcher in einem Tanzsaale zu Greifswald 1833 ausgeführt wurde. — Der jährliche Steinkohlenverbrauch in Grossbritannien. — Engelmann's Sicherheitspapier. — Düsenvorrichtung für kalte und heisse Luft, von Wachler. — Pickersgill's Maschine zu Fertigung wasserdichter Caoutchouczeuge. — Howell's Schürfedern. — Wilkinson's Allarmvorrichtung. — Young's Sicherheitsschloss. — Scott und Oliver's, oder Gibus', mechanische Hüte. — Lidel's Verbesserungen an Pianofortes. — v. Prittwitz, über die schwebende Eisenbahn bei Posen. — Literarische Nachweisungen. — G. Th. Fechner über Kniehebelpressen, und die Fuchs'sche Siegelpresse. — E. Solly's Instrument, um Schrauben in die inneren Wandungen von Röhren einzulassen. — Barlow über Kingston's Zange zu Zerreissungsversuchen und Vergleichung der Festigkeit von Kupfer, Gelbmetall und Eisen. — Th. H. Russell's Verbesserungen in der Fabrication geschweisster Eisenröhren. — Literarische Nachweisungen.

Diese verbreitetste gewerbliche Zeitschrift kostet jährlich nur 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, den 2. Jan. 1838. *Leopold Voss.*

Für Freunde einer geiſtreichen Lectüre.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung iſt ſo eben erſchienen:

Godwie-Caſtle.

Aus den

Papieren der Herzogin v. Nottingham.

Zweite, verbeſſerte Auflage.

3 Theile. 8. 1838. Geheftet 70½ Bogen. 8 Thlr. 15 Sgr.

Indem wir das obige Werk, von dem, wie wir ſo eben erfahren, eine engliſche Ueberſetzung vorbereitet wird, als wieder erſchienen zur Anzeige bringen, glauben wir auf eine abermalige günſtige Aufnahme deſſelben um ſo mehr hoffen zu dürfen, als gehaltvolle Werke zu Geſchenken von jedem Gebildeten geſucht werden. — Godwie-Caſtle, auch im Druck elegant ausgeſtattet, wird zu angenehmen und werthvollen Geſchenken jederzeit und beſonders zu empfehlen ſein.

Breslau, den 20. November 1837.

Buchhandlung Joſef Max und Comp.

In allen Buchhandlungen iſt die zur Unterhaltung empfehlenswerthe Schrift zu haben:

Das Buch für

Winterabende,

enthaltend: hiſtoriſche Merkwürdigkeiten, — Lebensereigniſſe berühmter Helden, — Geſchichten, — Naturſchilderungen, — moraliſche Aufſätze, — Anekdoten, Räthſel und zwanzig der beſten Mittel für Land- und Hauswirthſchaft.

Ein ſehr unterhaltendes und zugleich nützliches Buch für Bürger und Landleute. Mit einer Abbildung.

128 Seiten 8. broch. Preis: 6 Sgr. oder 27 Kr.

Akroſticha

oder

Kränze der Liebe und Freundſchaft,

um Frauen- und Männer-Namen gewunden.

Eine Sammlung

von 300 neuen Stammbuchsverſen

(wovon die Anfangsbuchſtaben den Namen des geliebten Weſens, an den der Vers gerichtet iſt, andeuten).

Herausgegeben von Franziska Roſenhain.

8. broch. Preis 8 Sgr. oder 36 Kr.

Bei mir erſcheint in monatlichen Heften und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Jugendlehrer,

eine Schrift zur belehrenden Unterhaltung der Jugend, beſorgt durch einen Verein von Pädagogen und Jugendfreunden.

Jedes monatliche Heft, deren 13 einen Band bilden ſollen, enthält zwei Bogen Text, beſtehend in moraliſchen und belehrenden Erzählungen, Gedichten, Anekdoten, Räthſeln ꝛc. Die Verfaſſer werden ſich jederzeit befleißigen, ihren Beiträgen Originalität, Einfachheit und praktiſche Brauchbarkeit zu geben. Außerdem liegen jedem Hefte 6 Vorlegeblätter in 4to zum Zeichnen und Schreiben bei, welche ſtets mit der größeſten Sorgfalt und Eleganz ausgeführt ſein werden. Da die Mitarbeiter durchaus Männer vom Fach ſind, ſo dürfte die Erwartung der Brauchbarkeit dieſes Werkes, beſonders für häusliche Unterhaltung und Unterricht, gewiß gerechtfertigt werden und die Mannichfaltigkeit immer befriedigen.

Digitized by Google

Möchte es ſich darum einer freundlichen Aufnahme erfreuen. Die Beſtellung des erſten Heftes — deren jedes 5 Sgr. — 4 ggr. koſtet — verpflichtet für einen ganzen Band.

Brieg in Schleſien, im November 1837.

Carl Schwartz.

Im Verlage bei Carl Schwartz in Brieg iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dramatiſche Jugendklänge

zur

Unterhaltung für die reifere Jugend und zum Gebrauch bei Redeübungen, beſonders in höheren Töchterſchulen.

Von

Carl Laßwitz.

8. Preis: 20 Sgr. — 16 ggr.

Unſere Literatur iſt ſehr reich an Jugendſchriften, arm aber an ſolchen, welche in dramatiſcher Form für die Jugend paſſende Stoffe, anziehend, gemüthlich und bildend, dichteriſch ſo behandeln, daß ſie auch ohne Bedenken und namentlich von Töchtern aufgeführt werden können. Der Verfaſſer hofft durch das gegenwärtige Werkchen, welches zu einem ſehr paſſenden Geſchenk für die reifere Jugend, hauptſächlich für Töchter geeignet ſein dürfte, dieſe Lücke ausfüllen zu helfen. Das Werkchen ſoll zugleich zur Befeſtigung des Bandes dienen, welches dankbare Kinder nicht nur an ihre Eltern, ſondern auch an ihr Vaterland knüpft. Zugleich eignen ſich dieſe dramatiſchen Dichtungen zur Aufführung bei feſtlichen Schulprüfungen oder ſonſtigen feierlichen Veranlaſſungen. Das in den beiden Schweizermädchen eingeſtreute Franzöſiſche dürfte zu einer nicht unwillkommenen Uebung in dieſer Sprache dienen. Eltern, Erzieher und Erzieherinnen mache ich noch beſonders auf die Vorrede des Verfaſſers aufmerkſam.

Daſelbſt iſt ferner erſchienen und als ſehr paſſendes Geſchenk zu empfehlen:

Die Huſſitenkrone,

oder

Wanderungen durch die Hauptſtädte Europas.

Erzählung für die reifere Jugend

von

Carl Mörbel.

Velinpapier. Preis: 20 ggr. — 25 Sgr.

Bei G. Bethge in Berlin ist erschienen:

Causeries

sur le Portfolio; ou Lettre à un Membre du Parlement Anglais. Pr. 4 Gr.

In der Ernſt'ſchen Buchhandlung in Quedlinburg iſt neu erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Kunſt ein vorzügliches Gedächtniß

zu erlangen, auf Wahrheit, Erfahrung und Vernunft begründet (ein für Jedermann nützliches Buch), vom Dr. Hartenbach. 8. br. Pr. 8 Sgr. oder 36 Kr.

Sammlung und Erklärung von (6000) fremden Wörtern,

welche in der Umgangsſprache: in Zeitungen und Büchern oft vorkommen. 5te. verb. Auflage von J. Wiedmann. (Ein für Ungelehrte nützliches Buch.) 10 Sgr. oder 45 Kr.

Die Billardſchule,

enthaltend: Geſetze für den Marqueur, Zuſchauer und Spieler, — alle nur vorkommenden Billard-Regeln, — und Beſchreibung von 11 verſchiedenen Billard-Spielen. — Mit Abbildungen von H. Alterius. br. 12 Sgr. oder 54 Kr.

Im Verlage von Pietro Del Vecchio in Leipzig iſt ſo eben erſchienen und durch jede ſolide Kunſt- oder Buchhandlung zu beziehen

das ſprechend ähnliche Portrait des jetzt in Leipzig anweſenden

Hofraths Dr. Dahlmann

(mit Facſimile),

nach dem Leben auf Stein gezeichnet von F. A. Pecht, einem der geſchickteſten Mitarbeiter des bekannten dresdener Galerie-Werks, gedruckt von Fr. Hanfſtängl aus München. Der Verleger hat nichts verſäumt, um den Verehrern Dahlmann's ein, hinſichtlich Aehnlichkeit, Druck und Papier, gleich ausgezeichnetes Portrait, an dem es bisher gemangelt hat, zu liefern.

Preis: 18 Gr. auf weißem, 1 Thlr. auf chin. Papier.

Die neue Zeitſchrift für Muſik,

herausgegeben

von

Robert Schumann,

beginnt jetzt ihren achten Band, liefert als artiſtiſche Zugabe bei der fünften Nummer neue Compoſitionen von A. Henſelt, Mendelsſohn-Bartholdy, Moſcheles und L. Spohr, und iſt für 2 Thlr. 8 Gr. in allen Muſikalien- und Buchhandlungen zu haben.

Robert Frieſe in Leipzig.

Geſchenk für Confirmanden.

Bei Leopold Voß in Leipzig iſt erſchienen:

Emiliens

Stunden der Andacht

und

des Nachdenkens.

Für die erwachſenen Töchter der gebildeten Stände

von

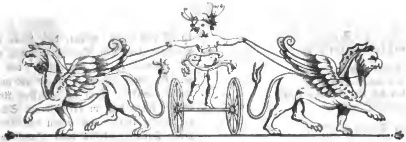
Dr. C. W. Spieker.

Fünfte, durchgängig verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Zwei Bände. 8. mit Titelkupfer. 1837. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

Druck von Hirſchfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 6. — den 8. Jannar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Stimmen der Zeit, von Ben Clara.

1.

Der Dampfwagen.

Was iſt das für ein ſchnaubend Ungeheuer,
Das keuchend, reißend Raum und Zeit zermalmt?
Aus deſſen Rachen Waſſerdampf und Feuer
Emancipirter, junger Freiheit qualmt?
Das junge Deutſchland iſt's auf Eiſenbahnen,
Das Dampfgewölke ſeine Siegesfahnen.

Es iſt der jungen Freiheit Siegeswagen,
Auf dem ſie durch die ſtolze Menſchheit ſauſt,
Um morſche Schranken vollends zu zerſchlagen,
In denen ängſtlich alte Satzung hauſt.
Ihr Kriegsheer, freie, menſchliche Gedanken,
Bedecken ihre weiblich zarten Flanken.

Die Eiſenbahnen ſtrickt ſie um die Erde,
Daß in dem Netzwerk deren alte Macht
Und ihr Geſpenſterheer gefeſſelt werde,
Und frei der Geiſt entſteig aus Nebelnacht
Ins Morgenroth verjüngter Lebensphaſen,
Die keck den Siegesmarſch der Freiheit blaſen.

Das Volk, erſtarrt auf ſeinen engen Schollen,
Geſchimmelt in Philiſterhaftigkeit,
Kommt jubelfriſch und bunt herangequollen;
Des dampfbeſchwingten Vogels Hurtigkeit
Durchfuchtelt ſeinen Schlafrock, tilgt den Schimmel,
Erhellt den Blick, und zeigt den freien Himmel.

Gedanken, Morgens in Berlin geboren,
Kurſchiren Mittags in Paris herum;
Was in pariſer Köpfen hat gegoren,
Durchſauſt im Nu Europas Publicum.
Die fernſten Völker reichen ſich die Hände,
Daß eins dem andern ſeine Güter ſpende.

2.

Reiſeluſt.

Ohne Ruh' und ohne Raſt
Stürm' ich durch das Leben.
Alles, was mein Geiſt erfaßt,
Muß ſich ihm ergeben.

Wie die Bienen flieg ich um
Auf des Lebens Blüthen;
Grillen fangen find' ich dumm,
Werde mich doch hüten.

Allen zieh' ich Honig aus
Selbſt der gift'gen Blüthe:
Ueberall gibt's Luſt und Schmaus
Fröhlichem Gemüthe.

Und ſo flieg' ich kreuz und quer
Durch des Lebens Garten;
Alle geben Honig her,
Alle Blumenarten.

Digitized by Google

3.

Geſtörte Zufriedenheit.

Das Glücklich- und Zufriedenſein
Iſt Loos beſchränkter Geiſter;
Sie bauen ſich ein Häuschen klein
Vom allerbeſten Kleiſter.

Sind alle Stuben ausgebaut,
Meublirt nach neuſter Mode,
Die Dulcinea angetraut,
Der Schlafrock auch kommode:

Zufrieden iſt dann ſo ein Mann,
Ein wahrer Hahn im Korbe.
Was gehen ihn die Stürme an
Auf dem terrarum orbe?

Das Weibchen kocht den Kaffee gut,
Dazu ſchmeckt ihm die Pfeife;
Was kümmert ihn der jungen Brut
Vorwitziges Gekeife?

O, Zeitgeiſt, eine Eiſenbahn
Soll nun ſein Haus zerſtören.
O du zufriedner Unterthan!
Man wird dich ſchimpfen hören.

Alexander der Heilige.

Hiſtoriſches Gemälde aus Rußlands Vorzeit.

Von

Wilhelm Müller.

(Fortſetzung.)

Der Geſang verſtummte, der Baum mit ſeinen Wundergaben rauſchte und in das Zelt trat Alexander und Andrei, aber alle Augen ſahen nur den erſten, keiner gewahrte den andern. Stralaja's Hand zuckte bebend in der ihrer Mutter, auch dieſe fühlte Wohlwollen für den mit ſeltener Kraft und Schönheit begabten Mann, denn unbeſchreiblich iſt der Zauber, den Gott in ein edles Menſchenantlitz gelegt hat. Freundlich begrüßte Alexander Gajuk, und auch dieſer war von ſeiner Würde gewonnen. Als nun der nowgorodiſche Fürſt ſich zu Turakana wandte, nach der Sitte ſeines Landes ehrfurchtsvoll vor ihr und ihrer Tochter ſich neigte, als ſeine Stimme in Wohllauten ſo fremdartig und doch ſeelenverwandt an Stralaja's Ohr ſchlug, erbebte ſie ſichtlich im Kampfe entgegengeſetzter Gefühle; ihr Schleier wogte von ihrem Athem bewegt, ihre Hand faßte krampfhaft denſelben, um ihre innere Bewegung, die Röthe der Scham und Liebe auf ihrer Wange beſſer zu verbergen, da riß das Band, welches dieſe Hülle hielt; das zarte Geſpinnſt ſank von Stralaja's Antlitz nieder und Alexander ſtarrte in ein Zauberauge, das furchtſam, ſtolz, glühend, liebeheiſchend, beſeligend und zugleich verderbend auf ihn wirkte. Doch in demſelben Augenblicke reichte Gajuk Alexandern in der goldenen Schale den Kumiß, die Brüder tranken und waren nun Gaſtfreunde der goldenen Orda. Indeſſen hatte Turakana Zeit gefunden, ihr leidendes und doch ſo glückliches Kind nach der Sitte ihres Geſchlechts zu verſchleiern.

Außerhalb des Zeltes erſchallte nun ein wildes Freudengeſchrei. Alexander's, Andrei's und Gajuk's Namen ertönten von dem verſammelten Volke; um die fremden Gäſte zu ehren, waren ſechshundert Pferde, tauſend Rinder, dreitauſend Schafe geſchlachtet und zu Speiſen ohne Salz bereitet; dieſe wurden nun überall auf Karren umhergeführt und an die Völker der Steppen vertheilt. Gajuk erhob ſich, um ſich zu ſonnen in ſeiner Größe und den Fremdlingen einen Begriff von der Mongolen Macht zu geben. Als Alexander nun den Frauen vorbeiſchritt, fühlte er ſich einen Augenblick von einer Hand berührt, die ihn wie Aetherglutben durchzuckte. Stralaja war es; ihr war wohl, ſie hatte ſeine Hand in der ihrigen gefühlt und ſein Auge hatte ſich in dem ihrigen geſpiegelt.

Rieſenfeſte, ſo groß, ſo gigantiſch, wie ſie unſere Zeit nicht mehr kennt, wurden den ruſſiſchen Fürſten zu Ehren mit einer ſo ungeheuren Verſchwendung gefeiert, daß ſie uns fabelhaft erſcheinen würden, wenn man nicht die geraubte Beute dieſes Volkes und ihre ſchnell vergeudete Kraft dagegen erwägen wollte. Alexander's Wünſche wurden weit über ſeine Hoffnungen erfüllt, denn die drei Mächtigen, deren Willen nur der Allmacht Gottes wich, hatten ihn lieb gewonnen, dennoch war er nicht glücklich, denn überall trat ihm das Elend ſeiner Landsleute entgegen; wie viele Unglückliche ſein Wort und ſeine Bitte auch frei ſprach, immer erſchienen ſeinem Auge neue Geſtalten, die ſein Herz ſchmerzlich verwundeten, und denen er nichts mehr als Mitleid und Gebete geben konnte. Deshalb beeilte er ſeine Rückreiſe, aber Stralaja und Turakana traten nur hierin ſeinen Wünſchen entgegen. Endlich war der Tag der Abreiſe beſtimmt, als plötzlich abermals Alexander und Andrei eingeladen wurden, an einer Wolfsjagd, die oft Monden währte, Theil zu nehmen.

Digitized by Google

Seit der Erde Dauer ſind die wilden Urthiere des Landes dort in ihren Wäldern und Höhlen nicht geſtört, ſeit dem Beginn des Menſchengeſchlechtes hat der Fuß eines Wanderers nie jene Einöden betreten. Der Lebensathem jener Flächen iſt nicht geweiht durch ein denkendes Geſchlecht, nicht entheiligt durch deſſen Verbrechen; aber plötzlich erhält die Todtenruhe eine Auferſtehung: Schaaren auf Schaaren drängen ſich; eine Menſchenſtätte erſteht, Gewerbe und Thorheit treiben ihr Tagewerk. Die wilden Thiere, erſchreckt von dem feindlichen Geräuſche, ziehen ſich tiefer in ihre Klüfte zurück, aber vergebens, der Menſch dringt immer weiter; wo es an Raum gebricht, ſchafft das Feuer in wenig Stunden den Heranziehenden Platz. Dort flammt ein Wald mit ſeinen tauſendjährigen Rieſenſäulen; praſſelnd, donnernd wie Weltruinen ſtürzen ſie und ſchmettern den Unvorſichtigen, der ſich nicht ſchnell genug entfernt, mit in ihr Grab nieder. — Warum ziehen dieſe Verderber ſo eilig heran, was wollen dieſe Hunderttauſende? — Vernichtung, Untergang, Blut! — Der finſtere Bär, der hungrige Wolf, der ſchnelle Schakal, der bunte Panther wie der mächtige Ur ſind geblendet von den Feuerwogen, die immer näher an ſie heranhauchen; ſie haben ihren wilden Sinn verloren, ſie zittern in ihren Klüften und können nicht mehr zurück, denn der furchterlichſte aller Würger, der Menſch, hat bereits den letzten Zufluchtsort umringt! Horch! welch ein Geheul erhebt ſich da! es iſt nicht das der reißenden Thiere, es iſt der wilde Jäger, der es erhebt. Jetzt beginnt die Blutarbeit, hier aus dem Gebüſche ſtürzt eine Schaar wilder Roſſe, noch nie von einem Zaume, von einem Reiter gebeugt, hervor; ihre Mähnen ſtarren hoch empor, der Schweif peitſcht die Erde, indeß die Hufe kaum den Boden berühren, aus den Nüſtern des dicken, unförmlichen Kopfes ſcheint Feuer zu ſprühen; ſie ſuchen einen Ausweg nach allen Seiten, ſie machen ſich Bahn, und wie im Fluge ſetzen ſie über den Ring der Wächter fort, unerreicht von der keuchenden Meute; dennoch erreicht der Pfeil, die ſchnellende Lanze das flüchtige Thier, und die tückiſche Schlinge feſſelt des Eilenden Lauf. Aber dieſe Jagd iſt nur Spiel, dort beginnt der erſte Kampf. Die Raubthiere ſind von der Furcht zur Wuth übergegangen, ſie brechen hervor aus ihren verſteckten Klüften, Blut gegen Blut, Verderben gegen Verderben ſetzend. Der Bär hat in ſeiner Umarmung den Feind erſtickt, und fällt erſt, nachdem er jede empfangene Wunde mit einem Menſchenleben bezahlt hat. Dort ſtirbt der Wolf, kaum zu unterſcheiden von den nacheilenden Hunden, aber mitten in der Flucht ſchlägt er den ſcharfen Zahn in das Gebein ſeines Verfolgers, und beide ſterben und unterliegen in einem Augenblicke. Dort von den Zweigen des belaubten Baumes ſchwingt ſich der Schakal in das Menſchengewühl nieder, er hängt an dem Nacken des ſich ſicher geglaubten Zuſchauers und trinkt gierig deſſen Blut. Die friedlichen Thiere des Waldes fliehen und fallen ohne Gegenwehr und unbeachtet, denn der harte Menſch will Kampf, und mit dem Blute des Feindes auch das eigene fließen ſehen. In dem ſumpfigen Walde dröhnt und grollt es dumpf, dieſes Geräuſch verkündet der Jäger furchtbarſten Feind; es iſt der Ur, welcher jetzt naht. Dort ſtürzt er hervor, mit niedergeſenktem Haupte, mitten in die Fluth ſeiner Gegner, auf ſeinen mächtigen Hörnern ſchleudert er Roß und Reiter hoch in die Luft, daß beide nimmer wieder erſtehen. —

Am Abend zogen die Jäger zurück in die ſchnell errichtete Lagerſtadt. Die Todten wurden unbeklagt und unbeweint begraben; mächtige Feuer wurden angezündet, um vor den wilden Thieren ungeſtört ruhen zu können. Die gefallene Beute wurde ungereinigt und halb roh mit Gier verſchlungen; dann ſtreckten ſich die Müden auf ihren Woilok nieder und entſchliefen alſobald, ungeſtört von dem heiſern Geheul der Wölfe und der Panther. Am andern Tage begann, mit wenigem Unterſchiede, daſſelbe Mordſpiel. Nach einigen Wochen verpeſtete bereits der Dunſt der Verweſung getödteter Thiere die Luft, die blutigen, abgenagten Knochen lagen überall umher, und jeden Morgen ſchauten die Todten durch die von der Hyäne wieder aufgewühlte Erdendecke abermals in das Leben.

Es war bereits im dritten Monde, die Jagd beinahe geendet, die Gegend auf Jahrhunderte verwüſtet; nur ſelten noch erſchien das leichte Wild, es war theils getödtet, theils in unerreichbare Oeden entflohen, nur der Bär kämpfte noch fort und der Stier brach noch immer aus den nächtlichen Wäldern hervor. Stralaja verließ ihr Teppichzelt auf dem Kameele, beſtieg das Lieblingsroß, um die Gegend zu durchſtreifen und Alexander aufzuſuchen, der ſo oft abweſend war. Auf der Fläche irrten die Jäger läſſig umher, vor ihnen lag ein undurchdringlicher Sumpfwald, ſchweigend und finſter, als wäre in ihm das Leben noch nicht aufgegangen. Da tönten plötzlich aus der unbetretenen Tiefe dumpfe, Graus erregende Laute; das Heer der Schützen drängte ſich aufmerkſam zuſammen, denn dieſes Getöſe war nicht das Nahen einer wilden Urſchaar, es war mächtiger, dröhnender, es war lebender Donner! Jetzt ſahen ſie die

Digitized by Google

Wipfel der Bäume ſich ſenken und hörten ihres Stammes Brechen. Bebend entſchwand der Muth den Mördern, und ſie fühlten den Frevel, den ſie gegen die Schöpfung verübt, da ſtürzte etwas Namenloſes hervor, rieſengroß, in nie geſehenem Umfange, in ſchaudererregender Geſtalt. Die Sage war in das Leben getreten, wovon die Väter der Väter einſt erzählt hatten; eine Wiederkehr der grauen Vergangenheit, der fabelhafte Mammuth ſtand vor ihnen. Wuthentbrannt ſteht das Ungeheuer dem Zwerggeſchlechte gegenüber; der Zorn treibt ſeine grauſchwarzen, fußlangen Oberhaare empor, das Blut tritt in dieſelbe und die glühenden Borſten wogen und bewegen ſich wie unzählige in einander verſchlungene Schlangen, die graubraune Mähne, welche, wie bei dem arabiſchen Roſſe, die Erde peitſcht, ſträubt ſich aufwärts und gleicht nun einem entlaubten Dornenbuſche*).

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus Berlin.

[Ritter Spontini.]

Der Monat December iſt für Spontini ein merkwürdiger Monat! Vor dreißig Jahren gelangte ſein gefeiertes muſikaliſches Werk: „Die Veſtalin“, zuerſt in Paris zur Darſtellung, und vor einundvierzig Jahren, den 26. December 1796, ward in Rom ſeine erſte Oper: I Puntigli delle Donne aufgeführt, unter wahrhaft merkwürdigen Umſtänden. Wir haben das Textbuch und ein Zeitungsblatt aus damaliger Zeit vor uns, woraus hervorgeht, daß im Jahre 1796 einer der Directoren der römiſchen Theater, Pippo Naſone Sigismondi, mit Hülfe des Maeſtro Fioravanti, dem 15jährigen Spontini einen falſchen Paß zuſtellen ließ, um ihn zur heimlichen Flucht von Neapel nach Rom zu veranlaſſen; der junge Künſtler befand ſich damals in dem Conservatoire de la pietà de Torchini in Neapel, und hatte ſich bereits einen ehrenvollen Ruf, theils durch ein Oratorium und geiſtliche Muſiken, theils durch eingeſchaltete Muſikſtücke in der Oper la Molinara, von Paiſiello, erworben. Spontini langte auf dieſe Weiſe in Rom an, und man übertrug ihm die Compoſition der komiſchen Oper i Puntigli delle Donne, welche Arbeit er auch freudig übernahm. Das römiſche Publicum fand es jedoch vermeſſen, daß ein ſo junger Menſch mit Cimaroſa, Fioravanti, Marcello di Capua, Angelini u. v. a., welche damals für Roms Theater componirten, in einen Wettſtreit eingehen wollte; er wurde mit allen möglichen Unannehmlichkeiten bedroht, beſonders, daß der Flüchtling an das Conſervatoire nach Neapel wieder ausgeliefert werden ſollte. Doch der Gouverneur von Rom und einige angeſehene Freunde ermuthigten den jungen Künſtler, und ſein Fleiß, ſeine Begeiſterung ſtieg dadurch in ſo hohem Grade, daß er in ſechs Wochen mit der Compoſition nicht allein fertig war, ſondern die gedachte Oper konnte auch in dieſer kurzen Zeit in Scene geſetzt werden. Der Erfolg war für Spontini wichtig; er ward am Abende des 26. Decembers 1796 in einer „portalina,“ umgeben von mehrern hundert Fackeln und begleitet von mehreren tauſend Römern im Triumphe vom Theater nach Hauſe getragen. Geehrt und triumphirend kehrte der Flüchtling darauf nach Neapel zurück. Einige auf Spontini gedichtete Sonette aus jener Zeit befinden ſich in unſerm Beſitz, welche ihres Inhalts wegen vielfaches Intereſſe haben. Spontini hat in dieſen einundvierzig Jahren ſeiner muſikaliſchen Laufbahn ungefähr vierzig Opern componirt; davon ſind in Paris vier komiſche und fünf große Opern zur Aufführung gekommen; zu dieſen hat er nun ſeit der Anweſenheit in Berlin noch drei große Opern componirt, von denen die letzte: „Agnes von Hohenſtaufen“, am 16. Dec. 1837 hierſelbſt unter jubelndem Beifalle zuerſt aufgeführt wurde. Nachdem dieſes großartige Tonwerk drei Mal bei ſtets überfülltem Hauſe gegeben war, fand es eine ruhige, gründliche und parteiloſe Würdigung in der preußiſchen Staatszeitung vom 24. December d. J. — Bei dieſer Gelegenheit müſſen wir eine Ungerechtigkeit und Unwahrheit rügen, welche die elegante Zeitung vom 12. December 1837. Nr. 243. in dem Correſpondenz-Artikel aus Berlin zur Oeffentlichkeit gebracht hat. Nicht auf Spontini's Veranlaſſung, wie es darin heißt, iſt den Herren Taubert, Mantius und Ries das Theater verboten worden, um für Beethoven's Monument eine muſikaliſche Unterhaltung zu geben. Im Gegentheil iſt die Anregung zu einer ſolchen Aufführung gerade von Spontini ausgegangen und auch wirklich zu Stande gekommen. Es circulirt bereits eine ſchriftliche Erklärung der Herren Möſer, Henning, Rungenhagen, Ries, worin die Unwahrheit jener Correſpondenznachricht bewieſen wird, und welche Proteſtation — wie man ſagt — der Oeffentlichkeit übergeben werden ſoll. 17.

*) Am Ausfluſſe der Lena in Sibirien fand man den nur wenig beſchädigten, durch die Kälte erhaltenen Leichnam eines Mammuths auf. Im Jahre 1806 wurde derſelbe unterſucht; er hatte dreierlei Haare, die ſchon obengenannten, darunter rothbraune, ebenfalls ſteife, nur kürzere und zuletzt wollenartige. Seine Stoßzähne hatten die Höhe des ganzen Thieres, mehr denn neun Fuß; die Länge des Mammuths betrug gegen ſechzehn Fuß. Das Skelett iſt in Petersburg aufgeſtellt.

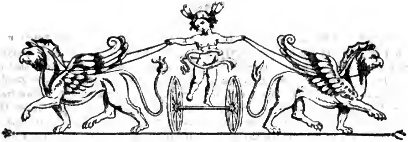
Notiz.

[Baltiſche Blätter.]

Unter dieſem Titel eröffnet Dr. J. L. Klein in Wismar den dritten Jahrgang der früher als „Baltiſche Blüthen“ erſchienenen Zeitſchrift, von welcher wöchentlich vier Nummern ausgegeben werden. Wir finden in den Probeblättern unter anderem einen intereſſanten Artikel von Th. Mügge: eine Fahrt auf der Eiſenbahn, von Brüſſel nach Antwerpen, eine Correſpondenz aus Berlin von Dr. Meyen u. ſ. w. Der phantaſiereiche Klein ſpricht über Mundt's Delphin und über Anaſtaſius Grün.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienſtags — 7. — den 9. Januar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Alexander der Heilige.

(Fortſetzung.)

Wie trockene Binſen zertritt er das Menſchengeſchlecht, und ſchmettert mit ſeinen zehn Fuß langen Hauern die Unglücklichen nieder. Eh' ſich ein Arm zur Gegenwehr, ein Fuß zur Flucht erheben kann, liegen Hunderte in ihrem Blute; da ſtürzt endlich der Rieſe in die Gruft, welche das Grab der künftigen Todten ſein ſollte. Verzweiflung gibt den Mongolen Muth und Geiſtesgegenwart zurück. Eh' das Ungethüm wieder hervorbrechen kann, ſinken Steinmaſſen auf ihn nieder; die Mauerbrecher, welche einſt Kiew zerſtörten, werden auf ihn hinabgeſchleudert; ſcharfe Lanzen wühlen in ſeinen Augen, und endlich von einem Wall menſchlicher Leichname umgeben, ſinkt das Rieſenthier der Schöpfung, vielleicht das letzte ſeines Stammes, beſiegt von dem grauſamſten und unkräftigſten Feind. Aber auch noch im Tode furchtbar, wagt keiner der Ueberwinder von ſeinem Fleiſche zu eſſen, keiner ſich ein Haar der Leiche als Siegeszeichen zu bemächtigen. Der Großchan befiehlt, den Leichnam, ſo wie die um ihn Getödteten, mit Erde zu bedecken; ein hoher Berg erſteht, bis nach Jahrhunderten ſeine gebleichten Knochen wieder an das Licht der Sonne treten.

Stralaja ritt unbeachtend, was hinter ihr geſchah, nur die Sehnſucht ihres Herzens fühlend, nach jener Gegend, wo, wie ſie wußte, Alexander zu weilen pflegte. Da ſaß er wirklich unter dem grünenden Geſträuche in Träumen verloren. In ſeiner Hand ruhte ein ſonderbar geformtes Bild, welches an einer Haarſchnur ihm um den Hals hing, und an dem ſein Auge mit feuchtem Glanze weilte. Das heiße Blut der Aſiatin fieberte in Feuergluthen auf, und der Schmerz der Eiferſucht geſellte ſich zu dem Schmerz der Liebe. Eben wollte ſie ihr Pferd wenden, um den Träumer zu überraſchen; da bäumte ſich dieſes mit einem furchtbaren Satze hoch empor und brach ſodann ſtöhnend zuſammen; ein der Jagd entflohener Wolf hing an den Weichen des Pferdes und hatte ſich zugleich in das faltige Kleid der Reiterin verwickelt. Ein lautes Angſtgeſchrei entfuhr der Fürſtentochter. Alexander ſah empor, ein einziger Blick zeigte ihm die drohende Gefahr, er war waffenlos, doch mit feſter Manneskraft faßte er das mächtige Raubthier ſogleich beim Schlunde, daß es ſchmerzſtöhnend ſeine Beute fahren ließ, und mit Klaue und Zahn verſuchte, ſich des Feindes zu entwehren; doch umſonſt war ſein Beſtreben, ſeine Wuth; die eiſerne Kraft des Heldenarmes hielt ihn von ſich entfernt und ſeine Hand würgte die Kehle des Unthieres immer mehr zuſammen; da trat das glühende Auge aus ſeinen Höhlen, heißes Blut ſtürzte aus ſeinem Schlunde und der Körper zuckte in Todesqualen, jetzt ſchleuderte Alexander das Unthier an den nahen Baumſtamm, daß die Gebeine brachen und es todt zur Erde fiel.

Keinen Athem in der pochenden Bruſt, das Leben nur im Auge, hatte Stralaja den ungleichen Kampf

Digitized by Google

mit angeſchaut, jetzt warf ſie ſich mit Inbrunſt an ſeine Bruſt, ihre vollen Arme ſchlangen ſich um ſeinen Nacken, ihre heiße Lippe brannte auf der ſeinen, er fühlte ihr Herz ſchlagen und las in ihrem Auge ihre Liebe. Ein Augenblick entſchwand in dieſen Gefühlen, dann flüſterte Alexander weich und ſchonend: „Stralaja, ich bin vermält." Wie vom Blitze Gottes niedergeſchmettert, ſchauerte die Chanin bei dieſen Worten aus ſeinen Armen, ein Wehlaut, ſchmerzlicher als jener, da der Zahn des Raubthiers in ihr Gewand ſchlug, entfloh ihren Lippen, mit faſt wahnſinnigen Blicken ſtierte ſie den Retter an, dann hüllte ſie ſich tief in ihren Schleier, warf ſich auf den nächſten Renner, den die herbeieilenden Diener ihr zuführten, und ſprengte im Windesfluge fort in die Ferne.

Morgen ſoll Alexander die Orda verlaſſen; Stralaja liegt noch wachend auf Ispahans ſchwellenden Kiſſen, wie auf Gluthwogen, aus goldenen Schalen, vielleicht untergegangenen Königreichen geraubt, leuchtet der brennende Docht und Weihrauchswolken erfüllen die gewitterſchwangere Nachtluft. Draußen iſt alles ſchon ſtill und ruhig; nur der Wächter Ruf unterbricht das todte Schweigen; der heiſere Laut ſchreckt die Fürſtin aus ihrem dumpfen Brüten, ſie erhebt ſich und ſchaut durch des Zeltes Oeffnung hinaus in die dunkle Nacht, in den Himmel, an dem kein Stern leuchtet. In der Ferne beginnt ein Geräuſch, als wenn der hungrige Schakal oder der gefräßige Wolf nach Beute ſpäht, in demſelben Augenblicke faßt der Sturmwind das leichte Zeltgebäude und biegt die ſchweren Pfoſten und ſchüttelt das Dach, als wolle er es von der Fläche der Erde ſchleudern; das Licht der Lampen flattert hoch und grell empor und ſcheint dann wieder dem Erlöſchen nahe; aus den Schatten dieſes Irrlichtes geſtalten ſich ſonderbare Zerrbilder, die hin und her wogen und dann wieder in Nacht und Graus entſchwinden. Eine kalte Grabesluft haucht an Stralaja's Wange, ihr Athem ſtirbt in der bebenden Bruſt, ſie fühlt, daß ſie ſich der Schwelle jener dunklen Pforte naht, welche nur der Tod oder das Verbrechen dem Menſchen erhellt. Und wirklich öffnet ſich der Eingang des Zeltes, und Sklaven tragen eine Art Sargbahre von geflochtenen Zweigen herein und entfernen ſich alſobald wieder. Aus dieſer räthſelhaften Behauſung kriecht ein Weſen hervor, nur inſofern dem Menſchen noch ähnlich, um Entſetzen zu erregen; wie ein unförmlicher Knäuel blieb die Geſtalt am Boden liegen, ohne ſich erheben zu können; langes greiſes Haar fließt von ihren Schultern bis zum Boden hinab; aus dieſem ſtruppigen Gewirre tritt ein kleines Geſicht hervor, welches das Alter, der Menſchengroll und die innere Seelenqual zu einem Schreckbilde der Hölle verzerrt hat. Die Augen ſind gegen die der Mongolen übergroß und leuchten trotz dem Alter im unheimlichen Feuer, aber die ſchweren ſchwarzen Augenlider fallen oft krampfhaft nieder, und dann gleicht das entfleiſchte Antlitz einem zitternden Todtenſchädel; dies iſt die geachtetſte Zauberin, die alte Matriſchorta. Schaudernd wendet ſich Stralaja von der Ungeſtalt ab, welche nicht mehr dem Himmel, nicht mehr der Erde, nur der finſtern Unterwelt angehört. Noch einmal kehrt Reue in ihre Bruſt zurück, ſie bebt vor dem Frevel, den ſie gegen das waltende Geſchick üben will; aber bald erringt die Gluth der Leidenſchaft wieder die Oberherrſchaft, ſie winkt der Zauberin und läßt geſchehen, was ſchon früher beſchloſſen. Matriſchorta kriecht zu dem Herde, bläſt mit keuchendem Athem die verlöſchenden Kohlen wieder zur Flamme an, und aus dem zahnloſen Munde ſtammelt ſie leiſe: „Sproß des Dſchingiſchan, löſche Deine Weihrauchsdüfte, ſie thun meiner Bruſt nicht wohl und widern den an, welchen ich eben herbeirufen will." Schweigend gehorcht Stralaja dem Gebote. Nun zieht die Zauberin ein irdenes Gefäß hervor, ſtellt es auf die glühenden Kohlen und wirft etwas Unſcheinbares hinein, ſogleich ſteigen lichte bläuliche Dämpfe hervor und erheben ſich bis zur Höhe des Zeltes. „Tritt ſo weit als möglich zurück, Fürſtentochter," befiehlt die Zauberin, „dieſe Dünſte leidet Dein Hirn nicht." Stralaja entfernt ſich weit von der Unheimlichen, das Auge nur forſchend auf ihr Beginnen gerichtet. Matriſchorta bewegt die Lippen, aber Stralaja hört keine Töne, die Zauberin ſpricht, aber nur ihre Gedanken ſind Worte, ihr Aufruf an die Sünde, ihre Läſterung des ewigen Geſchickes ſind keinem Sterblichen hörbar. Die Dünſte, welche dem Tiegel entſteigen, mehren ſich und hüllen bereits die Prachtdecke des Zelts mit bleifarbenen Wolken ein; die Lampen brennen niedergedrückt und leuchten gar nicht mehr. So wie der Gifthauch die Fürſtentochter erreicht, fühlt ſie ihre Bruſt beengt, in ihrem Kopfe wüthet ein furchtbarer Schmerz, ihre Adern ſchwellen Wuth und Zorn, in ihrem Auge brennt es wie glühendes Eiſen. Matriſchorta hingegen ſcheint mit Wolluſt den Giftſchwalch einzuathmen; mit Entſetzen bemerkt Stralaja, daß die Zauberin erſtarkt, durch dieſen Hauch immer größer und größer wird, und endlich ein hageres Rieſenweib mit ihrem Haupte ſich an die Decke erhebt; nicht mehr ein gelähmter Krüppel, ſondern ein mächtiges, geſchlechtloſes Unge-

Digitized by Google

thüm ſteht vor der Fürſtin und kreiſcht mit ſchneidenden Tönen: „Er wird wiederkehren! und eh' noch ſein Fuß die Erde ſeines Landes betritt, hat ſie aufgehört zu ſein.“ Mit dem letzten Hauche dieſer Worte bricht das Rieſenweſen wieder zuſammen, die Leuchten erlöſchen, der Sturmwind ſchüttelt das Zelt, und ein herzzerſchneidendes Wehegeſchrei, gleich als wenn tauſend Gefolterte ihr Leben unter Marterqualen aushauchen, durchdringt die Stille der Nacht; dann ſcharrt es am Boden, als ob ſich ein kriechendes Gewürm langſam entferne. Nun iſt es ruhig; aber dieſe unheimliche Stille iſt ſchrecklicher als das, was Stralaja eben erlebt hat; ſie iſt nun wiederum ein ſchwaches Weib geworden, ſie will beten, aber wie bei der Zauberin kommen keine Laute von ihren Lippen; in ihrem Buſen wie um ihr Auge iſt Nacht, die ſteigende Angſt raubt ihr das Bewußtſein.

Der Tag der Abreiſe war angebrochen, Alexander und Andrei ſtanden vor dem Throne des Großchans; freundlich wie ihr Empfang war der Abſchied; ungleich mehr als Alexander hoffen durfte wurde ihm gewährt; Gajuk belehnte ihn mit Südrußland und dem ganzen Gebiete von Kiew; es waren nur Trümmer, aber es war ruſſiſche Erde, es war ſein Vaterland.. Turakana und ihre Tochter waren nicht zugegen; doch als ſich das Gefolge bereits entfernt hatte, ward Alexander in das Frauengemach berufen. Mutter und Tochter waren hier allein, der Fürſt von Nowgorod ſtand ihnen gegenüber ohne Zeugen. Turakana war vielleicht die Einzige, welche Alexander ganz verſtand; indem ſie ihm der Sitte gemäß den koſtbaren Kaftan überreichte, machte ſie ihm zugleich bekannt, daß zwei tauſend gefangene Ruſſen durch ſie die Freiheit erhalten und bereits den Weg zur Heimath angetreten hatten. Das war das ſchönſte Geſchenk, was ihm werden konnte, zwei tauſend ſeiner Brüder durften wieder frei athmen, durften der Erde ihrer Väter wieder zuwandern. Eine Thräne blinkte in Alexander's Augen; die Thräne eines Mannes, eines Helden, iſt das herrlichſte Geſchenk des Himmels, iſt der Seele Edelſtein. Stralaja trat zu Alexander; ſie war bleich, die Schauer des Gräßlichen, was ſie in der Nacht empfunden, hatte das Feuer ihrer Augen getrübt und der Schmerz der Trennung raubte der Ueberſtolzen die Kraft, das eigene Weh zu verbergen. Mit bebenden Lippen hauchte ſie: „Wenn Du ſo die Söhne Deines Landes liebſt, was wirdſt Du erſt für Dein Weib empfinden?“ — Ruhig hob Alexander das naſſe Auge zu der Jungfrau empor und ſprach: „Nicht die Liebe, der Wille meines Vaters gab mir die Ehefrau, ſie reichte mir nur ihre Hand am Altare, ihrem Herzen bin ich immerdar fremd geblieben.“ Da erglühte Stralaja in hoher Wonne, eine ſündige Hoffnung erhob ihren Muth, ſchweigend ſchaute ſie lange in das Antlitz des Geliebten, dann zog ſie aus dem Buſen einen leuchtenden Rubin von ungewöhnlicher Größe. „Nimm dieſen Stein,“ ſprach ſie dumpf, „kennſt Du die Sage ſeiner Entſtehung? Ein Weib liebte einſt heiß und glühend, aber ſie wurde nicht wieder geliebt. Der Herzloſe achtete nicht ihre Thränen, nicht ihre Leiden, da verſteinte der Schmerz das heiße Herzblut der Armen, es ward zu einem Demant und trägt noch jetzt die Farbe ſeines Urſprunges, noch den leuchtenden Glanz der innern Thränen, aber er iſt kalt und hart wie das Herz desjenigen, der ihn verhärtete, doch in ſeinem Innern hauſt noch die Seele der Unglücklichen und ſie liebt und leidet in grauſer Unſterblichkeit fort. Nimm ihn hin, den Zauberſtein und wenn Dein Auge auf ihn fällt, ſo erinnere Dich des Weibes, das in weiter Ferne Dein gedenkt. Und“ — ſie drückte die kleine Hand an die heiße Stirne, die Gebilde der entſchwundenen Nacht traten abermals vor ihre Erinnerung; ſie fuhr mit bebender Stimme fort: „Schöner Chriſt! wenn das ſeelenarme Weib, an welches Dich der Fluch, nicht der Segen gekettet, unter der Decke der Erde ruht, dann kehre zu mir zurück und lerne den Reichthum der Liebe kennen. Was Dein Auge erheiſcht, ſoll Dein werden, noch eh' die Zunge den Wunſch ausgeſprochen, eh' das menſchliche Ohr ihn vernommen. Du ſollſt ſitzen neben meinem Bruder, dem Gefürchteten, der auf Erden nicht ſeines Gleichen hat, Du ſollſt über ihn herrſchen, wenn Du es heiſcheſt. Jedes Land der Erde, ſei es noch ſo ferne, noch ſo mächtig, ſollen der Mongolen Söhne Dir erobern, ſoll Dein Eigenthum werden, wenn Du es verlangſt, und alle Völker der Erde, von der Mauer des himmliſchen Reiches bis dorthin, wo ein Prieſterchan mit dreifacher Krone Deinen Mitgläubigen gebietet, ſollen ſich vor Dir beugen; nur kehre zurück, daß ich in Deinem Blicke meinen Himmel wieder finde, und mein Herz nicht erſtarre wie das, welches an Deinem Finger flammt.“ Die glühende Aſiatin vergaß die ſtrenge Sitte, in der ſie erzogen, überwältigt von Schmerz und Liebe ſank ſie an die Bruſt des Geliebten. Alexander fühlte einen leichten Schmerz an ſeinem Halſe; Stralaja's Dolch hatte ihn geritzt, ihre heißen Lippen ſaugten ſein Blut in das ihrige.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Stern von Sevilla, von Miſtreß Butler.

Unter dieſem Titel liefert Miſtreß Buttler, die ehemalige Miß Fanny Kemble, dem engliſchen Publicum, und ſomit auch uns Deutſchen, die wir gewohnt ſind, lebhaften Antheil zu nehmen an den literariſchen Beſtrebungen fremder Nationen, ein neues Drama, welches der Verfaſſerin wegen, von der man ſich bedeutende Leiſtungen im dramatiſchen Fache verſprach, nicht ohne Intereſſe iſt.

Die Lady Macbeth, die Königin Katharina und Conſtanze der Miſtreß Siddons ſind nicht geſchrieben, ſonſt würden ſie mit Shakſpeare Hand in Hand gehen. John Kemble's Macbeth, Coriolan und Hamlet leben, ſo lange die Zuſchauer leben, welchen es vergönnt war, dieſen Darſtellungen beizuwohnen. Aber dieſe Eindrücke laſſen ſich nicht überliefern, und es gibt keine Stereotypen für das Gedächtniß. Charles Kemble's Caſſio, Romeo und Faulconbridge ſind Kemble's wahrhafte Realiſationen Shakſpeare'ſcher Gedanken und, nach der Anſicht urtheilsfähiger Engländer, das Höchſte, was dem darſtellenden Künſtler zu erreichen möglich iſt. Auch von Miß Fanny Kemble hatte man goldene Meinungen, obgleich ihr die wahre Lebendigkeit und Energie der Kemble's zu fehlen ſchien, — doch ſie täuſchte ihre Zuſchauer und erhob ſich mit einem elaſtiſchen Sprunge in eine höhere Region, — aus der Schauſpielerin wurde eine dramatiſche Dichterin. Wenn gleich reiner die Lüfte ſind, welche auf des Helikon Gipfel wehen, ſo ſind ſie auch kälter, und nur Wenige vermögen in jener Temperatur auszudauern, ohne ſelber mit zu erkalten; und ich fürchte, daß es auch der Miſtreß Butler ſo geht.

Das erſte hiſtoriſche Drama der jungen Dichterin, „Franz I.," welches ſie im ſiebzehnten Jahre begonnen und im ein und zwanzigſten vollendet hat, wurde im März 1836 auf dem Covent-Garden-Theater zu London mit glänzendem Erfolge aufgeführt. Zwar ließen ſich auch mißbilligende Stimmen vernehmen. Des Quarterly Review Urtheil war günſtig und ermuthigend, welches E. L. Bulwer, damals Redacteur des New Monthly Magazine, der ſelber mit ſeiner „Herzogin de la Vallière" eben keine glänzenden dramatiſchen Lorbeeren geerntet hat, ſehr beißend auslegte, und noch überdies das Stück in einem Briefe an Lockhart „Miß Kemble's ſchwache Tragödie" nannte. Er hat ſich ſpäter bekehrt und lobt den „Stern von Sevilla" mit vieler Wärme. Wenn man auch Bulwer in ſeinem Tadel nicht ganz Unrecht geben kann, ſo erſcheint doch ein ſolches Verdammungsurtheil über den Erſtlingsverſuch einer geiſtreichen jungen Dame offenbar zu hart, und auch nicht unparteiiſch, denn woher auf einmal das Lob des ſpätern Stückes, welches doch nicht beſſer iſt als jenes. Guſtave Planche dagegen hat jenes erſtere Stück in ſeinen trefflichen Portraits littéraires einer ausführlichen Berückſichtigung gewürdigt; freilich fällt ſein Urtheil dahin aus, daß die junge Dame den großartigen Stoff nicht habe bewältigen und zur dramatiſchen Einheit geſtalten können. Am Schluſſe des Aufſatzes räth er ihr, Shakſpeare zu ſtudiren, ihm aber nicht nachzuahmen, und ſetzt hinzu: „Möchten dieſe Zeilen, wenn ſie vor ihre Augen kommen ſollten, ſie beſtimmen, in ihrer nächſten Tragödie nur Gefühle zu ſchildern, welche ſie ſelber empfunden, oder doch in der Nähe zu beobachten Gelegenheit gehabt hat; ſie möge darauf verzichten, den verſchwundenen Jahrhunderten die Anmuth und Reinheit ihrer Jugend anbilden zu wollen, welche ſie ſich nicht aneignen können. Wenn ſie nicht Pantagruel, oder les Nouvelles, noch les Dames galantes geleſen hat, wie ich gern glaube, ſo wähle ſie künftig nur Perſonen und Gegenſtände, welche ſie frei ſtudiren kann, ohne den Eigenſchaften ihres Geſchlechtes zu entſagen."

Ich weiß nicht, ob Miſtreß Butler dieſen wohlgemeinten Rath des Hrn. Planche geleſen, aber ſoviel iſt mir klar, daß ſie ihn in ihrer neueſten Tragödie „der Stern von Sevilla *)" nicht befolgt hat. Anſtatt Shakſpeare zu ſtudiren, hat ſie ihm nachgeahmt, und ſich wieder auf Gebiete gewagt, welche ſie als Dame nicht beherrſchen kann.

(Der Beſchluß folgt.)

*) Der Stern von Sevilla erſchien im März 1837, nicht lange nach der Rückkehr der Verfaſſerin aus Amerika, wo ſie ſich längere Zeit aufgehalten hatte. Sie hat auch ein „Journal" über dieſe Reiſe herausgegeben, welches wegen der trefflichen Schilderungen von Naturſcenen, wegen der kühn und treffend, wenn auch nicht in allen Theilen richtig und wahr hingeworfenen Bemerkungen über Menſchen und Verhältniſſe der Geſellſchaft, leicht das Beſte ſein möchte, was Miſtreß Butler geſchrieben hat.

Notiz.

[G. Gervinus.]

Gervinus iſt im Mai 1805 in Darmſtadt geboren, wo er ſich jetzt mit ſeiner jungen Frau, einer geiſtig lebendigen Heidelbergerin, aufhält. Gervinus war erſt dem Kaufmannſtande angehörig; er war im Geſchäft eines frankfurter Hauſes thätig, bis ihm ſeine literariſchen Liebhabereien zum Bedürfniß und zur großen Lebensaufgabe wurden. Dann erſt ſtudirte er in Gießen und Heidelberg, wo er mit Schloſſer näher bekannt wurde. Aus dieſem Verhältniß erwuchs zum Theil die eine Seite ſeines Weſens als Hiſtoriker, die ſich bis jetzt vorherrſchend bei ihm herausgebildet hat, der Pragmatismus. Wir wiſſen, daß im Strom der geiſtig bewegten Weltgeſchichte der bloße Pragmatismus nicht ſehr weit reicht, daß er zur geiſtig wahren Geſchichtſchreibung etwa in demſelben Verhältniß ſteht, wie der Scott'ſche Roman zum Goethe'ſchen; Gervinus aber iſt noch inmitten ſeiner innern Entwicklung, die ihn zwingen wird, von außen her weiter in den Kern zu dringen. — Wir ſind darauf begierig, wie er im letzten Bande ſeiner Literaturgeſchichte den Geiſt der letzten Jahrzehnde, wie er ſeine eigne Zeit, die ihn in die Bewegung hineindrängte, auffaſſen wird.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerſtags — 8. — den 11. Januar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Alexander der Heilige.

(Fortſetzung.)

Monden waren vergangen; die Geleitwache der Mongolen batte die Wanderer verlaſſen, Alexander, Andrei und der getreue Pelgui waren wieder auf ſich ſelbſt beſchränkt, dennoch darbten und entbehrten ſie gern; denn jeder Schritt, jede Sonnenwende, jede ſchlaflos durchwachte Nacht beachte ſie dem Vateelande näher. Nun nahm ſie wieder die Steppe der Chwallſer, jene traurige Wuſte ohne Quellen, ohne Flüſſe auf. Bleierne Wolken verbüllten den Himmel dem Blicke der Pilger, ein glübend beiſzer Wind erhob ſich und ſengte die kärglichen Salzpflanzen, welche dem fruchtloſen Boden entkeimt waren. Bald wae der kaege Waſſervorrath aufgezehrt, die fürchteelichſte der Menſchenqualen, der Durſt, ergriff die Ermatteten, und die Luft wurde immer glühender, der Athem des Windes immer flammenreicher, es war, als ob die ſengende Zone Africas hingezaubert ſei auf jene Erdfläche, auf die ſich jüngſt noch die Eisdecke des Schnees niedergeſenkt hatte. Die Erde ſpaltete ſich und zerriß vor dem Feuerhauche, aus ihren Tiefen ſchauten häßliche Mißgeſtalten, wie Vorboten der Unterwelt, giftdunſtend hervor, und ſahen geblendet in das ihnen ungewohnte Tageslicht, und ſtarben und verweſten alſogleich, als ſie ihrem ewigen Dunkel entnommen waren. Wirbelnder Staub erhob ſich, und aus ihm erſtanden zahlloſe Heere von Inſecten, die das Licht der Sonne verhüllten und ſich von der letzten Lebensquelle der Reiſenden, von ihrem ſiedenden Blute nährten. Die Kraft der Wanderer war gebrochen, nur wenige Schritte, dann ſank einer von ihnen nieder und preßte ſeine vertrockneten Lippen an die Furchen der Erde, um einen Tropfen Labung zu erlangen. Umſonſt! umſonſt! der Tag brachte keinen Regen, die Nacht keinen Thau, und vor ihren wundgerötheten Augen, vor ihren geſchwächten Blicken dehnte ſich wie eine hoffnungsloſe Ewigkeit die Wüſte immer weiter aus; ihre geſchwächten Geiſteskräfte wußten nicht mehr, ob ſie noch auf dem rechten Wege waren, ob ſie nicht wie jener Verdammte veeurtheilt wären, endlos in dieſee Irre, in dieſer Erdenhölle umher zu wandern. Endlich raſteten ſie an einer Stelle, wo bleiche Menſchengebeine ihnen entgegenſtarrten. Gräßlicher Anblick! Die Unglücklichen ſchauerten und ſanken neben den Geweſenen nieder. Vor Alexander's dunkelnden Augen ſchimmerte etwas Glänzendes, er griff nach demſelben und erkannte das Heiligenbild ſeines Vaters Jaroſlaw. An welchem Orte, an welcher Schauerſtätte befanden ſie ſich! Dieſe Gebeine waeen die der treuen Diener, welche mit ſeinem Vater umkamen; hier hatte man den Leichnam ſeines Erzeugers gefunden, von hier aus hatte man die Hülle des Schwergeprüften nach Wladimir gebracht. Die Luft hauchte noch Todesathem, der Erde entſtiegen noch Sterbeſeufzer. Mit zitternden Händen verſuchten es die Unglücklichen, die theuren Gebeine in die Erde zu ſcharren, aber vergebens! Der Sturm verhöhnte die Aebeit der Unkräftigen, er riß die Staubdecke von den ſchimmernden Schädeln, von den bleichen

Digitized by Google

Knochen, und die Geweſenen erſtanden immer und immer wieder. Endlich nach vergeblichen Mühen ſanken die Wanderer nieder neben den Menſchentrümmern ihrer Väter, und ſchliefen in körperlicher Betäubung auf der Erde, wo ihre Lieben ausgelitten hatten.

———

Als der Tag die Leidenden aus dem dumpfen Halbtode ſchreckte, vermochten ſich nur zwei zu erheben; den kräftigen Alexander hat das Feuer der beloi Garetſchka *) ergriffen. Dieſe Krankheit, die ſich nur in den engen Gränzen jenes Landes bewegt, iſt faſt immer lebensgefährlich; ſie hat die tückiſche Eigenſchaft, daß ſie den Menſchen im Vollgenuß ſeiner Kräfte angreift und durch den Geiſt den Körper zerſtört, denn mitten in Geſchäften, mitten in den Stunden des fröhlichen Genuſſes, fällt ſie unerwartet und ungeahnet ihr Opfer an und ſchreckt ihn aus dem Kreiſe der Seinen in eine andere ihm feindliche Welt. Der Kranke erblickt Wahnbilder, deren Daſein er mit Ueberzeugung vertheidigt; Weib, Kind und Alle, an denen einſt ſein Herz mit Liebe hing, erſcheinen ihm nun als verderbenbringende Dämonen; ſpäter, aber nur auf Augenblicke, kehrt die geiſtige Kraft zurück, und nun erſt beginnt das Leid des Körpers: Lippe und Gaumen ſind wie gedörrt, ein nicht zu löſchender Durſt quält den Armen, ſeine Stimme wird rauh und heiſer, der Puls ſtockt und ſteigt dann wiederum in vollen Schlägen, die ſchmerzbeengte Bruſt hat keinen Athem mehr. Jetzt kehren die Höllenbilder mit verdoppelter Kraft, mit verzerrteren Zügen zurück. Das fernere Beginnen der Krankheit iſt ein Hohn gegen menſchliches Hoffen, denn was Geneſung ſcheint, iſt nur das Herannahen des Todes. Der Kranke wird ruhiger, die körperlichen Leiden werden ſchwächer, die Geiſtesblicke kehren öfterer und dauernder zurück; endlich iſt er ſeiner völlig wieder bewußt, nur eine Ermattung, eine Erſchlaffung, wie nach jeder ſchweren Krankheit, iſt ihm geblieben, die geſpenſtigen Wirrbilder ſind gänzlich entwichen, er iſt ſanft und gut, er lächelt wieder und mitten in dieſem Lächeln ſtirbt er.

———

Alexander ſah in dem Gluthfieber ſich einem feindlichen Heere gegenüber, er hörte den Schlachtenruf, das Wiehern der Roſſe, nicht die Seufzer des Bruders, nicht die Klagen des treuen Pelgui; mit gebrochenen, ſchnell ausgeſtoßenen Worten befahl er den Angriff gegen die verrätheriſchen Tſchuchni, gegen die eiſenbewehrten Deutſchen, und dazwiſchen lechzte ſeine dürre Lippe vergeblich nach einem Tropfen Waſſer, die innere Gluth zu löſchen. Andrei und der treue Diener knieten an ſeiner Seite, ſie legten das heiße Haupt des Schwererkrankten in ihren Schooß, aber ſie hatten nur Thränen, keine Hülfe, keine Labung. Da hob ſich Alexander haſtig empor, ein lichtes Bewußtſein war zurückgekehrt. „Pelgui,“ befahl er dem Diener, „grabe meinem Körper ein Grab; die Geiſter derjenigen, deren Knochen uns hier anblicken, rufen mich hinab, auf der Stätte, wo der Vater ausgelitten, ſoll auch der Sohn ſterben. Grabe, grabe, aber tief, damit —“ Er ſank wieder zurück und die irren Bilder der blutigen Schlachten wogten abermals mit ihm davon. So entſchwand der Tag, ſo begann die Nacht und hüllte das Elend in ihre geſpenſtige Schatten um ſo furchtbarer ein. Bruder und Diener konnten nicht mehr die Züge des Leidenden ſehen, ſie fühlten nur ſeinen heißen Athen, erkannten nur in ſeinen irren Worten deſſen Leiden. Endlich brach der Morgen an, aber ohne Hoffnung, das ſeelenvolle Auge des Helden war glanzlos und wie mit Blut unterlaufen, das ſchöne Antlitz war erbleicht und vom Schmerz verzerrt, die klangvolle Stimme rauh und gebrochen. „Nur einen Tropfen, einen einzigen Tropfen, um die innere Gluth zu lindern!“ ſtammelte er. Da gedachte Pelgui, was Alexander einſt für ihn gethan, wie er in ſchwerer Krankheit ihn gepflegt, wie er ihn, den niedern Knecht, mit ſeinem Arme unterſtützt, ihn getragen hatte. Und der niedriggeborne Ruſſe, damals ſchon ſo treu wie jetzt, trat zur Seite, öffnete mit ſeinem Meſſer eine Ader, um den geliebten Herrn mit ſeinem Blute zu tränken; aber aus der Wunde tropfte kein Lebensquell, Noth und Entbehrung hatten die Adern geleert, da warf er das Meſſer von ſich, gedachte des letzten Befehles und begann das Grab zu graben. —

Indeſſen weilte Andrei bei ſeinem Bruder und ſuchte mit weichen freundlichen Tonen ihn zum Bewußtſein zurückzurufen; ſein Blick ſchweifte weit umher, um ihm Rettungsmittel, einen Rettungsengel zu erſpähen. Dort, dort, wo jenes Rieſengrab ſich wölbt, liegt das Ende der Wüſte, aber es iſt ihnen unerreichbar, ſie müſſen hier verderben. Jenſeit beginnt das menſchliche Regen wieder, aber es hört nicht die Klagen der Verlaſſenen, ſeine Blicke ſpähen nicht hinab in die Wüſte des Todes. — In den Armen Andrei's liegt der ſterbende Bruder; Pelgui arbeitet ſtumm an dem Grabe; immer und immer wieder heben ſie ſehnend die Blicke nach der Gegend, wo das Land ihrer Väter liegt. Schaut, was

*) Deutſch: das weiße hitzige Fieber.

Digitized by Google

begibt ſich dort in der Ferne? Hat der Wahnſinn auch ſie erfaßt, oder will ſie ein Schimmer der Hoffnung verhöhnen? Dort unter des Grabes Decke regt es ſich; die Todten werfen ihre Bürde ab und kommen dem Leidenden zu Hülfe. Ein Schattenweſen, faſt einem Menſchen ähnlich, naht ſich ihnen. Vielleicht ein umherſchweifender Mongole, was kann er den Armen rauben? Doch dieſe Rieſengeſtalt, höher, größer als der gewöhnliche Ruſſe, kann kein zwerghafter Nomade ſein. Die Erſcheinung ſchreitet vor und ſtößt das letzte menſchliche Vertrauen zurück. Thier und Menſch ſind in dieſem Geſchöpfe geeint; das blutige Fell des räuberiſchen Wolfes iſt ſeine Bekleidung, Bruſt und Hals ſind in das verworrene Haar gehüllt; in der Fauſt trägt er Waffe und Stütze zugleich, eine knorrige Keule; unter buſchigen Augenbrauen, zwiſchen den langen Bart- und Hauptbaaren, blickt ein Antlitz hervor, grauenvoll und zurückſtoßend. Dieſe Züge der Verwilderung und der Entmenſchung, hat ſie das Laſter, hat ſie das Unglück oder die Verzweiflung ſo gezeichnet? Jetzt ſteht der Fremdling vor den Kranken, vor den ermatteten Wanderern; ſeine Stimme erhebt ſich, großer Gott! es ſind der Heimath freundliche Töne, es iſt ein Ruſſe, der zu ihnen ſpricht. Vergeſſen iſt die zurückſchreckende Geſtalt, Hoffnung und Glaube kehren wieder in die Bruſt der Muthloſen zurück. Pelgui raſtet mit der Arbeit am Grabe, er legt die gebleichten Knochen ſtatt ſeines Herrn, den er ſchon gerettet glaubt, in die Gruft; der unbekannte Landsmann ſieht müßig mit ſcheuen Blicken dem frommen Beginnen zu, doch als die Gebeine bedeckt ſind, hebt er die mächtige Keule und ſchlägt die Erde feſt, daß nimmermehr ein Raubthier die unten Ruhenden beunruhige. Dann winkt er den beiden Pilgern, ihm in ſeine traurige Wohnung zu folgen. Andrei und Pelgui faſſen das Haupt des bewußtloſen Kranken, der unbekannte Ruſſe den Körper und ſo ſchreiten ſie langſam vorwärts. Was ihnen als ein mächtiges Grab erſchienen, zeigt ſich nun als eine Erdwohnung. Die Behauſung iſt klein, dumpfig, unſauber, aber der Leidende hat doch ein Obdach, ſanft legen ſie ihn auf die Blätterſtreu nieder, und als der Fremdling bemerkt, wie die Lippen des Kranken von der innern Fieberflamme vertrocknet ſind, naht er ſich mit einem Becher Waſſer, um ihn zu erquicken. Alſobald ſchlägt Alexander die Augen auf, von den Wahnbildern des Fiebers befangen, ſtarrt er die furchtbare Erſcheinung an und ruft entſetzt: „Fort, fort, Du Blutbeflecker! Hebe Dich von mir, Du Abgefallener des Herren!" Der Becher mit der Labung fällt zu Boden; ſchmetternd wie vom Blitze Gottes getroffen, ſtürzt die kräftige Geſtalt zu Boden und heulend entflieht ſie in den finſterſten Winkel der Höhle. Alexander hat aber wiederum das Auge geſchloſſen und leiſe wie im Traume ſpricht er von einem Engel, der ſich ihm nahen wird, um ihn dem Leben wieder zu geben, während es aus dem Winkel immerfort in herzzerſchneidenden Lauten wimmert. Entſetzt ſchauen ſich Andrei und Pelgui an, ihre Blicke irren in der unheimlichen Wohnung umher; ſie ſind bei einem Ruſſen und gewahren dennoch kein Zeichen des Chriſtenthumes, nirgends ein Obros, nirgends das Kreuz des Erlöſers. Da bemächtigt ſich ihrer eine dunkele Ahnung, ſie knieen nieder neben dem Leidenden und beten inbrünſtig und als der Kranke unter ihrem Gebete immer feſter entſchlummert, nimmt Pelgui den Waſſerkrug und netzt die gedörrten Lippen ſeines Herren; dann ſetzt er ſich zu den Füßen des Fürſten und ſpricht mit Andrei über Alexander's Krankheit, von ſeinen Wunderthaten und ſeiner Herzensgüte. Und als ſie nun den Namen des Helden nennen, verſtummt die unheimliche Klage und aus dem Winkel kriecht der Entflohene wieder hervor. Scheu, angſtbeklommen verſucht er die Blicke von dem Boden zu erheben, aber immer ſinken ſie wieder zur Tiefe, endlich ſtammelt er: „Iſt Jener, der dort auf dem Boden leidet, der Held Newsky, der Hort und die Hoffnung des ruſſiſchen Landes?" Als ihm nun dies bejaht wird, fleht er: „Laßt mich den Staub ſeiner Füße küſſen, laßt mich nur ein Glied ſeines Körpers berühren, damit ich mich ſelbſt erkenne und fühle, ob ich noch würdig bin, mich zu nahen dem Auserwählten der Heiligen. Aber ſo wie er ſich dem Kranken nähert, wird der Schlaf deſſelben unruhiger, und eben als der Ruſſe die Hand ausſtreckt, um das Gewand des Leidenden zu berühren, ſchlägt dieſer die Augen auf, und abermals ruft er: „Hebe Dich von mir, Du Blutiger, Du Verläugner Deines Gottes!" Da lacht der Unbekannte ſo laut und ſchneidend auf, daß die Decke erbebt und es weit hinaus in die lebensleere Wüſte ſchallt. Aus ſeinem Geſichte flieht die letzte Spur der Menſchlichkeit und eine furchtbare Verzweiflung verzerrt daſſelbe zu einer ſcheußlichen Larve. „Seht Ihr," kreiſcht er mit grimmigem Selbſthohn, „ich bin verflucht von Ewigkeit zu Ewigkeit, keine Buße kann mich reinigen und ich bin verloren für immerdar!" — (D. F. f.)

Digitized by Google

Der Stern von Sevilla, von Miſtreß Butler.

(Beſchluß..)

Der Inhalt des vorliegenden Stücks iſt einfach folgender. Alphonſe, der junge König von Spanien, kommt auf einer Reiſe durch ſeine Beſitzungen nach Sevilla und wird von den Einwohnern mit großem Enthuſiasmus empfangen. Don Pedro und Don Carlos, letzterer von Kindheit an dem Könige befreundet, ſind zwei Edelleute von Sevilla. Eſtrella, der Stern von Sevilla, Don Pedro's Schweſter iſt Don Carlos verlobt, und am nächſten Tage ſoll die Vermählung vollzogen werden. Der König erblickt bei ſeinem Einzuge die Eſtrella auf ihrem Balcon, verliebt ſich in ſie und bewegt ſeinen Vetter Don Arias, ihm zu einem Beſuche bei der Eſtrella behülflich zu ſein. Dies wird bewerkſtelligt, und der König kommt über den Balcon in das Zimmer, wo Eſtrella ſchläft. Sie erwacht, erblickt den König, und auf ihren Schrei kommt ihr Don Pedro zu Hülfe. Don Pedro ſtellt ſich, als kenne er den König nicht, und fährt ihn heftig an; der König zieht ſein Schwert, und Don Pedro, welcher, dem früher erlaſſenen Befehle des Königs zu Folge, unbewaffnet iſt, ringt mit ihm und entwaffnet ihn; darauf treibt er ihn über den Balcon zurück und gibt ihm einige Schläge mit der flachen Klinge auf den Weg. Der König, über dieſe Behandlung heftig erzürnt, läßt Don Carlos zu ſich kommen und nimmt ihm das Verſprechen ab, den zu tödten, welcher ihm, dem Könige, nach dem Leben geſtrebt habe. Der König verbindet ihn durch einen Eid zu dieſer That, ohne ihm den Namen zu nennen, welchen er ihm geſchrieben übergibt. Don Carlos eilt auf die Straße, und bei Fackelſchein lieſt er den Namen ſeines liebſten Freundes. Er hält ſich deſſenungeachtet durch ſein Wort gebunden, und in einer Art von Wahnſinn ſucht er Don Pedro auf, fordert ihn zum Zweikampf und tödtet ihn. Don Carlos, ſogleich verhaftet, bekennt den Mord ohne den König zu nennen, wird verurtheilt und hingerichtet. Eſtrella geräth in Wahnſinn, entflieht ihrer Aufſicht, ſieht Carlos, wie er eben zum Richtplatz geführet wird, eilt zum Schaffot hin und ſtirbt mit ihm. —

Zu dieſer für ein Drama zu einfachen und alltäglichen Fabel, kommt noch eine ziemlich plump angelegte Nebenhandlung. Es ſind eigentlich nur einige Nebenſcenen, welche mit der Haupthandlung faſt in gar keiner Verbindung ſtehen. Nicht zu verkennen iſt in denſelben, daß die Verfaſſerin Shakſpeare nachgeahmt hat; aber ſie hat ſich dadurch von ihm, von ſeiner Darſtellung des Lebens, am weiteſten entfernt. Im Haſchen nach gemeinen und zweideutigen Ausdrücken, welches ſich in dieſen Scenen nur zu deutlich zu erkennen gibt, beſteht doch wahrlich das Komiſche nicht. Wenn bei Shakſpeare dergleichen, aus dem Kreiſe der heutigen gebildeten Geſellſchaft verbannte Ausdrücke vorkommen, ſo dienen ſie dazu, uns das große Bild des Lebens, welches er uns in ſeinen Werken vorhält, zu vervollſtändigen. Die niedrigkomiſchen Scenen ſind bei ihm die breite Baſis, welche den ernſten Theil des Stücks trägt und ſtützt, deshalb alſo keineswegs willkürlich hinzugeſetzt, ohne inneren Zuſammenhang mit dem Ganzen.

Die Charakteriſtik in unſerm Stück iſt wirklich etwas ſchwach gerathen, denn es iſt auch kein einziger durchgeführter Charakter zu entdecken; alles bewegt ſich in der größten Oberflächlichkeit, als hätte ſich die Verfaſſerin nichts weiter als das flache Alltagsleben darzuſtellen vorgeſetzt.

Auch der Dialog iſt nur in wenigen Scenen gelungen, im Uebrigen ſehr willkürlich und nachläſſig behandelt. Die Sprache hat Miſtreß Butler da, wo ſie kräftig ſein ſoll, ſo mit Flüchen und Kraftwörtern überladen, daß dergleichen Stellen einen unangenehmen Contraſt gegen den wahrhaft edlen Ausdruck mancher andern bilden. Nicht zu läugnen iſt nämlich, daß ſich in dem Stern von Sevilla ſehr ſchöne Stellen finden, beſonders da, wo die Dichterin gleichſam aus dem Dialog heraustritt und nur ſchildert. Auch einzelne ganze Scenen ſind zu loben, und es läßt ſich dramatiſches Talent in ihnen nicht verkennen, weshalb man es um ſo mehr bedauern muß, daß es der Verfaſſerin an Kraft fehlte, wenn ſie ſich einmal über den Kreis des Mittelmäßigen erhoben hatte, ſich ſtets auf jener Höhe zu erhalten. Sie verwende mehr Fleiß auf Anlage und Charakteriſtik, laſſe ſolche Scenen weg, welche ihr darzuſtellen unmöglich ſind, und befolge den Rath des Hrn. Planche: ſtudiere Shakſpeare ohne ihm jedoch nachzuahmen, ſo wird ſie gewiß, wenn nicht Ausgezeichnetes, doch für die jetzigen Verhältniſſe des Dramas Lobenswerthes leiſten.

E. Suſemihl.

Notizen.

[Caſanova im Fort St. André.]

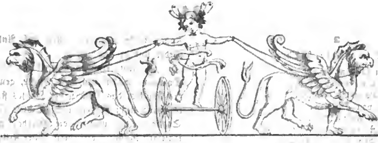
Dies dreiactige Luſtſpiel iſt auf dem Vaudeville-Theater zu Paris nicht ohne Beifall gegeben; ein Charakter wie Caſanova, hat zuviel Verwandtſchaftliches mit dem franzöſiſchen Geiſt, um in Paris nicht in allen Situationen zu gefallen. Das Motiv des Luſtſpiels iſt aus dem ſiebenten Capitel des erſten Bandes ſeiner Memoiren entnommen, doch findet man, das kühne Alibi des Helden ausgenommen, von den übrigen Perſonen und Verhältniſſen des Theaterſtücks faſt nichts in Caſanova's Schriften. Die deutſche Bearbeitung von Lebrün, die wir auch auf dem leipziger Theater ſahen, iſt ſehr für die hamburger Vorſtadt-Bühne ausgeſtattet, ſehr derb und klotzig. Im Druck erſchien eine andere Bearbeitung von Ludwig Oſten (Magdeburg bei Wagner und Richter). Auch in ihr ſind die Geſänge des Originals fortgelaſſen, die Romanze ausgenommen; im Franzöſiſchen iſt das Stück mehr Operette.

[Molières ſämmtliche Werke.]

Von dieſer Ueberſetzung (Aachen und Leipzig bei Meyer) ſind bereits Liefer. 4, 5 u. 6 erſchienen. Sie enthalten unter anderem den Geizigen, Scapin's Schelmenſtreiche, den Hrn. v. Pourceaugnac, den Sicilianer oder den Maler aus Liebe, ſämmtlich von Louis Lax überſetzt; ferner den Menſchenfeind, von W. v. Lüdemann übertragen u. a.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 9. — den 12. Januar 1838.

Redakteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gedichte von Conſtantin Tiſchendorf*).

1.

Gondellied.

(Nach Mendelsſohn's „Liedern ohne Worte.“)

Viel Geiſter ſchlummern tief unten im See,
Die klagen ewig der Liebe Weh;
Die Wellen lauſchen kindlich heiter,
Und hören's und tragen's ſpielend weiter.
Ach, könnt' ich doch theilen Klage und Schmerz,
Tief unten begraben das blutende Herz!
Euch, Wellen, euch wollt' ich's vertraulich ſagen,
Ihr müßtet mein Brautlied zum Liebchen tragen,
Wie's unten mit dumpfem Klang
Der düſtre Bräut'gam ſang!
Und müßtet ihr Perlen zum Brautſchmuck leih'n,
Meine Thränen all' an einander reih'n!....
Wie's rauſchet, wie's klingt!
Mir hinunter winkt!
Wie ein Engel mit lieblichem Zauberwort,
So zieht's mich zum ſchimmernden Abgrund fort!
Wie's herauf ſtill glänzt,
Von Myrten bekränzt!
Ein Bild da oben, Ein Bild da unten,
Hab's im Herzen, am Himmel, im See gefunden, —
Ach, ſeliges Bild, gewiegt im Schaum,
Was wiegſt du den Träumer in ewigen Traum?
Ihr Geiſter, tief unten klagend im See,
Ach, ſingt mir das Bild auf die ſtrahlende Höh'!
Ihr Wellen, o ſchaukelt's herauf, heran,
Will hängen mein Herz, mein Leben dran!
Dann tragt's hinab zur ſtillen Ruh,
Und deckt's mit Thränen ewig zu!

2.

Das offne Grab.

Im Traume ſah ich jüngſt ein off'nes Grab,
Ein bleicher Jüngling ſah mit Ernſt hinab;
Er trug im Auge Spur von ſtillem Schmerz,
Mocht' betten gern ins Grab das kranke Herz.

Hielt einen Blüthenſtrauß in ſeiner Hand,
Umflochten zart mit vielfach heil'gem Band,
Und ein Gedenkblatt; 's war ſein Bildniß drauf
Sammt einem kurzen, ſchönen Lebenslauf:

„Im kurzen Leben hab' ich lang gelebt,
Ernſt nach der Weisheit ächtem Gold geſtrebt,
Und habe ſüß geträumt und ſüß geliebt;
Dort find' ich mehr als Traum und Liebe gibt!“

Und eine Thräne trat in ſeinen Blick:
Wohl rief er ſich manch theures Bild zurück!
Da ſchwebte leis der friſche Blüthenſtrauß
Hinunter in das ſtille Todtenhaus.

Und zaudernd, zaudernd ſtieg er ſelber nach:
Noch einmal ward's im ſchönen Herzen wach!
Da ſtahl ſich zitternd durch die Luft ein Klang,
Der wunderſam mir durch die Seele drang.

Ein Engel ſah mit heit'rer Stirn hinab,
Dann ſchloß er ſchweigend des Verklärten Grab,
Und pflanzt' ein Röslein auf den ſtillen Ort,
Dazu das Blatt mit ſchönem Abſchiedswort.

*) Aus des Verf. nächſtens erſcheinenden „Maiknoſpen.“

Digitized by Google

3.

Das ſtille Weh.

In Deinen ſchönen Augen
Da ſchläft ein heimlich Weh,
's iſt mir als will's erwachen,
So oft ich von Dir geh;
Du haſt zur Abſchiedsgabe
Mir's längſt ins Herz geſenkt,
Und bleibt doch ſtets Dein eigen,
Und weiß nicht, was Dich kränkt?!

„Haſt ſelbſt das Weh bereitet,
Das Dir mein Auge ſagt:
Haſt mir mein Herz geſtohlen,
Das iſt's, warum es klagt!
Denk' oft: 's gehört uns beiden,
Wann Aug' in Aug' wir ſeh'n,
Und ach, ſo oft wir ſcheiden,
Da fühl ich's mit Dir geh'n!“

Alexander der Heilige.

(Fortſetzung.)

Das Blut der beiden Pilger erſtarrt zu Eis bei dieſem furchtbaren Geſtändniß, doch gewinnt der fromme Andrei Faſſung, er tritt zu dem Verzweifelnden und ſpricht mit hoher Ueberzeugung: „Kein Menſch auf Erden iſt ganz verloren, keinen hat der Herr aus ſeinem Bunde ausgeſchloſſen, keine Sünde iſt ſo groß, daß ſeine Milde ſie nicht vergeben könnte. Bereue, beichte, büße, und Dir wird wiederum ſein Antlitz leuchten.“ Aber der Zweifler erwiedert ſtörriſch: „Wie ſoll ich büßen, da kein geweihter Prieſter hier iſt, dem ich beichten kann, und der mir hier die Strafe beſtimme, damit ich dort nicht ewig leide.“ Da erhebt ſich hoch die unſcheinbare Geſtalt Andrei's und er ſpricht: „Als Herrſcher bin auch ich mit dem heiligen Oele geſalbt worden, und mir iſt dadurch Macht verliehen, in Zeiten der Noth und Gefahr Beichte zu hören, Buße zu beſtimmen und die Vergebung der Sünde zu verkünden. Knie nieder und vertraue mir, was Dich belaſtet. Der Herr ſieht Dich in dieſem Augenblicke, der Herr hört Dich in dieſem Augenblicke!“ — Der Schuldbeladene ſinkt in den Staub, ſchlägt ſich an die Bruſt voll Qual, will das Kreuz machen, aber es gelingt ihm nicht, er verſucht zu ſprechen, aber ſeine Zunge iſt erſtarrt und gelähmt, und nur unverſtändliche Laute ſtammelt er mühſam hervor. Da zieht Andrei das Kreuz des Erlöſers aus ſeinem Buſen und hält es dem Sünder entgegen; dieſer greift haſtig darnach, drückt es feſt an ſeine Lippen und küßt es heiß und innig; ſein Antlitz gewinnt wieder weiche, milde Züge, heiße Thränen fallen auf Andrei's nackte Füße nieder und er beginnt:

„Es lebte einſt in Putiwl ein Bürger, mit Namen Domann; wohin ſein Auge blickte, gewahrte er die Fülle des Glückes, das Dach ſeines Hauſes ſtand feſt und ſtark es drang nicht Regen, nicht Schnee hindurch; in ſeinem Stalle brüllte munter die Heerde, wieherten laut die kräftigen Roſſe; die Aehren ſeiner Felder waren voll und ſchwer; ſeine Netze wurden niemals trocken. Da aber brachen die Horden der Mongolen in das glückliche Land, ſie brannten ſeine Wohnung nieder, ſie raubten ſein Vieh, mißhandelten ſein Weib, mordeten ſeine Kinder und führten ihn ſelbſt als niedern Sklaven fort. An den Schweif des Pferdes gebunden, ſchleiften ſie ihn durch die brennende Steppe, über Geſtein und Dornen, durch wild rauſchende Bergſtröme. Nur die ungewöhnliche Kraft, mit der ihn die Natur begabt hatte, ließ ihn dieſe Leiden ertragen. Als er nun angekommen war im Lande der Sieger, mußte er die Dienſte und Arbeiten des Thieres verrichten; er ward in das Joch geſpannt und gezwungen, die beladene Kibitka von einer Orda zur andern zu ziehen, und ſeines Elendes war nicht Maß noch Ziel. Sie ſchlugen ihn, wenn er arbeitete, ſie ſchlugen ihn, wenn er ruhte, ſie ſchlugen ihn, wenn er betete; ſeine Wunden ſchloſſen ſich nie und ſein Schmerz endete nimmer. Da trat eines Tages ein Weib zu ihm, ſah ihn lange mit heißen, liebedürſtenden Blicken an und ſprach endlich: „Ich will mich Deiner annehmen, Du ſollſt in meinem Zelte wohnen, an meiner Seite leben, und kein Auge ſoll mehr feindlich auf Dich niederſchauen, ſo Du mir willſt treu ſein, Deinem Glauben entſagen und mit mir dienen und opfern unſern Göttern.“ Längſt war in dem Sklaven der Gedanke an die Vergangenheit vernichtet; nur manchmal erinnerte er ſich dunkel, daß ſeine jetzt blutfeuchten Hände einſt mit den Locken ſeiner Kinder getändelt, daß an ſeiner Seite einſt ein treues Weib das Glück mit ihm getheilt hatte. Alles war vergeſſen, untergegangen in dem unſäglichen Schmerze; dennoch ſchüttelte er das Haupt, als er die Verſuchung des ſchönen Weibes vernahm, denn er hatte auf Erden nichts mehr als ſeinen Glauben, und wollte dieſem nicht abtrünnig werden. Das Weib ging von dannen, aber ihr Bild wich nicht aus ſeiner Seele, es ſtand in dem Pfuhl ſeines Kerkers vor ihm, es trat zu ihm in die Nacht ſeiner Träume und zeigte ihm eine glückliche Zukunft, frohe, wonnig durchſchwelgte Tage. Als der kommende Tag ihn wieder zur Gemeinſchaft mit dem Thiere rief, als die Peit-

Digitized by Google

ſche ſeiner Peiniger in die offene Wunde ſchlug, ging abermals das Weib an ihm vorüber. Da überwältigte ihn die Verzweiflung, ſeine Seele ward des Böſen und er rief: „Ich will Dein ſein und üben, was Du gefordert.“ Alſobald wurde er ausgeſpannt aus dem ſchimpflichen Joche, gehegt und gepflegt, und nach wenigen Tagen, da ſeine Wunden geheilt waren, mußte er abſchwören ſeinem Gott, entſagen den Heiligen ſeiner Kirche, verfluchen den Glauben der Väter und anerkennen die finſtern Mächte, welche dem Menſchengeſchlechte ewig abhold ſind. Darauf lebte er herrlich und in Freuden, denn die Verſucherin war reich und ſchön und auf ſeine Wange kehrte bald die Röthe der Geſundheit, in ſeine Adern die Kraft des Mannes zurück. Bald aber endete das Höllenglück. Falſch wie die Sünde war das Weib, ſie wurde des Geliebten bald überdrüſſig, und ſtieß nun den, welchen ſie noch jüngſt mit ihren Armen umfangen, mit dem Fuße verächtlich von ſich und ſprach: „Weiche von mir, Elender, der dem Weibe ſo treulos wie ſeinem Gotte ſein wird, nimmer wage es, wieder vor meinen Blicken zu erſcheinen. Ihre Sklavinnen ſpien ihn nunmehr an, und ihre Knechte und Diener hetzten ihn mit Hunden von dannen. Da irrte er raſtlos umher, wie der erſte Brudermörder, ein Scheuſal ſich ſelbſt und allen Menſchen. Die gefangenen Chriſten und Glaubensbrüder ſchauderten vor dem Abtrünnigen und flohen ſeine Nähe, und auch die Helden verachteten ihn und wollten ihn nicht anerkennen; er war geſtoßen aus dem Bunde der Menſchen; die Mongolen durften ihren Genoſſen nicht mehr zur Thierarbeit benutzen, ſie machten ihn alſo zu dem Verworfenſten der Orda, zu dem Nachrichter ihrer Bluthaten. Aber ihn, den tief Entwürdigten, that das gräßliche Geſchäft wohl; es machte ihm Freude, die Qualen, welche er einſt erlitten, andern anzuthun; ſeine Hand zitterte nicht, wenn er das Eiſen in die warme Lebensbruſt ſtieß, und die Todesſeufzer der Sterbenden waren ſeiner Seele Hochgeſang. Nun zog aus dem Lande der Väter her Michaila, Fürſt von Tſchernigow, und alle gefangenen Ruſſen eilten herbei, um ſein Antlitz zu ſehen und ſeinen Segen zu empfangen. Einer nur blieb zurück, einen nur barg das tiefſte Dunkel, dies war der Abtrünnige; denn der edle Michaila war dem Tiefgeſunkenen einſt mehr als Vater geweſen. Nun aber kam Trauer über alle Völker der ruſſiſchen Erde, denn die Mongolen forderten, daß der Fürſt von Tſchernigow ſchreiten ſolle durch das ihnen heilige Feuer, und ſich beuge vor ihren Göttern. Fürſt Michaila aber antwortete ruhig und entſchloſſen: „Beugen will ich mich vor Euren Fürſten, denn der Herr der Herren hat ihm Macht gegeben über viele Völker, aber nicht ſchreiten will ich durch Eure Zauberfeuer, und nicht anerkennen will ich Eure Götter, die Ihr ſelbſt gemacht, da ich denjenigen verehre, der unerſchaffen lebt von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ — Als der wilde Batû nun dieſe Antwort vernahm, entbrannte er in furchtbaren Zorn und ließ Michaila mit dem Tode bedrohen, wenn er nicht thun wollte, wie von ihm gefordert, dieſer aber wankte nicht, und ſo begann die Stunde der Prüfung. Die Heidenprieſter und Zauberer umringten die Wohnung des Fürſten und forderten ſein Leben; er aber lag in dem Gemache auf den Knien vor dem Protopopen Feodor, ſeinem treuen Lebensgefährten, und beichtete dieſem und empfing das heilige Abendmahl. Geſtärkt und erhoben durch dieſe Weihe trat er dann unter die Mörderrotte, und leiſe den Pſalm David's betend, begann er den traurigen Gang zum Hochgerichte; alles Volk der Ruſſen und Mongolen folgte ihm, die Erſten wehklagend in unendlichem Schmerz, die Andern jauchzend in fühlloſer Blutgier. Bei dem Anblicke der Schädelſtätte durchdrangen die treuen Bojaren von Roſtow die Mörderreihen; ſie knieten nieder um den ſchon auf Erden Geheiligten; ihre heißen Thränen netzten ſein Gewand, ſeine Hände, ſeine Füße, und ſie baten und flehten: „Weiche nicht von hinnen, ergib Dich dem Unvermeidlichen; iſt es Sünde, was Du übſt, ſo falle ſie auf unſer Haupt, wir wollen, um ſie zu büßen, unſere ganze Habe der Kirche ſpenden und baarfuß wandern zu dem heiligen Gnadenbilde von Wladimir, ſo Du uns nur bleibſt, ſo Du uns nur nicht genommen wirſt.“ — Aber Michaila antwortete unerſchüttert: „Mein Leben kann ich für meine Treuen hingeben, aber nicht mein unſterbliches Sein! und ſomit warf er den fürſtlichen Mantel von ſich und rief: „Nehmt hin den irdiſchen Glanz, mir werde die himmliſche Krone.“ Sogleich fielen die Kaldungi und Götzenprieſter über ihn und ſtießen ihre Meſſer in die Bruſt des Frommen, und traten ihn mit Füßen. Während die Heiden bei dem Blute des Märtyrers hoch aufjauchzten im frohen Jubel, ſchlugen die Ruſſen die Erde mit ihrer Stirn, und flehten in unnennbarer Angſt Gott um Erbarmen. Nur einer blieb unter dieſen Verzweifelnden ruhig, es war Feodor, Michaila's Jugendfreund, er betete inbrünſtig, ſegnete den Sterbenden und reichte ihm das heilige Kreuz zum Kuſſe.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Franzöſiſche Romane.

1.

Denkwürdigkeiten einer Ariſtokratin. Aus den nachgelaſſenen Papieren der Marquiſe v. Crequy, von Fanny Tarnow. 4 Thle. Leipzig, Kollmann.

Der Roman hat in der neu-europäiſchen Literatur einen Ehrenplatz erhalten, der ihm in mancher Hinſicht nichts zu wünſchen übrig läßt. Er iſt ein Parvenu, der ſeinen Hofſtaat auf Koſten des Dramas und aller andern Kinder der Poeſie täglich vergrößert. In Kunſt, Wiſſenſchaft, Religion, Politik und Moral gibt es keine Frage, deren Beantwortung er nicht zu geben verſucht hätte, und dies begreift ſich in einer Zeit, wo alle Radien des Lebens denſelben Mittelpunkt erzielen und dieſelbe Peripherie bilden. Unter ſolchen Umſtänden wird es begreiflich, daß auch die Zeitgeſchichte ſich in das Gewand des Romans zu hüllen ſucht. Die Memoiren der Herzogin von Abrantes ſind kein Roman, aber ſie ſpielen in dies Gebiet über und ihnen zur Seite ſtellen ſich die Denkwürdigkeiten einer Ariſtokratin, von der uns Fanny Tarnow eine ſprachgewandte Ueberſetzung gegeben hat, die ſich wie ein Original lieſt.

Die Marquiſe von Crequy, die 1803 in ihrem 98ſten Jahre ſtarb, war eine wegen ihres Geiſtes, ihrer Schönheit und ihrer Tugend allgemein verehrte und gefeierte Frau. Ihre Memoiren ſind ein reicher Schatz von ſeltenen Charakterzügen, Lebensſchilderungen und geiſtreichen Bemerkungen. Man zweifelt an ihrer Aechtheit, allein Ton und Schreibart ſind ſo gut getroffen, daß man ſelbſt in den höheren pariſer Zirkeln lange dadurch getäuſcht wurde. Seit den Briefen der Frau v. Sevigné hat die franzöſiſche Literatur kein Buch aufzuweiſen, das ſo in dem ariſtokratiſch nachläſſigen Ton graziöſer Plauderhaftigkeit geſchrieben wäre, als dieſe Denkwürdigkeiten. Es iſt die feinſte Liebenswürdigkeit des vornehmen Converſationstons der guten alten Zeit in dieſen Memoiren, die auf viele Jahre den Anekdotenſammlern, den Dramaturgen und den Romanenſchreibern Stoff liefern können; der Fürſt Pückler, Raupach, franzöſiſche und deutſche Journale, Mad. Sophie Gay und Andere haben ſchon reichlich aus dieſer Quelle geſchöpft, allein der Vorrath iſt nicht leicht zu erſchöpfen. Anerkennung verdient es, daß Fanny T. ihrer Bearbeitung den Reiz dieſes anmuthigen, feinen Converſationstons zu erhalten gewußt hat.

2.

Septimania, Gräfin v. Egmont, von Sophie Gay, überſetzt von Fanny Tarnow. 2 Thle. Leipzig, Kollmann.

Mad. Sophie Gay iſt eine geiſtreiche, liebenswürdige Frau, in den Salons der Hauptſtadt einheimiſch und allgemein als eine der beſten Romanſchriftſtellerinnen Frankreichs anerkannt. Feinheit, Eleganz und ein Duft zarten, ſittlichen Gefühls zeichnen auch dieſen Roman aus, zu dem ſie den Stoff aus den Memoiren der Marquiſe v. Crequy geſchöpft hat. Ohne höhere poetiſche Anforderung, ohne Anſpruch ein Kunſtwerk finden zu wollen, lieſt man dieſen Roman ſehr leicht und gern, fühlt ſich geſpannt und gefeſſelt.

3.

Der Marquis von Portanges von Delphine Gay-Girardin. Ueberſetzt v. Fanny Tarnow. 2 Thle. Leipzig, Kollmann.

Ein ſeltſamer Roman! nur eine Franzöſin vermag ein ſolches Buch zu ſchreiben. Welche feine Blicke thun wir hier in die ſocialen Verhältniſſe der pariſer Salons, zu deren Zierden die Verfaſſerin ſelbſt, die ſchöne, berühmte, allgefeierte Delphine Gay-Girardin, gehört! — Mit welcher pikirten Heiterkeit ſchildert ſie die Elegants der vornehmen pariſer Männerwelt in ihrem Repräſentanten, Lionel v. Morny.

„Lionel mußte,“ ſagt ſie, „um verliebt zu werden, im Vollgenuß aller Bequemlichkeiten des Lebens ſein, denn die kleinen Unannehmlichkeiten des äußern Lebens kühlten augenblicklich ſeine Empfindungen ab. Seine erſte Geliebte hatte er verlaſſen, weil in ihrer Wohnung alle Kamine rauchten. Die zweite, weil ſie einen kleinen Hund hatte, der ſeine ſpiegelblanken Stiefel beleckte, was ihrem Glanze Eintrag that. Die dritte, weil ſie umzog und ihre neue Wohnung von der ſeinen zu entfernt war. Die vierte, weil ſein Cabriolet nicht bequem auf ihrem Hofe umwenden konnte.“

„Er ſelbſt wußte nicht um dies Geheimniß ſeiner Unbeſtändigkeit und es würde ihn empört haben, wenn man es ihm entdeckt hätte; er hielt ſich, wenn er eine Frau verließ, ganz treuherzig für treulos.“

Der Marquis v. Portanges iſt ein geiſtreicher Roman voller Perſiflage, mit einem tragiſchen Hindergrund, auf dem ein gewiſſer geheimnißvoller Abglanz der Wehmuth ruht, mit der es die ſchöne gefeierte Pariſerin zu empfinden ſcheint, daß ein weibliches Herz in jenem Kreiſe ſich auf den Verkehr mit Kupfermünze beſchränken muß und daß der Schatz reinen Goldes, den ſie im Herzen trägt, ewig ein todtes Capital für ſie bleiben muß. — St.

Notizen.

[Der Telegraph für Deutſchland.]

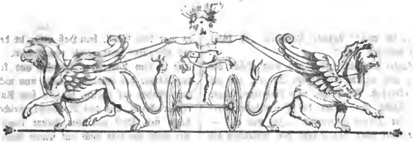
Die Probeblätter des Telegraphen für Deutſchland, der ſich mit dieſer Ausdehnung ſeines Titels von Frankfurt nach Hamburg übergeſiedelt hat, bringen unter andern einen vortrefflichen kleinen Aufſatz von Gutzkow: ein Beſuch bei Goethe, nicht bei dem lebenden, ſondern bei ſeinem Grabe, bei den welken Herbſtblättern im Park von Weimar, bei ſeinen Münzen und Steinen, bei ſeinen Handſchriften, in welchen er die fortſchreitende Zeit um ſich zu verſammeln glaubte, und in ſeinem Arbeitszimmer mit dem ſchlichten eichnen Möbeln, wo der Miniſter den frankfurter Bürgerſohn in ſeinem Naturell feſtzuhalten wußte.

[Victoria regina.]

In Guiana, am Ufer eines Fluſſes, hat man eine neue Blume von außerordentlicher Schönheit entdeckt, eine Waſſerpflanze, die dem heiligen Lotus der Aegypter ähnelt; ihre Blätter haben ſechs Fuß im Durchmeſſer. Die Königin von England hat die Dedication der Blume angenommen, und dieſe wird künftig Victoria regina heißen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 10. — den 13. Januar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Alexander der Heilige.

(Fortſetzung.)

„Jetzt trat Domann, der Nachrichter, vor (fuhr der Beichtende fort), er faßte den Geſalbten bei den Haaren und trennte den Kopf von dem Körper, aber indem er das blutige Haupt emporhob, um es dem Volke zu zeigen, ſprachen die bleichen Lippen des Geſtorbenen noch: „Herr! erbarme Dich des Sünders!“ — Hu! hu! da faßte den verhärteten Verbrecher graſſes Entſetzen, da ergriff ihn der Reue ewiges Nagen; er ſah es nicht mehr, wie auch Feodor gemordet und erwürgt wurde. Er rannte fort, ohne Ruhe, ohne Raſt; die Nacht brach an, er wußte es nicht; das Licht des Tages kehrte zurück, er ſah es nicht, denn er athmete fortan in ewiger Finſterniß. So umherirrend, ſo gepeitſcht von den Geißeln ſeines Gewiſſens, kam er wieder zu der Blutſtätte. Da lagen noch unbegraben die Körper der gemordeten Märtyrer, ſie waren den Hunden vorgeworfen, aber dieſe umſtanden die Leichen wie treue Wächter und wieſen die ſpitzigen Zähne ihren ſonſt ſo furchtbaren Herren, wenn ſich dieſe nahen wollten. Nur als die ruſſiſchen Chriſten herbeikamen, um die Dulder nach den Gebräuchen der Kirche zu begraben, blieben die Thiere ruhig und bewachten noch lange die Grabhügel vor Entweihung der Ungläubigen *). Domann trieb das Gewiſſen abermals vorweg, er rannte über Untiefen und Felſen; aber wohin er floh, wo er ſich verbarg, die Hölle war mit ihm, war in ihm, und ſeine Lippen vermochten kein Gebet zu ſtammeln und ſeine Reue ſtillte den Sturm in ſeiner Bruſt nicht!“

Der Beichtende war bei den letzten Worten mit dem Haupte zu Boden geſunken, ſeine Hände ſcharrten in die Erde, als wollte er ſich in ihr verbergen. Noch einmal hob er das erbleichte Antlitz empor und rief mit grellen Tönen: „Der Sünder, der ſeinen Glauben verläugnete, der Sünder, der ſeinen Gott abſchwor, der Sünder, der ſeinen Fürſten, ſeinen Wohlthäter ermordete, liegt vor Dir; ich bin Domann!“ Und wiederum ſchlug er zu Boden, und nur das Zucken ſeines Körpers zeigte, daß in dem Gemarterten noch Leben war.

Schaudernd vor der Ueberlaſt dieſes Bekenntniſſes, wandte ſich Andrei von dem Gottverläugner und Fürſtenmörder ab; aber bald ſiegte das Mitleid über dieſe Empfindung, er neigte ſich nieder zu dem tief Gefallenen, hob ſein Haupt von dem Boden und ſprach: „Groß iſt Deine Sünde, furchtbar Deine Uebelthat, zahllos Deine Verbrechen, aber die Güte Gottes iſt unendlich und die Milde desjenigen, der am Kreuze für die Menſchen litt, ſtößt keinen Reuigen zurück. Doch Du biſt treulos geworden dem Glauben Deiner Väter, eh' ich Dir verkünden darf Vergebung der Sünden, eh' ich Dir auflegen darf die Buße, mußt Du wieder eintreten in die Gemeinſchaft der Chriſten, in den Bund Gottes. Willſt Du das?“

*) Michaila und Feodor werden von der griechiſchen Kirche als Märtyrer und Heilige verehrt.

10

Digitized by Google

„Ich will, ich will!“ ſtöhnte Domann, „ſo Gott den Sünder aufnehmen will.“

Andrei wandte ſich und nahm von dem Tiſche die Schale Waſſer und winkte dem treuen Diener, der am Lager des Kranken ſaß. Als Pelgui nun herbeitrat, fragte ihn Andrei: „Willſt Du Zeuge der Taufe dieſes Verirrten ſein?“ Der Diener antwortete: „Ich will es.“ — Jetzt faltete Andrei über das Haupt des Knienden die Hände und betete laut; Pelgui mit ihm. Domann aber zitterte heftig und vermochte keine Worte hervorzubringen. Dann ſegnete Andrei das Waſſer und netzte dem Wiederbekehrten drei Mal Stirn, Schläfe und Scheitel und ſprach laut: „Kraft der Gewalt, die mir als Geſalbtem geworden, und die in der Noth jedem Chriſten zuſteht, taufe ich Dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes!“ Und alſobald erhob er ihn, und der zurückgewonnene Chriſt empfing von Andrei und Pelgui den Kuß der Verbrüderung *). Dann kniete Domann abermals nieder und Andrei fuhr mit ernſter Strenge fort: „Deines Gleichen an Miſſethat iſt vielleicht auf Erden nicht, Du biſt gewandelt auf den Wegen der Finſterniß, ſo magſt Du — ſoll ich Dir Vergebung verkünden — wandeln immerdar, drei Mal des Tages, zwei Mal des Nachts, im Sonnenſchein wie im Sturm, bei Tag wie bei Nacht, in Hitze wie im Froſt, hinaus in die Wüſte ſo weit, wie Du Zeit bedarfſt, um drei Mal die Pſalmen abzuſingen, welche der Märtyrer auf ſeinem Todeswege betete, und wo Du in der Wüſte einen Nothleidenden erſpährſt, er ſei Heide, Jude oder Chriſt, ſo ſollſt Du nicht zurückkehren, bis Du ihm geholfen, bis Du ihn gerettet, und müßte auch Dein eigenes Leben zum Opfer fallen; willſt Du das thun?“ — „Ich will, ich will,“ verſetzte Domann freudig. Andrei hob die überfüllten Augen gen Himmel und ſprach mit tief bewegter Stimme: „So verkünde ich Dir im Namen des Dreieinen, im Namen desjenigen, der für uns geblutet und geſtorben, im Namen des ewig reinen Geiſtes Vergebung aller Deiner Sünden!“ — „Amen!“ hallte es von dem Krankenlager. Dieſes Amen hatte Alexander im Schlafe geſprochen, ſo herzlich, ſo innig, mit den Seelenlauten, die ihm einſt in geſunden Tagen eigen geweſen waren; von dieſem Worte ergriffen ſanken die drei Betenden einander in die Arme; es war kein Groll, kein Haß mehr in der Menſchenbruſt, der Gefallene war gleich den Reinen. Domann ſchlich leiſe zu dem Lager des Kranken und küßte ſeine Füße, der Körper des Leidenden zuckte nun nicht mehr wie vor dem Nahen des Böſen, ſondern ſein Antlitz lächelte mit ernſter Milde, und das Mondlicht, welches durch die Erdhütte fiel, ſchuf um ſein Haupt einen Strahlenſchein, wie man ihn jetzt noch auf ſeinen Heiligenbildern findet.

Aus Domann's Angeſichte aber waren die Verzerrungen des Laſters und der Verbrechen gewichen, das Auge, welches vor kurzem noch unſtet den Boden ſuchte, glänzte jetzt in dem Glück des innern Friedens. Er gürtete ſein Kleid und begann ſogleich die erſte Bußwanderung. Andrei und Pelgui blieben allein, ſchwelgend das Geſchehene noch einmal nachempfindend, zagend für den geliebten Kranken. Mit einem tiefen Athemzuge ſchlug dieſer die Augen auf, ſein Blick war heiter, die Gluth des Fiebers war daraus entwichen; als er in die bleichen entſtellten Züge, in die mit Thränen überfüllten Augen der Treuen ſah, fragte er freundlich: „Warum trauert, warum weinet Ihr? Glaubt Ihr, ich werde ſterben? Ich ſage Euch, ein Engel wird ſich mir nahen und alſobald werde ich geneſen.“ Als er dies geſprochen, ſchloß er wieder die Augen und ſchlief ruhig fort. Da brach das Herz des Bruders und des treuen Dieners; dieſe Ruhe, dieſe freundliche Hoffnung war der beloi Garetſchka gräßlicher Hohn, ſie verkündete das Nahen des Todes. Als ſie ſo verzagten, drangen plötzlich fromme Geſänge in ihr Ohr, wie an dem Tage, wo der Heiland auferſtanden von den Todten. Jetzt erinnerten ſie ſich, was ſie in Noth und Bedrängniß vergeſſen, daß ſie in der Zeit der Marterwoche gelebt, und daß mit dem kommenden Morgen der Oſtertag gefeiert werde. Dennoch mußte eine fromme Täuſchung ihr Ohr trügen, denn wie ſollte in dieſer lebensleeren Wüſte der Feſtgeſang der Chriſten erklingen, und doch war es ſo, ſie vernahmen jetzt deutlich die frommen Worte: „Chriſtus iſt erſtanden!“ Und als ſie nun hinaustraten, ſahen ſie im Nebel der Nacht- und Tagſcheide Domann an der Spitze eines langen feierlichen Zuges zurückkehren. Es waren mehrere Tauſend jener Glücklichen, welche Alexander durch ſeine Bitten befreit hatte; ſie zogen langſam daher, feiernd den heiligen Morgen, begrüßend den Feſttag der Freiheit. Als ſie hörten, wer in dieſer Erdhöhle duldete, drängten ſich alle heran, um den Retter zu ſehen; doch nur Wenige konnte die enge Behauſung faſſen, und wenn Einer den Blick in das bleiche, leidenſchwere und dennoch edle Angeſicht geworfen, bat und flehte der Hinter

*) Alle Taufzeugen werden nach der griechiſchen Kirche gegenſeitig mit einander verwandt. Deshalb erkundigen ſich Braut- und Liebesleute gewöhnlich vorher ſorgfältig, wer mit ihnen Gevatter ſteht, weil zwiſchen ihnen keine Ehe Statt finden darf.

Digitized by Google

ihm Harrende: „Laß auch mich ihn ſehen, der meine Ketten brach, der mich meinem Weibe, meinen Kindern wieder gibt.“ Ein Hoffnungsſtrahl erleuchtete Andrei, die Dankbarkeit konnte vielleicht noch den leidenden Bruder retten. Kaum hatte er ſeinen Hoffnungen, ſeinen Wünſchen Worte gegeben, als ein freundlicher Zwiſt unter den Befreiten entſtand, wer von ihnen die Glücklichen ſein ſollten, denen es vergönnt ſei, den Wohlthäter in eine bewohnte Stätte zu tragen. Schnell wurde eine Bahre verfertigt, die weichſten Felle, welche der Armuth noch übrig geblieben, über dieſelbe gebreitet, ſanft der Leidende darauf gelegt, und nun wanderte der zahlreiche Zug ſtill und feierlich, wie zu einem Gnadenbilde, mit dem geliebten Herrſcher der Heimath zu. Domann allein blieb zurück, lange ſah er mit ſtummem Schmerz den Wanderern nach, dann erhob er ſich und ſchritt, ſeiner Buße treu, abermals in die Wüſte.

Mitten unter der endloſen Verwüſtung, unter den zahlloſen Trümmern untergegangener Menſchenſtätten, war wie durch Gottes Schutz ein kleines Städtchen erhalten; es erhob ſich mit ſeinen freundlichen Gärten unter der Zerſtörung faſt wie die Oaſe in der Wüſte. Wie es der Vernichtungswuth der Mongolen entgangen, meldet die Geſchichte nicht; berühmt war dieſer Friedensort damals durch die Kirche des Swetoi Jwana, welche auf kunſtreich gebildeten Menſchenköpfen ruhte und deren Fenſter — in jener Zeit eine Seltenheit — mit römiſchem Glaſe verſehen waren. Die Einwohner dieſes Städtchens waren ruhige thätige Bürger, faſt alle Deutſche, denn ſchon damals war dieſes Volk wie jetzt; den Zugvögeln ähnlich, eilte es in die Ferne, um dort oft das Glück vergebens zu ſuchen, welches es in der Heimath unbeachtet zurückgelaſſen hatte. Aber auch damals ſchon war es treu und bieder, und ſo viele Züge in der ruſſiſchen Geſchichte adeln und ehren den deutſchen Namen. Ein kleines Häuschen, in einem freundlichen Blumengarten nahm hier den leidenden Alexander, den ſterbenden, auf; denn die letzte Stufe der Krankheit war angebrochen, und nur die unendliche Liebe, welche dieſer Herrſcher genoß, konnte noch ſeine Geneſung hoffen.

Die endende Stunde des Dulders ſchien zu nahen; er ward ſtille und ruhig, ſein Geiſteslicht war zurückgekehrt, nur ein Wahn hielt ihn noch umfangen, der, daß ein Engel zu ſeiner Geneſung nahen würde. Auch Andrei, Pelgui und alle getreuen Ruſſen beteten um das Erſcheinen dieſes Vermittlers, um den Tod von dem Geliebten zu entfernen. Aber wie ſie weinten, wie ſie die Hände zu Gott empor hoben, wie ſie ſich auf ihren Knien demüthigten, es blieb um ſie alles ſtill und ruhig; der Gang der Schöpfung wich nicht aus ſeinem Gleiſe, kein Wunder geſchah, und der Athem des Kranken wurde heißer und kürzer, ſeine Bruſt bewegte ſich immer mehr, das flammende Auge blickte bei jedem Geräuſche hoffend nach der Thür, und ſchloß ſich trauernd wieder, wenn der Erſehnte nicht erſchien. Er kam — er war nahe — aber nicht der Engel der Rettung — der finſtre Tod. Die ſchon erkalteten Hände griffen ängſtlich um ſich her, auf der bleichen, einſt ſo ſchönen Stirne ſtand kalter Schweiß, der immer und immer wiederkehrte, wie oft ihn auch die ſorgſame Hand des treuen Pelgui abtrocknete; die Sprache war von ihm gewichen, das Auge mit einem Nebelſchleier bedeckt, da — Herr, deine Wunder ſind groß, und deine Gnade unendlich! — da öffnet ſich wirklich die Thür, eine zarte Jungfrau, wie aus Lichtſtrahlen erſchaffen tritt ein, bleich und zitternd naht ſie ſich dem Krankenlager und reicht dem Sterbenden einen kühlenden Trank. Mit der letzten Kraft des Lebens hebt ſich Alexander empor, ſeine Lippen ſaugen die Labung, während ſein Auge an der freundlichen Geſtalt hängt. Es war Waſſa; ſie wollte ihm freundlich zulächeln, aber ſie vermochte es nicht; ihre Thränen rannen immer und immer wieder, und doch war ſie glücklich, doch war ſie ſelig, denn ſie ſtand dem Geliebten gegenüber und konnte dem Retter ihres Lebens vergelten. Ach dieſe ſeltenen Augenblicke des Lebens, wo der Menſch, auf Erden ſchon ein Engel, nur Liebe gibt, nur Liebe fühlt, erkauft ſie der Menſch denn wirklich zu theuer mit dem langen Schmerz, der ihn aufnimmt, wenn dieſe Verklärung vorübergegangen?

(Die Fortſetzung folgt.)

Erklärung.

Hr. L. Rellſtab hatte in Nr. 243 dieſer Blätter (December 1837) berichtet, daß das königl. Theater in Berlin auf Spontini's Veranlaſſung den Herren Mantius, Ries und Taubert verboten habe, zum Beſten des Beethoven-Denkmals in Bonn ein Concert zu veranſtalten. Gegen dieſen Bericht erhalten wir folgende Erklärung.

„Wir Unterzeichnete erklären auf Ehre und Gewiſſen: daß, ſobald der Herr General-Muſik-Director Spontini das Schreiben des Comité's für das Monument Beethoven's empfangen, derſelbe ſofort in größter Eile die Mitglieder der General-Muſik-Direction, an ihrer Spitze den Herrn Muſikdirector Möſer, berief, um ein ſehr großes Concert zu dieſem edlen Zweck zu veranſtalten. Herr Spontini ſchrieb zu gleicher Zeit an den Director der Singakademie, Hrn. Rungenhagen, und begab ſich zu den Conferenzen des Comité's

dieſes Inſtituts, um wegen des Oratoriums „Jeſus am Oelberge," und wegen anderer Geſangſtücke, der Symphonie u. ſ. w. das Erforderliche feſtzuſetzen und dieſes Concert möglichſt zu beſchleunigen, damit wir die Erſten wären, um dieſes ehrenvolle und glänzende Feſt zu feiern. Herr Spontini communicirte zugleich mit der General-Intendantur der königlichen Schauſpiele, und ſie wendeten ſich gemeinſchaftlich mit uns an Se. Majeſtät, um den königlichen Saal koſtenfrei für dieſes Concert zu erlangen. Die General-Intendantur war der Meinung, daß alle Künſtler des königl. Theaters mit ihren Talenten dabei concurriren ſollten, und daß, falls Andere zu eben dieſem Zwecke noch eine muſikaliſche Aufführung geben wollten, ſie es nach unſerem großen Concert thun müßten, indem das königl. Inſtitut und die Singakademie gemeinſchaftlich das erſte Beiſpiel geben wollten, um zum Gedächtniß und zum Ruhm des unſterblichen Beethoven, ihm dieſe Huldigung darzubringen. — Zur Beglaubigung des Vorſtehenden haben wir ſolches unterzeichnet.

Berlin, d. 22. Decbr. 1837.

(gez.) C. Möſer, C. W. Henning, C. F. Rungenhagen."

„Nachdem ich Vorſtehendes geleſen, erkläre ich ebenfalls auf Ehre und Gewiſſen, daß ſolches die genaueſte Wahrheit enthalte, und ich halte mich für verpflichtet, noch hinzuzuſetzen: daß der Herr General-Muſik-Director Spontini, auf meine Bitte, im Namen der königlichen Capelle, es [sehr] gern übernahm, das Concert dirigiren zu wollen, welches ſpäter zu dieſem ehrenvollen Zwecke gegeben wurde, daß aber eine mehrmonatliche Krankheit ihn daran verhinderte.

Zur Beglaubigung deſſen unterzeichne ich Gegenwärtiges.

Berlin, d. 25. Decbr. 1837.

(gez.) Hub. Ries.

Notizen.

[Das leipziger Theater im Jahre 1837.]

Hr. Barthels, Inſpicient des leipziger Theaters, und der Souffleur deſſelben, ein wenn auch nicht berühmter Mann, doch ein Mann mit berühmtem Namen, Hr. Heine, haben ein ſehr hübſches lithographiſches Blatt herausgegeben, deſſen Nachahmung von Seiten anderer Bühnen und deſſen jährliche Fortſetzung für die hieſige gleich wünſchenswerth wäre. (Die Erfindung iſt von Barthels, die Lithographie ſelbſt von Krätſchmer.) In der Mitte des großen Blattes paradirt die äußere Anſicht des Theaters mit ſeinen freundlichen Umgebungen. Eine Säulenhalle faßt das Ganze ein mit Angabe des Perſonals, der Gaſtſpiele und des ganzen Repertoirs im Laufe des letzten Jahres. Es ergibt ſich, daß 255 Aufführungen Statt fanden mit Abwechſelung von 148 Stücken; hierunter 38 Opern, davon 5 neue und 4 neu einſtudirte; 35 Trauerſpiele und Schauſpiele, davon 8 neue; 75 Luſtſpiele, Poſſen und Vaudevilles, davon 17 neue. Sehr lehrreich iſt die Ueberſicht des Repertoirs, ſofern man daraus den Stand der Intereſſen im Publikum wahrnehmen will. Wir haben hier eine deutſche Bühne zweiten Ranges, die ohne Zuſchuß von Hofkaſſen beſtehen muß, die mithin das Publicum nicht erziehen kann, obſchon dies für eine Univerſitätsſtadt von hoher Wichtigkeit wäre, ſondern ſich nach dem Zeitbedürfniß der Mode einrichtet. Es läßt ſich deshalb aus dem Zuſtande einer ſolchen Bühne wie die hieſige der Stand des Theaterintereſſes in Deutſchland durchſchnittlich abnehmen. Eine Zeit lang kam in Leipzig das claſſiſche Drama nur bei Gelegenheit von Gaſtſpielen vor, ſo daß man des höhern ernſten dramatiſchen Genuſſes auch jetzt noch ſo ziemlich entwöhnt bleibt. Das Jahr 1837 brachte von Schiller die Jungfrau einmal und Wilhelm Tell einmal, die Räuber zweimal, von Goethe den Fauſt einmal, Egmont zweimal, von Shakſpeare einmal Lear, Othello und Kaufmann, zweimal Romeo und Julie, immer nur um eines Gaſtes willen bei vollem Hauſe. Die hieſigen Kräfte genügen, um Egmont, Othello, den Kaufmann gut aufzuführen; allein das Publicum hilft nicht nach, die Literatur der Zeit iſt nicht productiv genug, und ſo bleibt das Perſonal nicht au fait, und das ächte tiefere Drama kann in der That nur Glück machen, wo es heimiſch iſt. Publicum und Direction aber geben ſich ſtillſchweigend die Hand, daß dies nicht geſchieht, und ſo werfen wir uns denn aus Zerſtreuungsluſt in die Poſſe und in die neue Oper. Wir finden die Hugenotten 15mal im Laufe des Jahres, Lortzing's Schützen 10mal, das Königreich der Weiber 5mal, die Verlobung in Genf 4mal, den Poſtillon von Lonjumeau 7mal; dagegen Don Juan und Fidelio nur 2mal, Weber'ſche Opern, außer dem Freiſchütz, der allerdings auch mit mäßig guter Aufführung ein Liebling bleibt, als Euryanthe, Oberon, gar nicht, die Zauberflöte und Figaro's Hochzeit nur einmal.

[Aus Wien. Clara Wieck.]

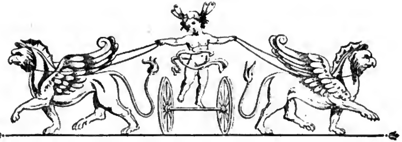
Clara Wieck ſpielte den 26. Decbr., nachdem ſie binnen 8 Tagen 2 öffentliche Concerte mit dem größten Beifall und vor dem feinſten Kennerpublicum Wiens gegeben und dazwiſchen auch in den Soiréen der Prinzeſſin Waſa ſich hatte hören laſſen, auf allerhöchſte Einladung in der kaiſerlichen Burg vor der ganzen kaiſerlichen Familie. Sie gibt den 7. Januar ihr drittes Concert und wird bis Oſtern damit fortfahren, da es in Wien zur Mode geworden zu ſein ſcheint, Clara Wieck zu hören. Das Concert von eigner Compoſition, welches, wie alle übrigen Piecen, mit [Furore] aufgenommen wurde, wird ſie auf Verlangen in ihrem 4ten Concerte wiederholen.

[Ein Renegat aus Liebe.]

Vor kurzem hat ein Archidiakonus der Metropolitankirche zu Epheſus den Turban genommen. Er war als Peſtkranker im Hauſe einer armen griechiſchen Familie auf das liebevollſte gepflegt worden. Als Reconvalescent verliebte er ſich in die Tochter, und nach Wiederantritt ſeines Amtes machte er aus ſeiner Neigung kein Hehl. Der Patriarch ließ ihn gefangen ſetzen, allein es gelang dem Prieſter, einige vornehme Türken von ſeinem Wunſche, den Turban zu nehmen, in Kenntniß zu ſetzen. Die Pforte vermittelte die Sache und der griechiſche Kleriker hat mit ſeiner Verlobten auf den Koran geſchworen. . .

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 11. — den 15. Januar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Maria Stuart's Geburt.

Es war an einem ſtillen, kalten Decembertage. Die Erde war ſchon Wochen lang unwandelbar in eine weiße Schneedecke gehüllt. Die brauſenden Ströme, mit ihrem durchſichtigen Gekräuſel, ihrem donnernden Falle, waren lautlos vom Froſt befangen; die ſchlanken Bäume des Waldes, vom luftigen Felsgipfel herab bis zur äußerſten Wurzel, eingehüllt in des Froſtes verſilbernde Arbeit, die beim ſchwächſten Sonnenſtrahle Diamanten gleich gefunkelt hätte, wenn die große Lichtſpenderin die traurige Landſchaft mit ihrem glänzenden Lächeln wenn auch noch ſo ſchwach zu erfreuen geruht hätte. Doch es ſchien, als ſollte an dieſem Tage weder Licht noch Freude Einfluß übend in die traurigen Thürme von Falkland, der letzten Wohnung von Caledonias ſterbendem Beherrſcher, dringen. Zu Zeiten ſchien es zwar, als lichte ſich die Atmoſphäre, als brächen ſich die dichten Wolken, die, einer Mauer gleich, das Firmament in trüber Eintönigkeit umgaben; allein nach jedem Verſuche der umhüllten Sonne, den ihren Glanz verdeckenden Schleier abzuſchütteln, überzog ein noch dunkleres Braun die Gegend, dichter und immer dichter rollten ſich die Nebel auf, als wollten ſie des vergeblichen Kampfes ſpotten. Zuweilen ward die wollige Maſſe erſchüttert, ſtürmiſch erhob ſich ein rauher, naßkalter Wind, und führte wogend große Flocken durch die ſchwere Luft, die anfangs hin und wieder ſegelten, als wären ſie des Steigens oder Fallens ungewiß, doch als ſie an Menge und Schnelligkeit raſch zunahmen, fielen ſie in langen geraden Reihen nieder, und machten die größten Gegenſtände, nur wenig Schritte fern, undeutlich, wo nicht ganz unſichtbar.

So ſah es außerhalb der Schloßmauern aus. Die Scene innerhalb der gewölbten Hallen und der dunklen Kreuzgänge der königlichen Wohnung ſchien keinen erfreulicheren Anblick zu bieten. In dem großen Wachtzimmer kniſterte ein Feuer von Scheiten, aus deren feuchtem, friſchem Holze die Flamme ſich nur mühſam nährte, und einen dünnen, beißenden Rauch in die Höhe trieb, der die ſteingewölbte Decke umhüllte und die feinen Sinnſprüche am eichenen Gebälk ſchwärzte, bis er durch ein ſchlecht verſchloſſenes Fenſter, oder eine offen ſtehende Thür den Ausgang fand. Um den Heerd ſaß eine Gruppe ſchläfriger oder mißvergnügter Wächter in voller Rüſtung, Diener mit vergoldeter Livree, hier und da ein Waidmann mit grünem Rock und Panzerhandſchuh, den Falken auf der Hand, die freudloſe Jahreszeit verwünſchend, die ihm die Uebung ſeines erfreulichen Berufs verbot. Ein Dutzend träger Jagdhunde, mit krummen Knien und gebeugten Köpfen, und eben ſo viel ſchlanke Windſpiele, von ſchottiſcher Zucht mit feinen Haaren, wärmten ſich am Heerd und ſtreckten gähnend ihre Glieder am Boden, während zwei mürriſche Schildwachen vor dem wohlverwahrten Eingange auf und ab gingen, ſo daß die tönenden Schritte und die klingende Rüſtung das Echo in dem langen Gange weckten. Nur wenig Worte wurden in leiſem Flüſtern gewechſelt, unwillige

Digitized by Google

Antwort folgte kurzer Frage, als wolle Jeder lieber mit ſeinen eigenen trüben Gedanken beſchäftigt ſein, als ſich irgend wie von außen anregen laſſen. Selbſt der ſchäumende Humpen voll kräftigen Bieres ging langſam und träge umher, ein reichlicher Trunk vermochte keineswegs den ſtarren Zauberbann zu löſen, der ſichtlich auf den Gemüthern laſtete.

Auf der breiten Treppe, welche vom Wachtſaale und den untern Gemächern durch manches ſtattliche Zimmer, manchen mit Schnitzwerk verzierten Flügel zu den ſchönen Hallen führte, wo Schottlands Herrſcher ihren Hofſtaat hielten, ſtanden die Mitglieder des königlichen Hauſes in halber Rüſtung, mit Hellebarden, derben Schwertern und den groben, unlenkbaren Feuergewehren damaliger Zeit, während in den obern Gängen Pagen und Ceremonienmeiſter, reich angethan mit der ſchwarz und ſcharlachrothen Farbe der ſchottiſchen Krone, mit ſcharfer Waffe, ſchnell bereit zum Dienſte, Wache hielten. Es konnte dem unachtſamſten Beobachter nicht entgehen, daß irgend ein ungewöhnliches Ereigniß im Anzuge war.

Weit davon, in einem niederen, vieleckigen Zimmer, auf prachtvollen ſammetnen Decken und ſeidenen Kiſſen lag ein ſchwacher Sterblicher, der jetzt ſo vergeblich den ſtolzen Titel, den prächtigen Namen eines Königs führte. Seine Glieder, die einſt die Laſt des geringelten Panzers und des ſchweren Helmes an manchem heißen Sommertage und in manchem Winterſturme getragen, ermatteten jetzt bis zur Ohnmacht unter dem leichten linnenen Gewebe; ſeine Hände, deren Muskeln einſt die ritterliche Lanze führten und die ſchwere Streitaxt ſchwangen, lagen ausgeſtreckt und faßten nach den Bettbehängen mit ſchwachen, krampfhaften Verſuchen. Sein Auge, ſonſt ſo glänzend in der Schlacht, wie des Leuchtthurms Licht in Meeresſtürmen, blickte jetzt verdüſtert aus den eingefallenen Höhlen, glanzlos und ſchnell erſtarrend durch des Todes feuchte Nebel.

Umſonſt wand der Arzt, der Tag und Nacht an ſeinem Lager weilte, die Binde um die klopfenden Schläfe, oder träufelte kühlende Mittel auf die brennenden Lippen, umſonſt hielt einer von den Mönchen dem umwölkten Blicke das geſegnete Bild deſſen vor, der da ſtarb, um zu erlöſen, oder ſang ihm Worte himmliſcher Tröſtung vor, umſonſt erzählte ihm der unerſchrockene Thirleſtane, der einzige der Barone, der dem Monarchen in der äußerſten Noth die Treue unbefleckt erhalten hatte, heitere Weiſen von zukünftigen Schlachtgefilden, wo das geehrte Einhorn Schottlands ſiegreich wogen und der falſche Southron den Ruhm von Flodden beklagen würde. Alles war vergebens. Seit die ſchreckliche Nachricht von der Niederlage bei Solway ſein Ohr erreicht hatte, verſank der unglückliche König, den ſchon vorher Sorge und Krankheit ſchwach und matt gemacht, in einen Zuſtand hoffnungsloſer Erſtarrung. Jene traurige Botſchaft erſtickte den letzten Funken ſeiner ſtolzen Seele. Verrath in ſeines eigenen Volkes Reihen, Feigheit unter denen, die ſonſt die Schlachten angeführt, Vernichtung, Schande und Zerſtörung! Eine ſchottiſche Armee von zehntauſend langerprobten Kriegern, jetzt durch Verrath in den Staub getreten, in die vier Winde des Himmels zerſtreut! Wenn ſolche Kunde nicht, was könnte wohl die Seele eines Herrſchers in ihrer Zuverſicht von der furchtloſen Höhe ſchleudern?

(Die Fortſetzung folgt.)

Alexander der Heilige.

Hiſtoriſches Gemälde aus Rußlands Vorzeit.

Von

Wilhelm Müller.

(Fortſetzung.)

Alexander's Geneſung begann jetzt mit wunderbarer Schnelle, dennoch wagte Keiner ſeiner Umgebung ihm das Geheimniß mitzutheilen, welches bereits allen Ruſſen bekannt war. Endlich faßte Andrei Muth; Waſſa hatte ſich entfernt; zögernd trat er an das Lager des Bruders und ſprach leiſe: „Alexander, während Du hier duldeteſt, ſtarb Dein Eheweib plötzlich und unerwartet, die Eitle verwickelte ſich, als ſie zu einem glänzenden Feſte ihren Zelter beſtieg, in ihre eigene goldene Halskette, und wurde ſo von dem ſcheu gewordenen Roſſe erwürgt und geſchleift.“ Alexander drückte mit Schmerz die Hand auf die wogende Bruſt; die Todte hatte ſein Herz wie ſein Leben verödet, ſie war ihm nicht die treue theilnehmende Gefährtin ſeines Glückes und ſeiner Leiden geweſen; durch eine räthſelhafte Laune des Schickſals war ſie die Einzige, welche die Liebe aller Ruſſen zu Alexander nicht theilte, die Einzige, welche nicht ſeinen Werth, nicht ſeinen hohen Seelenadel anerkannte; dennoch trauerte Newsky um die Verlorene rein und wahr, denn der Tod iſt ja der Allverſöhner, und jedes Menſchen Fehl deckt der Sargesdeckel zu. Allein zugleich erleuchtete ein Strahl freudiger Hoffnung ſeine Seele: — Waſſa! Seine Liebe war nun keine Sünde, kein Verbrechen mehr, aber indem ſo um ihn freundliche Träume der Zukunft entſtanden, fiel ſein Auge auf die Schale Waſſer, welche neben ſeinem Lager ſtand; ſein Bild ſpiegelte ſich darin;

Digitized by Google

bleich, abgezehrt, dahin war der Zauber der Schönheit, entſchwunden der Glanz ſeines Auges, um die Stirn rollte nicht mehr der Reichthum brauner Locken, die fürchterliche Krankheit, der tiefe Gram um ſein gefallenes Volk hatte ihn um mehr denn zehn Jahre gealtert. Mit dieſem Erkennen ſeiner Selbſt entſchwand die kaum erblühtr Hoffnung wieder, er trauerte, weil er nicht glaubte, die Geliebte glücklich machen zu können; in dieſem Augenblicke trat ſie zu ihm. Sie wußte, welche Kunde ihm geworden, forſchend und ängſtlich blickte ſie in ſein getrübtes Auge; ſie mißverſtand das Gefühl ſeiner entſagenden Liebe und wähnte ſich nun auf immer unglücklich: er aber reichte ihr trauernd die Hand und ſprach: „Waſſiliſſa! Ich bin wieder frei, Gott hat den Bund gelöſt, auf dem ſein Auge nicht ruhte; aber es iſt zu ſpät, ich bin nur der Schatten von dem, was ich einſt war. Meine Stirn iſt gefurchet, Gram und Sorge haben ihre Schmerzensmale auf mein Antlitz gedrückt und mein Haar iſt ergraut im frühen Mannesalter.“ Da brach der Jungfrau heiß liebendes Herz im Uebermaße des Glückes, ſie ſank zu ſeinen Füßen und ſchluchzte: „Ich habe nicht den irdiſchen Reiz geliebt, nicht des Körpers Schönheit. Dein Herz, Deine Seele war mir theuer, o Du biſt noch ſo ſchön, daß es mir Sünde ſcheint, Dich zu lieben, und es iſt mir Armen, als müſſe ich und alle um Dich her niederknien und Dich anbeten gleich einem Heiligen.“

Der Bund war geſchloſſen. Jetzt begannen die einzig wahrhaft glücklichen Augenblicke von Alexander's Leben; ſie waren kurz, wie die jedes Sterblichen. Ach, dieſe vorüberſchwindenden Erdenſeligkeiten ſollen uns ja nur ahnen laſſen, was dort in lichten Höhen von Ewigkeit zu Ewigkeit unſer harret.

An dem Tage, da alles Volk der treuen Ruſſen in die Kirchen und Tempel eilte, um für die Geneſung des geliebten Herrſchers zu danken, wurde Alexander und Waſſiliſſa verbunden. Die Feier war geräuſchlos, ohne ſchwelgende Pracht, mit dem jene Zeit und dieſes Volk zu gern prunkte. Der gewöhnliche Menſch vergißt im Glücke nur zu leicht das Elend, das er früher mit erſchaut, mit empfunden hat; nicht ſo Alexander. Er entäußerte ſich ſeiner Reichthümer, ſeiner Kleinodien, ließ im ganzen Lande bei Hohen und Niedern ſammeln, der reiche Bojar gab ſein Gold, der arme Landbauer ein werthloſes Kuny *), ſelbſt die Kirchen opferten einen Theil ihrer goldenen Gefäße; und das alſo Zuſammengebrachte wurde von Prieſterhänden geweiht und dann in die goldene Orda geſandt, um die letzten ruſſiſchen Sklaven zu befreien. Der Caravane, welche dieſe Reichthümer in die Mongolei überbrachten, begegneten Abgeſandte des Großchans, welcher Alexander zum Herrſcherſtuhle von Wladimir und zum Großfürſten von Rußland berufen. Groß war aber in der Orda das Erſtaunen, als man vernahm, Alexander's Weib ſei geſtorben und er bereits wieder vermählt. Andere Ausſichten, andere Pläne hatte man mit ihm gehabt. Ein Herz war im Schmerz gebrochen, es glaubte ſich getäuſcht, betrogen, und in der Gluth verſchmähter und unerwiederter Liebe forderte es Rache und rief Weh und Unglück abermals über Rußland hervor.

*) Marderfelle, ſie wurden in den früheſten Zeiten anſtatt des Geldes in Rußland gebraucht, auch ſpäter vertraten ſie bei dem Volke noch die Stelle der Scheidemünze.

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus Berlin.

[Weihnachts-Freuden und Leiden.]

Mit dem Anfange des December ſtirbt bei uns das öffentliche Leben in gewiſſer Beziehung noch mehr ab als im Sommer. Der Gedanke an die Weihnachtszeit' abſorbirt alles Uebrige. Die Theater werden leer, neue Stücke ſtudirt man nicht ein, nur Unvorſichtige wagen es, ein Concert zu geben; das Diorama kündigt an, daß es der Weihnachtszeit wegen bis zu dieſer geſchloſſen bleibe; genug, es beginnt eine förmliche Faſtenzeit in Vergnügungen, nur, damit man ſich nachher mit doppelt gereiztem Appetit den Magen daran überlade. Doch nicht blos von dem activen Perſonale bei dergleichen Oeffentlichkeiten gehen dieſe jours maigres aus, ſondern noch mehr von dem paſſiven, dem Publicum. Denn dieſes iſt gleichfalls in Weihnachtsideen ſo verſenkt, daß es, bis an den Hals eingeſunken, ſich gar mehr nicht anders zu regen weiß. Am wenigſten wird dabei (wie es häufig zu geſchehen pflegt, daß der Menſch über die Acceſſorien das Weſen verſäumt) an die heilige Bedeutung des Feſtes gedacht, und ich darf es im Namen meiner ſämmtlichen Mitbürger beſchwören, daß die chriſtlichen, frommen Gedanken die Schuld nicht tragen, weshalb ſie nicht ins Schauſpiel, ins Concert, ja nicht einmal auf den Ball gehen, und Verſtändige ſolche Lockungen gar nicht veranſtalten. Seltſamerweiſe haben die verſchiedenen Geſchlechter auch die verſchiedenſten Urſachen, um dergleichen zu vermeiden. Bei den Männern iſt die Krankheit einfach, es iſt die um dieſe Zeit ganz unglaubliche Schwindſucht des Geldbeutels. Ein Mann iſt wirklich in der Weihnachtszeit ein elendes Weſen, beſonders in Stunden, wie die, wenn etwa die Gattin zu ihm tritt, und möglichſt ſilberſtimmig ſagt: „Liebes Männchen, wir müſſen an Weihnachten denken!“ „Zum Teufel!“ fährt er möglichſt eiſenſtimmig dagegen auf, „ich denke ſchon daran, daß mir die Haare zu Berge ſtehen!“

Digitized by Google

„Wir werden doch," fährt das Silberſtimmchen fort, „an die Großmutter, die Großtanten, die Mutter, die Tanten" — „ja an die ganze Sippſchaft bis zu Kindern und Kindeskindern, bis ins ſiebente Glied denken müſſen," ergänzt der Eheherr die Phraſe, in der That mehr heftig als höflich! — Genug, das Ende des Duetts iſt, der Mann muß Geld geben, Geld, — und wiederum Geld! Er ſieht nicht, wie er bis Neujahr leben ſoll, und dann kommen wieder die Rechnungen, der Arzt, der Apotheker, der Schneider, der Schuhmacher, die Putzmacherin, der Teufel und ſeine Großmutter! — Für Feinfühlende habe ich genug geſagt, um ihnen begreiflich zu machen, weshalb die Männer in der Weihnachtszeit fühllos gegen alle Kunſtſchönheit ſind. Nun aber die Frauen! Einestheils werden ſie von dem Beutelfieber auch ein wenig angeſteckt, theils aus Sympathie, weil die Frauen, wenn ſie das Geld der Männer ausgeben, wenigſtens mitſeufzen, theils aus contractlicher Verpflichtung, wenn nämlich in den Ehepacten die Gütergemeinſchaft feſtgeſetzt iſt, theils endlich, aus eigener Dispoſition zu der Krankheit, da ſie doch auch Geſchenke auf eigene Hand machen müſſen, zu denen zwar hauptſächlich Zeit und Arbeit, aber doch auch einiges Material gehört, was ohne Auslagen nicht angeſchafft werden kann. Damit haben wir zugleich die Urſache, weshalb die pars feminina des berliner Menſchengeſchlechts um Weihnachten kunſtfaſtet. Es geſchieht aus eigenem Kunſttriebe, der ſie förmlich ſtachelt, jeden Verwandten, vom Urvater bis zum Urenkel, auf irgend eine Art zu beſtricken oder zu benähen, behäkeln, betapiſſeriearbeiten, berlitographiren ꝛc. Die letzten vier Wochen vor Weihnachten wird ſomit jedes Haus, wenn nicht zum Zuchthauſe, doch zum Arbeitshauſe, und ſollte man nach den Stickereien und Geweben darin urtheilen, woran unſere liebenswürdigen Mitbürgerinnen arbeiten, ſo wären bei uns die Penelopen, um mit Fallſtaff zu reden, ſo gemein wie Brombeeren. Nur daß ſie Nachts nicht wieder auftrennen, was ſie am Tage gemacht haben; natürlich — denn ſie wollen ſich mit ihrem Fleiß auch nicht die Freier abwehren, ſondern lieber anziehen. Genug, jede unſerer Damen ſtichelt in dem antechriſtmeßlichen Monate noch mehr mit der Nadel als mit der Zunge. Das wäre, obgleich viel, doch noch wenig, aber das Geheim-Arbeiten! Die Mutter ſoll nicht wiſſen, was ihr die Tochter näht, die Schweſter nicht, was die Schweſter für ſie ſtrickt. Da läuft man zur Tante, zur Gevatterin, zur Pathe, zur Freundin; bei jeder wird gearbeitet, immer für das Haus, wo man **nicht** iſt, dafür zu Haus für alle die Orte, wohin man mit der Arbeit für die Hausgenoſſen flüchtet. Daß in ſolcher Zeit der Bedrängniß wenig mit Frauen, die immer ihre Waffen, die Nadeln und Scheren, in der Hand haben, wie Truppen, die Gewehr im Arm bivouakiren, anzufangen iſt, läßt ſich denken. Iſt aber ein Menſchengeſchlecht, deſſen beide Geſchlechter ſo leiden, fähig zu Kunſtgenüſſen? Kann man froh ſein in der Oper, oder im Ballet, wenn man das Richtſchwert des furchtbaren 24. Decembers, an dem das jüngſte Gericht, wo einem Alles geſchenkt wird, nur nicht das Schenken ſelber, an einem Haar über dem Haupte ſchwebt? Kann ein Mann, das frage ich, geruhet ſein im Trauerſpiel, kann er vollends lachen im Luſtſpiel, wenn er am Tage ſo viel Makronen, gebrannte Mandeln und Marzipan zu Weihnachten gekauft hat, daß er nicht weiß, wie er nach Weihnachten Brot kaufen ſoll? —

Dies alles motivirt es hinlänglich, weshalb ein Correſpondent für Theater, Concerte, Muſik, öffentliche Geſelligkeit u. dergl. im December einen Feiermonat hat, ſich auf die faule Haut legt und nichts aufs Papier bringt. Dennoch aber, wie ein fleißiger Geſchichtsſchreiber, wenn er nur will, doch aus der dürftigſten hiſtoriſchen Periode dicke Bände zuſammenſchreibt (wir haben in neuerer Zeit einige ſchauerliche Beiſpiele davon erlebt), ſo kann ein Correſpondent doch noch eine Aehrenleſe halten auf dem unwirthbaren Decemberfelde. (D. F. f.)

Notizen.

[Clara Novello.]

Am 8. Januar gab Miß Novello in Leipzig ihr Abſchiedsconcert. Sie geht jetzt direct nach Berlin. Sie hätte bis zum Frühling uns bleiben ſollen, damit der neue Schlag der Lerche uns täuſchen könnte, als weilte ſie noch in unſerer Nähe. Nicht dem Tone der klagenden Nachtigall im dunklen Gebüſch, dem lieblich hellen Athemzuge der Lerche in freier heiterer Luft möchte ich die Kehle dieſer Sängerin vergleichlich finden. Sie ſang eine Arie von Händel: Farewell, ye limpid springs and floods, wie mir däucht aus dem Jephta das Lied der Tochter, die dem Opfertode entgegengeht und Abſchied nimmt. Ferner, um die verſchiedenſten Weiſen der Meiſter aller Regionen anzuſchlagen, eine Arie von Paccini, die ziemlich nüchtern iſt, dann die große Arie des Fidelio, ferner den reizenden irish Air: 'tis the last Rose of Summer, ein Lied, das die ganze phantaſtiſche Beweglichkeit des irländiſchen Charakters austönt, ferner das alte ſchottiſche Lied: Charlie, das in London an allen Orten ertönt, und endlich zum Jubel der ſtürmiſch gedrängten Menge: God save the Queen. — Felix Mendelsſohn ſpielte an dem Abend ein Concert von Beethoven, Ferdinand David von eigener Compoſition eine vortreffliche Variation über ein ruſſiſches Volkslied, womit er das Publicum zum erſten Male erfreute.

[Italieniſche Oper in China.]

Eine italieniſche Operngeſellſchaft iſt kürzlich von einer großen Weltreiſe nach Europa zurückgekehrt. Sie hat in Südamerika, auf dem Cap der guten Hoffnung und zuletzt ſechs Monate lang in der chineſiſchen Stadt Macao (im Meerbuſen von Canton) geſpielt. Hier hörten die Chineſen zum erſten Male eine italieniſche Oper und waren nicht wenig erſtaunt, Frauen auf der Bühne zu ſehen und ſingen zu hören. Der Andrang des Publicums in Macao war ungeheuer. — Roſſini hat alſo die Reiſe um die Welt gemacht. Von uns Deutſchen hat es nur Kotzebue mit ſeinem Menſchenhaß und Reue eben ſo weit gebracht. Eulalia weinte bereits unter allen Zonen der Erde, unter dem Aequator und am Nordpol fließen ihre jämmerlichen Thränen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienſtags — 12. — den 16. Januar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Alexander der Heilige.

(Fortſetzung.)

Ermattet und bleich lag Stralaja auf ihrem Lager; ſeit drei Tagen hatte ſie keine Speiſe, keinen Trank genoſſen, nur der finſtere Groll erhielt ihr Leben. Plötzlich fuhr ſie aus ihren dumpfen Sinnen wie von Furien geſchreckt empor; ihr erloſchenes Auge glühte wieder, während ihr Antlitz ein fahles Gelb bedeckte, ihre heißen Hände, getaucht in Fieberflammen, faßten die der Mutter: „Ich will leben,“ ſprach ſie haſtig und heftig, „ich will nicht ſterben, ich will tragen die Hölle, welche in meinem Innern glüht, aber ſchwöre mir dagegen, bei dem Lichte der Sonne, bei den leuchtenden Sternen, das zu thun, was ich fordere.“

„Kind,“ bangte die Mutter, „was verlangſt Du?“

„Rache! nur Rache! Keine Freude auf Erden, keine Seligkeit dort oben, nur Rache!“

„Hat er Dir verſprochen, gelobt — ?“

„Nichts, nichts! Aber ſein Auge ruhte freundlich auf mir; er kannte meine Liebe, er ſah meinen Schmerz er wußte, daß er mir Alles war, er mußte mich lieben, und wär' es nur aus menſchlichem Erbarmen! Fühllos, kalt, nahm er ein anderes Weib und hohnlächelt nun in ſeiner ſichern Ferne der Elenden, welcher ſtatt des Blutes Flammen in den Adern rollen. Aber er kennt die Weiber der Mongolen, er kennt des Dſchingischans Enkelin nicht. Sieh, ich könnte mich rächen auf gewöhnliche Weiſe. Unſere Zauberer verſtehen der böſen Künſte viele. Ein Trank, eine gewürzte Speiſe, und er vergeht wie der Schatten am Mittage, und trägt Jahre lang den Todesathem in der beengten Bruſt; aber er würde nur ſterben — qualvoll, langſam, doch nur ſterben. — Ich kenne ihn, ihm gilt das Leben, das Glück, ſelbſt das neue Weib an ſeiner Seite nichts. Er hat nur eine Empfindung — ſein Volk iſt ſeine Seele; darum zieh' zurück die Hand der Milde, welche das Verderben ſo lange gehalten, gib Befehle, daß man ſein Volk niederdrücke, daß man es belaſte und entehre mit der Kette der niedern Sklaverei, laß den Namen „Ruſſe“ ein Schmach- und Schmerzlaut aller Länder werden, und er wird unglücklich ſein, unglücklich wie ich es bin.“

„Es ſoll geſchehen,“ erwiederte Turakana, „Gajuk zürnt ohnehin, daß man die Ruſſen noch nicht gezählt und von jedem Kopfe der Hohen und Niedern die Blutſteuer eingefordert.“

„Es mag geſchehen, und er muß abermals erſcheinen in dem Lande unſerer Macht, er muß vor mir ſtehen, wie ein büßender Verbrecher, und dann“ — ihre Stimme erloſch in einem dumpfen Schauerton: „dann ſoll er aus meiner Hand empfangen, was er mir gegeben.“

Alſobald ziehen Boten aus der Mongolei in das Land der Ruſſen, und ſie zählen das Volk, ſo Mann als Weib, die Greiſe wie die Kinder, und beſtimmen die Abgaben, und wer nicht vermag, dieſe zu zahlen, dem rauben ſie ſeine Habe, und wo auch dieſe nicht hinreicht, da nehmen ſie die Unglücklichen ſelbſt, die Toch-

Digitized by Google

ter den Eltern, den Verſorger den Unmündigen, die Mutter dem Säuglinge, und treiben ſie in die Knechtſchaft. Da entſteht ein Jammer, wie er ſelten auf Erden weilt, keine Hoffnung lebt mehr in den Herzen der Verzweifelnden; ſelbſt der heilige Glaube, der jeden Betrübten tröſtet und erhebt, hat ſeine Kraft verloren, die Kirchen ſtehen leer, keiner hört auf das Geläute der Glocken, welche zum Gebete rufen; keiner ſieht mehr zu den Bildern der Heiligen empor. Alles ruht, Arbeit, Handel und Geſchäfte, müßig irren die Beraubten auf den Straßen umher, und ſehnen ſich vergebens nach den Lieben, welche ihnen die Unmenſchen geraubt.

Seit Jahrhunderten war in dem weiten Gebiete von Rußland Groß-Nowgdrod wegen ſeiner Freiheitsliebe berühmt, ſelbſt ihren Herrſchern gehorchten ſie nicht, wenn ſie ihre Rechte gekränkt glaubten. Eine furchtbare Wuth ergriff daher die Einwohner dieſer Stadt, als die mongoliſchen Abgeordneten es wagten, ſich auch ihren Mauern zu nahen, um auch bei ihnen alle Lebende zu ſchätzen und zu zählen. Sie waren die Einzigen, welche von Rußlands Völkern bis jetzt nicht ganz gedemüthigt, noch nicht ganz entwürdigt waren. Und nun ſollten ſie ſich geduldig dieſer Schmach fügen; vor der Sophienkirche verſammelten ſie ſich im wilden Grimme, riefen Alexander herbei und forderten von ihm das Blut der mongoliſchen Abgeſandten und Abwehr der bedrohten Unterdrückung. „Führe uns hinaus," ſchrie die empörte Menge, „daß der Spruch unſerer Väter: Wer kann gegen Gott und Großnowgorod? — ſich auch an uns bewähre." Aber Alexander hob die trüben Blicke empor und entgegnete: „Denkt an das Schickſal Kiews; machtlos ſind die Ruſſen; an dem Ufer der Wolga ſteht ein zahlloſes Heer der Mongolen, angeführt von Sſaroi, Batü's Nachfolger. Es harret nur auf einen Anlaß, um die letzte Freiſtätte zu vertilgen und Blut mit Blut zu ſühnen." — „Nun dann," riefen die Zornigen, „ſo möge uns geſchehen, wie den Kieween geſchah, Nowgorods Maueen mögen zuſammenſtürzen, wie die der Mutterſtadt, die heilige Sophienkirche ſei uns die Zehntkirche, ihre Trümmer mögen uns begraben. Es iſt beſſer, in Ehren zu ſterben, als in Schmach zu leben. Führe uns gegen dieſe Feinde, wie Du es einſt am Ufer der Newa thateſt, und wir wollen mit Dir kämpfen bis zu dem letzten Lebenshauche."

„Und Euer Vaterland wird dann aufhören zu ſein," antwortete Alexander mit kräftiger Stimme, „der letzte Ruſſe wird der Mongolen niedrigſter Knecht ſein, der Name Slawe wird verhallen und nie wieder im Munde der Nachwelt erklingen. Ergebt Euch in das Unvermeidliche, tragt mit Geduld die Laſt, welche der Herr der Herren Euch auferlegt. Es werden einſt ſchönere, hellere Tage für das heilige Rußland aufgehen, um dieſe duldet die finſtere Prüfungsſtunde."

„Nimmermehr!" kreiſchten die Empörer, „müſſen wir untergehen, ſo ſollen es unſere Peiniger mit uns! Richten wollen wir ſie, wie wir gerichtet wurden. Ohne Gnade, ohne Barmherzigkeit!" Bei den Haaren ſchleiften die Wüthenden den Poßadnik Michaila, welchen ſie für einen Anhänger der Mongolen hielten, herbei, tödteten ihn vor den Augen des Fürſten und zerrten alsdann die Boten des Großchans, Berkai und Kaſchatzik, heran, um an ihnen Gleiches zu üben; da ſtürzte Alexander mit der Manneskraft der frühern Jahre, unbewaffnet, unbewehrt unter die tobende Menge, riß die Bedrohten über die Schwelle der Kirche, warf die ſchweren korſuniſchen Thüren hinter ihnen zu und rief dann tief empört: „Blutmänner! durch dieſe heiligen Thüren iſt noch nie der Mord geſchritten. Wagt Ihr die erſten Tempelſchänder zu ſein, welche die Erde Rußlands ausſpeit, ſo tödtet mich und dann die Wehrloſen am Altare!"

(Die Fortſetzung folgt.)

Maria Stuart's Geburt.

(Fortſetzung.)

Bis hierher hatte er, wenn auch umſonſt, doch edel gegen die Macht des Geſchickes gekämpft, ſeinen Leiden wie die Fichte getrotzt, die, am Herzen ſtark und kräftig, die Stürme aushält, die ihr Haupt wohl ſchütteln, doch ihren Stamm nicht beugen konnen. Aber gegen den Verrath, der im Stillen unterwühlt, war er nicht gewappnet, und wie ſein Ohr die Schande der Seinen vernahm, ward ſein Auge ſtarr und die bleichen Lippen ſtammelten die Worte: „Zu Bett! zu Bett! damit ich nimmer mehr erſtehe! Was ſoll das Leben mir, wenn die Ehre dahin iſt!" Er ſchwankte, und wäre auf den Boden hingeſtürzt, hätte der erſchrockene Kämmerer ihn nicht mit den Armen gehalten. Er wurde wirklich auf ſein Bett getragen, und als ob jene Worte ihm prophetiſch eingegeben worden wären, ſtand er von ſeinem Lager nicht mehr auf. Die Aerzte konnten keine eigentliche Krankheit finden; ſie ſprachen von plötzlicher, vorübergehender Nervenſchwächung, die ſchnellſte Beſſerung verheißend. Allein ſo viel ſie auch Tränke verordneten, in der Hoffnung, ſanften Schlummer herbeizuführen, ſo fern ſie jede Störung auch verbannten, die eine Aufre-

Digitized by Google

gung veranlaſſen könnte; ſo oft ſie auch verſuchten, ihn mit Wohlgerüchen, mit lieblicher Muſik einzuſchläfern, es nahte den ſtarren Augen des Kranken doch kein Schlummer. Er ſprach kein Klagewort, keinen Laut des Schmerzes, doch ſchwanden ſeine Kräfte täglich mehr, die Wangen wurden hohler, ſein Haar, vor wenig Tagen gleich dem Fittich des wilden Raben, wurde jetzt von winterlichem Grau durchſtreift. Er ſprach nur ſelten, betete gar nicht, obgleich im nahen Oratorium Tag und Nacht Meßgeſänge und Hymnen ertönten, um den Geiſt zum Glauben wie zur Buße aufzurufen. Eine tiefe, feſt eingewurzelte Sorge nagte an den Faſern ſeines Herzens; ſie hatte jedem andern Gedanken den Zugang verſchloſſen. Leidend, wie ein Kind in den Armen ſeiner Wärter, ſaß er aufgerichtet da, oder ſtreckte die entnervten Glieder vor ſich hin; er aß, trank, faſtete, wie man's verlangte, gleichgültig gegen jede äußere Erſcheinung, und aller Wahrnehmungskraft beraubt. Doch war es augenſcheinlich, daß der Geiſt nicht ganz erloſchen, daß er nicht ganz gelähmt war, wie man anfangs wähnte. Denn ſeine bleichen Lippen ſah man ſich von Zeit zu Zeit bewegen, als wenn ſie Worte ſprächen, doch waren es nur unbeſtimmte oder gänzlich unverſtandene Töne. Und wer auf die Spuren dieſer anhaltenden Bewegung ſorgſam lauſchte, hörte nur immer und immer den Seufzer: „Ach! ach! mein Vaterland!" Die eifrigſten Verſuche wurden angeſtellt, die ſinnreichſten Bemühungen verſucht, um Geiſt und Körper von dieſer Starrheit zu befreien. Man führte Männer her, die in dem ſtillen Zimmer mit Waffen raſſelten, Boten traten ein, als Herolde, um mit lauter Stimme und mit den Zeichen des Triumphes die frohe Kunde eines ruhmvollen Sieges zu bringen: der König blieb in ſeiner ſtarren Regungsloſigkeit, die Augenlider zuckten nicht, der Puls wollte nicht raſcher klopfen. Es mochte ſein, daß jene Worte ſein Ohr nicht trafen, oder, wenn ſie's thaten, doch an der Pforte ſtehen blieben und das Herz nicht erreichten, nur einmal zog ein ſchwaches, krankes Lächeln über ſeine bleichen Züge, als hörte er die Siegesklänge, als faßte er ihren hohen Werth, aber auch die Täuſchung, die man ihm als Arznei bot, und da ihm die Macht gebrach, zu zürnen und zu ſtrafen, wie es dem Herrſcher und dem Manne gebührte, ſo blieb ihm nichts, als wehmüthig weiſe zu lächeln.

Da endlich drang ein neuer Ton von außen ein, zwar fern, doch deutlich und vernehmlich, und der Sturm, der in den Thürmen und den gothiſchen Hallen hauſte, trug den Ton auf raſchen Schwingen immer näher. Es war der Schall entfernter Muſik. Erſt konnte das geübte Ohr das ſchrillende Schmettern von Trompeten hören, ehe man die ſanften Töne begleitender Inſtrumente aus dem Kampfe der Elemente unterſcheiden konnte, — Horn und Cymbel und der Pauke tiefer Klang riefen in dem Walde das Echo wach; vor allen andern hörte man das ſchwere Traben einer Menge Reiter, wenn auch durch den Schnee gedämpft, auf den der ſtahlbeſchuhte Huf nur dumpf erdröhnte.

„Beim Himmel, ſagt, was gibt es?" flüſterte der älteſte der Barone, die am Lager des ſterbenden Monarchen wachten.

„Der Himmel gebe, daß es nicht der falſche Sonthron iſt!" ſagte leiſe ein Anderer, nach dem Schwertgriff faſſend. „Schaut dort hinaus, Thirleſtane, und Ihr, Lord Hüter, eilet auf die Zinnen!"

„Schämt Euch, Ihr Schotten," rief ihm Thirleſtane zu mit lauterer Stimme, „ſchämt Euch, daß Ihr auf ſo geringem Zwiſchenraume ein engliſch Kriegslied nicht von des Lord Lion ſchottiſcher Weiſe unterſcheidet. Doch Frieden oder Krieg, es müſſen dieſe Hörnerklänge ſchweigen! Hört Ihr nicht jetzt die Siegesdrommete ſchallen? bei meinem Seelenheil, mit wilder, lauter Freude! Habt auf den König Acht, Ihr Herren; ich gehe, um dieſen Abſchaum eines Herolds in die Zucht zu nehmen. Ich weiß es wohl, ſie dürfen nie des Königs Nachfolger laut proclamiren, ſo lange noch ein Athem in ihm lebt, ſelbſt wenn ſie einen auszufinden wiſſen! Doch, ach des Jammers! ſtirbt der fünfte Jakob heut, wo ſoll das arme Schottland dann den Herrſcher ſuchen?" — So ſprach der edelherzige Krieger, der noch kürzlich vom Monarchen mit den heraldiſchen Zeichen der Krone ſelbſt, den hochgeehrten Lilien, und mit dem ſtolzen Spruche, der ſich ſo wahr als kühn bewährt: „bereit, immer bereit!", geſchmückt worden war. Geräuſchlos ſchritt er mit einer Haltung, die ſo ganz verſchieden war von jener ſtattlich frohen Miene, mit der er in die Schlacht gezogen wäre, aus dem Gemache, um die Urſache zu erfahren und die laute Freude ſo unheildrohender Töne zu beſchwichtigen.

(Der Beſchluß folgt.)

Correſpondenz.

Aus Berlin.

[Opern, Vieuxtemps.]

Ich hätte ſogar ein großes Thema zu behandeln, Agnes von Hohenſtaufen; aber ich will nicht davon reden. Das mag Zeit haben für die Leſer eines in Leipzig erſcheinenden

Digitized by Google

Blattes, bis man die Oper in Leipzig gibt, was bei der Vortrefflichkeit, die ſie nach einem Artikel im Journ. des Débats beſitzt, ohne Zweifel eben ſo bald geſchieht, als ihre Aufführung in Paris, London u. ſ. w. Sie mögen alſo dann ſelbſt urtheilen.

Ich weiß, daß ich im vorigen Monat ſchrieb, die königliche Oper werde noch immer durch einen Poſtillon im Gleiſe gehalten, und durch eine Geſandtin beim Publicum accreditirt, während die königsſtädtiſche ſich vom Rattenfangen ernähre. Es iſt arg, daß ich jetzt noch ſo ſchreiben muß, da inzwiſchen wirklich kein neuer Erwerbszweig auf die Breter gebracht iſt. — Das Schauſpiel trieb einen kleinen Hauſirhandel, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, mit kurzen franzöſiſchen Waaren, mittelſt deutſcher Etiketten über die Grenze geſchmuggelt, z. B. „Eine Treppe höher“ und Aehnliche, ſelbige haben aber nicht viel Abſatz gefunden. — Die Königsſtadt wendet noch immer Zaubermittel an, um das Publicum zu bezaubern. Dahin gehört „Moiſaſurs Zauberfluch,“ der jetzt jenſeit des Rubikon, welches unter dem Namen „Königsgraben“ das cis- und transalpiniſche Kunſtreich Berlins trennt, das Hauptſymptom des Geſchmacks bildet. Wahrhaftig, die Oeſtreicher ziehen einen doppelten Graben gegen die Peſt, ſollten wir nicht einen dreifachen gegen dieſe ſchwarze Kunſt, die der ſchwarze Tod der Kunſt iſt, ziehen!

Wer wird aber das neue Jahr — da ich ihnen doch anno 1838 ſchreibe, mit ſolchen Jeremiaden anfangen, wenn er beſſer Lieder ſingen kann vom alten! Ja die gute alte Zeit, aber in der Geſtalt des Jünglings Vieuxtemps, war wieder zu uns gekommen, und ließ ihre ſchönen, zauberiſchen Klänge vernehmen. Es iſt eigentlich ſchmählig, daß ich mit einem ſo miſerablen Wortſpiel anfange, wenn ich von einem ſo ächten, aus gediegnem Metall gegoſſenen Künſtler ſprechen will. Nicht den Leipzigern, die Vieuxtemps auch gehört haben, auch nicht den Berlinern, die in gleichem Fall ſind, will ich erzählen, wie ſchön er ſpielt, ſondern mich ſelbſt will ich durch die lebendige Erinnerung daran unterhalten. Er iſt eine romantiſche Elegie; ein Gemälde auf dunklem Grunde dunkel angelegt, in dem aber von Zeit zu Zeit prächtige Farben aufleuchten, wie Blitze in der Nacht; eine Mondſcheinlandſchaft, durch die ein Gewitter flammt; ein Katarakt, über dem ſich ein ſanfter Regenbogen in dem ſtaubenden Waſſerdunſtkreis webt, kurz der junge ſiebzehnjährige Belgier ſpielt genial. Schade, daß ein ſo glühender Künſtler ſich in den ruſſiſchen Schnee begeben will; er ſollte jeden Schnee ſcheuen, außer dem Alpenſchnee als Fegfeuer, um in den italieniſchen Himmel zu kommen, für den er geboren und gebildet iſt, und der ihm noch die ſanften und reizenden Lichter und Farben geben würde, die ihm allenfalls noch fehlen zur vollendeten Schönheit. Was uns Berliner anlangt, ſo zeigten wir uns wahrhaft edel, und gaben ihm — kein Geld, — dieſes gemeine Metall — ſondern ungemeinen Beifall. Wäre dies nicht ein Verdienſt, (wenn auch der Concertgeber nichts von Verdienſt dabei merkte), ſondern eine Schuld, ſo würde ich ſagen, die 10,000 paar Tapiſſeriepantoffeln, die 20,000 Börſen, die 30,000 Fußkiſſen, Oeillers, Pompadours u. ſ. f., die, nach dem geringſten ſtatiſtiſchen Anſchlag zum 24. December 1837, von den ſchönen Fingern unſerer Damen gefertigt worden ſind, trügen dieſe Schuld. So ſage ich bloß, ihnen iſt das Verdienſt zuzuſchreiben, daß wir einen Künſtler wie Herrn Vieuxtemps mehr durch Enthuſiasmus, als durch elendes Geld belohnten. Er reiſte demnach ohne vergrößertes Reiſegeld, aber gewiß mit erfreulich gewachſenem Ruf nach Petersburg ab, wo er, da man in Rußland nicht ſo gebildet iſt, wie bei uns, vielleicht der Rohheit ausgeſetzt iſt, reiche Einnahmen in ſeinen Concerten zu haben, die ihm die reine Gabe des Beifalls gewiß recht verbittern dürften! Es leben meine Berliner! Sie wiſſen, was mit Geld zu bezahlen iſt, und was nicht. Bei der Affenkomödie, bei Bertolotti's betriebſamen Flöhen, im Koloſſeum, in Fauſt's Wintergarten ſah ich ſie niemals ſparſam; doch Iphigenia von Goethe, und einige andere hoch über dem irdiſchen, ſchweren Metall ſchwebende Göttergeſtalten der Kunſt, ſuchen ſie auch ſo wenig als möglich mit dem plumpen Gewicht der Thaler zu beläſtigen.

Aber ich ſprach eben von Flöhen, von Fauſt's Wintergarten; dies bringt mich mitten in die Weihnachtswelt. Die Hauptſtadt des Feenreichs iſt das Diorama; doch ſind Fauſt's Wintergarten an Bevölkerung, Fuchs' Conditorei an Schönheit vielleicht glückliche Nebenbuhler der Metropolis. Einzelne bemerkenswerthe Orte ſind die Conditoreien von Dümmke und Casper, das Theater der Schöpfung und das Glascabinet von Michault, die transparenten und phantasmagoriſchen Vorſtellungen von Kopelent, die maleriſche Zimmerreiſe der Gebrüder Suhr aus Hamburg, die gedachten Flöhe von Bertolotti u. ſ. w. Einſt war der Weihnachtsmarkt der Gipfel der Weihnachtsherrlichkeiten, und Alles ſtrömte dorthin und kaufte, arm und reich, jung und alt; doch dieſe Zeiten unſerer Väter, wo ſind ſie geblieben? In einer ſolchen Periode du progrès, was konnte aus dem armen Weihnachtsmarkt werden, der ſtets auf demſelben Fleck ſtehen blieb? Wahrlich, es liegt in ihm eine heilſame Regel für alle die eigenſinnigen Vertheidiger des Beharrens! Sie werden ſich über kurz oder lang ſo überflügelt ſehen, daß ihnen das Nachkommen, wenn nicht unmöglich, doch gewiß beſchämend wird, während zu rechter Zeit mitzugehen (nicht einmal voran), ſchon ehrenvoll und vortheilhaft iſt. Ich ſage dies in Parentheſe beſonders den Gegnern der Eiſenbahnen, die mit dem Schickſal zürnen, daß es etwas Schnelleres erfand, als die preußiſchen Poſten. — (D. B. f.)

N o t i z.

[Alte Jugend.]

Das Magazin f. d. Lit. d. A. berichtete über einen Artikel in der France Littéraire von Mr. Falconnet, der von der jungen deutſchen Literatur zu ſprechen glaubt, indem er ſeinen Leſern von Th. Körner, dem alten Jahn und Ernſt Moritz Arndt, den er immer Arndt Moritz ſchreibt, zu erzählen bemüht iſt. Von Körner theilt er mehrere ganz neue Sachen mit, z. B. Lützow's wilde verwegene Jagd, das Schwertlied u. A. in ſehr ſchlechten proſaiſchen Ueberſetzungen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerſtags — 13. — den 18. Januar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Maria Stuart's Geburt.

(Beſchluß.)

Indeß ward die Muſik von außen immer noch vernommen, ſie wurde lauter, wie ſie näher kam, bis ihre ſcharfen Schwingungen ſchrillend durch die gewölbten Decken wiederhallten. Die Wächter bei dem Sterbenden verließen einer nach dem andern ihren Platz am Lager, jeder unbekümmert um des Gefährten Abweſenheit, bis am Ende die ganze Schaar von Kämmerern und Baronen, Mönchen, Pagen und Aerzten im dichtgedrängten Knäuel am Fenſter ſtand, in eifriger Erwartung, um die Nahenden zu erkennen. Allerdings erſchien es jetzt ausgemacht, daß nicht feindſelig die Abſicht ihres Kommens war, denn in das Schmettern der Trompeten miſchte ſich der laute Freudenruf der frohen Menge. Jetzt ſtanden ſie ſchon faſt an des Schloſſes Mauern, allein die Schneeflocken wurden in ſo dichten Wirbeln zu den Fenſtern aufgetrieben, daß die Schauenden nur mühſam den Zug der Menſchen und der Pferde erkennen konnten, die in langſam feierlichem Aufzuge daherzogen.

„Ich ſehe keinen Panzer glänzen,“ flüſterte der hochbejahrte Mann, der gleich zuerſt die Aufmerkſamkeit der Gefährten den nahenden Tönen zugewendet, „ich ſehe weder einen Panzer glänzen, noch Lanzen ſich an Lanzen unter einem Banner reihen.“

„Schweig Mann,“ erwiederte ein Anderer, „kein ſterblich Auge kann vor Schneewolken des Panzers Glanz erkennen, noch eines Herolds Stab von ritterlicher Waffe unterſcheiden!“

„Wahr iſt's und wohlgeſprochen, Lethington,“ ſagte leiſe ein Dritter, indeß ſeine Hand am Degenknopfe ruhte, „Freunde zögen nicht ſo trägen Schrittes durch den unbarmherzigen Sturm; es wäre auch gar nicht ſeltſam, wenn der Verrath im heiligen Gewande der Freundſchaft nahte. Greift lieber zu den Waffen! ſage ich.“

„Nein!“ rief Lethington, „ſo ſpreche ich nicht, und wüßte keinen Grund, warum ich's ſollte. Kein ſterblich Auge, es iſt wahr, kann einen Panzer funkeln oder Lanzenſpitzen flimmern ſehen. Aber glaubt mir's, ihr Freunde, jenes ſind nur Herolde und deren friedliches Geleite!“ —

Als er noch ſprach, ward unten ein dumpfer, ſchwerer Schlag am Gatter laut, dem bald ein Kettenraſſeln und ein Knarren ſchwerer Pfoſten folgte.

„Nun, hört ihrs wohl,“ fuhr Jener fort, „Fallgatter auf! die Zugbrücke nieder! So pflegt doch Thirlestane ſonſt nicht mit verdächtigen Freunden oder offenbaren Feinden umzugehen!“ — Als er ſo ſprach, ertönte hell mitten im Tumult und Klirren des kühnen Edelmanns Stimme: „Ihr Herren ſchweigt, laßt Euer thöricht Blaſen, ſag' ich; ſonſt möchte es Euch an Athem fehlen, um Eure Suppe kalt zu blaſen — beim Himmel! ſie ſoll Euch noch heiß genug erſcheinen, verſucht Ihr es nur, einen neuen Ton zu blaſen! Der König iſt nicht wohl auf!“ —

Die Muſik verſtummte, und man ſah den ganzen Zug abſitzen und nach und nach die Einzelnen ver-

Digitized by Google

ſchwinden, ſo wie ſie der gewölbte Vorſprung des Wachthurmes aufnahm.

„Der König, meine Herren, der König! ſeht nach Sr. Hoheit!" rief Einer, der weniger als die Gefährten im Bewundern dieſes ſchönen Zuges vertieft war und den Kopf nach des verlaſſenen Monarchen Ruheſtätte wandte. — Schnell wie der Gedanke richtete ſich jeder Blick erſchrocken hierher, da Jeder erſt gewahrte, daß nicht er allein, das alle das Lager des Monarchen ſorglos verlaſſen hatten. Auch war der Anblick, der ſich dort dem Auge bot, nur ſchlecht berechnet, ihre Furcht zu mildern, oder das Gefühl der Schuld und Strafbarkeit zu verringern. Es ſchien, als wäre ganz mit einem Male dem unglückſeligen Fürſten das Bewußtſein der Gedanken völlig zurückgekehrt, ſo wie das wilde Schmettern der Trompeten die ſchwere Decke lüftete, die lange ſchon den Geiſt mit dunkler Macht umhüllt. Obgleich die Augen noch irre umherblickten, ſo fehlte doch nicht mehr der Lebensfunke, der auf die Gegenſtände und Perſonen wirkſam leuchtet. Sein ſtarrer Geiſt wurde plötzlich lebendig, er richtete ſich auf und ſah ſich ganz verlaſſen, ein kranker König aller Hülfe und Theilnahme bloß. Das erſchütterte ihn und brachte ihn zum Bewußtſein. Er raffte ſich auf; die Glieder wankten, aber er warf raſch den Mantel um und ſtand aufrecht im Saale.

„Mein hoher Herr, ums Himmels willen!" rief der Kämmerer, ſchnell zu ihm eilend, „faßt Euch, gnädiger Herr, es iſt kein Grund zur Furcht vorhanden."

„Furcht, Knabe!" rief der ſtolze Herrſcher, und die Augen blitzten ihm voll Unwillen, „Furcht, Knabe! — welcher Stuart kannte je dies Wort? Ruft mir Thirleſtane her! Kein Wort, ich will's, kein Wort mehr! Bei ihm, der uns geſchaffen, ich will aufſtehen. Es iſt umſonſt, ſag' ich," fuhr er, ſich ſcharf zum Arzte wendend, fort, der ihn durch Bitten und durch ſanfte Worte zu begütigen ſuchte; „hier hilft kein Unterhandeln! Sterben! — Denkt Ihr denn, ich weiß nicht, daß ich im Sterben bin? Was hilft's denn auch zu leben? Doch vor meinem Ende will ich noch König ſein und mir ſelbſt gebieten. Thirleſtane! Geht, ruft mir Thirleſtane."

Als er ſo ſprach und ſeine Stimme durch das Gemach ſchmetterte, trat jener ein, von dem höchſten Würdenträger des heraldiſchen Collegiums begleitet, deſſen Wappenrock, in Schilder aller Farben abgetheilt, ſo prächtig glänzte, daß er das Auge des Beſchauenden blendete.

„Was gibt's für Kunde? ſprich! Du bringſt mir Nachricht von der Gemahlin!" rief der König mit der Sicherheit eines Propheten. „Ich weiß, daß ich ſterbe, aber ich weiß, daß ich dem Lande einen Erben ſchuldig bin. Sprich, wenn der König ſtirbt, ſo muß der König leben. Sprich, mein Gemahl iſt entbunden, ich bin Vater!"

„Die Majeſtät befindet ſich ganz wohl!" erwiederte der Herold, als ihn das Staunen über dieſe Scene verlaſſen, „ſie ſchenkte Ew. Hoheit eine holde Tochter."

„Eine Tochter!" flüſterte der Monarch und ſank zitternd auf ſein Lager zurück. „Hilf Himmel, eine Tochter! Durch eine Jungfrau kam die Krone an die Stuart's, durch eine Jungfrau wird ſie wieder ſchwinden!"

Ein ſchneller Krampf verzog ſein Antlitz, ein Schauer rieſelte durch die Glieder, die Augen blitzten auf und zu, und als ſie ſich wieder öffneten, hatte ſie der Tod erſtarrt. — Er war verſchieden, und es hatte kaum der Geiſt das ſterbliche Gewand verlaſſen, als ſchon dieſelben ſchmetternden Trompeten, die ihn erſt kürzlich aus der Erſtarrung aufgeweckt, über der entſeelten Hülle gedämpfte Wehklagen ausſtießen, während die Heroldsſtimmen Marien als Königin von Frankreich und von Schottland ausriefen. Natalie von Herder.

Alexander der Heilige.

(Fortſetzung.)

Einen Augenblick ſchien der Aufruhr geſtillt, aber die begangene Unthat gab den Böſewichtern Muth zu neuen Freveln. „Du biſt der Held nicht mehr," ſchrien ſie, der uns einſt für Pſkow gegen die Nemzi und Tſchuden führte. Ein Abtrünniger Deines Vaterlandes biſt Du geworden; in der Orda haſt Du Deinen Glauben und Deinen Gott verlaſſen, bethört und betäubt haben Dich die Heiden mit ihren unheimlichen Zaubereien. Und ſo ſind wir des Gehorſams gegen Dich frei, und wollen Dir ferner nicht gehorchen, wollen uns nicht beugen unter das Joch der Erniedrigung, wollen hinausziehen zum Schutz und Trutz unſerer Selbſt." Eine zahlloſe Menge des Volkes ſonderte ſich ab; es waren die mannhafteſten, kräftigſten Schaaren, ſie zogen hinaus gen Pſkow, und an ihrer Spitze ſtand der Fürſt Waſilei, Alexander's Sohn.

Eiſiges Grauen durchbebte die Adern des Helden, als er dies gewahrte; ihm war zu Muthe, als ob die Erde unter ihm bräche und er hinabſtürze in jene Tiefe, in der kein Glaube, keine Tugend, nur die ewige Sünde wohnt. Sein Sohn, ſein Blut war ihm abtrünnig geworden; der Seelenſchmerz um dieſen Hochverrath der Natur hätte ihn getödtet, wäre ſein Blick in dieſem Au-

Digitized by Google

genblicke nicht auf ſein Weib gefallen, die ſich in liebender, unwandelbarer Treue an ihn ſchmiegte; ſie war ihm geblieben, eine Seele dem verarmten Herzen. Noch einen langen Trauerblick warf er auf den zurückgebliebenen Haufen und trat dann, geſtützt auf ſeine treue Waſſa, zum erſten Male von dem Geſchicke übermannt, in ſeine Wohnung zurück. Mit finſtern Blicken ſah das Volk den Scheidenden nach, es zerſtreute ſich nicht, ſondern umdrängte und umlagerte das Schloß immer mehr; ſeine Wuth ſtieg mit jedem harrenden Augenblicke, ſchon hatte es die Moski *) der Straßen zerſtört und hob die Bohlen und Stangen derſelben zur drohenden Waffe empor, als Alexander aus ſeiner Wohnung zurücktrat. Er war jetzt angethan mit dem kurzen grauen Armäk, wie ihn nur die höchſte Armuth des Landes trägt, in ſeiner Hand hielt er den Wanderſtab. An ſeiner Seite ſtand die treue Waſſa, auch ſie war mit einem Saraſan ohne Schmuck und Zier bekleidet, das lange weiße Reiſetuch, welches von ihrem Haupte tief hinabwallte, gab der duldenden Geſtalt etwas Geiſterhaftes, in ihrem Arme trug ſie das jüngſt geborene Kind. Staunend ſtarrte das Volk ſeinen Herrſcher an, er aber ſprach: „Hinter mir liegt meine Habe, das Erbe meiner Väter, nehmt Alles, theilt meine Güter und bezahlt damit die geforderte Steuer dem Großchan. Ich aber will hinausziehen in die Wüſte des Waldes, eine Scholle Erde auf Rußlands Boden ſuchen, wo ich beten darf für diejenigen, welche mich haſſen." — Dieſe Worte erſchütterten die wilden Empörer, die Wuth war gebrochen, eine eben ſo heftige, ganz entgegengeſetzte Empfindung ergriff ſie, näher denn zuvor umdrängten ſie ihren Herrſcher, ſchluchzend umfaßten ſie ſeine Knie und riefen unter heißen Thränen: „Vater, Vater, verlaß uns nicht! weiche nicht von Deinen Kindern, welche Dich verkannten in ſündiger Bethörung, ſiehe! wir wollen fortan Dir gehorſam ſein und nimmer wieder gegen Deinen Willen handeln. Dir zu Liebe wollen wir das Schwerſte üben, wollen uns ſchätzen und zählen laſſen und unſern Athem, unſer Leben dem Großchan verſteuern." — Dieſes Volk, in Zorn und Liebe ohne Gränzen, riß dem geliebten Fürſten das Kleid der Armuth vom Leibe und theilte ſich dieſes wie heilige Reliquien. Auf ſeinen Händen trug es ihn, ſein Weib und den Knaben in die Kirche, ſchwor ihm aufs neue Treue und betete zu Gott um Entſühnung ſeiner Schuld. Indeſſen waren Boten den gen Pſkow ziehenden Empörern nachgeeilt; die Kunde, daß Alexander den Herrſcherſtuhl verlaſſen wollte, erſchütterte auch dieſe Aufrührer, ſie kehrten ſogleich wieder um und zogen ſtill und beſchämt in die Thore von Nowgorod wieder ein. Aber ein Verbrechen ſonder Gleichen war geſchehen; heilig war und iſt auch noch jetzt das Anſehen des Vaters unter den Ruſſen, wer gegen ſeine Würde frevelt, iſt verworfen und gemieden auf immerdar. Eh Alexander die Schuldigen richten und ihnen verzeihen konnte, hatte Volkswuth das Richteramt über die Rädelsführer, welche den Sohn gegen den Vater reizten, übernommen; dieſelbe Stelle, wo des Poſadniks Leben geendet hatte, trank auch ihr Blut. Ergriffen von der innern Reue und von dem Anblick des blutigen Urtheils, das ſo eben vor ſeinen Augen an ſeinen Freunden vollzogen, wankte Waſilei in das Gotteshaus und umfaßte die Knie ſeines Vaters. Stumm blickte dieſer auf den Sohn nieder; kein Vorwurf, kein hartes Wort entfloh ſeinen Lippen, aber in des Fürſten Antlitz lag ein Schmerz, der mehr als Worte war. Segnend legte er die Hand auf die Stirn des Verirrten, da trennte Ezechiel, der Metropolit, ein Greis von ſtrengen Sitten, Vater und Sohn und ſprach zürnend zu Waſilei: „Du haſt gefrevelt gegen das Heiligſte auf Erden und ein Verbrechen geübt, das nach unſern Rechten keine Sühne, keine Buße hat. Nächſt dem Gebote, Gott zu ehren, ſteht das, Deine Eltern zu achten. Du aber haſt die Hand erhoben gegen den Vater, ſomit ſpreche ich über Dich der Kirche Bann und Fluch! Weiche von hinnen, das Gotteshaus hat Dich ausgeſtoßen, bis Deine Seele rein und lauter geworden, und wenn jemals eine gleiche Unthat auf Rußlands Boden geſchieht, wenn jemals wieder der Sohn ſich gegen den Vater erhebt, ſo ſoll auf Dich die Schuld der Sünde fallen, und Deine Seele ſoll nach Jahrhunderten noch büßen, was Du jetzt verſchuldet." — Die letzten Anhänger des unglücklichen Waſilei verließen ihn bei dieſem Ausſpruche, er aber wankte hinweg, aus der Nähe des Vaters, aus dem Bunde der Chriſten geſtoßen. (D. F. f.)

*) Beeterdämme, in frühern Zeiten in einigen Gegenden Rußlands ſtatt des Steinpflaſters gebräuchlich.

Correſpondenz.

Aus Berlin. (Beſchluß.)

[Eine ſüße Schwärmerei.]

Und doch bleibt der Markt, trotz ſeinem Zurückbleiben gegen den Luxus der Zeit, für die Kinder und für die Armen der beſte Luſtwandelort in der Chriſtmeßzeit, und den Armen wird ja die Chriſtfreude zumeiſt verheißen! Seht die Wärterinnen mit den Kleinen an der Hand und mit dem Kleinſten auf dem Arm; ſeht das Langen, Greifen, Händchenklatſchen, Jubeln, Jauchzen dieſer Kinderblüthenwelt! Betrachtet die etwas größere Reihe ſechs-

Digitized by Google

bis ſechzehnjähriger Lebensrekruten *)! Betrachtet ſie, wie ſie zu dreien, zu ſechſen, Arm in Arm in breiten Reihen, mit freudeglänzenden Augen den Wundermarkt auf- und abziehen! Schaut die kleinen Mädchen an, die mit frierenden Händen und Füßen, dennoch ſich nicht losreißen können von dem Paradieſe unterm Linnendach, wo ein ganzer Ballſaal, eine Welt von Puppen ihr Herz mehr gefangen hält, als zehn Jahre ſpäter vielleicht ein ganzes Koloſſeum voll junger Herrn vom feinſten Schnitt! — Und vor Allen richtet ein ſanftes, mildes Auge auf die Hunderte, die in dürftig kümmerlicher Bekleidung, etwas ſcheuer, aber doch leidlich unbefangen, und überſelig, all die Herrlichkeiten anſtaunen, von denen auch nicht das kleinſte ihr Eigenthum werden ſoll! Für ſie bleibt der verfallende Markt eine ewige Herrlichkeit, denn für ſie iſt nichts vorwärtsgegangen. Dieſe Kleine mit ihrem blauen Leinwandſchürzchen, unter dem ſie die rothgefrorenen Hände verbirgt, ſie iſt nie in den großen Räumen geweſen, wo der Luxus alle ſeine Erfindungskraft aufbietet, um ſelbſt dem Spielwerk der Kinder ſchon ſeine giftigen Reize einzuhauchen; ſie hat nie im Diorama geſtanden, wo die Schätze aller Welttheile, von tauſend blühenden Lichtern umſtrahlt vor uns ausgebreitet liegen; im Dachkämmerchen ihrer Eltern brennt ſelten eine dunkle Lampe; ihr ſtrahlen alſo hier erleuchtete Feenpaläſte entgegen, wo wir nur klägliche Talglichte ſpärlich zählen! Ja, für die enge finſtere Welt der armen Kleinen iſt der Chriſtmarkt eine weite, ſtrahlende Unermeßlichkeit an Glanz und Reichthum, und wirft Ahnungen der Seligkeit in das jugendliche Herz, die noch in ſpäten trüben Kummertagen nachzittern, und wie ſanfte Sterne ihr mildes Licht auf den dunklen Pfad des Lebens werfen. In dieſen Weihnachtsfreudenſchauern berührt der Arme, der Gedrückte die heitere Welt der Reichen, der frei iſt von der ſchwerſten Laſt, der Laſt der Nahrungsſorgen: dieſe heilige Zeit ſtellt ihn, wie die Kirche, gleich mit den ſonſt Bevorrechteten; ſie ſagt ihm ewig, wenn auch ihm unbewußt: „Auch du warſt in Arkadien!“ Darum zerſtört ſie nicht; raubt keine kleine Blüthe von dieſem Winterfrühling der Aermſten, von dieſem Paradies der unſchuldigſten Kinderwelt! — Und vollends kein frech frevelnder Correſpondent für elegante Zeitungen ſchwatze anmaßend über den Weihnachtsmarkt, der dem Syſtem des mouvement nicht folgt, ſondern danke Gott, daß Etwas beſteht in dieſer Hetzjagd, die man Welt nennt!

Jetzt ins Diorama! — Nun ſtehe ich auf ächtem gebohnten Fußboden für elegante Schuhe und Schritte. Meine Damen und Herren; jetzt reden wir ein Wort mit einander, und die Kinderherrſchaft hat aufgehört; oder es müßte denn auch kindiſch ſein, ſich die Geſchichte ſeiner Zeit, an der man im Ernſt nicht viel Theil nimmt, in Bildern vorzuführen!

Conſtantine (das Thema, das jeder Weihnachtsſpeculant benutzt hat) erblicken wir auf dem einen, den prächtig decorirten Saale von Guildhall auf dem andern Bilde. Hier eine glänzende Reihe von Lords und Ladies; alles blitzt von Diamanten, ſchimmernd von türkiſchen Shawls, Straußenfedern, Blonden, Gazen, Hermelinen, Blumen, Perlen; als ſchönſte Perle aber leuchtet die jungfräuliche Herrſcherin Vitoria unter dem Thronhimmel. Dort erblicken wir das Gewühl von Moſcheen, das wie ein Maſtenwald über die Schiffsräume der Häuſer emporragt, ſehen die feſte Stadt auf ihrer Felſenburg die ſteile Thalſchlucht weit überragen, durch die ſich der Rumel in ſchäumenden Krümmungen ſchlingt; fernerhin hohe Bergwände des Atlas, mächtig emporgethürmte Felsriffe; ein goldner Duft umſchleiert die Landſchaft. Im Vordergrunde hält der Marſchall Valée mit ſeinem Generalſtabe, Batterien ſind aufgefahren, das Geſchütz blitzt und dampft, wir ſind mitten im Belagerungsgetümmel. —

Die eigentliche Schatzkammer des Dioramas iſt im Waarenlager, im langen Salon, wo ein dutzend hübſcher Mädchen à prix fixes — verkauft. Hier haben alle Winde der Windroſe die Eleganz der fünf Welttheile zuſammengefegt über Meer und Land. Hier ſieht man chineſiſche Seiden- und Porzellanwaaren, indiſche und perſiſche Shawls, nebſt Roſenöl, alles, was Liverpool und Mancheſter, Paris und Lyon möglich machen. Soll ich's geſtehen, ſo behagten mir am meiſten die zahlloſen Variationen auf das Thema „Ausruhen,“ die in Geſtalt der mannichfaltigſten raffinirteſten Lehnſeſſel, Großvaterſtühle, Ottomanen, Divans, Chaises longues, Feldſtühle und Feldbetten zur Schau geſtellt waren. Für jedes Fingerglied iſt ein Ruhepunkt angebracht, für jede Biegung des Körpers eine Biegung des Lagers erfunden, ein Menſch, der nie ins Gleichgewicht kommt, muß hier hinein, ſelbſt wider Willen. — Auch in der Fuchs'ſchen Conditorei war Conſtantine (woran die Berliner ungefähr ſo viel zu verdienen ſuchten, wie es den Franzoſen gekoſtet hat) zu ſehen; nicht ſo ausgedehnt, ohne Belagerungsterrain, aber künſtleriſcher aufgefaßt durch den Maler Biermann. Derſelbe hatte uns gleich daneben das Kloſter San Luca bei Bologna und eine Anſicht von Algier hingeſtellt. Herr Fuchs ſelbſt hatte mit Canova gewetteifert, durch Hautreliefs von Zucker, die von carariſchem Marmor zu ſein verdienten, damit ihre Ewigkeit etwas länger dauere. — So ſüß und noch weit ſüßer verbrachten wir Berliner unſere Weihnachten.

L. Rellſtab.

Notiz.

[Romeo und Julie auf der pariſer Bühne.]

Soulié's Bearbeitung des Shakſpeare'ſchen Dramas iſt jetzt von neuem auf dem Theater des Odeon in Paris zur Aufführung gekommen. Der Bearbeiter hat von den 25 Perſonen nicht weniger als 17 geſtrichen und die übrigen 8 ganz nach dem hergebrachten Schema der alten langweiligen Salon-Tragödie der Franzoſen zugeſtutzt. Tybalt iſt Julia's Bruder, Graf Paris ein ſpaniſcher Grande, Lorenzo ein Staatsſecretär, die Amme iſt Juliens Vertraute geworden. Alles iſt zu einer Studen-Affaire geworden, der Krieg der Bürger, das heiße Blut des Südens, alles, was Romantik heißt, iſt fortgeblieben. Im Feuilleton des Journal des Debats macht Jules Janin auf das engliſche Original aufmerkſam wie auf eine vergrabene und verſchüttete Reliquie; er hat das Verdienſt des Hinweiſes.

*) Aecht berliniſch! ſogar die Kinder unter eine militäriſche Kategorie zu bringen!

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 14. — den 19. Januar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Alexander der Heilige.

(Fortſetzung.)

Berkai und Kaſchatzik waren befreit, die Nowgoroder hatten ſich dem Unvermeidlichen ergeben, aber dumpfe Trauer herrſchte in ihrem Gebiete, als die verhaßten Mongolen in ihre Wohnung drangen und die Kopfſteuer ausſchrieben. Es war die tiefſte Demüthigung, welche bis jetzt die Bewohner dieſer ſtolzen mächtigen Stadt erlitten. Wie zu der Zeit der großen Peſt, läuteten die Kirchenglocken nicht, in den Häuſern war es öde und ſtille, kein Freudenfeſt wurde gefeiert, und die Rechtgläubigen faſteten ſtrenge wie in den ſieben Wochen vor Oſtern. Aber keiner empfand dieſe Entweihung Rußlands tiefer, ſchmerzlicher als Alexander ſelbſt; ſeit jener Zeit, wo ihm der eigne Sohn treulos war, ſeit jener Zeit, wo die Mongolen in Nowgorods Straßen wanderten und die Einwohner wie todtes Eigenthum abſchätzten, kam keine Freude mehr in ſein Herz, und er ſoll ſeit dieſen dunkeln Stunden nie wieder gelächelt haben, und dennoch wurde dieſer Herrſcher von ſeinem Volke, das er ſo heiß liebte, verkannt. Die Beamten der Mongolen zogen jetzt davon, aus Nowgorod nahmen ſie nur Geld und Güter, keinen Menſchen mit ſich weg, denn für die Armen und Dürftigen hatte Alexander die Steuer bezahlt. Ungleich ſchrecklicher wirkte dieſe Abgabe in Wladimir, Roſtow, Sſusdal. Dieſe Städte hatten nicht den Reichthum Nowgorods, die Bojaren konnten und wollten nicht die Armen löſen; zudem hatten die Mongolen die Steuer an biſirminiſche Pächter verkauft und ſteigerten dadurch das Elend zur Rieſenhöhe. Kein Erbarmen, keine Nachſicht, kein Mitleid herrſchte mehr, denn dieſe Wucherer ſuchten aus ihrem Handel ſo viel Vortheil als möglich zu erzielen. Mit Ketten, Stricken und Holzklötzen erſchienen die Kibitken der beiden Großpächter, Soßima und Buga. Der erſtere war ein ehemaliger ruſſiſcher Mönch, ein Böſewicht, der, dem chriſtlichen Glauben untreu, ein Heide geworden. Der tiefen Verachtung, mit welcher der Ruſſe jeden Abtrünnigen des Glaubens ſtraft, ſuchte dieſer Gefallene ſich dadurch zu entwehren, daß er Hohn und Grauſamkeit ohne Maß und Ziel gegen ſeine ehemaligen Glaubensgenoſſen übte. Er läſterte frech und ungeſtraft den Namen des Erlöſers, er ließ ſeine Pferde in den Vorhallen des Tempels tränken und ſeine Hunde auf Altardecken ſchlafen. Der Menſch war ihm nur eine feile Waare, die blühende Jungfrau, den kräftigen Mann ließ er herbeiſchleifen, um ſie, den Thieren gleich, zu verhandeln. So freute ſich das Ungeheuer, trotzend auf die Macht des Großchans, des Elends, deſſen Schöpfer er war, ſo rief er ſelbſt die furchtbare Rache, welche ihn bald ereilte, auf ſich nieder. Buga, ein geborner Mongole, war menſchlicher, nur in ſeiner ungezügelten Leidenſchaft für Weiber und Falken kannte er keine Gränzen; die ſchuldloſe Jungfrau, welche ſeinen Blicken gefiel, mußte Eltern und Geſchwiſter mit ihrer Ehre löſen, oder ſie in die Sklaverei begleiten. Alles auf Erden hat ſeine Gränzen, auch dieſe Entwürdigung hatte ihr Schauerende. Die Ruſſen klagten, murrten, ja

Digitized by Google

ſie beteten nicht mehr; ſtumm ſchauten ſie auf ihre Brüder, die heerdenweis in die Wüſte getrieben wurden, ſtumm, unverwehrt erduldeten ſie das eingebrochene Elend; aber dieſes Erſtarren aller Gefühle verkündete das Gericht der Sünder. Ein Bund mußte geſchloſſen ſein, wie? wo? blieb unerörtert. Plötzlich brach der Aufruhr gegen dieſe Pächter aus; zu einer Stunde rieſen in Jaroßlawl, in Uſtjug, in Wladimir, in Sſusdal und Roſtow die Sturmglocken zum Gericht, und das niedergetretene Volk erhob ſich zur furchtbaren Selbſtwehr. Blut ward mit Blut abgewaſchen, und die Ruſſen thaten, wie ihnen geſchehen. Soßima wurde ermordet und ſein Leichnam auf dem Anger den Hunden vorgeworfen. Buga hatte aus dem Hauſe eines angeſehenen Bürgers eine ſchuldloſe Jungfrau entführt, der Vater und die Brüder der ſchönen Maria drangen nun bei dem Lüſtling ein, um Rache zu üben und mit ſeinem Tode die Schmach zu tilgen. Aber Maria hatte den Verführer liebgewonnen; als er ſich nun krümmte unter den Meſſern der Rächer, ſtürzte ſie hervor, ſchützte mit ihrer Bruſt die des Geliebten, bat, weinte, flehte, und Buga, von der Liebe, der Reue und der Todesfurcht ergriffen, gelobte, Chriſt zu werden und die Geliebte zu ehlichen, ſo ließen die Verwandten ab von der Blutrache, und ſein Leben blieb verſchont. Er hielt Wort, auf der Stelle, wo die Treue ſein Leben rettete, erbaute er dem heiligen Johann eine Kirche, und die Gegend, wo er ſich in Uſtjug mit der Falkenjagd beluſtigte, heißt bis auf unſere Zeit noch der Falkenberg. (Sſokolja Gora.)

In der goldenen Orda erregte der Tod der Mongolen und biſerminiſchen Pächter eine grimme Freude; die Saaten der Rache, von des Weibes Hand geſäet, waren gereift, ein ſcheinbares Recht war jetzt vorhanden, Rache zu üben. Auch die Ruſſen freuten ſich der Entlaſtung nicht, die Reue kam nach der Unthat, ſie fühlten mit Schrecken, wie ſie durch die Blutſchuld nur neue Verheerung über ihr Vaterland, vielleicht deſſen letzten Todeskampf, herbeigerufen hatten.

Mit Blitzesſchnelle ſchritt das Schickſal zur Sühne einher. Die Boten des Großchans waren in Wladimirs Mauern angelangt, und wie zum Hochgerichte ſchritten die Ruſſen in die allgemeine Verſammlung, um dort zu hören, was die Sieger heiſchen, und welche Buße ſie von dem unglücklichen Rußland fordern würden.

Auf der großen Vorflur, zu welchem die Freitreppe des Schloſſes führt, ſaßen die Herrſcher Rußlands, in ihrer Mitte, auf erhöhtem Sitze, Alexander als Großfürſt; auf einfachen Holzbänken, ein Zeichen ihrer Demuth, reihten ſich die Metropoliten, Archimandriten, Archtreii und Igumenen; dieſen zunächſt ſtanden die Knäſi und Großbojaren; die Freitreppe bis zur Straße hinab war mit Volk bedeckt. Die Angeſichter der Gewaltigen waren ernſt und finſter, wie die Zeit, in der ſie lebten, wie die Stunde, welcher ſie entgegen harrten. Auf der Straße erhob ſich ein dumpfes Geräuſch, klagend, bangend, unheilverkündend. „Sie kommen!“ ſchallte es zu den Knäſen empor. In den gedrängten Reihen des Volkes wurde plötzlich Raum, wie Verpeſtete gemieden, ſchritten die Geſandten der Mongolen einher und ſtiegen die Freitreppe hinan. Ihre Schilde waren dunkelroth, als wären ſie bereits in Menſchenblut getaucht, ihre blinkenden Schwerter waren ohne Scheiden, zum Zeichen, daß ſie nicht Frieden kündend erſchienen. Schrecklicher noch als dieſe drohenden Zeichen war es den Ruſſen, als ſie in den Boten die Freunde und Anverwandten der Ermordeten erkannten. Der Metropolit von Wladimir ſelbſt reichte ihnen das Zeichen der Gaſtfreundſchaft, aber die Mongolen weigerten ſich des Genuſſes, und der Aelteſte ſprach drohend: „Ihr habt gehandelt, wie Ihr es vor Gott und Menſchen nicht verantworten könnt. Das Gaſtrecht iſt verletzt und das Blut der Wehrloſen iſt gefloſſen; es iſt keine Stadt in Rußland, die nicht gefrevelt und geſündigt hat gegen den Herrn der Welt. Zwei Mal iſt ein ſchreckliches Gericht über Euch einhergegangen; es hat Euch nicht weiſer gemacht. Als Dſchingischan zum erſten Male Friedensboten an Euch ſandte, wurden ſie erſchlagen, die Schlacht an der Kalka rächte ihr Blut. Als Menguchan Abgeſandte in Kiews Mauern ſchickte, wurden ſie ermordet, der Untergang Eurer Mutterſtadt ſühnte das Verbrechen. Abermals habt Ihr gehandelt, wie jene Uebelthäter, abermals ſollt ihr büßen wie jene. Doch iſt es nicht der Wille des Großchans, daß der Gerechte leide mit dem Verbrecher, darum ſind wir gekommen, zu ſondern die Schuldigen von den Unſchuldigen. Ueberliefert uns ſogleich die Stifter und Anführer jener Unthaten, ſie ſollen in der Orda, im Angeſichte der Mongolen, gerichtet werden. Euch Andern ſoll Gnade widerfahren, und Ihr mögt mit Gold und Hülfskriegern Eure Schuld büßen. So Ihr Euch aber weigert, die Empörer auszuliefern, ſteht ein Heer bereit, zahllos wie die Blätter des Waldes, es ſoll einbrechen in Euer Land und furchtbare Rache üben: keine Saat ſoll dann mehr auf Euren Feldern wachſen, kein Leben in Eurer Luft athmen; Eure Städte ſollen Trümmer und Rußland ein ödes Grab ſein!“

Digitized by Google

Alle Anweſende waren erblichen bei dieſer Rede; ſelbſt in den Reihen der Fürſten, ſelbſt in den Reihen der Geiſtlichen erbebten die Herzen, denn Alle waeen ſchuldig, Alle waren Verbündete jener Verſchwörung, die den Mord heebeirief. Nur Einer war rein, nur Einer war ſchuldlos: Alexander! Stille blieb es in der Verſammlung; den Mongolen ward keine Antwort, keiner der Schuldbewußten hatte den Muth, ſich ſelber anzuklagen. Endlich wurde das ängſtliche Schweigen wiederum von den Mongolen unterbrochen, ſie hoben ihee Schwerter und warfen ſie klirrend in den Kreis der Verſammelten: „Der Friede zwiſchen Euch und uns hat geendet," riefen ſie, „der Keieg entſcheide." Da erhob ſich Alexander: „Ich allein bin der Schuldige!" rief er. „Keiner der Ruſſen und hier Verſammelten iſt mein Mitverbrecher. Ich war Gebieter, ſie mußten gehorchen und thun, was ich befahl. So will ich denn auch tragen die Schuld meiner Thaten, Euch folgen in die Orda und leiden, was über mich verhängt wird. Jetzt erſchien ein Augenblick, unbeſchreiblich für die arme Erdenſprache; ſtaunend, bewundeend hingen alle Blicke an dem edlen Helden, ſelbſt in den Augen der Mongolen war eine menſchliche Rührung, ein freundlicher Zweifel; einige Schritte von dem Helden entfernt ſtand Waſſa, ſie war etwas bleich geworden, aber ihe Auge hatte keine Thräne, ihre Lippe keine Klage, ja es ſchien beinahe, als lächelte ſie, denn ſie empfand in dieſem Augenblicke nur des Gatten Selbſtopfer, nicht die eigene Verwaiſung. Es war die erſte Heiligung Alexander's auf Erden; alle, welche um ihn ſtanden, fühlten, daß er auf Erden nicht ſeines Gleichen habe, daß in ſeiner Bruſt der Strahl Gottes heller leuchte, als bei ihnen, den Sündebeladenen. Ein Schrei des tiefſten Jammers erklang jetzt von dem Volke her, die Knechte der Mongolen ſchleiften Ketten herbei, um den newskyſchen Helden zu feſſeln. Bei dem Anblicke dieſer Fürſtenſchmach kehrte Leben in die Schuldigen zurück; ſie vergaßen ihr verwirktes Daſein, ſie ſtürzten von ihren Sitzen und waren in Begriff, ſich ſelber anzuklagen, aber Alexander's Auge gebot ihnen Stillſchweigen. Da trat Knudar, der Aelteſte der Mongolen, hervor, er war bis jetzt Alexander's heftigſter Gegner geweſen. Lange ſchaute er dem Helden in das ruhige Auge, dann ſprach er bewegt: „Ich war Dein Feind bis jetzt, wider Willen muß ich in dieſer Stunde aufhören, es zu ſein; denn bei demjenigen, der die Erde gebaut und den Himmel erſchaffen hat, wenn Du ſchuldig biſt, ſo wandelt kein Rechtlicher im Tageslicht. Darum fort mit dem Eiſen, folgen ſollſt Du uns ohne Entehrung, und ich will Dir vertrauen, wie ein Mann dem andern vertraut."

Als nun Alexander in der Mitte der Mongolen abgeführt wurde, er, der Schuldloſe, Reine, ein Gefangener für fremde Sünde, lag das Volk auf den Knien, die Hände wie zur Anbetung emporgehoben und rief: „Herr, laß uns werden wie dieſer!"

Ungefordert, ungeheißen war der treue Pelgui wieder Alexander's Begleiter. Als ſie am andern Tage, gerüſtet zu der traurigen Wanderſchaft in die Reihe der Mongolen traten, geſellte ſich zu ihnen ein kleines knabenhaftes Weſen, wie ſie gekleidet, wie ſie die Binſenflaſche an der Seite, wie ſie den ſchweren Wanderſtab in der Hand. Lichte blonde Locken ringelten ſich unter dem breitgeränderten Pilgerhut, und das treue freundliche Auge ſchaute zu Alexander bittend empor. „Waſſa!" rief der Großfürſt, erſchreckt und dennoch tief gerühet, „was willſt Du thun?" — „Dir folgen," ſpeach ſie feſt und dennoch demüthig, „erfüllen den Schwur, welchen ich am Altare leiſtete, mit Dir theilen jeden Schmerz des Lebens!" — „Unglückliche!" ſpeach Alexander erſchüttert, „Du weißt nicht, was Du foedeeſt. Jene Einöde, welche wir durchwandern müſſen, iſt ein endloſes Grab, wo der Tod in jedem Augenblick Dir drohend entgegentritt, und am Ende des mühevollen Weges harret mein vielleicht ein dunkles Schickſal. Es heißt Dich tödten, wenn Du uns begleiteſt."

„Es heißt mich tödten," entgegnete Waſſa, „wenn Du mich zwingſt zurückzubleiben. Eben weil mein Auge die Gefaheen ſchaut, welche Deiner harren, kann ich Dich nicht laſſen. O Alexander," flehte ſie immer tiefer bewegt, „nimm Deinem Weibe nicht das heilige Recht, mit Dir vereint zu leiden. In Angſt und Bangen müßt ich ja hoffnungslos vergehen, wenn ich Dich in Gefahren wüßte, die ich nicht theilen könnte."

Alexander, der ſtarke Mann, gehorchte dem ſchwachen Weibe, und es geſchah, wie ſie gebeten; ſie wanderten hinaus in die Fremde. Selbſt die rohen Mongolen, gerührt von des Weibes unendlicher Liebe, ſuchten ihr jede Mühſeligkeit des Weges zu erleichtern, dennoch war Waſſa's Muth ſtärker als ihr Körpee; bald begann ſie zu erliegen. Alexander befangen von der ſchweren Sorge um eine dunkle Zukunft, gewahrte nicht der Treuen Erſchöpfung, er ſah es nicht, wie ihr Schritt wankender wuede, er hörte es nicht, wie ihre Stimme immer matter und klangloſer ertönte, ach, auch der beſte Mann erfaßt ſelten ganz des Weibes Seele. Endlich langten ſie

Digitized by Google

in Cholm an, jener Stätte, wo Alexander gelitten, wo Waſſa ihn gepflegt und wo ſich beider Seelen zu einem Sein einten. Hier war des Weibes Kraft gebrochen. Am frühen Morgen, als abermals die Pilgerſtunde rief, ſprach Waſſa bebend, aber mit freundlichem Lächeln auf dem bleichen Antlitz. „Es iſt doch wohl beſſer, wenn ich zurückbleibe, ich ſehne mich nach meinem Kinde und werde Dich hier erwarten. Gott wird Dich ſchützen unter dem Zorn der Mongolen, Du wirſt nicht unterliegen, Deine Unſchuld wird anerkannt werden; dann kehre bald zurück!“ Noch immer ahnete Alexander nichts; als das treue Weib, in ſeinen Armen lag, als ihre heißen Zähren ſeine Wange netzten, als ihre Arme ihn heiß umfaßten, glaubte er nur ihre Liebe, nicht des Todes Zucken zu fühlen. Die Weiber lächeln unter Todesſchmerzen, ſie verhüllen ihre Leiden wie ihre Wonnen, ihre Tugenden wie ihre Verbrechen; in ihr Inneres dringt kein menſchlicher Blick, und ihre Himmel wie ihre Höllen kennt nur das Auge des Unerſchaffenen.

Alexander war in Kaztſchak angelangt, dort, wo einſt der furchtbare Bath hauſte und wo jetzt ſein unbekanntes Grab war *). Sein Nachfolger Berka Chan empfing Alexander wie einen bereits überführten Uebelthäter; die Martern ſeiner Hinrichtung waren ſchon beſtimmt, nur von der goldnen Orda wurde noch die Beſtätigung erwartet. Alexander blieb ruhig, er erwartete mit Faſſung das Unvermeidliche, über ihm war Gott, in ihm Friede. Bald erhielt ſein Glaube Bewährung, es erſchienen Berkai und Kaſchatzik und zeugten, wie in dem Aufruhr von Großnowgorod der eigne Sohn gegen ihn aufgeſtanden und er mit Gefahr des eigenen Lebens ſie gerettet habe; der taube Knudar ſelbſt eilte zum Großchan, um für den Schuldloſen zu ſprechen. Seit dieſer Zeit wurde Alexander menſchlicher behandelt, aber lange mußte er harren, Wochen, Monden vergingen und von der Orda kam noch immer keine Entſcheidung.

Endlich endete die qualvolle Ungewißheit, Knudar und die mongoliſchen Boten waren eingetroffen, mit ihnen Stralaja, die ſelbſt Alexander den Willen des Großchans verkünden wollte.

Dunkel war es in dem Gezelte Stralaja's; die letzte Lampe war ausgelöſcht; die finſtern Schatten der Nacht verhüllten zwei Geſtalten, die ſich nicht ſehen wollten, die ihre eignen Züge ſcheuten und die das keimende Verbrechen ihrer Seele nicht dem Lichte verrathen wollten.

„Matriſchorta,“ tönte es endlich von Stralaja's Lippen, „Du verſtehſt die Kunſt, mit Deinem Zaubergeſange die Bruſt des Menſchen mit Groll und Haß zu erfüllen; wenn Du hörſt, daß meine Stimme bebt, daß meine Worte milder werden, dann beginne Deine Höllenlaute, daß mein Herz nicht erliege und meine Hand die That übe, die längſt mein Geiſt beſchloſſen.“

„Es ſoll geſchehen,“ krächzte die Zauberin. „Aber wenn Du wankſt, wenn Du nicht Deines Entſchluſſes Herr biſt, ſo wäre es beſſer, Du hätteſt mir allein ihn überlaſſen und wäreſt daheim geblieben. Es iſt nicht gut, daß Du die Reiſe gethan.“

„Für elendes Gold zieht der Krieger in die Schlacht, der Seefahrer über falſche Meere, die beladene Caravane durch die Wüſte; ſoll der Menſch für die Rache weniger thun? Iſt mein Leben nicht ſchon dem Todesgott verfallen? Ich muß ihn noch einmal ſehen! Fühlen noch einmal die Hölle in meinem Buſen und dann erſt untergehen.“

Es wurde wieder ſtille in dem Zelte, grauſend ſtille; nur die heißen ſchnellen Athemzüge Stralaja's verkündeten, daß in dem unheimlichen Dunkel lebende Menſchen weilten.

Jetzt ſchlugen die Zähne der Fürſtentochter wie vom Fieberfroſt geſchüttelt zuſammen. „Die Unterirdiſchen löſchen ihre Feuer,“ murmelte die Zauberin, „die kühle Morgenluft kommt, es wird wieder kalt.“

„O mir iſt heiß, peinvoll heiß,“ ſtöhnte Stralaja, und zwiſchen den bebenden Lauten ſchüttelte ſie immerfort der kalte Fieberſchauer.

Es wurde abermals ſtille. —

„Haſt Du,“ fuhr Stralaja haſtig empor, „haſt Du den Trank beſorgt?“

„Er iſt beſorgt,“ entgegnete Matriſchorta, „ich ſelbſt habe ihn in den goldenen Becher gefüllt.“

Wiederum ſtille!

„Wird er qualvoll — ?“ ſtammelte Stralaja leiſe und erlöſchend; ſie vollendete die fürchterliche Frage nicht. Die Zauberin gab keine Antwort; ſie hatte den Sinn nicht verſtanden, oder wollte ihn nicht verſtehen.

— „ſterben?“ hauchte es endlich wieder von Stralaja's Lippen.

(Der Beſchluß folgt.)

*) Die Mongolen hatten die Sitte, die Gräber ihrer Anführer und Obern zu verheimlichen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — **15.** — den 20. Januar 1838.

Redacteur: **Dr. F. G. Kühne.** Verleger: Leopold Voß.

Alexander der Heilige.

(Beſchluß.)

„Langſam, nur langſam! mein Töchterchen,“ erwiederte die Alte kalt und gleichgültig.

„Langſam,“ kreiſchte die Fürſtentochter in gräßlicher Freude, „langſam wie ich, o ich bin nicht ganz elend! Nicht ein Leben mit ihm, aber doch ein Tod!

Abermaliges Schweigen.

Laut und ſchneidend kreiſchte Stralaja plötzlich auf: „Licht! Licht! die glühende Kralle faßt nach meinem Herzen.“

Matriſchorta klatſchte in die Hände. Diener und Sklaven eilten herbei; kunſtliche Sonnen wurden erſchaffen, aber ſie verſcheuchten die Seelenſchatten nicht. Der Großfürſt wurde nun gemeldet. Stralaja erhob ſich ſtolz zu ihrem Throndiwan; ſie winkte, alles verſchwand, die Zauberin, einer ungeheuren Rieſenſpinne gleich, kroch in ein Nebengemach. Alexander trat ein; vor ihm ſaß auf ſchwellenden Purpurkiſſen, reich gekleidet, überladen mit Perlen und Juwelen, Stralaja. Unwillkürlich ſchauerte der newskiſche Held, dieſer Prunk, dieſer Schmuck war ein furchtbarer Hohn gegen den Vernichter des Lebens, denn unter der Burde der blendenden Steine, des gleißenden Goldes ſchaute ein erloſchenes Auge, ein eingefallenes Antlitz, bedeckt mit der graugelben Farbe des endenden Lebens, hervor; entſetzlicher als dieſe Maale des Todes verzerrte Sünde die einſt ſchönen Züge. Sie war noch ein lebender Leichnam, angethan mit den Thorheiten der Welt, ein dem Grabe verfallenes Opfer, noch buhlend um die Luſt des Lebens. Als ihre lichtleeren Blicke ſich nun zu Alexander erhoben, gewahrte auch ſie, daß ihm, wie ihr, geſchehen war. Auch ſeine Jugendſchönheit, ſeine Männerkraft war entſchwunden; Sorge, Schmerz, Entſagung und Täuſchungen hatten ſeine Wangen gebleicht, und dennoch lag in ſeinem Angeſichte etwas, was ſie entbehrte, was ihn auch jetzt noch liebenswerth machte: der Seele innerer Adel. Als nun ſeine Stimme erklang, der freundliche Ton, welcher in vergangenen Tagen einſt ihre Seele ergriffen, hatte ſie jeden Groll, jede Rache vergeſſen, und es war ihr, als ob in ihr odes Herz die entſchwundene Jugendkraft, die Heiligung Gottes wiederkehre. Aber da ertönte im Nebenzemache halb leiſe ein ſchauerlicher, langſam gedehnter Geſang von Worten, unverſtändlich und keiner Sprache angehörend und dennoch ſo furchbar wie widrig. Als Stralaja ihr Ohr dieſen Lauten hinneigte, ſchwand der Himmel wieder aus ihrem Herzen, ohnmächtige Wuth und der Haß verſchmähter Liebe ſchwellte ihre Adern, ſie ſchaute nach ſeiner Rechten, aber ſie gewahrte an ſeinem Finger nur einen ſchlichten Siegelring *). „Wo haſt Du meinen Rubin?“ fragte ſie haſtig. — „Ich habe ihn daheim gelaſſen,“ antwortete Alexander etwas verlegen. Ihre Blicke ſchienen ſein Inneres durchbohren zu wollen, ihre Hand griff nach dem goldenen Becher, der ihr zur

*) Derſelbe befindet ſich in der Eremitage in Petersburg.

Digitized by Google

Seite ſtand, und ſie fuhr fort: „Biſt Du glücklich, Großfürſt von Wladimir?“ — „Ich bin es nicht, hohe Tochter des Chans,“ antwortete Alexander. — Bereits hatte ſie die goldene Schale erfaßt, aber ſchnell, als glühe ſie in ihrer Hand, ſetzte ſie dieſelbe wieder hin, als ſie dieſe Antwort vernahm. „Warum biſt Du nicht glücklich?“ fragte ſie haſtig, „iſt Dein Weib lieblos oder falſch?“— Alexander erwiederte: „Die Hand des Herrn ruht ſchwer auf meinem Volke, es iſt tief geſunken von ſeiner Höhe; mein Weib aber iſt gut und rein, die ſchweren Sorgen, welche mich drücken, hilft ihre Liebe mir tragen.“

Lauter ſang die Zauberin, in dem erloſchenen Auge Stralaja's glühte wildes Feuer, und ſie ſprach mit ſchneidender Hoheit: „So kehre zurück in Dein Land, ich bin ermächtigt von dem Großchan, Deinem Volke Verzeihung, Dir ſeine Gnade und die Erlaubniß zur Wiederkehr in Dein Großfürſtenthum zu verkünden. Nimm den Scheidetrunk und eile heim zu Deinem geliebten Weibe.“ Sie reichte ihm die goldene Schale, Alexander griff nach derſelben, aber als ſeine Hand die der Fürſtin berührte, faßte ſie den Becher feſter, und es war ſogar, als ob ſie ihn zurückziehen wollte, doch die Zauberin im Nebengemache ſang greller und grauſenerregender, und der Arm der Fürſtin ſank wie gelähmt von der Schale ab. Alexander trank, aber bei dem Genuſſe ſchauerte eine vernichtende Kälte durch das Mark ſeines Lebens. Eine Ahnung der Wahrheit kam über ihn; forſchend fiel ſein Auge auf Stralaja, aber hier hatte Gott ſchnell und furchtbar gerichtet. Das Antlitz der Sünderin war zum Entſetzen verzerrt, das Auge lichtlos und ohne Sehkraft ſtarrte auf Alexander nieder, aus dem halbgeöffneten Munde, über die bleifarbenen blutleeren Lippen quoll kein Lebensathem; keiner Bewegung, keines Lautes fähig, hatte ſie der Starrkrampf, dieſe damals und auch noch jetzt dort ſo furchtbare Krankheit ergriffen; nicht todt, nicht lebend, beiden Welten verfallen und beiden dennoch fremd, ſaß ſie da und ſchaute gleich einem Zauberbilde ohne Bewegung in das Leben. Durch den gehobenen Teppich der Thür kam das Mumienhaupt der Zauberin hervor; ſie gewahrte, was ſich begeben, ihr Geheul rief die Diener herbei. Ein lautes Angſtgeſchrei, ein wildes Hin- und Herwogen entſtand, aber die Gerichtete blieb ohne Bewegung, ohne Sehkraft, ohne Odem, dem entſetzlichen Scheintode verfallen. Ueber dieſen Schrecken hatte Alexander vergeſſen, was ihm ſelbſt widerfahren, da berührte Jemand leiſe ſeine Schultern; es war Pelgui. „Herr,“ ſprach er warnend und ängſtlich, „die Mongolen führen ſonderbare Reden, laß uns eilen, von dannen zu ziehen, eh' es zu ſpät wird!“

Die Rückkehr war angetreten, eine bleierne Ermattung hing ſich an Alexander's Ferſen, das innerſte Mark ſeines Lebens war vernichtet, aber auch ſein Geiſt litt; denn es iſt der Fluch des Menſchen, daß er mit dem Körper, in den er gebannt iſt, leidet, und daß mit deſſen Zerſtörung auch ſeine Seele erlahmt, als wäre auch ſie ein ſterbliches Weſen, wie die Bluthülle, in der ſie duldet. Seine Vermuthung war Gewißheit geworden, er fühlte, daß dieſes Schwinden ſeiner Kräfte nicht Krankheit war. Wenn er raſtete, zuckte es ſeltſam in ſeinem Körper, als wenn kaltes Eis mit feuriger Lohe in den Adern ſich feindlich begegne, und wenn der Körperſchmerz ruhte, begann die Geiſtesqual. Er ſah ſein treues Weib in weiter Ferne leiden wie er; leiſe, leiſe mit liebenden Wehlauten umtönte ihn ſein Name, es war Waſſiliſſa's Stimme, es war der Liebenden Sehnſucht, der Sterbenden Lebewohl. Dann riß es ihn plötzlich zurück in das Land der Mongolen, er ſtand wieder im Zelte Stralaja's, er erblickte wieder dieſe Leiche ohne Tod, dieſe Menſchenhülle ohne Leben, und wie er ſo ſchaudernd auf ſie niederblickte, war es ihm, als ob ſeine Seele in ihr ödes Herz übertrat; er wußte nun, was ſie gethan, er fühlte ihren Schmerz, ihre Reue, ihre Verzweiflung, ihre Hölle! Schaudernd riß er ſich dann empor aus ſeinen Qualträumen und wankte mit matten Schritten weiter. Umſonſt ſuchte er ſeiner Umgebung zu verbergen, was er empfand, auch ſie ahnete die Urquelle ſeiner Leiden; was ihm gethan, war ja ſchon ſo vielen ruſſiſchen Herrſchern von der Mongolen Falſchheit geſchehen.

Als nun Alexander immer ſchwächer wurde, verließ ihn der letzte treue Diener Pelgui; aber nicht wie ein feiler Miethling, die Liebe trieb ihn von dannen. Er eilte voraus, um Hülfe zu ſuchen; in der nächſten ruſſiſchen Stadt meldete er, was geſchehen, und ſogleich ließen die Bewohner Arbeit und Felder ruhen und eilten ihrem geliebten Herrſcher entgegen. Auf weichen Händen trugen ſie den Leidenden in ſeine Heimath, aber ihre Liebe konnte nur ſeine Qualen lindern, nicht heben; ſtündlich mehrte ſich ſeine Erſchöpfung und eine innere Seelenangſt ergriff die Heldenſeele. Wie räthſelhaft iſt das Gottesgericht der letzten Stunde! Der Böſewicht, belaſtet mit allen Unthaten, ſtirbt ruhig, indeß die Gluth des Fiebers das Blut des Schuldloſen zu Feuer aufſiedet und ſeine reine Seele mit drohendem Höllenſpuk umhüllt.

Digitized by Google

Der Trauerzug langte in Niſchnei Nowgorod an. Hoffnungslos war Alexander's Zuſtand, man durfte es nicht wagen, ihn weiter zu tragen. Die Liebe ſeines Volkes vermied Alles, was den ſchwer Erkrankten ſchrecken konnte, Arbeit und Handel ruhten in der Nähe des Krankenhauſes, die Glocken riefen nicht zum Dome des Herrn, und die brüllende Heerde wurde nicht durch die nahen Straßen getrieben; reiche Gaben opferte man den Kirchen und Heiligen, ſchwere Gelübde wurden gethan, und dennoch ward die Krankheit gefährlicher und die Kunſt der Aerzte ſcheiterte an dem finſtern Gange des mächtigen Schickſals. — „Was leideſt Du, Herr?" fragte ihn am Abend, als die innere Angſt immer höher ſtieg, der treue Wächter. — „Doppelte Todesqual," entgegnete Alexander, „dort und hier." — Am andern Morgen war er ruhiger. — „Fühlſt Du Dich wohler?" forſchte Pelgui. — „Wohler, leichter," entgegnete Alexander freundlich; jetzt leide ich nur noch." — Pelgui allein errieth den Sinn dieſer dunkeln Worte, er ſchauderte vor dem Verluſte, der zweifach das arme Rußland bedrohte. Am dritten Tage wurden die bangen Zweifel Gewißheit, ein Bote aus Cholm langte an und brachte Todeskunde. Niemand wagte die Trauernachricht dem Sterbenden mitzutheilen, dennoch, als er um Mitternacht die Augen aufſchlug, gebot er: „Laſſet den angekommenen Geſandten zu mir eintreten." — Staunend, da Niemand von demſelben geſprochen, ſahen ſich die Wärter an, doch ſie gehorchten, aber den Boten bedeuteten ſie angſtvoll, ſein Geheimniß zu verſchweigen. Da er aber in die Thür trat und das Kreuz vor dem Bilde des Erlöſers ſchlug, ſprach Alexander: „Bei dem Gott, zu welchem Du Deinen Blick erhoben, befehl' ich Dir, mir Wahrheit zu ſagen." — Auf dieſen Aufruf wagte der Ruſſe keine Unwahrheit, er ſtammelte: „Herr, ehegeſtern iſt Dein Weib geſtorben." — Da lächelte Alexander freundlich; der letzte Schmerz wich von ſeinem Geſichte, eine heilige Verklärung erhellte ſeine Züge, und er flüſterte leiſe mit Tönen unendlicher Liebe: „Die Gute, auch jenſeit treu wie hier, ſie läßt mich nicht allein; bald werde ich bei ihr ſein." Und er faltete ſeine Hände und betete unhörbar, und alle um ihn ſanken in die Knie und beteten mit ihm. Heilige, heilige Stunde des Schmerzes und der Erhebung, keine Erdenfreude hat dieſe Weihe!

Und am andern Morgen verlangte er weiter getragen zu werden, ſeinem Befehl wurde gehorcht und er nach Gorodez gebracht. Hier ſprach er leiſe: „Laßt mich raſten." Die letzten ernſten Augenblicke begannen, die innere Angſt hatte ihn mit ſeines Weibes Tode verlaſſen, nur für ſie, nicht für ſich hatte er gelitten. Sein Sterben war ſchmerzlos, war das Entſchlummern des Guten, das Ende des Duldens, der Beginn der Seligkeit. Die letzten Worte, welche er ſprach, als der Schmerz ſeiner Getreuen alle Schranken überſtieg, waren; „Entfernt Euch, Euer Schmerz iſt das einzige Weh, welches ich jetzt noch empfinde!" — Sie gehorchten, nur Pelgui ſank an der Thür abermals nieder und betete, leiſe weinend. Da ſchwand der letzte Schatten des Leides aus ſeinem Antlitz, ein höherer Friede erhellte alle ſeine Züge, er athmete noch einmal lang auf, als wäre ſeine Bruſt von einer ſchweren Bürde befreit, ſeine Augen ſchloſſen ſich. — — Alexander war nicht mehr.

Feſtliche Feier iſt in der Muttergottes-Kirche von Wladimir, Tauſende eilen zu der heiligen Schwelle, um Gott für ſeine unendliche Gnade zu danken, denn den Bewohnern dieſes Großfürſtenthumſitzes iſt die Kunde geworden, daß Alexander ſeit dem Abend, wo Waſſa geſtorben, ſich wunderbar gebeſſert habe. Die heiligen Gefäße und Reliquien ſind wie bei der höchſten Kirchenfeier ausgeſtellt; von der hohen Decke ſchauen die Feldzeichen der Schwertritter, der Tſchuden und der Schweden, von Alexander in den Schlachten erbeutet, nieder. Vor allen Heiligenbildern brennen leuchtende Wachskerzen. Alles iſt glücklich, denn Hoffnung und Glaube ſind wieder in die Menſchenbruſt zurückgekehrt. Eben wandelt der Metropolit Kirillei durch die Reihen der Betenden, um das Hochamt zu beginnen, nur langſam kann er vorwärts ſchreiten, denn das Volk umdrängt ihn, um das heilige Kreuz zu küſſen. Da tritt ein Mönch zu ihm, mit Zügen des tiefſten Schreckens und flüſtert ihm einige Worte zu. Es wankt der Schritt des Metropoliten, tief erſchüttert wendet er ſich zu dem betenden Volke, es zittert das Bild des Erlöſers in ſeinen Händen und er ſtammelt endlich: „Des Vaterlands Sonne iſt untergegangen!" Staunend ſchaut das Volk zu dem Hohenprieſter hinauf, der dumpfe ſchmerzgebrochene Ton ſeiner Stimme iſt ſo wehverkündend, und dennoch verſteht es den Sinn der Worte nicht, endlich zittert es abermals von des Metropoliten Lippen: „Alexander iſt nicht mehr!" Ein Schrei des tiefſten Entſetzens durchdringt jetzt die Hallen des Tempels und unterbricht die heilige Feier. Die Verwaiſten ſtürzen auf ihre Knie, ſchlagen ihre Bruſt, ihr Haupt gegen den kalten Stein des Fußbodens, wimmern und flehen: „Herr! Herr! erbarme Dich!" — Doch umſonſt! es iſt geſchehen! Der Tod gibt keine Beute zu-

Digitized by Google

rück. Es erlöschen die hellen Lichter, die Trauerdecke rauſcht vor den heiligen Thüren nieder; das Gebet zu Gott bleibt unbeendet. An der Spitze ſeiner Geiſtlichkeit, gefolgt von Fürſten, Bojaren und ſämmtlichen Verſammelten, verläßt der Metropolit den Tempel. Wehklagend ſchreitet der Trauerzug durch die Straßen von Wladimir. In dem Augenblicke hört jedes andere Regen und Leben auf; kein Unglücklicher fühlt mehr das eigene Leid, es herrſcht nur ein Schmerz, der um Alexander. Die Zahl der Trauernden mehrt ſich, die Mutter verläßt den Säugling, die Kinder den Vater, der Kranke ſein Lager, um ſich dem Zuge anzuſchließen; Wladimir iſt eine Einöde, eine Stätte ohne Menſchen, denn alle ſind hinaus gezogen der Leiche des geliebten Herrſchers entgegen. So wandeln ſie bis Bogoljubow; hier empfangen ſie die Hülle ihres Herrſchers. Ach, wenn der Schmerz einen Todten zurückrufen könnte in den Bann des Lebens, es wäre jetzt geſchehen! Hohe und Niedere umdrängen die Leiche, um die Hand des Entſeelten zu küſſen und ſeinem Väterchen noch ein freundliches Wort zu ſagen. Dieſe Trauer, dieſe Wehklage iſt die erhabenſte Heiligung des Vollendeten.

Die dunkeln ſchwarzen Maale, welche ſich jetzt ſchon zeigten, gaben dem furchtbaren Verdachte neue Kraft und vermehrten die Klage um den zu früh Geſchiedenen.

In dem Kloſter zur Mutter Gottes ruhte ſein Leichnam, bis ihn Peter der Große nach Petersburg in das Kloſter verſetzen ließ, das an jener Stelle erbaut worden, wo die newskyſche Schlacht gekämpft worden und das noch jetzt ſeinen Namen trägt. In einem koſtbaren, mit Gold und Juwelen reich geſchmückten Sarge, auf einem Grabmal von gediegenem Silber, ruhen die heiligen Reliquien, welche der treue Ruſſe bis zu dieſer Stunde verehrt.

Die Weltgeſchichte nennt dieſen Herrſcher nicht den Großen, nur dem Glücklichen gibt ſie dieſen Namen. Alexander aber war nicht glücklich. Er athmete in Rußlands Leidensnacht, ſein Leben war Dulden für ſein Volk, ſein Daſein ein aufopfernder Schmerz. Viel des Guten hat er gethan, noch mehr des Böſen hat ſeine Weisheit verhindert und wenn ein Sterblicher für alles Entſagen ſeiner ſelber verdient hat heilig geſprochen zu werden, ſo iſt es Alexander Newsky.

N o t i z e n.

[Dante.]

Die Leſer erinnern ſich vielleicht unſeres Artikels über italieniſche Poeſie. Wir erwähnten dabei der [illegible] der Sammlung Volkslieder, welche Auguſt Kopiſch, der Entdecker der blauen Grotte, veranſtaltete, Text und Ueberſetzung, letzterer freilich, mit Ausnahme weniger, ſteif. Das Volkslied will eben nicht überſetzt, ſondern neu gedichtet ſein, wie Goethe ſein: Schlafe, was willſt Du mehr! u. a. gar nicht als Ueberſetzung aus dem Italieniſchen bekannte, ſondern mit Recht als eigne Production. Jetzt überſetzt Kopiſch Dante's göttliche Komödie. (Berlin, Enslin. Mit Originaltext, ſchön ausgeſtattet, in Lieferungen, deren erſte bereits vorliegt.) Wie in der Ueberſetzung des tiefgelehrten Prinzen aus dem ſächſiſchen Königshauſe, welche die Hölle umfaßt, iſt auch von Kopiſch die beengende Feſſel des Terzinenreims abgeworfen und dadurch Raum und Kraft gewonnen, dem alten ſchwerſinnigen Florentiner zunächſt in Sprache, Rhythmus und Symmetrie der Gedanken Schritt für Schritt folgen zu können. Um dies zu erreichen, thut man allerdings wohl, zuerſt des Schmuckes zu entbehren, damit der Gehalt erfaßt werde.

[Heſſiſches Album.]

In Caſſel erſchien ein ſolches, von Franz Dingelſtedt herausgegeben, der ſelbſt eine Novelle: Zwei Schweſtern und der Einſame, beiſteuerte. Es ſind manche treffliche Beiträge zu finden, von H. Koenig eine Novelle: der Verlobungsſchuß, von Fr. Oetker und von Bentzel-Sternau Gedichte, auch ein humoriſtiſcher Aufſatz von dem letztgenannten, von Heinrich Scheffer, dem talentvollen Verf. der Bilder ohne Rahmen, ein intereſſantes Bild mit hinlänglichem Rahmen: Bojarenleben. Warum aber die Heſſen zu einer eignen Literatur ſich zuſammenthun, als gehörten dieſe ihre Namen nicht dem allgemeinen Vaterlande, oder als fehlte es an Inſtituten zu gemeinſamer Wirkſamkeit, ſeh' ich nicht wohl ein.

[Aus Mailand.]

Lißt iſt ſchon ſeit einiger Zeit in Mailand und hatte noch im Laufe des Decembers auf der Scala zwei Concerte gegeben. Francilla Pixis iſt für die Scala engagirt. Auch Roſſini bringt den Winter in Mailand zu und zeichnet ſich dort eben ſo ſehr durch ſeine Gaſtfreiheit aus, als er ſich in Paris durch ſeine Sparſamkeit bemerklich machte. Außerdem hat er jetzt allerlei ſeltſame Einfälle; unter anderen hat er eine alte komiſche Oper von Paveſi: Ser Marcantonio neu inſtrumentirt und wird ſie glänzend in Scene ſetzen.

[Jakob Grimm.]

Es iſt erfreulich, daß die franzöſiſche Journaliſtik mit den gelehrten Perſönlichkeiten, mit denen die deutſche Wiſſenſchaft gedrungen iſt recht eigentlich ins Leben zu treten, ſich vielfach beſchäftigt. Im Feuilleton des Temps ſteht unter anderem ein Artikel über den Verf. der deutſchen Grammatik von Savoye. Jakob Grimm iſt 1785 in Hanau geboren, nicht, wo er ſich jetzt aufhält, in Kaſſel, wie ein anderer Bericht lautete. Er bekleidete ſeit 1830 die Profeſſur und Bibliothekarſtelle in Göttingen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 16. — den 22. Januar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Deutſche und franzöſiſche Treue und Untreue.

Novelle.

Es war im Bade zu Gaſtein, im Regenſommer 1829. Die ſchlechte Witterung vermittelte die Freundſchaftspräliminarien zwiſchen den Anweſenden noch ſchneller, als ohnehin an Badeorten der Fall zu ſein pflegt. So gerieth ich in traulichere Beziehungen zu einem Ehepaare, das in Betreff der Jahre wohl ein Decennium vor mir voraus hatte. Im Gegenſaze mit mir, der ich dort nur Zerſtreuung und Abwechſelung nach allzu anhaltenden Studien ſuchte, hatten ſie die Reiſe blos eines kranken Kindes wegen unternommen, das, wie eine Hauptfreude, ſo auch die einzige Sorge der glücklichen Gatten zu ſein ſchien. Oft ſcherzten ſie mit mir über die ſcheinbare Inconſequenz, mich, troz meines Badezweckes, mit Uebergehung der jüngern Damenwelt, vorzugsweiſe an die Ferſen eines altrenden Ehepaares zu heften, das an den dortigen Zerſtreuungen nur ausnahmsweiſe Antheil nahm. — „Ich habe,“ verſezte ich, gegen die Hausfrau gewandt, „in jener jüngeren Damenwelt noch Keine erblickt, die mir der ewigen Bewahrung des veſtaliſchen Feuers vollkommen würdig erſchienen wäre!“ — „Spötter!“ erwiederte die Hauptmännin; „und die hübſche Miß uns gerade gegenüber, deren Nachbarſchaft unſere Einſamkeit ſo manchen Beſuch junger, liebenswürdiger Männer verdankt?“ — „Die Engländer,“ ſagte ich, „werden von mir geſchäzt wegen perſönlicher Eigenſchaften, beneidet wegen ihrer freien Inſtitutionen, bedauert wegen der unwillkommenen Zugabe prüder Gattinnen und Töchter.“ — „Junger Deutſchthümler,“ nahm hier der Hauptmann das Wort; „alſo glauben Sie wirklich, daß nur Thusneldens Enkelinnen des deutſchen Jünglings Herz verwunden dürften?“ — „Wenigſtens glaube ich, daß ſie allein geſchickt ſind, die gemachten Wunden auch gründlich zu heilen. Die Engländerin, welche auch dem liebenswürdigſten Manne nie Gegenliebe geſtehen wird, die alle ſeine Zärtlichkeiten höchſtens duldet, niemals erwiedert; die Franzöſin, die nur den Scherz, nicht den Ernſt der Liebe kennt, und eigene wie fremde Gefühle als das Product der Schwäche belächelt — wie ſollten dieſe mit jener Heilung ſich befaſſen können oder wollen? Solche Kur kann nur der Deutſchen gelingen, welche, die Wunde aus Erfahrung kennend, ſie auch mit Liebe und Sorgfalt verbindet, und dann den Geheilten zeitlebens als zarten und reizbaren Reconvalescenten in treuer Obhut behält!“ — Der Hauptmann ſchwieg und ſchien die Unterredung abbrechen zu wollen; mich aber verdroß, daß er, ein ſo glücklicher Gatte, in den Text nicht näher einging, und ich drang in ihn, ſeine Anſichten über eheliche Treue genauer anzugeben. „Eheliche Treue,“ verſezte er nach einigem Zögern, „iſt unſtreitig ſehr ehrenwerth; aber laßt uns auch, indem wir den abſtracten Begriff verehren, den Individuen, auf die wir denſelben anwenden wollen, nicht Unrecht thun! Je älter man wird, deſto weniger liebt man die allgemeinen Urtheile, und nach zehn Jahren, wenn wir Beide dann noch leben ſollten, werden wir uns unſtreitig viel leichter als heute

Digitized by Google

über dies Kapitel verſtändigen. Deshalb bitte ich vorläufig um Vertagung!"

Mich ärgerte ein wenig dieſe Art, die Unterredung abzubrechen; ich erblickte darin das gewöhnliche Uebergewicht, das das reifere Alter ſich ſo gern über die jüngere Generation zu geben pflegt, oft ohne alle Rückſicht auf Wahrheit und Gerechtigkeit. Ich beſuchte ſeit dieſem Tage viel ſeltener den Hauptmann, wozu auch das mit beitrug, daß man bei ihm ſeit kurzem ſehr oft eine junge hübſche Franzöſin antraf, welche beide Gatten für ſehr liebenswürdig erklärten, und die ich höchſtens als aimable gelten laſſen konnte. Sie hatte ihren Vater, einen alten Beamten de l'ancien régime, ins Bad begleitet, beobachtete zwar ſtreng den Anſtand, den franzöſiſche Mädchen überhaupt um keinen Preis verletzen würden, ſchien mir aber ſchon damals, unterm Schirm geſenkter Augenlider, die Zeit der Emancipation, welche in Frankreich der Stand der heiligen Ehe verſpricht, ſehnſüchtig zu erwarten. Wie ſehr contraſtirte mit dieſem galliſchen Weſen das Betragen eines jungen, erſt kürzlich im Bade angekommenen deutſchen Mädchens, einer entfernten Verwandten von mir, welche nur ſie ſelber war, und nur als ſolche erſcheinen wollte! In ihrem Umgange bemerkte man keine Spur von Hinterhalt und verborgenen Zwecken, keine künſtliche und abſichtliche Wahrung des Anſtandes. Ihr Anſtand war im Innern, deshalb brauchte ſie ihn im Aeußern nicht zu ſuchen. Sie durfte Liebe, Freundſchaft und alle geſelligen Tugenden, denen eben das unſchuldige Gemüth am wärmſten huldigt, unbedenklich zu Tage legen, und des Auges reine Bläue war gegen Mißdeutung die ſicherſte Bürgſchaft. Ich machte ihre nähere Bekanntſchaft durch einen Schulfreund von mir, einen guten, offenen Menſchen, wie mir ſchien, der jetzt durch Herzensbande ihr verknüpft war, und fand hier die Wahrheit von Goethe's Ausſpruch bekräftigt, daß die Liebe, womit ein Anderer geliebt wird, eben wegen der dabei möglichen ruhigern Auffaſſung von unſerer Seite, uns noch intereſſanter werden kann, als die, womit wir ſelbſt geliebt werden. Der Vater des Mädchens, ein höherer Beamter, war einer nähern Verbindung, wegen ungleicher Vermögensverhältniſſe, anfänglich ſehr entgegen geweſen, bis der Tochter Roſen erbleichten, die Ausdauer der Liebenden den Vater rührte, und eben hier im Bade, wohin er mit Emilien zur Herſtellung ihrer Geſundheit gegangen war, ihm die Einwilligung zum ehelichen Bunde entlockte. Ferdinand, ſo hieß mein Schulfreund, eilte ſodann aus der Reſidenz, wo er als Auscultant beim Obergerichte angeſtellt war, herbei, und die Roſen, welche das Waſſer zu Gaſtein nicht wieder hatte erfriſchen können, blühten in kurzem unter der Pflege des jungen Gärtners ſchöner als je. — Die Badezeit war zu Ende; das glückliche Brautpaar, in des Vaters Begleitung, begab ſich nach der Reſidenz; die Familie des Hauptmanns kehrte, gleich mir, in die gemeinſchaftliche Provinzialſtadt zurück. Der Grund unſerer Entfremdung in den letzten Badewochen war in der That zu oberflächlich, um auf die Dauer Folgen zu haben; die Langeweile der Kleinſtädterei und des Winters beſchleunigte die Verſöhnung. So vergingen einige Jahre. Während derſelben hatte bei mir die Schwärmerei ſchöner und edler Jugendgefühle ſich um Vieles herabgeſtimmt; ſie machte einer minder edlen Vergnügungsſucht Platz. Was ich verſchmäht hatte, ſo lang' es mir, an einem größern Orte wohnend, täglich zu Gebote ſtand, darnach verlangte mich jetzt im kleinern Städtchen. Geſchäfte nahmen meine Zeit nicht eben ſehr in Anſpruch; mein Gehalt ſchien nicht bedeutend genug, eine Frau ernähren zu können und, leider! allzubald verbanden ſich die beiden böſen Geiſter des Müßigganges und der Ungeduld, um aus dem reinen Verehrer des Jungfrauen-Adels einen zerſtreuungsſüchtigen Kurmacher des andern Geſchlechtes zu bilden. Zu beſchwichtigen dachte ich auf ſolche Art die geheime Sehnſucht nach der reizenden Seelenharmonie verwandter Weſen, abzulenken den namenloſen Zug, der Mädchen und Jüngling, ihnen ſelbſt unbewußt, ſtets näher und näher zuſammenführt. Dieſe Abſicht ward nicht erreicht; denn aus alter Erinnerung blieb die Ruhe der Unſchuld mir heilig, und die Verirrten unter dem andern Geſchlechte ſchienen mir in geiſtiger Hinſicht zu unbedeutend. —

Eines Tages trat der Hauptmann, vor kurzem zum Major befördert, in mein Zimmer und ſagte: „Wollen Sie mit? Ich ſoll in Geſchäften nach der Bundesfeſtung Mainz, und Adele, unſer wohlbekannter franzöſiſcher Zankapfel, des mürriſchen gaſteiner Gaſtes noch eingedenkt, hat mich ausdrücklich erinnert, ihn mitzubringen." — Ich wußte bereits durch die Majorin, die mit Adelen in regelmäßiger Correſpondenz geblieben, von deren Verheirathung, welche bald nach der Rückkehr aus dem Bade mit einem Oberſten aus Napoleon's Schule Statt gefunden, und daß ſie eben jetzt während der Sommermonate bei einer Verwandten ihres Mannes, die der Beſitz eines eleganten Hauſes in dem nun wieder deutſch gewordenen Mainz zurückhielt, verweilte, war mir gleichfalls nicht unbekannt. — „Es war wohl Zeit," erwiederte ich dem Major, „der Wiederherſtellung meines Ru-

Digitized by Google

ſes und der auf jener linken Seite viel verkannten deutſchen Galanterie ein Opfer zu bringen, und wenn ich hier mit guter Art los kommen kann, ſo machen wir Partie." — Der Urlaub ward ohne Schwierigkeit bewilligt, und acht Tage ſpäter fuhren wir bereits in die Thore der Bundesfeſtung ein.

Das war denn doch ein anderes Leben als in der Provinzialſtadt! Die herrliche Umgegend, die Freundlichkeit und Eleganz des Ortes, der Einfluß, den die Nähe und längere Verbindung Frankreichs auf Ton und Sitte übt — ſchon dies allein gab meiner Geiſtesſtimmung einen höhern Aufſchwung, und ſchüttelte gleich in den erſten vierundzwanzig Stunden allen Staub der Schule, der Kleinſtädterei und des Pedantismus von meinem Seelenfittig. Und nun gar Adele, mit ihren immer wechſelnden franzöſiſchen Reizen und jenem echten Weltton, den der Deutſche nur in größern Städten ſich kümmerlich aneignet, den aber unſere weſtlichen Nachbarn als eine Zugabe fürs Leben gleich bei der Geburt erhalten! Ich war auf Neckereien wegen meiner frühern Verſtimmung gefaßt; aber ſie, in dieſem Puncte die Reizbarkeit des Deutſchen kennend, kam nur als alte, trauliche Bekannte mir entgegen, und überließ die Selbſtanklage dem beſchämten und verdutzten Barbaren. In der That war mir dieſelbe in meiner Lage und Stimmung auch unerläßlich; denn auf welche andere Weiſe ſonſt die Brücke finden, von der deutſchen Grobheit zu der deutſchen Abgötterei mit dem andern Geſchlechte, von den Jung-Altdeutſchen Ritterlichkeit genannt? Zu ſolcher Abgötterei war ich aber, ſeit Adelens Wiederſehen, ein für alle Mal entſchieden; denn wo winkte dem des Seelenrauſches Bedürftigen ein ſchönerer Genuß als hier? wo perlte ihm der Lebenswein ſo ſchäumend und ſo geiſtig entgegen? wo endlich drohte ihm nach ausgeſchlafenem Rauſche weniger der Vorwurf, durch allzufleißiges Zutrinken den nüchternen Gefährten berückt zu haben? Doch wie ganz anders geſtaltete ſich das Ding, als ich nun auf möglichſt leichte franzöſiſche Art mit meiner Beichte hervorrückte! Sie ſchien anfänglich meine Entſchuldigung zu überhören, und ſprach ſchnell von andern, in die augenblicklichen Tagesintereſſen eingreifenden Angelegenheiten. Ich nahm dies für gerechte Strafe meiner frühern Ungezogenheit, für eine ſehr erkläcliche weibliche Rache wegen früher von mir empfundener Zurückſetzung. Dieſe Bemerkung warf mich plötzlich wieder ins Deutſche hinein, und ich verbreitete mich nun recht gründlich und langweilig über den Einfluß erſter Umgebung und Erziehung und der hieraus fließenden Vorurtheile. Aber urplötzlich ward meine Grazie nun auch ernſt und ſagte mit einer Würde, die ihr ganz allerliebſt ſtand: „Verſündigen Sie ſich, lieber Freund, doch nicht ſo ſehr an einer der intereſſanteſten Eigenſchaften Ihres Volkes! Ich bitte Sie, was wollen die Deutſchen ſein, wenn ſie nicht ehrenwerth und ſittlich ſein wollen? Achten wir, dem angeregten Zeitgeiſte folgend, Einer des Andern Nationalität, nicht blind gegen eigene Vorzüge, nicht ſplitterrichtend gegen fremde Mängel! Glauben Sie mir, Alles iſt, wie es ſein kann; und wie es ſein kann, ſo iſt's gut!"

Um nicht lächerlich zu ſein, widerſprach ich meiner jungen Philoſophin nicht weiter; aber ſeit dem Augenblicke war mir gewiß, daß noch etwas Materielleres als unſere beiderſeitigen philoſophiſchen Anſichten einer innigern Beziehung zwiſchen uns im Wege ſtand. Ich irrte mich nicht; ein junger Elſaſſer, ein angenehm ſchwankendes Charakterbild zwiſchen deutſcher und franzöſiſcher Art, verkehrte zu allen Tageszeiten im Hauſe, und die Mainzer nannten ihn laut als Adelens Begünſtigten. „Ach," dachte ich, „ſo war denn hier wieder die Philoſophie, was ſie eben bei einer Dame, bei einer Franzöſin, ſein kann — ein klug benutztes Mittel, einer nähern Erklärung zuvorzukommen." Meine Eitelkeit hätte Unrecht gehabt, dem jungen Manne zu zürnen, daß er früher da war als ich; ich trat von jetzt an in die beſcheidene Rolle des Hausfreundes im weiteren Sinne, und hatte wahrlich nicht Urſache, mich dieſe Reſignation reuen zu laſſen. (D. F. f.)

Correſpondenz.

Aus Dresden.

[Karl Devrient, Retzſch, Bendemann.]

Weihnachten iſt das Feſt der Kinder und auch der Frauen; denn hier entwickelt ſich ihre Milde, Zartgeſinntheit, häusliche Umſicht, ihr lange vorher und ſtill fördernder Fleiß am ſchönſten. Was Dresden jetzt viel an Fremden beſitzt, war recht deutlich bei der Ausſtellung der weiblichen, zum Beſten der Armuth gefertigten Arbeiten zu erſehen. Da iſt der glänzende Saal des Hotel de Saxe jedesmal en miniature eine Art Vauxhall an Eleganz und Liberalität der Börſe. Dieſes Jahr hatte J. M. die Königin ſelbſt einen geſchmackvollen Ofenſchirm gewidmet.

Auch in Sachen der Theaterwelt haben Dresdens Frauen eine große Stimme. Hier äußert ſich ihre Vorliebe oft eigenſinnig genug. Von Alters her ſtand Hr. Karl Devrient bei den Damen noch im beſten Andenken, und er mußte auftreten ſowohl quoique als parceque. Auch war es gut, namentlich zur Kreuzung mancher Anſchauung von Rollen, die ſeither nur Monopol des Einen und Andern, gut und

heilſam für bir vielen Malcontenten, welche blos aus Reminiſcenzſucht Verächter des Gegenwärtigen geworden. — Herr Karl Devrient wählte aber ungünſtige Rollen; ſchon über das Aeußere, das er zu ſeinen meiſt bejahrteren Figuren annehmen mußte, klagte dir Damenwelt; er ſpielte den Cromwell, Friedrich II., Poſa und Wallenſtein, ohne deren hieſige Darſteller (Hrn. Porth. Emil Devrient und Weimar) irgend zu rrreichen; vielmehr konnte er ſelbſt im letzten Stücke, wo Anſchütz reſt vorher gaſtirt, dieſen nicht vergeſſen machen, welcher doch bekanntlich nur im letzten Acte als Vater und Menſch genügt. Die Schuld deſſen liegt wohl einfach darin, daß Herrn Devrient weder ſeine Perſönlichkeit noch eine gewiſſe launenhafte Verwendung ſeiner ſchönen Gaben ſchon jetzt zu einem gediegenen Guſſe reiferer Charaktere befähigt. Am wenigſten durch unedle Bewegung, monotonen Vortrag und auffallend falſches Betonen ſtörte er im Kaiſer Friedrich, wo er mit Hrn. Heckſcher (König Heinrich) hrrvorgerufen wurde. Letzterer hatte den Infanten im Don Carlos, eine ſeiner beſten Leiſtungen, Herrn Emil Devrient überlaſſen, deſſen Poſa wiederum jenen ſeines Bruders weit überragt. Alſo kam es, daß Herr Karl Devrient nur in ſeinen Luſtſpielpartien allgemeiner, wie auch in München, anſprach, und zum Abſchiede ſehr getheilten Applaus erhielt. Verſteht ſich, daß es an Hypotheſen über Herrn Devrient's Wiederkommen als Mitglied unſers Theaters, über ſeine Reunion mit Madonna Schröder ꝛc. eine Woche lang nicht fehlte, darin iſt Dresden die unermüdlichſte, an Vermuthungen die erfinderiſchſte Reſidenz diesſeit des Rheins, zumal das vielbeſprochene Büchlein des Herrn Mannſtein unſere Converſation insbeſondere dem Theater zugewendet hatte. Leider iſt es ſchon bekannt, in welches Labyrinth von Klagen und Gegenklagen mehrere Hrrren und Damen von unſerer Bühne ſich wegen dieſer Scharteke verirrt haden.

Charakteriſtiſch bleidt es, wie ſeit einiger Zeit auch über unſere Kunſtzuſtände Stimmen für baldigſte Reform laut werden. So iſt die Rüge Förſter's gegen den früher bewunderten Retzſch keineswegeſ ohne Anklang. Des letztern neueſtes Werk — eine kalte, moraliſche Allegorie — hat unſere Aeſthetik ſo wenig gefördert, als ſeine ſonſtigen Arbeiten unſerr Akademie. Dieſe erwartet nun täglich ihren jugendlichen Helden, Herrn Prof. Bendemann. Möchte der Meiſter des Jeremias doch keinen Stoff zu Jeremiaden bei uns finden! Es gehört Muth dazu, ſich einer Sphäre einzuverleiben, in welcher ſelbſt gebildete Kenner, wie der Berichterſtatter über unſere letzte Ausſtellung im Morgenblatte, in Gemälden „die ſchwankende Verſchmelzung des irdiſchen Seins und himmliſcher Verklärtheit“ finden, in Gemälden, wo der ſchlichte Kunſtſinn nur die ängſtlichen Pinſelſtriche zahlen konnte. Aber der neue Chef des Malerateliers, eben Herr Bendemann, ſoll gleich mit Glanz und Feuer empfangen werden; mit Fackelzügen wird er eingeholt und dann alsbald der Künſtlerball veranſtaltet werden. Glück auf! Dresden fängt an, ſeine tüchtigen Gäſte ſplendid zu ehren; auf Herrn Henſelt, deſſen Concert ſchon des guten Tones wegen ſehr frequent war, wird ſogar eine Denkmünze geſchlagen. Alles verlangt ein zweites Spiel dieſes jungen Erſatzmannes für den ſeligen Hummel; hoffentlich kommt auch Herr Lipinsky wieder zurück, welchen ein eigener Unſtern hier heimſucht. Im vorigen Jahee kam ſein Concert aus Diſſonanz über das Local der Geſellſchaft Harmonie, dieſes Mal wegen des Trauerfalles in der königlichen Familie nicht zu Stande. Nicht gerade unter einer Adreſſe, wie die eines kaiſerl. königl. ruſſiſchen erſten Violiniſten am königl. polniſchen Hofe, jedoch unter dem lebhafteſten Beifalle des königl. Hofes und aller Kenner ſpielte der kleine Vieuxtemps im Theater. Im letztern gab es auch — ein ſeltener Fall hier! — wieder einmal ein dramaturgiſches Standgericht; das neufränkiſche Product und Import: „Der Wetterableiter“, wurde gleich bei der erſten Aufführung plombiet. Gott gebe unſerm Dresden öfters ſolche Ableiter theatraliſchen Unwetters! Dagegen hat ſich die „Marianne“ (ein Schauſpiel nach Sheridan's Idee, von Treitſchke) Beifall erworben. — Nächſtens wird „die Ballnacht“, ſpäter „die St. Bartholomäusnacht“, mit beiden Herr Tichatſcheck, unſer neuer Tenor, erſcheinen. —

Notizen.

[Deutſcher Volkskalender.]

Der in der Vereinsbuchhandlung zu Berlin erſcheinende Kalender empfiehlt ſich auch für 1838 durch eine bunte Menge von Naturſchilderungen, Geſchichtchen aller Art, welche die berliner Herren „für Geiſt und Herz“ tractiren, und eine Anzahl von 120 Holzſchnitten von Gubitz. Der Profeſſor der Holzſchneidekunſt ſollte nur keine großen Portraits liefern; die komiſchen Skizzen ſind vortrefflich. In Stockholm macht man ihm die Sachen nach, nimmt die Bilder der alten Jahrgänge und überſetzt die Texte. Auf dieſe Weiſe kommen mehrere kleine Geiſter, die nach großem Ruhme dürſten, zu der froſtigen Ehre, ins Schwediſche übertragen zu werden.

[Willkomm's Jahrbücher.]

Das vierte Doppelheft ſchließt nunmehr mit 8 Lieferungen den erſten Band der Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater. Es bietet den Theatern an aufführbaren Sachen: eine Burleske von Lebrün: Lehr- Wehr- und Näheſtand, und ein Luſtſpiel von Franz v. Elsholz, eine Epiſode aus dem Leben des als Weib oder Mann fraglichen Ritters d'Eon. Das Stück von Sigismund Wieſe: die Bettler, iſt eine Tragödie mit Lumpen und Stockprügeln, welche oft genug den Deutſchen romantiſch dünkten, in dieſem Drama aber ſehr widerwärtig ſind. Friedrich Günther gibt die gelungne Probe einer Ueberſetzung von Calderon's Brücke von Mantible und offerirt ſeine Uebertragung des ganzen Calderon. Ernſt Willkomm liefert eine neue ſeiner Silhouetten dramatiſcher Dichter: Shelley, nach der Biographie, welche Felix Adolphi ſeiner Ueberſetzung des Cenci (Stuttgart, Verlag der Claſſiker) beifügte.

Eines der nächſten Hefte wird Bauernfeld's Fortunat bringen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Dienſtags — 17. — den 23. Januar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Deutſche und franzöſiſche Treue und Untreue.

(Fortſetzung.)

Adele ſowohl wie der junge Mann kamen mir jetzt mit einer ſo aufmerkſamen und doch zugleich ſo zutraulichen Sorgfalt entgegen, als wäre ich Beiden ein lieber Anverwandter, und bald hatte ich zum zweiten Male Gelegenheit, mich an Goethe's Wort über Liebesintereſſe in dritter Perſon zu erinnern. Zwar hätte ich daſſelbe, der Abwechſelung wegen, auch gern einmal in erſter empfunden; doch tröſtete ich mich wieder um ſo leichter, wenn ich bedachte, daß nun bald des Majors Geſchäfte und mein Urlaub zu Ende gingen, und mich, geliebt oder ungeliebt, zum Abſchiede von Adelen nöthigten. Aber im Buche des Schickſals ſtand es anders; Adele ſollte vor mir reiſen. Eines Morgens erhielt ich folgendes Billet von ihr:

„Das freundſchaftliche Verhältniß, worin wir, beſonders in der letztern Zeit, zu einander ſtanden, macht es meinem Herzen zum Bedürfniß, Ihnen vor meiner auf morgen feſtgeſetzten Abreiſe noch einmal Lebewohl zu ſagen. Adele."

Ich ward dadurch nicht wenig überraſcht; denn erſt ganz kürzlich hatte ſie mir geſagt, daß ſie noch mehrere Monate in Mainz zu bleiben denke. Voll Erwartung eilte ich zu ihr. Ich fand ſtarke Spuren von Thränen auf dem reizenden Geſichte. „Mein Mann," ſagte ſie, „iſt in eine Verſchwörung gegen Ludwig Philipp zu Gunſten der Napoleoniſchen Familie verwickelt; die Verſchwörung iſt entdeckt, und er hat noch eben zur rechten Zeit ſich in Calais eingeſchifft. Wir gehen nach Nordamerica. Da der Capitain noch zuvor an der engliſchen Küſte Paſſagiere einzunehmen denkt, ſo gelingt es mir vielleicht, ihn einzuholen und die Gefahren und Beſchwerden der Seereiſe mit meinem Manne zu theilen." — „Aber, mein Gott!" ſagte ich, „haben Sie auch Alles wohl überlegt? Ihre Verhältniſſe —" — „Ich weiß, was Sie ſagen wollen," fiel ſie mir ins Wort, „und habe mich entſchloſſen, zum erſten und letzten Male ganz aufrichtig gegen Sie zu ſein. Schon öfters ſpielten Sie auf mein Verhältniß zu dem jungen Bernard (ſo hieß der Elſaſſer) an, und in der erſten Zeit unſers Wiederſehens ſchienen Sie (ſie erröthete, indem ſie dies ſagte) beinahe der Meinung, eine Perſon, welche ein ſolches Verhältniß ſich geſtatte, habe ſich willkürlich von allen moraliſchen Pflichten emancipirt, ja ſich gewiſſermaßen dadurch zu gleicher Güte gegen jeden liebenswürdigen Mann anheiſchig gemacht. Da ich vorausſetze, daß Sie ſich ſelbſt Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ſo ſind Sie nun überzeugt, daß Ihr Schluß zu voreilig war. Theorie ohne Praxis hat bei uns in Frankreich wenig Werth; deshalb hab' ich über jenen Punct mich nie in ernſtliches Diſpüt mit Ihnen eingelaſſen. Jetzt ſind Sie nun erſtaunt, daß ich eine mir lieb gewordene Verbindung plötzlich abbreche, um einer ältern zu folgen, die ich doch, wie Sie meinen, dem Weſen nach längſt aufgegeben. Auch hier ſind Sie im Irrthume. Ich habe bei meiner Vermählung nichts

Digitized by Google

verſprochen, und mein Gemahl hat nichts von mir erwartet, was ich nicht ſeitdem, ſo viel an mir war, ſtreng gehalten zu haben mir bewußt wäre. Vergeſſen Sie nicht, mein Herr, daß ich eine Pariſerin bin, und daß unſere Verbindung in Paris geſchloſſen ward! Man ſagt mir, die Deutſchen überſetzen das Wort Fidélité durch Treue; ich weiß nicht, was das iſt; aber was Fidélité iſt, glaub' ich ganz genau zu wiſſen. Es iſt das bis zum Lebensziel bewahrte thätige Intereſſe an der materiellen und geiſtigen Wohlfahrt des Freundes, das keine Opfer, wie ſchwer ſie auch fallen ſollten, für die Herbeiführung dieſes Zweckes ſcheut. Eine ſolche Fidélité hab' ich meinem Gemahl am Traualtare verſprochen, und er darf ſie, ſo lang' ich athme, getroſt von mir erwarten. Eine ſolche Fidélité hat aber, mein' ich, mit jener ſchönen und leichten Liebesflamme nichts zu ſchaffen, die der Himmel nach ſeinem Gefallen plötzlich entzündet und wieder löſcht. Verſtehen Sie mich recht, ich rede nur von Frankreich; in Deutſchland mag das anders ſein. In Frankreich wird, der größern Mehrzahl nach, der Bund der Ehe von den Eltern geſchloſſen; er wird zum Theil ſchon bei der Geburt der Kinder vorbereitet; es fällt dieſen nur ſelten ein, ſich den Beſtimmungen und Verabredungen ihrer Eltern widerſetzen zu wollen. Sie ehren und genießen die Vortheile, die aus langer, vorſichtig angeſtellter und abgewogener Ueberlegung hervorgehen mögen; ſie üben die Pflichten, welche der Genuß dieſer Vortheile ihnen auferlegt. Aber ſollten ſie darum auch auf das ſchöne, freie Glück der Liebe verzichten, welches der Zufall, oder vielmehr die Gottheit ſelbſt, ſich allein vorbehielt? Nein, das thun ſie nicht, wenigſtens die Pariſer nicht. Sie ſchreiben dem Himmel nicht vor, wann des Glückes und der Liebe Stunde dem lauſchenden Ohre ſchlagen ſoll; ſie binden den Schall der Glocke, die zur freudenvollſten Meſſe läutet, nicht an das ſechzehnte, achtzehnte oder einundzwanzigſte Jahr, und wird die Meſſe nun ausgeläutet, ſo zerdrücken ſie eine Thräne und verlaſſen den Schauplatz des Glückes." — Adelens ſchönes Auge konnte hier ſelbſt die Thräne nicht zurückhalten. Mich ergriff die Scene, und ich warf die Bemerkung hin: „Wenn einem Manne das Glück zu Theil wird, eine ſo uneigennützige Freundin wie Adele zu beſitzen, ſo ſcheint es eine Selbſtfolge, daß er, in dankbarem Gefühle, auch deren Rath und klaren Ueberblick der Verhältniſſe gehörig würdigt! Dies vorausgeſetzt, frage ich, wie konnte Ihr Gemahl, deſſen geiſtige Perſönlichkeit mir unbekannt iſt, die Verdienſte ſowohl als die geſicherte politiſche Stellung Ihres Königs überſehen? Wie konnte er in eine Verſchwörung ſich einlaſſen, deren verdientes Mißlingen ſo leicht voraus zu ſehen war? Und handelte er denn, wie wohl anzunehmen iſt, ohne oder gegen Ihren Rath, warum ſoll die Unſchuldige mit dem Schuldigen büßen? Die Ehe in Frankreich, wie Sie mir ein Bild davon entwarfen, erſcheint mir wie eine Kaufmannsfirma: N. N. et Comp. Aber eine ſolche Firma, wenn ſie binden ſoll, ſetzt doch in wichtigern Geſchäften auch gemeinſame Berathung voraus, und es iſt denkbar und billig, daß in ſolchen Fällen, wo der Einzelne ein Geſchäft auf eigenes Riſiko unternahm, auch er allein für daſſelbe eintrete!" — „Sie reden auch hier wiederum wie ein Deutſcher," verſetzte ſie; „die Deutſchen ſehen in dem jetzigen Inhaber der höchſten Gewalt in Frankreich allein unſern König; wir Franzoſen ſehen in ihm außerdem eben Ludwig Philipp von Orleans, der anfänglich für die dreifarbige Fahne focht, dann aus Frankreich auswanderte, ſpäter in der Schweiz als Schullehrer auftrat, und nach mannichfaltigen Schickſalen mit den Bourbons nach dem ſchönen Frankreich zurückkehrte; der nach der letzten Revolution keine legitimen Anſprüche zum Throne aufweiſen, und nur durch ſeiner Freunde und des Volkes guten Glauben auf denſelben gehoben werden konnte! Hat er dieſem guten Glauben entſprochen? Ich unterſuche das nicht; aber Sie begreifen doch wohl, daß man in Frankreich hin und wieder zu ſolcher Unterſuchung ſich veranlaßt findet. Es kommt ſodann, wie mir ſcheinen will, wiederum nicht darauf an, ob der Einzelne nach einer ſolchen Unterſuchung ſich für Ludwig Philipp oder für Heinrich V., für die Familie Napoleon's oder endlich für die Republik entſcheidet; die Frage iſt für franzöſiſche Herzen blos dieſe: iſt es die Liebe zum Vaterlande, welche bei der Schilderhebung der Parteien den Ausſchlag gab? — Ich habe keinen Grund, in dieſer Hinſicht die Ehrlichkeit meines Mannes zu bezweifeln, und ſo iſt es, als Franzöſin, gefragt oder ungefragt, meine Pflicht, ihm Recht zu geben und ſein künftiges Loos mit ihm zu theilen. — Ja," fuhr ſie fort, indem ſie das Köpfchen ſtolzer emporhob, „es iſt meine Pflicht, ihn durch doppelt freundſchaftliche Hingebung für das dem Vaterlande dargebrachte Opfer zu belohnen, und auf jede Weiſe, ſo viel ich irgend vermag, den Reſt ſeines Daſeins zu verſchönen. Mich hebt das Bewußtſein, daß auch mein Geliebter die Nothwendigkeit und Natürlichkeit meines Verfahrens nicht verkennt, daß er keinen Augenblick meinen alsbald gefaßten Entſchluß zu erſchüttern verſucht hat! Wenn wir das Recht in Anſpruch nehmen, über

Digitized by Google

unſer Schickſal zu klagen, ſo iſt es auch nothwendig, daß wir durch die That uns eines beſſern Schickſals würdig zeigen!" —

Nie, ich geſtehe es, war mir Adele ſo ſchön, ſo liebenswürdig erſchienen, als in dieſem Augenblicke. Mit Hoheit und Größe ſchien ſie, mitten in ihrem Schmerze, auf mich, der wegen anderer politiſcher Geſtaltungen in Deutſchland dem vaterländiſchen Aufſchwunge ihrer Empfindungen nur von fern folgen konnte, herabzublicken. Ich bewunderte das Götterweib trotz aller eingewebten franzöſiſchen Sophiſterei. Klar war mir überdies ſchon längſt, daß auch des Mannes Anverwandte, bei der Adele in Mainz wohnte, von deren Neigung zu Bernard unterrichtet ſei, ja daß ſie dieſelbe gewiſſermaßen billigen mußte — ein neuer Grund, mich gegen jenes, nun ſo ſtreng und plötzlich abgeriſſene Verhältniß um vieles nachſichtiger zu machen. Und wie edel war es von ihr, der ökonomiſchen Verhältniſſe gar nicht zu erwähnen, welche es dem kränklichen und vermögensloſen Oberſten ohne ihren pecuniairen Beiſtand ganz unmöglich gemacht haben würden, in America zu leben. — „Adele!" rief ich aus, „ich bewundere Sie, und nicht nur mein äſthetiſcher Menſch ſteht Ihnen heute huldigend gegenüber, ſondern auch der moraliſche datirt eine neue Epoche von Ihrem heutigen Selbſtgeſtändniſſe. Der edle Ernſt, deſſen ich nie Sie fähig geglaubt, hat auch auf mich ſeines Eindruckes nicht verfehlt. „„Was wollen die Deutſchen ſein, wenn ſie nicht ehrenwerth und ſittlich ſein wollen?"" — Nicht wahr, ſo ſagten Sie? — Und, wahrlich! Sie hatten recht, ſo zu ſagen? Erſt heute verſteh' ich Sie ganz, und will als Deutſcher Ihnen auch meinerſeits ein Geſtändniß ablegen. Ich war von dem reinen Wege, der in meinem Vaterlande allen unſchuldigen Gemüthern ſo klar bezeichnet iſt, daß ſie ihn nicht verfehlen können, dennoch verirrt; Ungeduld, Langeweile und Müßiggang verleiteten mich dazu. Die Liebe war mir zum bloßen Spiel geworden, was ſie dem Deutſchen mindeſtens nie werden ſollte. Doch Ihr franzöſiſches Selbſtgefühl hat nun auch mein deutſches wieder geweckt; ich werde nie, oder nur als Deutſcher lieben! — Sei Ihnen dieſe offene Mittheilung ein Zeichen, daß ich Sie nie vergeſſen werde, und ſo begleite Sie des Himmels Segen!" — Wir ſchieden mit Wehmuth und gegenſeitiger Achtung.

Hätte ich Mainz erſt nach Adelens Abreiſe beſucht, ſo würden deſſen mannichfaltige Annehmlichkeiten mich unſtreitig noch lange gefeſſelt haben; jetzt aber, durch den überſchwenglichen Reiz der erſten Wochen verwöhnt, vermißte ich an dem dortigen Aufenthalte gar bald die unentbehrlichſte Würze. Zwar blieb mir der Major, der meine Hochachtung Adelens theilte; aber der gereifte Mann hatte mir für die geheimen Falten meines Herzens einen zu hellen, unbefangenen Blick, und Ferdinand's Gattin, ſeit kurzem wieder für mich das Ideal deutſcher Weiblichkeit und Liebe, wagte ich in ſeiner Gegenwart gar nicht zu nennen, weil er, bei aller Anerkennung ihrer Vorzüge, doch ein gewiſſes ironiſches Lächeln nicht immer unterdrücken konnte. In ſolcher Stimmung ſchrieb ich an Ferdinand, meinem freundſchaftlichen Briefe zugleich Erkundigungen nach ſeiner mir verwandten Gattin nebſt traulichen Grüßen beifügend. Die Antwort, umgehend erfolgend und dieſe Grüße mit Innigkeit erwiedernd, enthielt die dringendſte Aufforderung, den Reſt meines Urlaubes nun doch der Reſidenz, zunächſt aber Ferdinand's Familienkreiſe zu ſchenken. Vierzehn Tage waren mir in der That noch übrig. Mich freundlich beim Major beurlaubend, begab ich mich ſchon des andern Tages auf die Reiſe. Doch nur die Langeweile wich in meinem neuen Hoſpitium von mir; zum ruhigen Lebensgenuſſe ſollte ich hier weniger denn jemals gelangen. Schon nachdem die erſten rückſichtsvollen Begrüßungen der Gaſtfreunde und des Gaſtes einem ungezwungenen Beiſammenleben Platz gemacht, bemerkte ich, daß irgend etwas Schweres und Beklemmendes auf das ſchöne Herz meiner liebenswürdigen Freundin und Couſine drückte. Meine entfernten Verſuche, ſie ſelbſt über den Grund dieſer offenbaren Verſtimmung zu aufrichtiger Mittheilung zu bewegen, mißglückten, und ich wäre vielleicht ohne nähere Kunde des Uebels nach meinem Wohnorte zurückgekehrt, hätte nicht ihre theilnehmende Schweſter Johanna, den reinen Anlaß meines Forſchens erkennend und ſelbſt der lindernden Mittheilung an einen Freund und Verwandten bedürftig, mich mit der Urſache von Emiliens Tiefſinn bekannt gemacht. Hier erfuhr ich denn, daß dieſe Ehe, die unter ſo glücklichen Auſpicien geſchloſſen ſchien, ſchon nach den erſten Flitterwochen als ein total verfehlte ſich kund gegeben. (D. F. f.)

Deutſche Romane.

Erzählungen vom Freiherrn von Biedenfeld. Frankfurt a. M., Sauerländer.

Sechs Erzählungen von ungleichem Werth. Virtuoſität in der Darſtellung läßt ſich keiner abſprechen; aber die erſte „italieniſche Bilder aus dem ſechzehnten Jahrhundert" iſt für ihren dünnen Stoff viel zu verworren, breit und mit einer Ueberlaſt Geſchichte ausgeſpickt, die hier gar nicht hergehört; die zweite trotz ihrer Kürze immer noch zu weit-

Digitized by Google

läufig; die dritte ein unbedeutendes Mährchen, ein Stückchen Gold, zu einem ſehr dünnen Faden ausgeſponnen. Das Beſte ſind die drei letzten Erzählungen, beſonders der „wilde Gelehrte,“ die Geſchichte des Bouthellier de Rancé, Stifters des Trappiſtenordens und „Aus den Papieren eines Selbſtmörders,“ eines pariſer Journaliſten, voll intereſſanter Motive, Lebenswahrheit und Leidenſchaftlichkeit. Beide verrathen franzöſiſche Vorarbeiten, ſo ſehr weichen ſie in Charakteriſtik und Darſtellung von den übrigen Erzählungen Biedenfeld's ab. Hier iſt, bei aller Präciſion, franzöſiſches Leben, welches ſelbſt den unerheblichſten Stoff anziehend macht, friſche Situationsmalerei und eine Schilderung geheimer Gemüthszuſtände, wie ſie der Feder eines gewöhnlichen deutſchen Erzählers nicht eigenthümlich ſind. Hiermit wäre, wenn dieſe Erzählungen dem Franzöſiſchen nicht nachgeahmt ſein ſollten, ein großes Lob ausgeſprochen für Hrn. v. Biedenfeld.

M.

Der Veteran und ſein Sohn. Novelle von **Emerentius Scävola.** 2 Thle. Bunzlau, Appun.

Ueber ein einzelnes Werk Scävola's zu urtheilen iſt Referent einigermaßen incompetent; die ganze Erſcheinung Scävola's hat ſich ihm, ungraziös und deutſch hahnbüchen wie ſie iſt, unangenehm gemacht. Referent hatte das Unglück, viel von Scävola leſen zu müſſen, und er hatte ſchon längſt genug daran. Scävola mag in ſeiner amtlichen Stellung und in ſeiner nicht pſeudonymen Perſon mannichfache Verdienſte haben; er war ein wackrer Kriegsmann für die berühmte deutſche Freiheit, welche durch den wiener Congreß eine allgemeine bekannte Wahrheit geworden iſt; er hat ſogar, ſo viel mir erinnerlich iſt, das ehrenvolle Schickſal gehabt, einen Arm durch eine feindliche Kugel einzubüßen; aber es iſt erſtaunlich, wie fähig ein ſolcher Haudegen iſt, mit einem Arme für Hundert zu ſchreiben und ein wirklicher Briareus der Romantik zu werden! Woran es in Deutſchland liegen mag? — Scävola hat ein unbeſtreitbares Talent für den Roman, aber auch er muß dem ungeheuern Viehſterben erliegen, welches unter den romantiſchen Talenten Deutſchlands eingeriſſen iſt; ſie fallen dahin wie Mücken, und kommen in ihrer eigenen Waſſer- und Blutfülle um. Es iſt Jammerſchade um ſie und doch nicht Schade! Leider, die allgemeine deutſche Miſère, unſer Nationalgut, fordert täglich ihre Opfer und läßt uns zu keiner Kunſtbeſinnung, zu keiner geſtaltungsvollen Ruhe kommen! Ehre dieſem Scävola, ſo weit er ſie als Veteran verdient, aber warum ſchreibt er, und, wenn er einmal ſchreiben muß, warum ſchreibt er ſo viel? Auf dieſe Weiſe ſündigt er mit der Feder, was er mit dem Schwerte gut gemacht, und hilft die große Zahl derer vermehren, welche mit eigner Hand ihr Talent zu Tode geſchrieben haben. Emerentius Scävola hätte bei kleinen charaktervollen Novellen, deren er in ſeinen Camera-Obſcurabilder mehrere treffliche und mindeſtens originelle geliefert hat, ſtehen bleiben ſollen; für größere Compoſitionen iſt er viel zu haſtig, zu wenig durchgebildet und, um es kurz zu ſagen, zu roh. Seine „Erdſünde,“ obgleich darin noch viel leidenſchaftlicher Kern, ſein „Adolar,“ ſeine „Learoſa,“ ſind ſammt und ſonders Sünden gegen den guten Geſchmack. Vorliegende Novelle — in zwei Bänden — iſt gemäßigter, gewährt aber die traurige Ausſicht auf einen bereits ausgebrannten Krater, der zu lebendigem Feuer keine Kraft mehr hat und deſſen Lavaſtröme bereits verkühlt ſind. Nur die Manier iſt übrig geblieben. Einige Kraftanſtrengungen der Scävola'ſchen Muſe, die bis zum Widrigen herausgekeucht ſind, finden auch hier Statt; ſo in der Beſchreibung einer Lazarethſtube und in der Schilderung eines ſterbenden böſen Weibes; denn ein böſes Weib und eine mit gräßlicher Angſt, mit Krämpfen, Röcheln und ſchwindſüchtigem Keuchhuſten verbundene Sterbeſcene dürfen in einem Scävola'ſchen Roman nicht fehlen; darauf muß man ſich bei Scävola immer gefaßt machen. Die Novelle iſt vom Standpunkte des preußiſchen Patriotismus vom Jahre 1813 bis incluſive 1815 geſchrieben. Da hört man denn viel abgenutztes und tauſendmal wiederholtes Zeug in hyperboliſchen Redensarten. Alle Nationen, heißt es z. B., welche auf längere Zeit von einem auswärtigen Feinde beſiegt und geknechtet worden wären, ſeien ausgeartet; oder hätten mit Gift und Dolch ihre Unterdrücker meuchlings angefallen; unſer Volk — nämlich das preußiſche — iſt allein in der Knechtſchaft von 1807 bis 1812 erſtarkt und veredelt worden, das einzige, welches ſeinen Adel gerettet hat. Das ganze niedergetretene Land ſtand auf, wie nie ein griechiſcher Freiſtaat, wie niemals Rom aufgeſtanden iſt, weder unter ſeinen Königen, noch unter ſeinen Conſuln. **Niemand** blieb zurück u. ſ. w. Aus welchem Complimentirbüchlein hat Scävola dieſe Ausdrücke gelernt? — O über uns Römer der modernen Welt! Wahrlich! jetzt erſt fange ich an mir zu ſchmeicheln, daß ich ein preußiſcher Römer geboren bin und daß dieſer preußiſche Mitrömer Emerentius Scävola ſo ergötzliche Romane ſchreibt, worin er auch einen jungen Römer ſchildert, einen preußiſchen Lieutenant, der ſo eben ſein Examen gemacht hat und mit ſchlanker Taille geſegnet iſt, einen preußiſchen Römer voll Sentiment und himmliſcher Liebe, die ihn Blumen pflücken und an den Mund drücken läßt für eine junge Porzia und Cornelia, welche Nettchen heißt und in ihrem römiſchen Heroismus ſo weit geht, für ihren Liebſten ein Piſtol zu ziehen, was einem Menſchen die Ki[illegible] und dem Leſer ein großes Maaß Thränen koſtet. Eben jener Patriotismus, der ſich durch ſeine Uebertreibung an Leib und Leben ſchaden thut, und dieſe ſüßliche Sentimentalität möchten noch immer im Stande ſein, der Novelle ein großes gerührtes Publikum zu verſchaffen, ein Publicum, welches ſeine Bildung aus der Zuckerraffinerie und Giftapotheke des Nachbars Leihbibliothekar zu holen gewohnt iſt.

M.

N o t i z.

[Engliſche Zeitſchriften.]

Der Literary Gazette zufolge erſcheinen in London am letzten Tage jedes Monats 236 Monatsſchriften. Hierzu kommen noch 34 Vierteljahrsſchriften. Die Anzahl der einzelnen Exemplare wird auf eine halbe Million berechnet, ihr Werth auf 25,000 Pfd. Sterl. (170,000 Thlr.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerſtags — 18. — den 25. Januar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Neue Gedichte von Anaſtaſius Grün.

1.

Einem Dichter.

Warnend ſprechen Muſelmanen:
Maler, malt kein Menſchenbild,
Da in ihm, eh' ihr's mögt ahnen,
Plötzlich Seel' und Leben quillt!

Weh, als unberufne Väter
Klagt einſt das Gebild euch an;
Mördern gleich, als Miſſethäter,
Steht vor Allah's Thron ihr dann! —

Anders mag der Spruch auch klingen:
Dichter, ſchaffet kein Gebild,
Dem ihr Seele nicht könnt bringen,
Das nicht ganz von Leben quillt!

Weh, als unberufne Väter
Klagt einſt das Gebild euch an,
Und ihr ſteht als Miſſethäter
Vor dem Thron der Muſen dann.

Drum laß nie die Roſ' entſchweben
Aus des Nichtſeins ſtiller Gruft,
Kannſt Du ihrem Kelch nicht geben
Seine Seele: Gluth und Duft!

Soll ſich Nachtigall aufſchwingen,
Frag' erſt, ob Dein Hauch vermag
Ihre Kehle zu durchdringen
Ganz mit Nachtigallenſchlag?

Banne zu der Himmel Wonne
Einen neuen Stern uns nicht,
Kann Dein Herz ihn nicht als Sonne
Füllen ganz mit Sternenlicht!

Deutſche und franzöſiſche Treue und Untreue.

(Fortſetzung.)

Ferdinand war einer der jungen Männer, die im Uebrigen offen und ehrlich, nur in Anſehung des Geſchlechtlichen ſich Trug und Heimlichkeit zu keiner Sünde rechnen. In beſchränkten ökonomiſchen Verhältniſſen geboren und erzogen, hatte er in Emiliens glänzenden Vermögensumſtänden ein bequemes Mittel gefunden, ſeinem Hange zur Verſchwendung und den ihm früh zum Bedürfniß gewordenen Ausſchweifungen zu genügen. Emilie, als ſie dieſe Abwege zuerſt gewahr ward, ſuchte ihn von denſelben anfänglich durch Sanftmuth und freundliche Bitte zurückzuführen. Bald, als ſie bemerkte, daß es mehr war, als bloßer Leichtſinn und augenblickliche Herzensverirrung, verſchloß ſie ihre peinlichen Gefühle ſtill in ſich ſelbſt. Indeß konnte ſie doch im Beiſammenleben mit ihrem Manne, oft auch in Gegenwart näherer Bekannten, einen gewiſſen Unmuth nicht immer zurückhalten, wenn Ferdinand eben Aeußerungen fallen ließ, welche mit ſeinen loſen Begriffen über Liebe, Treue und häusliches Glück im Zuſammenhange zu ſtehen ſchienen. Dann ſah man klar genug die ganz entgegenge-

Digitized by Google

ſetzte Richtung, in der das Ehepaar auf dem Lebenswege wandelte. Ferdinand, in Gegenwart von Zeugen ſtets aufmerkſam und galant gegen Emilien — ein Talent, das er erſt im vermehrten Verkehr mit der feinen und vornehmen Welt ſeit ſeiner Verheirathung ſich angeeignet — ſchien dadurch in den Augen eines ununterrichteten und oberflächlichen Beobachters, ſeiner Gattin gegenüber, eben ſo viel zu gewinnen, als dieſe durch ihre anſcheinend hypochondriſche Laune zu verlieren ſchien. Man fand es ganz natürlich, daß Jener, um keine Scenen zu veranlaſſen, dem perſönlichen Umgange mit Emilien mehr und mehr auswich, und ſah einen Beweis von ſeiner unverkennbaren Gutmüthigkeit auch darin, daß er gern und geſliſſentlich Beſuch von Herren und Damen zu ſich einlud, bald aber dieſe, ſich unter irgend einem Vorwande von der Geſellſchaft entfernend, allein bei ſeiner gemüthskranken Gattin zurückließ.

Unter den Männern, welche in dieſer Geſellſchaft ſich befanden, war auch Wilmar, ein junger Rechtsgelehrter, der vom erſten Augenblicke an von Emiliens Reizen aufs tiefſte ergriffen ward. Seine Armuth ſowohl, als eine bei der eigenen Mutter gemachte trübe Erfahrung von der Coquetterie und Untreue der Weiber, ſchien den bizarren und in ſich gekehrten jungen Mann, der in der Reſidenz ſchon lange für einen Sonderling galt, für immer von Hymens Myſterien zurückzuſcheuchen. Von etwaigen Jugendausſchweifungen war wenigſtens ſeither nichts bekannt geworden, und es war nur aufgefallen, daß er jedem nähern Umgange mit jungen Mädchen, weit entfernt, denſelben zu ſuchen, vielmehr aufs ſorgfältigſte aus dem Wege zu gehen ſchien. Man hielt ihn, da auch mehrere ſeiner Gedichte, zum Theil etwas überſpannten Inhalts, in öffentlichen Blättern erſchienen waren, für einen empfindſamen Schwärmer, und war aufs Aeußerſte überraſcht, als er mit einem Male als Emiliens entſchiedenſter Anbeter ſich zeigte. Dieſe Anbetung trug indeß, wie Alles bei ihm, einen ganz eigenen, mit ſeiner ausgezeichneten Individualität genau zuſammenhängenden Charakter. Er huldigte ſeiner Geliebten, wie einer Göttin, nur aus ehrfurchtsvoller Ferne; ſelbſt ihr Name ſchien ihm zu heilig, als daß er, in den ihr geweihten Gedichten, ihn ausgeſprochen hätte; aber ſie konnte ahnen, daß nur ſie allein der ſtets unwandelbare Gegenſtand dieſer Gedichte war. — Wilmar ward, zum Theil durch Ferdinand's eigene Veranſtaltung, bald Emiliens täglicher Geſellſchafter; er las der an den Folgen verletzter Liebe und Eigenliebe längere Zeit Kränkelnden Schiller's und Goethe's Gedichte vor, und las in ihnen die Ausdrücke der Liebe mit einer Stimme, die ſie zum Eigenthum ſeiner eigenen Phantaſie und Empfindung ſtempelte. Emilie und Wilmar waren von gleichem Alter; aber die Erfahrungen der Ehe und die frühere Reife des weiblichen Geſchlechtes ließen Erſtere ſich ſelbſt, dem jungen Manne gegenüber, um vieles älter erſcheinen. In ſeiner unbedingten Hingebung an ſie, welche ihr nicht entgehen konnte, erblickte ſie einen Beruf, gewiſſermaßen die letzte Hand an die Erziehung des Jünglings zu legen, und in weicherer Stimmung erwähnte ſie ſeiner manchmal wohl gegen Andere, als eines „guten Jungen." Dieſe Anſicht, welche ſie ſelbſt ganz ſicher machte, war in der That für ihre Ruhe um ſo bedenklicher. Sie überſah dabei, daß auch Amor ein Knabe iſt, der nur allzu oft ſich ſpielend in Weiberherzen feſtſetzt. Als indeß ihr adoptirter Knabe einſt, durch eine eheliche Scene, die in ſeiner Gegenwart Statt hatte, erbittert, dem aus ſeiner Rolle gefallenen Ferdinand derb die Wahrheit ſagte, beſann ſie ſich plötzlich, daß er erwachſen ſei und verbot ihm ſchriftlich den fernern Beſuch des Hauſes. „Größere oder kleinere Reibungen," ſchrieb ſie ihm, „finden, glaub' ich, von Zeit zu Zeit in jeder Ehe Statt; aber die Welt erfährt nichts davon, weil ſie den Kreis des Familienzimmers nicht überſchreiten. Wird nun ein Fremder ausnahmsweiſe in ſolchen Kreis eingelaſſen, ſo geſchieht es unter der ſtillſchweigenden Bedingung freundſchaftlicher Discretion. Ohnehin wird Zartgefühl den Mann von Bildung nie vergeſſen laſſen, daß eine Beleidigung, welche er ſich erlaubte, dem Einen Gatten zuzufügen, mittelbar auch den Andern träfe, und daß nur eine nichtswürdige Gattin ihre Ehre von derjenigen ihres Mannes zu trennen vermöchte. Sind auch Sie von dieſem Grundſatze durchdrungen, ſo bin ich überzeugt, daß Ihre Beſuche meinem Manne ſtets angenehm ſein werden, außerdem würde ich mich genöthigt ſehen, Sie um Einſtellung derſelben zu erſuchen." —

Dieſe Vorfälle hatten eben einige Wochen vor meiner Ankunft Statt gefunden; die Lücke, welche beide Ehegatten dadurch in ihrem Häuslichen fühlten, er, durch das läſtige vis à vis, Emilien gegenüber, ſie durch die Langeweile des täglichen Lebens in unheilbarer Geiſtesverſtimmung, hatte ſie um deſto ſehnſüchtiger das Auskunftsmittel meines Beſuches ergreifen laſſen, das aber doch auf die Länge den gehofften Erfolg nicht bieten konnte. Ich, durch Johanna von dem Standpuncte der Dinge unterrichteter, ſah bald, daß ich den Entzweiten meine guten Dienſte nur ſo vergeblich, als Wilmar, an-

Digitized by Google

bieten würde; Ferdinand trug die Anſtandsfeſſeln, die ihn jetzt manchmal beim Jugendfreunde, auf Unkoſten ſeiner liebſten Zerſtreuungen, zurückhielten, nicht immer mit Grazie, und Emilie, nun über Wilmar's Neigung ganz im Klaren, erklärte der Schweſter, halb ärgerlich, halb melancholiſch, nie Ferdinand's böſem Beiſpiele durch gleiche Schlechtigkeit folgen zu wollen.

Unter ſolchen Wirren rückte endlich die Abſchiedsſtunde heran, und ich reiſte weg, wie ich gekommen, von Sorgen und Zweifel innerlich zerſpalten. Ging doch der Franzöſin größerer Leichtſinn, gleichſam durch ſich ſelbſt getröſtet und wie mit der Miene ſittlichen Triumphes, aus dem Kampfe hervor, während das reinere deutſche Weib dem größten Fluche des Lebens, der Verdroſſenheit und Verſtimmung anheimfiel! Bei ſolchen Betrachtungen und Gefühlen war mir zuletzt das Bedürfniß ernſtlicher erwacht, mit dem klaren und kühlen Major die Vorfälle der letzten Monate durchzugehen; aber wenn gleich freundlich und theilnehmend, behielt er doch, wie mir ſchien, ein gewiſſes geheimnißvolles Weſen bei, als ob des Räthſels letzte Löſung, die ihm ſchon ahne, der nächſten Zukunft noch vorbehalten ſei. So vergingen abermals einige Wochen, da erhielt ich einen Brief von Emilien, welcher plötzlich den Schleier dieſer Zukunft zerriß.

„Von Jedermann verkannt,“ ſchrieb ſie, „iſt es mir Bedürfniß, den einzigen Verwandten, welcher mir Theilnahme ſchenkte, und dem, wie meine Schweſter mir geſtand, das Geheimniß meines Herzens nicht unbekannt blieb, von der neueſten Wendung meines harten Geſchickes zu unterrichten, und, von ſeiner Achtung begleitet, den neuen Abſchnitt meines Lebens zu beginnen. Oft habe ich mit Ihnen, lieber Vetter, noch als Mädchen von dem Ideal des Lebens und der Liebe geſprochen. Ich habe Ihnen ſo wenig als meinem Manne je verhehlt, daß ich ſchon als Jungfrau die Vorſtellung feſthielt: die Treue ſei der Treue Preis. Weil ich Ferdinand von dem gleichen Gefühle beſeelt glaubte, nur deshalb, und nur unter dieſer Vorausſetzung, ſchloß ich mit ihm den Lebensbund. Er hat mich hintergangen, er hat Empfindungen geheuchelt, die er in der ehelichen Verbindung mit mir nicht erſt verlieren konnte, weil er auch vorher nie eine Ahnung davon gehabt. Vor Gott und Menſchen kann ein Vertrag nicht gelten, durch den der eine Theil um ſein heiligſtes, geiſtiges Beſitzthum betrogen ward. Ich wäre nach meinem jetzigen Gefühle ſchon längſt berechtigt, ja verpflichtet geweſen, dem Unwürdigen, der nur aus Eigennutz die ihm gebotene Hand ergriff, dieſelbe wieder zu entreißen; aber die Gewohnheit, der Schlendrian des täglichen Lebens, der Ehrgeiz, mehr ſein oder ſcheinen zu wollen, als die Natur und die Geſetze von uns erheiſchen, ließen mich länger, als ich jetzt begreife, in dem unwürdigen Verhältniſſe beharren. Ich wies die reine Liebe eines Jünglings zurück, der nur im Seelenvereine mit mir das Ideal, dem er von erſter Jugend an nachgeſtrebt, erreichen zu können ſich beredete. Sie wiſſen, was ich Wilmar ſchrieb, ſie wiſſen, wie er die Weiſung meines Briefes befolgte. Aber Ferdinand ſelbſt, nicht von Gutmüthigkeit, wie die Welt ſagt, ſondern von dem geheimen Wunſche geleitet, ein Herzensverſtändniß zwiſchen mir und Wilmar zu begründen, das mich deſto nachſichtiger gegen ſeine Ausſchweifungen mache, führte den Letztern neuerdings ins Haus ein, ihm eine Einladung von mir zum bevorſtehenden Weihnachtsfeſte einredend. Sein Zweck ward erreicht; ich ſah nun, daß Wilmar nicht wegbleiben konnte, daß er nicht aufhören konnte, mich zu lieben, und büße nun ſelbſt in der Liebe zu dieſem armen Jungen reichlich alle Qualen ab, die ich früher durch meine Sprödigkeit und Strenge ihm zufügte. — Daß ich Ihnen ſeine Ueberraſchung, ſein Entzücken ſchildere, als ich, ich zuerſt ihm das Geheimniß unſerer Liebe — ach! ich liebte ihn längſt, ohn' es zu wiſſen — entſiegelte; als ich, ſtatt der Worte, eine lange, ſtumme Umarmung ſprechen ließ, erwarten Sie nicht. Es war einer von den Augenblicken, der noch jetzt mich über allen Tadel, alle Sittenſplitterei der Alltagsmenſchen hinweghebt und tröſtet. Mögen doch Wilmar und ich im Beiſein Anderer unſere Liebesblicke minder ſorgfältig hüten; mögen wir in unſerer beiderſeitigen Neigung vielmehr eine Ehre als eine Schande ſehen, die wir der Welt zu verbergen hätten — Geſetz und Billigkeit ſprechen durchaus zu unſerm Vortheil! Aber die Welt, die ſchlaffe, ſittenloſe Alltagswelt würde eher eine heimliche grobe Untreue, als die durch Blicke und gegebene Seelen-Sympathie verzeihen! Doch laß ſie gewähren! Die Eheſcheidungsklage iſt eingeleitet und ihr Erfolg kann nicht zweifelhaft ſein, da mein eignes Kammermädchen gegen Ferdinand vor Gericht erſcheinen muß. Wohl mir, daß mein verewigter Vater, was ich damals ſo ſehr bejammerte, kaum ein Jahr nach meiner Verheirathung in eine beſſere Welt voranging; daß er den nachfolgenden Jammer nicht erlebte! Deſto weniger fühl' ich mich jetzt an die Heimath gefeſſelt, die ich in dieſen Tagen verlaſſe, um, nach erfolgter Scheidung, in irgend einem Winkel Deutſchlands, wo man weder mich noch Wilmar kennt,

Digitized by Google

ein ſchöneres Leben zu beginnen. Leben Sie wohl und gedenken bisweilen Ihrer, Sie hochſchätzenden Couſine Emilie."   (D. F. f.)

Correſpondenz.

Aus Breslau.

[Ein alter Thurm, ein altes Blatt und neue Comforts.]

Das neue Jahr hat bei uns mit einer komiſchen Fopperei angefangen und ſchon in der Sylveſternacht viele Hunderte in den April geſchickt. Ein alter Thurm, der ſogenannte „Gute-Graupen-Thurm", iſt nämlich kürzlich, da man ſeine ſchlechten Einfälle fürchtete, behufs ſeiner Abtragung verkauft worden, und es war bekannt, daß die auf demſelben befindliche Uhr, mit der letzten Stunde des ſcheidenden Jahres, ſich ſelbſt ihr letztes Stündlein ſchlagen, mit dem Niederreißen des Thurms aber ſchon am zweiten Januar begonnen werden ſollte. Auf Grund dieſer Thatſachen hatte ſich das Gerücht von beſonderen Feierlichkeiten verbreitet, welche die letzte Lebensſtunde dieſes hinfälligen Bauwerkes verſchönen würden; man ſprach von einem Fackelzuge, Ständchen, ja Manche, durch Mad. Halzinger an ſchön gereimte Abſchiedsſprüchlein und Dankadreſſen gewöhnt, erwarteten wohl gar, der alte Thurm werde in einer rührenden Elegie ſeinen Abgang feiern; kurz, es verſammelte ſich in der Sylveſternacht ein zahlreiches Publicum in Schlafmützen und Schlafpelzen, Unterrock und Pantoffeln auf dem Neumarkte und ſchaute neugierig und erwartungsvoll an dem guten „Gute-Graupen-Thurme" hinauf. Jetzt ſchlug es 12 Uhr. Das war die bedeutſame Stunde! Lauſchend ſpitzten ſich Aller Ohren, ſchärfer ſchauten die Augen aufwärts, ein leiſes Flüſtern ſchleicht von Mund zu Mund — nun fängt auch die Uhr des Thurmes an zu ſchlagen — zwölf wimmernde, herzzerſchneidende Schläge — dann ſchweigt ſie. Und wie man auch lauſcht und lauſcht, Alles bleibt ſtill; der alte Thurm bleibt ruhig, phlegmatiſch in ſeiner plumpen Haltung ſtehen; keine Geiſterſtimme läßt ſich vernehmen, kein Abſchieds-Ständchen wird hörbar, keine Illumination ſichtbar — nur aus den Fenſtern der Nachbarhäuſer gucken fröhlich lachende Geſichter heraus und heiſere Stimmen rufen der getäuſchten Menge, die ſich denn endlich lachend und verlacht fortſchleicht, ein ſpottendes „Proſit Neujahr!" zu.

Hier wurden die guten Breslauer nur gefoppt, aber der Spaß iſt ihnen zum Neujahr noch auf ganz andere Weiſe verdorben worden. Mit dem Schluſſe des alten Jahres hörte nämlich auch das breslauer Localblatt in Folge höheren Befehles auf, und mit ihm aller Zuſammenhang, den ein zahlreiches Publikum von Obſtkrämerinnen, Gemüſehändlerinnen, Eckenſtehern, Faßbier- und Fuſeltrinkern dadurch mit der Literatur hatte. Es iſt nun eine entſetzliche Lücke in dem Leben dieſer Leute eingetreten, die nicht mehr wiſſen, wie ſie die ſeit den Schuljahren vernachläſſigte Kunſt des Buchſtabirens ferner üben können; denen nun das große Weltleben wieder verſchloſſen iſt, da ſie nicht mehr erfahren, wo ein Dieb einen ſilbernen Löffel geſtohlen, oder ein Schuſterjunge einen alten Schlüſſel gefunden hat: denen nun nicht mehr der tiefe Sinn des Lebens durch die ſymboliſche Bedeutſamkeit jener charakteriſtiſchen Lebensbilder erſchloſſen wird, wo es hieß: „Es war einmal ein Mann, der hieß Casper, und der hatte eine Frau, die hieß Brigitta, und als der Mann ein Jahr verheirathet geweſen war, da gebar ihm ſeine Frau einen Sohn und den nannten ſie Chriſtian." Dieſe Freuden ſind nun alle dahin. Der Colporteur erſcheint auch nicht mehr, als willkommner Neuigkeitsbote und nimmt eure vier Pfennige in Empfang, während ihr ihm die noch feuchten Blätter aus der Hand reißt, und Fr. Mehwald, der Erfinder der Volksliteratur, der ehemalige Herausgeber des Localblattes, theilt das Schickſal aller großen Männer — daß ihn die Mitwelt undankbar verkennt und verketzert.

Böſes Neujahr, für ſo viel Uebles, das Du uns zugefügt, für ſo viel Schönes, das Du uns genommen — welchen Erſatz bieteſt Du uns an? „Kroll's Wintergarten." — Wenn ein Fremder, namentlich im Winter nach Breslau kam, unſre Kaffeehäuſer beſuchte und da in rauchigen, von aller Eleganz entblößten, ein widerliches Kneipen-Ausſehen tragenden Stuben eine zuſammengepreßte Menſchenmenge ſah, die ſich aus Mangel an Raum nicht rühren, vor Qualm und Dunſt kaum ſehen konnte, ſo mag er ſich verwundert gefragt haben, welcher Art das Vergnügen ſei, das dieſe Leute hier ſuchten, und ob wohl die Wirthe aus dem Beſuche derſelben einen Vortheil zögen, da ſie ſo gar nichts thaten, um die Gäſte anzulocken und ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen? Jetzt ſind wir aus dem Fegefeuer dieſer Kaffeehäuſer erlöſt! Kroll, der ſich um unſere Stadt ſchon durch die treffliche Einrichtung ſeiner Flußbäder verdient gemacht, hat jetzt durch die Eröffnung ſeines Wintergartens ſich gerechten Anſpruch auf die Anerkennung aller Vergnügungsluſtigen erworben.

Heitere, große Räume, mit eben ſo viel Geſchmack als Eleganz ausgeſtattet, ſtehen Jedem offen, der den Reiz zufälliger Geſellſchaft, das wechſelnde Tableau einer hin- und herwogenden Menge, und dabei doch nach Gefallen mitten im Strudel einer lauten Umgebung das Behagen ungenirten Alleinſeins liebt; und wie die Umgebung unſerer Stimmung ihren Charakter aufdrückt, ſo wirkt auch hier die Localität auf die Geſellſchaft ein. Und in der That, wenn man in dieſem Wintergarten von einer üppigen Pflanzenwelt umgeben, unter dem dunklen Laubdache eines Citronen- oder Orangenbaumes ſitzend, nur durch eine Glaswand, aber dennoch geſichert, von dem Winter geſchieden, den Blick durch den hohen, weiten Saal ſchweifen, oder auf den großen Spiegeln, die das Bild des fröhlichen Treibens neckend zurückwerfen, ruhen läßt, berauſcht von den Tönen einer vortrefflichen Muſik, ſo überkommt uns eine vorher nicht gekannte Behaglichkeit, das ſchmeichleriſche Gefühl eines glücklichen Nichtsthuns wird verlockender und der ſüße Hang zu unbekümmertem Fürſichhinleben ebenſo poetiſch geſteigerter, als unwiderſtehlicher. Auch zeigt ſich der Einfluß dieſes Etabliſſements ſchon entſchieden, indem nicht blos der Zulauf ſehr groß iſt, ſondern auch eine Annäherung der Stände hier vorbereitet wird, an die man früher nicht dachte; wenigſtens war es bis jetzt unerhört, daß die haute volée, wie ſie hier that, an einem öffentlichen Maskenballe Theil genommen hätte.

(Der Beſchluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 19. — den 26. Januar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Deutſche und franzöſiſche Treue und Untreue.

(Fortſetzung.)

Doppelter Art waren die Gemüthsbewegungen, welche dieſer Brief in mir aufregte. Meine herzliche Neigung zu Emilien und meine Begeiſterung für das Ideal deutſcher Liebespoeſie wurden dadurch auf gleiche Weiſe ſchmerzlich berührt. Ich war unfähig, dieſe Gefühle länger allein mit mir umher zu tragen, und nahm in ſolchem Drange endlich Zuflucht zu meinem alten Freunde, dem Major. Nachdem er ſich von mir Bericht erſtatten laſſen, verſetzte er: „Jetzt eben ſind wir wieder bei dem Puncte angelangt, den ich vor Jahren mit Ihnen näher zu erörtern Bedenken trug — bei dem Anſpruche an eheliche Treue, und dem, nach Maßgabe der Nationalität, verſchiedenartig geſtalteten Begriffe derſelben. Der Termin von zehn Jahren, welchen ich Ihnen damals ſetzte, iſt noch nicht verſtrichen; aber das Schickſal hat die Endpuncte unſerer Unterſuchung näher zuſammengerückt, und Sie werden jetzt begreifen, nicht nur, in wie weit ſich auf Frauen zu verlaſſen, ſondeen auch, wie hoch der Werth eines Ideals der Treue bei ihnen anzuſchlagen ſei, und wie, nach Maßgabe ſeiner nationellen Ausbildung, Vortheil und Nachtheil ſich in den Eheverhältniſſen der verſchiedenen Völker beinahe ausgleichen. Fürs Erſte geb' ich mich Ihnen weder für einen Neuling, noch für einen Joſeph in Liebesangelegenheiten. Meine militairiſche Carrière hat mich in jüngern Jahren Art und Sitte der Weiber ſowohl in als außer der Heimath kennen und vergleichen gelehrt; ich weiß ungefähr, wie eine Franzöſin, ich weiß, wie eine Deutſche liebt, und als das Schickſal mir nun eine feſte und geſicherte Stellung in meinem Vaterlande gönnte, nahm ich mir keine holde Schwärmerin für das Ideal der Liebe und der Treue, ſondern ein gutes, ſanftes, harmloſes Geſchöpf, das des Bedürfniſſes voll war, überall durch Wohlthun und Güte zu beglücken, und in dem erwählten Gatten eben den nächſten Gegenſtand erblickte, an welchem es dieſes rein menſchliche und weibliche Bedürfniß befriedigen konnte. Mich hat denn auch dieſer Grundſatz ziemlich ſicher geleitet, und ich fand um ſo minder Urſache, ihn zu bereuen, da ich, die weiblichen wie die männlichen Schwächen kennend, in meiner Ehe durchweg davon ausging, die Bürgſchaft gegenſeitiger Treue zuerſt in möglichſte Entfernung und Vermeidung jeder Verſuchung zu ſetzen. — Hätte Emilie in ſich als Jungfrau das Ideal der Liebe und der Treue minder romantiſch ausgebildet, ſie wäre ſpäter durch Ferdinand's proſaiſche Wirklichkeit, durch ſeine mancherlei Fehler und ſelbſt durch ſeinen Treubruch minder empört worden, ja, ſie hätte vielleicht, zu beiderſeitigem Heile noch vor der Verbindung mit ihm ſeine Eigenthümlichkeit, die dem Unbefangenen nicht ſchwer zu erkennen war, durchſchaut. Dann würde es auch Wilmar minder leicht geworden ſein, ſie von der gewohnten Bahn ruhiger Pflichterfüllung auf eine ganz andere zu führen, die ſie noch nicht kennt, und welche ſie jedenfalls aus Verhältniſſen herausreißt, deren Bedeutung und Annehmlichkeit ſie erſt nach dem Verluſte völlig kennen ler-

Digitized by Google

nen wird. Wenn jetzt nicht neuerdings Leidenſchaft ſie leitete, ſo würden ſie keinenfalls überſehen, daß ſie wenigſtens durchaus kein Unterpfand dafür hat, daß ihre zweite Wahl glücklicher als die erſte ausfallen werde. Auch Wilmar iſt arm, auch ihn könnte folglich der Eigennutz geleitet haben. Was aber in dem Verhältniſſe am allerwahrſcheinlichſten ſich herausſtellt, iſt die Annahme, Wilmar ſei offenbar weiter geführt worden, als urſprünglich in ſeinem Plane lag. Er, der Verächter des ehelichen Bundes begann mit dem Verſuche des Cicisbeats, und endet jetzt mit dem Abſchluß einer durch die Geſetze verbotenen Ehe."

„Aber Sie werden doch einräumen," unterbrach ich ihn, „daß Emilie zur Aufhebung des ehelichen Bundes durch den vielfachen Treubruch ihres Gatten vollkommen berechtigt war, und gegen dieſen keine Verpflichtung einſeitiger Treue mehr Statt fand?" — „Das Erſte," erwiederte er, „gebe ich Ihnen unbedingt zu; das Letztere nur unter gewiſſen Einſchränkungen. Die Ehe wird bei uns zu Lande nun einmal unter beſtimmten geſetzlichen Ceremonien geſchloſſen, und die dadurch aufgelegten Verpflichtungen können daher auch nur nach vorangegangener geſetzlicher Zuſtimmung wieder gelöſt werden. Emilie ſcheint ſelbſt ſo etwas gefühlt zu haben, als ſie, wie Sie mir erzählten, gegen ihre Schweſter äußerte, ſie werde nie zu gleicher Schlechtigkeit mit ihrem Manne herabſinken. Doch ich am allerwenigſten will hier, einem ſehr begreiflichen weiblichen Gefühle gegenüber, den Sittenrichter machen. Indeß, Sie ſelbſt ſind Juriſt, Sie wiſſen beſſer als ich, daß die Geſetze eine Ehe zwiſchen zwei Liebenden, deren Verſtändniß ſchon während der Ehe des einen Theiles Statt fand, verbieten. Geſetzt nun, Ferdinand, in ſeinem Eigennutze, der ihm die Trennung der Ehe verhaßt machen muß, benutzte dies, was würde die Folge von Emiliens voreiligen Schritten ſein?" — „Hier iſt die Pflicht des Freundes, vorzuſehen und zu warnen," verſetzte ich; „eine vierundzwanzigſtündige Abweſenheit von hier bedarf keiner beſondern Meldung bei den Obern, und ſo reiſ' ich ſtehenden Fußes zu ihr."

Der Major ſtimmte mir bei, und nach einer halben Tagereiſe befand ich mich in der Reſidenz. Ich eilte ſogleich nach Emiliens Wohnung. Emilie war verreiſt; Ferdinand ausgegangen; die Dienſtboten machten verlegene Geſichter. Ich ging zu Johannen und fand ſie in Thränen. „Sie iſt fort," rief ſie mir beim Eintritte entgegen, „und hat nur auf die Einflüſterung der Leidenſchaft, nicht auf die dringenden Vorſtellungen einer liebenden Schweſter, nicht auf meinen namenloſen Schmerz geachtet! Nein! ſie weiß, ſie fühlt nicht, wie ich ſie liebe; Sie, ich, wir Alle ſind wie nichts in ihrem Herzen, das nur für den Einen, erſt Verkannten, nun blindlings Vergötterten Raum hat!" — „Alſo wirklich fort," ſagte ich, „und Wilmar?" — „Iſt vierundzwanzig Stunden nach ihr gleichfalls abgereiſt. Wenn nur dies wenigſtens auf meine Vorſtellungen unterblieben wäre, ſo könnt' ich mich eher beruhigen. Hier find' ich den größten Widerſpruch, den ich mir denken kann. In einer unendlichen Begeiſterung für das, was ſie ihr „Ideal" nennt, ſcheint in der einen Stunde das Urtheil der Welt, das, meinem Gefühle nach, dem weiblichen Geſchlechte nie ganz gleichgültig werden kann, ihr gar nichts zu gelten, und in der andern iſt es doch eben daſſelbe, was ſie von dannen treibt; in der dritten endlich verhöhnt ſie es wieder rückſichtslos, indem ſie den Gegenſtand der öffentlichen Rüge zu ſich beſcheidet."

„Und Ferdinand?" —

„Der that, ſo lange ſie noch hier war, Alles, um ſie durch de- und wehmüthige Bitten bei ſich zurückzuhalten und durch Angelobung von Reue und Beſſerung auch die Zurücknahme der Klage zu bewirken. Aber Emilie blieb unerſchütterlich. Nun folgten von ſeiner Seite Ausbrüche des Zornes, von beiden Seiten gegenſeitige Beſchuldigungen — unter ſolchen Stürmen reiſte meine Schweſter ab. Als aber Tages darauf auch Wilmar ſich entfernte, da kannte Ferdinand's Wuth keine Gränzen mehr. Er kam zu mir, und erklärte unverhohlen, daß er dieſen Beweis verbrecheriſchen Einverſtändniſſes bei bevorſtehendem Eheproceß gehörig werde zu benutzen wiſſen." —

„Und was erwiederten Sie?" —

„Ich bat ihn, die Lage der Dinge mit mehr Ruhe zu überdenken; ich deutete an, wie Schuld und Uebereilung vielleicht auf beiden Seiten gleich getheilt ſein möchte. Das Einzige, was feſt ſtehe, ſei die Gewißheit, daß nach dem Vorgefallenen an ruhiges und friedliches Zuſammenleben der beiden Ehegatten nicht mehr zu denken ſei. Möchten ſie dann beide zur Erleichterung ihres gemeinſchaftlichen Zweckes der Scheidung ſich vereinigen, und Ferdinand nicht etwa in ökonomiſchen Verhältniſſen ein Hinderniß der Vereinbarung erblicken, da Emilie, als Preis der letztern, mich beauftragt, ihm eine namhafte Entſchädigung an baarem Gelde für die jährlich zu erleidende Zinseinbuße anzubieten." — „Das alſo that Emilie? O Gott ſei Dank, daß meine liebe Couſine, meine theure Landsmännin, in dieſem Punkte alſo nicht

Digitized by Google

hinter Adelen zurückſieht!" — Johanna erröthete, mich durchzuckte eine dunkle Ahnung: ich fragte: „Wohin geht Emilie? ich bin ihr jedenfalls auf ihren freundſchaftlichen Abſchiedsbrief noch eine Antwort ſchuldig!" —

„Wenn Sie Ihren Brief nach G—. poste restante adreſſiren, ſo kommt er gewiß in ihre Hände. Indeß erwähnen Sie lieber nichts von dem ökonomiſchen Arrangement; es möchte Emilien nicht angenehm ſein, es vor der Zeit veröffentlicht zu ſehen! überhaupt aber verzeihen Sie mir die Ausbrüche meines Gefühls! Es that dem Schweſterherzen ſo Noth, ſich Einem Freunde zu öffnen. Die Welt, die mich nicht verſtehen würde, kann und mag ich jetzt nicht ſehen!" —

Mit Gefühlen und Zweifeln der mannichfaltigſten Art reiſte ich nach meinem Wohnort zurück. Ich war ungewiß, ſollte ich Emilien ſchreiben, oder nicht? That ich es, ſo mußte ich nach meinem Gefühle eben vor Allem jenes ökonomiſchen Arrangemnts erwähnen, und doch mochte ich Johannens Wunſche nicht geradezu zuwider handeln. So verſchob ich meinen Brief von Tage zu Tage. Da brachte mir der Poſtbote eines Morgens ein Schreiben von Ferdinand. Er ſchrieb:

„Mit Bedauern erfuhr ich von meinen Leuten, daß Du, alter Jugendfreund, in meiner Wohnung vergeblich nach mir gefragt. Es war brav von Dir, daß Du wegen neuer Zerwürfniſſe das alte Einverſtändniß nicht aufgabſt. — Durch das Gerücht wirſt Du Emiliens ganz unmotivirte Schritte, ihre eigenmächtige Abreiſe und das vermuthlich damit in Verbindung ſtehende Verſchwinden des jungen Wilmar von hier erfahren haben. Doch ich rede von Deiner Couſine; ich will aus alter Freundſchaft die Gründe ihres Verfahrens nicht näher erörtern. Es ſcheint, wir haben Beide, als wir uns vermählten, „vereinigen wollen, was ewig ſich flieht." Darum iſt es allerdings beſſer, wir arrangiren uns in Zeiten. Die Sache hat auch gegenwärtig durchaus keine Schwierigkeit mehr, und ſoll auf keinen Fall das früher zwiſchen Dir und mir beſtandene Freundſchafts-Verhältniß trüben. Offen, wie Du mich kennſt, muß ich Dir freilich geſtehen, daß die durch eine Trennung herbeigeführten ökonomiſchen Verhältniſſe mich anfänglich etwas ſtutzig machten. Ich bin nicht reich, wie Du weißt, und jetzt doch in der That zu alt, um, nach einigen Jahren des Ueberfluſſes neuerdings bei dem ehrwürdigen Epiktet in die Schule zu gehen. Aber meine Schwägerin, dieſen Anſtoß wohl erkennend, machte mir in Emiliens Namen vorläufige Anerbietungen, und da ich, um ſicher zu gehen, und das Nähere zu verabreden, mich natürlich unmittelbar an letztere wenden wollte, verhinderte ſie dies (wie ſie ſagte, um Emilien eine Gemüthsbewegung zu erſparen) dadurch, daß ſie mir ſchriftlich die Ceſſion einer ihr ſelbſt gehörenden Verſchreibung von 10,000 Thlrn. verhieß, im Fall ich durch freie Zuſtimmung die Scheidung zwiſchen Emilien und mir nach Kräften befördern wolle. — Nun mögen die beiden Schweſtern ſich ihrerſeits wieder arrangiren; mir kann das gleich ſein! doch aufrichtig freue ich mich, ſchon Deinetwegen, daß wir nun hoffentlich ganz friedlich und anſtändig auseinander kommen. Darum bitte ich Dich, daß auch Du Deinerſeits keinen Wechſel in Deiner Geſinnung eintreten läſſeſt, und ſollteſt Du einmal wieder nach — — kommen, ſo vergiß nicht Deinen ꝛc.

Ferdinand."

Durch dieſen Brief ward mir mit einem Male alles klar, was ich bisher nur dunkel zuſammengeſetzt. Darum hielt ich's jetzt für meine Pflicht, auch Emilien aufzuklären. Ihre Antwort erfolgte ſchnell, und enthielt einen neuen Beitrag zur Kenntniß ihres Charakters. Sie ſchrieb:

„Ich danke Ihnen für Ihren theilnehmenden und freundſchaftlichen Brief! In der Zurückgezogenheit der Liebe, die mich jetzt beglückt, und in welche das Geſchwätz und die Läſterung der Außenwelt nicht dringt, bin ich doch nicht unempfindlich geworden gegen die Theilnahme der wenigen Freunde, welche aus früheren Zeiten mir getreu geblieben ſind. — Was Ferdinand betrifft, ſo geſtehe ich offen, daß ich meiner Schweſter keine Aufträge zu pecuniairen Anerbietungen gegen ihn ertheilt habe, und auch nicht zu ertheilen willens war. Ich konnte nicht einſehen, warum ich dem Manne, der mich niemals liebte, pecuniaire Opfer auf Koſten desjenigen, der mich wirklich liebt, bringen ſollte! Mit der Welt habe ich abgeſchloſſen, und wenn ſie mich verurtheilt, weil ich Herzensrechte neben dem Rechte des Buchſtabens behaupte, ſo gilt mir das gleich. Indeß auch Wilmar meint, daß ein Arrangement uns viele Weitläufigkeiten erſpare, und wenn auch vielleicht von ganz andern Rückſichten ausgehend, iſt das Verfahren meiner Schweſter durchaus zart und edel. Natürlich iſt es an uns, Sie für dasjenige, was ſie zu unſerm Beſten und in der reinſten Abſicht von der Welt verſprach, aufs vollſtändigſte zu entſchädigen. Ich ſchreibe ihr noch heute deshalb ꝛc. ꝛc."

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Correſpondenz.

Aus Breslau. (Beſchl.)

[Bau und Perſonal des Theaters; Vieuxtemps.]

Eine andere Geſellſchaftsfrage kam kürzlich zur Entſcheidung. Der Neubau des Theaters durch die Actionaire iſt nunmehr entſchieden und die Vollendung des neuen Theaters wird bis zum Jahre 1840 verſprochen; noch in dieſem Jahre will man aus dem Grunde herausgebaut haben. Ueber den Baumeiſter iſt noch nicht entſchieden, ſo wenig als über den anzunehmenden Plan: doch findet in letzterer Beziehung eine freie Concurrenz nicht ſtatt, da man bei einem Baue, der vielleicht gegen 100,000 Thlr. koſtet, kleinlich genug, den Aufwand von ein Paar hundert Thalern ſcheut, die man möglicher Weiſe für einzureichende Plane zahlen müßte. Ein beſtimmter Capitalzuſchuß von Seiten Sr. Majeſtät des Königs iſt nicht, wie man verbreitete, bewilligt, ſondern Allerhöchſt nur verſprochen worden, wenn das Geſellſchaftsvermögen zur Vollendung des Baues nicht hinreichen ſollte, den Ausfall durch ein unverzinsliches Darlehn decken zu wollen.

Bis zum Jahre 1840 behält Herr Haake die Direction des alten Theaters, obwohl ſich unter den Actionairen eine bedeutende Oppoſition gegen die Verlängerung ſeines Pachtcontraktes gebildet hatte. Herr Haake hat ſich in der neuſten Nummer ſeines Theaterfreundes gegen manche Vorwürfe, die man ſeiner Verwaltung macht, zu rechtfertigen geſucht, und namentlich noch jetzt beſtehende Mängel derſelben damit entſchuldigt, daß er durch die Ungewißheit, ob ihm die Verwaltung bleiben würde, oder nicht, in ſeinen Unternehmungen behindert würde. Da dieſe Frage nun zu ſeinen Gunſten entſchieden iſt, ſo dürfen wir hoffen, daß er durch verſtändige Engagements die Lücken des Perſonalbeſtandes recht bald ausfüllen möge. Namentlich thäte dem Schauſpiel eine Reorganiſation dringend Noth. Hier ſind mehrere bedeutende Rollenfächer: Intrigant, Komiker, Mütter und Anſtandsdamen gar nicht, andere ſehr ungenügend beſetzt; in der Oper fehlt uns noch immer eine Prima Donna und das Engagement der Dem. Mansfeld, welche neulich als Romeo auf eine Grauen erregende Weiſe debütirte, iſt als ein höchſt unglückliches anzuſehen. Im Schauſpiel iſt das durch den Abgang der Mad. Deſſoir erledigte Fach der erſten Liebhaberin durch Dem. Edler und Dem. Wolf beſetzt worden. Letztere iſt eine routinirte Schauſpielerin, nichts mehr, nichts minder; im Converſationsſtück nicht unangenehm, ſobald ſie aber nur den leiſeſten Ton des Gefühls anſchlagen, oder den Schwächen des Dichters durch eigne Phantaſie nachhelfen ſoll, unerträglich. Dem. Edler iſt eine talentvolle Schauſpielerin, die durch ihre Antrittsrolle, Gretchen im Fauſt, ſchöne Erwartungen rege machte, die ſie aber nur theilweiſe erfüllte. Ein ſonderbarer Hang zur Sentimentalität, welche in ihrer Declamation überall durchklingt, ſchadet einer feinen, ſcharfen Auffaſſung der darzuſtellenden Charaktere. Sonſt macht ſich Hr. Hock, obwohl ſchon länger engagirt, doch erſt jetzt in ſeiner rechten Sphäre beſchäftigt, bemerklich und ſeine Darſtellung des Tell und Götz von Berlichingen gefiel. Das Repertoir iſt bunt genug und gibt Hrn. von Perglaß Gelegenheit, die ſchöne Vielſeitigkeit ſeines Talents geltend zu machen. In der Oper glänzen Herr Schmidt, Tenor; Herr Prawit, Baß; Herr Hauſer, deſſen umfaſſende Muſikkenntniß mit ſeinen phyſiſchen Mitteln nicht mehr Schritt hielt, iſt mit dem neuen Jahr abgegangen. Nächſtens kommt Gläſer's Rattenfänger, ſowie eine von unſerm talentvollen Muſikdirector Seidelmann componirte Oper: Virginia, zur Aufführung.

Von ſonſtigen Neuigkeiten habe ich noch zu berichten; daß mit dieſem Jahre ein neues belletriſtiſches Journal: „Morgenzeitung" redigirt von Guſtav Schneiderreit bei uns erſchienen iſt und daß in dieſen Tagen der berühmte, junge Violiniſt Henry Vieuxtemps ſein erſtes Concert gegeben hat. Es war ſtark beſucht und das Auditorium von ſeinem meiſterhaften Spiele hingeriſſen. Man fand, daß er, ſo widerſprechend dies ſcheine, die Vorzüge Paganini's und Lipinski's vereine, während er ihre Fehler vermeide. Nicht genug zu rühmen iſt, daß er keiner falſch verſtandenen Virtuoſität huldigend, nicht durch ſeltſame und capricieuſe Kunſtſtückchen das Staunen einer thörichten Menge zu erregen ſucht, ſondern ächtem Kunſtſtreben huldigend, nur dem Schönen, das über allen Zeitgeſchmack und Abgeſchmacktheit erhaben iſt, nacheifert.

Robert Bürkner.

Notizen.

[Henſelt.]

Erſt am 11. Januar ſpielte Adolph Henſelt, — ſchon von früher her der Liebling Dresdens, — in der ſächſiſchen Reſidenz. Auch war das Concert im Hôtel de Ruſſie nicht ſtark beſucht, da der Hof trauerte; der Beifall war enthuſiaſtiſch. Er ſpielte das F-Moll-Concertſtück von Weber, die Cis-Moll-Etude von Chopin, aus Robert Schumann's Phantaſieſtücken: „des Abends," dann mehrere Etuden eigner Compoſition, das Vöglein-Stück zweimal, zuletzt Variationen mit Orcheſter. Wir haben Henſelt's Natur eine tief lyriſche genannt; zu den Gefahren der Lyrik gehört es jedoch in der Poeſie wie in der Muſik und in aller Kunſt, immer nur ſich ſelbſt zu ſpielen, das heißt auch im Fremden nur ſich zu geben. Iſt es vielleicht übereilt, wenn wir befürchten, Henſelt's ſubjectiver Lyrik liege die Gefahr nahe, monoton zu werden. Will dieſe Kraft nicht weiter um ſich greifen? Er ſpielt immer nur, wofür ſeine Seele entzückt iſt; der Kreis dieſer ſeiner Intereſſen iſt aber eng. — Unſer Correſpondent berichtete ſchon, daß man in Dresden eine Medaille auf Henſelt ſchlägt. Am Tage nach dem Concert reiſte er nach Breslau zu ſeiner Frau, von dort geht er nach Warſchau und über Riga nach Petersburg.

[Louis Philipp, iſt nun auch allerchriſtlichſt.]

Nach einem alten Herkommen wurde in der Baſilika des Lateran zu Rom für die Könige von Frankreich, als allerchriſtlichſte Könige und älteſte Söhne der Kirche, jährlich eine ſolenne Meſſe geleſen. Auch Louis Philipp, der von ſeinem Volk erwählte Bürgerkönig, hat ſich als Ehrenmitglied in den heil. Lateran aufnehmen laſſen, iſt nun allerchriſtlichſter König und bekommt ſeine Meſſe. Ich muß ſagen, daß Louis Philipp übertrieben klug und vorſichtig ſein will. Dem römiſchen Stuhl aber kann man dieſen Vorwurf nicht machen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — **20.** — den 27. Januar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gedichte von Ludwig Wihl.

1.

Der Dom und ſein Erbauer.

Ein Rieſe, aufgeſchoſſen,
Hebt ſich der Wunderbau,
Vom Wolkenkleid umfloſſen,
Hoch in des Himmels Blau;
Mit ſelbſtzufriednen Blicken
Sieht er zu Füßen ſteh'n
Das Volk, das voll Entzücken
Sich ſammelt, ihn zu ſeh'n.

Ein Einz'ger nur darunter
Bleibt in ſich ſelbſt gekehrt,
Sein Auge wird nicht munter,
Wie ſehr man ihn auch ehrt;
Umſonſt, daß als Erbauer
Des Domes man ihn preiſt,
Es fliegt um ihn ein grauer,
Ein mitternächt'ger Geiſt.

Er denkt: Wenn Blitze ſpielten
Mit meines Baues Pracht
Und ihm das Haupt zerwühlten
Bis er verſänk' in Nacht,
O, daß mich dann verdeckte
Sein Leib zu gleicher Zeit
Und mich recht tief verſteckte,
Mit meinem tiefen Leid!

So ſtill der Architekte,
Da ſprang ein Blitz hervor,
Der ſpielend ſich nur neckte
Und ſpurlos dann verlor.

2.

Treu bis in den Tod.

Es ſchwinden mälig meine Leiden,
Weiß ich Dich in meiner Nähe,
Glücklich wenn vor meinem Scheiden
Ich noch einmal Dich nur ſähe,
Aber ach, ein dunkler Schleier
Deckt den Augenſtern mit Nacht,
Küſſ' mich, küſſ' mich, Herzgetreuer,
Bis mein Stern erwacht!

Heiß, mir wird ſo heiß, ich glühe,
Und doch wohl an Deinem Herzen;
Könnt' ich nur bis in die Frühe
Leiden ſolche frohe Schmerzen.
Länger laß nicht Thränen fließen,
Weine nicht, ein Engel lacht.
Kann ich, Theurer, ſchöner ſchließen,
Wenn die Liebe wacht?

Sprach's und ſchwieg, die heiße Wange
Auf des Mannes Bruſt gebettet.
Und er hofft und harret bange,
Ob der Schlaf vielleicht ſie rettet.
Doch ihr Schlaf iſt tief und ſtille
Und die Theure hat vollbracht.
Nicht mehr weckt die Todeshülle
Selbſt der Liebe Macht.

Digitized by Google

Deutſche und franzöſiſche Treue und Untreue.

(Beſchluß.)

Ich eilte nach Empfang dieſes Brirfes ſogleich zum Major. Er war tief ergriffen von Johanneus edler, ſchweſterlicher Aufopferung. „Sehen Sie da,“ rief er aus, „ein Ideal, vor dem auch ich mich beuge — das getreue Abbild des braven Weibes, das nun ſchon ſeit funfzehn Jahren mir altem militalriſchen Sünder die Tage verſchönert! Hier iſt keine männliche Selbſtgenügſamkeit, wie bei Emilien, kein Pochen auf das Ideal der Liebe und der Treue; aber dagegen Liebe zu der nächſten Blutsverwandten und Freundin, die ſicherſte Grundlage und Bürgſchaft jeder andern ausdauernden Neigung; hier iſt das Strrben, rings um ſich her Gutes zu verbreiten, ſo viel man vermag, und dabei kein Opfer zu ſcheuen; hier die echt weibliche Sorgfalt, dies Opfer allrr Welt, und ſelbſt derjenigen, der es gebracht ward, zu verbergen!“

Ich ſelbſt hatte ſeit kurzem oft ähnliche Reflexionen angeſtellt; aber ganz eigen war das Gewicht, welches dieſelben durch ihre Beſtätigung in dem Kopfe eines ältern Freundes erhielten. Er, auf den erſten Anblick jedem Enthuſiasmus feind, hatte ſeit einer Reihr von Jahren mir gewiſſermaßen den Ausgang aller meiner jugendlichrn Neigungen und Abneigungen vorher geſagt; ich wagte in der That kaum mehr, ihm die neue aufkeimende Liebe für Johannen zu geſtehen — und nun ward eben dieſer Mann mit einem Male ſelbſt wieder jugendlich und enthuſiaſtiſch! Hier mußten ja wohl in der That Vorzüge anzutreffen ſein, wie ſie, auch bei längerem Leben und vielen mit wohl verkühlter Phantaſie angeſtellten Beobachtungen, nicht alle Tage vorkommen! Ich hielt mit ſolchen günſtigen Wahenehmungen Johannens Aeußeres zuſammen — ein Enſemble, das, zwar nicht ſchön nach eigenſinnigen und willkürlichen Regeln, doch den reinen Spiegel ihres intereſſanten Innern dem gefeſſelten Beſchauer vorhielt. — Mein Entſchluß gedieh zur Reiſe. Eine dritte Reiſe nach der Reſidenz, in größerer Spannung als die beiden vorigen zurückgelegt, ward unternommen. — „Johanna,“ ſagte ich, nachdem ich ihrer Schweſter Brief ihr mitgetheilt, „Ihr Geheimniß iſt verrathen, das meinige bewahre ich noch in meinem Herzen; aber gebieten ſie mir mit rinem Worte oder Blicke, und es iſt alsbald auch das Ihrige!“ — Sie ſah mich fragend und ſanft erröthend an. — „Johanna,“ fuhr ich fort, „wären Sie ein gewöhnliches Mädchen, ſo müßte ich einen andern Weg gehen, als den ich jetzt einſchlage; durch Declamation und Schmeichelei müßte ich zugleich Gefühl und Eitelkeit beſtürmen; mein Augenmerk müßte vielleicht auf Ueberredung und Ueberraſchung gerichtet ſein. Bei gewöhnlichen Mädchen entſcheidet oft der Eindruck eines glücklichen Augenblicks — Ich will einem ſolchen Augenblicke nichts verdanken. — Schauen Sie in Ihr Inneres, ſchauen Sie in das meine; erwägen Sie Ihre letzte Vergangenheit und Ihre nächſte Zukunft, und faſſen Sie hiernach Ihren Entſchluß! — In Liebe zu leben, in Liebe zu wirken, durch Liebe zu beglücken — das war die Aufgabe, welche bisher in dem ſchönen Verhältniſſe zu Ihrer Schweſter Ihnen vorſchwebte. Dieſes Verhältniß iſt jetzt durch Entfernung der Letztern beinahe aufgehoben; aber das alte reine Liebesbedürfniß iſt Ihnen geblieben. Mit demſelben ſtehen Sie von jetzt an einer Außenwelt gegenüber, die Sie nicht kennen mögen, weil ſie ihre Schweſter verkennt, die Ihnen mehr als hundert Andern Ihres Geſchlechtes fremd blieb, und ohne Mittelsperſon noch lange fremd bleiben wird. Laſſen Sie mich dieſe Mittelsperſon werden; laſſen Sie mich den Schatz von Lieb’ und Güte, der in Ihrem edlen Herzen ruht, nicht ſowohl als Geiziger allein zu meinem Beſten heben, als ihn vielmehr, in weitem Kreiſe, als Menſchenfreund in Umlauf ſetzen! Laſſen Sie mich Ihren Schatzmeiſter ſein, dem Sie ſchon ein Mal Vertrauen ſchenkten, und dem Sie es auch ferner ſollen ſchenken dürfen.“

Noch immer ſtand Johanna ſchweigend und hocherröthend da. — „Darf drr Schatzmeiſter nicht um den Schlüſſel bitten?“ fragte ich endlich. — „Er hat ihn ſchon!“ antwortete ſie ſchluchzend und lag in meinen Armen. —

Ein Jahr war vergangen; der briefliche Umgang, zuletzt noch durch einen vierteljährigen Beſuch Johannens beim Major ergänzt, hatte die Herzen immer feſter und feſter geknüpft, Emiliens Eheſcheidung war ſeitdem erfolgt, und nun brachte dem Sehnſüchtigen die letzte Poſt auch ſeine Eenennung zum wirklichen Rathe. Freudeſtrahlend eilte er in die Wohnung des Majors, und hier ward ſofort der nahe Tag der ehelichen Verbindung feſtgeſetzt. Er mußte — darauf beſtand der alte Militair durchaus — in des Majors Hauſe gefeiert werden; denn gar zu gern betrachtete dieſer ſich als den Protector und urſprünglichen Begründer dieſer Ehe. Seitdem machen wir gewiſſermaßen nur eine einzige Familie aus. Die Geburt eines Sohnes erhöhte noch unſer eheliches Glück, und läßt uns anders der Himmel geſund, ſo zweifeln wir nicht, daß, wie bei unſerm würdigen Freunde, noch nach funfzehn Jahren unſer Vermählungstag für uns das ſchönſte Feſt der Erinnerung ſein wird.

Chr. Feldmann.

Digitized by Google

Deutſche Romane.

Der Seher von Venedig. Ein pſychologiſches Nachtgemälde u. ſ. w. Von dem Verf. der „Braut von Jeruſalem" W. M. Nebel. Mannheim, Löffler.

Der Verf. nennt auf dem einladenden Titel ſein Buch ein Gemälde, und nicht blos einfach ein Gemälde, ſondern ein „Nacht=" und zwar „pſychologiſches Nachtgemälde," und zwar ein Nachtgemälde „menſchlicher Verirrungen"; wo? „in den Labyrinthen des Aberglaubens und der Myſtik." Auch fügt er hinzu: „zur Warnung und Belehrung der Menſchheit." Er gibt noch ferner an, der Roman ſei nach den Skizzen einer italieniſchen Geſchichte des 17ten Jahrhunderts gearbeitet. Mit Verlaub, Herr Nebel! das iſt, aufs gelindeſte ausgedrückt, eine Myſtification, wie es ebenfalls eine Myſtification iſt, daß das Buch zur Belehrung der „Menſchheit" geſchrieben ſei. Thut dieſer Menſch auf dem Titel und in der Vorrede doch wirklich, als ob er Wunder weiß was für pſychologiſche Geheimniſſe und menſchheitbelehrende Erfahrungen aufdecken werde, und doch enthält ſein Roman nichts, gar nichts, was ſich die blinde Menſchheit als Lehre oder Warnung aneignen dürfte. Wir haben hier nichts, als die Intrigue eines myſtiſchen Taſchenſpielers, Namens Eli, der ein Grieche iſt und einen edlen venetianiſchen Jüngling zum Somnambulen macht — ein Zuſtand, in welchem er mit der Seherin von Prevorſt zur Wette Himmel und Hölle bereiſt. Die Darſtellung iſt flau und ſchmeckt nach gar nichts. Das arme Venedig — wie ſehr iſt es ſeit Schiller's „Geiſterſeher," an welchen das Buch mehrfach erinnert, von unſern Romanſchreibern in Contribution und als eine ächte Waſſerſtadt unter das Waſſer ihrer unſchmackhaften Individualität geſetzt worden! Entweder war Hr. Nebel, der Verf. der „Braut von Jeruſalem," die ich wenigſtens nach vorliegender Probe nicht heirathen möchte, ſelbſt benebelt, als er das Buch ſchrieb, oder er hatte die unedle Abſicht, ſein Publicum zu benebeln — die Bleikammern ſpielen auch darin; ferner ein Mord; ein ſchändlicher Jude; ein gutes, liebes, gemüthliches Mädchenpaar; ein guter, lieber deutſcher Baron, ein guter lieber Unglücksfall, vermöge deſſen Eli mit ſeinen Retorten und Geräthſchaften in die Luft fliegt; endlich eine gute, liebe Heirath oder zwei, und noch viel anderes Liebes und Gutes, obgleich ſich von dem Buche ſelbſt nicht viel Gutes und Liebes ſagen läßt. M.

Novellen von Joſephine v. Nemekhazy. Leipzig, Kollmann.

Eine ganze Sammlung von Novellen, darunter auch geſchichtliche Skizzen, z. B. eine ziemlich nackte Skizze von Cola Rienzi's Leben, das durch Bulwer's Roman uns Allen ſo nahe getreten und erſt neuerdings mit hiſtoriſcher Treue und pſychologiſcher Einſicht von Jul. Moſen zu einem vortrefflichen Trauerſpiel verarbeitet wurde (mitgetheilt in Willkomm's dramatiſchen Jahrbüchern, 2tes Heft). Sind die Novellen auch von keinem hervorſtechenden Werth, ſo ſind ſie doch angenehm lesbar und gut in Sprache und Darſtellung; eine gewiſſe weibliche oder ältliche Ruhe charakteriſirt ſie, ſo weit Ruhe Etwas zu charakteriſiren im Stande iſt. Unter den „Gedanken und Bildern" iſt manches Flache und Gewöhnliche, aber, wie unter den meiſt unreifen Gedichten, auch manches von einer zarten Empfindung Angeflogene.

M.

Bei Nacht und Nebel. Roman von Friedrich Clemens. Güſtrow, Opitz.

Bei Nacht und Nebel! — Wahrlich, wer ſchreibt jetzt bei Sonnenſchein? Düſter iſt die Haide, darauf wir handthieren; dunkle Nebelgeiſter umſchwirren uns; der Sturm fährt über uns dahin und wühlt in unſerm Haar, in der Tiefe unſeres Buſens ſelbſt; wir ſprechen den Hexenſegen über unſere Zeit, wer da? ein Gendarm, ein Landreiter, ein Profoß oder ſo was; unſere Poeſie iſt zum Henker — wir müſſen gute Cameradſchaft mit den Gendarmen machen, um nicht ſelbſt zum Henker zu gehen. Auf Du und Du! Ein Glas Branntwein! der iſt Gottesgabe und der allgemeinen Landesverziehung und Volksdämmerung wegen wenig verſteuert, obgleich mehr als Wildprett, Auſtern und all das Unterfutter für ariſtokratiſche Magen. Ich wünſchte einmal von einem berliner Eckenſteher ein Steuerſyſtem ausgearbeitet zu haben! Es würde ſehr demokratiſch ausfallen; wenn er aber die Macht hätte, ſo würde er auch das Recht haben, das Schweinefleiſch von der Acciſe zu befreien und die Auſtern zu beſteuern. Wer wollte dagegen murren, wenn die Macht eines Königs, das Recht eines Geſetzgebers von Gottes Gnaden und der demokratiſche Geſchmack und die natürliche Einſicht eines Eckenſtehers ſich in einer Perſon begegnen? Wie lange dauerte es, ſo hätte auch der König Eckenſteher ſeine Gendarmen, ſeine Profoße, ſeine Landreiter, ſeine Cenſurgeſetze und Demagogengerichte! Tout comme chez nous, nur ein wenig im Geſchmacke und im Sinne eines Eckenſtehers!

Wie ich nur ſo vom Hundertſten aufs Tauſendſte komme! der Geiſt des Buches, das ich beſprechen will, hat auf mich ein wenig eingewirkt. Clemens liebt es auch, wenn er von Citronen ſprechen will, eine Naturgeſchichte der Knackmandeln zu ſchreiben, und wenn er der deutſchen Freiheit gedenkt, vielleicht auch der hannöverſchen Gefangenen zu gedenken, die noch keine Amneſtie erhalten haben u. ſ. w. Ich ſage das nur ſo ohne alle Beziehung; denn wenn ich auch glaube, daß Deutſchland eher ein Land der Knackmandeln als der Citronen ſei, ſo glaube ich doch keineswegs, mein Vaterland damit inſultirt zu haben. Wenn ich zu irgendwem ſage, er ſei eher eine Knackmandel, als eine Citrone, ſo hat der Mann deshalb noch kein Recht, mich in eine Injurienklage zu verwickeln.

Auch Friedrich Clemens (Gercke) iſt eine echt deutſche Knackmandel, eine Frucht, ſchwer aufzubeißen, ein Räthſel, mit Mühe zu löſen. In ihm begegnet ſich fauſtiſches und mephiſtopheliſches Element, der Don Juan und der Trappiſt, die Aſſonanz und die Diſſonanz, die Harmonie und die Disharmonie, ein ganzes Orcheſter von Stimmungen und Mißſtimmungen, ein Katzen= und Nachtigallenconcert, das kreiſchende Geſtöhn der Eule und das liebliche Trillern der Lerche; ja es kam einmal vor zwei Jahren ſo weit mit ihm, daß man ihn für eine revolutionäre leipziger Lerche anſah und ihn als Deſſert auf der Pfanne des jungen Deutſch-

lands braten wollte; er wurde, wie er ſelbſt ſagt, mitgefangen, mitgehangen. Nun kommt er und erwacht von ſeinem Scheintod und bewirthet uns bei Nacht und Nebel mit ſeinem neuen Roman, in welchem keine ſansculotte politiſche Geſinnung, höchſtens ein ſansculotter Humor waltet, der ſich ſeiner Nacktheit nicht ſchämt, weil ſie etwas Glänzendes und höchſt Natürliches hat. Dieſer Humor iſt zugleich eine Taube mit den brennenden Augen einer Tigerkatze, er iſt ein Königstiger, bunt gefleckt, mit ſchöner Haut und mit einem langen Prahlſchweif, der einem Pfauenſchweife nicht unähnlich iſt und wie dieſer hundertfarbige Augen hat und womit Clemens ſein Rad eben ſo gut zu ſchlagen weiß, wie ein Pfauhahn oder Equilibriſt. Clemens iſt um ſeinen Glauben gekommen, aber er gehört nicht zu denen, die, wie es in der ungläubigen Hälfte des monarchiſchen 17ten Jahrh. Sitte war, damit prahlen und über den Gläubigen ſpotten — es iſt ein Schmerz in ihm, eine wehmüthige Klage, eine kindliche Rührung, die ſich häufig aufrichtet wie ein Rieſe der Poeſie, wie der große heilige Chriſtoph, der den Weltheiland trägt, den erlöſenden demokratiſchen Weltſchmerz, den Schmerz über eine Civiliſation, die an ſich ſelbſt die glänzendſten Lügen begeht und ſich überwacht hat und ihrer Schläfrigkeit müde iſt. Dieſen Roman kritiſire ich nicht, ich kritiſire nichts, was ich liebe; ich könnte ſagen, die Situationen wären originell, das Perſonal eine neue Erfindung, manche Partieen zu ſehr auf die Spitze geſtellt, der Humor trefflich, aber hin und wieder zu breit; ich könnte auf die rührende Figur des Küſters hinweiſen, auf den tollen Schneidergeſellen und ſeinen philoſophiſchen Studenten, mit dem er fechten und hungern geht; auf dieſen Studenten ſelbſt, der eigentlich ein Hermaphrodit iſt und ſich in Frauenkleidern verheirathet und darauf als Student in Mannskleidern den Comment und die liederlichſten Streiche mitmacht; auf den originellen Arur und ſein Verhältniß zu einem verwilderten Waldmädchen, das er zuletzt wie eine Gemſe hetzt aus Liebe, bis es ſich aus Liebe und Furcht zu Tode ſtürzt — dergleichen könnte ich anführen und loben und tadeln, aber ich mag mich nicht in der Vorrede zu dem neueſten künftigen Werke des Verf. als bankerotter Kritiker aufgeführt ſehen, wie er in der jetzigen mit meinen Vorgängern verfahren iſt; ich überlaſſe den Roman ſich ſelbſt und rathe dem Leſer nur, ſich von der ſprachlichen Breite des erſten Capitels nicht ſchrecken zu laſſen und ſich in den Roman hineinzuleſen. Es gibt Perſönlichkeiten, in deren innerſte Tiefen, in deren unterſte Hölle man ſich ſtürzen, die man mit Gewalt ausdeuten und ſich gewinnen muß, um ſie lieb zu gewinnen. Wer aber von ſich im Voraus überzeugt iſt, daß er keinen Humor beſitzt, und ſomit Mitglied eines Publicums iſt, welches in Deutſchland einen unermeßlichen Anhang hat, der laſſe das Buch ungeleſen, damit er an ihm auf keine Weiſe ein Unrecht thue; wir haben, unter uns geſagt, des Unrechts genug.

M.

Notizen.

[Muſikaliſches.]

Der geniale Clavierſpieler Liſzt hat ſein Talent auf eine merkwürdige Bahn geleitet, indem er die Beethoven'ſchen Sinfonien eigenthümlich aufgefaßt hat und dieſelben den Clavierſpielern auf eine ſolche Art bearbeitet vorlegt, daß ſie als ganz für dieſes Inſtrument gedacht erſcheinen. Man kann die von ihm geſchaffenen Kunſtwerke nicht Arrangements nennen, in der gewöhnlichen Bedeutung, ſondern eigne vom ſchöpferiſchen Urgeiſte Beethoven's durchdrungene Reproductionen. Das muſikaliſche Publikum wird bald Gelegenheit erhalten, ſich davon zu überzeugen, denn nächſtens wird die fünfte dieſer Sinfonien, die C moll, für das Pianoforte solo bei Fr. Hofmeiſter in Leipzig, in welchem Verlage künftig alle Liſzt'ſchen Compoſitionen erſcheinen, herausgegeben werden.

Francilla Pixis iſt für dieſe Winterſtagione als dritte Prima Donna an dem großen Theater in Mailand engagirt. Sie tritt in einer komiſchen Oper zuerſt mit dem berühmten Buffo Lucio auf, ſpäter mit der Schoberlechner in der Opera seria von Coccia.

Die Etuden von Henſelt, einige der genialſten Compoſitionen der Gegenwart, werden in 2 Heften im Februar ausgegeben werden.

[Panorama de l'Allemagne.]

Dies iſt der Titel der mit dem erſten Februar beginnenden Revue, welche Savoye in Paris unternimmt. Zunächſt erſcheint alle 14 Tage ein Heft, ſpäter alle 8 Tage. Alle Intereſſen Deutſchlands werden hier zur Sprache gebracht werden in großem Maßſtabe. Die bedeutendſten Schriftſteller des Vaterlandes ſind zu Beiträgen aufgefordert, welche die Redaction in Paris franzöſiſch wiedergibt. Von Franzoſen werden Edgar Quinet, St. Marc Girardin, Buret, Alphonſe Royer, Barthélemy St. Hilaire u. A. beiſteuern; auch Meyerbeer und Mainzer werden es an Gaben nicht fehlen laſſen.

[Die Taglioni.]

Sehr neu oder wenig bekannt iſt die Bemerkung Mundt's (in ſeinem Tagebuch aus Paris), daß die Taglioni ſeit zwei Jahren verheirathete Gräfin Gilbert des Voiſins iſt und nur als Künſtlerin ihren Namen Maria Taglioni beibehalten hat. Von ihrer Perſon ſagt Mundt: „Es war mir intereſſant, dieſe Grazie in der Nähe betrachten zu dürfen. Sie hat ernſte Augen, eine ſehr ſtark gewölbte, aber ſchöne Stirn, und eine merkwürdige, etwas gedrängte Bildung des Hinterkopfes. Ihr Körper iſt zart, dünn, ätheriſch durchſichtig. Maria Taglioni iſt gütig und einfach in ihrem Weſen. Sie iſt ſehr gebildet, und ſoll ſich in fünf Sprachen mit Leichtigkeit ausdrücken, in keiner aber mit ſo ciceronianiſcher Beredſamkeit als in der ihrer Füße.“

[Sir Francis Head.]

Der jetzt in den politiſchen Zeitungen vielerwähnte Militair-Gouverneur von Ober-Canada Sir Francis Head iſt der Autor eines ſehr intereſſanten Werkes: A ride through the Pamphas, und einer humoriſtiſchen Beſchreibung der Rheinbäder, die mit zu dem häufigen Beſuch der Engländer beigetragen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 21. — den 29. Januar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Mundt's Tagebuch aus Paris.

Es war ungefähr zur Zeit, wo die Schwalben und Singvögel wiederkehren, als Mundt die deutſche Heimath verließ. Viele ſeiner Freunde hielten es für eine Auswanderung, und wer ſein Volk geiſtig aufgibt, ſoll ihm auch äußerlich nicht mehr angehören wollen. Es ſchien faſt, als hätte Mundt in Deutſchland für Deutſchland nichts mehr zu thun. In Deutſchland auf Glück zu warten, auf perſönliches und weltgeſchichtliches, dazu gehört entweder viel Geduld oder viel Unmoralität, und wenn nun auch das Unglück müde geworden an dem unermüdeten Gehirn: nun dann ſucht man eben das Weite und läuft, wie der Ritter in dem Mährchen, dem unſichtbaren Silberglöckchen, dem geheimnißvollen Rufe der verhüllten Zukunft, nach, um zu finden, was die Heimath nicht mehr bietet, neues Glück und neues Unglück. Das iſt der Zauber, der im Poſthorn tönt, wenn Du alles hinter Dich wirfſt oder vielmehr alles von ſelbſt ſchon von Deinen gleichgültigen Schultern herabſank. Kaum wendeſt Du Dich noch rückwärts zum Abſchied, denn Deine ganze Seele bebt dem Ungewiſſen entgegen. Schon im Knabengemüth regt ſich oft der dunkle Drang, die Enge der gebundenen Gewohnheit plötzlich zu durchbrechen. Und was den Knaben in der dumpfigen Schulſtube, auf dem kargen Spielplatze hinter der Kirche, als Engigkeit drückt, das erwächſt dem männlichen Geiſte mit Bewußtſein als Ueberdruß. Man kann mit Ueberzeugung Deutſchland müde werden, und mich dünkt, ſo ſtand es mit Mundt, als er einen großen Spaziergang antrat; ſein Spaziergang machte die Miene einer Auswanderung. Nur wenige ſeiner Freunde wußten, daß dieſe deutſche Seele doch bald wieder nach der Heimath verlangen würde. Und ſchon in Brüſſel ſuchte Mundt ſich vorzugsweiſe die Deutſchen heraus, es war ſchon eine Anwandlung von Heimweh. Dann aber nahm ihn die große Lutetia-Paris in ihre weltweiten Arme. Der Strom mit ſeinen Strudeln hielt ihn Monate lang gefangen, man hörte wenig von ihm, der Deutſche ſchien alle Hände voll zu thun zu haben, um ſein Deutſch zu vergeſſen. Plötzlich ſaß er in London und phantaſirte über die Sympathien des engliſchen Lebens mit dem heimiſchen. Dieſe Entdeckung hatte den Quell ſeiner Rede wieder ſpringen laſſen, und er ſchrieb jene neun trefflichen Briefe über London, die wir unſern Leſern in dieſen Blättern mittheilten. Bald darauf ſuchte er ſich in Hamburg taugliche Lebenselemente und gab im „Delphin" jene „Vertrauten Briefe", die an Zartheit und witziger Gemüthlichkeit in der Literatur des Humors ihresgleichen ſuchen; ſeine pariſer Weltfahrten und Anſchauungen behielt er aber bei ſich, wie ſeinen beſten Biſſen.

Der erſte Band der „Spaziergänge und Weltfahrten" (Altona bei Hammerich) bringt nun die Briefe aus London in zuſammenhängender Reihe und das Tagebuch aus Paris. Da dies bis jetzt vorenthalten blieb, glaubten wir, Mundt's Anſchauungen vom Leben der franzöſiſchen Geſellſchaft würden ſich langſam zu Novellen-

Digitized by Google

ſkizzen geſtalten, allein die beſchreibende Natur dieſes Autors iſt auch in dieſen Stoffen noch mächtiger geblieben als ſeine geſtaltende. Wie aber Mundt beſchreibt und ſchildert, ſo liegt ſeine ganze Perſönlichkeit im Stofflichen, das ſein Gegenſtand wird, entfaltet, und ſein ganzer nervenzarter Menſch mit aller Schwelgerei ſeines Herzens, mit allem Uebermuthe ſeines feſſelloſen Geiſtes iſt wie hingebreitet über das Object, das ihm zu ſeinen Lebensphantaſieen Veranlaſſung bietet. Wir haben von andern deutſchen Naturen in letzter Zeit viel Werthvolles über Paris erhalten. Legationsrath v. Kölle gab in ſeinem „Paris im Jahre 1836" ein wiſſenſchaftlich getreues, gewiſſenhaft ſtrenges Bild von der Weltſtadt, die man noch immer gewohnt iſt, für den Heerd der europäiſchen Revolutionen zu halten. Profeſſor Gans beleuchtete in ſeinen „Rückblicken" die pariſer Salonfiguren in den Zeiträumen 1825, 1830 u. 1835, um aus ihnen den Stand der geſchichtlichen Ideen der modernen Menſchheit zu erlauſchen. Beurmann ſtellte ganz kürzlich in ſeinem „Paris und Brüſſel" die franzöſiſchen Perſönlichkeiten und Zuſtände unter die Lupe ſeines feinen, klugen Verſtandes. In Mundt wird das deutſche Gemüth über Paris laut. Ihn kümmern weniger die ſtaatlichen Fragen, die geſchichtlichen Gedanken des Jahrhunderts, er weiß darum, und aus dieſem Boden erwachſen ſeine Betrachtungen, aber ihn kümmert weit mehr die lebendige Menſchheit ſelbſt, mit ihrem täglichen Bedürfniß nach Liebe, mit dem täglichen Zerſcheitern ihrer liebſten Hoffnungen. Wie jene Autoren über Frankreich berichten, ſo könnte auch der Esprit anderer Nationen ſich verlautbaren, wie Mundt ſchildert, kann nur ein Deutſcher ſchildern. Das deutſche Gemüth, das in Mundt ſeine neueſte Sprache gewinnt, iſt freilich ein ganz pointirtes; es iſt das deutſche Gemüth in der Periode nach Börne. Es niſtet ſich nicht mehr in die kleine Scholle der Bequemlichkeit, vergräbt ſich nicht im Verſteck der Herzenseinſamkeit, ſchweigt nicht im iſolirten, weltentfremdeten Unglück; es hat ſich der Welt hingegeben, durchadert das Bergwerk des ganzen Erdenlebens, ſtürzt ſich in den Ocean der menſchlichen Freuden und Leiden, aber ringt doch immer, ſelbſt unter dem Wogenſchlage der Elemente, wo es ſich ſtark und groß macht, nach einer Inſel ſtiller Glückſeligkeit, wo das Herz mit ſeinem Schickſale abſchließen könnte. Mich dünkt, dies bezeichnet dieſes Autors Mittheilungen aus der Fremde; ſelbſt in dem Haſſe gegen manchen dumpfen Eigenſinn der Deutſchen klingt deutſches Heimweh durch. Es iſt das Gemüth der neuen Zeit, das ſich in dieſer Perſönlichkeit ausgebildet hat, und weil es ganz in den Geiſt unſers Jahrhunderts aufgegangen iſt, ſo hat es auch nicht die Schwächen, die ſich ſonſt an das Gemüth anſchmiegen, es iſt nie weichlich, nur in frühern Schriften Mundt's mag ſich dergleichen mit etwas redneriſchem Eigenſinn geltend machen; es hat alle Tugenden, und mit dem Scharfſinn, dem Witz und dem überſichtlichen Weltblick alle Waffen unſers Jahrhunderts in Händen. Dies Gemüth der Neuzeit iſt nicht etwa zahm, ſchüchtern, ſich ſelbſt genugſam, dies Gemüth iſt vielmehr die furchtbarſte Macht, ſo ſehr es auch mit lächelnder Grazie in die Welt tritt. Es iſt ein allbewegliches, allbezwingendes Element des modernen Geiſtes, es läuft überall umher, ſaugt ſich an allem feſt und beſiegt es durch die raſtloſe Liebe, womit es verwundend oder beſeligend ſeine Umarmungen austheilt. Weil es ſo echt menſchlich, ſo unerſchütterlich human iſt, läuft die Welt Gefahr, von ihm ganz und gar verzehrt zu werden, denn es zieht das widerrechtlich Erniedrigte aus der Enge hervor, und quält das anmaßlich Erhobene, bis es halb ohnmächtig vom Poſtamente herabſtürzt. An den gefeierten Potenzen deckt es uns unbarmherzig, wenn auch mit Wehmuth, die menſchlichen Schwächen auf, und in dem Mißachteten zeigt es uns oft die Tugenden des menſchlich Schönen. So ſchildert Mundt die pariſer Griſetten mit einer Rührung, die zum Glück auch ſehr witzig iſt, ſonſt würden wir es vor Wehmuth nicht aushalten, und zergliedert uns hochgewürdigte Geſtalten, wie Talleyrand, Chateaubriand, Lamennais, Victor Hugo, mit einer üppigen Ironie, daß man meint, mit ſolcher Kritik ließen ſich die Pole der Erdachſe wie ein Taſchenmeſſer bequem zuſammenklappen und in die Taſche ſtecken. Wir ſtaunen über dieſe Höhe des Standpunctes, welche hier der deutſche Humor erringt, indem er über die gefeierten Notabilitäten Frankreichs mit eben ſo viel zweiſchneidiger Ironie als harmloſer Gemüthlichkeit triumphirt. Dieſe Triumphe geſtehen wir ihm zu, ſoweit ſie Perſönlichkeiten der Zeit betreffen; er will aber auch die Ideen der Zeit an ſeinen Wagen ſpannen, und hier müſſen wir ein Veto erheben. Ich meine Lamennais. Dieſe Perſönlichkeit mag Mundt mit dem hellen Glanze ſeiner Waffen bezwungen, ihre vergeblichen Bemühungen, den Papſt als eine Vernunft der Geſammtheit zu conſtruiren, alle ihre Widerſprüche mit Witz und Scharfſinn in ſich aufgelöſt haben, allein das Element, in welchem ſich dieſe Perſon getragen fühlt, reicht weiter, und iſt in Lamennais nicht ausgelebt. Hier erreicht die lächelnde Anmuth, mit welcher Mundt gegen Lamennais zu Felde zieht, ihre Gränze; ſie müßte einen geſchichtlichen Standpunct einneh-

men, um ſich nicht zu verirren. Mundt hat ſich von Lamennais' Perſönlichkeit gegen ſeine Ideenkreiſe einnehmen laſſen, und ſein allerdings glänzend geſchriebener Artikel iſt doch nur ein geſellſchaftliches Herumdebattiren. Wir können Alles unterſchreiben, was er zur Widerlegung der katholiſchen Demokratie beibringt, ſo weit dieſe ſich in Lamennais mit vergeblichen Verſuchen zu entwickeln anhob; die unberechenbare Bedeutſamkeit dieſer Erſcheinung für die katholiſche Welt läßt ſich nur auf einem andern Standpuncte würdigen, von dem aus die Sache der Völkerbefreiung in ihrem furchtbaren Ernſte erſcheint. In Lamennais wird troß allen falſchen Verſuchen des redneriſchen Prieſters, ſich in der Welt der Freiheit mit ſeiner Altgläubigkeit zu orientiren, die hungernde Armuth geiſtig emancipirt, und dieſer Krieg der Armuth mit dem Reichthum, vielleicht der einzige, den die moderne Menſchheit im Ganzen und Großen noch zu führen hat, iſt mit den Irrthümern eines einzelnen Wortführers nicht erledigt. Der Humor hat das Recht, die Perſönlichkeit vor der Idee, die ſie vertreten will, in ihrer Unzulänglichkeit zu portraitiren, aber mich dünkt, in Mundt's Darſtellung habe der Humor die Brücke zum geſchichtlichen Ueberblick, wo der ganze Ernſt über die Zukunft der heranrückenden Geſchlechter uns überwältigen muß, nicht gefunden. Es iſt dies ein Thema, das ſich auch hier nicht erledigen läßt; als bezeichnend für Mundt's Auffaſſung deute ich nur noch an, daß der ſittliche Spartanismus und die reine Hoheit eines chriſtlichen Radicalismus, der in den Paroles ſich neben fanatiſcher Rhetorik Bahn bricht, ihn wenig ergriffen hat. Auf ähnliche Weiſe, wie Mundt mit Lamennais umſpringt, ließe ſich auch mit Börne fertig werden, mit der Perſon Börne, aber ein ſolcher gordiſcher Knoten in dem Geſtrick der modernen Kulturentwickelung wäre damit weder gelöſt noch zerhauen.

Den reichen Genuß, den das „Tagebuch aus Paris" bietet, wird ſich die deutſche Leſewelt nicht vorenthalten, wir erſparen ihr deshalb die vereinzelten Hinweiſe. Es iſt der liebenswürdigſte Humor, der hier mit dem Tiefſinne und der Innigkeit des deutſchen Gemüthes Arm in Arm durch die Straßen wandelt, das Pflaſter und das arme Volk beobachtet, ſich mit den Reichen zu Tiſche ſetzt, in das Boudoir der Damen lugt, ſich über das Menagemachen erbaulich ergießt, die pariſer Griſetten mit der pariſer Tugend in Vergleich bringt, bei den Großen mit liſtiger Beſcheidenheit anklopft, ihre Größe mit deutſchem Stolze beſeitigt, am Foyer der Oper über die ephemeren Notabilitäten, wie Scribe und Jules Janin, ſich mit Würde luſtig macht, die Franzöſinnen bei der Toilette und beim Tanze lorgnettirt, kurz, das ganze glänzende Elend der pariſer Welt in ſeinem reizenden Zauber durchlebt hat.

(Der Beſchluß folgt.)

Correſpondenz.

Aus Mainz.

[Eiſenbahn, Dampfſchifffahrt, ein Engländer über Deutſchland.]

Mehr als die cölner Frage beſchäftigen uns im Augenblicke die induſtriellen Unternehmungen, die ihren materiellen Nutzen bringen. Die Eiſenbahn von Mainz nach Frankfurt wird wirklich begonnen, ſie iſt kein Luftgebäude mehr. Die definitive Conceſſion wird von den drei betheiligten Regierungen den Actionairen unter Bedingungen gegeben, die für Letztere ſehr günſtig ſind; deshalb ſind die Actien bedeutend geſtiegen. Außerdem iſt es nun kein Zweifel mehr, daß dieſe unſre Bahn mit den Bahngängen, welche aus dem ſüdlichen Deutſchland und aus Frankreich kommen, in Verbindung gebracht wird. Es werden derſelben dadurch Vortheile zugeführt, deren ſich keine andere Bahn rühmen kann. Die rheiniſche Dampfſchifffahrt wird mit dieſem Frühjahre eine Ausdehnung erhalten, wie wir ſie am Rheine noch nicht ſahen. Die Concurrenz der neuern mit der ältern Dampfſchifffahrt wird ihre guten Früchte bringen, und ein lebendiger Verkehr auf dem Rheine wird ſich dadurch erzeugen, der nicht ohne die beſten Folgen für den Wohlſtand unſrer Gegend bleiben kann. — Auch der neue heſſiſche Gewerbe-Verein verſpricht ſehr viel Gutes für unſre Induſtrie und unſern Handel. Die jährlichen Induſtrie-Ausſtellungen und die Aufmunterungen zu vortrefflichen Erzeugniſſen durch Preis-Medaillen ſind geeignet, unſrer Fabrikation und unſren Gewerben Aufſchwung zu geben, und wir werden dadurch nach gerade der Concurrenz mit dem Auslande ruhig entgegenſehen können. Durch dieſen Gewerbeverein ſind wir erſt aufmerkſam gemacht worden, wie viel Schönes und Gutes in unſerer Umgegend producirt wird, und wie man bisher manches für vieles Geld von auswärts kommen ließ, was man weit beſſer und billiger in der Nähe hatte. —

Von einem hier ſeit längerer Zeit wohnenden Engländer, Namens Inclebon, iſt in engliſcher Sprache vor kurzem eine Schrift herausgegeben, die hohes Intereſſe erregt, und der allgemeinſten Beſprechung werth iſt. Die beliebte Schrift heißt: „Der Taunus." Man irrt aber, wenn man das Werk für eine bloße Beſchreibung der pitoresken Schönheiten und der Naturſchätze dieſes geſegneten Landes hält. Wohl werden auch hier Ruinen, Schlöſſer, Alterthümer, Bäder u. ſ. w. geſchildert; aber an dieſe Schilderungen werden Reflexionen vom allgemeinſten Intereſſe geknüpft, über Religion, Freiheit, Sitten, Verfaſſungen, Gebräuche und Lebensweiſe, oft mit vergleichenden Blicken auf England, die darum ſo anziehend ſind, weil ſie von einem Engländer kommen, dem Freimüthigkeit und Vorurtheilsfreiheit über alles gelten. Am beredtſten und zugleich am anziehendſten wird der Verfaſſer, wenn er die Lage des

Landmanns am Rhein mit der Lage der untern Stände Irlands vergleicht. Hier wird bei ihm ein edler Zorn rege, und ſchonungslos geißelt er die Gebrechen und Fehlgriffe der engliſchen Regierungen, dem armen Irland gegenüber, und er preiſt die deutſchen Regierungen, denen, wie er ſagt, weit mehr das Glück ihrer untern Volksclaſſen am Herzen liegt. Incledon iſt in hohem Grade ein liberaler Schriftſteller, und wenn Einige das nicht mit dem Umſtande zuſammenreimen können, daß er ſeine Schrift dem Herzoge von Naſſau widmet, und von demſelben als Anerkennung einen koſtbaren Brillanten erhielt, ſo mögen dieſe im Buche ſelbſt ſich überzeugen, daß Incledon auch gewiſſe Inſtitutionen tadelt, ſcharf tadelt, und daß er namentlich dort ſeinem Unmuthe vollen Lauf läßt, wo er ſieht, daß roher Vandalismus die heiligen Reliquien aus alter Zeit nicht zu ſchonen wußte. Ebenſo verhaßt iſt Herrn Incledon jede religiöſe Intoleranz, wo er ſie auch findet. Wir hören gern dieſen geiſtvollen Engländer mehr als einmal in ſeiner Schrift über die Emancipationsfrage der Juden reflectiren, ſie iſt ihm eine Angelegenheit der Menſchheit, und ſchwer tadelt er die Deutſchen und die Engländer, daß ſie zaudern, dieſe große Schuld der Aufklärung des Jahrhunderts abzutragen. Ueberhaupt ſind es die höhern menſchlichen Intereſſen, die den Verfaſſer beſeelen, und während wir ihn mit der Beſchreibung einer Burgruine beſchäftigt glauben, entſchlüpft uns plötzlich der Reiſebeſchreiber des „Taunus", und wir haben den edelſten Humaniſten vor uns, glühend vor Zorn oder vor Freude, je nachdem ihn gerade ein Gegenſtand fortreißt, der ſeinen menſchheitlichen Ideen zuwider iſt oder entſpricht. Incledon's Gemüth iſt durch und durch ein poetiſches, er weiß den meiſten Stoffen eine erhabnere Seite abzugewinnen, und ſie ſogleich in den Rahmen eines friſchen, warmen Liedes zu faſſen. Solchen kleinen Gedichten begegnen wir in dem Buche ſehr vielen; ſie zeugen von einer reichen Phantaſie und von einer Wärme des Gefühls, die außerordentlich wohlthut. Es iſt unmöglich, von dieſem Buche nicht aufs freundlichſte angeſprochen zu werden. Aber wenn man auch ganz von der poetiſchen Seite des Buches abſieht, und nur die hiſtoriſche in Erwägung zieht, bleibt dem Buche immer noch ein bedeutender Werth. Es iſt intereſſant, den Sohn Britanniens alle Theile dieſes gebirgigen Landes zu Fuße durchwandern zu ſehen, die Höhen des Donnersberges beſteigend, die romantiſch-majeſtätiſchen Ufer des Rheins, der Lahn, der Nahe aufſuchend, ſtets das Tagebuch in der Hand, um die hervorſtechendſten Schönheiten dieſes Paradieſes zu ſkizziren, und ſich den lebendigſten Eindrücken hinzugeben. Wir zweifeln nicht, daß dieſem Buche in England und in Deutſchland die allgemeinſte Anerkennung werde. Wer in dieſem Werke blos einen Wegweiſer am Rhein und am Taunus ſucht, wird ſich nicht befriedigt finden. Wer aber von einer Rhein- und Taunus-Reiſe mehr erzielen will, als blos eine locale Kenntniß der unzähligen Naturſchönheiten dieſer Gegend, der wird in Incledon's Buche Aufſchlüſſe finden, die ihm von unendlichem Werthe ſind.

Die Direction des rheiniſchen Kunſtverbandes hat kürzlich einen Generalbericht ihrer Wirkſamkeit im Jahre 1837 dem Publicum mitgetheilt, der zu ſchönen Erwartungen für die Zukunft berechtigt. Konnte es ſchon im erſten Jahre dahin gebracht werden, daß in den fünf Vereinſtädten für 24,000 Fl. Kunſtgegenſtände aufgekauft wurden, ſo dürfte in den nächſten Jahren die Ankaufsſumme in dem Grade ſteigen, als das Publicum immer mehr Intereſſe für dieſen ſchönen Verband nimmt. Aber auch die Künſtler werden in Zukunft ſich eines Beſſern von dieſem Kunſtverbande belehren, und denſelben mit werthvollern Kunſtwerken verſehen, als im vergangenen Jahre, wo man, ſo ſcheint es, noch keine große Hoffnung von dieſem Inſtitute hatte, und die echten hiſtoriſchen Gemälde lieber den größern Ausſtellungen überantwortete, als dem Turnus in den fünf Rheinſtädten. Erfreulich iſt es, wenn in dem Generalberichte geſagt wird, es ſei die Abſicht der verbundenen Vereine, zukünftig durch ausgezeichnete Werke der vervielfältigenden Künſte, welche auf gemeinſchaftliche Koſten gemacht, und, ohne in den Kunſthandel zu kommen, nur an die Mitglieder unſerer Vereine vertheilt werden ſollen, das Intereſſe für die Verbindung zu erhöhen, und durch vereinte Kräfte auch in dieſem ſo wichtigen Theile der Kunſtproduction das Ausgezeichnete zu leiſten. Wir erfahren ferner in dieſem Generalberichte, daß noch mehrere entferntere Vereine den Anſchluß an unſere rheiniſche Verbindung beabſichtigen, daß aber eine ſolche noch größere Ausdehnung des Verbandes vorerſt und ſo lange nicht räthlich ſei, bis die Erfahrung die Grundſätze der Verbindung in ihrer ganzen Ausdehnung erprobt hat. Viel räthlicher wäre es vielleicht, das Beiſpiel der rheiniſchen Verbindung auch in andern Städten, deren geographiſche Lage einer ſolchen Verbindung günſtig iſt, nachzuahmen, da wirklich dieſes Bedürfniß der Verbindung in allen kleinern Kunſtvereinen gefühlt werden muß.

Notizen.

[Ein altes gutes deutſches Motto.]

In einer Stadt, die ſich nicht nennen will, fand man neulich folgendes Placat:

„Dumm machen laſſen wir uns nicht,
Wir wiſſen, daß wir's werden ſollen.
Vernunft heißt das von Gott uns angezünd'te Licht,
Das ſie auslöſchen wollen.
Wir wiſſen, daß wir dumm, dumm wieder werden ſollen,
Und werden's ganz gewiß mit Gottes Hülfe nicht!"

Das ſind, ſo viel ich weiß, Verſe vom alten guten Gleim. Wie deutſch, wie rührend, und bei aller Einfalt wie bitter!

[Anaſtaſius Grün.]

Anaſtaſius Grün, von dem wir einige in Paris geſchriebene Gedichte erhielten, gehe zu Anfang Februar nach London, wo er ſich kurze Zeit aufzuhalten gedenkt, um in ſeine Heimath zurückzukehren.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Dienſtags — 22. — den 30. Januar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Mundt's Tagebuch aus Paris.

(Beſchluß.)

Wir heben aus den reichen Mittheilungen Folgendes hervor über

die franzöſiſchen Frauen.

Wer da weiß, was es in Paris ſagen will: eine Frau von vierzig Jahren, der wird auch über die Reize meiner Madame Grenelle im Reinen ſein. Eine Frau, die in Paris vierzig Jahre alt geworden, hat aufgehört, eine Frau zu ſein, ſie wird entweder ein Mann oder eine Matrone, letzteres mit einer Nebenbedeutung, und begibt ſich aus dem Strudel der Vergnügungen auf die Bahn wichtiger und einträglicher Geſchäfte. Eine Frau, die in Paris den Entſchluß gefaßt hat, vierzig Jahre alt zu ſein, hat dadurch eine Probe von großem Heroismus an den Tag gelegt, ſie hat auf eine ehrenvolle Art mit der Geſellſchaft capitulirt, aber weit entfernt davon, ſich für beſiegt in derſelben zu erklären, fängt ſie es jetzt auf eine andere Weiſe an, eine ſelbſtſtändige Macht darin auszuüben. Sie übernimmt gewiſſermaßen das Portefeuille der Geſellſchaft, als Miniſter aller ihrer innern und äußern Angelegenheiten, und wenn ſie früher liebenswürdig war, ſo ſucht ſie jetzt wichtig zu werden, verſchenkt ihren Rath wie ſonſt ihre Gunſt, und triumphirt durch ihre Lebenserfahrungen und Verbindungen wie ſonſt durch ihre Toilettenkünſte. — Die Pariſerinnen haben wenig Anziehendes für mich, und ich könnte bei ihnen leicht in den Ruf eines heiligen Antonius gerathen. Aber die ihnen eigene Schönheit beſteht mehr in geheimen als in ſichtbaren Reizen, und gleicht manchen Gerichten, die nur ein vollkommener Gourmand zu würdigen verſteht, die aber dem an eine gute und einfache Hausmannskoſt gewöhnten Laien widerſtreben. Bei aller reizenden Tournure iſt doch die Geſtalt der Pariſerinnen ſelten ausgebildet, weder zu einer Hebe noch zu einer Juno, ſondern man findet hier vorherrſchend einen Mittelſchlag von ſchönen Formen, die geſchmeidig und elaſtiſch genug ſind, aber ihre Anmuth mehr darin zeigen, wie ſie ſich bewegen, als wie ſie gebildet ſind. Wo ſich einige Fülle der Glieder anſetzt, entſteht auch ſogleich ein Embonpoint, das man hier ſo äußerſt häufig bei den Frauen antrifft, ein Zuſtand, den ein ſolcher beau corps de femme freilich in der beſten Haltung zur Schau zu tragen verſteht. Die großen Naſen verleihen aber den Geſichtern der Pariſerinnen etwas Charakteriſtiſches, das ihnen mehr männliche Schönheit gibt als weibliche, und wozu oft auch die ſonore Altſtimme ſich geſellt, die durch ihre Tiefe überraſcht, aber auch ſeltſam reizt. Die Pariſerin iſt keine Venus, ſie müßte denn eine Venus Callipyga ſein, denn in dieſer Form, für welche Winkelmann in ſeiner Geſchichte der Kunſt noch keinen wohllautenden deutſchen Namen gefunden, ſtellt ſie allerdings das Höchſte und Schönſte in ihrer Erſcheinung dar, und verwendet auch die größte künſtleriſche Sorgfalt darauf, von dieſer Seite zur Göttin zu werden. Dieſe Seite iſt die ausgebildetſte an ihr, eine Seite von europäiſchem Rufe, und die Toilette

Digitized by Google

wetteifert hier mit der Natur, ein Meiſterſtück zu Stande zu bringen, das auf den vollendetſten Zauber berechnet iſt. Dieſer Punct iſt die eigentliche Schönheitsperſpective von der kleinen Geſtalt der Pariſerin, von ihm aus ergießt ſich Leben und Beleuchtung auf alle übrigen Körperformen, er iſt die magiſche Figuration, in welchee die Wellenlinien der ganzen Geſtalt concentriſch zuſammenlaufen. Der zweite Brennpunct iſt das Auge, um die Pariſeein ihre eigenthümlichſte Wirkung erlangen zu laſſen. In dieſem Auge ſtrahlt Feuer, Witz, Verſtand, Liebe und Klugheit, offener Muth und verborgenes Glück, und von dieſem glänzenden Auge empfängt der trübe Teint einige verſchönernde Reflexe. Die halb trübe, halb bleiche Geſichtsfarbe rührt hier, wie ich glaube, hauptſächlich von dem Einfluſſe der Kamine her, die, ſo lange man vor dee Flamme ſitzt, eine ſtarke Röthe erzeugen, welche aber beim Hinaustreten auf die Straße ſogleich in eine unrein verwaſchene Bläſſe übergeht; und da den Frauen vorzugsweiſe die Kaminſeite gehört, und ſie ſich ſtetiger dieſer Einwirkung der Gluth ausſetzen, ſo erkläet ſich darum wohl zum Theil der faſt durchgängig ſchlechte Teint der Pariſerinnen.

Man hat die feanzöſiſchen Frauen vorzugsweiſe in den Ruf der Coquetterie gebracht, eine in Deutſchland gäng und gebe Anſicht von ihnen, die ſich aber bei genaueer Bekanntſchaft entweder nicht beſtätigt, odee in ganz anderer Weiſe aufgefaßt werden muß. Gewiß iſt, daß man in Deutſchland bei weitem mehr weiblicher Coquetterie begegnet, als in Frankreich, denn eine Franzöſin coquettiet nur, wenn ſie will, und mit wem ſie will, aber niemals unwillkürlich, wie manche deutſche Frau. Die Franzöſin, das Gemüth durch den Verſtand meiſternd, hat ſich beſtändig in ihrer Gewalt, und nicht ſo leicht wird ihe Herz oder eine aufwallende Sympathie einen Streich ſpielen, ſondern ſie verſteht ſogleich die Eindrücke, die ſie empfängt, zu beheerſchen und eine Abſicht daraus zu geſtalten. Die Franzöſin ſucht nicht nach Sympathie umher, wie lebenslang es die deutſche Frau thut, ſondern ſie ſpäht mit weltklugen Augen nach Sieg und Herrſchaft. Sie coquettirt, wenn ſie will, um ihrer Vaſallen ſich zu vergewiſſern, aber ſie coquettirt nicht, wie die deutſche, aus Gemüthlichkeit, aus gutmüthigem Drange, aus geheimer Liebebedürftigkeit odee aus Sentimentalität. Eine Deutſche iſt oft viel coquetter, als ſie ſelber es ſich denkt, während ſie in tugendhafter Selbſtzufriedenheit glaubt, alle Coquetterie werde ſchon bei ihren Schweſtern jenſeit des Rheins aufgebraucht, und ſie habe in ihrem ſoliden Deutſchland nichts davon abbekommen; aber die Deutſche iſt liebenswürdig um dieſer unbewußten Coquetterie willen, welche die Sehnſucht eines unbefriedigten Herzens bei ihr ausübt, und ihe Werth ſteigt dadurch im Preiſe. Eine deutſche Frau macht tauſend verſtohlene Verſuche, die Liebe zu finden und ihren inneen Reichthum an einen würdigen Gegenſtand zu bringen, bei jedee neuen Bekanntſchaft hofft ſie einem Meſſias entgegen, der ihr übervolles Herz erlöſen wird, und wie ſelten werden die Geheimniſſe deutſcher Vergißmeinnichtaugen verſtanden! Die Franzöſin aber weiß nichts von der deutſchen Hieroglyphenſchrift der Zärtlichkeit, ſie ſpricht laut, wo Jene ſeufzt, ſie lacht übermüthig, wo Jene liebäugelt, ſie iſt ſtolz und beſehlend, wo Jene verſchämt und anſchmiegend iſt. Sie theilt glänzende Ordensſterne an ihre Liebe aus, wo Jene Blumen aufſucht, die eine beſondere Bedeutung haben. Sie iſt offen, wo Jene geheim iſt, und iſt deshalb weniger coquett als Jene, denn die größte Coquetterie beſteht in dem Verſchwiegenen. Die Franzöſin iſt ein Charakter, die Deutſche iſt ein Gemüth, und das Gemüth ſpinnt überall ſeine Fäden aus, während der Charakter lieber zu einer ſtählernen Selbſtſtändigkeit ſich verhärtet. Daher begegnet es der Franzöſin nie, daß ſie unwillkürlich, durch bloßes Augenaufſchlagen, Beziehungen ſucht, ſie gleicht vielmehr, beſonders in iheer öffentlichen Erſcheinung, dem kalten Eiskryſtalle ſelbſt, der hell funkelt, aber nicht ſo leicht, ſelbſt unter dem höchſten Wärmegrade nicht, in Feuer dahinſchmilzt. Der gute Ton iſt es, der es hier vor allen Dingen ſo mit ſich bringt. Wenn es aber einmal ihr Wille wied, daß ſie Beziehungen ergreife und hervorlocke, dann ſchlägt ſie, wie dee Pfau, ein prächtig flammendes Farbenbogenrad um ſich her, ſchillert in tauſend magiſchen Strahlen, und es gibt kein Glied, keine Falte und keine Bewegung an ihr, worin ſich nicht Sinn und Abſicht hineinlegt, es gibt keinen zufälligen Zug in ihrem Geſichte, der nicht von Coquetterie erglänzte und erzitterte. Dann erlebt man eine prachtvolle Naturerſcheinung der Coquetterie, die in Donner und Blitz daherfährt und aus purpurrothen Wolken ihre Feuer ſendet. — Die franzöſiſchen Frauen ſind Künſtlerinnen ihrer Leidenſchaft, ſie machen daraus, was ſie wollen, ein Vaudeville, einen Roman in der Manier von Balzac, ein Trauerſpiel, eine italieniſche Arie oder ein Gelegenheitsgedicht. Dieſe künſtliche Miſchung von Gluth, Berechnung, kalter Abſicht und Liebe, welche den Charakter der Franzöſinnen ausmacht, iſt das eigentliche Geheimniß ihrer ſiegeriſchen Erſcheinung, ihrer Liebenswürdigkeit und ihres lange andauernden Widerſtan-

Digitized by Google

des, den ſie dem Alter und dem Verwelken entgegenzuſetzen wiſſen. Die Franzöſinnen ſind Diplomatinnen der Liebe, ſie unterhandeln mit ihren Leidenſchaften, anſtatt ſich ihnen hinzugeben, und verwenden die Gluth ihrer Gefühle zum Toilettenſchmucke und zur bunten Draperie ihres Boudoirzimmers. Sie gruppiren die Leidenſchaften um ihren eleganten Waſchtiſch, und bedienen ſich derſelben als einer kosmetiſchen Seife, welche den Teint verſchönert, ein beſtändig jugendliches Colorit leiht und das Alter fern hält. Sie verzehren ſich nicht durch die Liebe, ſondern ſie nähren ſich an ihr, ſie gehen in muthwilliger Blüthe danach auf, und gleich dem Stahle werden ſie durch die Flamme immer härter und dauerhafter. Die femme conservée iſt daher ein echt franzöſiſcher Begriff, und in keinem andern Lande begegnet man ſo vielen wohlerhaltenen Frauen bis zur höhern Stufe des Alters hinauf als in Frankreich. Fragt man, wodurch ſie ſich ſo wohl erhalten haben, ſo iſt es eben jene eigenthümliche Wechſeltemperatur von Gluth und Kälte in ihrem Weſen, wodurch man den Stahl härtet, indem man ihn erſt in Feuer glüht und dann raſch in kaltem Waſſer ablöſcht. Das Ideal der femme conservée iſt aber hier die berühmte Schauſpielerin Mars, die ich mehrmals auf dem Theater français geſehen, denn ich war natürlich begierig auf den Anblick, wie das alte Frankreich ſich jung erhält, da mir das ſogenannte junge Frankreich hier in Paris ſo alt erſchienen war und mit den Runzeln und Falten im Geſichte, die man in Deutſchland ſchon vor vielen Jahren abgelegt hat. Man hat ſich aber häufig über das Alter der Mars geſtritten, bis man endlich deren Taufſchein ermittelte, der auf den 9 Februar 1779 lautet, und die öffentliche Preſſe hat ſich beeifert, ihre Couriere mit dieſer Nachricht in alle Welt auszuſchicken. Thörichter Vorwitz! Was hilft es, den Talisman zu entblößen, durch welchen die Magie der Zauberin wirkt? ſie bleibt doch Zauberin, denn ſie allein verſteht den Talisman zu gebrauchen. Wenn ein Taufſchein proſaiſch genug iſt, zu der Mars zu ſagen: Du wirſt morgen ſechzig Jahre alt! ſo braucht ſie blos auf den Abend in ihr Theater français zu gehen, der Vorhang wird aufgezogen, die Lichter werfen den erhellenden Schein über ihre Anmuth, es flüſtert durch das ganze Parterre: das iſt die Mars! und jeder Enthuſiaſt zählt ihr achtzehn Jahre zu und beklatſcht ſie für ihre achtzehn Jahre ſtürmiſch. Wenn aber die Verehrer der Mars den wahren Vortheil ihrer Jugendgöttin verſtänden, ſo würden ſie in die Journale haben rücken laſſen: daß ſie ihr achtzigſtes Jahr anzutreten im Begriff ſtehe! Denn darin beſteht eben die Jugend der Mars, daß die Mars ſo alt iſt, und je älter ſie iſt, deſto merkwürdiger erſcheint ihre Jugend. Es iſt hier eine Dialektik von Jugend und Alter, für die man Philoſoph ſein muß, um ſie wahrhaft würdigen zu können.

Deutſche Romane.

Die Sprache des Herzens. Vier Novellen von der Frau v. W. Herausgeg. von L. Schefer. Berlin, Veit.

Wir haben kürzlich erſt unſern Leſern ein intereſſantes Seelengemälde von der Frau v. W. mitgetheilt; die Leſer ſind alſo ſelbſt im Stande, den Geiſt dieſer Schriftſtellerin, d. h. bei Frauen deren Herz und Seele, anzuerkennen. In dem zweiten Bande der Mundt'ſchen Dioskuren begegneten wir zum erſten Male dieſer Chiffer Fr. v. W. Die Novelle aus dem Leben eines jungen Malers (in dieſen Blättern) war das Nächſte, was im Publicum erſchien, und mit einem Beitrag im deutſchen Taſchenbuch gleichzeitig, tritt nun hier ein ziemlich ſtarker Band von derſelben Feder vor uns. Leopold Schefer ſcheint über die Papiere der Dame zu verfügen, er bevorwortet die vier Novellen, und wir geben ſeine Vorrede hier als die angemeſſenſte Kritik. „Aus Beſcheidenheit wünſchte die Verfaſſerin ihren Namen vor dieſen Novellen verſchwiegen. Ob ſie es immer wird, wenn ſie einfachen, edlen Gemüthern gefallen haben, das weiß ich nicht. Sonſt verſchleiern ſich ſchöne Menſchen am liebſten, um angenehm zu überraſchen. Hier aber erſcheint indeſſen ja doch ſie ſelbſt, durchſichtig, eine reine Seele, die ſelbſt die Sprache des Herzens redet. Denn eben wünſcht ſie, daß alle im Leben ſo immer reden möchten und reden könnten, und der Titel des Buches bezeichnet am meiſten: ſeine Abſicht! Dabei erſcheint ihr gleich wichtig, daß jeder auch die zarte Sprache des Herzens des Andern verſtehe, ja auf ſie achte, ſich nicht durch vorgefaßte Meinung und Leidenſchaft darüber verblende. — Und nun mögen wir einfach es ſagen, was die Leſer hier finden: das durchhin wirkende Motiv der Seelen- und Neigungs-Verirrung, das Nichtverſtehen der Herzen bis zu der unabwendbar erfolgenden Colliſion; feine pſychologiſche Intentionen, edle Haltung, Durchführung; eine gebildete Lebensanſicht, lebenstreue Verwickelung, gelinde Löſung, zartvermittelndes Einſchreiten, ächt weibliche Behandlung — auch der männlichen Charaktere. Eben ſo liegt den Begebenheiten ſichtbar viel Geſchehenes zum Grunde, das in dieſer Form aber Niemanden verletzen kann. Wir finden hier eine Dichterin, deren Schöpfungen und Gemüth Eins ſind und miteinander beurtheilt werden möchten. Die Kunſt in dem Buche iſt nicht größer als das Herz, aber auch ſo groß. Denn herzlich zu ſein, iſt die Kunſt der Frauen, und auch ihr Geſchick."

Die vier Novellen ſind: Herz und Weltſinn, Lebensglück und Liebesglück, Fanny, Lebensbilder. Ueberall iſt hier der Widerſtreit zwiſchen wirklicher und nur anſcheinender Liebe gezeichnet, wie ihn das Leben der Geſellſchaftswelt bietet, die Verwirrung, die der Hang nach dem glänzenden Schein der Welt und der Drang nach der Tiefe des Seelenlebens oft

Digitized by Google

in einem und demſelben Gemüth hervorruft. Und dies geſchieht mit all der Herzenskunde, die ein edles Frauengemüth vielleicht an ſich ſelbſt bewährt fand.

Die Reiſe nach Rom. Ein Roman von **Wilhelmine Lorenz.** Leipzig, Wienbrack.

Als Roman iſt dies Buch ſehr einfach, um nicht zu ſagen dürftig; ein junges armes deutſches Mädchen hat eine unüberwindliche Sehnſucht, Italien, und beſonders Rom, zu ſehen. Da ſtirbt ihr zu rechter Zeit ein Onkel, der in Amerika reich geworden war, macht ſie zur Univerſalerbin und ſie ſchreitet nun unverzüglich zur Ausführung des langgehegten Wunſches. — Sie macht die Bekanntſchaft eines Mannes, der eine ſie beſonders anſprechende Reiſebeſchreibung durch Italien herausgegeben hat, und erſucht dieſen, nolens volens ſie zu begleiten, was nach einigen Unterhandlungen angenommen wird. Nun gehts nach Italien, und wir müſſen die Tour abermals machen, die wir bereits hundert Mal zurückgelegt haben. Nur Walberg's, des begleitenden Schriftſtellers, hiſtoriſche und kritiſche Bemerkungen, die Scharfſinn, Unparteilichkeit und eine klare — ja, mitunter originelle — Auffaſſung der Dinge beurkunden, geben der verbrauchten Reiſebeſchreibung einigen Reiz. Dieſe hält im Ganzen die goldene Mittelſtraße zwiſchen excentriſcher Bewunderung und coquetter Tadelſucht, welche letztere wir ja erſt jüngſt bis zur abſurdeſten Lächerlichkeit geſteigert ſahen; aber ſie erhebt ſich auch nicht über die breite und bequeme Straße der Gewöhnlichkeit. Einige novelliſtiſche Fragmente werden gelegentlich zur Abwechſelung in den Weg geworfen und eine Heirath zwiſchen den Reiſenden, Walberg und Charlotte, ſchließt natürlich das Buch. Die Perſönlichkeiten dieſer Beiden ſind das Gelungenſte und Bedeutendſte im Roman und beſonders macht Walberg's Charakterbild der weiblichen Feder alle Ehre. Die Sprache lieſt ſich leicht weg, ohne aber auf einem andern Wege, als dem breiten ſich zu bewegen, der das Ganze trägt. N. B.

Die beiden Albert's, oder: der Homöopath. Novelle von **Penſeroſa.** 3 Bändchen. Leipzig, Wienbrack.

Wenn es je ein Buch ohne allen Inhalt und ohne alle Tendenz gegeben hat, ſo iſt es das vorſtehende. Die flachſte, reizloſeſte Alltäglichkeit, die gewöhnlichſte Lebens-Miſere iſt mit der breiteſten Behäbigkeit durch dieſe, vierundvierzig Druckbogen umfaſſenden drei Bändchen gezogen, und man muß unwillkürlich mit Schiller ausrufen:

„Aber ich bitte Dich, Freund, was kann denn dieſer Miſere Großes begegnen, was kann Großes denn durch ſie geſchehen?"

Wer dieſe ſchaalen Theeſcenen, die noch durch eine uncorrecte und nachläſſige Sprache und eine geſuchte Ziererei des Styles widerlich werden, lieſt, ohne einzuſchlafen, der hält Alles aus. Wir wollen nicht gerade Großes, nur Genießbares; nicht immer die Würze des Lebens, aber wenigſtens auch nicht das ſchaale abgeſtandene Waſſer, welches in der Haushaltung des Daſeins als überflüſſig weggegoſſen wird. Jeder Alltagsroman, der ſich möglicherweiſe zwiſchen einer Köchin, oder Jungemagd und einem Bier-Geſellen geſtaltet und ſich nicht über den Zapfenſtreich ausdehnt, hat mehr poetiſchen Werth als dieſe armſelige Waſſerſuppe. Es iſt eine Schmach, daß ein ſolches abſolutes Nichts in unſerer Zeit gedruckt und in die Welt geſchickt wird.

N. B.

Die Martinsvögel. Bilder aus dem 14ten Jahrhundert mit Arabesken aus unſerer Zeit von **Wilhelm v. Chézy.** Carlsruhe, Creuzbauer.

Eine Geſellſchaft junger lebensfroher Männer tummelt ſich im Jahre 1834 in Baden-Baden und deſſen romantiſcher Umgebung umher; Luſt und Muthwille werden mannichfach geübt und unter andern Scherzen wird auch eine Wette gemacht, vermöge deren ein junger Maler ſich verpflichtet, der Geſellſchaft, wann und wo ſie will, in einzelnen Abtheilungen eine Erzählung aus dem Stegreiſe zum Beſten zu geben. So entſtehen die „Martinsvögel" als eine Reihe romantiſcher Zeit- und Lebensbilder aus dem 14ten Jahrhundert; der Hauptinhalt iſt die lange und arge Fehde jenes Eberhardt von Würtemberg, genannt der „Greiner," gegen die Raubritter des „Schläglerbundes" und „die Martinsvögel" wie ſie ebenfalls genannt wurden. — Das oben bezeichnete Gewand iſt der Erzählung ganz anpaſſend, denn dieſe hat etwas Stegreifartiges, leicht Zuſammengewürfeltes. — Die einzelnen Bilder dagegen kann man gelungen nennen; aufſteigend aus den dunkeln Gründen des Schwarzwaldes, ziehen dieſelben in wohlgefällig wechſelnder, bunter Scenerie an uns vorüber und geben den verſchiedenen Ruinen in der pitoresken Umgebung Badens eine neue lebendige Geſtaltung. Die hiſtoriſchen Momente des Judenmordes in Straßburg, der Entführung des Domdechanten von Ochſenſtein, des Kampfes mit dem Würtemberger Grafen und andere nicht unbedeutende und intereſſante Scenen ſind in die Erzählung verflochten und im Hintergrunde tauchen die reichsbürgerlichen und überhaupt mittelalterlichen Zuſtände in leichter, aber kenntlicher Zeichnung auf und geben dem Ganzen eine charakteriſtiſche Vollſtändigkeit. — Auch einzelne Charaktere erheben ſich in anziehender Eigenthümlichkeit aus dem etwas chaotiſchen Gewirr der Begebenheiten und unter dieſen iſt beſonders der Ritter von Wunnenſtein, „der gleißende Wolf," ein tüchtiger Repräſentant der Wegelagerer und ihres Treibens. — Die Schilderungen zeugen davon, daß der Verf. ſeinen Schauplatz ſowohl, als die Zeit der Handlung genau kennt und nicht ohne ſorgfältige Studien es unternommen hat, dieſe Bilder einer ziemlich fernen Vergangenheit zu entwerfen; die Sprache iſt, wie die Anordnung des Ganzen, flüchtig, aber gefällig. N. B.

Notiz.

[Pöppig's malerischer Atlas.]

Die dritte Lieferung dieſes brillanten Werkes (Leipzig, bei Hartleben) liefert die ausgezeichneten Stahlſtiche: das Kap der guten Hoffnung, die Wohnungen der Murauthis mit den ſeltſamen Hütten im Gezweig großer Bäume; und die Anſicht von St. Jean d'Acre. Die beſchreibende Darſtellung gibt Otaheiti und das Kap.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Inhalt.

No. 1. Des Phönix Scheiterhaufen. Zum neuen Jahre. Von Theodor Creizenach.
Alexander der Heilige. Hiſtoriſches Gemälde aus Rußlands Vorzeit. Von Wilhelm Müller.
Erinnerungen an Neapel. Von J. L. Klein.
Notiz.

No. 2. Alexander der Heilige. (Fortſetzung.)
Erinnerungen an Neapel. (Fortſetzung.)
Notizen.

No. 3. Alexander der Heilige. (Fortſetzung.)
Erinnerungen an Neapel. (Fortſetzung.)
Notiz.

No. 4. Alexander der Heilige. (Fortſetzung.)
Erinnerungen an Neapel. (Fortſetzung.)
Notiz.

No. 5. Alexander der Heilige. (Fortſetzung.)
Erinnerungen an Neapel. (Beſchluß.)
Notizen.

No. 6. Stimmen der Zeit, von Ben Clara.
Alexander der Heilige. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Berlin.
Notiz.

No. 7. Alexander der Heilige. (Fortſetzung.)
Der Stern von Sevilla, von Miſtreß Butler.
Notiz.

No. 8. Alexander der Heilige. (Fortſetzung.)
Der Stern von Sevilla, von Miſtreß Butler. (Beſchluß.)
Notizen.

No. 9. Gedichte von Conſtantin Tiſchendorf.
Alexander der Heilige. (Fortſetzung.)
Franzöſiſche Romane.
Notizen.

No. 10. Alexander der Heilige. (Fortſetzung.)
Erklärung.
Notizen.

No. 11. Maria Stuart's Geburt. Von Natalie v. Herder.
Alexander der Heilige. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Berlin.
Notizen.

No. 12. Alexander der Heilige. (Fortſetzung.)
Maria Stuart's Geburt. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Berlin. (Fortſetzung.)
Notiz.

No. 13. Maria Stuart's Geburt. (Beſchluß.)
Alexander der Heilige. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Berlin. (Beſchluß.)
Notiz.

No. 14. Alexander der Heilige. (Fortſetzung.)

No. 15. Alexander der Heilige. (Beſchluß.)
Notizen.

No. 16. Deutſche und franzöſiſche Treue und Untreue. Novelle. Von Chr. Feldmann.
Correſpondenz. Aus Dresden.
Notizen.

No. 17. Deutſche und franzöſiſche Treue und Untreue. (Fortſetzung.)
Deutſche Romane.
Notiz.

No. 18. Neue Gedichte von Anaſtaſius Grün.
Deutſche und franzöſiſche Treue und Untreue. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Breslau.

No. 19. Deutſche und franzöſiſche Treue und Untreue. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Breslau. (Beſchluß.)
Notizen.

No. 20. Gedichte von Ludwig Wihl.
Deutſche und franzöſiſche Treue und Untreue (Beſchluß.)
Deutſche Romane.
Notizen.

No. 21. Mundt's Tagebuch aus Paris.
Correſpondenz. Aus Mainz.
Notizen.

No. 22. Mundt's Tagebuch aus Paris. (Beſchluß.)
Deutſche Romane.
Notiz.

(Hierbei ein Intelligenzblatt und eine Beilage.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Verlags-Bericht 1837,

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten ſind Commiſſions-Artikel.)

*Abulghasi Bahadür Chani Historia Mongolorum et Tatarorum nunc primum tatarice edita. Fol. Casani, 1825. 6 Thlr.

*Boettlcher, C., die Holzarchitektur des Mittelalters. Mit Anschluss der schönsten in dieser Epoche erschienenen Producte der gewerblichen Industrie. In Reisestudien gesammelt. Drei Theile. Mit 18 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1835—1837. 8 Thlr. 12 Gr.

*— —, Ornamenten-Buch. Zum praktischen Gebrauche von Architekten, Decorations- und Stubenmaler, Tapetenfabrikanten, Seiden-, Woll- und Damastweber u. s. w. Neue Folge. Zwei Hefte. Mit 12 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1836, 1837. 6 Thlr. 16 Gr.

*Bulletin scientifique de l'académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Phyſiologie als Erfahrungswiſſenſchaft. Zweiter Band, mit Beiträgen von K. E. v. Baer, Heinr. Rathke und Ernſt H. F. Meyer. Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage, mit Beiträgen von H. Rathke, Karl Theod. v. Siebold und G. Valentin. Mit 4 illum. Kupfertaf. gr. 8. 1837. 5 Thlr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 8r Jahrgang für 1837. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 3r Jahrg. für 1837. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chaudoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 58 planches gravées. St. Pétersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Drobisch, M. W., Quaestionum mathematico-psychologicarum Fasc. I. 4. 1837. 18 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herſchel, J. F. W., populäre Aſtronomie. Aus dem Engliſchen überſetzt von D. Julius Michaelis. Mit 79 Holzſchnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

*Homeri Iliadis primi duo libri. Recognovit et delectis veterum grammaticorum scholiis suisque commentariis instructos edidit Theod. Frid. Freytag. 8 maj. Petropoli, 1837. 3 Thlr. Ch. scripta. 4 Thlr.

*Jomini, Baron de, Précis de l'art de la guerre, ou nouveau tableau analytique des principales combinaisons de la stratégie, de la grande tactique et de la politique militaire. Nouvelle (5me) édition augmentée. Avec 4 planches. 2 Vol. gr. in 8. Paris (St. Pétersbourg) 1837. 4 Thlr. 16 Gr.

Kant's sämmtliche Werke. Herausgegeben von K. Rosenkranz und F. W. Schubert. Erster Theil. Kleine logisch-metaphysische Schriften. Herausg. v. K. Rosenkranz. gr. 8. 1838. Subscriptions-Preis: 2 Thlr. 18 Gr.

Kunze, G., Analecta pteridographica seu descriptio et illustratio filicum aut novarum, aut minus cognitarum. Accedunt tabulae aere incisae XXX. Fol. 1837. 8 Thlr.

Leupoldt, J. M., Lehrbuch der Psychiatrie. gr. 8. 1837. 2 Thlr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome III. gr. in in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Sciences naturelles. Tome III. gr. in 4. St. Pétersb., 1837. 11 Thlr. 6 Gr.

Sciences politiques, Histoire et Philologie. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersb., 1836. 4 Thlr. 12 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XII. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

*Meyer, E. H. F., Commentariorum de plantis Africae Australioris, quas per octo annos collegit observationibusque manuscriptis illustravit J. F. Drege, Vol. I. Fasc. I. II. 8 maj. 1836. 1837. 3 Thlr. 16 Gr.

Minding, J., das Leben der Pflanze. Ein Gedicht. gr. 8. 1837. geh. 12 Gr.

Miſes, Dr., Schutzmittel für die Cholera, nebſt einem Anhange, enthaltend die vornehmſten Meinungen der Aerzte über den Sitz und das Weſen oder die nächſte Urſache, die Contagioſität oder Nichtcontagioſität dieſer Krankheit. Zweite verbeſſerte Auflage. [illegible] 1837. 18 Gr.

*Nordmann, Alex., Symbolae ad monographiam Staphylinorum. Acced. tabb. II. aere incisae. 4 maj. Petropoli, 1837. 1 Thlr. 21 Gr.

Paucker, G., geometrische Analysis enthaltend: des Apollonius von Perga Sectio rationis, spatii und determinata, nebst einem Anhange zu der letztern. Mit 9 Kupfertafeln. gr. 8. 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

Spieker, C. W., Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens. Für die erwachſenen Töchter der gebildeten Stände. Fünfte, durchgängig verbeſſerte und vermehrte Auflage 2 Bände, mit Titelkupf. 8. 1837. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

*Struve, F. G. W., über Doppelsterne nach den auf der Dorpater Sternwarte mit Frauenhofer's grossem Fernrohre von 1824 bis 1837 angestellten Mikrometermessungen. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

*— —, Etoiles doubles. Mesures micrométriques obtenues à l'observatoire de Dorpat, avec la grande lunette de Frauenhofer. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1837. 18 Gr.

*— —, Stellarum duplicium et multiplicium mensurae micrometricae per magnum Frauenhoferi tubum annis a 1824 ad 1837 in speculo Dorpatensi institutae, adjecta est synopsis observationum de stellis compositis Dorpati annis 1814 ad 1824 per minora instrumenta perfectarum. Fol. maj. Petropoli, 1837. 7 Thlr. 12 Gr.

*Trautvetter, E. R., Grundriss einer Geschichte der Botanik in Bezug auf Russland. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

Zeitung für die elegante Welt für 1837. (37r Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. I. II. 4 maj. 1837. 3 Thlr.

Digitized by Google

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Achtunddreißigſter Jahrgang.

Februar.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1838.

Digitized by Google

Plan und Inhalt

der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufſätze vermiſchten Inhalts:
   a) Schilderungen intereſſanter Gegenſtände aus allen Zweigen der Natur und Kunſt (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darſtellung einzelner Charaktere, Ereigniſſe und Zuſtände der neueſten Zeit, — einheimiſcher und ausländiſcher Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritiſche Anzeigen allgemein-intereſſanter Erſcheinungen aus dem geſammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correſpondenzartikel, Muſik- und Theaterberichte aus verſchiedenen Ländeen, Provinzen und Hauptſtädten, — (gelegentlich mit muſikaliſchen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthſel, ꝛc. und kurze Notizen.

(Reinpolitiſche und ſtrengwiſſenſchaftliche Aufſätze ſind ausgeſchloſſen.)

Von dieſer Zeitſchrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingeſandte Bekanntmachungen, gegen feſtgeſetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umſchlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebſt vollſtändig ausgearbeitetem Sachregiſter, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt ſich nicht darauf einlaſſen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu verſenden (die Verſendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commiſſionnaire ausgenommen), ſo müſſen die wöchentlichen und monatlichen Beſtellungen bei den reſp. Ober-Poſt- und Poſtämtern, Zeitungsexpeditionen, ſo wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächſt gelegenen, gemacht werden.

Hauptſpeditionen haben folgende Ober-Poſtämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. ſächſ. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberſte Hof-Poſtamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmiſche Ober-Poſtamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Poſtamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Poſtamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Poſtamt in Hamburg.
Die königl. baierſche Ober-Poſtamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergſche Haupt-Poſtamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürſtl. Turn- und Taxiſche Ober-Poſtamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Poſtamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Poſtamtsexpedition in Hannover.
— kurfürſtl. heſſiſche Ober-Poſtamts-Zeitungsexpedition in Caſſel.

Der Preis des Jahrganges iſt 8 Thlr. ſächſ., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheiniſch, und dafür überall innerhalb Deutſchland zu bekommen. Da von denen, welche dieſe Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichſte Zahlung verlangt werden muß, ſo iſt nöthig, daß jeder der reſp. Intereſſenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des erſten Stücks entrichtet.

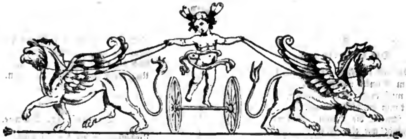
Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, ſind entweder unter der unten ſtehenden Adreſſe, oder mit der Ueberſchrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzuſenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerſtags — 23. — den 1. Februar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Stille Lieder von Karl Beck.

> Der Geiſt ſei immerhin ein Kosmopolit,
> aber das Herz muß eine Heimath haben.
> D.

Widmung.

An Fr. A.

Aus Silber und aus Eiſenbein,
Zum ſchönen Weihnachtsangebinde,
So gabſt Du eine Feder rein
Dem trotzigen Magyarenkinde.

Und weil ſie kam in ihrer Pracht
Aus einem liebevollen Herzen:
So zeichnet ſie ſtatt Nacht und Schlacht
Nur Liebesglück und Liebesſchmerzen.

---

1. Der Tempelritter.

Noch bin ich nicht verſchüchtert und verzagt,
Noch hab' ich nicht dem Panzerhemd entſagt, —
Vergönnt mir nur nach lautem Schlachtentoſen
Ein Stündchen auszuruh'n und liebzukoſen!
Des Grames ſchwarzer Falter iſt vertrieben
Von meines Geiſtes jugendlicher Blume,
Es ringt ſich los ein neuer Gott: das Lieben
Aus meiner Dichtung buntem Heldenthume.
Des Herzens ſonntägliche Glocken rufen,
Zum neuen Gotte will ich büßend wallen,
Ein frommer Tempelritter, an den Stufen
Vor meinem Heil'genbilde niederfallen.
Wie ſteht ſie da mit ihrer Strahlenbinde
Die ſchöne Heilige, im Liebesharme!
Und meine Seele wird zum Jeſuskinde,
Gewiegt auf ihrem wolluſtreichen Arme.
Noch hab' ich nicht dem Panzerhemd entſagt,
Noch bin ich nicht verſchüchtert und verzagt,
Bald ruft mich meiner Brüder tiefes Leid,
Dann ſteht mir ſchön das blanke Eiſenkleid,
Dann zieh' ich, großgeſäugt in Saus und Braus,
Ein Tempelritter in die Schlacht hinaus,
Mein Schwert iſt ſcharfgewetzt am harten Stein,
Wer ſtürmt voran? Die Hörner ſchmettern drein,
Das Banner weht, es ſcharren wild die Pferde,
Als grüben ſie ſchon Gräber in die Erde.

---

2. Die Schlacht der Liebe.

Ich rauher Krieger ſoll die Lieb' verachten?
Die Liebe liefert auch verwegne Schlachten.
Laß nur den Händedruck die Brücke ſein,
Wo Du zuerſt die Stellung nimmſt, — dann fliegen
Als tödtend Wurfgeſchoß die Blicke drein,
Bis ſie Dir Herz und Hirn und Mark beſiegen.
Wenn aus gepreßter Bruſt die Seufzer tönen,
Iſt's Kriegsgeſchrei und leiſes Todesſtöhnen;
Dann ſchreiteſt Du, ein vielerfahrner Held,
Hin auf der Lippe blutgefärbtes Feld,
Und wie Dein Kuß den feindlichen erkennt,
Der auf des Mädchens Mund erwartend brennt,
Da gilt's, — da wird genommen und gegeben,
Aus jeder Wunde ſprießt ein neues Leben,
Ein Rieſenkampf, ein ſelig Unterliegen, —
Und ſonderbar: das Fallen heißt hier Siegen.

3.

Die Erſcheinung.

Wenn es dereinſt im Aug' des Blinden
Nach langem Dunkel wieder tagt, —
Wie ſchön muß er die Sonne finden,
In die er kaum zu blicken wagt.
Die Woge ſchwillt, die Himmel blauen,
Die Roſe glüht wie eine Braut;
Was ſoll zuerſt der Trunkne ſchauen?
Er weiß es nicht, — genug, — er ſchaut.
So ſchwand das Dunkel meines Lebens,
Als Deine Schönheit vor mir lag,
Und doch beſtrebt' ich mich vergebens
Hineinzuſchau'n in meinen Tag.
Dein Buſen ſchwoll, Dein Auge blaute,
Dein Antlitz glich der Roſenflur;
Du fragſt, was ich zuerſt beſchaute?
Ich weiß es nicht, — ich ſchaute nur.

4.

Die Thräne.

Hinter Dornen, ihren Schergen,
Will die Roſe ſich verbergen.
Naht ein Räuber, ſie zu brechen,
Wird der Wächter ihn erſtechen.

Kam ein Morgenlüftchen, loſe
Als ein Freier zu der Roſe —
Von Entrüſtung ſcheu befangen
Stieg das Blut ihr in die Wangen.

Und das Lied der Nachtigallen
Ließ ſie klagen und verhallen,
Naht ein Bienchen flink und muthig
Ritzt ſie ihm die Flüglein blutig.

Doch des Thaues Gluthkoralle
Die beſticht die Wächter alle,
Küßt die Spröde; ohn' Erbarmen
Schweigt ſie in den weichen Armen.

Aus des Trotzes ſpröden Erzen
Baut ich Burgen meinem Herzen,
Daß die Liebe meiner Seele
Nicht den ſüßen Frieden ſtehle.

Morgenlüftchen, — Seufzer klangen,
Nachtigallen, — Mädchen ſangen, —
Selbſt der Händedruck, der warme,
Ließ mich frei vom Liebesharme.

Ach, da ſah ich jüngſt Dein blaues
Auge voll des ſchönſten Thaues, —
Seufzer, Lieder ſind verklungen,
Thränen haben mich bezwungen.

Denn vom Wein der Thränen trunken
War die Wache umgeſunken,
Und die Liebe kam geſchlichen,
Und mein Friede war entwichen.

5.

Der beſiegte Schnee.

Umdüſtert grollte der Himmel,
Da fiel, Du ſüße Fee,
Auf Deinen ſchwellenden Buſen
Herab der eitle Schnee.

Er meinte, daß ihm an Schimmer
Auf Erden nichts gleichen kann, —
Er ſah den glänzenden Buſen,
Und weinte, — und zerrann.

6.

Der erſte Kuß.

Im Paradies, im linden Schatten
Ergingen ſich die erſten Gatten.
Zu ihren Füßen ſchwankt und rollt
Ein Silberbach im Saatengold.
Sein großer Spiegel trägt zur Schau
Die Reize der beglückten Frau.
Sie ſpricht in ſeligem Entzücken:
„Die Reize der Natur beglücken
Mich insgeſammt mit ihrer Pracht,
In meinem Aug' die Sternennacht,
Man ſieht des Tages goldne Gluthen
Auf meines Haargelockes Fluthen,
Das zarte Morgenroth, dort oben
In meine Wangen iſt's gewoben,
Ach, nur ein einziges Verlangen
Beſtürmt die hochgeſchwellte Bruſt:
Des Himmelreiches ganze Luſt
Auf Erden jauchzend zu erlangen."
Und lächelnd ziehet Adam hin
An ſeine Bruſt die Schwärmerin,
Er küßt ſo feurig ihr die Wangen,
Ihr iſt der Himmel aufgegangen.

7.

Schamröthe.

Des Purpurs ſchöne Flamme blinket
Geliebte, Dir im Angeſicht!
Die bräutlich ſtille Kammer winket,
Du ſchämeſt Dich? ich zürne nicht.

O, ſieh, es hat dem Meeresgotte
Die warme Sonne ſich vermählt,
Wo er, in der Korallengrotte,
Die ſchönſten Mährchen ihr erzählt.

Digitized by Google

Sie liebt das bräutliche Gekoſe,
Und ſchämet dennoch faſt ſich todt —
Es malt die Scham ihr eine Roſe
Ins Angeſicht — das Abendroth.

8.

Falſche Ruhe.

Mein Leben!
Du ſchauſt mir lang' ins Angeſicht,
Ich ſeh' des Lächelns frohen Zug
Die Roſenlippen Dir umſchweben!
So glaubſt Du denn in Deinem Sinn,
Daß ich doch endlich ruhig bin?
O glaube nicht
Dem ſüßen Trug,
Mir iſt verhaßt die traute Ruhe,
Ein ſterbend Licht
An einer Todtentruhe.

O ſchaue hin!
Die Wache feiert im Schilderhauſe,
Indeß ihr Schützling hin zum Schmauſe
Die dichtgeſchaarten Gäſte ladet,
Und ſie im Gluthenweine badet;
So ſcheint Dir kalt auch meine Stirne,
Indeß mir im Gehirne
Die tollſten, feurigſten Gedanken
Im Wirbeltanze ſchwanken.

Mein Leben!
Du lächelſt fromm, Du glaubſt es nicht,
Und ſagſt: die böſen Geiſter weben
Nur welke Kränze ins Geſicht?
Jedoch, Du ſäheſt meine Wangen
In friſchen Roſenknospen prangen?
So glaubſt Du denn in Deinem Sinn,
Daß ich doch endlich ruhig bin?
Daß dieſe Roſen ſeien
Gebrochen in des Friedens Maien?
O glaube nicht
Dem ſüßen Trug,
Mir iſt verhaßt die traute Ruhe,
Ein ſterbend Licht
An einer Todtentruhe.

O ſchaue hin!
Es iſt am Abendhimmel oben
Ein Roſenflammenkranz gewoben,
Die Kinder ſpielend in dem Sande
Ergötzt die blumige Guirlande;
Doch der erfahrne Schiffer ſuche
Für ſeinen Nachen ſchnell die Bucht,
Und meint, indem er ſieht die Roſen,
Es werden Stürme toſen!

Correſpondenz.

Aus Stuttgart, den 21. Januar.

[Die Cotta'ſche Vierteljahrsſchrift; Fr. v. Kölle, Guſtav Pfizer.]

Geſtern wurde hier endlich die lange, wenn auch nicht ſehnlich erwartete, Vierteljahrsſchrift ausgegeben, und da ein Brief dekanntlich ſchneller läuft, als ein Bücherballen, ſo will ich Ihnen hiermit vorläufig einige Worte über ihren Inhalt zuflüſtern, bis daß ſie ſelbſt in den Stand geſetzt werden, dieſes „Bedürfniß" mit Muße nach ſeinem ganzen Umfange kritiſch zu würdigen. Auf den erſten Blick zeigen ſich hier allerdings mannichfache Kräfte und berühmte wie bewahrte Namen vereinigt: Da iſt Eduard Pöppig mit einem Artikel über alte und neue Handelswege nach der Weſtküſte Amerikas; C. v. Leonhard mit einem über Steinkohlengebilde; Prof. Bülau, der über Pauperismus ſchreibt; Leo über die neue Geſtaltung der deutſchen Alterthumswiſſenſchaften; Dr. Warnkönig, über die literariſchen Zuſtände Belgiens; Prof. Fiſcher in Baſel über den Somnambulismus und Prokeſch von Oſten über Kriegskunſt. Nun folgen Chiffern, ein M. liefert Beiträge zur Löſung der jüdiſchen Frage; W. M. ſucht zu beantworten, auf welchem Standpunkt die vaterländiſche Geſchichtsforſchung ſteht; F. K. läßt ſich über Diplomatie vernehmen, und verkündet dabei eine ausführlichere Darſtellung deſſelben Gegenſtandes in 366 Paragraphen; G. P. polemiſirt gegen Heine's Schriften und Tendenz. Man begreift nicht, warum die Letztern Chiffern gewählt, da ſie Jedermann kennt und es auch wohl nicht in ihrer Abſicht gelegen haben kann, ſich vor dem Publicum zu verbergen. Nach der ziemlich allgemeinen Sage ſind ſie die eigentlichen Redacteurs der Vierteljahrsſchrift, für welche die Cotta'ſche Buchhandlung verantwortlich iſt, die Herren Wolfgang Menzel, Friedrich v. Kölle und Guſtav Pfizer. Der Mittlere der Drei möchte für das große Publicum der Unbekannteſte ſein, da er ſich bis jetzt nur ſelten auf dem Titel ſeiner Schriften genannt hat. In der That aber iſt er der Verf. von Rom im Jahre 1833 und Paris im Jahre 1836. Früher dei der Königl. Würt. Geſandtſchaft in Rom als Legationsrath angeſtellt, lebt er jetzt — zurückberufen — ſeit einigen Jahren hier und ſcheint ſich mit Ernſt der Literatur zuwenden zu wollen. Er gehört zu den wenigen Literaten hierſelbſt, die mit Menzel noch im engſten Verkehr und täglichen Umgang leben. Herr von Kölle iſt ein Mann von Kenntniſſen und es läßt ſich nicht läugnen, daß auch mannichfache Erfahrungen dem gereiſten Funfziger zu Gebote ſtehen, die er denn mit gutmüthiger Geſprächigkeit ohne Unterſchied an den Mann bringt, wo ſich ihm die Gelegenheit bietet. Charakteriſtiſch iſt mir in dieſer Hinſicht die erſte Ankündigung der Vierteljahrsſchrift erſchienen. Nachdem hier auf alle mögliche Weiſe geſagt wurde, was man ſich bei ihrer Gründung vorgeſetzt, heißt es plötzlich: „mit wenig Worten!" und nun folgen noch eben ſo viele Worte in derſelben Abſicht, als früher ſchon gemacht wurden. Es iſt, als hörte man Herrn v. K. ſprechen.

Die lange Zeit, die zwiſchen der erſten Idee zu dieſem Unternehmen, bis zu ihrer Ausführung lag, man ſpricht von drei Jahren, erieichterte wohl bedeutend das Zuſammentreiben der Arbeiten zu den erſten Heften, und da man jetzt

Digitized by Google

wenigſtens auf ein Jahr mit Material verſorgt ſein ſoll, ſo iſt kein Zweifel, daß auch für die Folge kein Mangel eintreten wird, um ſo mehr, da die Verlagshandlung im Stande iſt, Opfer zu bringen, ohne welche es hier nicht abgehen kann. Es bleibt nur noch die Frage, wie lange ſie dazu Luſt behalten wird.

Der Artikel von Guſtav Pfizer über Heine's Schriften und Tendenz iſt ohne Widerrede dem Tone, der in dieſem erſten Hefte der Vierteljahrsſchrift angeſchlagen wird, nicht entſprechend. Zwar iſt er im Aeußern ruhig gehalten, allein dieſe Ruhe verdeckt doch eine innere Gereiztheit gegen Alles, was man die Beſtrebungen der jüngern Schule nennt, zu ſchlecht, als daß ſie einen guten Eindruck machen könnte. Man darf nur auf den Verf. blicken, und man wird dies erklärlich finden. Man weiß, welche Berühmtheit er durch Goethe's Tadel erfahren hat und wie oft und boshaft dies Wort von den jungen Talenten ausgebeutet wurde, die ſich mehr zutrauen, als einen längſtgedachten Gedanken in einen makelloſen Vers zu kleiden und die Anerkennung ihrer Zeitgenoſſen auf würdigere Weiſe verdienen zu müſſen glauben.

Herr Guſtav Pfizer iſt der Mann nicht, über Heine's Vorzüge uns aufzuklären; hierzu fehlt es ihm offenbar an Poeſie. Er gibt ſich wohl einige Mal das Anſehen, als zwinge ihn die Gerechtigkeit dazu, auch das Gute an Heine nicht zu verſchweigen, allein wenn man frühere Vorgänge betrachtet, ſo wird man das ganz natürlich finden. Der Dichter des Buchs der Lieder iſt von einem Lehrer dieſer Schule einſt ſo hoch geſtellt worden, daß man ihn, um ſich einigermaßen conſequent zu zeigen, von dieſer Seite doch nicht ganz fallen laſſen darf. Wenn aber die großen Vorzüge des Dichters, die hier ſelbſt nicht weggeläugnet werden, wirklich Statt finden, ſo iſt es um ſo liebloſer, und eines Mannes gänzlich unwerth, der ſelbſt auf den Namen eines Dichters Anſpruch machen will, den Nimbus zerſtören zu wollen, der bis jetzt vor dem größten Theile der Nation den Andern umgab. Dieſen Zweck wird der Aufſatz in dem erſten Hefte der Vierteljahrsſchrift nun aber wohl nicht erreichen; ſo wie Hrn. Guſtav Pfizer's Gedichte (Stuttgart, Paul Neff) uns nie das Buch der Lieder vergeſſen machen werden, ſo wird auch deſſen Kritik des Dichters dieſem die große Anzahl von Freunden nicht entziehen, die er ſchon ſo oft ergriff und erſchütterte, erhob und erheiterte, die er durch ſeine „nachläſſigen“ Verſe erſt mit der ſchönen Biegſamkeit unſerer Speache recht bekannt machte, ihr neue graziöſe Rhythmen erſann und ſie durch die Fülle des Humors und den glänzendſten Witz belebte. Ich glaube nicht, daß Heine dieſe letztere Gabe, die er ſo oft ſchon als furchtbare Waffe handhabte, gegen ſeinen Gegner gebrauchen wird; es wäre hier nicht der Mühe werth. Ich darf Ihnen wohl nicht erſt anführen, daß es übrigens hier nicht blos auf Heine allein abgeſehen war, ſondern daß viele Schläge ziemlich unverſteckt die Neuern überhaupt treffen ſollen, und daß es ſich die Redaction der Vierteljahrsſchrift nicht allein zur Aufgabe geſtellt zu haben ſcheint, zwiſchen dem praktiſchen Leben und der in der Literatur für daſſelbe liegenden Ausbeute zu vermitteln, ſondern auch dabei den bis jetzt offen ausgeſprochenen Tendenzen des Menzel'ſchen Literaturblattes in anderer Geſtalt das Wort zu reden. Dieſer Anfang kann wenigſtens auffordern, dieſem neuen Manöver die gebührende Aufmerkſamkeit zu ſchenken.

(Der Beſchluß folgt.)

Notizen.

[Ewiger Friede.]

In dem neueſten Hefte des von Rotteck und Welcker herausgegebenen Staatslexikons leſen wir einen trefflichen Artikel von P. A. Pfizer über die Perſpective, die ſich das Zeitalter von einem „ewigen Frieden“ macht. Pfizer ſagt unter anderm: „Die Kriege der Nationen unter ſich werden in dem Maße ſeltener werden, in welchem die Cultur ſich hebt und die Kriege weniger im Intereſſe der Dynaſtien, als von Völkern gegen Völker im wahren oder vermeintlichen Intereſſe der Nationen geführt werden. Aber im Schooße der einzelnen Staaten ſelbſt ſcheint allmälig ein Kriegsgeſpennſt immer drohender aufzuſteigen, der Krieg der Stände unter ſich, der Krieg der Armen gegen die Reichen, der Krieg der Gleichheit gegen das Privilegium. Es ſcheint der Wille der Natur zu ſein, daß der Damon der Zwietracht in der Menſchheit nie ganz entſchlafe und der Zunder des Krieges nie ganz verglimme.“

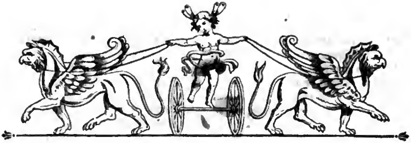
[Ein ſpaniſches Journal über Leſſing.]

Das in Madrid erſcheinende Journal el Artista hob kürzlich die Verdienſte Leſſing's um Erweckung unſerer nationalen Literatur bewundernd hervor. Leſſing habe die franzöſiſch-claſſiſche Literatur zu Grabe getragen und dadurch nicht blos für ſeine Nation, ſondern für alle eine Revolution begonnen, und auch die ſpaniſche kehre erſt durch Vermittlung deutſcher Wiſſenſchaft zur Würdigung der großen Geiſter ihrer Vergangenheit zurück. Zugleich iſt el Artista ein eifriger Vertheidiger der romantiſchen Schule und ficht mit ſchärfern Waffen und beſſerem Glück gegen die Anhänger des alten franzöſiſchen Claſſicismus, als die ſpaniſchen Generale gegen Don Carlos.

[Ole Bull.]

Das norwegiſche Hochland hat einen Violiniſten geliefert, den man in Kopenhagen und Hamburg zur erſten Claſſe der Virtuoſen zählt. Der talentvolle Maler und Lithographeur, Herrmann Biow, lieferte ſein Portrait in Steindruck mit begleitenden Notizen über das Leben des merkwürdigen Jünglings. Ole Bull iſt in Bergen im Jahr 1810 geboren. Er gehört zu den Künſtlern, die mit den Schrecken der Exiſtenz wie mit den dunklen Elementen der Gemüthswelt gekämpft, die, wie Paganini, dem Tode ihr Leben abgerungen haben. Merkwürdig iſt der eine Ton ſeiner Geige, der völlig wie eine Tenorſtimme klingt, und den Paganini auf ſeinem Inſtrument vergeblich ſuchte. In England iſt Ole Bull in 15 Monaten faſt 300 Mal öffentlich aufgetreten. — Der biographiſchen Skizze ſind die Urtheile einiger engliſchen Journale beygefügt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 24. — den 2. Februar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Charles Fourier.

Das Bedürfniß einer Verbeſſerung unſerer ſocialen Zuſtände wird allgemein empfunden, allein es iſt eine ſeltſame Täuſchung, wenn man wähnt, eine Revolution derſelben könne eben ſo raſch ſich kund geben, wie dies zuweilen in politiſchen Zuſtänden der Fall geweſen iſt. Ein Anſtoß in der politiſchen Welt wird immer durch eine materielle Kraft bewirkt; eine politiſche Revolution legitimirt ſich in dem Augenblicke ihres Ausbruches und erzwingt ſich Anerkennung, ſo wie ſie wirklich zu Stande gekommen iſt; als Ausdruck des Geſammtwillens Vieler kümmert ſie ſich nicht um das Widerſtreben und die Antipathien Einzelner — dies iſt aber nicht der Gang, den eine Reform ſocialer Zuſtände nimmt; dieſe ſchreitet langſamer fort und intereſſirt weniger die Maſſen als die Einzelnen. Das politiſche Treiben geht außerhalb des Hauſes vor; das Sociale nimmt in unſerm Familienkreiſe Platz; es wendet ſich an unſere Vernunft und an unſer Gefühl, gewinnt ſich Zoll für Zoll ſeinen Platz, und muß erſt einen langen Kampf beſtehen, ehe es feſten Fuß bekommt. Einer ſocialen Reform ſtehen keine andern Waffen zu Gebote, als das Wort, und ſie bedarf einer vollen und aufrichtigen Zuſtimmung, wenn ſie ins Leben treten ſoll. Mit Bajonnetten iſt ſie ſo wenig zu bewirken, als zu unterdrücken.

Dieſer Unterſchied erklärt es auch, wenn wir in der Geſchichte ſo viele glückliche Eroberer und ſo viel unglückliche Reformatoren finden. Wie hat ſich ſeit Einführung des Chriſtenthums das Schickſal vieler Reiche und Völker verändert, ohne daß unſere ſocialen Zuſtände anders als auf der Oberfläche erſchüttert worden ſind. — Zwiſchen dem Geſetz, das unſere jetzige Civiliſation beherrſcht, und zwiſchen dem der alterthümlichen Civiliſationen laufen unzählige Fäden hin und her; unſere Gebräuche und unſere Sitten gehen mit den alten Gebräuchen und Sitten Hand in Hand. Zwanzig Jahrhunderte haben die Gebräuche und die Kaſteneinrichtung der Hindus nicht erſchüttert; alle Einwirkung des übrigen Europas iſt nur, ohne tiefer einzudringen, über das Geſetz des Islams hingeglitten, und ſo findet man, wohin man auch den Blick richtet, all und überall in den ſocialen Zuſtänden eines jeden Volkes ein feſtes Beharren, das jedem Wechſel feind iſt, und eine tiefe Abneigung gegen Alles, was einer Abänderung ähnlich ſieht. Die Civiliſation iſt eine Maſſe, die ſchon durch ihr bloßes Gewicht Widerſtand leiſtet.

Trotz dem hat es an Reformatoren nie gefehlt, wohl aber dieſen an Grund und Boden, worauf ſie fußen konnten. Wie viele edle hohe Menſchen haben es nicht zum Hauptgedanken ihres Lebens gemacht, der bürgerlichen Geſellſchaft in der Sphäre einer reinen Sittlichkeit ein anderes Gleichgewicht für ihre Anſprüche, Leiſtungen und Bedürfniſſe auszumitteln! Sie ſahen, von wie vielen Seiten die bürgerliche Geſellſchaft Blößen gibt, wie ſehr in ihr alle Verhältniſſe durch Heuchelei und Intrigue, durch Verrath und Lüge, durch

Digitized by Google

Haß und Treuloſigkeit, durch Neid, Eiferſucht und Miß- trauen vergiftet, und wie ſchutzlos die guten Menſchen den ſchlechten preisgegeben ſind, und bei dem Anblick ſo mannichfaltigen Elends fragten ſie ſich, von heiligem Mitleiden ergriffen, ob es denn nicht möglich ſei, in dies Chaos Licht, in dieſe Diſſonanzen Harmonie zu bringen. Allein Fenelon's Senat von Greiſen, Thomas Morus' Utopien mit ſeinem idylliſchen, ährenbekränzten Könige, waren gleich machtlos, einen Verſuch zur Befolgung ihrer Lehren und Beiſpiele herbeizuführen. Auch das viel ſchlagendere Vorbild der mähriſchen Brüdergemeinde erweckte nicht den Gedanken einer größern Verbrüderung zu gemeinſchaftlicher Arbeit und gemeinſamem Haushalt; Rouſſeau's Emil hatte eben ſo wenig bedeutenden Einfluß auf die Erziehung der Kinder, als ſein Contrat social auf die Inſtitutionen des männlichen Alters, und die frommen Niederlaſſungen Wilhelm Penn's bewirkten eben ſo wenig eine Verbrüderung des Menſchen mit dem Menſchen, als die allegoriſchen Aufforderungen des guten Bernardin von St. Pierre. Der edle, reine Wille dieſer Männer trug nie reiſe Früchte, ob ſie gleich in dem Jahrhunderte, in dem ſie lebten, Anerkennung fanden und von ihren Zeitgenoſſen verehrt und beachtet wurden.

Und doch gibt es, trotz der anſcheinenden Erfolgloſigkeit dieſer Bemühungen, für edle Menſchen keinen würdigeren Gebrauch ihrer Geiſtesfähigkeit, als ſich mit der Verbeſſerung der ſocialen Zuſtände ihrer Mitbürger zu beſchäftigen. In einer Gegenwart, wo Alles nur auf materielles Intereſſe berechnet wird, muß man doppelten Werth auf die erhabene Uneigennützigkeit wahrer Menſchenliebe legen. Selbſt dann, wenn ſolche Geiſter ſich verirren und falſche Wege einſchlagen, haben ſie doch noch ein Recht auf unſern Dank und unſer Mitgefühl, und Charles Fourier verdient gewiß auch unter uns Deutſchen mehr bekannt zu werden, als dies bis jetzt der Fall iſt.

Fourier gehört zu den Menſchen, die nur in einem großen Gedanken und für denſelben gelebt haben. Man kann ſagen, daß er, von Tiſch und Bette der Erde geſchieden, durch das Leben gegangen iſt. Er verſtand nicht ein Doppelleben zu leben und ſich in der Welt ſeiner Träume und der wirklichen Welt zugleich heimiſch zu machen. Zwei Begebenheiten machten als Kind und als Jüngling einen tiefen Eindruck auf ihn; in ſeinem fünften Jahre erhielt er einen ſtrengen Verweis, weil er in dem Laden ſeines Vaters — dieſer war ein Tuchhändler in Beſançon — eine gewöhnliche Kaufmannslüge durch die naive Entdeckung der Wahrheit verrathen hatte, und in ſeinem neunzehnten Jahre forderte man in einem Handlungshauſe in Marſeille ſeine Mitwirkung zur Verſenkung einer Ladung Getreide. Dieſe beiden Vorfälle öffneten ihm, wie er oft zu ſagen pflegte, die Augen über die Natur menſchlicher Verhältniſſe; auf der einen Seite ſah er, wie man die unſchuldige Kindheit ſchon zur Lüge verleitete, und wie dieſe in allem Verkehr gehandhabt wurde, und auf der andern, wie das Monopol ſeine Vortheile auf die Vernichtung der Producte begründete. Hier und da nichts als Falſchheit und treuloſer Verrath. Von dieſem Augenblicke an ahnete er eine neue Ordnung der Dinge, die ſich früher oder ſpäter auf Treu und Glauben im Handel und Wandel und auf eine Harmonie aller Intereſſen gründen müſſe.

In dieſer Stimmung fiel ihm gleich bei ſeinem Eintritte in die Welt die Rolle eines iſolirten Beobachters zu. Er ſtand vereinzelt da, weil ihm eine inſtinktartige Abneigung und ein beſonnenes Mißtrauen nicht erlaubten, ſich in geſellige Verhältniſſe und Verbindungen ſo tief einzulaſſen, daß ſie ihm, wie den meiſten andern Menſchen, zur andern Natur wurden; er gab ſich ihnen nie ſo hin, daß es ihm die Kraft geraubt hätte, ſie zu beurtheilen, und die Energie, ſie zu bekämpfen. Fourier bildete ſich gleich damals eine Sinnesweiſe an, die ein Geſetz für ſeine Denkkraft wurde und der Schlüſſel zu allen ſeinen Entdeckungen iſt. Er ſah die Dinge, wie ſie wirklich ſind, und nicht ſo, wie ſie denen erſcheinen, die, ohne Einkehr in ſich ſelbſt, bequem mit den Fluthen des Herkömmlichen und des nun einmal Geltenden und Angenommenen dahin gleiten. Unſere jetzigen civiliſirten Zuſtände wurden ihm nur in ihrer Zerriſſenheit und in ihrer Unvernunft klar. Er ſah, wie ſich der Ehebruch im bergenden Schatten der Ehe lagerte, die Beſtechlichkeit im Schatten der Politik, die Mittelmäßigkeit im Schatten der Intrigue; er ſah, wie die Menſchheit ihre edelſten Kräfte in vergeblichen Kämpfen erſchöpft, die nirgends zu einem lohnenden Reſulte führen; er ſah alle unſere Verkehrtheiten, alle unſere Schmerzen, all' unſer Elend, unſern jämmerlichen Ehrgeiz, unſere falſchen Freuden und unſer thränenfeuchtes Lächeln. Tief ergriffen von der Unermeßlichkeit des Uebels beleuchtete er es, um die Heilmittel dafür zu finden, und glaubte dieſe auch gefunden zu haben, wobei er von den beiden Hauptideen ausging, in jedem phyſiſchen oder moraliſchen Schmerz den Beweis irgend eines Irrthums und

dagegen in jedem Vergnügen und in jedem zufriedenen Zuſtande ein Zeichen von Wahrheit zu ſehen.

Nach Fourier's Anſicht haben alle Leiden der Menſchen nur eine tiefe, ernſte, feſt eingewurzelte, reelle Urſache, und zwar die, daß man die Andeutungen Gottes nicht verſteht, der durchaus nichts wirklich Böſes oder Unnützes erſchaffen hat. Wenn das Getriebe der menſchlichen Zuſtände nicht in eben ſolcher Harmonie geregelt ſeine Bahnen durchläuft, wie das Weltgebäude, ſo rührt dies daher, daß man ihm eine Richtung zu geben ſucht, die der ihm von Gott beſtimmten Richtung entgegen iſt. Seit ſechstauſend Jahren herrſcht zwiſchen dem Schöpfer und ſeinen Geſchöpfen ein Mißverſtändniß; alle Philoſophen und Moraliſten nehmen in dem Menſchen eine Doppelnatur ihrer Triebe an, der zu Folge ſie ſie in gute und böſe unterſcheiden, und machen es zu einer Aufgabe der Erziehung und der Bildung, die guten Triebe zu entwickeln und die böſen zu unterdrücken. Dieſe mühſelige Arbeit der Bekämpfung und Unterdrückung der ſogenannten böſen Triebe hat nun aber im Laufe vieler Jahrhunderte zu nichts gedient, als uns zu beweiſen, daß ſie, eben ſo wie die guten, unzerſtörbar und eines höhern Urſprungs ſind. Es bleibt uns, ſobald dies erwieſen iſt, nun aber nichts übrig, als zu verſuchen, ob dieſe Neigungen und Triebe, die man böſe nennt, nicht in der allgemeinen Harmonie der Weſen nothwendig und nützlich, ob ſie nicht mit einem Worte, Wohlthat anſtatt Fluch ſind. Es kommt nur darauf an, aus allen Leidenſchaften des Menſchen Nutzen zu ziehen, und ſie, indem man ihnen eine freie und geſicherte Entwickelung verſchafft, dahin zu leiten, daß ſie alle nützlich und keine von ihnen ſchädlich wird. Zur Erreichung dieſes Zweckes müſſen aber alle Kräfte und alle Fähigkeiten der Menſchen zu einer großen Gemeinſchaft mit einander verbrüdert werden.

Dieſe Ideen waren ihm in allen Folgerungen ihrer Entwickelung ſelbſt noch nicht völlig klar geworden, als er ſein erſtes Werk, „die Theorie der vier Bewegungen", herausgab; allein es enthält doch ſchon den ganzen Kern ſeines Syſtems, das er in ſeinen ſpätern Schriften nur erläuterte und vervollkommneter entwickelte. Er ſelbſt täuſchte ſich nicht über den Erfolg, den er von der Herausgabe dieſes Buches erwarten durfte; er kannte, wie es ſein ganzes Leben bewieſen hat, die Menſchen, und wußte daher auch, daß ſeine Theorie von alltäglichen Geiſtern unbeachtet bleiben werde; dagegen hoffte er, daß ſie früh oder ſpät die Aufmerkſamkeit eines Mächtigen oder Reichen, vielleicht gar eines Königs, auf ſich ziehen werde. Es war ihm nicht ſowohl um Menſchen zu thun, die mit ſeinen Ideen ſympathiſirten, als um die Mittel, ſie zur Ausführung zu bringen; er wollte keine Schule gründen, er ſtrebte nur nach der Gelegenheit, einen Verſuch machen zu können. Doch die reiche Saat, die er ausgeſtreut hatte, wurde ſo wenig von der Ariſtokratie der Geburt, als von der des Geldes beachtet. Was kann denn auch dieſen beiden Mächten daran gelegen ſein, eine Welt umzuwandeln, in der ihnen ein ſo ſchönes Loos zugetheilt iſt? ſie beherrſchen ſie — was könnten ſie denn noch wünſchen und wollen? — Nach der Erſcheinung dieſes erſten Werkes ſchwieg Fourier viele Jahre, und beſchäftigte ſich nur, während er auf einem Comptoir als Söldner arbeitete, im Stillen mit der Fortbildung ſeines Syſtems. (D. B. f.)

Correſpondenz.

Aus Stuttgart. (Beſchl.)

[Seidelmann als Regiſſeur, Literaten.]

Außee dieſem Zuſtande ſind wir noch in letzter Zeit mit einem andern behaftet geweſen, deſſen wie aber, indem ich dies ſcheelde, bereits quitt geworden ſind. Ich meine den Abgang des bisherigen Regiſſeurs des Hoftheaters Hrn. Seidelmann. Er hat bekanntlich ſeine lebenslängliche Anſtellung aufgegeben, um nach Berlin zu gehen. Man iſt hier noch nicht ſo modern, um zu thun, als ob ein guter Schauſpieler mehr oder weniger wie eine große Angelegenheit von allgemeiner Wichtigkeit betrachtet weeden müßte und Herr Seidelmann verrechnete ſich offenbar, als er auf Kränze und „Hierbleiben" vertraute. Man läßt ihn ruhig ziehen, da man ſieht, daß auch ohne ihn jeden Abend ein Stück gegeben wird, das nicht mehe noch minder gefällt, als da er noch mitſpielte. Seidelmann iſt ein Schauſpieler, wie es wenige in dieſem Augenblick gibt, er leiſtet in gewiſſen Rollen das Vorzüglichſte, allein als Regiſſeur trat er gerade da hemmend entgegen, wo er fördern ſollte, und die Mitglieder des Hoftheaters führen ſchwere Klage gegen ihn; zum augenſcheinlichen Beweis darf man nur einen Blick auf das Repertoir werfen, das ſich wirklich, ſeitdem er nicht mehr darauf einwirken kann, neu verjüngt hat. Seine Maxime war, nicht nur ſelbſt die beſten Rollen zu ſpielen, ſondern auch die Andern zu verhindern, ſich auf irgend eine Weiſe auszuzeichnen. Deßhalb ſchob er Alles auf, wo es nur immer angehen wollte, um nach und nach die Maſſe ſelbſt zu bezwingen, und verſtümmelte — wie ihm ziemlich allgemein vorgeworfen wird — Stücke und Rollen, wenn er nothgedrungen ſie mit Andern beſetzen mußte. Rechnet man nun noch hinzu ſeinen Hang zum Intriguiren, ſeine ſtete Unzufriedenheit, eine Klatſchſucht, die ohne Grenzen ſein ſoll, und einen trüben Humor, der durch Familienzerwürfniſſe erzeugt und durch alles Obige genährt wurde, ſo darf man ſich wohl Glück wünſchen, einen Künſtler zu verlieren und Ruhe, Frieden, Eintracht, beſſeres Zuſammenwirken zu gewinnen. Am Ende wird es wohl nicht ſo ſchwer ſein, ihn als Schauſpie-

Digitized by Google

dies nicht den Leidenſchaften zur Laſt legen, denn dieſe ſind, mögen ſie nun gut oder böſe ſein, göttliche Eingebungen, und als ſolche rechtmäßig und unzerſtörbar, ſondern den menſchlichen Einrichtungen, die vom ſterblichen Menſchen gebildet, vergänglich ſind wie er, und umgebildet und verändert werden könnten.

Von der Welt verkannt und zurückgeſtoßen, wo er um Beihülfe zur Ausführung ſeiner Plane bat, ſah ſich Fourier bis zu ſeinem ſechzigſten Jahre gezwungen, Briefe abzuſchreiben, um ſich ſein Brot zu verdienen. Doch ihm ſollte noch der Lohn werden, zu ſehen, daß er nicht ganz vergebens gelebt hatte. Er fand keinen Monarchen, der ihm die Hand reichte, keinen Capitaliſten, der ſeine Ideen und Pläne verſtanden hätte, allein er fand Jünger, die ihn aufſuchten, und ſtiftete, ohne es zu wollen, eine Schule. Unter denen, die ihn aufſuchten, weil ſie in ſeinen Ideen den einzigen Keim fanden, dem das Heil künftiger Geſchlechter erblühen könne, zeichneten ſich Juſtus Muiron und Victor Conſidérant aus. Der letzte, ein Zögling der polytechniſchen Schule in Paris, zeichnet ſich durch Vernunft, ruhige Beſonnenheit und jene mathematiſche Richtigkeit der Berechnungen aus, die für die praktiſche Bewährung eines in warmer Begeiſterung entworfenen Planes ſo wichtig iſt. Er ſuchte ſogleich Fourier's Doctrin aus dem ſpeculativen Tiefſinn, in dem ſie unfruchtbar zu ſchlummern ſchien, ins praktiſche Leben einzuführen. In Paris wurden Conferenzen eröffnet, in denen Fourier einige einzelne Theile ſeines Syſtems vortrug; dann dachte man darauf, es in den Provinzen bekannt zu machen, und Conſidérant eröffnete in Metz den erſten öffentlichen Curſus über die Theorie des Syſtems ſeines Meiſters.

Dies geſchah in dem Augenblicke, wo die Jünger des St. Simonismus ſich auf den Wegen des Zweifels und der Muthloſigkeit zerſtreuten. Zwei der berühmteſten und ausgezeichnetſten unter ihnen, Julius Lechevalier und Abel Tranſon gingen zu Fourier über, und ſprachen es laut aus, daß es aus Ueberzeugung von dem höheren Werthe ſeines Syſtems geſchehe. Julius Lechevalier hielt in Paris darüber Vorleſungen, die er ſpäter heftweiſe herausgab. Abel Tranſon gab in der Revue Encyclopédique in einigen Artikeln einen Abriß des Syſtems, das nun immer mehr Anhänger gewann. Man konnte jetzt daran denken, einen Verſuch zur Ausführung deſſelben machen zu wollen. Die Damen Vigoureux, Guizot — die Frau des ehemaligen Miniſters — und einige ausgezeichnete Männer verbanden ſich zur Herausgabe eines Journals, das unter dem Titel: le Phalanſtère erſchien, und die Herren Baudet-Dülary und Gebrüder Devay gaben weitläuftige Ländereien im Bezirke von Condé-ſur-Vesgres zur Errichtung einer Phalange her. Die Arbeiten wurden wirklich begonnen; man machte einen Theil der Halde urbar und errichtete einige Gebäude; aber das Kapital der Geſellſchaft reichte nicht aus, und ſo geſchah alles nur halb, und das ganze Unternehmen ſcheiterte.

Die Theilnehmer hatten aber dabei die Erfahrung erworben, daß man keinen neuen Verſuch machen müſſe, Fourier's Ideen ins Leben zu rufen, als bis man im Beſitz der Mittel ſei, ihre vollſtändige Entwickelung befördern zu können. Das Mißlingen der Phalange in Condé-ſur-Vesgres hatte mehr als eine nachtheilige Folge für die Sache ſelbſt; nicht nur, daß das Publicum einen verunglückten Verſuch darin ſah, und den Grund dazu nicht in den Umſtänden, ſondern in der Idee ſelbſt ſuchte, ſondern es wirkte auch auf die Jünger der Schule ein; ſie wurden unentſchloſſen, und mehrere traten ganz zurück, um in der Polemik einen unmittelbar eingreifenden Hebel, eine feſtere Nahrung für ihre Thätigkeit aufzuſuchen. Der Phalanſtère verſtummte, und um Charles Fourier wurde es ganz ſtille.

Doch die Idee war nicht untergegangen; Fourier's Schüler ſcheinen ihre Erfahrungen dazu benutzen zu wollen, ſich nicht mehr in der Welt und von ihr iſoliren zu wollen; ſie verſtehen ſich jetzt dazu, ſich in den gegenwärtigen Zuſtand der bürgerlichen Geſellſchaft fügen zu wollen, und behalten ſich die Zukunft vor. Sie ſind jetzt gleichſam nur Künſtler, die darnach ſtreben, Allen durch einen Verſuch den Werth eines Geſellſchaftsmechanismus anſchaulich machen zu wollen, der den Keim zu den ſchönſten und fruchtbarſten Reſultaten in ſich trägt. ſie ſehen es ein, wie ſchwer und langſam es ihnen werden muß, auf Menſchen zu wirken, die ſich ſchon in eine andere Lebensweiſe und andere Anſichten feſt eingelebt haben, und haben es daher beſchloſſen, es mit den Kindern verſuchen zu wollen. Auf der Inſel Mauritius iſt ein Inſtitut errichtet, in dem dieſe nach Fourier's Methode erzogen werden, und der Erfolg hat ſchon jetzt alle Hoffnungen und Erwartungen übertroffen, die man davon hatte. Die Erziehung beginnt, ſobald ein Kind entwöhnt wird, und im dritten Jahre iſt das Kind ſchon ein nützliches Mitglied des Vereins. Es wird den Kindern durchaus in keiner Art irgend ein Zwang auferlegt, denn die völlige Emancipation aller Triebe iſt die ſittliche Grundidee des Syſtems; alle Neigungen und Triebe der Kinder, Lärmen, Toben, Naſchhaftigkeit, Un-

Digitized by Google

beſtändigkeit werden nicht blos geduldet, ſondern benutzt: die freieſte Entwickelung aller bürgerlichen und geiſtigen Fähigkeiten des Menſchen, und die Anwendung derſelben auf productive Induſtrie — darauf bezieht ſich Fourier's ganzes Erziehungsſyſtem. Er theilt die Erziehung in fünf Zeiträume ein. Der erſte Zeitraum umfaßt die erſte Kinderzeit, in der die Säuglinge in einem großen Schlafſaal, den er eine Seriſtere nennt, von Männern, Frauen und Kindern gemeinſchaftlich verpflegt werden. Dieſe Pflege iſt alſo nicht mehr Dienſtboten anvertraut; ſie iſt ein Beruf, ein Amt, das man im Verein bekleidet, und ſelbſt die Ammen werden als wichtige Perſonen angeſehen. Fourier fordert nicht nur, daß jede Amme ſchön und kräftig geſund ſein ſoll, ſondern ſie ſoll auch richtig ſingen können. Das Kind wird nicht eingebündelt und gewickelt, ſondern es liegt in einer Hangematte und wird in ſeinen Bewegungen eben ſo wenig eingeengt, wie man ſpäterhin ſeinen Trieben Zwang auflegen wird. Die Erziehung beginnt, ſobald das Kind ſtehen kann; nun muß man darauf bedacht ſein, ſeinen Beruf zu erkennen; man muß jede Neigung, jeden Ausbruch dieſer noch ganz naiven und unbefangenen Naturen beobachten und ſie anlocken, ſich zu entfalten; vorzüglich müſſen ihre Fehler beobachtet werden; in jedem Fehler liegt eine Offenbarung; nachdem das Kind ſich nun naſchhaft, oder unreinlich, oder träge, oder eigenſinnig zeigt, wird nun beſtimmt, ob es ein Handarbeiter, ein Künſtler, ein Gaſtronome, oder ein Landmann werden ſoll. Mit dem fünften Jahre beginnt ein anderer Curſus von Uebungen; es kommt nun vorzüglich darauf an, die Empfindungen, die ſenſitiven Triebe zu verſtärken und die fünf Sinne zu üben und zu entwickeln. Dieſe bedürfen ſo gut der Erziehung, wie der Körper der Gymnaſtik; wenn es ihnen an Spielraum und an Uebung fehlt, ſo ſtumpfen ſie ſich vor der Zeit ab; daher gibt es in unſern Tagen ſo viel Kurzſichtige und Schwerhörende. Fourier will durch die Erziehung der Sinne der menſchlichen Natur die Energie ihrer Organe wieder verſchaffen und iſt der Meinung, daß der Reichthum an phyſiſchen Fähigkeiten, mehr als man gemeinhin glaubt, zum Reichthum an geiſtigen Fähigkeiten verhilft. Vom neunten bis zum funfzehnten Jahre tritt nun der Zeitpunct des thätigen Lebens, des Lebens im Vereine ein; mit ſechzehn Jahren iſt die Erziehung vollendet und der Jüngling wird Mann.

Die Gründung dieſer Schule und den Anfang ihres Gedeihens hat Fourier noch erlebt. Er ſtarb in ſeinem 66ſten Jahre, arm, wie er gelebt hatte, aber von der Liebe ſo ſorgſam gepflegt, wie ein Reicher es ſich mit allen ſeinem Gelde oft nicht erkaufen kann.

Fourier war klein und mager, allein ſeine Phyſiognomie war überaus edel und ſchön. Sein Blick hatte einen wundervollen Ausdruck von Bitterkeit und Tiefe, von Erhabenheit und Unglück, und auf ſeiner Stirn lag die Geiſteshoheit, mit der er, verhöhnt und verkannt, ſein ganzes Leben der Löſung eines Problems weihte, das nur einen edlen, großſinnigen Mann ſo anhaltend zu beſchäftigen vermochte. F. T.

Deutſche Romane.

Die Hallig, oder: die Schiffbrüchigen auf dem Eilande in der Nordſee. Wanderungen auf dem Gebiete der Theologie im Modekleide der Novelle von J. C. Biernatzki. Altona, Hammerich.

Die Theologie fühlt alſo auch das Bedürfniß, ſich einzudrängen in die neugeöffneten Kreiſe des modernen Lebens und es zu verſuchen, ob der von ihr ausgeſtreute Same wohl anderswo gedeihe, als in den alten und ausgetrockneten Furchen ihrer Dogmen und Lehrſätze, die ſelbſt in der mildern rationaliſtiſchen Geſtaltung wenig Früchte getragen. Der Roman ſcheint der Träger für die Keime unſerer künftigen Culturentwickelung geworden zu ſein; tauſend Wünſche, Hoffnungen und Entwürfe der lebenden Generation, welche die Gegenwart zu erdrücken oder doch in ihrem Wachsthum zu hemmen droht, gedeihen im weiten Felde der Erzählung, wo die bunten Geiſtesblumen ſie den Augen des Verfolgers entziehen; Wahrheiten, verpönt durch Egoismus und brutale Gewalt, hüllen ſich in das poetiſche Kleid und bahnen ſich in dieſer Verpuppung den Weg zu den Herzen, die ſie zu finden und zu erobern wünſchen. Wer ſich berufen fühlt, mitzuwirken an dem großen Werke ſocialer Regeneration, er ſei willkommen in dieſem Hafen, der wenigſtens dürftigen Schutz gewährt gegen die Stürme einer trüben Zeit; über dem Eingange ſtehe als ſalve das Wort „Duldung", und die Toleranz, die verſchwunden iſt aus dem Leben, gedrängt von dem Machtgebote, oder den Bajonetten herrſchender Selbſtſucht, ſie herrſche im Reiche der Geiſter, aus welchem ſich andere und beſſere Zuſtände geſtalten ſollen. Auch Biernatzki kündigt ſich als Mitarbeiter — und zwar als einen der tüchtigſten und fähigſten — an; er iſt ein wahrhaft frommer, ſeelenguter Mann mit reinem Herzen und rüſtigem, kräftigem Willen, hat Talent und Erfahrung und zeigte bereits in ſeinem erſten derartigen Verſuche „die Wege zum Glauben," daß die Theologie nicht blos erbaulich, ſondern auch unterhaltend und amüſable ſein könne. — Sein Zweck iſt, zu zeigen, wie nur in dem reinen Glauben, im ächten Chriſtenthume die Glückſeligkeit des Menſchen enthalten ſei; wie alle Sophismen, alle Philoſophie, deren Zweck nicht ein gänzliches Aufgehen des Individuums im Glauben an Gott ſei, nicht vermöge, dauernden Seelenfrieden, Troſt und Muth zu geben in den Stunden der Gefahr und der Bedrängniß. So ſtreng dieſe Lehrſätze auch auf den erſten Anblick ſcheinen

Digitized by Google

mögen, eine ſo milde Geſtalt gewinnen ſie unter den Händen des kundigen Lehrers, der ihnen durch die Verkettung der Begebenheiten ſowohl, als durch die Gemüthsſtimmungen ſeiner handelnden Perſonen eine nicht leicht zu vernichtende Evidenz zu geben weiß. Kann man ſich auch nicht ſo unbedingt einverſtanden erklären mit den Urtheilen des Verf., wie z. B. mit demjenigen, welches er S. 169—184 über die Philoſophie ausſpricht, der er die bibliſche Offenbarung als die einzige untrügliche Quelle aller höhern Wahrheit ſiegend entgegenzuſtellen ſtrebt; ſo muß man doch immer den Ausſpruch des Mannes achten, der von ſeiner Ueberzeugung ſo tief und innig durchdrungen iſt, daß er ſeine Seele in jedem Ausſpruche ganz vor uns ausbreitet. Es iſt hier weder Raum noch Ort, um Biernatzki's Anſichten pro und contra abzuwägen; die Form, in welcher er ſie einkleidet, iſt es zunächſt, welche unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt. Dieſe aber iſt eine glückliche und wirklich poetiſch ſchöne; ſchon die Wahl des Schauplatzes macht das Buch ungemein anziehend. Haben ſich unſere Novellendichter auch häufig an dem Strande der Nordſee, oder auf den nahgelegenen Inſeln bewegt, ſo war doch die dürftige Hallig bis jetzt noch unbetreten, und es wird nicht unnöthig ſein, dem Leſer zu ſagen, daß eine Hallig ein flaches, dem Meere ſtets zugängliches und bei jeder Fluth überſchwemmtes Eiland iſt, auf deſſen Boden kaum ein dürftiger Graswuchs gedeiht und welches nur von wenigen Familien bewohnt werden kann, die ſich in mühſam auf künſtlichen Werften erbauten Hütten vor der Fluth ſchützen. Dieſem öden einförmigen Schauplatz hat der Verf. indeſſen einen hohen poetiſchen Reiz zu verleihen gewußt. Erſchütternde Gemälde der wüthenden Elemente paaren ſich mit den einfach freundlichen Bildern des harmloſeſten Stilllebens und geben dem Ganzen die angenehmſte Abwechslung. Eben ſo gelungen wie dieſe Naturſcenen ſind die Seelenzuſtände der handelnden Perſonen geſchildert, die ein tiefes pſychologiſches Studium verrathen; bis in die feinſten Nüancen, die leiſeſten Wechſel der Empfindung ſind die Charaktere ausgemalt. — Dabei iſt die Sprache edel, rein und kräftig, nicht ſelten von einem ſchönen poetiſchen Schwunge beſeelt; einzelne eingeſtreute Gedichte, unter denen hier nur „das Leben" S. 220 namhaft gemacht werden mag, zeigen uns den wahrhaften Dichter. Es iſt merkwürdig, wie die Seelſorger der Nordſee das Wort Gottes mit Poeſie verkünden; früher ſchon zählten wir Koſegarten, Th. Melas (Schwarz) u. A. zu den Dichtern Deutſchlands, und Biernatzki übertrifft ſie an Einfachheit, Klarheit und Innigkeit des Ausdruckes bei weitem. Welch ein Unterſchied zwiſchen dieſen geſunden Blüthen des Nordens und den homiletiſchen Sumpfpflanzen in der Waſſer-Quedlinburgiſchen Nebelatmoſphäre. R. B.

N o t i z e n.

[Unverſchämter Nachdruck.]

Einige trockne berliner Journale möchten ſich gern von dem Nektar nähren, den ein **Wienbarg**, ein **Mundt** zu bieten weiß. Sie nehmen ihre Zuflucht zu geheimer Benutzung. So brachte neulich das von Kugler redigirte Kunſtblatt: **Muſeum** einen anonymen Artikel über „Kunſtausſtellungen im Allgemeinen." Dies war kein anderer als der Artikel des genialen Wienbarg, den wir in dieſen Blättern unſern Leſern mitgetheilt. Es iſt eben ſo unverſchämt, den Artikel ohne Nennung des Verfaſſers als ihn ohne Nennung der Quelle nachzudrucken. Eben ſo brachte der **Geſellſchafter** einen Aufſatz über Hamburg, der sans façon aus Mundt's „Delphin" entlehnt iſt.

[Die baltiſchen Blätter, redig. von Dr. Klein.]

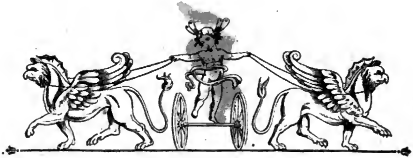
Dieſe Zeitſchrift tritt mit ſoviel Schwung und Federkraft auf, daß ſie zu den beſten und gehaltvollſten zu zählen beginnt. Es liegen 11 Nummern vor. Wir finden: „des Malers Traum," ein phantaſievolles Bild von Th. M. Ebenfalls von Mundt: Böhmiſche Phantaſieen, ein tiefſinniger Blick auf die untergegangene Volksthümlichkeit, die in Blitzen aufrauſchte, um ſich ſtill zu vergraben. Ein Aufſatz über Spontini's Agnes von Hohenſtaufen iſt unparteiiſch und gediegen. Die Briefe aus Afrika ſind eine ſchätzenswerthe Acquiſition, ein Brief aus Turin ſchildert den Zuſtand der italieniſchen Gelehrten. J. L. Klein ſpricht über Beck's Nächte, über Brentano's Gockel, Hinkel und Gackeleia; Dr. Meyen über Laube's Bürger und Krieger; H. Kletke über die Lyrik und den Journalismus in Oeſtreich. Ein Feuilleton gibt ein reichhaltiges Gemiſch von Satire, Scherz und Ernſt.

[Ferdinand Stegmayer in Leipzig.]

Der Name dieſes Muſikers iſt dem allgemeinen Publicum weniger bekannt, als er ſollte. Die Lieder, die von ihm erſchienen, enthalten an erotiſch-elegiſchen und komiſch-bachanalen Elementen ſoviel Treffliches, daß das beharrliche Schweigen dieſes Componiſten, ſeine Kargheit im Produciren, als eine Anmaßung erſcheint. Nur außerordentliche Ereigniſſe treiben ihn auf. Ein ſolches, ſchien es, brachte am 29. Januar im leipziger Theater eine große muſikaliſch-declamatoriſche Abendunterhaltung zu Stande, zu welcher Stegmayer eine ſeiner Ouvertüren und eine ſeiner lyriſchen Compoſitionen (Mathiſſons Frühlingsabend) zum Beſten gab. Der gemüthliche Wiener iſt durch und durch Muſiker, er mag nun in burlesker Luſtigkeit beim Becher Wein eine diaboliſche Katzenmuſik loslaſſen, oder in ſeltnen einſamen Momenten elegiſche Gewiſſensbiſſe componiren. Von ſolcher Art ſind einige ſeiner Lieder, auch das angeführte für Tenor, deſſen Abendwehmuth Hr. Freimüller nicht herausfühlte. Wer Stegmayer blos perſönlich kennt, wird es nicht begreiflich finden, daß dieſer Capellmeiſter Mathiſſon'ſche Stunden hat; ſein Talent ſpielt ihm den Streich und iſt außerordentlich elegiſch, der Muſiker in ihm möchte den Menſchen in ihm ergänzen und iſt von dieſem noch nicht ganz todt gemacht. Seit lange ſchon, d. h. ſeit Menſchengedenken, erwartet man von ihm eine Oper. — Zu der Abendunterhaltung wirkten die beſten Kräfte des Theaters und des Orcheſters mit.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 26. — den 5. Februar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Joſephinens Toiletten-Ränke.

Aus dem Privatleben Napoleon's*).

Eine Kammerfrau ſollte eigentlich nur ſo viel Gehörſinn haben, um die Befehle ihrer Gebieterin zu vernehmen; nur ſo viel Auge, um aus deren kleinſter Bewegung und flüchtigſter Geberde jede neu entſpringende Laune zu errathen; nur ſo viel Taſtſinn, um die Herrin ſchnell und gewandt ankleiden zu können. Den Geruch könnte man ihr immerhin laſſen, wenigſtens um die Parfums wählen zu können, und ohne irgend eine nachtheilige Folge dürfte man ihr wohl auch zu einer Art von Troſt den Geſchmack völlig laſſen.

In der That wäre es wohl wünſchenswerth und oft dringend nothwendig, daß dieſe bei allen Phaſen des innern Lebens und bei allen Schwachheiten der Dämmerſtunden beinahe obligate Vertraute, je nach Bedarf, nicht hören, nicht ſehen und nicht fühlen könnte. Aber weit wichtiger und eigentlich weſentlich wäre das Stummſein, wenigſtens ſollte das ganze Lexikon der Redekraft einer Kammerfrau ſich niemals weiter ausdehnen, als über folgende und ähnliche unſchuldige Phraſen: ſogleich Madame! — im Augenblick! — ich eile! — Jedes Wort mehr iſt für die Zunge einer Kammerfrau ein wahrer Luxusartikel, und zwar ein dem Rufe oft ſehr fataler und gefährlicher Luxus. Erträglich wäre allenfalls die Fähigkeit der Ohren, der Augen und der Hände an einer Gehülfin bei der Toilette, obgleich eine ſolche zuweilen ſchon ſich erlaubt, zu denken, zu urtheilen und den Schlüſſel des Schreibtiſches umzudrehen, worin gewiſſe glänzende, duftende, vergoldete Papierchen verſchloſſen ſind. Aber die Sprache, die Fähigkeit zu reden! Dieſes unglückſelige Organ, welches ausplaudert, commentirt, mit Zuſätzen vergrößert, Anzeigen macht — die Sprache iſt eine wahre Geißel für jedes Haus, man ſollte ſie bei Domeſtiken gänzlich ausrotten, aber vorzüglich aus dem Munde einer Kammerfrau, weil ſie darin mehr als ein' und eine halbe Geißel iſt, ſogar eine Hauspeſt werden kann. Die Orientalen haben doch zuweilen vortreffliche und ſehr weiſe Ideen! Betrachten wir nur, wie ſcharfſinnig ſie den Eunuchen und den Stummen zu verwenden wiſſen: und trotz dieſer Vorſicht behaupten ſie doch von Zeit zu Zeit, daß jene ſehr unternehmend und dieſe ſehr geſchwätzig ſeien.

Dies alles iſt ſo wahr, daß unſere Chronik ein ganzes Gewebe von Indiscretionen bildet, nicht ſelten ſogar von der Art, gegen welche wir uns hier ſo eben wohlbedacht aufgelehnt haben, obgleich ſie uns ſelbſt ſehr weſentliche Dienſte leiſteten. Nennen werden wir die Kammerfrau nicht, welche zum Vortheil unſerer Neugierde ſehr plauderhaft ſich zeigte, der Name thut ja nichts zur Sache, und entkleidet man die Wahrheit gänzlich, ſo muß man wenigſtens den letzten Schleier, welchen man ihr abnimmt, über die Perſon werfen, von der ſie vor das Tribunal der Oeffentlichkeit geführt wird.

*) Chroniques des Tuileries et du Luxembourg, physiologie des Cours modernes, par Touchard-Lafosse. Paris, 1838.

Digitized by Google

Bonaparte hatte zur Ausſtattung ſeiner Schweſter Karoline, für das Vermählungsfeſt mit Murat, ſeiner putzliebenden Joſephine einen Diamantſchmuck heimlich entzogen, weil damals das Geld ihm ſehr knapp zugemeſſen war und jeder Gedanke an Schuldenmachen ihn ſtets empörte. Joſephine wußte ſich dafür wieder ſchadlos zu halten. Sie wendete ſich an den gefälligen Berthier, und dieſer berieth ſich mit ſeinen Adjutanten und Agenten ſo lange, bis ſie heraushatten, daß bei Vergebung der Lieferungen für die Spitäler in Italien dieſe Perlenſchnur ſehr leicht gewonnen werden konnte. So geſchah denn auch, und zum Glück kam Bonaparte niemals hinter dies Geheimniß. Es war wirklich ein prachtvolles Schauſtück, das über 250,000 Franken koſtete; aber was thut die Coquetterie auch mit dem herrlichſten Wunderwerk der Toilette, wenn ſie es nur bei verſchloſſenen Thüren bewundern darf! Joſephine durfte nicht wagen, mit jener ſo reichen und ſo ſeltſam erlangten Acquiſition ſich zu ſchmücken; der erſte Conſul kannte alle ihre Colliers um ſo genauer, da er erſt ganz kürzlich aus dieſer Sammlung das Hochzeitgeſchenk für ſeine Schweſter Karoline gewählt hatte. Welcher Quelle ſollte Joſephine das prachtvolle Geſchenk, welches ſie ſich ſelbſt gemacht hatte, zuſchreiben? Ahnete Bonaparte die Wahrheit, ſo war der arme Berthier ohne Rettung verloren: er ſank von dem Gipfel des Miniſteriums bis zu der Stelle eines Waffencommandanten vierter Claſſe herab; und Madame Visconti ſah ſich durch einen ſolchen Schlag auf die ſehr ſchmale Portion der Favoritin eines Unterlieutenants zurückgeſetzt. Madame Bonaparte ſuchte und ſuchte irgend eine wahrſcheinliche und glaubhafte Quelle für jenes berühmte Schmuckſtück, ohne ſie jemals finden zu können; mit eben ſo wenig Glück half ihr Bourrienne bei dieſen wichtigen Recherchen, und die nachher plauderhafte Kammerfrau, deren Namen wir verſchweigen, ſtaunte ſtündlich mehr und mehr darüber, daß die wundervollen Perlen des Herrn Foncier ſtets in ihrem Futteral verſchloſſen blieben. Ihr, welcher Joſephinens Putzſucht ſo wohl bekannt war, erſchien die Jungfrauſchaft dieſes Colliers nach dreimonatlichem Beſitz ſo wunderbar, ja, als ein ſolches Phänomen, als wenn von der Unerfahrenheit einer funfzehnjährigen Tänzerin die Rede geweſen wäre. Endlich zeigte ſich gegen den Frühling des Jahres 1801 eine ſo verführeriſche Gelegenheit zur öffentlichen Schauſtellung des Colliers, daß Madame Bonaparte der Verſuchung unterlag.

Berthier gab dem König und der Königin von Etrurien, die ſo eben den Scepter des Porſenna aus der Hand des erſten Conſuls empfangen hatten, ein glänzendes Feſt. — Ach, mein Gott! ja, die Urenkel des großen Ludwig XIV. ſtanden in dem von ihrem Großvater begonnenen Palaſt tiefgebeugt vor der Fortuna eines glücklichen Artillerielieutenants und benutzten alſo den monarchiſchen Verſuch, welchen er erſonnen hatte, um der öffentlichen Meinung den Puls zu fühlen. Und Abends machte man im Theater français unter einem Donner von Applaus ein ungeheures Aufſehen mit dem Vers:

J'ai fait des souverains et n'ai pas voulu l'être.

Und Bonaparte beugte ſich zu Bourrienne herab und flüſterte ihm ins Ohr: „Die guten Pariſer! Nun, ſie ſollen ſehen, ſie ſollen es ſchon ſehen!"

Wir haben uns von dem Feſte des Miniſters Berthier zu weit entfernt. Das Gebrauſe des von dem Mulatten Julien geleiteten Orcheſters führt uns wieder dahin zurück. Joſephine erſchien dabei mit den Perlen des Herrn Foncier, welche Michalon durch ihre ſchönen braunen Haare geflochten hatte. Dieſe ſo weißen, ſo großen, aus dem Wohlgerüche duftenden dunklen Grund ſo herrlich hervortretenden Perlen erregten in der ganzen Geſellſchaft die lebhafteſte Senſation; Joſephinens Herz erweiterte ſich, und ihr augenblicklicher Triumph ließ ſie alle bittern Folgen, welche daraus hervorgehen konnten, gänzlich vergeſſen. Denn der Adlerblick des erſten Conſuls fixirte beinahe beſtändig den Kopf ſeiner Frau. Berthier theilte die Ovation von Madame Bonaparte keinesweges, er zitterte unaufhörlich vor dem Gedanken, daß der durchdringende Scharfblick des Conſuls bis zu der Quelle dieſer Perlenſchnur ſich Bahn brechen könnte. Bei der Eröffnung des Balles figurirte der Miniſter Joſephinen gegenüber, die mit dem König von Etrurien tanzte. Die Furcht machte ihn ſo verwirrt, daß er ſich entſchloß, noch während des Contretanzes der ſorgloſen Dame der Tuilerien ſeine Beſorgniſſe zu eröffnen.

„La Chaine anglaise!" rief Berthier, indem er die Initiative bei dieſer Figur ergriff. „Wie er die Perlen betrachtet!" flüſterte er im Vorübergehen Joſephinen zu.

„La Chaine des dames!" rief nun Madame Bonaparte. „Das iſt doch eine zu arge Sklaverei."

In einer andern Figur Joſephinen ſich wieder nähernd, flüſterte Berthier: „Aus Barmherzigkeit, ſchweigen Sie über den Urſprung dieſer Perlen — ich wäre verloren — dos à dos!"

Einen Augenblick ſpäter ſäuſelte Madame Bonaparte ihm zu: „Seien Sie ganz ruhig, ich habe eine Auskunft entdeckt."

Digitized by Google

„Ha! um ſo beſſer,“ erwiederte der Kriegsminiſter, „an die Liquidation der Hoſpitäler wird er gar nicht denken. Balancez!“

Am Ende des Contretanzes waren Berthier und Joſephine unendlich viel ruhiger und überließen ſich beide fortan gänzlich der Wonne des Abends. So wie bei allen Verſammlungen gab es auch dort Epiſoden ſehr verſchiedenen Charakters: Munterkeit und Luſtigkeit gewannen indeſſen die Oberhand; ſogar das Groteske fand dabei ſeine Rolle, und der Held des Feſtes, der König von Etrurien, ſpielte die drolligſte Rolle und den Spaßmacher für alle.

Er hatte zu einer Quadrille die anbetungswürdige Hortenſe de Beauharnais eingeladen; alle ſtanden ſchon an ihren Plätzen. Plötzlich erbleicht der Monarch von Etrurien, ſeine Geſichtsmuskeln verziehen ſich krampfhaft; Seine Majeſtät ſcheint durch die vorſchnelle Bewegung ſeiner Beine noch vor dem Ritournelle die Figur beginnen zu wollen.

Mit ihrem anmuthigen Lächeln ſagte Hortenſe zu ihm: „Sire, es iſt noch zu früh.“

„Ach ja! Sie haben recht, es iſt noch zu früh!“ — Indeſſen dauerten die Fußbewegungen des Königs immer fort, und mit jedem Augenblicke vermehrten ſich ſeine Grimaſſen.

Zum Beginnen der Chaine anglaise gleich einer Sylphide ſich aufſchwingend, ſprach Mademoiſelle de Beauharnais: „Jetzt!“

Mit halb erſtickter Stimme antwortete Seine Majeſtät: „Nein, jetzt nicht! Mademoiſelle, ich bitte mich entſchuldigen zu wollen“ — Und ohne weitere Erklärung flog der König aus dem Salon.

Es bedurfte keines großen Scharfblickes und keines ſehr ſubtilen Verſtandes, um den Grund dieſer eiligen und ſo unzeitigen Flucht zu durchſchauen: die ganze Geſellſchaft war darüber einverſtanden, daß der König von Etrurien, wofern ihm Molière nicht unbekannt war, ſeiner Tänzerin hätte zurufen können:

Oh! oh! madame, il faut que je vous dise adieu;
Certain besoin pressant m'appelle en certain lieu.

Man kann ſich wohl denken, daß die leicht erregbaren Franzoſen dieſes ſeltſame Intermezzo eines Contretanzes nicht ohne Lächeln vorübergehen ließen; und man fand, daß von allen Geſichtern der königlichen Quadrille ohne Zweifel das Geſicht Seiner Majeſtät das luſtigſte ſei. Dieſer Einfall irgend eines jungen Oberſten durchlief binnen wenigen Augenblicken die ganze Reihe der Salons, und als der moderne Porſenna wieder erſchien, ſah man zweihundert Taſchentücher vor zweihundert Geſichtern.

Der König durchſchaute ſogleich den Inhalt dieſer Pantomime. Voll Begierde, ſeinen Ruf bei der Geſellſchaft wieder herzuſtellen, ſuchte er mit einem Flicflac und mit einigen Entrechats à six ſeine ſchöne Tanzkunſt zu bewähren, konnte aber leider nur mit der Hälfte davon aufwarten und —

Et malheuresement ce qui vicie abonde.

Der unermüdliche und unerſchrockene Prinz vermehrte ſeine Battus und ſeine temps de jambe ſo ſehr, ſtrengte ſeine Kniemuskeln und ſeine Fußgelenke ſo mächtig an, daß eine ſeiner goldenen Schnallen abſprang, und durch ein eigenthümliches, den halben Schritten des Monarchen ankiebenden Unglücks der ihm gegenüber figurirenden Tänzerin gerade ins Geſicht flog. Hieraus entſtand eine ſehr bemerkliche Hautverletzung; dann die herkömmliche und obligate Ohnmacht; dann Bedaurungsdeclamationen des unglücklichen Tänzers; endlich die Nothwendigkeit eines abermaligen Verſchwindens des Königs.

Man kann ſich wohl denken, daß ſich das Gelächter durch die ganze Verſammlung verdoppelte, ſobald man einmal erfahren hatte, die ohnmächtig in ihren Wagen gebrachte Dame ſei nur ſehr leicht verwundet. Aber der erſte Conſul gehörte nicht unter die Zahl der Lacher; er flüſterte Berthier etwas ins Ohr und machte ſehr ernſthafte Betrachtungen im Stillen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Deutſche Romane.

Myrtenblüthen. Ein Cyklus von Liebesnovellen von Fr. W. v. Schönfeld. Magdeburg, Bühler.

Wer an dem Titel „Myrtenblüthen“ noch nicht genug haben und über den verheißenen „Cyklus von Liebesnovellen“ nicht erſchrocken zurückgebebt ſein ſollte, der darf nur die erſten Blätter dieſes herrlichen Buches leſen, um für ewige Zeiten die Luſt zum weitern Fortſchreiten zu verlieren. Es enthält die alltäglichſten, Gott ſei Dank längſt altmodiſch gewordenen Geſchichtchen, in einer ſchalen, holprigen und von Fehlern wimmelnden Sprache abgeleiert. Statt aller weitern Relation nur ein Pröbchen, wie der Verf. radebri[illegible] „So geſchah es denn, daß an einem dieſer Tage, „welche aufzugehen ſcheinen, als wenn ſie irgend ein Feſt „dort oben verherrlichten, und als wenn der Himmel mit „ſeinem Prachtkleide geſchmückt ſei, daß Joſephine, die Kaiſerin von Frankreich, die ſchöne Joſephine, durch einen „freundlichen Sonnenſtrahl, deſſen Licht ihr weißes Geſicht „durch den mit Goldſternen verzierten Mouſſelin erleuchtete, „der, niederfallend aus dem Schnabel eines goldenen Adlers,

„in zwei graziöſen Rideaus, in der Umgebung ſeines Bettes, „in die Form eines Korbes, überging.“ Das nenn' ich doch Sprache! R. B.

Landgraf Albrecht von Thüringen, Markgraf von Meißen, der Lauſitz und Oſterland. Ein hiſtor.-romant. Gemälde aus dem Mittelalter von der Verfaſſerin des „Emmerick Tököly,“ „Mathias Corvinus“ ꝛc. Bautzen, Reichel.

Ein langtiteliger Roman aus dem Mittelalter. Die Verfaſſerin hat ihre Chronik mit Sorgfalt durchleſen und erzählt mit weiblicher Gewiſſenhaftigkeit alles aufs Vollſtändigſte wieder, was ſie gefunden. Da gibt es nun Turniere, Fehden, Kämpfe, Klöſter, Burgverließe, und wie alle die Requiſiten heißen mögen, die auf der Schaubühne unſerer Literatur von den Maſchiniſten in die Rumpelkammer geſchafft wurden, um ſo ſelten wie möglich wieder ans Tageslicht gezogen zu werden. — Daß ſie mit ſchlichter Treue erzählt, iſt leider das einzige Verdienſt, welches man ihr zuſcheiden kann; denn die Relationen des alten Chroniſten haben ſo wenig neuen Reiz erhalten, daß das Alte — oder beſſer Veraltete — überall durchſchmeckt. Für den Roman iſt faſt nichts geſchehen; die Charakterzeichnung iſt ächt weiblich: Tyrannen mit finſtern Augenbrauen und tiefen Furchen, Helden mit hoher Stirne und ſtolzem männlichen Gange und Jungfrauen mit — ach Gott, man kennt ja dieſe Phraſen; lauter Gipsfiguren nach Einem Modell, aus Einer Form. Oft verliert ſich der Faden der Erzählung gänzlich in den ritterlichen Katzbalgereien und findet man ihn wieder, ſo iſt der Anknüpfungspunkt verloren. R. B.

Der Nachtwandler. Novelle von Wilhelm Angelſtern. Bielefeld, Velhagen u. Klaſing.

Wenn dieſe Novelle nicht eine Jugendarbeit des Verf. iſt, die er erſt jetzt — und zwar mit großem Unrecht — in ihrer urſprünglichen Geſtalt der Oeffentlichkeit übergeben, ſo müßte man mit großem Bedauern auf den Rückſchritt blicken, den dieſes hoffnungsvolle Talent ſeit der letzten Production gemacht hat. Es iſt ein ſonderbares Gemiſch von Verworrenheit, Unklarheit und Zweckloſigkeit, was uns Angelſtern hier darbietet; die Handlung iſt zerriſſen, wild und ohne jene wohlthuende Ordnung, die ein fortlaufender Faden bedingt; es fehlt nicht an ſpannenden Situationen, an erſchütternden Scenen; aber dieſe vermögen es nicht, dem Ganzen Reiz und Intereſſe zu geben, denn ſie ſind chaotiſch hinein- und durcheinandergeworfen; ohne Wahrheit und Zweck ſtehen ſie ſchroff und wild in der Fläche ſchaler Lebensverhältniſſe. — Eben ſo iſt es mit den Charakteren; Fritthold, der Einzige, der ſich erhebt über die Figuren der flachſten Gewöhnlichkeit, iſt eine eben ſo unklare als unheimliche Erſcheinung, ein Dämon, der bald das Weltall ſtürmen will, bald feſt klebt wie ein Klotz an Hemmungen, die ein Kind überwinden kann; die ganze phantaſtiſche Geburt iſt wie ein Vogel, der fortwährend mit den Flügeln flattert, indeſſen die Füße feſthaften an der Leimruthe; die übrigen ſind Dutzendmenſchen, wie man ſie ohne alle Lockſpeiſe angeln kann auf jedem Jahrmarkte. — Ueber der ganzen Erzählung weht ein düſterer unheimlicher Geiſt, aus dem man jeden Augenblick das Geſpenſt des Myſticismus hervortreten zu ſehen fürchtet; und wenn ſich am Schluſſe eine hausbackene theologiſche Moral dem Knäuel entwindet, ſo weiß man weder, wo ſie herkommt, noch hat man Luſt, an ihre Weſenheit und Haltbarkeit zu glauben. — Selbſt die theologiſchen Reflexionen, die dem Verf. ſo nahe liegen, ſind kraftlos und langweilig. Nur die Sprache kann man erträglich finden in dieſem ſonſt wirklich ungenießbaren Gerichte. Gewiß wird der geiſtreiche Verf. des „Thaleck“ und „Paulus“ uns bald dafür zu entſchädigen ſuchen. R. B.

Notizen.

[Pick-Wick.]

Die humoriſtiſche Literatur Altenglands iſt um eine Figur reicher geworden. Mr. Pick-Wick wird in der engliſchen Welt eine ſtehende Maske bleiben, und ſeine Art von gutmüthiger, philiſterhafter, philanthropiſch-wiſſenſchaftlicher Donquichottiade durch die engliſchen Staatseinrichtungen und Verhältniſſe hat auf lange Zeit Alles ausgebeutet, was England als Stoff für eine ſatyriſche Feder liefern konnte. Die „Nachgelaſſenen Papiere des Pickwick-Klub,“ von denen in Leipzig bei Weber von Roberts eine Ueberſetzung von bereits drei Bänden herauskommt, erſcheinen in London in monatlichen Lieferungen und werden in nicht weniger als 30,000 Exemplaren verbreitet. In den drawn-rooms und in den gin-shops, in den höchſten Salons und den niedrigſten Kneipen genießt man dies nationale Buch mit leidenſchaftlichem Behagen. Hr. Pick-Wick hat nämlich einen Klub geſtiftet, der ſeinen Namen trägt, und im Intereſſe dieſer ernſthaften Societät geht er auf Reiſen, um ſeine horrende Weisheit mit den Stoffen der Welt in Eintracht zu ſetzen. Außer ſeinem Diener, Sam Weller, der den Sancho Panſa von Altengland macht, ſind noch drei andere Begleiter für die Expedition zur Auffindung des geſunden Menſchenverſtandes auserleſen: Mr. Tugman, ein großer Liebhaber des ſchönen Geſchlechts, Mr. Snodgras, der mit brandy water ſeine poetiſche Ader im Fluß ſetzt, und Mr. Winkle, ein sportsman, ein Mann, der alle modernen ritterlichen Künſte aus dem Grunde verſteht. Das engliſche Publicum begnügt ſich nicht, das Werk als komiſchen Roman zu verſchlingen, dieſe Lieblingsfiguren müſſen auch auf den Theatern faſt alle Abende Epiſoden aus den Fahrten und Abenteuern des Mr. Pick-Wick agiren. Der Verf., der ſich „Boz“ nennt, iſt Charles Dickens, der ſchon in frühern Schriften das Volksleben der niedern Claſſen reich ausgebeutet hat.

[Schmidt's Oeſterreich.]

Dies Werk erſcheint in der Scheible'ſchen Handlung in Stuttgart, mit vielen artiſtiſchen Blättern, ſtatiſtiſchen Berichten und Reiſeſchilderungen. Der erſte Band enthält die Alpenländer und beginnt mit Tirol. Ein allegoriſcher Titel und 36 kleine Anſichten in Stahlſtich geben uns in dem erſten Heft das ganze Panorama des Landes, die Einwohner mit den verſchiedenen Trachten und die hiſtoriſch denkwürdigen Punkte. Man ſieht dieſe Thermopylen der deutſchen Freiheit nie ohne Rührung.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienſtags — 27. — den 6. Februar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Joſephinens Toiletten-Ränke.

(Fortſetzung.)

Doctor Corviſart trat zu Bonaparte und ſagte ihm: „Bürger Conſul, ich kenne die Quelle aller dieſer Erſcheinungen, der König und die Königin von Etrurien bezahlen in dieſem Augenblicke den etwas unbequemen Tribut, welchen das Waſſer der Seine Jedem auferlegt*).

Et la garde qui veille aux barrières du Louvre
N'en défend pas ....

„Ganz recht," unterbrach ihn der Conſul unwirſch, „aber es ziemt ſich nicht, daß man den Leuten ſo ins Geſicht lacht."

Die unglücklichen Abenteuer des Königs von Etrurien hatten Bonaparte die berühmten Perlen Joſephinens ganz aus dem Geſichte verlieren laſſen: bei ſeiner Rückkehr in die Tuilerien fielen ſie ihm plötzlich wieder ein, und die Kammerfrau, von der wir dieſe Details haben, hörte während der Zurüſtung aller zum Umkleiden ihrer Gebieterin nöthigen Dinge folgende kleine Scene, wobei Eugène als dritter Schauſpieler figurirte und Bourrienne die hinzukommende Rolle ſpielte.

„Apropos," begann der erſte Conſul (und dies kam gar nicht à propos, denn man ſprach eben von dem Unglück Louis I. bei dem Tanz), „Du haſt da Perlen, die mir ganz unbekannt ſind."

„Du willſt wohl ſcherzen, Bonaparte; wie? unbekannt wäre Dir dies Collier, welches mir in Italien gegeben wurde?"

„In Italien! — und von wem denn?"

„Wahrlich, Du erregſt mein Erſtaunen und betrübſt mich — denn," fügte die gewandte Joſephine hinzu, „Du mußt Dich in der That ſehr wenig um mich kümmern, weil Du Dich nicht erinnerſt, daß mir dieſe Perlen von der cisalpiniſchen Republik überreicht wurden."

In dieſem Augenblicke trat Bourrienne gerade zur rechten Zeit ein, um zu ſich ſelbſt ſagen zu können: dieſe Lüge iſt doch ein wenig kühn.

Der erſte Conſul fuhr wieder fort: „Mir ſcheint doch, als ſeien dieſe Perlen viel größer." Und nach näherer Betrachtung der Perlenſchnur fügte Bonaparte hinzu: „ganz gewiß, ich habe ſie nie geſehen."

„Ei Du mein Gott, zehn Mal haſt Du ſie ſchon an mir geſehen — hier ſteht Eugène, frage ihn — nicht wahr, mein Sohn, ich trug dieſen Schmuck ſchon zu Mailand auf dem Ball der Präſidentin Melſi?" —

„Bei der Präſidentin Melſi — in der That, ich entſinne mich — (forſchender Blick des erſten Conſuls), ich glaube, ja, meine Mutter."

„Allons, Du weißt nichts, Eugène," ſprach der erſte Conſul.

„Wohlan! ſo frage Bourrienne," fiel Joſephine ein, indem ſie ſich gegen den geheimen Secretair umdrehete.

„Ja, ja," antwortete dieſer, der bei den kleinen Toilettenbetrügereien und bei den koloſſalen Ränken in Betreff der Schulden gewöhnlich Joſephinens vertrauten

*) Die ganze Scene iſt hiſtoriſch und wörtlich wahr.

Digitized by Google

und geheimen Rath machte, — „ja, ich entſinne mich genau, dieſe Perlen ſchon geſehen zu haben.“

Der Cabinetsmann Bonaparte's log nicht, er hatte die Perlenſchnur, ſeit drei Monaten der Gegenſtand eifrigerer Recherchen und größerer Angſt, als bei der Entwickelung eines Trauerſpiels vorkommt, oft genug geſehen.

„Sonderbar, höchſt ſonderbar,“ fügte Bonaparte ſehr nachdenkend hinzu, „ich hätte doch ſchwören wollen — indeſſen iſt es immerhin möglich —“

Der erſte Conſul ſchien nicht überzeugt zu ſein und legte ſich ohne Zweifel mit dem Gedanken zu Bett, daß dieſe Perlenſchnur eine neue Acquiſition ſei.

Napoleon's Ideen waren in der Regel fixe Ideen, und konnten zuweilen nicht einmal durch die Erfahrung, welche ihren Irrthum klar bewieſen hatte, ganz zerſtört werden. Mußte er aber dennoch darauf verzichten, ſo ſagte er wohl zu ſich ſelbſt: ich ſollte Recht behalten und die Wahrheit hat Unrecht. — Dies iſt die Schwachheit jeder Intelligenz, welche ſich gewöhnt hat, hoch über den gewöhnlichen Intelligenzen zu ſchweben.

Trotz aller am Abend zuvor von Joſephine gegebenen Erläuterungen und trotz des Zeugniſſes von Bourrienne war Bonaparte nichts weniger als beruhigt über die Geſchichte mit den Perlen, denn er kannte die ſtets vermittelnde Gefälligkeit ſeines Secretairs bei allen kleinen Verkehrtheiten dieſer Dame, konnte ſich des Gedankens nicht erwehren, daß er dieſe Perlenſchnur doch auf irgend einer neuen Rechnung finden würde und wollte ſein Herz von einer ſolchen Laſt befreien. Ohnehin hatte er ſeit langer Zeit von ſeiner Gemahlin das weder kurze noch gerechte Verzeichniß ihrer Schulden verlangt; dieſe Bilanz, deren ungeheure Zahlen zuſammenzuſtellen eine wahre Rieſenarbeit war, erſchien noch immer nicht auf Napoleon's Schreibtiſch.

Am Morgen nach dem Ball bei Berthier ſprang plötzlich der erſte Conſul über die kleine Treppe hinab, durch die Garderobe, das vormalige Oratorium, und erſchien in Joſephinens Schlafzimmer in dem Augenblicke, als deren Kammerfrau (die unſrige) das Mieder ſchnürte. Die Mieder jener Zeit waren bekanntlich nicht ſehr verſchämt.

Ein wenig verwirrt rief ihm Joſephine entgegen: „Ha! Du biſt's, mein Freund? Du fällſt wie eine Bombe in mein Zimmer, und gerade, wenn man mich anzieht — das kommt mir nicht ſehr gelegen.“

„Beruhige Dich, für Deinen Gatten ſollte es keine Myſterien der Toilette geben.“

Darin betrog ſich Bonaparte. Als Stratege im Felde war er vortrefflich, aber in der Taktik der Coquetterie des Boudoirs weniger erfahren und gewandt als der jüngſte Unterlieutenant.

„Du haſt mir wohl etwas Dringendes mitzutheilen.“

„Dir mitzutheilen? Nein, aber etwas von Dir zu erbitten. Ich wünſche heute noch die Rechnungen Deiner Kaufleute zu erhalten. Schon längſt gab ich Bourrienne den Auftrag, ſie zu ſammeln; weil er nun bis heute nicht damit zu Stande kommen konnte, ſo muß ich mich wohl dieſer Angelegenheit ſelbſt annehmen. — Vergiß das nicht, Joſephine,“ fügte der Conſul ſehr trockenen Tones hinzu, „ich will durchaus wiſſen, was man bei mir ausgibt, und den Verſchleuderungen ein Ende machen. Vor allem keine Schulden mehr! Fordere Geld von mir, ich werde es nicht verweigern, weil Du nothwendigerweiſe repräſentiren, ja ſogar glänzen mußt. Bin ich vernünftig? ſprich ſelbſt! Aber ſei Du es auch, Joſephine. Sieh', ſolche Verſchleuderungen erſchöpfen nicht nur die Börſe, ſondern richten auch die Ehre zu Grunde, und das iſt das Schlimmſte. Vergeſſen wir nie, daß ganz Frankreich ſtets ſeine Augen auf uns richtet, erſparen wir ihm das Schauſpiel eines Skandals, den es ſelbſt bezahlen müßte! Das Volk für alberne Ausgaben drücken, war eine Sache für die Könige von Verſailles, aber jetzt muß der Regent der Tuilerien auf ſich ſelbſt und auf ſeine Umgebung ein aufmerkſames Auge richten. Alſo Deine Rechnungen, heute Abend noch — nein, morgen; aber dann auch keinen weitern Aufſchub, ſonſt würde ich unwillig werden!“ —

Große Aufregung! Nach der Mittagstafel wurde zwiſchen Joſephine, Hortenſe und Bourrienne geheimer Rath gepflogen. Man hatte wohl die von dem erſten Conſul ſo dringend verlangten unglückſeligen Rechnungen bereits in der Hand, aber wie ſollte man ſich überwinden können, ihm das ungeheure Facit von mehr als 1,200,000 Franken vorzulegen!

„Dazu werde ich mich niemals verſtehen,“ ſprach Joſephine, „ich glaube, er würde mich umbringen.“

Der geſchäftige und dienſtwillige Hofrath antwortete: „Das Gewitter wird weit ſchwächer ſein, als Sie vermuthen, ſchon öfters wiederholte mir der General: ich bin auf eine ſchreckliche Schuldenmaſſe gefaßt, ich kenne ſie, ſie weiß nicht an ſich zu halten.“

Joſephine unterbrach ihn: „Bonaparte iſt auch ungerecht, er nimmt gar keine Rückſichten ... Hier ſteht

Digitized by Google

Hortenſe, ſie wurde während des Feldzuges in Aegypten in die Welt eingeführt, dergleichen Dinge koſten viel.

„Das iſt wahr, Mama, indeſſen ...“

Mademoiſelle Beauharnais hielt inne, ſie fühlte, bereits genug geſagt zu haben, ihr indeſſen umfaßte eine ganze Rede voll d.r triftigſten und glänzendſten Einwände. Darin lag auch z. B. die Erklärung: hat man die Taille einer Biene, den Fuß eines Kindes, ein Geſicht voll des coquetteſten Ausdrucks, einen Gang und jede Bewegung von höchſter Anmuth, ſingt man ſchön und tanzt man zum Entzücken, mit einem Worte, hat man von der Natur Alles, was bezaubern und feſſeln kann in ſo reichem Maße empfangen, ſo tritt man eigentlich mit ſehr geringen Koſten in die Welt ein. Ein weißes Kleid von feinem Gewebe, aber ſehr einfach in ſeinen Verzierungen; ein Haar, worauf ein ganz einfaches Blümchen ſich wiegt; ein kleiner Atlasſchuh, welcher zwei Mal zum Balle Dienſte leiſtet, das iſt alles, mehr bedarf es nicht. Ein glänzenderer Putz würde die zu den Freuden des Salons neu Erwählte nur entſtellen. Aber ſind mehr als vierzig Frühlinge über die Schönheit hingezogen, ſo ſucht ſie umſonſt deren letzte ſechs oder ſieben geheim zu halten oder auszuſtreichen. Ach! das Gepräge dieſer ſechs oder ſieben Jahre ſteht unverkennbar und unvertilgbar auf der Stirn, in den Kreiſen um die Augen, auf den Wangen; die Grauſamen ſtreuten zwiſchen das Ebenholz der Haare einige Fäden von verrätheriſcher Weiße; ſie machten ſich ein Spiel daraus, den Mund ſeines ſchönſten Schmelzes zu berauben; ſie brechen die Fibern eines Buſens, der zehn Jahre früher nicht nur den Glanz des Marmors hatte, ſie ſind ſelbſt mit ihren Gaben boshaft, indem ſie — die Barbaren! — die Taille verſtärken, die Beine ſchwellen und Blätterchen und Runzelchen überall auf die Haut ſtreuen. Dann koſtet es freilich ſehr viel, ſich fortan in der Welt zu erhalten, welche man ſo wohlfeil betreten hatte. Ungefähr dergleichen enthielt das indeſſen der ſchönen Hortenſe, und man kann nicht läugnen, daß in dieſen Einwürfen viel Wahrheit gelegen habe.

Bourrienne nahm das Wort: „Wie geſagt, der General iſt auf ein ungeheures Facit gefaßt, und mein Rath wäre, die ganze Summe der Wahrheit gemäß ihm vorzulegen. Der erſte Augenblick wird freilich etwas ſtürmiſch, vielleicht ſogar hart ſich austoben, aber damit haben Sie es dann überſtanden.“

„Unmöglich! Niemals werden Sie mich dahin bringen, ihm dieſe 1,200,000 Franken einzugeſtehen, wir werden ſchon Lärm genug für die Hälfte erleben.“

„Ganz recht, aber Sie laſſen im Herzen des erſten Conſuls für 200,000 Thaler Galle zurück, deren Ausbrüchen Sie doch eines Tages trotzen müſſen, denn, Madame, ewig wird man Ihnen nicht creditiren.“

„Ja, Mama, Herr von Bourrienne ertheilt Ihnen einen guten Rath, beſſer iſt's, man macht die Sache auf einen Schlag ab.“

„Aber 1,200,000 Franken! — Ach! nein, nein — das könnte mir den Tod bringen. — Ich will in ein Mineralbad gehen — Bonaparte wünſcht nichts ſehnlicher als einen Sohn! — Ich hoffe, daß nach meiner Rückkehr —. Dann darf ich es wohl wagen, ihm den Reſt einzugeſtehen.“

Arme Joſephine! Sie glaubte, die Natur könne gleich ihr ſechs oder ſieben Frühlinge überſehen und von der Vergangenheit abziehen!

(Die Fortſetzung folgt.)

Deutſche Romane.

Richard Wood. Roman von Johanna Schopenhauer. 2 Bände. Leipzig, Brockhaus.

Während der Mann gewaltſam anſtürmt gegen die zu engen Schranken der Gegenwart und neue Lebenskreiſe ſucht für die lebendige, thatendürſtende Regſamkeit ſeines unbefriedigten Geiſtes; während der mächtige Herzſchlag der Weltgeſchichte kräftig wiederhallt in der eigenen Bruſt und ihn hinaustreibt aus dem ſtillen Kreiſe ſeiner individuellen Wünſche und Begierden, ihn anſpornt zur Theilnahme an einer neuen Geſtaltung des Völkerverhängniſſes, deren Nähe er ahnend fühlt; während er mehr und mehr ſich hinausſehnt auf den Tummelplatz des öffentlichen Lebens und mit belaſteter Seele und trüber Stirne heimkehrt an den Heerd, der ihm keine Ruhe und keine Befriedigung mehr bietet; — klammert das Weib ſich feſt und feſter an den liebgewordenen Kreis ſtiller Häuslichkeit, dieſe trauliche Begrenzung ihrer Wünſche und ihres Wirkens, und nur thränenden Blickes ſieht ſie das wildere Streben des Mannes und gewahrt, daß er theilnahmslos und ungefeſſelt daſteht in dem Tempel der frommen Seligkeit der Gattin. — Unſere ſociale und politiſche Zerfahrenheit, das Elend unſerer Zeit hat ein Schisma geworfen in die harmoniſche Vereinigung der Geſchlechter, und den ſüßen Frieden des Hauſes zerſtört in ſeinen Grundveſten; in der harmloſen Verehrung der Penaten kann der Mann keine Entſchädigung finden für die geſtörte Opferfeier in den verſchloſſenen Tempeln der höhern Götter des Vaterlandes; keine Entſchädigung für die gefeſſelte Thatkraft, für die geſchloſſene Bahn des Ruhmes und der Freiheit. Und zu der Höhe des männlichen Verlangens kann das Weib ſich nicht hinaufſchwingen, kann es nicht faſſen, daß das ſchrillende Knarren einer richtungsloſen Zeit uns ſtören könne in dem Genuſſe eines einfach-gemüthlichen Fa-

Digitized by Google

milienglücks, daß der Ruf der Weltgeſchichte uns verfolgen könne bis in die genügſame Einfriedigung des eigenen Heerdes; daß die Leiden der Gegenwart uns drücken können auf dem bequemen Polſter häuslicher Behäbigkeit und daß die Sorge um die gährende Zukunft der Welt uns aufſcheuchen könne aus der weichen Ruhe, in welche die eheliche Zärtlichkeit uns oft ſo leicht einwiegt. — Mit Schrecken ſieht das Weib in eine Zukunft, die Leben und Thaten bringen ſoll, und mit allen Banden umſchlingt ſie den Flüchtigen, der dieſer Zeit ſehnſuchtsvoll entgegenharrt. — Iſt es ein Wunder, wenn dieſe allverbreitete tiefwurzelnde Tendenz des Lebens ſich, ſcharf geſchieden nach dem Geſchlechte, kund gibt in allen poetiſchen Productionen? Und überblicken wir die Geſammtmaſſe der literariſch-poetiſchen Erzeugniſſe unſerer Zeit — inſofern dieſelben nämlich ſociale und politiſche Zuſtände berühren, die Verf. Theil nehmen an den vibrirenden Lebensregungen derſelben und ſich nicht weibiſch zu flüchten ſuchen in den ſumpfigen Hafen des „Glücks“ — ſo finden wir die beiden angedeuteten Richtungen wieder in jedem einzelnen Buche: — verzweiflungsvolles Ringen mit allen aufgethürmten Hinderniſſen; kühnes, wenn auch hoffnungsloſes Stürmen gegen die Schranken, die Willkür und Verblendung der freien Entwickelung des Geiſtes entgegenſetzten. Zerfahrenheit und tiefwurzelnder Unmuth ſind die charakteriſtiſchen Zeichen der männlichen Productionen; trübe und troſtloſe Symptome, die geeignet wären, den Genuß der ganzen Literatur zu verleiden, wenn ſie ſich nicht paarten mit dem ernſten Streben und dem eiſernen Willen, zu beſſern und zu läutern und Wahrheit zu verkünden, ſollte ſie auch in der Narrenjacke — faſt das einzige Kleid, welches ihr noch Sicherheit verleiht — vor das Auge der Welt treten müſſen. — Die weibliche Feder dagegen ſchmückt unabläſſig die Altäre der Laren und gibt ihrem Heiligthume allen Reiz, womit die geſchäftige Frauen-Phantaſie den ſtillen Raum ideeller Häuslichkeit ſchmücken kann. Alles Unglück ſteht nur jenſeit der Planke, die ſie mit ſorgſamer Hand um den Hofraum ihres ſelbſtgeſchaffenen Glücks legt. — Etwas Thatenglanz, Ruhm u. dgl. pflegt zwar auch die Frau einzuweben in das Lebensbild, das ſie ſchafft; aber nur als ein nützliches und angenehmes Hausgeräthe, oder als zierliches Wandgemälde in goldenem Rahmen kann ſie dieſe Dinge gebrauchen. — Kann man ſich wundern über die Einſeitigkeit unſerer „jungen“ Literatur, wenn man annimmt, daß ſie faſt nothwendig einer und derſelben Richtung folgen muß. Auch Johanna Schopenhauer hat mit weiblicher Geſchäftigkeit in dem vorliegenden Romane wieder ein häusliches Glück aufzubauen geſucht und ſich bemüht, zu zeigen, wie alles andere nur eitel Wahn und Unglück ſei. — Aus den entfernteſten Weltgegenden hat ſie die Materialien zuſammengeholt zu ihrem Gebäude und mit liebendem Fleiß gearbeitet an ihrer Vereinigung. Richard Wood, der Sohn eines engliſchen Strumpfwirkers, kommt als Gefährte zu den Kindern des ruſſiſchen Fürſten Andreas und wächſt mit denſelben auf, ohne den Standesunterſchied zu fühlen, der zwiſchen ihnen obwaltet. Ein Verhältniß der zarteſten Art geſtaltet ſich zwiſchen dem werdenden Jünglinge und der jüngſten Tochter des Fürſten, Helene, welches die Verf. mit aller Zartheit geſchildert hat, die ihrer Darſtellung eigen iſt und worin ſich beſonders ihr tiefer Blick in die weibliche Seele bewährt. Aber bald naht der Dämon der Außenwelt dem Zögling des Glücks; Richard wird aufgeweckt aus ſeinem ſüßen Kindheitsſchlummer, ſein Bewußtſein zeigt ihm den Unterſchied der Stände und die erwachende Männlichkeit ſagt ihm, daß er die Kluft ausgleichen oder doch verringern könne durch Thaten, durch ſelbſtſtändiges Handeln, durch Theilnahme an den Bewegungen der Zeit. Jetzt iſt ſein Glück verſchwunden und der Friede ſeines Herzens wohnt nur noch in dem Hinblicke auf eine Zukunft, die es ihm möglich macht, ſich zu erheben zu ſeiner Helene und ſich einzufriedigen mit ihr in den himmliſch-reizenden Bezirk einer — Kinderſtube. Aber „reiche dem Teufel den Finger und er wird bald die ganze Hand haben“ ſagt ein Sprüchwort, das ſich an Richard bewährt; Richard wird ganz unſchuldiger Weiſe in eine Verſchwörung verwickelt, über die der Leſer eben ſo wenig klar wird als dieſer harmloſe Theilnehmer derſelben; eine Verſchwörung, mit welcher ein Melodrama effectuiren könnte, ſo ſchauerlich iſt ſie zuſammengeſetzt aus Blutdurſt, Wortſchwall, Dolchen, Unſinn und Verrath; an deren Wahrhaftigkeit man faſt glauben könnte, weil ſie naturgetreu gezeichnet iſt, nehmen wir den Maßſtab dafür von den Ereigniſſen der jüngſten Vergangenheit. Die Verſchworenen wollen nichts weniger als eine Reform des ruſſiſchen Reiches und nebenbei etwas Kaiſermord zur Abwechslung; Richard kommt zu den Sitzungen des geheimſten Ausſchuſſes, wie man zum Conditor geht, um eine Taſſe Kaffee zu trinken, und nachdem 20 Dolche ſein Leben bedroht haben, wird er plötzlich auf die Fürſprache des Fürſten Andreas und ſeiner Söhne, die Mitglieder ſind, in den dritten Grad aufgenommen und erfährt alle Geheimniſſe ohne Umſtande. Dieſe Partie des Buches iſt unſtreitig wie ein Operntext. Richard entdeckt nach langem Hin- und Herzerren, nach manchen Scenen von wahnſinniger Lächerlichkeit und lächerlichem Wahnſinn, zwei Verräther, und in der Todesangſt, daß dieſe ſeine fürſtlichen Wohlthäter mitverderben könnten, eilt er ſelbſt zum Miniſter und verkauft ihm für die zugeſicherte Strafloſigkeit des Fürſten das Geheimniß des Bundes. — Der Fürſt geht zwar ſtraflos aus; wird aber auf ſeine Güter verbannt; Richard wird Major und Herr einiger tauſend Bauern, aber der Fürſt verſtößt ihn, und ſein Liebesglück iſt zertrümmert durch ſeine unberufene Einmiſchung in die Welthändel. Er vergräbt ſich bei einem ehemaligen Cameraden in den Einöden des Kaukaſus. — Der Roman hat viele einzelne ſchöne Züge und wohlgelungene Scenen; die Charakteriſtik der weiblichen Geſtalten iſt vortrefflich; von männlichen iſt der Planiſt ſehr liebenswürdig gezeichnet. Mehrere Epiſoden beleben die Scenerie und geben ihr einen wohlthätigen Wechſel, aber das Ganze iſt doch in ſtofflicher Beziehung zu arm, und die Verf. würde ihrer Arbeit weit mehr Intereſſe gegeben haben, wenn ſie dieſelbe in einen Band zuſammengedrängt hätte. — In ſprachlicher Gewandtheit und Sauberkeit übertrifft dieſer Roman faſt alle früheren der Verfaſſerin.

R. B.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 28. — den 8. Februar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Neue Gedichte von Anaſtaſius Grün.

2.

Apoſtaſie.

Hie Welf! Hie Waiblingen! Laß ſeh'n!
Nur ſchwanke nicht hin und her!
Du kannſt, ein Ehrenmann, auch ſteh'n
Genüber im Feindesheer!

Magſt Bär im Geklüft, magſt Falk im Licht,
Nur Fledermaus nicht ſein!
Sei Palme oder Eiche, nur nicht
Das Schlingkraut zwiſchen den Zwein!

Ob Wahn, ob Wahrheit Dein Panier —
Wer löſt's? — wem glaube Dein Herz!
Am Feuer der Treue läutre Dir
Zu Golde unächtes Erz!

Nicht ſchmäh' ich den Mann, der, drüben itzt,
Bei unſrer Fahn' einſt ſtund;
Sein Blut, ſchon einſt für uns verſpritzt,
Ein Siegel iſt's meinem Mund!

Ich ſah auch Locken, braun und lang,
Zu dünnem Schnee verweh'n,
Manch nervigen Arm, der das Schwert einſt ſchwang,
Werkügelchen zitternd dreh'n.

Ich ſah's wie Fieber des Weiſen Wort
In Unſinns Gräuel zerbrach;
Ich hörte den Thoren im Irrſinn dort,
Der Perlen der Weisheit ſprach.

Ich ſah den Raufbold friedlich gemacht,
Verblichen der Jugend Roth,
Den Schwätzer zu ewigem Schweigen gebracht; —
Wer kann für Krankheit und Tod?

Will's Gott, ſo lang' ich geſund, erſpäht
Ihr mich bei dieſem Panier.
Wahr's Gott! wenn ihr mich je drüben ſäht,
Krank oder todt bin ich ſchier!

Denkt mein wie eines Todten dann; —
Es mag oft bitter ſein
Vorbeizugeh'n als lebend'ger Mann
Am eignen Leichenſtein.

Joſephinens Toiletten-Ränke.

(Fortſetzung.)

Bourienne entgegnete: „Wenn Sie ſich denn nicht dazu verſtehen können, Alles zu beichten, ſo ſetzen Sie mich wenigſtens in den Stand, einen beſchnittenen Etat Ihrer Schulden dem erſten Conſul vorzulegen."

„Ja, damit wollen wir ihm ſeinen Willen thun; und ſpäter... Nun, wir wollen ſchon ſehen... Ich habe da einen Gedanken."

Damit wurde die geheime Rathsſitzung geſchloſſen, und am andern Morgen lagen für 600,000 Franken Rechnungen vor den Augen des erſten Conſuls.

Die Exploſion ſeines Zornes war ſehr ſtürmiſch. Bonaparte ſprang von ſeinem Stuhle auf wie ein junger Hirſch, und Joſephine war auf eine Scene gefaßt,

Digitized by Google

obgleich ſie nur 50 Procent von ihrer koloſſalen Schuldenmaſſe eingeſtanden hatte. In der Vorausſicht, daß ihr Gemahl in ſeinem Zorne die Stufen der geheimen Treppe ſuchen und mit einem ganzen Strom von Vorwürfen zu ihr hereinſtürmen würde, hatte ſie ſich dem erſten Ausbruche durch eine Fahrt nach Malmaiſon entzogen. Abends kam auch der Conſul dahin, allein der Zorn hatte ſich bei ihm ſchon ziemlich gelegt, nachdem er mit Bourrienne übereingekommen, wie man für die Bezahlung der 600,000 Franken nächſtens ſorgen konnte. Das Gewitter, welches Morgens furchtbar geworden wäre, verwandelte ſich Abends in ſehr gemäßigte Vorſtellungen. Joſephine bemerkte im Allgemeinen, daß der Aufenthalt von Malmaiſon ſtets den Zorn des Gemahls milderte: daher zog ſie auch bei jeder vorkommenden Gelegenheit ſchnell hinaus. An jenem Tage gab es noch die üblichen Verſprechungen der Beſſerung, welche ſchon ſo oft gegeben und immer wieder vergeſſen worden waren.

Mit kalter Strenge ſagte Bonaparte: „Diesmal rechne ich darauf, daß Du nicht mehr in ſolche Unordnungen verſinken wirſt; Du haſt Verſtand genug, einzuſehen, daß Du dadurch Dich ſelbſt und mich bedeutend compromittirſt.“

Mit der Hand dem erſten Conſul das Geſicht ſtreichelnd, antwortete Joſephine: „Du wirſt ſchon ſehen, Du wirſt ſehen — von morgen an will ich Erſparniſſe einführen, große Erſparniſſe. Für meine Zimmer zu Paris hatte ich bei Jakob und Boulard ein prächtiges Ameublement beſtellt, ich will die Leute nun kommen laſſen und ihnen ſagen, daß ich ſtatt deſſen alles nur ganz einfach haben will.“

„Wohlan, ich verlaſſe mich ganz auf Dein Wort.“

„Und an meiner Toilette ſollſt Du die größten Reformen erleben. Zu unſerm nächſten Cercle bedarf ich eines neuen Putzes. Dieſer ſoll nun ganz einfach, außerordentlich einfach werden.“

„Dabei kannſt Du, meine Joſephine, nur gewinnen; ich bemerkte ſtets, daß alles Nichtgeſuchte Dich am beſten kleidet; übrigens, wo alle Welt mit Reichthum und Prachtausſtellungen zu prahlen ſich bemüht, zeichnet man ſich wahrhaft aus, indem man ſich ſolcher Dinge enthält.“

Bonaparte ſprach hier als Krieger, den ſeine Lorbeern ſo herrlich ſchmückten, daß er des Luxus in Kleidern nicht mehr bedurfte. Allein Joſephinen hätte dieſes Raiſonnement auch dann nicht überzeugt, wenn ihr unbekannt geweſen wäre, daß die äußerſte Einfachheit ihres Gemahls einem höhern Grade von Coquetterie entſtammte, als das glänzendſte Gepränge aller ſeiner Generale.

Am andern Morgen wurden Jakob und Boulard wirklich in die Tuilerien beſchieden. Madame Bonaparte erklärte ihnen, daß ſie ihre Anſicht in Betreff des beſtellten Ameublements geändert habe, und daß man hiernach in der Wahl der Holzarten, der Stoffe und der Garnituren unbedingt allem entſagen müßte, was irgend geſucht oder glänzend erſcheinen könnte.

„Ich will,“ fuhr Joſephine fort, „alles ſo einfach als möglich.“

„Indeſſen,“ fiel Jakob ein, „hat deshalb Madame nicht auch auf das Schöne verzichtet?“

„Nein, gewiß nicht; aber ich will nur das einfach, ganz einfach Schöne.“

Boulard bemerkte: „Das iſt auch das Seltenſte und Gewählteſte.“

Die Dame der Tuilerien fiel wieder ein: „ich will große Erſparniſſe machen, Erſparniſſe, welche dem erſten Conſul in die Augen fallen — daher mag es immerhin mehr koſten, wenn es nur einfacher ausſieht.“

Hieraus erkennt man, wie vortrefflich ſich Joſephine auf die Form verſtand. So lange ſie noch in der erſten Aufwallung war, berief ſie alle ihre Lieferanten. Damals ſah man die Modehändlerin Mademoiſelle Despeaux, deren Fetzen ſehr dauerhaft waren, wie ſie hundertfach zu verſichern pflegte, in den Tuilerien erſcheinen; dann erſchien die Nähterin Madame Germon, welche ihre Kleider ſo leicht und ihre Rechnungen ſo ſolid ausarbeitete; Leroi, der geſchickteſte aller Kaufleute, wo es galt, die artigſten Complimente ſtatt guter Waaren zu geben; der Modeſchuhmacher Coop, welcher vortreffliche Schuhe machte, wenn man nicht in denſelben gehen mußte. Alle dieſe berühmten Induſtriellen kamen auf Joſephinens Gebot herbei, hörten mit einigem Skepticismus das Manifeſt der Sparſamkeit an und ſprachen, jeder in ſeinem Innern: führt ſie ihren Plan wirklich aus, beſtellt ſie in Zukunft bei mir um die Hälfte weniger, ſo muß ſie wohl um die Hälfte mehr bezahlen, damit ſich alles wieder ausgleiche.

Hierauf begann die eigentliche Sitzung mit Leroi und Madame Germon, deren Inſpirationen zuſammentreffen ſollten, um einen Toilettenanzug von höchſter Einfachheit zu erſinnen.

„Zum Beiſpiel ein weißes Kleid mit einem Beſatz. Was meinen Sie, Leroi, was wählen wir zu einem ſolchen Beſatz, daß dieſer ſo einfach als möglich erſcheine?“

„Madame, einfacher als Blumen gibt es doch nichts,“ antwortete der Modeſchneider, indem er ſeine Cravate

Digitized by Google

mit ſeiner gewöhnlichen ſtutzerhaften Fadheit zurecht rückte. Madame Prevoſt hat Roſen, das Stück zu funfzig Franken, deren köſtliche Natürlichkeit ich bewundern muß. Fügt man dazu einen Thautropfen, ſo koſtet es fünf- und zwanzig Franken mehr. Die Thränen der Aurora ſind bei den Künſten im Augenblick ſehr à hausse.“.

„Nein, nein!“ antwortete Joſephine, „ich mag keine Roſen, das wäre zu auffallend, zu prätentlös — wir müſſen etwas viel Einfacheres finden.“

„Gefunden!“ rief Leroi, indem er auf ſeine Stirn ſchlug, — „ein Aufputz von Farrnkraut — unten am Rock, am Gürtel und auf dem Kopf — ich ſchmeichle mir, daß dieſe Idee eine vortreffliche ſei — Farrnkraut: Gott, wie nymphenartig, wie göttlich einfach antik, wie — was weiß ich? muß das ausſehen! Und alle Welt in den Salons wird trällern:

Que ne suis-je la fougère ....?

Laut in Lachen ausbrechend, wie es ihr gewöhnlich geſchah, wenn ſie eine der Unverſchämtheiten ihres Modehändlers hörte, der ſich oft ſo weit vergaß, daß er beim Anmeſſen den Nacken und die Bruſt dieſer Dame ſehr emphatiſch pries — rief Joſephine: „Schweigen Sie, Hans Narr!“ Aber nach einigem Nachdenken ſagte ſie: „Ihr Vorſchlag gefällt mir, ich nehme ihn an, aber ſchönes Farrnkraut, ganz ſchönes bitte ich mir aus.“

„Madame, verlaſſen Sie ſich ganz auf mich.“

Am Tage des Cercle der Tuilerien erſchien Joſephine in ihrem ländlichen Putze und nahm ſich darin vortrefflich aus, denn das Farrnkraut iſt durch ſeine anmuthigen Ausſchnitte eine der hübſcheſten und dem Auge wohlthuendſten Pflanzen. Der erſte Conſul war entzückt, bezaubert.

„Siehſt Du,“ ſagte er, „wie dies Dich vortrefflich kleidet, wie das Grün, womit Deine Stirn bekränzt iſt, den dunklen Grund Deines Haares und den Glanz Deiner Augen köſtlich hervorhebt! — Das iſt weit beſſer, als jene ewigen Diamanten, die Dich ganz erdrücken. Joſephine, ich bin ſehr zufrieden mit Dir.“

Deſſelben Abends noch redete Bourrienne die glückliche Dame an und vereinigte ſeine Glückwünſche mit dem Lobe der ganzen Verſammlung.

„Der erſte Conſul iſt im dritten Himmel!“ ſprach der Privatſecretair. „Bekennen muß man auch, daß dieſer Beſatz wundervoll gearbeitet iſt. Aus welchem Stoffe beſteht er denn?“

„Mein Gott!“ antwortete Madame Bonaparte; „es gibt nichts Einfacheres in der Welt, der Stoff iſt nicht mehr und nicht weniger als emaillirtes Gold.“

„Wirklich!“ rief Bourrienne, „aber das iſt ja eine Arbeit der Römer, und dieſer Putz koſtet gewiß 30,000 Franken.“

„Ha! was ſagen Sie da! In Gottes Namen! Da ſehen Sie nun ſelbſt, wie theuer die Erſparniß iſt!“

Vier Monate ſpäter waren die dem erſten Conſul angegebenen 600,000 Franken bezahlt; aber abgeſehen von den neuen Schulden, dem Ergebniß der großen Sparſamkeit nach dem Muſter des Farrnkrautbeſatzes, blieb die dem erſten Conſul verheimlichte Schuldenmaſſe von 200,000 Thalern noch immer ſchwebend.

(Der Beſchluß folgt.)

Deutſche Romane.

Alt und neu. Roman in zwei Theilen von **Auguſt Bürck.** Leipzig, Kummer.

Bürck huldigte früher der lyriſchen Romantik des Tieck'ſchen Dramas, er ſchrieb in dieſem Sinne die Sänger auf der Wartburg. Jetzt lernen wir ihn im Roman kennen. Ein epiſcher Fluß nimmt uns gemächlich auf; allein der Verf. hat keine Berechtigung, ſich der behäglichen Breite ſo ganz zu überlaſſen, wie es hier der Fall iſt; er ſchafft zu matte, gewöhnliche Charaktere, um ſich ſo gemüthlich und mit langathmigem Wohlgefallen an ihnen zu weiden. Auch der Stoff, den er erfindet, läßt ſich weit ſchneller erledigen. Ein junger Mann hat Gelegenheit, drei Schweſtern behülflich zu ſein, als ihnen auf der Spazierfahrt ein Unglück begegnet. Dadurch kommt er in ihre Nähe. Die Mannichfaltigkeit der zärtlichen Scenen, die der Verf. ſchildert, iſt recht hübſch, ſein Held würde Talent zu einem modernen Don Juan haben, hätte er mehr Geiſt und Blut. Bei alle dem beſitzt er kitzliche Stimmung genug, ſich in alle drei Schweſtern abwechſelnd zu verlieben, er hat ſogar Sinn für die anmuthige Zofe Chriſtel. Alle dieſe weiblichen Geſtalten ſind aber ohne alle Abzeichen, die Charakteriſtik iſt ſchwach. Aus dieſem Widerſtreit zärtlicher Attractionen entſteht nun Wirrwarr und bei den Mädchen ein Hang zur Intrigue. Die Herzensunfälle häufen ſich; dazu kommt, daß Eduard, der junge Fat von Romanhelden, der Burſchenſchaft verdächtig iſt; er muß auf ſein Glück verzichten und das Land verlaſſen; er ſchifft nach Amerika. Damit beginnt das „Neu,“ ſein Leben in der neuen Welt. Die burſchenſchaftlichen Angelegenheiten ſchildert der Verf. bald ſo zart wie ein Frauenzimmerchen, bald ſo überderb, als wären es Intereſſen aus dem Tollhauſe. Sein Radicaler, Tollhieb mit Namen, gehört nicht der neuen Welt, ſondern dem Tollhauſe an. Sonſt ſind aber die Zuſtände Nordamerikas mit vieler gemüthlichen Liebe geſchildert.

Notizen.

[Neue Skizzen zum Shakſpeare.]

Die Shakſpeare'ſchen Geſtalten — auch für den Maler wie für den Philoſophen ein unerſchöpflicher Quell der Welt-

Digitized by Google

heit — geben die Veranlaſſung zu einer neuen Galerie von Skizzen, die in der Krieger'ſchen Buchhandlung (in Leipzig bei Th. Fiſcher) erſcheinen. Ludwig Sigismund Ruhl iſt der Zeichner, Stecher und Radirer. Die erſte Lieferung bringt 9 Blätter aus dem Kaufmann von Venedig und die äußere Anſicht des Globe-Theaters, nach einem alten Holzſchnitt in Stahl geſtochen. Es war dies das Gebäude, in welchem des Meiſters Werke zur Zeit ihrer Erſcheinung gegeben wurden, das alte achteckige, baſtionartige Haus am Ufer der Themſe, der Freitagsſtraße gegenüber, in der Nähe des Bärengarten. Es gehörte der Schauſpielergeſellſchaft, bei welcher Shakſpeare Actionär war, ein Sommertheater, aller Wahrſcheinlichkeit nach, in welchem bei Tage und zwar vom Mai bis tief in den Herbſt geſpielt wurde. Dieſer achteckige Kaſten, in welchem die großartigſten Tragödien der Weltgeſchichte dargeſtellt wurden, ſieht freilich eher wie ein Gefängniß aus als wie ein Schauplatz, wo ſich der Scherz und Ernſt des Lebens mit aller Freiheit des Geiſtes ergingen; es hat kaum reſpectable Löcher, geſchweige Fenſter; man begreift nicht, wie man Licht bekam, aber man muß bedenken, daß es oben halb offen, nur halb mit Rohr gedeckt war. Innen umſchloß es einen runden Hof, von Galerien umgeben, auf welchen ſich die geringern Zuſchauer befanden; die Vornehmeren ließen ſich in Logen nieder, die man auf der Bühne ſelbſt, welche in der Mitte ſtand und mit Binſen bedeckt war, angebracht hatte. (In Graf Baudiſſin's werthvollem Werk über Ben Jonſon und ſeine Schule, Leipzig bei Brockhaus, findet man die innere Anſicht eines Theaters in jener einfachen, couliſſenloſen, aber geiſtig aufgeregten Zeit.) Seinen Namen hatte das Gebäude wahrſcheinlich dem über der Thür befindlichen Hercules, der die Erdkugel trägt, zu verdanken. Auf dem Giebel des Hauſes flattert eine Fahne; alſo iſt es ein Spieltag, und unten wälzt ſich der große Zug der Schauluſtigen zum Eingang. Es ſind Leute aller Stände im Coſtüm damaliger Zeit, zu Fuß, zu Pferde, ſelbſt eine Dame unter den letzteren, nach zeitgemäßer Sitte, und der vierſpännige Wagen fährt gewiß die maiden-queen Elizabeth, die hohe Gönnerin des großen Dichters. — Schon um dieſes Blattes halber, das uns in die Shakſpeare'ſche Zeit verſetzt, heißen wir die Galerie von Stahlſtichen willkommen. Von den Skizzen aus dem Kaufmann von Venedig enthält das Heft die Scene, wo Shylock dem Baſſanio erklärt, was er unter dem Ausdruck: „Antonio iſt ein guter Mann," verſteht; die Scene, wo er ſeiner Tochter den Schlüſſel des Hauſes übergibt, und Lanzelot ihr eine Botſchaft zuflüſtert; dann den Moment, wo Lorenzo das ſchöne Judenkind entführt (und zwar in einer Gondel; der Künſtler ergänzt hier den beſcheidnen Dichter, der eine ſo üppige Decoration bei den beſchränkten Mitteln damaliger Darſtellung nicht wagte). Die folgende Scene zeigt uns den Prinzen von Marokko, dann Baſſanio vor dem Käſtchen; auch die Scene zwiſchen Tubal und Shylock fehlt nicht, endlich die Scene vor Gericht, wo der Jude das Meſſer auf der Sohle wetzt, und zwei Liebesſcenen aus dem muſikaliſch herrlichen letzten Act dieſer wunderbar ſchönen Dichtung. Sollen wir nun Einiges über die Geſtalten ſagen, die Herr Ruhl uns vorführt, ſo wäre es dieſes: Sein Shylock hat nicht genug von der Majeſtät des Judenthums, der in dem flammenden Worte liegt: Er haßt mein heilig Volk! Shakſpeare hat nichts weniger als den Juden geſchmeichelt in dieſer Zeichnung, aber gleichwohl den Repräſentanten des Haſſes höher genommen, als ihn hier der Zeichner gibt. Dies ſcheint mir wenigſtens. Ruhl's Shylock iſt zu verwittert, faſt gichtbrüchig, auch in der Kleidung mit den Pantoffeln zu dürftig. Der verſtorbene Devrient, auch Seydelmann, ſtattete ihn reicher aus. — Andere Geſtalten wie Lorenzo und Jeſſica, wenigſtens in der Scene aus dem 5. Acte ſind zu fleiſchig. Sonſt aber iſt eine glückliche Auffaſſung der Charaktere des Dichters ſehr wohl zu erkennen, und die Ausführung im Stahlſtich iſt durchaus vortrefflich.

Je mehr Shakſpeare von der deutſchen Bühne zu verſchwinden droht, deſto erwünſchter iſt die Vorführung ſeiner Geſtalten in anderer Art, und ich habe mich oft gewundert, warum die düſſeldorfer Maler ſich nicht an den Shakſpeare machen. Sie würden an ihm erſtarken!

[Halliſche Jahrbücher.]

Die erſten ſechs Nummern, die uns vorliegen, enthalten des Ausgezeichneten und Werthvollen ſo mancherlei, daß wir auf dieſen friſchen Aufſchwung gelehrter Kritik in Deutſchland hinweiſen müſſen. Dieſer Aufſchwung der Intereſſen hat ſeine Kraft in der Vereinbarung von Wiſſenſchaft und Leben, deren beiderſeitige Bedürfniſſe die Geſchichte unſerer Tage nur als miteinandergehende und ungetrennte aufweiſt. Zugleich ſind von den Redactoren Dr. Ruge und Dr. Echtermeyer Kräfte gewonnen, welche ganz dieſer Richtung der deutſchen Wiſſenſchaft angehören. Wir leſen eine Abhandlung des ſcharfſinnigen Strauß über Juſtinus Kerner, welche aus der Poeſie des Mannes ſeine ſomnambulen Lucubrationen ſehr genau und umſtändlich erklärt; eine Charakteriſtik Dahlmann's, vom Prof. Bülau, einen hiſtoriſchen Bericht über die Univerſität Halle, von Echtermeyer. Bayrhoffer (in Marburg), zu dem jugendlichen philoſophiſchen Deutſchland gehörig, ſpricht über eine Schrift von Chalybäus. — Bei dem eben ſo ſchwerfälligen als trödelhaften Krame der älteren Literaturzeitungen ſind die halliſchen Jahrbücher eine Erſcheinung von Gewicht, ein Bedürfniß der Zeit.

[Profeſſor Beche.]

Profeſſor Beche, Director einer großen Schulanſtalt in Philadelphia, macht gegenwärtig eine zweijährige Reiſe durch Europa, um die Inſtitute kennen zu lernen. Die Anſtalt, der er vorſteht, gründete ein aus Bordeaux gebürtiger Franzoſe, Namens Girard. Dieſer war als blutjunger armer Menſch nach Nordamerica gezogen und hatte am Abend ſeines Lebens ein Vermögen von 7 Millionen Dollar. Zwei davon mit 200,000 Thalern Zinſen dot er zur Gründung einer Schule für 800 Zöglinge in Philadelphia, und Herrn Beche, früher Profeſſor der Phyſik daſelbſt, wurde die Organiſirung derſelben übertragen. Er geht jetzt über München und Wien nach Trieſt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — **29.** — den 9. Februar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Joſephinens Toiletten-Ränke.

(Beſchluß.)

Madame Bonaparte war aus den Bädern zurückgekommen, ohne daß ſich ihre Hoffuungen auf eine glückliche Mutterſchaft verwirklichen zu wollen ſchienen, und die ausſchließlich günſtige Gelegenheit, eine genaue Bilanz auf den Schreibtiſch des erſtett Conſuls zu legen, entſchwand damit in unabſebbare Ferne für Joſephine. Indeſſen wurden die zurückgeſchobenen Gläubiger allmälig dringender; es ſtand zu befürchten, daß ſie ſich endlich unmittelbar an den erſten Conſul wenden würden, und in dieſem Falle mußte wohl der zweite Sturm furchtbarer ausfallen, als der erſte ſich gezeigt hatte. In dieſer Angſt und Noth wurde Bourrienne, die gewöhnliche Vorſehung für Auskunfsmittel, täglich von Joſephinen um Rettung angegangen. Jeden Morgen hielt ſie ihn nach dem Frühſtück durch Zupfen am Aermel oder Rockſchoß zurück und eröffnete dann mit ihm eine lange Sitzung über jene unglückſeligen Schulden. Aber der arme Secretär mochte noch ſo ſehr ſelne Stirn mit der Hand zerreiben, noch ſo kräftlg ſein Hirn zerhämmern, er brachte nie ſo viel heraus, um eine Summe von 600,000 Franken aufzuwägen.

Als Joſephine eines Tages wieder mit ihrem allzuunfruchtbaren Rath allein war, erſchien Miniſter Fouché zu einem Beſuch. Dieſer Beamte war in das Geheimniß der Finanznoth von Madame Bonaparte eingeweiht und hatte ſogar ſchon öfters mit einigen kleinen Sümmchen aus den ihm zu Gebote ſtehenden Fonds derartige kleine Wunden geheilt. Daher hielt ſie es für überflüſſig, aus ihrer gegenwärtigen Verlegenheit ihm ein Geheimniß zu machen. Da eine ſolche Mittheilung einen beſtimmten Zweck deutlich genug verrieth, ſo war natürlich Fouché der Mann, der dabei nicht blind blieb.

Er antwortete: „Madame, Ihre Lage rührt mich in der That auf das innigſte; ich kenne dle große Strenge des erſten Conſuls in Betreff ſolcher Schulden. Ich kann Ihnen dafür ſogar einen neuen Beweis vorlegen, denn Ihr Herr Gemahl hat mir unter der Hand den Auftrag ertheilt, allen Kaufleuten von Paris bemerklich zu machen, daß ſie künftig dem Schiffscadetten Jerome Bonaparte, ſelnem eigenen Bruder, jeden Credit verweigern ſollen. Bourrienne kann Ihnen ſagen, daß dieſer junge Offieler allzu oft Wechſel auf die Tuilerien gezogen, und daß der General, dieſer Mißbräuche herzlich müde, endlich jede fernere Bezahlung verweigert hat. Hier iſt eine Abſchrift des an ſeinen Bruder geſchriebenen Briefes; er iſt keinesweges ſehr zärtlich, wie Sie ſelbſt ſich überzeugen werden, und in der That ein ſchlagender Beweis, wle wenig Vergnügen es dem Conſul macht, wenn man Schulden hat.“ Bei dieſen Worten überreichte der ſtets ſeine, leiſe auftretende und von irgend einem Nebengedanken geleitete Fouché den an Jerome gerichteten Brief, und ſie las:

„Herr Schiffsfähnrich, ich habe Ihren Brief geleſen; ich wünſche Sie endlich auf Ihrer Corvette und „mit den Studien eines Berufs, welcher der Ihrige ſein

Digitized by Google

„ſoll, beſchäftigt zu ſehen. Laſſen Sie ſich tödten, ich „werde mich bald darüber tröſten; aber troſtlos würde „ich ſein, lebten Sie auch ſechzig Jahre lang ohne Ruhm, „ohne Nutzen für das Vaterland und ohne Spuren Ih„res Daſeins zurückzulaſſen. Beſſer wäre es, gar nicht „gelebt zu haben."

Mit boshafter Ruhe und abſichtlichem Beharren bei der früher geäußerten Anſicht nahm Fouché wieder das Wort: „Dies alles ſagt er nur, weil Jerome Bonaparte Schulden gemacht hat, in dieſem Puncte iſt und bleibt der erſte Conſul unlenkſam ſtarr."

Ganz außer ſich fiel Joſephine ein: „Mein Herr, Sie machen mich zittern."

Das war es gerade, was der ränkevolle Fouché beabſichtigt hatte. Mit dem Gefühl der mitleidigſten Theilnahme äußerte der Heuchler: „Wären die Fonds meines Miniſteriums weniger beſchränkt, ſo könnte ich Ihnen, Madame, in dieſer ſchwierigen Lage einigermaßen Beiſtand leiſten, und dadurch mir ſelbſt ein ſchönes Glück bereiten. Aber alle Poſten der geheimen Polizei, der einzig flüſſigen Quelle meines Budgets, ſind durch das Schloß der Tuilerien völlig erſchöpft, indem die Ungeſchicklichkeit der Militales, welche ſich hier die Polizeiangelegenheiten anmaßen, mich unumgänglich nöthigt, eine zweite, viel nützlichere Polizei zu unterhalten. Endlich erweiſt mir der erſte Conſul Gerechtigkeit genug, indem er glaubt, daß Niemand beſſer als ich für ſeine Sicherheit wachen könne. Ich wiederhole es Ihnen, die Mittel, wozu ich meine Zuflucht zu nehmen genöthigt bin, ſind theuer, ſehr theuer."

Bourrienne machte hinter Joſephinens Rücken dem Miniſter ſehr bedeutungsvolle Zeichen. Dieſe Zeichen ſah unſere Kammerfrau aus einem anſtoßenden Zimmer und verglich dieſelben den eiligen Bewegungen eines Telegraphen, der eine dringende und wichtige Depeſche weiter befördern ſoll. Fouché ſchien dieſe lebhafte Pantomime nicht zu verſtehen und fuhr fort: „Ich ſagte Ihnen alſo, Madame, daß die bedeutenden Summen, welche ich an den Agenten im Schloſſe, dieſen eben ſo habgierigen als gewandten und einſichtsvollen Mann, bezahlen mußte, mich ſo arm machten, daß ich noch nicht im Stande geweſen, eine geheime Polizei für Malmaiſon zu veranſtalten. Da ich demnach niemals genau wiſſen kann, was dort vorgeht, bin ich auch ſtets in lebhafteſter Beſorgniß, ſo oft der erſte Conſul in dieſes Luſtſchloß ſich verfügt. Nach der Geſchichte mit der Höllenmaſchine konnte man bis heute noch nicht aller Verſchwörer habhaft werden."

„Mein Gott! Bürger Miniſter, wenn Bonaparte's Leben noch immer bedroht wäre."

„Zu Paris bürge ich für ſeine Erhaltung, aber zu Malmaiſon bin ich meiner Sache bei weitem nicht ſo gewiß. In jenem Schloſſe bedürfte ich eigentlich einer Perſon, welcher dort nichts ein Geheimniß bleibt, für welche der Salon, das Boudoir, die Appartements der Herrſchaft und die Manſarden, wo die Dienerſchaft hauſt, gleich zugänglich ſind. Dort bedarf ich eines Agenten, deſſen Blick zugleich das Innere und die Gärten überwacht. Wenn Abends zwiſchen Licht und Dunkel ein gelbes Cabriolet an einer kleinen Thür des Parkes anhält . . ."

„Ein gelbes Cabriolet! Bürger Miniſter," wiederholte Joſephine mit ſichtbarer und fruchtlos verſteckter Aufregung.

„Gelb oder grün, gleichviel — dies iſt nur eine allgemeine Vorausſetzung. Stiege nun aus dem Cabriolet, einer kleinen Intrigue in den Manſarden wegen, ein junger brauner Mann."

„Ein junger brauner Mann!" rief Madame Bonaparte.

„Braun oder blond — die Farbe der Haare nannte ich zufällig, denn die Verſchwörungen nehmen alle Geſtalten an und ſtützen ſich auf alle mögliche Vorwände. Kurz, ich brauche zu Malmaiſon, wie zu Paris, unumgänglich einen Agenten und zwar einen ſolchen, der vollkommen in der Lage iſt, alles ſehen, hören und beobachten zu können. Es handelt ſich vielleicht dabei um das Wohl unſeres erſten Beamten. Dabei verſteht es ſich denn von ſelbſt, daß eine ſolche Aufſicht, wobei übrigens gar keine Anſtrengung zu befürchten iſt, nur durch eine Perſon des innigſten Vertrauens geführt werden kann und daher auch ſehr reichlich bezahlt werden muß. Ich würde zu dieſem Zwecke ſehr gern täglich tauſend Franken beſtimmen."

„Tauſend Franken täglich! Das nenne ich einen ſchönen Ehrenſold!" rief Joſephine mit einer ſichtbaren Aufwallung von Habſucht.

„Um einen weit geringern Preis kann man ein tägliches Bulletin erhalten. Das Syſtem der Afterpachtungen beſteht auch bei meinem Perſonal. Stellen Sie ſich vor, Madame, daß Sie täglich in den Tuilerien Generalpächter der Polizei empfangen, welche zu dem Geſchäft keinen Finger rühren. Dieſe Leute haben dazu ihre Afterpächter. — Fragen Sie nur Bourrienne."

„Allerdings, Madame," beſtätigte der Privatſecretair.

„Dieſe Leute von Welt," fuhr Fouché fort, — „be-

Digitized by Google

merken Sie wohl, daß ich nicht ſage, dieſe Männer von Welt, denn auch Frauen haben dabei zu thun, — überwachen das Wohl der Republik in einer Loge des Opernhauſes, in den Salons, wo Garat ſingt, und beim Geſchmack der Trüffeln von Cambacérès — allerliebſte Aemter, um welche ſie jeder beneidet, aber man kann einmal dergleichen nicht für alle Welt einrichten. Zu Malmaiſon und in Erwägung der Einſamkeit des Ortes bedarf ich eigentlich noch etwas Beſſeres: Jemand, der nicht nur mit den Augen und mit den Ohren, ſondern auch mit dem Herzen wachte. Hier iſt die Rede von einer Miſſion der Fürſorge, der Anhänglichkeit und Zärtlichkeit, und ihr einziger Zweck iſt beinahe nur die Sicherheit des erſten Conſuls."

„Ha! was ſagen Sie, Bürger Miniſter?"

„Madame, die reine Wahrheit."

„Wohlan, ich werde Jemand aus meinrr vertrauteſten Nähe ſuchen — zwei, drei Perſonen, wenn es ſein muß."

„In der That — ich hatte nicht den Muth, dergleichen Ihnen vorzuſchlagen, denn dabei müßten Sie die Sorge übernehmen, genau darauf zu ſehen, daß mir jeden Abend ein Rapport zukäme."

„Bürger Miniſter, rechnen Sie ganz auf mich, ich werde, ſo wie ſie eben ſagten, mit ganzem Herzen wachen."

„Madame, in dieſem Fall muß ich veranſtalten, daß Sie täglich über tauſend Franken verfügen können *). Und zwar im Intereſſe Ihrer eigenen Beſorgniſſe, der meinigen und der des Vaterlandes."

„Ein Plan voll Weisheit, Vaterlandsliebe und edler Anhänglichkeit!" rief Bourrienne. „Und damit die Ausführung ohne alle Hinderniſſe ſogleich zu Stande komme, wird der Bürger Miniſter wohl die Mittel finden, unverzüglich einen einmonatlichen Ehrenſold, der gegen Ende des Jahres wieder abgerechnet werden kann, vorauszahlen zu laſſen."

„Ohne Zweifel, Bürger Bourrienne, ohne Zweifel; und Sie werden mir mit Ihrem Rath zu Hülfe kommen, damit die für den Dienſt von Malmaiſon nöthigen tauſend Franken für den Tag auf meiner Rechnung die Genehmigung erhalten."

„Ja, Bourrienne," rief Joſephine voll Feuer, „helfen Sie dem Bürger Miniſter ein wenig!"

„Nichts leichter für ihn," fiel Fouché mit einem ſchneidenden Lächeln ein, „er iſt mit der Perſon, welcher ich die hohe Polizei der Tuilerien übertragen habe, auf das innigſte verbunden und wird von derſelben wohl die Hälfte deſſen, was ich ihr täglich geben muß, nachgelaſſen erhalten."

Niemals wurde wohl ein lachendes und luſtiges Geſicht plötzlicher lang und ernſt, als das von Bourrienne bei dieſer Erklärung des Miniſters. Voll Verlegenheit ſtammelte der geheime Secrtair: „Aber, Bürger Miniſter, wie ſoll ich denn eine ſo äußerſt zarte Sache einleiten?"

„Ei, ganz kurz und entſchieden, wenn Sie wollen. Sie können ſogar hinzufügen, daß ich mein Vertrauen um weit geringeren Preis anderwärts verſchenken würde, ſobald man jene tauſend Franken täglich an dem jetzigen Preis nicht nachlaſſen will. Uebrigens wird es Ihnen, mein lieber Bourrienne, nicht an ſchlagenden Gründen fehlen, um Ihren Freund zu dieſem Entſchluß zu bewegen. Sie dürfen ihm ja z. B. nur wiederholen, was Sie ſo eben hier ſagten: es geſchieht zur Ausführung eines Planes voll Weisheit, Vaterlandsliebe und edler Anhänglichkeit."

Der Secretair murmelte für ſich in den Bart: „ich bin gefangen!" Dann fuhr er laut fort: „ich verſtehe vollkommen, allein deſſen ungeachtet verſetzt mich dieſer Auftrag doch in einige Verlegenheit."

„Ich bekenne gern," erwiederte Fouché, „daß er ſeine unangenehme Seite hat, allein die Perſon, von welcher hier die Rede iſt, kann Ihnen unmöglich etwas abſchlagen."

„Bemerken Sie ihm," fiel Joſephine ein, „daß, was er thut, für mich geſchehe."

„Madame, das weiß ich ja!" antwortete Bourrienne ziemlich kurzen und trocknen Tones.

„Und daß meine Ungnade einer abſchlägigen Antwort auf der Stelle folgen würde!" fügte die Frau des erſten Conſuls mit wahrer Anticipation kaiſerlichen Stolzes hinzu.

Wir dürfen hier nicht unerwähnt laſſen, daß Joſephine davon nichts ahnete, daß dieſer Abzug von täglichen tauſend Franken ihren Rathgeber ſelbſt betraf. Man ſage nun noch, Fouché ſei kein gewandter Mann geweſen! Mit einem einzigen Streiche erleichterte er ſeine Verbindlichkeiten in den Tuilerien, verwandelte die Mauern von Malmaiſon in gläſerne Wände und verpflichtete Joſephinen.

Beim Aufſtehen wendete ſich der Miniſter noch ein-

*) Hiſtoriſch erwieſen iſt, daß Joſephine, in verſchiedenen Zelten, täglich 1000 Franken von Fouché für gewiſſe Mittheilungen bezog; und eben ſo gewiß, daß nur die Beſorgniß für die Sicherheit ihres Gemahls von dem ſchlauen Miniſtee als Motiv ſeines Vorſchlags gebraucht wuede, und die liebende Feau bewog — dieſe vergoldete Polizeipille zu verſchlucken.

Digitized by Google

mal an Bourrienne: „Alſo, mein lieber Bourrienne, da die Unterhandlung mit Ihrem Freund eine Sache leerer Form iſt und ſich darauf beſchränken kann, daß Sie ihn davon in Kenntniß ſetzen, ſo will ich jetzt ſogleich mit dem Chef meines Bureaus die nöthige Verabredung wegen der Fonds für Malmaiſon mittelſt eines Abzugs der Hälfte der Fonds für die Tuilerien treffen. Und morgen, Madame, ſtehen dreißigtauſend Franken für die Koſten der erſten Einrichtung zu Ihrer Dispoſition.“

„Noch ein Wort, Bürger Miniſter, werden auch die Wintermonate mitgerechnet?“

„Madame, das iſt unmöglich,“ erwiederte Fouché, „das würden mir meine Hülfsquellen nicht erlauben. Wir thun wohl am beſten, den Sold gewiſſermaßen militäriſch einzurichten, d. h. für jede Anweſenheit zu Malmaiſon tagweiſe zu bezahlen.“

Joſephine entgegnete: „der erſte Conſul liebt das Landleben ſehr —.“ ....

Am andern Morgen erhielt Bourrienne den Auftrag, die verſprochenen dreißigtauſend Franken zu erheben. Man tilgte damit einige der ſchreiendſten Schulden des alten Reſtes und verſprach für alles Uebrige kleine, aber häufige Abzahlungen.

Armer Privatſecretair! Man könnte wohl von ihm ſagen, daß er Joſephinens Schulden mit ſeinem Herzblut getilgt habe, indem er ihre Kaufleute mit den von Fouché an ſeinem Sold als geheimer Polizeiagent ihm abgezogenen Thalern nach und nach abfand.

Erklärung.

Es wird in No. 8. dieſer Zeitung meine Bearbeitung des Vaudevilles „Caſanova im Fort St. André,“ die auch in Leipzig über die Bühne ging, eine derbe, klotzige, für die hamburger Vorſtadtbühne ausgeſtattete genannt, und einer in Magdeburg erſchienenen gedruckten Ueberſetzung Erwähnung gethan.

Meine Bearbeitung iſt noch in Manuſcript, und auf dem hamburger Stadttheater, auf vielen Hofbühnen, wie München, Hannover, Carlsruhe gegeben, und wird auf andern, wie in Dresden, der königlichen Bühne in Berlin gegenwärtig einſtudirt. Der Verfaſſer jener Notiz will das Original in Bezug auf meine Bearbeitung nicht kennen, ſonſt würde er geſtehen müſſen, daß ſelbſt in der geläufigſten Ueberſetzung eine Aufführung des benannten Stückes auf einer anſtändigen deutſchen Bühne unmöglich iſt. — Ein Moment möge dies beſtätigen: Im Original richtet Caſanova, indem das Verhältniß zu den beiden verheiratheten Damen makellos iſt, ſein Augenmerk hauptſächlich auf die naive und in ihn vernarrte Nichte des Kerkermeiſters (Carlina), die er zu bewegen ſucht, heimlich mit ihm zu entfliehen. Obwohl ſie ſich von der Unzuverläſſigkeit Caſanova's überzeugt, gibt ſie ihm dennoch, am Schluſſe des Stückes, vor ſeiner Abreiſe ein Zeichen, welches als Einwilligung in ſein Vorhaben dient, und er ſchließt dann auch mit den Worten: Elle est à moi! — In meiner Bearbeitung wird ihm von allen Seiten, und auch von der enttäuſchten Carlina, der Stuhl vor die Thür geſetzt, und er ſchließt etwa mit den Worten:

— Adieu! Tout est perdu,
Mais, George Dandin, tu l'as voulu!

Iſt das, im Vergleich zum Original, derb und klotzig? Der Unbefangene richte. —

Hamburg. C. Lebrün.

Notizen.

[Die Opfer des Schweigens.]

Die Tragödie von Immermann dieſes Namens hat in Berlin den großen Erwartungen, die man gehegt, wohl nicht entſprochen. In der bürgerlichen Welt Berlins ereignete ſich ein Vorfall, der als Novelle erzählt oder als Lebensbild aus der berliner Culturgeſchichte hingeſtellt, den Titel jener Tragödie ebenfalls anſpricht. Ein Brautpaar ſteht vor dem Altar, der Prediger iſt mit ſeiner Eingangsrede fertig, allein wie er das Jawort verlangt, bleibt die Braut, die Tochter eines reichen Fleiſchers, in tiefes Schweigen verſunken. Nichts hilft, ſie ſchweigt, und der Prediger muß unverrichteter Sache zurücktreten. Erſt als die Taufzeugen wieder in der Wohnung der Braut ſind, erklärt ſich dies ſtarre Schweigen. Der Bräutigam hatte der Braut beim Ausſteigen aus dem Wagen dicht vor der Kirchthür auf die Schleppe getreten. Sie iſt erſchrocken, ja empört, denn das Kleid zerriß. Er, ein ſanguiniſcher Berliner, entgegnet: Na, Ochſe, darum keine Feindſchaft! Darauf verfiel die Braut in jenes tiefe Schweigen, deſſen Opfer der Verlobte wurde.

[Weibliche Orthographie.]

Bekanntlich fand Börne in den Schriften der Frauen die Orthographie am liebenswürdigſten. Wer ſich bedeutende Züge weiblicher Rechtſchreibung aufnotirt, mag auch Folgendes anmerken. Viele Frauen, beſonders ſolche, die viel Engliſch getrieben haben, ſchreiben immer Authoren ſtatt Autoren. (Engliſch allerdings Author.) Sehr witzig! obſchon unverſehens und wider Willen! Als wären Autoren nur Thoren mit vorn angehängtem Wehlaut Au.

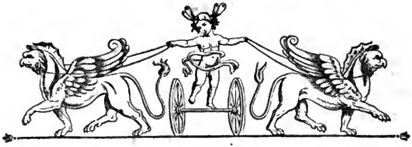
[Aus Brüſſel.]

Im königlichen Archiv zu Brüſſel hat man die Original-Correſpondenz zwiſchen der Regentin Margarethe von Parma und dem Prinzen Wilhelm von Oranien, aus den letzten Monaten des Jahres 1566 und den erſten des Jahres 1567, aufgefunden.

Auch erſcheint hier eine Sammlung Briefe von Rubens in franzöſiſcher, italieniſcher und lateiniſcher Sprache, die höchſt intereſſant ſein ſoll. Der große Maler ſtand mit den wichtigſten Männern ſeiner Zeit in Briefwechſel; bekanntlich war er auch als Diplomat an den ſpaniſchen Hof geſandt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — **30.** — den 10. Februar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lieder eines Einſamen.

Von

Herrmann Kletke.

1.

Das Kreuz.

Ein einſam Kreuz ſteht, wo in Schutt zerfallen
Marmorne Säulen und gewölbte Hallen,
Wo auf vergeſſener Geſchlechter Gruft
Die Eule kreiſchend durch die Nächte ruft.

Ja durch wie lange, lange, ſtille Jahre,
Seit auch den Letzten trug die Todesbahre,
Hat an die Pforte nur der Sturm geklopft,
Auf mürben Stein der Regen nur getropft!

Ein ſchlichtes Kreuz hat Alle überdauert,
Wie treue Liebe, die am Grabe trauert;
Aus dem zerfall'nen und verſunk'nen Haus
Streckt es noch ſehnend ſeine Arme aus.

Und wie das Kreuz ſo fern aus dunklen Steinen
Der Wand'rer ſieht im Abendlichte ſcheinen,
So ſtehſt du Liebe einſam in der Welt,
Ein ewig Mal den Trümmern beigeſellt!

Ja, einſam ſtehſt du und in tauſend Zungen
Iſt doch dein Wort durch alle Welt erklungen!
Ja einſam ſtehſt du, achtlos geht vorbei
Der Menſch an dir und denkt nicht deiner Treu!

2.

Das Gebet des Verſtoßenen.

Gott meiner Väter, o verlaß mich nicht!
Noch weiß ich nicht, wo ich mein Haupt hinlege,
Nacht, Tod und Grau'n umdunkeln meine Wege,
Doch durch die Wolke ſtrahlt Dein Angeſicht!

Ich weiß, Du nahſt, eh's noch der Menſch gedenkt,
Die Füße bluten an den ſcharfen Steinen —
Jehovah, ſende Deiner Engel einen,
Laß ihn mich ſtützen, wenn mein Haupt ſich ſenkt.

Sie ſtießen mich in Nacht und Sturm hinaus,
Sie fluchten mir, ſie höhnten mich, den Armen,
Fort! riefen ſie — ſie kannten kein Erbarmen —
Und doch iſt dieſe Welt des Vaters Haus!

Ich ſchwieg und ging, und ſah durch Sturmesnacht
Wie einen Stern auf mich herniederleuchten;
Ja, ob die Thränen Menſchen nicht erreichten,
Du Gott der Liebe, ja Dein Auge wacht!

Ich will nicht beben, nein, ich klage nicht,
Und wenn die Brüder mich nicht Bruder nennen,
Dein bin ich doch, Du wirſt mich doch bekennen,
Gott meiner Väter, Du verläßt mich nicht!

3.

Traumbild.

Könnt' ich an deine Bruſt mich ſchmiegen,
Ein ſüßer Traum in Schlaf dich wiegen,
So leiſe, leiſe ſprach' ich dann,
Was nur die Liebe ſagen kann.

Digitized by Google

Und fing' der Morgen an zu tagen,
Ach Vieles hätt' ich noch zu ſagen,
Was nicht die Welt um mich verſteht,
Was nur zu deinem Herzen geht.

Und wenn ich endlich ſcheiden ſollte,
Weil dich der Tag erwecken wollte,
Noch einmal, einmal küßt' ich dich,
Noch einmal rief ich: denk' an mich.

4.

Wiederfinden.

Wo wir uns neu begegnen:
So fragſt du mich beim Scheiden.
Wann wird die Liebe ſegnen
So jahrelange Leiden? —

Ich weiß es nicht zu ſagen,
Wann es je wird geſchehen;
Ich möcht' es ahnend klagen,
Daß wir uns nie mehr ſehen.

Doch wenn vom letzten Gange
Dich ruft der Liebe Garten,
Will ich in Sehnſucht bange
Schon deines Kommens warten!

5.

Nacht.

An den hohen Weinſpalieren
Iſt er aufgeſchwungen,
Durch das angelehnte Fenſter
Iſt er eingedrungen.

Schlummernd ruht auf weichem Kiſſen
Seiner Seele Leben;
Leiſe tritt er nah und näher,
Seine Füße beben.

Alles ſtill, nur Zweier Herzen
Pochen im Gemache,
Und die Lippen halb geöffnet,
Wie zu Kuß und Sprache.

Töne, wie ſie weich und innig
Nur vom Herzen kamen,
Lippen, nur bewegt im Traume,
Flüſtern ſeinen Namen.

Ihre ganze Liebe faſſen
Eines Wortes Laute,
Die ein Traum aus ihrer vollen
Seele ihm vertraute.

Niederbeugend — doch er zittert,
Daß ſein Kuß ſie wecke;
Daß ſein Nahen, daß ſein Lauſchen
Die Geliebte ſchrecke. —

An den hohen Weinſpalieren
Klimmt er mühſam nieder,
Denkt am Tage ſtill und träumend
Nur des Traumes wieder.

6.

Der Geblendete.

Wo bett' ich nun mein ſchmerzenglühend Haupt?
Im dunklen Wald? Herbſt hat den Wald entlaubt;
Blutig der Rachen der Hiäne gähnt,
Am kahlen Stamm einſam der Jäger lehnt.

Zitternd mein Fuß irrt auf der Bahn und ſucht —
Wie leicht begräbt mich Blöden eine Schlucht,
Oder es ſchlagen in mein nacktes Bein
Des Wolfes Zähne ſcharf und hungrig ein!

Mein Name ſchließt ein gaſtgeöffnet Haus,
Mein Name peitſcht mich in den Sturm hinaus,
O riefe doch mein weißes Haar ſo laut
Zu Gott empor durch Sturm und Windesbraut!

Ja, laß mich wandern, der mein Haupt umhüllt,
Der Du mich ausſtöß'ſt in die Nacht, ſo wild;
Ich bin ein greiſer Bettler, blind und ſchwach,
Dir aber ruf' ich tauſend Qualen wach!

Ich will dich rufen, eh' die Sonne glüht!
Zu welcher Sinnluſt deine Seele flieht —
Ich laß dich nicht! Biſt du bei Weib und Kind
Schau dann mein Antlitz, das von Blute rinnt!

Wo nun? wo nun? Was ſtößt ſo hart den Fuß,
Und gibt nicht Raum, daß ich mich wenden muß?
Ha! droben kreiſcht ein Geier- und Rabenſchwarm,
Ich bin ja blind — o daß ſich Gott erbarm'! —

7.

Die Menge.

Alle geh'n ſie Dir vorüber,
Murmelnd wie ein höflich Wort;
Achtlos Schweigen wär' Dir lieber —
Herzlos treibt die Menge fort.

Nun ſo zeig' es, zeig' es Allen,
Treib' allein des Lebens Pflug,
Einſam deine Bahn zu wallen,
Sei Dir ſelber Mann genug.

Wer in ſich verſchließt das Leben,
Trägt in ſich ſein Weh und Heil;
Was ihm And're eben geben,
Wird ein kümmerliches Theil! —

Immanuel Kant's ſämmtliche Werke.

Es greift in Deutſchland die Liebhaberei um ſich, den großen Perſönlichkeiten unſerer Vergangenheit Denkmale von Marmor und Metall zu ſetzen. In der Philoſophie hat un-

Digitized by Google

ter allen Völkern im Lauf der Culturgeſchichte die deutſche Nation den erſten Rang; die Deutſchen müßten ihrem größten Philoſophen in Königsberg ein Monument errichten. Dieſes Denkmal, einem deutſchen Denker geſetzt, könnte den müßigen Nachkommen als ein eherner Denkzettel hingeſtellt ſein, daß die Deutſchen, ſo lange ſie Deutſche ſind und bleiben, ewig denken, ewig forſchen, das Herkommen unausgeſetzt prüfen, die Satzung allezeit neu muſtern, mit der Arbeit des innern Lebens nie ruhen müßten. Denn da ſie untauglich ſind, Weltgeſchichte zu machen, ſelbſt im Ordnen der ganz einfachen Angelegenheiten ihrer vielen kleinen Vaterländchen ſich vielfach ungeſchickt erweiſen, ſo ſollte doch der Geiſt der innern Arbeit, der Geiſt des Forſchens nicht erſterben. Dazu könnte dann des Philoſophen metallne Bildſäule in Königsberg die ewige Mahnung ſein. Man würde dann wallfahrten nach dem Strande der Oſtſee machen und die kleine dürre Geſtalt des deutſchen Denkers betrachten, der Zeit ſeines Lebens nie über Pillau, ſieben Meilen von ſeinem Katheder, hinauskam, aber mit der unermüdlichen Bohrkraft ſeines Geiſtes die ganze Welt durchforſchte, all ihre Schätze ſich zu eigen machte und ſtill arbeitend ſein ganzes Zeitalter langſam umſchuf. Das könnte, ſag' ich, die deutſche Jugend vor einer Bildſäule Kant's erwägen, wenn die jetzige Monumentomanie auch ihm an dem Schauplatz ſeines perſönlichen Lebens ein Denkmal errichten wollte. Allein was ſoll uns Königsberg? Kant gehört nicht einmal blos Deutſchland an, nicht allein England, auch Frankreich möchte ihn verſtehen, und wenn noch kürzlich ein römiſcher Cardinal die Verdammung der Kant'ſchen Forſchungen proclamirte, ſo liegt doch wohl darin die Beſorgniß, daß man überall anfangen möchte, denken zu lernen. Es bleibt dahin geſtellt, ob die Italiener ſich je ſpeciell mit Kant verſtändigen, es iſt ſchon ein groſſer Gewinn, wenn ſie nur überhaupt mit dem Namen Kant die Fahne aufſtecken als ein Signal, daß der Menſch zu forſchen habe. Allerdings iſt ein Volk erſt dann wahrhaft lebendig, wenn es zu handeln verſteht; ſo lange es aber innerlich zu arbeiten, zu prüfen und denken zu lernen nicht abläßt, iſt es wenigſtens, wenn auch ſchlummernd, doch nicht todt. In Kant iſt aber der Geiſt ewig reger Forſchung perſonificirt, und er gehört mit ſeinem Thun und Wirken zur Weltliteratur des modernen Jahrhunderts. Mithin ſind ſeine Werke ſein größtes Denkmal, die Erfriſchung ſeiner groſſartigen innern Geſtalt die beſte Feier ſeines Genius. In Königsberg beſteht eine Geſellſchaft von Männern, welche den Geburtstag des Philoſophen feſtlich zu begehen pflegt. Als Redner des Tages ſprach Karl Roſenkranz den Gedanken aus, daß eine Geſammtausgabe der Kant'ſchen Werke ein Nationalbedürfniß ſein müſſe, und ſo ſehen wir bereits den erſten Band einer ſolchen, in Leipzig bei Leopold Voß, typographiſch wie in jeder Beziehung trefflich ausgeſtattet, dem Publicum vorliegen. Als die Verlagshandlung, die ſich ſchon ſeit Jahren mit dem Wunſch zu dieſem Unternehmen trug, an Roſenkranz den Antrag zur Herausgabe ſtellte, war gerade Profeſſor Schubert mit einem Aufſatz: „Immanuel Kant und ſeine Stellung zur Politik" beſchäftigt, und ſo wurde dieſer als Mitherausgeber gewonnen, und wir ſehen zwei Männer an der Spitze der Sammlung, die vollſtändig den innern Beruf dazu haben, der deutſchen Nation ihren großen Philoſophen auf das correcteſte zu überliefern und zu deuten. Schubert wird die umfaſſende Biographie ſchreiben, der geiſtvolle Roſenkranz die Geſchichte der Kant'ſchen Philoſophie, d. h. ihren Zuſammenhang mit dem Denken und der Speculation aller Zeiten und Völker, darſtellen. Dieſe beiden Arbeiten werden zwei Bände der großen Ausgabe bilden.

Der erſte vorliegende Band von etwa 700 S. gr. 8. enthält Kant's kleine logiſch-metaphyſiſche Schriften. Die ſogenannten kleinen Schriften ſind zur Auffaſſung einer großen Perſönlichkeit von ganz beſonderm Gewinn, beim Denker wie beim Dichter. Sie vermitteln gewiſſermaßen das Verſtändniß der Hauptwerke mit dem Publicum, da ſie gelegentlich angeregt, zum Theil populärer abgefaßt, dem drängenden Bedürfniß nach Entfaltung der leiſern und übergänglichen Gedankenfäden nachkommen. Man weiß, wie man ſich erſt nach Verſtändniß der kleinern Ergießungen Goethe's an ſeine innere Perſon anzuſchmiegen im Stande iſt. Auf ähnliche Weiſe führen uns Kant's kleine Aufſätze in die ſtille Werkſtatt ſeines Denkens, in das zufällige Gewebe der Veranlaſſungen, die ſeine großen Gedankenſätze hervorriefen, bedingten und zu deutlicherem Ausſpruch nöthigten. „Kant's kleine Schriften überhaupt," ſagt Roſenkranz in der Vorrede, „ſind als Anfänge und als Ausläufer eines großen Gebirges ſehr intereſſant. Man ſieht in ihnen theils das Aufſteigen zu ſeinen Hauptideen, theils das Verweilen bei dem ſchon Geſicherten, das Ausweiten des ſchon gefundenen Standpunktes. Man erfreut ſich an dem immer lebendigen und allſeitigen Intereſſe des Mannes, der nicht erſt lange wartet, was wohl Ander thun werden, ſondern mit friſchem Eifer, ohne doch ſich gedankenlos zu übereilen, gibt, was er zur Förderung der Sache geben kann, und, was das Staunenswürdige, auch immer etwas zu geben hat, ſei es zur Logik, zur Phyſik, zur Geographie, zur Moral, zur Geſetzgebung oder wozu ſonſt, denn Alles iſt ihm geläufig. Nicht weniger als an dieſer nie verſiegenden Kraft und Mittheilungsluſt erfreut man ſich bei ihm an der Gewandtheit des Ausdrucks. Immer logiſch gehalten, immer den an Strenge gewohnten Denker beurkundend, iſt er unerſchöpflich an treffenden Beiſpielen, an erheiternden Witzen, an überraſchenden Combinationen. Für wahrhafte Popularität ſind dieſe kleinen Aufſätze muſterhaft."

Somit wird gleich mit Beginn der Herausgabe ſämmtlicher Schriften das Verſtändniß Kant's dem allgemeineren Publicum eröffnet. Sein Hauptwerk: „die Kritik der reinen Vernunft," erſchien 1781, um dies gruppiren ſich ſeine andern Schriften auch der Zeit nach und die kleinern Aufſätze reichen von ſeiner Doctordiſſertation vom Jahre 1755 bis zum Jahre 1796, wo er mit der „Verkündigung des nahen Abſchluſſes eines Tractates zum ewigen Frieden in der Philoſophie" von ſeinem Zeitalter in friedlicher Ausgleichung zu ſcheiden glaubte. Wir finden hier ſeine erſten Verſuche, die Welt des Wirrwars, den er in der Philoſophie vorfand, zu organiſiren, ſeine große Abhandlung über den „einzig möglichen Beweisgrund zu einer Demoſtration des Daſeins Gottes," ſeine Programme über Einrichtung ſeiner Vorleſungen in Königsberg, ſeine zwei Preisſchriften, ſeine Aufſätze „über Philoſophie überhaupt" und „über einen neuer-

Digitized by Google

dings erhobnen vornehmen Ton in der Philoſophie,“ kurz, in dieſen kleinen Schriften ſehen wir den Weltweiſen in ſeiner eignen Perſon, wie er ſich erſt ſein Publicum bearbeitet, wie er mit ſeinen Gegnern debattirt, wie er den Himmel und alle Reiche der Erde durchſtöbert, um ſeine großen Lehrſätze zu gewinnen, zu ſchirmen und zu belegen.

Notizen.

[Ein Brief des Fürſten Pückler.]

Das vierte Heft von Hofrath Dorow's lithographirten Handſchriften gibt einen Brief des Fürſten Pückler an Laube, aus Tunis vom Jahre 1835, auch ſeinem Inhalt nach merkwürdig. „Es freut mich, ſchreibt derſelbe unter anderem, daß Sie aus dem Gefängniß ſind; frei — wer iſt das in Europa, dazu muß man ſich zu den Mohammedanern flüchten. Hier iſt es der Fremde wenigſtens, wie ein Vogel in der Luft, und ich fange an von der rohen Despotie eine gute Meinung zu bekommen, die verfeinerte nur iſt ſchrecklich und unausweichbar. Ihre Dedication nehme ich mit Vergnügen und Dank an, doch bitte ich, da ich noch mit einem großen Haarbeutel von Beſitzungen an Europa hänge, um alle nöthige Discretion. Die Idee ihrer Novelle iſt allerliebſt und die Anſicht theile ich ganz, aber wir kommen damit zu früh. Wir leben im Zeitalter des Huß, die Lutheraner werden ernten, uns verbrennt man noch. Uebrigens bin ich eben ſo wenig als Sie ein Optimiſt. Gott muß am beſten wiſſen, ob er mit uns etwas vor hat; die Geſchichte lehrt mich nur, daß es ewig, mit andern Decorationen, beim Alten bleibt. Es geht mit der Welt wie mit W. Scott's Romanen. Es iſt immer das nämliche Gericht mit einer andern Sauce. Was aber die andere Welt betrifft, ſo wollen wir das Beſte hoffen. Das Gefühl wünſcht, und glaubt folglich perſönliche Fortdauer, der Verſtand kann ſich ſchwer mit dem Gedanken befreunden, die Vernunft bleibt neutral — aber die Erde über das Jenſeits zu vergeſſen, das Gewiſſe fürs Ungewiſſe, müſſen alle drei verwerfen, wenn ſie recht geſund ſind. Wir leben in Gott und Gott in uns, iſt das nicht auf alle Art und Weiſe hinlänglich und ganz beruhigend? — Ich habe ſeit dem letzten Jahre ein reiches Leben geführt, ob ich es aber, vielleicht deswegen, eben ſo gut verhältnißmäßig für Andere wiederzuſchaffen vermögen werde, iſt ſehr die Frage. Doch wird es, des mannichfaltigen Stoffes wegen, nicht ganz ohne Intereſſe bleiben können. Ich mußte lachen, daß ſie mich den nicht definirbaren, ariſtokratiſchen Demokraten nennen. Alles, was ich in dieſer Hinſicht geſchrieben, iſt nur relativ meine Meinung — die wahre darf ich gar nicht drucken laſſen, und es iſt leicht möglich, daß ſie weder einer noch der andern Partei gefiele. Ich glaube nämlich, daß ein Fortſchritt und Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts nur auf phyſiſchem Wege möglich iſt, und zwar durch Blutadel, und die edelſten erzielten Racen ſollen dann nach ſaintſimoniſtiſchen Einrichtungen regieren. Auf andere Weiſe iſt nicht mehr herauszufinden, und ich bedaure nur, ſelbſt für die neue Organiſation zu alt zu ſein. Das Gegentheil, ich meine die goldne Jugend, tröſte Sie bei allem Ungemach, und halten Sie die Feder im Zaume — ſie bringt heut zu Tage wenig Segen. Zeit aber bricht zuweilen Roſen.“ In dieſem Briefe liegt der ganze Kamäleon-Charakter des Schreibenden.

[Karl Roſenkranz über das Duell.]

In Königsberg erſchien eine Rede „über den Zweikampf auf unſern Univerſitäten,“ die Profeſſor Roſenkranz bei Gelegenheit eines beklagenswerthen Vorfalls ſolcher Art gehalten hat. Der Verf. ſpricht einleitend über den Zweck des akademiſchen Lebens, über akademiſche Freiheit, über Freiheit überhaupt als die Poeſie des Lebens, und nennt das Duell ein weſentlich germaniſches Inſtitut, das bei der lückenhaft dürftigen Verfaſſung der mittelalterlichen Einrichtungen als ein ſupplementariſches nothwendig geweſen. Aus Vorliebe für den germaniſch mittelalterlichen Geiſt habe ſelbſt Steffens noch in ſeiner Schrift über „die gegenwärtige Zeit“ dem Zweikampf eine glänzende Apologie gehalten. (Es war für Hrn. Steffens die Periode, wo er noch überhaupt für Freiheit, auch für Preßfreiheit ſchwärmte. Das iſt nun ſchon ſehr lange her, d. h. noch nicht 20 Jahre.) Die ſupplementariſche Nothwendigkeit, die das Duell gehabt, fährt Roſenkranz fort, ſei aber durch den Zuſtand des modernen Rechtsverhältniſſes aufgehoben; das Duell ſei zu einem mittelalterlichen Spiel geworden, das, wie blutig auch ſein Ausgang ſein möge, doch des alten myſtiſchen Ernſtes ermangele. Roſenkranz ſchlägt vor, bei Ehrenſachen eine Jury zu bilden, die als moraliſches Ehrengericht zu entſcheiden habe, das ſei dem offnen Charakter der modernen Zeit angemeſſen. Schon die Burſchenſchaften hatten dem Mißbrauch des Duells ein Ehrengericht entgegengeſtellt. „Die Burſchenſchaft,“ ſagt der Verf., „war ernſt und edel; es wäre Unrecht, es wäre Verrath an der Geſchichte, ihr um ihrer politiſchen Ausſchweifungen willen dieſe Anerkennung zu verſagen; ſie bleibt eine der denkwürdigſten Erſcheinungen, und nur in einem Volke von ſo tiefem Gemüth und ſo wenig diplomatiſchem Talent, als das Deutſche, iſt eine ſolche Schwärmerei, ein ſolches Idealiſiren der Zukunft und ein ſolch verkehrtes Anfaſſen der Gegenwart möglich geweſen.“ Roſenkranz iſt der Meinung, daß „die Zeit des dumpfen Mißtrauens, des vergiftenden Verdachtes, der politiſchen Unbeſonnenheit und Frechheit, des Spiels mit dem theuerſten Gut der Menſchheit, mit der Freiheit, die Periode der Verſchwörungen und anderer erhabener und beweinenswerther Lächerlichkeiten nunmehr vorüber iſt,“ und „daß wir wieder wahrhaft heitern Zeiten entgegen gehen.“ — Zum Schluß ſagt er noch: „Der Student wird ſich der großen Verſchmelzung der Stände, die in unſerer Zeit durchdringt, nicht entziehen können. Die mittelalterliche Sonderung, die ſcharfe Scheidung der Stände verſchwindet, während die innere Eigenthümlichkeit ſich vielleicht ſogar noch ſteigert, denn mit der Freiheit des Ganzen wächſt auch die Selbſtſtändigkeit des Einzelnen, und ein oberflächliches Nivellement der ſtändiſchen Unterſchiede, ein nur äußerliches Durcheinander würde der Idee des Staates wenig genügen. Sie ſollen alſo Ihre Eigenthümlichkeit dem Zwecke des Staates nicht opfern, wohl aber ſollen Sie innerhalb Ihrer Individualität der Humanität ſich befleißigen!“

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

(Hierbei eine Beilage von G. Baſſe in Quedlinburg.)

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 31. — den 12. Februar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die vier Geburtstage.

Ein Lebensbild von Amalie Winter*).

Helene war früher als gewöhnlich ihrem Lager entflohen. Ihr Herz klopfte freudig in kindlicher Ungeduld, denn es war heute der erſte Mai, ihr Geburtstag. Alle Hausgenoſſen ruhten noch, und ſie war allein. Sie ſtand am Fenſter, ſah hinab in den Park der Eltern, auf die grünen Wieſen und die blühenden Bäume, in den blauen Himmel hinein, und in die eigene Zukunft, die ihr auch ein Himmel zu ſein ſchien. — Es war ihr funfzehnter Geburtstag; heute ſollte ſie als erwachſene Tochter auftreten im Salon der Mutter, von welchem ſie bisher ausgeſchloſſen war. Nach ihrem funfzehnten Jahre wollte man auch daran denken, ſie zu vermählen, — ſo hatte ſie oft vernommen; auch hatte ſie einmal gehört, daß die Mutter dem Vater zugeflüſtert hatte: Elle sera un bon parti, car elle sera belle. Was man nun unter einer guten Partie verſtand, das wußte Helene freilich nicht, ſie meinte aber, es ſei ein Glück und freute ſich dieſer Ahnung. Ein Liebesglück erwartete ſie nicht, ſie hatte nie von einem ſolchen gehört oder geleſen, nie eins geſehen, denn die Eltern lebten neben einander, nicht für einander; kalt folgte jedes ſeinem eigenen Intereſſe, ſtatt der Gefühle hatten ſie Formen, der Ton der großen Welt und deren Vergnügungen hielten ſie fern von einander, und die Erziehung der Kinder vereinigte ſie nicht; dieſe wurde fremden Händen anvertraut. — Eine franzöſiſche Erzieherin hatte Helenens Bildung geleitet; die deutſche Sentimentalität ſollte vorzüglich fern gehalten werden von des Mädchens Herzen, jegliche Schwärmerei verbannt ſein, und deshalb ward es ihr nicht erlaubt, Romane zu leſen oder Poeſien, — die Poeſie der Jugend konnte man aber doch nicht ihr entziehen, und die ſtille Sehnſucht keimte in Helenens Herzen.

Die Thüren flogen auf; aus dem Saale leuchteten Helenen die funfzehn Lichter entgegen, und das große Lebenslicht in der Mitte. Kleider, Blumen und Bänder waren zierlich neben einander gereiht, Ohrgehänge und Ketten glänzten im Scheine der Kerzen. Die Eltern begrüßten ſie glückwünſchend als die erwachſene Tochter. Aber der herzlichſte Wunſch ward ihr von der kranken Schweſter, die ſich auf dem Rollſtuhl in den Saal hatte bringen laſſen, zum heutigen Feſte. Obgleich ſie achtzehn Jahr alt war, ſo hatte doch Bertha ſelten dieſe Räume noch betreten, jahrelange Leiden hatten ſie unfähig gemacht zum geſelligen Verkehr, und ihre Seele ſo ernſt geſtimmt, daß ſie auch unfähig war zu dem Verkehr mit den Eltern. So war ſie einſam geweſen, ſie meinte, die Einſamkeit ſei ihre Beſtimmung, und willig fügte ſie ſich dieſer. — In ihrer Kindheit, wenn die Geſpielen froh auf der Wieſe herumhüpften, da hatte Bertha wohl oft am Fenſter geſtanden im ſchmerzlichen Weh des Entbehrens, wie die Schwalbe im Käfig den entflohenen

*) Zu Oſtern erſcheinen von dieſer Verfaſſerin bei Focke in Leipzig Novellen unter dem Titel: „Deutſche Lebensbilder.“

Gefährten nachſehnend, bis ſie ſich nicht mehr ſehnte und ſich ergab. Sie hatte körperlich viel gelitten, in Schmerzen Tage und Nächte dahin gejammert und geklagt, — ihre Klagen waren nun verſtummt, denn ſie hatte gelernt, ſtill zu dulden. Sie lächelte unter den Schmerzen, ſie lächelte, wenn Andere ſich freuten, ihre Thränen floſſen nicht mehr den verſagten Wünſchen, nur den gewährten, denn ſie hatte nur Freudenthränen, und in ſolchen glänzte ihr Auge, als Helene ins Zimmer trat, als ſie dieſelbe zu ſich hernieder zog und an das klopfende Herz drückte, das die ganze Welt mit Liebe umfaßte, und die Schweſter vor Allem. — Bertha's Glückwunſch war ein Segen. — Ueber Bänder, Putz und Schmuck freute ſich das funfzehnjährige Mädchen recht von Herzen, doch höher färbten ſich ihre Wangen, als ſie ein zierlich eingebundenes Buch unter den Geſchenken erblickte; ſie errieth den Geber. Dieſer trat auch bald herein mit Helenens Bruder, es war deſſen Freund, Karl Ebenau, der Sohn des Pfarrers, Helenens jugendlicher Lehrer. Herzlich war ihr Dank für den ſtummen Glückwunſch und für das Buch, deſſen einfache Außenſeite ſie doch nur kannte; kaum konnte ſie ſich aber dem Kreiſe der Ihrigen entziehen, da eilte ſie in den Park, um auch den Inhalt zu erforſchen. — Es waren die Glockentöne! — An den Ufern des Sees, unter Pappeln und Trauerweiden, da war Helenens Lieblingsplätzchen; da brachte ſie oft mehrere Stunden zu; die Vögel niſteten um ſie her, und bis zu ihren Füßen heran ſchwammen die zahmen Schwäne und nahmen die Broſamen aus ihrer Hand. Hier las ſie zum erſten Male in dem Buche, das Ebenau ihr gegeben.

Da rief eine freundliche Kinderſtimme Helenens Namen, ein fünfjähriger blondgelockter Knabe, ein naher Verwandter von Helenen, hüpfte zu ihr heran, und Ebenau folgte ihm. „Hier iſt meine Braut!" rief das Kind und ſchmiegte ſich zärtlich an Helenens Seite. Sein Begleiter erröthete. „Weißt Du denn, was eine Braut iſt?" fragte er ſchmerzlich lächelnd. „Ein Mädchen, das man liebt," antwortete der fröhliche Julius und hüpfte davon. — „Wollte Gott, es wäre dem ſo," ſagte Ebenau; er ſah hin, aber Helene nahm das Wort: „Wie danke ich Ihnen für die Glockentöne, war es mir doch in meiner ſtillen Laube hier beim Leſen dieſes Büchelchens, als hörte ich wirklich Glocken, welche die feierliche Ruhe in mein Herz läuteten, und Sie wiſſen, die Ruhe iſt oft meinem Herz fremd. Nie ſoll Ihr Geſchenk mich verlaſſen, was wir glauben, lieben und hoffen ſollen, werde ich ſo bei mir tragen, und dabei denke ich dann immer des freundlichen Gebers."

„Es wäre nicht gut," erwiederte Ebenau, „wenn Sie nur in dieſem Büchelchen Ihr Glauben, Lieben und Hoffen mit ſich führen wollten, das Herz ſelbſt ſollte ſchon eine unſichtbare Kirche ſein mit Chorgeſang und Glockengeläute, das durch das wildeſte Welttreiben durchklingen könnte. Sehen Sie das Büchelchen an als ein Andenken von mir. Mir ahnete, die glückliche Zeit iſt vorüber, die ſchönen Stunden, die wir in Scherz und Ernſt zuſammenlebten, kehren nicht wieder, ein anderer Kreis, andere Intereſſen nehmen Sie in Anſpruch. Ihren Gott, Ihren Glauben, die Tugend werden Sie wohl nicht vergeſſen, aber den Lehrer, den Freund? O, gedenken Sie immer des Freundes." Er küßte ihre Hand und eine Thräne trat in ſeine Augen. — „In dieſem Büchelchen," fuhr er weiter fort, „finden Sie auch eine kleine Gabe. Als ich nämlich Ihren Bruder in das Seebad begleitete, legte ich eine Sammlung von Seepflanzen an, davon die zarteſte ich hier beigefügt. Dieſe Pflanzen haben eine traurige Geſchichte, ſie ſind der Tiefe des Meeres entſproſſen, fern von der Sonne wohlthätigen Strahlen, fern von dem Lichte, das doch Allem Gedeihen gibt. Doch ſelbſt bis auf den Grund des Meeres wirkt des Lichtes ſegenſpendender Einfluß. Die Sonne lockt mit liebender Wärme, und die arme Pflanze ſehnt ſich nach ihr; ſie ſtrebt empor, ſie wächſt, ſie ſtreckt ſich ſo viel ſie kann, immer feiner ziehen ſich die Stiele, immer zarter geſtalten ſich die Blätter, hinauf — hinauf! ſcheint jedes nur zu ſagen. Arme Pflanze! Die Stiele können nicht dünner werden, die Blätter nicht mehr feiner, die Wurzeln können nicht mehr feſthalten, ſie werden fortgezogen — losgeriſſen vom mütterlichen Boden, und die ſchöne Pflanze ſchwimmt bald als Schlamm auf der Oberfläche des Meeres. So fand ich ſie, mühſam breitete ich ſie aus auf Papier, um ſie zu trocknen. Es war die Sehnſucht, die ſie ſo ſchön geſtaltete, die Sehnſucht nach oben, die ſie ſo fein und zart gebildet, welche die Blätter und Stiele gleichſam vergeiſtigte, um am Ende ſie zu vernichten. Gleicht doch dieſe Pflanze dem Menſchen, auch ihm bringt das erreichte Ziel oft keinen Segen."

„Ach," ſagte Helene, „wenn die Sehnſucht den Menſchen auch ſchön machte, da müßte ich recht ſchön geworden ſein!" —

„Und wonach ſehnen Sie ſich denn, Fräulein Helene?" fragte Ebenau theilnehmend.

„Ich weiß es ſelbſt nicht," war ihre Antwort, „aber

wenn ich ſo über mich nachdenke, meine Vergangenheit und meine Gegenwart betrachte, da möchte ich aus einer Ihrer Lehrſtunden ein Gleichniß entlehnen, um Ihnen ſo recht klar zu machen, wie ich empfinde. Meine Kindheit kommt mir vor, wie der Zuſtand der Raupe, die nur auf dem Boden kriecht, nur ihrer Nahrung lebt. Sie gaben mir damals manche freundliche Lehren, manches hübſche Spiel begannen Sie mit mir, doch die Süßigkeiten, die Sie mir gaben, waren mir ſtets am willkommenſten. Dann reiſten Sie fort, und es war mir da, wie wenn ich die Zeit im todtenähnlichen Schlafe zugebracht hätte. Die fünf Jahre Ihrer Abweſenheit ſind mir recht ſchnell vergangen, wie bewußtlos ließ ich ſie vor mir vorüberſtreichen, ſie haben mir keine Erinnerung zurückgelaſſen, ich könnte nichts von der Zeit erzählen. Jetzt aber iſt es mir, als ſei dieſer Zuſtand vorüber, als müßten Flügel mir wachſen, ſchöne bunte Flügel, wie dem Schmetterlinge, und mein Geiſt möchte höher und immer höher fliegen, ſo hoch als der Ihre!"

„Und wiſſen Sie denn," erwiederte Ebenau, „ob mir nicht das Loos der Seepflanze werden wird, ob ich nicht wie das unnütze Kraut vergehen werde, weil ich zu hoch geſtrebt? und doch ſtrebe ich nach nichts, als nur dieſen Augenblick feſtzuhalten."

Da wurde Helenens Name gerufen. Ebenau drückte die ihm dargereichte Hand noch einmal achtungsvoll an ſeine Lippen. Helene ſchaute ihn an, mit dem halb kindlichen, halb jungfräulichen Blick, mit dem bewußten Vertrauen und der unbewußten Liebe; doch während ſie ſonſt froh durch den Garten hüpfte, war der Gang heute bedächtig, und ſie drückte die Hand auf das Herz, das ſo beklommen war. — Man hatte Helenen zur Toilette gerufen; die kindlichen Locken, die bisher auf den Nacken herabfallen durften, wurden in Flechten gelegt, der Scheitel, der die freie ſchön gewölbte Stirn einſchloß, ward in Locken gezwungen; länger als bisher waren die Kleider. Geſchmeide vollendeten das Werk, und der Spiegel zeigte der freudig Erröthenden das erwachſene Mädchen, die ſchöne Jungfrau.

Und nun zur Schweſter! Bertha's Zimmer lagen dicht neben Helenens Gemach. Die Fenſter gingen in den Garten, Weinreben hatten dieſelben von außen umkleidet, Epheu von innen, ſo daß ein Halbdunkel vorherrſchte in den Räumen, in welchen auch ein theilweiſe umdunkeltes Leben ſich abſpann. Daß dieſes Leben aber nur theilweiſe verdüſtert ſei, davon zeigten Bücher, Noten, Inſtrumente, Staffelei — und der Schreibtiſch, der zierlich ausgeſchmückt Bertha's eigentlicher Wohnſitz zu ſein ſchien. Ueberall ſah man Spuren der Beſchäftigungen mit den Spuren des Leidens vereint. Dem Glück entſagend hatte ſie hier Glück gefunden, Blumen dufteten, Vögel zwitſcherten, das treue Windſpiel ruhte am Ofen. Jede Einrichtung zeigte vom Schönheitsſinn und Ordnungsgeiſt der Bewohnerin. Sie ſelbſt lag bleich, wie eine Marmorſtatue auf dem Sopha, denn ihr war ſtundenlanges Liegen verordnet; die Augen waren geſchloſſen, und die tiefe Bläſſe, die ſich auf ihre Züge gelagert, ſtempelte ſie zum Bilde des Todes, eines ſchönen, lieblichen Todes, denn ihre Lippen hatten noch immer ein Lächeln.

Helene beugte ſich zu Bertha herab, und als dieſe die Augen aufſchlug, erblickte ſie die geputzte Schweſter. Herzlich ſchloß ſie dieſe in ihre Arme, ihre Schwäche war vergeſſen, ſie richtete ſich auf. „Wie hübſch," rief ſie, „wie ſchön." — Helene mußte ſich ihr von allen Seiten zuwenden. — „O du hübſches Roſenknöspchen," ſagte Bertha, „Du mußt mich mitnehmen in Deine Jugend, da ich ſelbſt keine habe, Deine Freuden ſollen die meinen ſein, Deine Vergnügungen will ich theilen, Deine Liebe mit Dir fühlen."

„Liebe Bertha," ſagte Helene, „ich trete ungern in den Kreis der Eltern, da ich dem Deinen dadurch nicht mehr ſo ausſchließlich angehören kann; ich war gewiß viel glücklicher in Deinem dunklen Stübchen, als ich es ſein werde in dem hell erleuchteten Salon mit den gleichgültigen Menſchen. Und auch Du wirſt einſamer dadurch!"

„Liebe Helene," ſagte Bertha, „wir ſollen nicht eigenmächtig den Pfad aufſuchen, der uns zum Glück zu führen ſcheint, wir dürfen nur wählen, wenn uns die Wahl geboten wird. Folge nur der vorgeſchriebenen Bahn. Und kommt die Beſtimmung von Eltern, Vorgeſetzten, Verhältniſſen oder ſelbſt vom Zufall, wir können immer den Finger Gottes darin erkennen! Und möchte Gott Dich leiten in der Welt, die Du jetzt betrittſt, wie er Deine Kindheit geleitet hat! Ich werde in meiner Einſamkeit für Dich beten." — Die Schweſtern umarmten ſich, und Helene hüpfte davon. —

Vor der Saalthür ſtand die Schüchterne einen Augenblick ſtill. Dieſe Schwelle hatte ſie als kleines Kind ſchon öfters überſchritten, wenn man ſie zum Deſſert rief, im Flügelkleide, mit ſehr entblößten Schultern, blonden Löckchen und bunten Schleifchen aufgeputzt. Dann pflegte ſie herumzuhüpfen um den Tiſch, an welchem ſie jetzt Platz nehmen ſollte. Jeder Gaſt ſpendete dem ſchönen Kinde reichliche Liebkoſungen und Zuckerwerk. „Was wird wohl jetzt mir gereicht werden?" fragte ſie ſich ſelbſt. Das Gefühl der

Digitized by Google

Schuchternheit, der Wunſch, dieſelbe zu unterdrücken, und das Herzpochen der Erwartung hatten ihre Wangen höher geröthet, und ſie war ſehr ſchön, als ſie eintrat. Auch empfing ſie lauter Beifall. Viele Gäſte nahten ſich ihr, die Herren küßten ihr die Hand, doch Ebenau's Handkuß verwiſchte keiner.

Ebenau war auch zugegen. Am unterſten Ende des Tiſches ward ihm der Platz angewieſen. Niemand beachtete ihn. Er war auch ſo ſtumm, und hätte doch ſo viel beſſer ſprechen können als alle die Andern. Er war auch ſchlichter gekleidet. Alles das that Helenen weh. Sie ſchämte ſich, wenn er die faden Reden hören könnte, die die jungen Herren an ſie richteten, oder wenn ſie in eine Unterhaltung gezogen wurde, von welcher ſie wußte, daß Er ſie mißbilligen würde; als da ſind Anekdoten und Berichte über Menſchen und Verhältniſſe, kleinliche Intereſſen und Witzeleien, von alle dem ſprach Ebenau nie, ſelbſt die Politik zog ihn nicht an; die Politik iſt zwar das größte Intereſſe auf der Erde, aber für diejenigen, deren Intereſſe ſich über die Erde erhebt, iſt es doch zu klein.

(Die Fortſetzung folgt.)

Wienbarg über weibliche Literatur.

Im Feuilleton der „Neuen Hamburger Zeitung" gibt Ludolph Wienbarg aphoriſtiſche Bemerkungen über Männliches und Weibliches in der Literatur. „Ich meine nicht," ſagt er unter anderm, „daß die Männer unfähig ſind, Poeten der Liebe zu ſein, aber ich glaube, daß ſie die Metaphyſik der Liebe erſt von den Frauen lernen, oder von ihrer frauenhaften Natur borgen müſſen. Ich ſchließe hieraus, daß die Frauen die nächſten Anrechte auf die Poeſie der Liebe haben." Hieraus leitet Wienbarg ſeine Anſicht, daß der Roman nur der weiblichen Feder anheimfallen müſſe; was großartige moderne Dichter an Fülle der Lebensanſchauung dem Roman zugewendet, was ſie darauf gegeben, den Roman in künſtleriſcher Form zu geſtalten, ſei nur eine Vergeudung von Kräften und Lebensſtoffen, die entweder der Philoſophie oder dem Drama angehörten, denn was im Roman unter ihrer Pflege dichteriſch aufblühte, hätte die zarte Hand einer Frau noch liebevoller und glücklicher gepflegt. „Demnach glaube ich, daß die Muſe dem weiblichen Geſchlechte eine poetiſche Romangeſtaltung aufbewahrte, die aus ihrem allgemeinen Entwickelungsproceſſe hervorgehen und an dieſem den entſchiedenſten Antheil nehmen wird. Darf das Weib vor Gericht ſich nicht vertheidigen, oder mit dem Degen und Piſtole vor der Rohheit der Männer ſich ſchützen, ſo bleibt ihm noch etwas mehr übrig als die Thränen, der ſtille Kummer, die Reſignation der Verzweiflung. Das Weib hat den Roman zur Vertheidigung ſeiner Rechte, zum Schutze ſeiner Schwäche, zum Organe ſeiner Anſichten über das Schöne und Unſchöne im geſelligen Leben, und namentlich in Betreff ſeines Verhältniſſes zu Liebe und Ehe. Der Roman alſo wäre die Lebensphiloſophie der Weiber, wie die Philoſophie der Lebensroman der Männer; ſo daß jedes Geſchlecht auf ſeinem Gebiete verharrt, und ſich nur wechſelſeitige Unterſtützung und Achtung zuerkennt. In der That liegt alles, was den Roman intereſſant machen kann, auf Seiten der Frauen, wenn ſie ſich, wie George Sand, zur männlichen Rückſichtsloſigkeit entſchließen: feine haarſcharfe Beobachtung, Zartheit der Empfindungen, Intrigue, Schwärmerei, Naivetät, lyriſch-epiſche Stimmung, ein neuer unbekannter Reichthum an Wendungen und Bildern, ein unerſchöpflicher, anmuthig ſtrömender Wortfluß — alle dieſe Eigenſchaften, welche den guten Romandichter, das Weib im Manne, verrathen, und welche die unglückliche Bettina in Briefen an ihr kaltes Idol verſchwendete. Nur das Drama überlaßt den Männern, ſowohl das Ariſtophaniſche Luſtſpiel als das Spiel der Götter, Helden und Menſchen im Conflict mit ſich und dem allwaltenden Schickſale. Euer zarter kleiner Fuß ſchleift mit dem Kothurn, wie ein Kind mit dem Pantoffel eines Rieſen. Euer anmuthiges trotziges Köpfchen vergräbt ſich in die koloſſale Höhlung einer tragiſchen Maske. Entweder ihr ſehet mit den Augen durch den Mund, oder ihr redet mit dem Munde durch die Augen. Aber man darf ihnen nicht abrathen Tragödien zu ſchreiben, ſonſt überſchwemmen ſie uns trotzig mit Gegenbeweiſen ihrer Fähigkeit."

Hierbei fehlt blos die Bemerkung, daß zur Cultivirung des Ariſtophaniſchen Luſtſpiels und des hiſtoriſchen Dramas Preßfreiheit gehört. So lange dieſe fehlt, wird ſich auch die männliche Literaturkraft auf den Roman werfen, wo ſie ſich abdämpft und weiblich wird, aber doch nicht verſiegt, ſich nicht zum Schweigen, zum Sterben verdammt fühlt. Außerdem hat Wienbarg nur die Salonnovelle vor Augen. Es ſind Völkergefühle laut geworden, der Geiſt ganzer Jahrhunderte ſchlägt mit ſeinen Wogen durch unſere Bruſt. Der Sinn des Weibes pflegt die Geheimniſſe des Herzens; für die Geheimniſſe der Nationen hat der Mann die Sprache, und der hiſtoriſche Roman iſt ein Schauplatz ſeiner productiven Kraft.

N o t i z.

[Engliſche Lectüre.]

In Leipzig bei Engelmann erſchien The English Novelist, eine Sammlung von Erzählungen und Lebensbildern von den neueſten Proſaiſten. Beſonders nennen wir die hübſchen Aufſätze über alte Jungfern. Der Engländer macht die Abtheilungen: Voluntary old maids, involuntary, accidental, inexplicable und literary old maids. Auch von Marryat, Irving, Gore, Harriſon, Sheridan Knowles finden ſich intereſſante Stücke, und die Day Dreams aus dem Tagebuche eines Träumers müſſen in Deutſchland, wo man am hellen lichten Tage träumt, ſehr gefallen. Ein ſchönes Frauenbild in Stahlſtich ziert den Titel des ſehr geſchmackvoll ausgeſtatteten Buches.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Dienſtags — 32. — den 13. Februar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die vier Geburtstage.

(Fortſetzung.)

Sinnend ruhte Helene, die ſchöne Gräfin S., im Lehnſtuhle. Im unbewußten Spiel bewegten ſich die zierlichen Finger der einen Hand auf dem rothen Sammet der Armlehne, während die andere das gedankenſchwere Haupt ſtützte. Unbemerkt übte der Papagei ſeine Künſte, unbemerkt umwedelte ſie der Schooßhund, ihre ſchönen blauen Augen waren verweint, und ſchwer war ihr Herz. Sie war achtzehn Jahre alt und hatte auf Glück gerechnet, ſie war zwei Jahre vermählt und hatte kein Glück gefunden. Darüber dachte ſie jetzt! Auf dem offenen Schreibtiſch lag ein Buch, es war in Maroquin gebunden, mit Goldſchnitt und einem goldenen Schloß zum Verſchließen, es war ihr Tagebuch.

Tagebuch.

„Ich bin vermählt. — Ich war ein ſo frohes Kind, und bin jetzt ſo ernſt, ſo traurig: warum? — Sonſt ſehnte ich mich wohl auch zuweilen; wenn ich die Sonne untergehen ſah, ſehnte ich mich ihr nach. — Wenn ich in die Ferne ſchaute, wo Himmel und Erde zuſammenfließen, da ſehnte ich mich auch. — Wenn die Vögel ſangen und der Frühling in ſeiner ganzen Pracht ſich im Frühlingsmorgen über die Erde ergoß, oder wenn der Abend kam nach heißem Tage, die Natur um mich her ruhte und die Menſchen auch, und ich am Fenſter ſtand, da ſagte ich mir, es muß auch ein Glück geben, ein mir unbekanntes Glück, das die Seele ganz befriedigt, und nach dieſem Glücke ſehnte ich mich. Ich meinte, mit dem Gatten würde es mir werden! — Mein Gatte! Was umfaßt nicht alles dieſes kleine Wort, und wie viel könnte es umfaſſen! — Derſelbe Name, derſelbe Beſitz, daſſelbe Intereſſe, Ein Haus, Ein Gemach, — und ach! nicht Ein Herz! — Ich ſah mich verwundert um in der Welt — es gibt ſo viele junge Frauen, die wohl empfinden mögen, wie ich empfand — ich ſah ſie lächeln, fröhlich ſcheinen — da lächelte ich denn auch und ſchien fröhlich. — Zwei Welten thaten ſich mir auf nach der Vermählung; die eine war der Hof. In bunter ſteter Bewegung zog da das ewige Einerlei an mir vorüber. Leidenſchaftslos ſchienen die Menſchen, denn die Leidenſchaften werden da übertüncht. Jegliche Sorge wird hier nicht vergeſſen, aber unterdrückt; — glücklich ſcheint Alles, ſelbſt der Unglückliche. Mit der Hoftoilette ſieht man Hofgeſichter und Hoflächeln, die Schminke der Wange und die Schminke der Seele. Mein Gemahl liebte dieſen Kreis, er wollte mich darin glänzen ſehen, und ich glänzte wie das Johanniswürmchen im Dunkeln, denn hier war es dunkel für mich. — Ich hätte vielleicht mehr Freude gefunden in dieſer bewegten Welt, wenn ſich mir nicht zu gleicher Zeit eine andere aufgethan hätte durch meine Bücher. Halbe Nächte durch las ich. Schiller's Heldengeſtalten zogen an mir vorüber, nein, nicht vorüber, ſie zogen durch mein Herz. Mit Thekla beweinte ich Max und das Loos des Schönen auf der Erde; ich fühlte mit den Trauernden und mit den Glücklichen, ich durchlebte alle Gefahren, ich ſtarb beinahe mit

Digitized by Google

den Sterbenden. Für meine dunkeln Gefühle fand ich Worte, für meine Ahnungen Beſtätigung. Ich las Romane aller Art und leſe ſie noch. Warum auch nicht? Begegnet man hier doch zuweilen dem Glück, das man im Leben vergebens ſucht. O, warum hatte man mir dieſe Welt ſo feſt verriegelt, warum ließ man nicht der Dichter Stimme bis zu mir erklingen! Ich hätte früher gewußt, was ich kaum ahnete, was ich jetzt weiß, daß ich ein Herz habe und eine Liebe. — Und zwiſchen den beiden Welten, die ſich mir aufthaten, zwiſchen der äußern, die mich umgab, und der innern, die ich mir ſchuf, lag eine dritte, die der Erinnerung. Ein ſtilles, geſegnetes Eiland, die Inſel der Glücklichen, und Ebenau ſtand darauf mit der freundlichen Strenge, mit dem milden Ernſt, mit der ſtillen Heiterkeit. Wie ſchön waren die Stunden, die wir mit einander verbrachten, wie gehaltreich! Sie wurden geheiligt durch den vertrauten Umgang mit der Natur, die wir nicht nur genießen, ſondern auch zu verſtehen ſtrebten, durch das ſtete Auffaſſen eines höhern Intereſſes, durch das Bemühen, ſich ſelbſt klar zu werden in ſeinen Fehlern und Verirrungen. Und wie unbedeutend waren dieſe! was waren die kleinen Ungedulden, die mir Ebenau vorwarf, im Vergleich mit den Heftigkeiten, die ich mir jetzt gegen den Gemahl erlaube! Gott vergib es mir, ich kann ja nichts dafür, daß ich ſo unausſprechlich unglücklich bin. — Noch gedenke ich des funfzehnten Geburtstages, wo Ebenau mir ſo herzlich die Hand küßte, nie vergaß ich dieſe Berührung, nie den Blick, der ſo glänzte durch die Thräne, die des Mannes Stolz zurückzuhalten ſtrebte. Wie oft noch ruhte dieſer Blick auf mir, im Laufe des Tages und der folgenden. Nur ſelten ſprach ich Ebenau, er hatte recht geahnet, als er ſagte: „die ſchöne Zeit unſeres Beiſammenſeins ſei nun vorüber.“ Man brachte mich bald darauf in die Reſidenz. Tanz- und Muſiklehrer füllten meine Zeit. Dann ſprachen die Eltern von der guten Partie, die ſie mir beſtimmt, und führten mir den Grafen zu. Wohl ſah ich Ebenau wieder, — als Braut; er mied mich aber, er hatte keinen Glückwunſch für mich und am Hochzeitstage kein Hochzeitsgeſchenk. Ich Thörin, ich meinte, das ſei Gleichgültigkeit; vielmehr ich meinte gar nichts, der Tag nahm mich in Anſpruch, die Gäſte, die Feierlichkeit, der Brautſchmuck, die Toilette, und auch nebenbei der Graf. — Als ich aber einen Moment frei war, eilte ich in den Garten, um Abſchied zu nehmen von den lieben Plätzchen allen, wo ich ſo froh geweſen, von den Blumen, die ich gepflanzt, von den Schwänen, die ich gezähmt. Ich nahte mich der Bank am See, ein leiſes Stöhnen drang zu mir, — ich ſah Ebenau. Er hatte das Geſicht mit beiden Händen bedeckt, und ſich allein wähnend, ließ er dem Schmerze freien Lauf, lautſchluchzend. Leiſe wandte ich meine Schritte; ich ahnete, daß dieſe Thränen mir floſſen, daß dieſes Weh der Trennung galt, und mein Herz ward ſchwer. — So hatte ich denn Unglück bereitet und konnte nicht tröſten; das war ein Schmerz. Der Abſchied von Bertha war aber auch einer. Unſere Herzen waren eins geworden und ſollten nun von einander geriſſen werden. Wer ſollte die Kranke nun erheitern in der dunkeln Stube? — „Arme Helene!“ ſagte Bertha. — Sie beklagte mein Loos, während ich ſonſt immer das ihre bemitleidet hatte. Sah ſie denn das Liebesſehnen voraus, das mich verzehren würde, ſah ſie es voraus, daß ich allein ſein ſollte, allein in meinem Innern. O, es iſt nicht gut, daß man allein ſei! Vereint muß man fühlen, vereint leſen, vereint ſich freuen. Die getheilten Freuden werden erhöht, der getheilte Schmerz verringert! — Wie glücklich wäre ich an Ebenau's Seite geweſen. An ihm konnte meine Seele ſich hinanranken, bis zum Himmel empor. Nun ſind wir geſchieden! Wohl leſe ich noch täglich die Glockentöne, die er mir gab, ſie ſcheinen mir aber nicht mehr aufrufend zur Freude. Nicht Friedensgeläute ſind ſie mir jetzt! Dumpf, wie eine Todtenglocke tönen ſie in mein Herz; denn das Andenken an den Freund meiner Kindheit iſt mir nur noch wie ein theures Grab, auf dem ich weine; und ich weine allein! Gott laß mich nicht immer ſo allein ſein!“

Helene hatte die Feder niedergelegt und ſprach halb laut die letztgeſchriebenen Worte vor ſich hin, da öffnete ſich die Thür und Bertha trat herein, die erſehnte Schweſter. Wie ſie ſich umfaßten, die Beiden, und in langer langer Umarmung ſich zu entſchädigen ſtrebten für die lange Trennung. Als Bertha aber der Schweſter das Haupt emporhob, um ihr in das liebe blaue Auge zu ſehen, da ſah ſie den Thränenſtrom, und ſie begriff, daß es nicht Freudenthränen allein waren, die an ihrem treuen Herzen vergoſſen wurden. Das lang verhaltene Weh hatte den Damm gebrochen. „Du warſt nicht immer glücklich?“ ſagte Bertha, den forſchenden Blick tief in Helenens Auge ſenkend. „Ich bin es jetzt,“ erwiederte dieſe, „denn ich bin nicht mehr allein.“

Bertha war ſchwarz gekleidet. Die Mutter war geſtorben; ſie war dem Vater bald gefolgt in die Familiengruft, und der Tod hatte die beiden vereint, ſie, die im Leben nie vereinigt waren. Die Schweſtern bewein-

ten die Mutter. Sie hatte ihnen zwar weder als ſorgſame Pflegerin, noch als liebende Freundin zur Seite geſtanden, doch ſie war ihre Mutter, und mit ihr beweinten ſie die frohe Kindheit.

Nach Ebenau fragte Helene, und die Schweſter wandte ſich erröthend hinweg. „Iſt er noch traurig?“ Da lächelte Bertha: „Glaubſt Du denn, daß ein Mann zwei Jahre lang an ſeinem Liebesſchmerz dahinſiechen kann. Wohl liebte Dich Ebenau; noch ſtehſt Du vor ſeiner Seele, wie der Frühlingsmorgen, der einen ſchönen Tag verheißt und einen milden Abend. Aber er iſt wieder froh. Er hat ſich einen Lebensweg vorgezeichnet, auf welchem man nicht wohl am Liebesweh erkranken kann. Wohlthuend durch Rath und That, Gutes ſtiftend, wo er kann, wird er wie ein Heiliger in der Gegend verehrt, und einſtimmig als Seelſorger verlangt. Dabei ſorgte er aber auch für die eigene Seele, daß ſie ſich vervollkommne, daß klarer denkend der Verſtand werde, feiner fühlend das Gemüth, und beruhigter das Herz. Da umgibt er ſich mit Büchern; nicht ſolchen, wie ich hier bei Dir ſehe, die im ſchönen Einband mit Goldſchnitt Dir manches Gift reichen mögen. Nein, liebe Helene, ernſtere Bücher umgeben ihn. Die Philoſophie brennt ihm ihre leuchtenden Kerzen an, die ihm nicht zu Irrlichtern werden dürfen, weil das Chriſtenthum die Sonne iſt, die ihn erwärmt. An den Biographien berühmter Männer erholt er ſich, gern folgt er den ſtarken Charakteren, die den armſeligen Stoff des Menſchenlebens zu etwas Großem verarbeitet haben, die Verhältniſſe bezwangen und vor Allem ſich ſelbſt. So hat er ſich eine Welt geſchaffen, und dieſe Welt iſt auch die Welt Gottes. Und Du, meine Helene, was thateſt Du?“

Beſchämt ſchlug Helene die Augen nieder. „Ich bin nicht beſſer geworden, Bertha,“ ſagte ſie. „Die Frau muß ihre Pflicht lieben, wenn ſie ihren Beruf gut ausfüllen will; ſie muß glücklich ſein, wenn ſie eine gute Frau ſein ſoll. Nicht durch das kalte Herz kommt Segen ins Haus — nicht ohne Liebe.“

„Aber Dein Mann liebt Dich,“ ſagte Bertha, „gewiß er liebt Dich!“

„O, daß er mich haßte!“ rief Helene. „Eben ſeine Liebe iſt es ja, die mich vernichtet! Wohl begreife ich, daß man das Herz überwinden kann, um eine verbotene Liebe daraus zu verbannen, aber eine Liebe zu ertragen, die man nicht erwiedert, das iſt entſetzlich. So im engen Verhältniß, täglich, Morgen, Mittag und Abend ihn ſehen, im Negligé des Anzuges und der Haltung, ſchlafend, gähnend, eſſend und trinkend; hingeſtreckt im Stuhl, ſcheltend mit den Leuten, in ſchlechter und in guter Laune, wo eins ſo ſchlimm iſt wie das andere! Die ganze Inſipidität des häuslichen Lebens — und ohne Liebe. Und nun die Berührung ſeiner Hand, wie vor einer Spinne graut mir davor. Durchrieſelt es mich nicht kalt, wenn ich ſeine Schritte höre im Vorzimmer! Zittere ich nicht, wenn ich ſeine Stimme vernehme? Und wenn die ſo verhaßte Stimme das Du zu mir ſpricht, das heilige Du, das nur der heißeſten Liebe, der innigſten Freundſchaft ſollte dienſtbar ſein. Und dann, Bertha! ſein Kuß. Du weißt nicht, was ein Kuß iſt vom Manne, den man nicht liebt. Du denkſt, es iſt ein leiſer Hauch, leicht verfliegend, ſchnell vergeſſen! O nein! es iſt ein Schandfleck, der der Frau ins Herz gedrückt wird — unauslöſchlich! Er erniedrigt, demüthigt, vernichtet! Iſt denn die Liebe käuflich? für Namen, Rang und Reichthum, kann der Mann da Gefühle verlangen?“

„Aber, liebe Helene,“ erwiederte Bertha beruhigend, „es war ja Dein freier Wille, den Grafen zu heirathen, Du folgteſt Deiner Wahl!“ —

„Meiner Wahl?“ rief Helene heftig aufſpringend. „Ich war ja noch ein Kind, ein armes, blindes, unwiſſendes Kind. Ich hätte nach jedem Manne gelangt, den man mir vorgehalten, wie Kinder nach jeder Puppe greifen. Man verſprach mir Freiheit und Freude, und ich fand keine Freude, ich meinte, ſie werde erfüllt werden, dieſe heiße Sehnſucht nach Glück, und ich fand kein Glück!“

Bertha nahm der Schweſter Hand. „Und wer fand es denn?“ ſagte ſie. „Jedes Mädchen will glücklicher werden, als ihre Mutter es war, und keine fragt ſich, ob ſie es auch verdient. Je heißer das Sehnen des Mädchenherzens, je weniger wird es erfüllt; Du leideſt nicht allein.“

„Deſto ſchlimmer,“ ſagte Helene, „wenn noch viele Herzen ſo langſam verbluten, wie das meine. Und nun liegt noch ein ſo langes Leben vor mir, die ganze Monotonie des Lebens und keine Liebe!“

„Du denkſt nur an das, was das Schickſal Dir verſagt hat,“ erwiederte Bertha, „nicht an das, was es Dir gegeben. Kannſt Du nicht viele Deiner Wünſche befriedigen, biſt Du nicht Herrin Deines Thuns und Laſſens, nicht Herrin im Hauſe?“

„O, ich will nicht herrſchen,“ rief Helene, „ich möchte dienen. Das iſt ja die Liebe der Frau, daß ſie ſich willig unterordnet dem Manne, den ſie anbetet. Seine Sklavin ſein iſt Seligkeit. So hat ſich Gott die Liebe auch gedacht, als er ſie dem Menſchen gab. So war das Paradies der Ehe gemeint. Gewiß, die erſte Frau

Digitized by Google

empfing auf der Stirn den erſten Kuß des liebenden Mannes, denn ſie kniete vor ihm, wie vor ihrem Gott im Gebet. Und wie ein Gott ſollte der Mann die Frau ſtützen, wie die ſchönſte Gottesgabe ſollte er ſeine Liebe ihr verleihen, und ſie dieſelbe erwiedern, nicht nur dulden. Solch eine Liebe müßte beſſer machen, ſie müßte veredeln. Aber die Ehe, dieſes Menſchenwerk, zwingt zur Liebe, ſie hat mich an den Mann geſchmiedet, wie den Sklaven an die Galeere, das macht nicht beſſer! Mein Herz iſt erbittert gegen Gott und Menſchen, ich habe in den zwei Jahren haſſen gelernt."

Bertha wiegte betrübt das Haupt. „Armes Kind," ſagte ſie, „und hätteſt Du ein Paradies, Du würdeſt es verſcherzen, Du biſt nicht reif dazu. Zu ſtürmiſch brauſen die Leidenſchaften in Dir, und Du bemühſt Dich nicht einmal, ſie zu beruhigen." —

„Laß mich nur erſt wieder glücklich ſein, Schweſter," flehte Helene, „und ich werde wieder gut. Ich wollte ja ſanft ſein und mild und ergeben, hätte ich nur die Liebe. Gib mir den Mann, an dem ich hinaufſchauen kann, gib mir das Glück, wie ich es bedarf, und ich werde gut, ſein, beinahe ſo gut, wie Du!" —

„Strebe doch darnach, es zu verdienen," ſagte Bertha.

„O!" rief Helene, „es ſoll nicht der Lohn ſein für Verdienſte; es iſt Gnadenſache, die höchſte Gnade, wie ein großes Loos — das größte der Looſe! — Sieh, ich verlange ja nichts Unmögliches. Ebenſo hätte das Glück mir geben können. Für ihn fühlte ich, wie ich fühlen möchte für den Gemahl. Es war zwar nur der Keim zu jener Liebe; ich fühlte und wußte es nicht."

„Helene," ſagte Bertha ſanft, „ſieh nicht zurück in die Vergangenheit, auf ſie haſt Du keine Rechte mehr! Was willſt Du von der Zukunft?" —

Helene konnte noch weinen wie ein Kind; ſchluchzend barg ſie das Haupt an der Schweſter Bruſt, und erfüllte das mitfühlende Herz mit ihrem Weh.

„O, hilf mir die Ketten brechen," rief ſie weinend. Bertha aber drückte ſie feſter an ſich, und ſanft verweiſend ſagte ſie: „Schöner iſt es doch, ſie würdig zu tragen, ich will Dir tragen helfen."

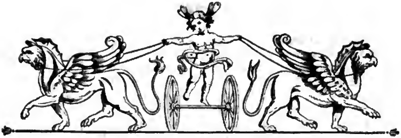
Der Graf S. war einer von den Männern, die weder ſchön noch garſtig, weder dumm noch geſcheut, weder gut noch böſe ſind; der Fluch der Mittelmäßigkeit ruhte auf ihm.

Berthas ſanfter Umgang milderte nun Helenens Unmuth. Erſt erfaßte ſie die Ueberzeugung, daß ihre Heftigkeit ein Unrecht ſei; dann kam der Kampf dagegen, und dann die Zeit und die Alles ausgleichende Gewohnheit. Friedlich ſchlichen ſo Tage dahin, und wurden zu Monaten und Jahren. Ein Sohn ſchien das Werk des Friedens zu vollenden. Helenens Auge ſah man ſelten vom Weinen geröthet, die ſchönen Züge belebte ein frohes Lächeln, hüpfend eilte ſie die Treppen hinauf und hinab, ſcherzend wie ein Kind ſpielte ſie mit dem Kinde, und Bertha ſpielte auch, denn ſie war geneſen. Zwar verrieth ihr Gang, daß ſie viel gelitten hatte an einem Uebel, welchem man in neueren Zeiten oft begegnet, der eine Fuß war durch das herbe Leiden verkürzt. Leicht ermüdet mied Bertha lange Spaziergänge und die Freuden der Welt; auch vermochte der Ernſt ihrer Seele nicht mehr nach Außen zu ſtreben. Die Geſelligkeit bot ihr wenig Genuß. Sie war ſich bewußt, nicht die Fähigkeit zu beſitzen, Anderer Freude zu erhöhen, ſie meinte ſogar dieſe zu hemmen. Sie bedurfte des ſtützenden Armes beim Gehen — der fürſorgenden Freundſchaft im Menſchengewühl; ſie liebte nicht die Hitze, nicht die Helle, nicht das Lärmen von Menſchenſtimmen, nicht die gleichgültigen Worte, die man an ſie richtete, nicht die oberflächige Unterhaltung, die man ihr bot. Sie liebte aber ihre ſtillen Gewohnheiten, ihre Beſchäftigungen, ihre Erinnerungen und vor Allem Helenens Kind.

Dieſes wartete und pflegte ſie. Während die Schweſter, den Verhältniſſen nachgebend, Geſellſchaften und Bälle beſuchte, blieb ſie bei dem Kleinen, ſie ſang ihm vor und erzählte ihm Geſchichten, und ſpielte Klavier, damit er tanze. — Ein Kinderleben iſt ſo erfriſchend für den Umgang. Es ſpielt ſich ſo froh dahin, durch Menſchen und Blumen, durch Kieſelſteine und Sand. Die ganze Natur wird ihm ein Spielwerk, ſo auch die ganze Welt. Und wie dankbar iſt das Beſchäftigen mit einem Kinde. Wie raſch und ſichtbar ſind die Fortſchritte des Körpers und des Geiſtes. Wie ſchnell reiht ſich da Kraft an Kraft, Begriff an Begriff und Wort an Wort. Wie feurig umfaßt das Kind den Moment, es kennt ja keine Vergangenheit und auch keine Zukunft. Wie thätig iſt die Phantaſie; ſie belebt das Unbelebte, leiht dem Stummen die Sprache, vergrößert das Kleine, gibt dem Formloſen eine Geſtalt. Das Kind verrichtet Heldenthaten im Geiſt, es ſchlägt Heere in die Flucht und überwindet Ungeheuer. Dem Kinde iſt alles wahrſcheinlich, nichts unmöglich. Das Kind iſt Poet und Poeſie zugleich! Da ſaß nun Bertha oft Stunden lang mit dem Liebling, ſie war ihm Freundin, Geſpielin, eine zweite Mutter. (D. F. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerſtags — 33. — den 15. Februar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die vier Geburtstage.

(Fortſetzung.)

Helene trat in den Ballſaal, der Graf mit ihr; ſie hatte aber keinen Blick für ihn. Er gehörte nicht zu ihrem Vergnügen, wie er zu Hauſe nicht zu ihrer Zufriedenheit gehörte. Ihr Auge ſtreifte gleichgültig aber freundlich über alle die Menſchen hin. Die Frauen bewunderten ihren Anzug, die Männer ſie ſelbſt, und ſie grüßte alle höflich. Eigentlich ſah ſie aber nur Einen — der ſie nicht zu bewundern ſchien, und ſcheu wandte ſie den Blick hinweg. Sie ſah auch nicht wieder hin, und doch wußte ſie ſehr genau, wenn der Freiherr Arthur von W. den Pfeiler verlaſſen, an dem er wohl eine halbe Stunde unbeweglich geſtanden, und mit einem höhnenden Lächeln auf die Menſchen geblickt. — Das höhnende Lächeln war aber verſchwunden, als er ſich Helenen nahte und ſie um einen Tanz bat, den einzigen, den er tanzte.

W. hatte eine Aehnlichkeit mit Byron und war eitel darauf. Geiſt wohnte in der ſchönen Stirn. Das große Auge ſtrahlte, wenn er von den Dichtern ſprach und von den Dichtungen, von den Heroen der Alten, oder ſonſt einem Gegenſtand, der ihn begeiſterte. Er glühte für alles Schöne und Große, und das tief tönende Organ, die wohlgeſetzten Worte riſſen alle Zuhörer mit ſich fort, vor allen aber die Zuhörerinnen. Ein leichtes Roth überflog dann ſeine Wange und er war ſchön wie ein Gott. Bald kehrte aber die gewohnte Bläſſe wieder zurück, der Glanz der Augen erloſch, und das verächtliche Lächeln lagerte ſich wieder auf ſeine Lippen. Er liebte die Menſchen nicht, und doch bedurfte er ihrer, denn er war Autor. Die Menſchen ſollten ihn leſen und bewundern, die Menſchen ſuchte er auf, um ſich von angeſtrengter Arbeit auszuruhen, und die Menſchen mußte er ſtudiren für ſeine Werke. Aber er liebte ſie nicht, und wenn es auch für Augenblicke ſchien, als liebe er Helenen, ſo war dieſe doch mehr gequält, als beglückt dadurch. Denn kalt und höhnend ſtand er auch oft vor ihr, ſcherzend über Gefühle, die ihr heilig, über Grundſätze, in denen ſie aufgezogen war. Wohl ahnete Helene das Gift, welches die geiſtreiche Unterhaltung für ſie enthielt, ſie vermochte aber nicht, ſich loszureißen. Gab doch dieſer Verkehr dem gehaltloſen Treiben der Geſellſchaft Reiz, hatte ſie doch nun etwas zu ſuchen in den Räumen, die ihr ſonſt nur lange Weile geboten, wußte ſie doch, daß ſie da erwartet ſei, daß W. immer nach der Thür ſah, bis ſie hereintrat, um dann freilich den Blick hinwegzuwenden. Und wenn er auch oft kalt an ihr vorüberblickte, als ſähe er ſie nicht, wenn ſie neben ihm ſtand, wenn er den Fächer nicht aufhob, den ſie fallen ließ, den Shawl ihr nicht reichte, nach dem ſie verlangte, einen Irrthum machte mit dem Tanz, den ſie ihm zugeſagt, ſo war ſie doch nur für einen Moment mißmuthig, denn wenn ſie gleich alle die feinen Gewebe der männlichen Coquetterie auch nicht zu durchſchauen wußte, ſo durchfühlte ſie dieſelben doch, und eine Stimme ſagte ihr, daß ſie des Freiherrn erſtes Intereſſe ſei im Saal, zuweilen meinte ſie auch im Leben. Darin irrte ſie aber wohl. Konnte er

Digitized by Google

denn noch lieben, dieſer Mann, der ſchon ſo viel geliebt? der ſo tief in das Leben geſchaut hatte — in des Lebens Sumpf! der die Frauen hatte kennen gelernt in Leidenſchaft, Intrigue und Sünde! der am Edlen zweifelte, weil er dem Edelſten ſo oft nur als Maske begegnet. Er hatte mit dem Laſter oft Herzensgüte, mit der Tugend Härte vereint gefunden, mit Frömmigkeit Grauſamkeit, mit Gottesläugnen Menſchenliebe. Unrecht und Recht, Gut und Böſe war vor ihm ausgeglichen, Hölle und Himmel waren geebnet. Er meinte ſich erhoben zu haben über das Vorurtheil, und es fand ſich, daß er das Urtheil darüber verloren. Er hatte die Gefühle durchdacht und zerlegt, bis er nicht mehr fühlte. „Die Fähigkeit zu lieben," pflegte er zu ſagen, „iſt ein Talent, wie das Klavierſpielen und die andern Talente auch. Unter Hunderten gibt es vielleicht nur Einen großen Künſtler, nur Eine Perſon, die zu lieben verſteht. Alle ſind verliebt geweſen, viele haben geheirathet aus tauſend Rückſichten, beinahe Alle haben ſich ſelbſt mehr geliebt, als den Gegenſtand ihrer Wahl. Die Liebe mit ihrem Selbſtvergeſſen, mit ihrem Gefolge von kleinen und großen Opfern, mit ihren Anſprüchen und ihrer Anſpruchsloſigkeit, die wahre, treue, ewige Liebe iſt eine Himmelstochter, die ſich nur zu Wenigen herniederläßt; und ſie hat Recht; ſie wird ſelten gewürdigt, ſelten erkannt. Ich ſelbſt," pflegte er hinzuzuſetzen, „ich bin nicht fähig einer ſolchen Liebe. Dem Schönen, Geiſtreichen, Liebenswürdigen habe ich gehuldigt; ich war auch einmal recht unglücklich durch die Trennung; ich wähnte, es ſei ein wahres Gefühl, das das Schickſal unerhört ließ. Ein langer ſyſtematiſcher Champagnerrauſch half mir den Schmerz und die Liebe vergeſſen, und die Nüchternheit belehrte mich, daß es kein wahres, — kein ewiges Gefühl geweſen ſei." Die Frauen, die ſolche Worte hörten, wandten ſich von ihm hinweg, doch hätten die meiſten unter ihnen gewiß gern den ſchönen Mann bekehrt, und ihm das ewige Gefühl eingeflößt, wozu er die Fähigkeit in ſich bezweifelte. Helene empfand ein tiefes Mitleid mit ihm. „Sie müſſen doch ſehr unglücklich ſein," ſagte ſie ihm einſt, „es liegt ſo viel Widerſprechendes in Ihnen, ſo viel des Guten, ſo viel des Kalten, Liebloſen. Ihre Worte zeugen oft von einem unbefriedigten Innern; und Ihre Werke! — dieſe bewundert man, aber ſie erfreuen nicht. Wie Sie die Liebe nicht fühlen können, ſo verſtehen Sie auch nicht, dieſelbe zu ſchildern. Auch das Glück verſtehen Sie nicht, das muß viel unbewußter blühen. Die Menſchen erkennen ja nur erſt ihr Glück, wenn ſie es nicht mehr beſitzen. Nur den Schmerz verſtehen Sie zu malen, da treffen Sie immer den richtigen Accord! Gewiß, dann tauchen Sie die Feder in Ihr eignes Herzblut; Sie müſſen viel gelitten haben — und ſchreibend viel leiden! ich habe oft geweint über Ihren letzten Roman und Sie ſelbſt wohl auch!"

Da lächelte W.... „Sie irren, gnädige Frau, ich ſaß recht ruhig an meinem Schreibtiſch, den Kaffee neben mir. Den Schlafrock, die Pantoffeln nicht zu vergeſſen, und ich dachte: Was wird wohl die ſchöne Gräfin S. rühren und die anderen gütigen Romanleſerinnen auch? und aus meiner Feder floß das Weh, aber ich empfand es nicht. Dann ſtrich ich aus — und fügte hinzu, trug Farben auf und Schatten, und verwiſchte wieder, daß die Nüance ſo hell wie möglich wurde, bis ſelbſt die Worte der Klage verſchwanden — nur noch Ausrufungszeichen und Gedankenſtriche blieben, und der einfache Seufzer, unſer deutſches Ach! Und nun empfinde ich nur Freude, das Werk iſt gelungen und Sie haben geweint!"

„O!" ſagte Helene im ſcherzhaften Zorn, „ich will aber auch nie wieder über Ihre Werke weinen. Ich will nie wieder Ihre Novellen vorleſen im Kreis der Freundinnen, wo ich mich dann hineinzuverſetzen pflegte in Ihre Welt, Freud und Leid fühlte, ſo daß meine Stimme oft wankte und Thränen mein Auge verdunkelten, ſo daß ich nicht einmal weiter leſen konnte, da, wo Sie doch nichts dabei fühlten!"

W. erzählte viel aus ſeinem früheren Leben, vielleicht Wahrheit und Dichtung? „Es ſei eine vollſtändige Beichte," ſagte er. „Er fürchtete ihre Achtung zu verſcherzen, und doch müſſe er wahr ſein." Und er erzählte. Helene hielt oft den Athem an, ſchaudernd wendete ſie ſich ab, denn er zog den Vorhang zurück von einer ihr bis jetzt unbekannten Bühne. London! Paris! Wien! Leidenſchaften! Ausſchweifungen! — Er hatte Frauen Unglück bereitet und es nicht getheilt, er hatte verlaſſen, was er früher geſucht, von ſich geſtoßen, was ihn liebte. Er hatte Thränen fließen machen und nicht getrocknet. So ging es eben zu in der großen Welt, und nun noch der Wahnſinn des Spiels, Duell, Mord, und dann Reue — und ein verödetes Herz! —

Helene war vernichtet. Das waren Cotillons-Unterhaltungen, Hof- und Tiſchgeſpräche; — die fröhlichſte Muſik tönte dazwiſchen und Helene hörte ſie nicht, ſie hörte nur das Entſetzliche und anſtatt davon zurückgeſtoßen zu ſein, fühlte ſie ſich nur noch feſter gekettet, nur noch enger gebunden. Das wußte W... ſehr wohl; er kannte ja die Frauen, wie ſie gern das Wartfrauen-Ge-

ſchäft übernehmen bei dem kranken Herzen, gern das Miſſionsamt verwalten bei der verirrten Seele!

Nach ſolch einem Ball konnte Helene nicht ſchlafen, unruhig ging ſie noch ſtundenlang im Zimmer auf und ab; dann ſank ſie erſchöpft in den Lehnſtuhl, um die Gedanken nur noch unruhiger umherſchweifen zu laſſen. Vergebens griff ſie nach den gewöhnlichen Einſchläferungsmitteln, es gelang ihr nicht, des Herzens ungebundene Schläge zu hemmen, ſie fand keinen Schlaf. Sie trat in das Gemach ihres Sohnes, ruhige Athemzüge vernahm ſie da, und ſie beleuchtete das volle blühende Kindergeſicht, das in den ſchönſten Farben glühte, ſchwelgend im Schlaf. — Dicht dabei ſchlummerte Bertha, im weißen zierlichen Häubchen, eng umſchließend das Haupt, als ſollte es nicht nur die Locken, ſondern auch die Gedanken zuſammenhalten. Ein Lächeln thronte auf ihren Lippen. Auf dem Tiſche neben dem Bette lag ein Brief. Helene erkannte Ebenau's Handſchrift. Was mochte der der Schweſter zu ſchreiben haben? Auch ein Buch lag dabei; es waren Helenens Glockentöne, die Bertha wohl hervorgeſucht. Sie ſelbſt hatte lange nicht darin geleſen, und auch jetzt fühlte ſie ſich nicht dazu geſtimmt. Die Ruhe der kindlichen Unſchuld und die Ruhe der geläuterten Seele bildeten einen ſchmerzlichen Contraſt mit Helenens Sehnen nach Ruhe. Sie küßte ihr ſchlafendes Kind und verließ das Gemach. Die Thüren des Balcons öffnete ſie, und hier erblickte ſie wieder Ruhe, die der Natur. Der Blumengarten lag zu ihren Füßen, und alles ſchlief, außer die Blumen, die ihr die ſchönſten Düfte hinaufſandten, und der Mond ſchien hernieder und beleuchtete die Gegend; Helene aber beleuchtete ihr eigenes Herz und ſah — einen Abgrund. Sie dachte viel, und es gab auch mancherlei zu denken, denn morgen war ihr fünfundzwanzigſter Geburtstag. — Geburtstage ſtehen wie Meilenzeiger an der Heerſtraße des Lebens. Sie deuten auf die Vergangenheit und auf die Zukunft, ſie geben die zurückgelegte Strecke an, doch über die zurückzulegende ſchweigen ſie. Da beſinnt man ſich nun, ob der Weg gut oder ſchlecht war, ob eben oder bergig, maleriſch oder langweilig, und für die Zukunft hat man Vermuthungen. Müde des Denkens fand Helenen endlich der Schlaf.

Und ihr Erwachen war auch nicht froh. Der Morgengruß des Gatten war ſchon lange nicht mehr freundlich geweſen, der Glückwunſch war es nun auch nicht. Prachtvolle Geſchenke waren zwar ausgebreitet, mehr zur Schau als zur Freude; ſie ſollten dem Publicum noch von Gefühlen vorlügen und von Glück! Aber ſelbſt durch die maleriſche Farbe des indiſchen Shawls entdeckte das ſcharfſichtige Auge der Beſuchenden das kalte Herz. Aber Bertha mit dem warmen Herzen erſchien, weiß gekleidet, mit frommen Wünſchen. Sie führte den Knaben, der feſtlich geſchmückt war und mit Blumen bekränzt; und er ſagte ein Verschen her, das Bertha gedichtet. Er ſprach die Worte, die man ihm gelehrt, mit dem Tone der Stimme, den man ihm einſtudirt, denn er verſtand nicht, was er ſprach, er wußte noch kaum, was ein Geburtstag ſei, und was ein fünfundzwanzigſter Geburtstag, das wußte er gar nicht. Wie die Jugend nur in die Zukunft ſchaut, das Alter nur in die Vergangenheit, ſo umfaßte die Fünfundzwanzigjährige beides mit der ganzen Kraft eines reifen Gemüths. Helene küßte das Kind, ſie drückte es feſt an ihr Herz, und doch blieb es dem Herzen fern, deſſen Leidenſchaften die Kinderſeele nicht theilte. Auch für Bertha hatte Helene Dank, doch dieſen ausſprechend ſchlug ſie die Augen nieder, ſie fürchtete den ſanften vorwurfsvollen Blick.

Zahlreiche Beſuchende kamen. Helene ward immer röther, immer ſchneller hob ſich die Bruſt, immer unruhiger blickte ſie nach der Thür, denn der, den ſie erwartete, kam nicht. Sie hatte keine Worte mehr, keine Aufmerkſamkeit für das Geſagte, ſie hatte nur einen Gedanken, und der war W. Die Gratulanten hatten ſich entfernt. Helene war allein. Da kündigten des Portiers Schläge noch einen verſpäteten Gaſt. Er war es.

Ein Gedicht brachte er ihr, er trug es ihr vor mit der ſchönen Stimme. Die Töne erklangen ihr wie aus einer andern Welt. Es waren Worte für Helenens Liebesſehnen, Worte für den Schmerz. Das *mußte* er empfunden haben, er hatte ſie verſtanden. Zwei große Thränen rollten langſam Helenens Wangen herab und ihr Auge ſuchte den Himmel. W. nahm das Wort: „Alles Gute wünſche ich Ihnen, Alles, was Sie ſich ſelbſt wünſchen.“

„Das iſt der Tod,“ ſagte ſie leiſe.

„So ſchön und ſo jung noch, und Sie denken des Todes?“

„O, ich bin nicht mehr jung,“ erwiederte Helene, „und mit fünfundzwanzig Jahren — —“

„Sie beweiſen, daß Sie noch ſehr jung ſind, indem Sie ſich alt glauben,“ ſagte W. „Fünfundzwanzig Jahre! wiſſen Sie denn, daß dies gerade das ſchönſte Alter iſt für eine Frau, daß ſie erſt dann den höchſten Grad ihrer Schönheit erreicht hat, wo, zu der Fülle der Geſtalt und dem Farbenſchmelz der Wangen ſich auch der Aus-

Digitized by Google

druck des Blickes geſellt, wo ſie ſich bewußt iſt ihrer Talente, ihrer Liebe, ihres Glücks, wo ſie nicht nur zu gefallen wünſcht, ſondern auch weiß, wie man gefällt; wo ſie reif iſt zur Leidenſchaft und auch zur Coquetterie. O, genießen Sie ja dieſe ſchöne Zeit, bis zum dreißigſten Jahren bleibt ſie Ihnen. Dann geht es aber rückwärts, dann erſt werden Sie erkennen, daß Sie mit fünf undzwanzig Jahren jung waren."

„Und was hilft es mir denn, jung zu ſein?" fragte Helene traurig.

„Das werden Sie ſpäter auch erkennen," erwiederte W., „dann werden Sie einſehen, wie viele große und kleine Vorrechte die Jugend hat, und wie ſie ſtets die ſicherſte Einlaßkarte iſt zum Gefallen!"

„Ich ſtrebe nicht zu gefallen," verſetzte Helene, „ich möchte ..."

„Sie möchten geliebt ſein," fiel W. ihr ins Wort. „Da ſind ſie ſchon die Anſprüche der fünfundzwanzig Jahre! Sollten Sie es aber nicht ahnen, daß Sie geliebt ſind? Sollte es möglich ſein, daß Sie die Sprache nicht verſtanden hätten, die meine Augen und mein ganzes Weſen Ihnen zuſtammelt. Sollte es mir nicht gelungen ſein, Ihnen zu zeigen, wie ich Sie verehre, anbete! wie ich mich Ihnen hingeben möchte für Zeit und Ewigkeit!"

Er hatte ihre Hand ergriffen und leidenſchaftlich bedeckte er ſie mit Küſſen. Es war dieſelbe Hand, die Ebenau vor zehn Jahren an die Lippen drückte. Wie verſchieden aber war die Handlung, wie verſchieden das Gefühl, das ſie zurückließ.

Es kamen Leute und W. entfernte ſich. Helene war nun allein. Sie ſank auf die Knie, ſchluchzend barg ſie das Antlitz in den Seſſel. „Großer Gott!" rief ſie, „vergib mir, ich liebe ihn!"

Durch die feſtverſchloſſenen Gardinen verbreitete ſich eine künſtliche Dämmerung in dem Saal. Lange mußte das lichtgewohnte Auge ſich anſtrengen, ehe es die Trauerſcene errieth, die ſich hier begab. Auf einem kleinen Paradebette ruhte Helenens Kind, und ſchlief den ewigen Schlaf des Todes! Und nicht weit davon auf dem Divan lag die Mutter. Ein ohnmachtähnliches Erſtarren hatte die Ausbrüche der Verzweiflung für Momente unterbrochen. — Dein Kind iſt todt! hatte man ihr geſagt, ſie hatte es nicht ſterben geſehen, ſie hatte nicht den letzten Blick empfangen, nicht dem letzten Athemzug gelauſcht; es war eine Trennung geweſen ohne Abſchied; die heiligſten Pflichten hatte ſie verſäumt, und dieſes Bewußtſein vernichtete ſie. Neben der kleinen Leiche kniete aber eine ſchwarze Geſtalt, leiſe weinend, es war Bertha. Sie hatte mit dem kranken Kinde geſpielt, bis es nicht mehr ſpielen konnte, ſie hatte ihm die Schmerzen erleichtert, die Krankheit bewacht in ihrem ganzen Verlauf. Wie oft hatte ſie dem Fieberglühenden genaht, die heißen Händchen berührt, und jede Berührung war eine Frage an das Schickſal! Sie hatte mit der eignen Hand die heiße Stirn gekühlt, bis die ewige Kühlung ſich darauf ergoß. Dann hatte ſie ihm die lieben Augen geſchloſſen, den kleinen Leichnam geſchmückt mit Feſtgewand und Kränze, das Lieblingsſpielzeug ihm in die Hand gelegt und dann unter heißen Thränen gebetet: „Dein Wille geſchehe!" So betete ſie auch jetzt.

Aber im Nebenzimmer ſtanden zwei Männer; ſie blickten durch die weitgeöffnete Thür auf die Schmerzensſcene, — dann blickten ſie ſich an. Es war Ebenau und der Freiherr von W....; ſie hatten zu gleicher Zeit ſtudirt, das heitere Jugendleben hatte ſie oft zuſammengeführt; jetzt begegneten ſie ſich bei dem Tode. Ebenau war ernſt und mild, oft benetzte die mitleidige Thräne ſein Auge, oft wankte ſeine Stimme vor der Rührung. „Sieh" ſagte er, „Arthur, die Wirkung der Religion. Gott hat hier die ſchmerzlichſte Wunde geſchlagen, er hat das ſchönſte ſeiner Werke vernichtet, die heiligſten Gefühle, die er ſelbſt ins Menſchenherz gelegt, hat er zerriſſen, um es um ſo ſchmerzlicher zu prüfen; es iſt das Abraham's Opfer, das er verlangt, und ſiehe, es wird gebracht! Bertha blickt gläubig zum Himmel, ohne Bitterkeit, ohne Groll. Ja, ſie empfindet noch Dankbarkeit, denn ſie glaubt, daß jegliche Schickung gut ſei.!"

(Die Fortſetzung folgt.)

Notizen.

[Pöppig's maleriſcher Atlas.]

Die vierte Lieferung dieſes glänzend ausgeſtatteten Werkes (Leipzig bei Hartleben, jede Lieferung 10 gGr.) gibt in Stahlſtich einen Waldbrand in Braſilien, die Anſicht von Damaskus und den Blick in den innern Raum eines Divans, mit üppigen Polſtern rings herum und dem kühlen Springquell. Im Text beſchreibt Profeſſor Pöppig Damaskus und Circaſſien.

[Die Kunſt in Nordamerika.]

Mrs. Jameſon ſchreibt über den Zuſtand der Malerei in Nordamerika; ſie macht beſonders auf den Namen eines Künſtlers, Alston, aufmerkſam, der allerdings in Europa noch unbekannt iſt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — **34.** — den 16. Februar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die vier Geburtstage.

(Fortſetzung.)

Da lagerte ſich das verächtliche Lächeln wieder auf W's Lippen: „und iſt dieſer Glaube nicht ein thörichter Wahn!“ ſagte er. —

„Weh Dir, wenn Du ihn dafür hältſt!“ erwiderte Ebenau. „Für Dich gibt es keinen Troſt! Weh aber auch der Armen, der Du ſo das Heiligſte entriſſen!“

„Du meinſt Helenen?“ fragte Arthur.

„Ich wünſchte, ſie wäre todt!“ ſeufzte Ebenau.

„Die Frauen ſterben nicht am Schmerz!“ erwiderte W.

„Darauf haſt Du nur allzuoft gerechnet,“ verſetzte Ebenau. „Es gibt aber noch viel Schlimmeres als den Tod — das getrübte Leben. Arthur! ich beſchwöre Dich, laß ab von dieſem Weſen, Du und der Tod, ihr habt es ſchwer geprüft, zerreiß die Feſſeln der Eitelkeit, es ſind ja die einzigen, die Dich umſtricken. Schone ihren Frieden, ſo lange es noch Zeit iſt.“ — „Es iſt ſchon zu ſpät!“ ſagte W... dumpf vor ſich hin, und Ebenau faltete die Hände in ſtummer Verzweiflung.

Bertha und Ebenau wollten die kleine Leiche nach D. bringen. An Helenens Lieblingsplatz ſollte ſie begraben werden, da ſollten ſich die freundlichen Erinnerungen zu den trüben geſellen und den Schmerz mildern.

Bertha drückte noch den Abſchiedskuß auf des Lieblings Lippen. „Lebe wohl,“ ſagte ſie, „führe den Gott in Deinem Innern dem Gott des Weltalls zu, das heißt ja ſterben. Sei dort unſer Schutzgeiſt und ſchütze Deine arme Mutter!“ — Sie ſchloß den Sarg; leiſe hoben ſie ihn auf und trugen ihn fort. — Helene hatte nichts davon gehört, aber das Rollen des Wagens, der die theure Hülle hinwegführte, drang zu ihr und erweckte ſie aus ihrem Erſtarren. „Wo iſt mein Kind!“ rief ſie, „ſie haben mir mein Kind geraubt!“ Mit aller Kraft entriß ſie ſich dem Lager, ſtürzte über die leere Stelle und rang die Hände und weinte laut.

Da trat W. zu ihr, er richtete ſie auf und ſtützte ihr Haupt auf ſeine Schulter, und an ſeiner Bruſt ließ er ſie ausweinen; als ſie aber das Antlitz erhob und ihm in die kalten, bleichen Züge ſchaute, da faltete ſie die Hände vor ihm. „Arthur,“ ſagte ſie, „ich hab Dir viel geopfert; den letzten Blick meines Kindes, ſein letztes Lächeln, ſeinen letzten Seufzer. O, verlaß mich nicht!“ Sie ſtürzte zu ſeinen Füßen, zog ſeine kalten Hände an ihre brennenden Lippen und badete ſie in Thränen, und in der flehendſten Stellung hob ſie das Auge zu ihm empor, wie zum Gebet und rief: „O, verlaß mich nicht!“

Helene war ſeit einem Jahre von ihrem Gatten geſchieden; es war ihr leicht geworden, nur das äußere Band war zu löſen. Sie hatte viele zärtliche Briefe von Arthur erhalten; jetzt aber hatte er lange geſchwiegen. „Er iſt gewiß krank,“ ſagte ſie. „Die Nachtwachen bei Spiel und Freude haben ſeine Geſundheit untergraben, er bedarf der Pflegerin;“ und ſie reiſte nach Paris. Er wohnte nicht mehr im Hotel, wo ſie vorfuhr, — ſie

Digitized by Google

mußte eine Wohnung aufſuchen, von der er ihr nicht geſchrieben. Dieſe war ſehr ſchön, in Treſſen glänzte der Portier, unter Orangenbäumen und auf feinen Teppichen eilte ſie die Treppe hinauf; — ihr Herz ſchlug ſo heftig! ahnete es eine Freude oder einen Schmerz? Den Diener, dem ſie begegnete, fragte ſie: „wo iſt der Baron?“ „Bei ſeiner Gemahlin,“ war die Antwort, und Helene ſtürzte bewußtlos die Treppe hinab.

In einem kleinen Gemach ſchlug ſie die Augen auf, und Arthur ſtand vor ihr. Er ſah mild aus und die Stimme war weich. — „Was bringt Dich, Helene?“ fragte er. — „Ich dachte, Du ſeiſt krank,“ erwiederte ſie, — „und Du biſt vermählt!“ — „Liebe Thörin,“ ſagte er, „wirſt Du denn nie ſcheiden von Deiner deutſchen Schwärmerei, wirſt Du denn immer die kleinſtädtiſche Empfindſamkeit beibehalten! Was thut es Dir, daß ich vermählt bin? waren meine Briefe nicht liebend und zärtlich, wie immer!“

„O!“ rief Helene, „alſo auch die Briefe ſchriebſt Du, wie Deine Romane, ohne zu fühlen?“ — Arthur nahm das Wort: „Verſteh' mich recht, liebe Helene; ich fühlte wohl, denn ich liebe Dich mehr, als ich meine Gemahlin liebe. Du biſt auch ſchöner, geiſtreicher, und Deine Neigung erwärmte mich oft. Aber meine Frau iſt reich, ſie hat vornehme, mächtige Verwandte; ich bedarf der Protection, denn ich bin Diplomat und will Carriere machen. Und was thut es auch, daß ich vermählt bin? In der großen Welt ſchließt die Ehe nicht die Herzen in den Kauf, wie bei Euch in der kleinen Stadt; ich bleibe Dein Freund, Dein Geliebter, Helene; ich richte Dir ein Hotel ein, und ſehe Dich täglich; durch meine Frau bin ich reich genug für Dich und für uns, ſo daß Du leben kannſt für die Geſellſchaft — und für mich.“ —

Da trockneten Helenens Thränen, ſtreng richtete ſie ſich auf und ſtand vor ihm mit der ganzen Würde der Frau. „Arthur,“ ſagte ſie, „ich weiß, ich bin tief geſunken. Ich gab Dir Alles, meine Ehre, meine Stellung, meine Freunde, mein Gewiſſen; ich liebte nichts mehr als Dich, Du warſt der Gott, dem ich Alles opferte, Du der Götze, dem ich ſelbſt mein Kind in die glühenden Arme legte, unter Tanzmuſik, Geſellſchaftsgewühl. Dann hatte ich nichts mehr zu geben, ich war eine Bettlerin, und bettelte um Deine Liebe. O! ich bin tief geſunken, Arthur, aber doch nicht ſo tief, als Du glaubſt. Sieh, ich wußte, daß Dein Herz kalt war, eng und klein, aber mit dem kleinſten Theil deſſelben wollte ich zufrieden ſein. Ich wollte Tage lang zehren an einem Blick der Liebe von Dir, Monate lang mich freuen über ein gütiges Wort, Jahre lang leben von einem einzigen Kuß. Ich wollte Deine Magd ſein und Dir dienen, Deine Wärterin, wenn Du krank wäreſt, und wenn arm, wollte ich für Dich arbeiten. Ich wußte es wohl, daß unter allen Intereſſen ich Dir das geringſte Intereſſe ſein würde. Ich wollte ja demüthig Dein Herz mit der ganzen Welt theilen, nur nicht mit Deiner rechtmäßigen Gemahlin. Ich habe ſchon eine Ehe gebrochen, und das verſchmerze ich nicht, ich will keine mehr brechen! Ich zürne Dir nicht Arthur, ich fluche Dir nicht. Die Juden pflegten die Ehebrecherinnen zu ſteinigen. Wie mild iſt dieſe Strafe! Ich habe Jahre lang geblutet unter den Nadelſtichen der Außenwelt und den eignen Dolchſtichen; der Stein, Arthur, aber, den Du mir zugeſchleudert, er hat mich zerſchmettert — lebe wohl! — glücklich, wenn Du kannſt!“

Arthur hatte die Arme geöffnet, um ſie aufzuhalten, aber ſie ſtieß ihn von ſich. Pfeilſchnell flog ſie die Treppen hinab, warf ſich in den Wagen und verließ Paris. — Lange war ſie gefahren, da hörte ſie leiſes Schluchzen und erſchrak, ſie dachte, ſie wäre nicht allein. Sie war es aber ſelbſt, deren Schmerzenslaute das eigne Ohr berührten, ſie hatte nicht gewußt, daß ſie weinte. „Und ich liebe ihn doch!“ ſagte ſie leiſe.

Schon ſeit Jahren lebte Helene ſtill und unbemerkt in einer kleinen Stadt. Ruhig ſpannen ſich die Tage ab, und das tägliche Einerlei ermüdete ſie nicht. Schien ihr Leben doch dem Pflanzenleben zu gleichen, ſo vegetirte ſie dahin; ſie öffnete die Vorhänge, wenn die Sonne ſchien, ſie räumte auf in ihrer Stube, ſie beſorgte ihren kleinen Haushalt, und die Nachbarn alle meinten, ſie ſei froh. — Die Menſchen glauben ja nur an den Schmerz, wenn ſie den Schmerzensſchrei hören — und Helene war ſtumm. — Scheint doch die Natur der Frauen des Schmerzes zu bedürfen. Sowohl nach Körperleiden, als nach Seelenangſt ſieht man ſie meiſtens ſchöner erblühen, ja ſelbſt die blutende Herzenswunde ahnet man nicht bei ihrem äußeren Erſcheinen. Nie ſtirbt eine Frau am Weh, und Helene ſtarb auch nicht. — Im Anfang pflegte ſie oft am Fenſter zu ſtehen und die Straße entlang zu ſchauen, ob denn nicht etwas käme, das die Monotonie ihres Lebens unterbräche: es kam aber nichts. Dann ſah ſie nach dem Hauſe gegenüber, da wohnte Ebenau und mit ihm Bertha, die ſeine Gattin war. Kinder umſpielten ſie. — Ein glücklicher Familienkreis iſt heilig, wie eine Kirche, denn dieſes Glück iſt nicht allein Zufall, ſondern auch Verdienſt. Der Anblick war ihr oft eine Freude, aber auch oft ein Schmerz. Ebenau war gut für ſie, mild

Digitized by Google

und theilnehmend, wie für alle Menſchen. Er lebte aber ganz für Bertha und ſeinen Beruf, er blieb todt für Helenen. Nur das Andenken der erſten Liebe lebte noch in ihr. Der Unglückliche kann ja nichts vergeſſen! Thätig waltete Bertha als tüchtige Hausfrau und Mutter, und Helene liebte auch die Kinder der Schweſter; ſie unterrichtete ſie. Sie überhäufte ſich mit Geſchäften für Fremde und Bekannte. Sie that wohl und ward verehrt als eine Mutter der Armen. Beſchäftigungen füllen wohl den Tag aus, aber nicht die Nacht, nicht die Seele! Helenens Seele aber füllte der Schmerz. — Doch ſie kämpfte dagegen.

Tagebuch.

„Die Frauen verlangen von den Männern für ihre Liebe ewige Dankbarkeit! Für was denn? ſollte es nicht ſeliger ſein zu geben als zu nehmen? Iſt nicht der, welcher am meiſten liebt, der beglückteſte? Wohl ſoll man auf Gegenliebe rechnen, hoffen, an Gegenliebe glauben, ſie anſehen als ein Geſchenk, als eine Glücksgabe von Menſchen und von Gott, ſie aber nicht verlangen als einen Tribut."

„Was klage ich denn? Iſt Einſamkeit nicht das Loos der meiſten Frauen? Die Unvermählte iſt allein; die Mutter iſt es, wenn ihre Kinder von ihr gezogen; die Gattin, wenn der Gatte ſtarb. Man ſollte für die Einſamkeit erzogen werden, damit man ſie ertragen könne."

„Es war eine Zeit, wo ich nach der Stimme Gottes in mir forſchen wollte, weil die Stimme der Menſchen mir nicht nach Wunſche ſprach. Der junge Wilde, der den alten Vater erſchlagen ſoll, weil es ſo hergebracht iſt unter ſeinem Volke; wenn er zurückſchaudert vor dem greiſen Haupte, wenn er die Stimme Gottes in ſich hört, die ihm zuflüſtert: „Du kannſt dem Alten noch Freuden geben; das erquickende Mahl, die warme Sonne und die ſpielenden Enkel, gieb ihm nicht den Tod!" Wenn er dieſer heiligen Stimme folgt, ſo iſt er entehrt."

„Die indianiſche Wittwe, die dem Gatten (vielleicht dem ungeliebten) ſich nachſtürzen ſoll in die Flammen, ſie blickt zurück auf die weinenden Kinder, die ſie erziehen ſollte. Die Stimme Gottes ſpricht in ihr für die Kleinen, die nun vater- und mutterlos ſein ſollen; und folgt ſie dieſer Stimme, ſo wird ſie verachtet."

„Der Soldat, der in den Reihen ſteht, gegen ſeine Ueberzeugung fechten muß, und den Tod erwarten; er denkt der weinenden Mutter, der verzweifelnden Braut. Die heiligſten Gefühle, die ihm Gott in die Bruſt gelegt, mahnen ihn, das Schlachtfeld zu verlaſſen, ſein Leben zu erhalten; und ſein Leben iſt geſchändet!

„Iſt die Liebe nicht auch eine Stimme Gottes? führt ſie den Menſchen nicht auch zum Guten, zum Edlen, zum Glück! Ich that ja Niemandem Weh, außer mir. Ich that allen Menſchen wohl, warum verfolgten ſie mich denn mit ihrem Tadel? warum haßten ſie mich, warum richteten ſie mich?"

„Ich muß doch nicht recht gethan haben. Wohl ſpricht die Stimme Gottes in unſerm Herzen, wiſſen wir denn aber ſo genau, wo ſie aufhört zu ſprechen, und wo die Stimme unſerer Leidenſchaften anfängt? Wenn wir dem Himmel am nächſten zu ſtehen glauben, erhaben über Menſchenurtheil, Menſchengeſetze und Menſchenſtrafen? Dann gehören wir vielleicht gerade der Erde am meiſten an, ſtehen vielleicht mit einem Fuße ſchon in der Hölle."

„Dieſe Reflexion iſt das traurige Reſultat trauriger Erfahrungen."

„Man wird ſo ſchüchtern, wenn man alt wird. Ich möchte mich unſichtbar machen können, wenn ich unter Menſchen gehe. Sonſt trotzte ich dem Tadel, ſcheu verſchließe ich jetzt meine Gefühle, denn ich fürchte ſogar das Ridicül.

„Daß die Muſik mir ſo weh thut! Wie das Feuer die ſympathetiſche Tinte auf dem weißen Papiere ſichtbar macht, ſo ſtellt die Muſik mit ihrer belebenden Wärme meine ganze Vergangenheit mir wieder vor die Seele, und alle Erinnerungen, die ſich in mein Herz geſchrieben, werden mir wieder leſerlich durch die Töne, die mir ſonſt Freude gaben. Es gibt eben keine Freude mehr für mich." —

Täglich richtete Helene den Spaziergang nach dem nahen Gute ihres Bruders. Hier waren zahlreiche Gäſte, Jagdpartien und Luſtgelage. Aber Helene ſuchte nur das Grab am See. Da ſaß ſie einſt in tiefes Sinnen verloren; Schritte nahten ſich ihr und eine Stimme rief: „Wo iſt meine Braut?" Und vor ihr ſtand ein junger Mann, ſchön und groß. Er ſchien ihr bekannt. Die hohe Stirn, die den blonden Locken ſich entriß, das Lächeln, der Blick! Aus dem männlichen Antlitz buchſtabirte ſie ſich die Kinderzüge heraus. Es war Julius, der ſich ihr als ihr kleiner Bräntigam ankündigte. Man muß frohen Herzens ſein, um ſich freuen zu können. Helene freute ſich nicht. Doch lächelte ſie unter Thränen, die er für Freudenthränen hielt. „In zwanzig Jahren," ſagte ſie, „kann Manches an uns vorübergegangen ſein, und Manches durch uns hindurch."

„Und doch," ſagte Julius, „war ich meiner Braut treu wie Gold! Wahrhaftig, ich habe nicht wieder ſo

Digitized by Google

feurig geliebt, als damals als Kind." — Helene lächelte, ſie lenkte unvermerkt die Schritte hinweg von der Stelle, wo ſie nur weinen wollte, nicht ſcherzen. Julius erzählte, wie er eine Anſtellung erhalten hätte in der kleinen Stadt, wie er troſtlos darüber geweſen ſei, bis er des nahen D. gedacht, wo er als Kind immer ſo froh war, und Ebenau's, ſeines Lehrers, und der beſten Freundin Bertha und ſeiner Braut Helene.

„Sie dürfen mich aber nicht mehr Braut nennen," verſetzte dieſe. —

„Und warum nicht?" —

„Es möchte unſerm Verkehr ein Ridicül geben, und davor muß man ſich hüten. — Nennen Sie mich Tante! Mutter!"

„Mutter?" lachte Julius. „Sehen Sie doch in den Spiegel, liebe Helene, ob ſie wohl meine Mutter ſein könnten? Sie ſind ja noch ſo jung und blühend, Sie müſſen ein recht frohes Leben geführt haben! Wohl ein ſtilles, friedliches! Man ſagt, das ſeien die glücklichſten Menſchen, deren Glück man nicht nennen kann!"

Das kleine Städtchen bot wenig Vergnügen für Julius. Bertha und ihr Mann waren zu ſehr beſchäftigt, um ſich ſeiner anzunehmen, aber Helenen fand er immer zu Hauſe. Muſik und Lectüre vereinte ſie; auch ein Gärtchen am Hauſe ordneten ſie zuſammen. Helene war bald die Vertraute der vergangenen Jugendſtreiche und der Pläne für die Zukunft. Täglich kam er zu ihr, Stunden lang, halbe Tage lang. Helene fühlte, daß ſie ihm nöthig war, aber auch mit Schaudern, daß er ihr unentbehrlich wurde. Sie lebte jetzt für ihn, ſie las für ihn, die Stellen bezeichnend, die ihn erfreuen ſollten, und ihm dann vorleſend. Sie gab ihm ihr Urtheil über Leben, Politik, Bücher, Menſchen; oft ſtritten ſie ſich in der Verſchiedenheit ihrer Meinung, und verſöhnten ſich dann, ohne ſich überzeugt zu haben. Sie ſprach ihm über Alles, nur nicht über ſich ſelbſt.

Helene war nicht mehr jung, aber ſie war ſchön. Sie wußte auch ſich ſchöner zu machen durch ihre Kleidung. Den feinen Handſchuh, den pariſer Schuh verſchmähte ſie nicht, mit dem dicken Lockenbau verdeckte ſie die Schläfe, mit dem eng anliegenden Krauſeltuch den Hals, denn an Schläfen und Hals zeigen ſich bei den Frauen zuerſt die Spuren des Alters. Sie mied die grellen Farben als zu anſpruchsvoll, die dunkeln als zu anſpruchslos, auch das zarte Roſa mied ſie, es hätte ja das verblühte Roſa der Wangen verrathen. Sie war nie zu ſehr geputzt, nie zu wenig. Und das Alles nicht aus kalter Berechnung, es war die unſchuldige Coquetterie des Herzens, der Wunſch, zu gefallen dem Manne, der ihr theuer war, das Streben, ihn zu feſſeln, und darin leitete ſie der ſchöne Inſtinkt der Frauen, dieſes angeborene Wiſſen, das man Takt nennt. Sie wußte auch, wie leicht die Umgebung verſchmolzen wird mit der Perſönlichkeit. Der Teppich war zu den Füßen gebreitet, bequeme Seſſel nahmen den Beſuchenden auf, Blumen umdufteten ihn, Bilder erfreuten ſein Auge. Nichts ſtörte den Blick. Die lichten Vorhänge ſchützten vor blendender Helle, ohne zu dunkeln, es war nie zu warm und nie zu kalt, und vor Allem nie langweilig bei ihr.

(Der Beſchluß folgt.)

Notizen.

[Unverſchämter Nachdruck in anderer Manier.]

Herr M. G. Saphir, der privilegirte Spaßmacher und Lachlakai der Wiener, beklagt ſich ſo oft, daß ausländiſche Blätter ſeine Aufſätze nachdruckten; er aber druckt nicht nach, er gibt nur die Gedanken Anderer für ſeine eigenen aus. So ſtand im Junihefte unſerer Zeitung 1837 ein Eiſenbahnlied von Karl Beck, das ſpäter in deſſen „Nächte" überging — und Hr. Saphir fand für gut, die Gedanken und Bilder darin in eine jämmerliche Proſa zu überſetzen, und ſie, ohne die Quelle oder den Verfaſſer zu nennen, im Jännerhefte ſeines „Humoriſten" 1838 für ſeine eigenen auszugeben. Man vergleiche gefälligſt das Eiſenbahnlied und Saphir's Aufſatz in der 10ten Nummer des Humoriſten, wo es am Schluſſe heißt:

Gleich iſt's den Philiſtern allen,
Was zu Markt die Zeiten bringen.

Eiſen, du biſt zahm geworden,
Magſt nicht mehr dem Tode dienen,
Liebſt am Leben feſt zu hangen.

Dieſe Schienen — Hochzeitsbänder,
Trauungsringe — blank gegoſſen,

Hört ihr brauſen die Karoſſen?
Deutſche Länder ſitzen drinnen
u. ſ. w. u. ſ. w.

Dies Alles ſagt Hr. Saphir den Oeſterreichern am 17. Jänner 1838, wir aber wußten es ſchon im Juni 1837.

[Engliſche Frauen.]

Die literariſche Beſchäftigung der deutſchen Frauen reicht nur ſelten über den Roman und das lyriſche Gedicht. In England finden wir die Frauen ſehr häufig in Wiſſenſchaften, ſelbſt in abſtracte vertieft. Miß Philpot und Miß Anning treiben Geologie, Mrs. Sommerville Phyſik, Miß Martineau ſchrieb über politiſche Oekonomie, Mrs. Sedgwick iſt mit naturgeſchichtlichen Werken beſchäftigt, Mrs. Marcet ſchreibt philoſophiſche Bücher, Miß Eliſabeth Fry, eine Quäkerin, ſchrieb ein Buch über Erziehung verwahrloſter Sträflinge.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 35. — den 17. Februar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die vier Geburtstage.

(Beſchluß.)

Das Geſpräch zwiſchen zwei gebildeten liebenden Menſchen iſt wie ein ſchones muſikaliſches Inſtrument, das vollkommenſte, was es gibt. Man berührt eine Saite und in unerſchöpflichen Accorden ergießt ſich das Reich der Töne und der Gedanken, und vibrirt fort in unzähligen Variationen. Helene war ſehr liebenswürdig und Julius war geiſtreich. Das Geſpräch dieſer Beiden naſchte von allen großen und ſchonen Intereſſen der Welt und des Lebens, und auch von allen kleinen. Künſte und Wiſſenſchaften, Literatur und Geſchichte, Philoſophie und Stadtneuigkeiten, Scherz und Ernſt, Religion und das Menſchenherz, und vor allem die Liebe boten ihnen reichlichen Stoff zum Denken und Sprechen. Dann ſangen ſie zuſammen am Clavier, dann gingen ſie ſpazieren, dann laſen ſie wieder, um dann wieder zu ſprechen, und ſo entflohen die Stunden und riſſen die Tage mit ſich fort und die Monate und auch Jahre.

Julius kam auch gern, weil er Helenen liebte. Der Zauber des freundſchaftlichen Umganges mit einer Frau, mit einer gebildeten, liebenswürdigen, ſchönen Frau hatte ihn umſtrickt; auch ward ihm kein Vergleich geboten. Tauſend ſchöne Eigenſchaften feſſelten ihn, und die Gewohnheit des täglichen Lebens ſchmiedete die Bande noch feſter. Und Helene? Sie wies zwar oft die feurige Liebe des Jünglings von ſich. „Die ältere Frau ehrt den jüngern Mann durch ihre Freundſchaft, durch ihre Liebe gibt ſie ihm ein Ridicül und ſich ſelbſt auch!“ — So pflegte ſie wohl oft zu ſagen, aber ſie freute ſich doch der jugendlichen Neigung.

Iſt doch das Geliebtwerden die Sonne der Frau; ihr Herz wendet ſich dahin, wie der Kelch der Blume, und nur durch die Liebesſtrahlen zieht ſie Kraft und Freude. Helene liebte Julius wie ihren Sohn, ihren Freund, ihren Zögling. Das erſtorbene Herz lebte wieder auf, ſie hatte einen Gedanken wieder, wenn ſie erwachte, ein Intereſſe für den Tag, ein Gebet für den Abend. Die düſtern Farben der Vergangenheit waren verblichen, ſie hatte eine Gegenwart wieder.

Wohl kannte ſie den Abgrund, der ſie von Julius trennte, dieſer Abgrund war: zehn Jahre. Aber ſie ſah ja nicht in die Zukunft. Der Moment war ſchön, und dieſem lebte ſie. Schön war der Moment? O nein! Sie ſagte ſich zwar zuweilen: „ich bin glücklich,“ — ſie ſagte ſich aber auch: „es wird nicht ſo bleiben.“ — „Wenn es nur noch heute ſo bleibt und morgen,“ dachte ſie da, und was ihr zu Gebote ſtand, ihn zu erfreuen, damit erfreute ſie ihn. Aber ſie zitterte ſtets vor dem Verluſt. Julius kam zwar täglich, doch kam er einmal ſpäter wie gewöhnlich, da meinte ſie gleich, er käme gar nicht mehr. Solch Erwarten der Jugend iſt eine Ungeduld, das Erwarten aber der ältern Frau iſt eine Verzweiflung! Bertha wiegte mißbilligend das Haupt. „Noch immer iſt Dein Herz nicht in Ruhe? Haſt Du denn noch immer die unerſchöpfliche Liebe in Dir, noch immer das ungeſtillte Sehnen?“

Aber Helene ſchloß ihr den Mund mit ſanft aufgelegtem Finger. „Du kannſt mich nicht beurtheilen, Schweſter," ſagte ſie freundlich. „Sieh, Du biſt glücklich, Dein Herz iſt ausgefüllt, denn das erſte Gefühl Deines Herzens war von Gott und Menſchen geſegnet. Aber ich Arme! bin ich nicht wie die ſchwache Ephenpflanze, die des ſtützenden Stammes entbehrt? Ich möchte hinauf mich ranken und befriedigt ſein, wie Du, aber ich muß am Boden bleiben, denn die einzige Stütze, die mir einen Halt geben könnte, eine glückliche Liebe, iſt mir nie geworden." —

„Ich meinte," verſetzte Bertha, „man könnte nur ein Mal Liebe empfinden."

„Schweſter," erwiederte Helene, „das verſtehſt Du nicht, denn Du haſt nur einmal geliebt. Du weißt nicht, wie verſchiedenartige Gefühle des Menſchen Bruſt erzeugen kann und beherbergen. Meine Neigung zu Ebenau war die Morgendämmerung meines Lebens; ein Halbdunkel der Gefühle, ich wußte nichts davon, ich ahnete nur, das Herz pochte und das Blut ſtieg mir in die Wangen. Aber Arthur liebte ich! Arthur! Du haſt keinen Begriff, wie ich ihn liebte, keinen Begriff von dieſem Gefühl! Er war Eis und Fiebergluth, Himmel und Hölle, und Du weißt nichts von der Hölle! Für meine Liebe hätte ich mit Arthur ſterben können, mit ihm zu Grunde gehen!"

„Ich könnte jetzt aber für Julius ſterben; um Julius ein Glück zu bereiten, könnte ich das Meinige opfern. Meine Neigung zu ihm iſt frei von jeglichem Egoismus! Ich will ihn nicht ketten an mein gebrochenes Herz, nicht ſchmieden an mein getrübtes Leben. Ich will nicht meine Freude aufbauen auf den Trümmern der ſeinen. Julius' Liebe enthält keine Zukunft für mich, nur eine reizende Gegenwart, deshalb, liebe Bertha, laß mich nur noch die kurze Zeit froh ſein, es iſt ja bald vorbei, bald kommt die dunkele ewige Nacht!"

Und ſie brach an, dieſe Nacht, mit Helenens fünfunddreißigſtem Geburtstage. Da trat Julius herein am frühen Morgen, der Erſte der Glückwünſchenden. Er brachte Blumen, die er für Helenen gezogen, einen Vogel, den er für ſie gezähmt, Zeichnungen, die er für ſie entworfen. Alles das bot er ihr dar, ſich freuend, wie wenn man ihm beſchert hätte. Er bot ihr aber auch ſeine Liebe, ſeine Hand, und auf einer Roſe glänzte der Verlobungsring. Er hatte ein Schreiben erhalten von der höchſten Behörde, er war verſetzt. „Helene, ziehe mit mir," bat er. Da ward Helene ſehr bleich und wankte, ſie ſank ihm in die Arme, ſie duldete ſeine glühenden Küſſe, aber ſie erwiederte ſie nicht. „Julius," ſagte ſie, „laſſen Sie mich allein, morgen erhalten Sie Antwort."

Helene ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Niemand wurde zugelaſſen, außer Bertha. Sie ſprachen viel zuſammen, dann blieb Helene allein; ſie weinte und dachte und ſchrieb und weinte wieder, und als es dunkel wurde, ſchreckte ſie auf durch das Vorfahren eines Wagens. Noch einen Abſchiedsblick warf ſie auf die lieben Räume, die Zeugen ſo glücklicher Stunden, dann beſtieg ſie den Wagen und fuhr hinaus in die dunkle Nacht und in das dunkle Leben.

Helene an Julius.

„Julius, das Wort, das ich Dir zu ſagen habe, muß ich niederſchreiben, denn ich habe nicht Kraft, es auszuſprechen; es iſt ein Nein. — Ich bin fortgereiſt, hinaus in die fremde Welt. In Deiner Nähe würde es mir nicht möglich ſein, den Entſchluß durchzuführen, der meiner Seele entſtiegen. Du würdeſt bitten, zürnen, trauern, dem widerſtehe ich nicht; und es gilt doch Dein Glück! — Julius, ich liebe Dich! Weißt Du aber auch, was es heißt, die Liebe der ältern Frau, die nicht viel mehr liebt auf der Welt, wenig Menſchen, das Leben gar nicht und ſich ſelbſt am wenigſten. Den ganzen Schatz meiner Liebe wende ich Dir zu, und jetzt entſage ich Dir. Julius, ich bereite Dir Schmerzen und bin Dir doch Dank ſchuldig. Ich war ein gebrochenes Weſen, als ich Dir begegnete, vom Leben blieb mir nichts als des Lebens Ueberdruß. Du haſt mich wieder aufgebaut mit Deiner Liebe. Ich blutete, aus tauſend Wunden, Du ſchloſſeſt ſie; jetzt reiße ich ſie aber alle wieder auf, ſie bluten wieder, die alten Wunden, und eine neue blutet auch! Julius, ich leide, aber ich leide für Dich. Tauſend Stimmen ſprechen in mir für Deinen Wunſch, tauſend Stimmen rufen mir zu: Du kannſt glücklich ſein, einen Augenblick, vielleicht Monate, Jahre! Und nur eine Stimme ruft mit heiſerem Rabengekrächze: zurück! Es iſt die Stimme meines Gewiſſens! Zurück mit meinem Grabeshauche von dem hellen Spiegel Deiner Zukunft. Zurück von Dir! Der Abend kann ſich dem Morgen nicht vermählen, es liegt die Nacht dazwiſchen. Julius, ich ſprach Dir nie von meinem frühern Leben, Du fragteſt mich nicht darnach, und ich konnte nicht die Geiſter der Erinnerungen heraufbeſchwören, es ſind Rachegöttinnen! Wohl liebe ich Dich, warm und jugendlich, doch mein Herz iſt alt, es hat ſchon oft geliebt; neben den Erſtlingsgaben Deiner Liebe dürfen meine Erfahrungen nicht ſtehen! Mein Herz iſt nicht nur alt, es

Digitized by Google

iſt auch befleckt, ſo auch mein Ruf! Nein, Julius, Deine Gattin muß rein ſtehen vor der Welt, und vor Dir und vor ſich ſelbſt. Darum lebe wohl! lebe wohl! — Dein Leben liegt vor Dir, wie ein Paradies, ſchön und blühend, das Meine iſt ein Kirchhof, und ich wandle zwiſchen Grabeshügeln, bis ich das eigene Grab finde. — Es iſt das erſte Mal, daß ich Nein ſagte, wenn Du bateſt; darum haſſe mich nicht! Mein Sohn, mein Freund, mein Geliebter, nimm hin den Segen, das einzige, was ich Dir zu geben vermag, und haſſe mich nicht!" —

Zu dem berühmten Arzte am Klinikum zu W. kam Helene. „Sie haben viele Kranke geheilt," ſagte ſie, „und ich bin auch krank, an der Seele; ich ſtehe allein in der Welt und möchte nützen; laſſen Sie mich Ihre Kranken pflegen!" — Da ſchüttelte der Arzt lächelnd das Haupt. „Sie ſind ſchön und vornehm und verwöhnt! Geben Sie nicht der augenblicklichen Schwärmerei Gehör. Schwer iſt die Pflege unſerer Kranken, nicht romantiſch. Da hat man nicht nur das Kopfkiſſen zu rücken zum bequemen Lager, nicht nur die Arzenei zu reichen zu beſtimmten Stunden; nicht nur Zuckerwaſſer zu rühren zur Kühlung! Da muß man Stöhnen hören und das Wimmern des menſchlichen Schmerzes. Blut muß man fließen ſehen und nicht in Ohnmacht fallen, Ekel ertragen können und Beſchwerden, den Schlaf der Nacht opfern und nicht müde ſcheinen, Geduld haben mit Launen, Nachſicht mit Schwächen, und auf Dank muß man verzichten!" — „Das will ich," ſagte Helene.

Jahre lang waltete ſie hier im Hauſe, den Schlüſſelbund an der Seite. Sie ſorgte für reine Wäſche und friſche Luft, und für die Erquickung der Kranken. Sie ſprach Troſt zu den Leidenden, und die Sterbenden wies ſie auf Gott, die Todten aber beneidete ſie. — Bertha beſuchte ſie einſt. „Wie biſt Du gut geworden, Schweſter," ſagte ſie, „ſanft und gut. Sieh, der Schmerz iſt ein guter Erzieher; mich erzog das phyſiſche Leiden in der Kindheit, Dich die durchſchmerzte Jugend. Nicht wahr, Du biſt jetzt zufrieden?" — Helene ſchwieg; ſie hätte ſo gern gelächelt, ſie konnte aber nicht.

Helene war allgemein geliebt von den Kranken, von den Armen, von den Kindern. Sie war auch theilnehmend für Alle, am meiſten für die, welche unglücklich waren in der Liebe. Mochten auch die Leute ſagen: das vergeht, das verſchmerzt ſich, das heilt die Zeit; Helene dachte nicht ſo.

„Es muß eine Krankheit meines Gehirns ſein," ſagte ſie einſt, „daß die unbedeutendſten Gegenſtände und Ereigniſſe ſo ganz fremdartige Gedanken in mir erregen. Wo Andere gleichgültig vorüber gehen, da fühle ich, und was Andere kaum bemerken, daran reiht meine Seele Bilder an, die ſie durchſchmerzen. Der Nachtvogel, der ins Licht flattert, ſcheint mir eine Frauenſeele zu ſein, die unaufhaltſam der Sünde zueilt und darin untergeht, das ängſtigt mich."

„In dem Strauße, den der Gärtner gedankenlos brach, halte ich jede Roſenknoſpe für ein geknicktes Kinderleben. Das iſt ſo traurig."

„Und mein Vogel im Bauer mahnt mich an das gefangene Herz in der Menſchenbruſt, es ſchlägt, hüpft, aber es ſehnt ſich nach Freiheit."

Nur drei Mal hatte man Helene weinen ſehen.

Ein Mal war es, als ſie die Zeitung las, es war ein Artikel über Wien. Die Cholera wüthete dort, und während ſie in andern Städten meiſtens die Armen dahinraffte, hatte ſie ſich hier die Reichen erkoren, die nach Gaſtmälern und Schwelgereien ihre Seelen aushauchten. Der Freiherr Arthur von W.... war auch als Opfer gefallen, und ſeinen Tod verkündete die Zeitung. Da weinte Helene.

Ein anderes Mal kam ein Brief; eine Verlobungskarte fiel heraus, ſie las: Julius ... Thränen verfinſterten da ihre Augen, ſie konnte nicht weiter leſen.

Nun weinte ſie noch ein Mal. Es war an einem Morgen, als ſie einen Brief ſchreiben wollte. Sie ſuchte im Calender nach dem Datum; es war der erſte Mai, ihr Geburtstag, den ſie lange nicht mehr gefeiert, den ſie vergeſſen hatte. Es war der fünfundvierzigſte Geburtstag.

Sie hielt das weiße Tuch vor die Augen und weinte noch einmal das Herz aus; es waren aber auch die letzten Thränen, die ſie vergoß, und der letzte Geburtstag, den ſie erlebte.

N o t i z e n.

[Der Freihafen, eine Vierteljahrsſchrift.]

Das erſte Heft dieſer in Altona bei Hammerich erſcheinenden Quartalſchrift bietet des Ausgezeichneten ſo mancherlei, daß wir unſere Leſer hierauf hinzuweiſen für Pflicht halten. **Varnhagen v. Enſe** eröffnet die Galerie intereſſanter Mittheilungen mit einem neuen Bruchſtücke aus ſeinen Denkwürdigkeiten, unter dem Titel: „Scheidewege, aus Tübingen, von den Jahren 1808 und 1809." **H. Koenig** bringt ebenfalls ein Memoirenſtück, es iſt vielleicht

Digitized by Google

das Ausgezeichnetſte aus der Feder dieſes geiſtvollen Autors, ein Stück Lebensgeſchichte, ſeine Kindheit und Jugend umfaſſend, wie er in Fulda, ein altkatholiſch Kind, in den Satzungen des gemächlichen Fürwahrhaltens auferzogen, in der Schwebe zwiſchen Kirchendienſt und Weltberuf erwachſen, langſam den Geiſt der Zeit und ſeine Mahnungen auf ſich walten fühlte, den „Roſenkranz eines Katholiken" (1829) ſchrieb und dann excommunicirt wurde. Das ganze Lebensbild hat die Ueberſchrift: „Excommunication." Koenig's Ausſprüche über die Heraufbildung eines pauliniſch-weltlichen Chriſtenthums neben der zurückſinkenden petriniſchen Kirche ſind wahrhaft großartig, ſeine Anſichten ſind im ehrenfeſten Glauben gewiegt, im Feuer der Erfahrungen gehärtet. — Wir leſen ſonſt noch im Freihafen: „Briefe über das Erbleben," vom Hofrath **Carus** in Dresden, die der Verf. bereits in ſeinem „Tagebuch über Paris und die Rheingegenden" dem Publicum verheißen hatte. Sehr merkwürdig ſind die „geiſtlichen Antiphonien" von **Karl Roſenkranz**; wir hören hier die Stimme des ringenden Gemüths mitten aus der Bruſt eines denkenden Menſchen. In den Literaturblättern finden wir einen trefflichen Aufſatz von dem geiſtvollen Dr. **Miſes** über deutſche Lyrik und Wilhelm Müller; auch „Lieder aus den Bergen" ſteuerte derſelbe bei. Roſenkranz gab werthvolle Studien über Diderot. Die Correſpondenzblätter aus Altona, mehrere aus Berlin, Hamburg, Jena, Königsberg, Leipzig und Paris geben in bunten Farben ein Panorama von Bildern der Gegenwart, und ſtempeln ſomit die Beſtimmung des Freihafens als Vierteljahrsſchrift, welche uns den Gehalt der Zeit im Raiſonnement darzulegen hat. So viel ausgezeichnete Federn, wie hier ſich vereinigt, dürften gar ſehr geeignet ſein, die größte Aufmerkſamkeit des Publicums auf den Freihafen zu lenken.

[Varnhagen v. Enſe über Juſtinus Kerner.]

Im „Freihafen", der norddeutſchen Vierteljahrsſchrift, gibt Varnhagen v. Enſe ein neues Bruchſtück aus ſeinen Denkwürdigkeiten. Er ſchildert Juſtinus Kerner in Tübingen um das Jahr 1808: „In ſeiner Stube lebt er mit Hunden, Katzen, Hühnern, Gänſen, Eulen, Eichhörnchen, Kröten, Eidechſen, Mäuſen, und wer weiß was noch ſonſt für Gethier, ganz freundſchaftlich zuſammen, und hat nur ſeine Noth, Thür und Fenſter zu verwahren, daß ihm die Gäſte nicht entſchlüpfen; ob ſeine Bücher oder Kleider in Gefahr ſind, ob ihn ein Thier im Schlafe anſchnopert, oder unverſehens aufgeſchreckt nach ihm beißt, das kümmert ihn nicht. Seine Verſuche ſind ſchlau und ſinnreich, und er ſucht alle Quälereien zu vermeiden. Ueberhaupt ſteht er der Natur ſehr nah, und beſonders ihrer dunklen Seite. Seine Augen haben etwas Geiſterhaftes und Frommes; ſein Herz kann er willkürlich ſchneller ſchlagen machen, aber es nicht eben ſo wieder hemmen; die Erſcheinungen, welche neulich Ritter von Campetti beobachtet hat, die Pendelſchwingungen des Ringes am ſeidenen Faden, das Umdrehen des Schlüſſels mit dem Buche, und alles dergleichen zauberhaft Magnetiſches tritt bei ihm in auffallender Stärke hervor. Er ſelbſt hat etwas Somnambüles, das ihn auch in Scherz und Lachen begleitet. Er kann lange ſinnen und träumen, und dann plötzlich auffahren, wo dann der Schreck der Andern ihm gleich wieder zum Scherze dient. Wahnſinnige kann er nachmachen, daß man zuſammenſchaudert, und obwohl er dies poſſenhaft beginnt, ſo iſt ihm doch im Verlauf nicht poſſenhaft dabei zu Muthe. In der Poeſie iſt ihm das Wunbeebaee der Volksromane, der einfache Laut und die rohe Kraft der Volkslieder am verwandteſten, Dichtungen höherer Art läßt er gelten, aber er begehrt ihrer nicht; ſo ſpricht er auch mit Vorliebe die rohe Landesmundart, will ſie nicht ablegen, und verſtockt ſich wohl gar gegen die Schriftſprache. Der Sinn für gebildete Kunſt tritt zurück, in der Muſik hat er ſich die Maultrommel angeeignet, und weiß dem geringen und doch wunderlichen Inſtrumente die zarteſten und rührendſten Töne zu entlocken. Nun denkt euch noch die einfachſte, ganz vernachläſſigte Kleidung, völlige Gleichgültigkeit gegen die Dinge, mit denen man ſich berührt, vorgebeugte Haltung, ungleichen, nie geraden Gang, eine ſtete Neigung, ſich anzulehnen oder niederzulegen, wie er denn lieber auf einem Stuhle unbequem liegt als bequem ſitzt, und bei allem dieſen einen doch ſchlanken, wohlgewachſenen, ganz hübſchen Jungen — ſo habt ihr ein vollſtändiges Bild meines Kerner's."

[Ein Freundſchaftsbeſuch.]

Franzöſiſche Blätter erzählen folgenden freundſchaftlichen Beſuch, den man dem jungen Doctor Eugène L. in Paris neulich abſtattete. Der junge Arzt iſt ſchnell zu einem Patienten gerufen, und während ſeiner Abweſenheit meldet ſich ein elegant gekleideter Herr, dem es ſehr leid thut, ſeinen Freund, wie er ſagt, nicht zu finden. Schon will er ſich entfernen, da dreht er ſich noch einmal zu dem Bedienten: „Mein Gott, es wird ihn betrüben, die Nachricht nicht ſogleich nach ſeiner Rückkehr zu erfahren; ich muß in ſein Zimmer, es ihm aufſchreiben." Der Bediente folgt ihm zum Bureau ſeines Herrn. Kaum hatte der Fremde eine Zeile geſchrieben, als ein heftiges Läuten jenen abruft. Es war eine Botſchaft an den Arzt. Als der Diener zurückkehrt, übergibt ihm der Fremde das Billet an ſeinen Herrn, und trägt noch Grüße auf. Bald darauf erſcheint der junge Arzt und lieſt den Inhalt: „Mein Herr, ſuchen Sie nicht zu eifrig nach Ihrer Uhr, es wäre vergebens. Aber halten Sie Ihren Bedienten nicht für einen Spitzbuben, ſondern nur für einen Dummkopf, der Sie wäheend Ihrer Abweſenheit beſtehlen läßt. Jagen Sie den Tölpel fort! Dieſen guten Rath als Dank für die ſchöne Uhr. Ihr ergebenſter Capdeville, voleur."

So witzig ſind die Schurken in der Civiliſation!

[Dante.]

Von Dante's göttlicher Komödie, Originaltext und metriſch überſetzt von Auguſt Kopiſch, Berlin, Enslin'ſche Buchhandlung, iſt bereits die zweite Lieferung erſchienen, jede Lieferung ⅓ Thlr. Die Abhandlungen und die Charte des Dante'ſchen Weltſyſtems folgen ſpäter.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 2.)

Digitized by Google

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — **2.** — den 17. Februar 1838.

Alle hier angezeigten Bücher und Muſikalien ſind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichſte ausgeführt werden. Leopold Voß in Leipzig.

Anzeige.

Um armen Leidenden den Ankauf eines Werkes zu erleichtern, das in unzähligen Fällen Hülfe glücklich nachwies, und auch, um der Speculation dieser Nachdrucker ein Ziel zu ſtecken, haben wir von dem in unſerm Verlage bereits in drei Auflagen erſchienenen Buche:

Die Auszehrung heilbar,

aus dem Engliſchen übertragen vom H. S. Obermedicinalrathe und Leibarzte Dr. Hohnbaum, und mit Anmerkungen und Heilberichten deſſelben bereichert, eine **vierte Auflage** zu

halbem Preise,

nämlich zu 8 Groſchen ſächſ. = 36 Kr. rhein. = 32 Kr. Conv. Mze. = 10½ Silbergr. veranſtaltet. — Dieſelbe verläßt eben die Preſſe.

Dieſe vierte Auflage iſt nicht allein

a) viel wohlfeiler, als alle Ausgaben der Nachdrucker,

ſondern ſie hat auch vor dieſen und allen übrigen, ältern Editionen den entſchiedenen Vorzug dadurch, daß ſie

b) die zahlreichen neueſten (ſehr merkwürdigen) Erfahrungen des Herrn Verfaſſers (Dr. Ramadge, Oberarztes des Londoner Hoſpitals für Lungenſüchtige) enthält, welche, ſowie die Zuſätze und Bereicherungen unſers Herrn Bearbeiters,

allen andern und frühern Ausgaben gänzlich fehlen.

Die erläuternden Kupfertafeln ſind um zwei vermehrt worden und der Text iſt in der Bogenzahl faſt um die Hälfte ſtärker.

Um aber gewiß zu ſein, die rechte Ausgabe zu erhalten, verlange man:

Ramadge-Hohnbaum:

Die Auszehrung heilbar,

4te Originalauflage zu halbem Preiſe
(8 Groſchen ſächſ.)

„Ich habe gefunden, daß die Heilung einer Krankheit möglich iſt, die man bisher für unheilbar gehalten hat, und zwar beſteht das Mittel zur Heilung nicht aus irgend einem pharmaceutiſchen Arkanum, ſondern aus einem einfachen, mechaniſchen, faſt nichts koſtenden und allenthalben anwendbaren Proceß. Was uns bis jetzt dunkel war, iſt nun, wie ich hoffe, hell geworden, und ich habe die feſte Ueberzeugung, daß, als Wirkung dieſer kleinen Schrift, alle bisherigen, auf bloßen Vermuthungen beruhenden Auszehrungs-Curmethoden, die nur zu oft die Krankheit verſchlimmerten, ſtatt ſie zu heilen, gleich andern irrigen Behandlungsweiſen der Vorzeit, an die wir nur mit Bedauern und Erröthen zurück zu denken vermögen, nun der verdienten Vergeſſenheit übergeben werden." Vorrede.

Hildburghauſen, Amſterdam und New-York, 1838.

Bibliogr. Institut.

So eben ist erschienen:

Immanuel Kant's

sämmtliche Werke.

Herausgegeben
von
Karl Rosenkranz und *Friedr. Wilh. Schubert.*

Erster Theil. (Kleine logisch-metaphysische Schriften.)
Subscriptionspreis: 2 Rthlr. 18 Gr.

Dieser einzigen rechtmässigen Gesammtausgabe der Kant'schen Werke, deren äussere sorgfältige und würdige Ausstattung allgemeine Anerkennung finden wird, stehen zwei Männer vor, die recht eigentlich den Beruf dazu haben, den grossen Philosophen auf das correcteste dem Publikum zu überliefern und zu erklären. Der erste Band bringt Kant's kleine logisch-metaphysische Schriften; sie reichen vom Jahre 1755, wo er seine Doctordissertation schrieb, bis ins Jahr 1796, wo die „Verkündigung des nahen Abschlusses eines Tractats zum ewigen Frieden in der Philosophie" erschien. Wir finden hier Kant's erste grosse Versuche, die Welt der Verwirrung, die er in der Philosophie vorfand, zu organisiren, seine berliner Preisschriften, seine Programme zur Einrichtung seiner Vorlesungen in Königsberg, seine grosse Abhandlung zum Beweis eines Daseyns Gottes, seinen Aufsatz „über Philosophie überhaupt", seine polemischen Debatten gegen Zeitgenossen u. a. Herr Prof. *Rosenkranz* spricht sich geistvoll über die Bedeutsamkeit dieser kleinen Schriften Kant's in der Vorrede aus.

Der folgende Band (Rechtslehre. Tugendlehre und Pädagogik; herausgegeben von Herrn Prof. *Schubert*) erscheint nächstens. Die Gesammtausgabe wird vor Ablauf zweier Jahre vollständig in den Händen der bereits zahlreichen Subscribenten seyn.

Leipzig, den 31. Jan. 1838.

Leopold Voss.

Digitized by Google

PRACHT-

HAND - BIBEL

ZU GEBET UND ANDACHT.

In der neuen deutschen Uebersetzung des

Dr. Leander van Ess.

Rechtmässige Original-Ausgabe.

Complett in 48 wöchentlichen Lieferungen, mit 48 prachtvollen Stahlstichen und einer Karte von Palästina.

Vortrefflicher Druck auf das feinste Velin. Format: Gross Octav.

Subscriptions-Vortheile.

Unterzeichner für **zehn** Exemplare **dieser** Ausgabe erhalten von jeder Buchhandlung ein **elftes gratis**.

Grössere Bestellungen auf mindestens **zwanzig** Exemplare, von Subscribentensammlern, Buchbindern u. dgl., haben von jeder soliden Buchhandlung **ausser** den Freiexemplaren **noch einen billigen Rabatt** zu geniessen.

Der **Preis** bei so kostbarer Ausstattung ist **nur** 2½ Gr. sächs. = 3⅛ Silbergroschen = 12 Kr. rhn. = 10 Kr. Conv. Mze. für jede mit Stahlstichen geschmückte Lieferung. **Diese Preise** sind die **ersten** Subscriptionspreise. — Später wird ein um **25** Procent erhöhter zweiter Subscriptionspreis eintreten, worüber wir uns besondere Anzeige vorbehalten.

Die **ersten fünftausend Subscribenten** werden als Gründer und Beförderer dieses Unternehmens betrachtet und erhalten, zum Andenken, **gratis**, mit der **letzten** Bibellieferung das berühmte Kunstblatt:

CHRISTUS beim Abendmahle,

nach Leonardo da Vinci in Stahl gestochen

von

Friedrich Wagner

— Gross Folio —

ganz kostenfrei eingehändigt.

Die ersten Lieferungen sind bereits fertig und sogleich zu beziehen.

Hildburghausen, Januar 1838.

Das Bibliographische Institut.

Bei Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen:

Sieben Lebensbilder und Novellen von Bulgarin, Nareſchni, Merimée, Gozlan und Chapuys. Deutſch herausgegeben von Karl Andree. Sauber broſch. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Blätter für häusliche Andacht und Erbauung für alle Stände, herausgegeben von M. Friedr. Wilh. Reinhard, Paſtor in Kleinzſchocher, und Wilh. Naumann, Paſtor zu Knauthain. 2tes Heft. Preis 8 Gr.

Leipzig, den 18. Januar 1838.

Ludwig Schumann.

Botanik,

Für Freunde und Kenner derſelben!!

Vollſtändig in drei Bänden, als claſſiſch von allen Botanikern anerkannt, ſowohl für den Botaniker von Fach, als auch für den Freund der Botanik unentbehrlich, kann die dritte Auflage von

J. C. Moessler's

Handbuch der Gewächskunde.

Dritte Auflage

herausgegeben, vermehrt und verbessert

von

Dr. *J. C. L. Reichenbach.*

gr. 8. 3 Bände. Altona, Hammerich. 6¾ Rthlr.

nicht dringend genug empfohlen werden.

Dieſes ſicheres, zuverläſſige Handbuch hat bereits beim Studium der Gewächskunde ſich als höchſt praktiſch bewährt, was wohl nichts beſſer beweiſt, als die allgemeine Verbreitung deſſelben, wodurch es auch möglich wird, einen ſo billigen Preis zu ſtellen.

Sämmtliche ſolide Buchhandlungen Deutſchlands, Oeſterreichs, der Schweiz ꝛc. haben dieſes gediegene Werk ſtets vorräthig.

In unſerm Verlage iſt erſchienen:

Die Gefahren der Autorſchaft, ein Buch für junge Schriftſteller, von einem alten Autor. Nach der vierten Auflage des engliſchen Originals. 8 gGr.

Des jungen Verlegers Freund, eine Fortſetzung der Gefahren der Autorſchaft. 8 gGr.

Beide Schriftchen werden nur zuſammen abgegeben.

Leipzig, im Jan. 1838.

Jul. Wunder.

In allen Buchhandlungen Deutſchlands iſt zu haben:

Theſpis.

Originalſpiele für die deutſche Bühne

von

Friedr. Clemens Gerke.

1r Band.

8. Altona, Hammerich. geh. 1¼ Rthlr.

Inhalt: Die Auswanderer am Ohio, Luſtſpiele in 5 Aufzügen.
Das Zöpfchen, Luſtſpiel in 2 Aufzügen.
Das Automat, dramatiſche Skizze.

Dieſer 1ſte Band, dem nächſtens ein 2ter folgen wird, enthält das Luſtſpiel: Die Auswanderer, welches bereits auf dem Stadt-Theater zu Hamburg gegeben und von mehreren der angeſehenſten Bühnen zur Aufführung angenommen worden iſt.

Bei Ch. E. Kollmann in Leipzig erſchien ſo eben:

Maiknospen.

Von

Constantin Tischendorf.

Brochirt (in Golddruck-Umſchlag) 1 Rthlr.

Die elegante Ausſtattung dieſer Dichtungen iſt Beweis für die Erwartungen, mit denen der Verleger den jungen Dichter ins Publikum einführt. Das Ganze iſt in 6 Sträußchen getheilt und füllt nahe an 200 Seiten.

Digitized by Google

Polytechniſches Centralblatt,

4. Jahrg. f. 1838. No. 1—6 mit 40 Abbildungen.

Edward Sang über Hobelmaschinen und Drehbänke. — Ueber die London-Birmingham-Eisenbahn. — Gross, Gebläse mit heisser Luft. — Ky, über Walzwerke als Ersatz der Röschpochwerke. — Anemometer von Whewell und Osler. — Frankreichs Production an Steinen, Thon u. s. w. und Brennmaterialbedarf im J. 1836. — S. Raub's Sicherheitsapparat für Dampfkessel. — Uri Emmon's eingeleisige Eisenbahn. — Sachsens Industrie. — Die Kaiser Ferdinands Nordbahn. — Galloway über amerikanische Dampfboote. — H. Booth's Construction der Eisenbahn-Tunnel. — W. Hancock's verbesserte Art, Bücher einzubinden. — Th. Binn's Verbesserungen an Dampfmaschinen und Eisenbahnen. — Marsh's Percussionszündröhren für Kanonen. — Bericht von Fairbairn über den Einfluss kalter und heisser Luft auf die Eigenschaften des Roheisens. — Schnüffelen's Heizapparat. — Die Kalköfen zu Closeburn, von Monteath. — Versuche mit verschiedenen Beleuchtungsmitteln, von Vohl. — Zur Verfertigung von Papiermaché-Gegenständen. — Jegel's Caoutchouc-Fabricate. — Wheatstone's elektrischer Telegraph. — Nachtheilige Wirkungen des Braunsteinstaubes. — Mischungen zu grünem und rothen Feuer von Anthon. — Unschädlichkeit des Meilerdampfs. — Cellier's pat. Tuchrauhmaschine. — Cazali's und Cordier's Appreturmethode. — Gérronté's Fabrication von Druckcylindern zu Walzendruckmaschinen. — Die Magdeburg-Kothen Halle-Leipziger Eisenbahngesellschaft. — J. Perkin's Verbesserungen an Dampfmaschinen. — Harrison's verb. Dampfwagen. — Hainguerlot über den Zusammenhang zwischen Zugkraft und Geschwindigkeit auf Canälen. — Eisenbahn von Strassburg nach Basel und Eisenbahnen des Elsass. — Thiorry's Bericht über die allgemeine Feuerspritzenprobe zu Mühlhausen. — G. Schwartz über grünen Indig. — V. Kirn über die Raumverhältnisse der gebräuchlichsten, auf Holzfeuerung eingerichteten Glasöfen und Glashäfen. — Gebrannte Thonscherben als Klärmittel für trüben Wein und Essig. — Ueber Brennmaterialien von Berthier, Junker, Regnault und Sauvages. — Jaminet Cornet's Filtrirapparate für Wasser. — Winter's Waschmaschine. — Johnson über das Ausbringen des Palladiums in Brasilien. — Verbesserungen in der Stahl- und Eisenfabrication, von Boyden. — Forstner's Verfahren Oele zu raffiniren. — Loitenberger's Modelldruckmaschine. — Ueber Eisenverbesserungsmittel von Engelhardt. — Leinfelder's Verbesserungen an Schuhen und Stiefeln. — Erkennungsmittel kleberhaltigen Stärkmehls. — Darstellung von Copalfirniss, nach Böttger. — Heilmann's mechanischer Webstuhl mit mechanischem Tempel. — Risler und Dixon Spindelbank, genannt méchoir (Dochtmaschine). — Thilorier's Maschine zum Zusammenpressen von Gasen. — Bereitung des Vitrum Antimonii im Grossen nach A. Werner. — Ideen über Verbesserung der Zimmerheizung, von G. Osann. — Bleierne Röhren.

Diese verbreitetste gewerbliche Zeitschrift kostet jährlich nur 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, den 31. Jan. 1838.

Leopold Voss.

Neu erſchienen in Ernſt Klein's Comptoir in Leipzig:

Die Unpäßlichkeiten der Damen,

ihre bequemſte und leichteſte Heilung. Von D. C. Lenz. 8 B. gr. 12. geb. 16 Gr.

Komiſche Scenen

aus dem Leben eines Bonvivants. Aus dem Franzöſiſchen des Paul v. Kock. 2 Bde. 33 B. 12. br. 1 Thlr. 3 Gr.

Die Bonvivants.

Charakterbilder nach dem Leben von D. H. G. Rumſen. 2 Bde. 22 B. 12. br. 1 Thlr.

Neue Vierteljahrsſchrift.

Vereinigungspunkt
der ausgezeichnetſten Schriftſteller Deutſchlands.

So eben, Februar 1838, hat die Preſſe verlaſſen und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern aus den Kreiſen der Literatur, Geſellſchaft und Wiſſenſchaft.

Erſtes Heft.

8. Altona, Hammerich. 1838. Geh. 1½ Thlr.

Dieſe neue Vierteljahrsſchrift bildet einen Vereinigungspunkt der ausgezeichnetſten Schriftſteller Deutſchlands, und indem ſie ſchon durch den anſehnlichen Kreis der gewonnenen Mitarbeiter recht eigentlich aus der lebendigen Mitte der Gegenwart hervorgeht, wird ſie durch die Darſtellungen, die ſie liefert, dazu beitragen, dem Publikum in jeder Art und Form eine zeitgemäße Unterhaltung und eine Lectüre zu bieten, die zur Orientirung in den wichtigſten Erſcheinungen des modernen Lebens dienen ſoll.

Wir erlauben uns, allen Leſezirkeln dies neue Journal zur Beachtung zu empfehlen. Der Inhalt des erſchienenen erſten Heftes iſt folgender:

1) Scheidewege; von K. A. Varnhagen v. Enſe. 2) Excommunication. Blicke aus dem Leben in die Zeit; von H. Koenig. 3) Geiſtliche Antiphonien; von Karl Roſenkranz. 4) Fragmente zur Geſchichte des Erdlebens; von C. G. Carus. 5) Gedichte aus den Bergen; von Dr. Miſes. 6) Literaturblätter. (Von Dr. Miſes und Karl Roſenkranz. 7) Correſpondenzblätter. (Eine Reihe von Berichten aus Paris, Berlin, Hamburg, Leipzig, Göttingen u. a. m.)

Das zweite Heft des Freihafens erſcheint im Monat März.

So eben iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die bezauberte Roſe.

Romantiſches Gedicht
in drei Geſängen.
Von
Ernſt Schulze.

Sechſte Auflage.

Ausgabe ohne Kupfer. 8. Geh. 1 Thlr.
Ausgabe mit 7 Kupfern. 8. Geb. 2 Thlr.
Prachtausgabe auf Velinpapier mit 7 Kupfern. Gr. 8. Elegant geb. 2 Thlr. 12 Gr.

Digitized by Google

In meinem Verlage erſchien ferner von Ernſt Schulze:

Sämmtliche poetiſche Werke. Vier Bände. Neue Auflage. 8. 6 Thlr. Mit 16 Kupfern. 8 Thlr. Prachtausgabe 18 Thlr.

Cäcilie. Ein romantiſches Gedicht in 20 Geſängen. Zwei Bände. Neue Auflage. 8. 3 Thlr. Mit 8 Kupfern 4 Thlr. Prachtausgabe 9 Thlr.

Pſyche. Ein griechiſches Märchen. 8. 1 Thlr.

Vermiſchte Gedichte. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Januar 1838.

F. A. Brockhaus.

Intereſſante Neuigkeit.

So eben iſt bei Leopold Michelſen in Leipzig in Commiſſion erſchienen:

Ritual und Aufdeckung

der

Freimaurerei,

der

Geſellſchaften der Oranienmänner

und

ſeltſamen Geſellen;

mit vielen Bildern,

einem Schlüſſel

zu dem

Phi Beta Kappa,

ſo wie auch

einer Darſtellung

des,

an William Morgan,

wegen Enthüllung der Geheimniſſe der Maurerei, begangenen Menſchenraubes und Mordes.

Aus engliſchen Schriften gezogen

von

einem Freunde des Lichtes.

Preis: geheftet 1 Thlr. 8 Gr.

So eben erſchienen in Ernſt Klein's literariſchem Comptoir in Leipzig:

Die Kunſt der Frauen,

ſich die Liebe und Treue ihrer Gatten zu ſichern. Feſtgabe für junge Frauen und bräutliche Jungfrauen. Von D. Heinrich. Cartonn. 15 Gr.

Jean Paul.

Das Schönſte und Gediegenſte aus ſeinen verſchiedenen Schriften und Aufſätzen, nebſt deſſen Leben, Charakteriſtik und Bildniß. Ausgewählt, geſammelt und geordnet. Mit einem Vorbericht von Conz. 12s und letztes Bändchen. Herausgegeben von D. H. G. Rumſen.

Subſcriptionspreiſe für jedes Bändchen:	Präuumerationspreiſe für das Ganze v. 12 Bändchen:
I. In 8. 1) Velinp. 1 Thlr.	10 Thlr.
2) Schrbp. 18 Gr.	7 Thlr. 12 Gr.
II. In 16. 3) frz. P. 16 Gr.	6 Thlr. 16 Gr.
4) Druckp. 12 Gr.	5 Thlr.

Man kann nach und nach, je 2 oder 3 Bändchen zuſammen, entnehmen, zahlt aber dann das 12te voraus.

Das Magazin der Liebe

für Herren und Damen, oder nützlicher Unterricht für Alle, welche ſich der Liebe weihen, um in der Liebe glücklich und in der Ehe zufrieden leben zu können, und die Kunſt zu feſſeln und ſtets neue Reize zu entwickeln. Mit Anhang: Mittel zur Pflege einiger Körpertheile, ſchöne und verſtändige Kinder zu zeugen und das Geſchlecht der Kinder vor der Geburt zu beſtimmen. Frei aus dem Franz. 3te Auflage. broch. (In Comm.) 12 Gr.

Unterricht für junge Frauen,

um frohe Mütter geſunder Kinder zu werden und ſelbſt dabei geſund und ſchön zu bleiben. 2te Auflage. br. 9 Gr. (In Comm.)

Th. Mundt's Weltfahrten.

Eben iſt bei mir erſchienen und in allen Buchhandlungen Deutſchlands, Oeſterreichs, der Schweiz und Dänemarks zu haben:

Spaziergänge u. Weltfahrten.

Von

Theodor Mundt.

Erſter Band.

1. Briefe aus London.
2. Tagebuch aus Paris.

8. elegant geheftet 2 Thlr.

Dieſe lebendigen Skizzen, die unter einem begünſtigten Aufenthalte des Verfaſſers in London und Paris entſtanden, dürften als Ueberlieferungen zur Zeit- und Tagesgeſchichte ein dauerndes Intereſſe anſprechen, da ſie wahre Culturbilder der Gegenwart ſind, und in einer klaren und piquanten Anſchauung ein lebensgetreues Tableau der großen Welthauptſtädte liefern. Es wird dieſe Bilder Niemand aus der Hand legen, ohne ſich über die wichtigſten Angelegenheiten des Tages und die berühmteſten Perſönlichkeiten der Jetztwelt darin auf eine neue Weiſe orientirt zu haben, weshalb wir dies an Anregung und Unterhaltung ſo reiche Werk gebildeten Leſern aller Stände dringend empfehlen. — Der zweite Band, der eine Reihe humoriſtiſcher Briefe unter dem Titel: „Deutſchland in Frankreich; Briefe an einen deutſchen Kleinſtädter", enthält, befindet ſich unter der Preſſe und wird mit Nächſtem erſcheinen. —

Altona, im Januar 1838.

J. F. Hammerich.

Druck von Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 36. — den 19. Februar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Portiunculafeſt *).

Von E. Willkomm.

„Habt Ihr ſchon die braune Marianne geſehen?" Mit dieſer Frage trat einer unſerer Schulkameraden grüßend in die Claſſe. Am Tage vorher war eine Bereiter- und Seiltänzergeſellſchaft angekommen, die man uns als beſonders geſchickt bereits geprieſen hatte. Wir, damals noch unbefangen und keinesweges ſehr kritiſch geſtimmt, freuten uns ſchon im voraus auf die zu erwartenden grazlöſen Luftſprünge und vergaßen darüber ganz die Künſtler. Die uns überraſchende Frage ward demnach ziemlich uniſono mit Nein! beantwortet.

„Dann wißt Ihr nicht, was ſchön iſt," fuhr der enthuſiaſtiſche Berichterſtatter fort. „Geſtern Abend noch habe ich mich bei der Geſellſchaft eingeführt, im Ganzen ein ſehr gewöhnliches Geſindel, aber die braune Marianne, alle Wetter! das iſt ein Kind, wundervoll! Heut Nachmittags um vier Uhr gibt ſie die erſte Vorſtellung. Es wird nicht gar ſo pünctlich angehen — um vier Uhr ſind die Schulſtunden geſchloſſen — wie iſt's — wollen wir in pleno nach der Schießwieſe? Wenn wir uns als „Studenten" melden laſſen, haben wir's ohnehin wohlfeiler, und am Ende tanzt die kleine Hexe noch obendrein eine Extratour uns zu Ehren. Verſteht Ihr mich, uns Tertianern zu Ehren!"

Zu einer ſolennen Berathung war die Zeit zu kurz. Des Cantors bekanntes Huſten ließ ſich bereits hören, wir mußten unſere Gedanken ſammeln und einſtweilen Seiltänzer und braune Marianne zu vergeſſen ſuchen. Ehe indeß noch die Mittagsſtunde herankam, ward allgemein beſchloſſen, die „böhmiſche Göttin", wie wir das unbekannte Mädchen auf gut Glück hin nannten, zu bewundern. Die zu unſerm Vorhaben erforderliche Erlaubniß des Claſſenlehrers ward von uns gezwungenen Legitimiſten gebührend eingeholt und damit zugleich ein früherer Schluß der letzten Nachmittagsſchulſtunde erreicht. Ehe noch das läutende Glöckchen vom Thurme des alten Rathhauſes die vierte Stunde verkündigte, oder, um mit den Bewohnern Zittaus zu reden, bevor „die Ziege über den Markt lief", zogen wir alleſammt wohlgemuth zum finſtern böhmiſchen Thore hinaus.

Es war ein warmer, heller Juliustag. Der prachtvolle Halbkreis von Gebirgen, der die fruchtbare, reich angebaute Lauſitz nach Böhmen hin umſchließt, lag in mattblauen Duft gehüllt und gab der Landſchaft eine ſüdliche Färbung. An ſolchen Tagen verliert ſich der Charakter des Nordens faſt ganz in jener Gegend, ſelbſt die Menſchen, ſonſt eckig, ſchroff und, wenn es noth thut, grob — was, beiläufig geſagt, der echte Oberlauſitzer für bieder hält — werden ausgelaſſen heiter. Fehlt es ihnen dabei auch an dem ſprudelnden Humor des eingebornen Südländers, ſo wird dieſer Mangel doch hin-

*) Wir brachten von E. Willkomm früher: Die Trompeter-Marie und Paſcherleben, unter dem Geſammttitel: Gränzwanderungen. Dieſen intereſſanten Lebensbildern ſchließt ſich nun hier ein drittes an. D. R.

länglich wieder erſetzt durch eine edle Treuherzigkeit, die ſich gern mit Intelligenz verſchwiſtert, ohne deren Kälte das Herz berühren zu laſſen.

Auf der weiten, grünen Schießwieſe flatterten bunte Lappen, Fahnen genannt. Ein kreisrunder Platz, von Brettern umgränzt, bezeichnete den Ort, wo die Reitergeſellſchaft ihre Vorſtellungen geben wollte. Ein luftiges Zelt verbarg dieſe ſelbſt den neugierigen Späherblicken der Zuſchauer. Unſerer kleinen Geſellſchaft wurde ein beſonderer Platz eingeräumt, von dem aus wir ohne kritiſche, den Genuß ſtörende Anwandlungen den bald beginnenden Kunſtſtücken zuſahen. Obgleich die Künſtler nicht unter die Virtuoſen zu zählen waren, ſie gaben ſich Mühe und gefielen. Dennoch wurden wir ungeduldig. Unſerm Verführer ward ſchon von einigen hitzköpfigen Freunden der Lohn in vollwichtigen Rückenpüffen ausgezahlt, da noch immer ſeine laut geprieſene Marianne nicht erſcheinen wollte. Ein zwiſchen A-dur und C-moll hin und her lavierender Trompetenton unterbrach dies kleine Fauſtexercitium und der Bajazzo kündigte „die unvergleichlich kleine Mariann'" als Mazurin an. Augenblicklich trat Ruhe ein, der bearbeitete Knabe drohte ſeinen Peinigern, die luſtige Zeltthür flatterte auseinander, und auf einem blendend weißen Schimmel ſprengte die erwartete böhmiſche Göttin in die Rennbahn.

Es war eine zarte Geſtalt, von ſchlankem Wuchſe und ungemein ſchönen Formen. Ihre Kleidung konnte man koſtbar nennen, vielleicht aber erhob auch nur die höchſt elegante Toilette den ſcheinbaren Werth derſelben in unſern Augen. Obwohl das Mädchen kaum zwölf Jahre zählen mochte, überſtrömte ſie doch der volle Reiz jungfräulicher Reife. In die maleriſche Tracht der Mazuren gehüllt, ſchien ſie, mit verſchränkten Armen frei auf dem muthigen Roſſe ſtehend, mehr zu ſchweben als zu ruhen. Eine purpurrothe Konfederatka umſchloß, wie eine düſterer, blutige Wolke, die ſchönſte Stirn, die je ein reizendes, ovales Geſicht mit holdem Zauber ſchmückte. In rabenſchwarzen langen Flechten, nur loſe von blauen Bändern umſchlungen, fielen die ſchönen Haare über Nacken und Rücken herab. Das Mädchen glich in ihrer ſichern Haltung, mit der ſie unbeweglich auf dem raſend forteilenden Pferde ſtand, einer bronzenen Statue. Denn der Teint der jungen Künſtlerin war vom dunkelſten Braun, kaum die Wangen vom Pulsſchlag des Blutes leichter angehaucht. Ueber dem tiefſchwarzen Auge, das brennend aber ruhig auf den Gegenſtänden haftete, wölbten ſich zwei feine Halbbogen, die Augenbrauen, unter denen die Augenlider, lichter gefärbt als die übrige Haut, mit den langen Seidenwimpern wie Schmetterlingsflügel oft ſeltſam auf- und niederflogen. Unſer aller Augen vergaßen über dieſer wunderlieblichen Erſcheinung die außerordentlichſten Kunſtſtücke, die das braune Mädchen mit der anmuthigſten Grazie ausführte. Wir beklatſchten nicht die Kunſt, die Geſchicklichkeit, mit welcher ſie das wilde Pferd leitete und dabei die halsbrechendſten Stellungen, Sprünge u. ſ. f. entwickelte, ſondern nur das ſeltene Geſchöpf. Ein eigenthümliches Lächeln öffnete zuweilen ihren kleinen Mund. Wiederholt drückte ſie die flache Hand an die Stirn, oder neigte, in tiefes Sinnen verloren, den ſchönen Kopf. Ihre Seele ſchien nichts zu wiſſen von den zierlichen Verrenkungen, in denen ſich der Körper willenlos bewegte. Mit einem künſtlich entflammten Blicke ſchwang ſie ſich endlich vom Pferde, kreuzte nach muhammedaniſcher Sitte die Arme über dem jugendlichen Buſen, und ſich raſch gegen das Publicum verneigend, entzog das bergende Zelt die ſeltene Erſcheinung unſern trunkenen Blicken.

Die Darſtellung war zu Ende, die Anweſenden ſtolperten über die roh gezimmerten Bänke und zerſtreuten ſich lachend und ſcherzend auf der blühenden Wieſe.

„Das war die braune Marianne," ſprach unſer Führer, „und wenn Ihr mir jetzt nicht Dank wißt für meine Neugierde, die mich geſtern ſchon in die Reitbahn führte, ſo hol' Euch Alle der Henker!"

Natürlicherweiſe erſchöpften wir uns nun in Lobſprüchen, doch ſchien dies keine gebührende Anerkennung für Mariannens Schönheit zu ſein. Einige meinten, es ſei durchaus nöthig, noch etwas ganz Beſonderes anzugeben, und als man ſich nicht ſchnell vereinigen konnte, rief ich den Kameraden zu: das iſt leicht gethan. Wir treten hinter das Zelt und ſingen das Lied vom braunen Mädchen. Die Primaner ſchreiens den ganzen Abend, wenn ſie einen Comment haben; ich kann's, und das Ding paßt auf die Marianne juſt, als wär's für ſie ganz eigens gedichtet."

Der Vorſchlag fand Beifall und das ganze Chor zog nach dem Zelte. Bald hallte die Luft wieder von unſerm Geſange:

„Schwarzbraunes Mädchen,
Du haſt 'nen ſchönen Mund, ja, ja!"

Als wir das Liedchen abgeſungen hatten, öffnete ſich die Zeltwand, und die ſo geehrte Schönheit ſteckte ihr Köpfchen durch den Spalt und dankte in etwas fremdartigem Dialecte „den Herren ſächſiſchen Studenten."

Seelenvergnügt zogen wir nach den Kaiſerfeldern hinaus, einer nach den Gebirgen hin anſchwellenden Ebene.

Digitized by Google

Gegenſtände unſeres Geſpräches blieben abwechſelnd die braune Marianne und die griechiſchen Partikeln. Ich meines Theils fand aber durchaus mehr Geſchmack an der ſchönen Kunſtreiterin, als an den unſchönen Partikeln der ſchönſten Sprache der Welt. So that ich denn, was meines Amtes war, und begann kritiſche Unterſuchungen anzuſtellen über die wahrſcheinliche Abſtammung der braunen Marianne.

„Du biſt im Irrthume,“ ſagte ich zu unſerm Oberſten, „dieſe Marianne iſt keine Böhmin.“

„Da ſtimme ich Dir bei,“ ſprach ein Anderer, „die ſtammt aus Aſien.“

„Nämlich nicht,“ ergänzte ich. „Seht Euch doch nur den ganzen Schnitt des Geſichtes an, ihr Haar, ihren Blick, die dunkle Färbung ihrer Haut, und Ihr müßt's weghaben, daß ſie aus Aegypten ſtammt.“

„Aus Aegypten,“ ſchrien zehn oder zwölf. „Der geht doch gleich recht weit.“

„Was iſt da zu lachen?“ fuhr ich fort. „Genug, ſie ſtammt aus Aegypten. Und hier meine Gründe. Die Farbe Mariannens iſt ägyptiſch, ihre Sprache, weder deutſch noch böhmiſch, kann alſo ebenfalls ägyptiſch ſein, ihre Religion aber iſt ganz beſtimmt die muhammedaniſche, wie aus ihren Verbeugungen einleuchtend wird. Alles das läßt ſich ohne Schwierigkeit zuſammenreimen, wenn Ihr bedenkt, daß Napoleon in Aegypten war, und von dort herüber Mamelucken nach Frankreich führte. Kann nun dieſes ſchöne Kind nicht von ſo einem Mamelucken abſtammen? Woher käme ihr ſonſt dieſe Virtuoſität im Reiten? Gebt mir eine beſſere Erklärung, und die meinige ſoll verworfen ſein.“

Meine Begleiter lachten über die halb im Ernſt, halb im Scherz gegebene Rechtfertigung und ließen den fraglichen Urſprung der Kunſtreiterin, wie billig, dahin geſtellt ſein. Wir Alle bewunderten noch oft das holdſelige Geſchöpf und hatten ſogar den chevaleresken Einfall, ſie bei ihrem Fortgange eine Strecke Weges zu begleiten. Unvorhergeſehener Hinderniſſe halber konnten wir aber leider unſern Entſchluß nicht ausführen. Verſtimmt und mit einem Gefühle, deſſen Seltſamkeit wir uns gegenſeitig nicht genug beſchreiben konnten, ſahen wir das ſchöne Kind einer dunklen Abkunft dem nahen Böhmen zuziehen, und dachten der „braunen Marianne,“ ſo oft ſpäter wieder einmal eine durchziehende Seiltänzergeſellſchaft zur Zeit des Jahrmarktes Alt und Jung mit ihren gemiſchten Kunſtſtücken unterhielt.

Es waren zehn Jahre vergangen. Jene mährchenhafte Epiſode einer harmloſen Jugend hatte ich längſt vergeſſen. Freunde und Bekannte da und dorthin zerſtreut von der unerbittlichen Macht der Lebensſtrömung, waren mir aus dem Geſichte gekommen. Die Welt ſelbſt, durch einen gewaltſamen Stoß aus einer langjährigen düſtern Ruhe emporgeſchreckt, ſchwankte auf und ab zwiſchen Kampfesluſt und Friedenswünſchen. Das Jahr 1830 war über die Schwelle des Tempels geſchritten, in deſſen Hallen die eingetretenen Stunden zu Momenten in der Geſchichte ſich umgeſtalten. Mit dem Gewichte, das an der Gegenwart ſchwer und bedeutungsvoll hin und wieder ſchwankte, verlor das Alte ſeinen Werth, mochte es auch der Sache nach für jugendlich gelten können. Uns Alle, die wir noch vor zehn Jahren mit gläubigem Ohr an den gutmüthigen Erzählungen braver Lehrer hingen, hatte der Siegesruf von der Seine aus der Mährchenſtimmung herausgeſchreckt. Wir wußten nicht recht, wie uns geſchehen war. Ein kalter, phantaſtiſchſchöner Traum, raſ'te der ſo urplötzlich licht gewordene Tag unſerm Auge vorüber. Schwindel ergriff uns, ein Schwindel bacchantiſcher Freude, und nagte auch ein wilder Schmerz an unſern ſchönſten Gefühlen, die licht gewordene Zeit mit ihren Rieſenſprüngen übertäubte mit helleren Freudenglocken das heimliche Forttönen einer zerbrochenen Vergangenheit.

Der Zufall hatte mich wieder in die heimathliche Gegend geführt. Es war Sommer und die romantiſchen Kreiſe des benachbarten Böhmen und Schleſien lockten zu Ausflügen. Ungeſucht fand ſich ein für mich doppelt angenehmer Begleiter. Xaver war ein polniſcher Flüchtling, den der unrettbare Fall ſeines unglücklichen Vaterlandes von den blutgedrängten Leichenfeldern fortgetrieben hatte, um in der Ferne den dürren Zweig zu pflegen, den der wunderliche Menſch Hoffnung nennt, ſobald nur noch ein dürftiges Blättchen an ihm ſich zeigt. Jung, tapfer, mit Wunden bedeckt, ohne Freunde noch Eltern, beabſichtigte Xaver nach der Schweiz zu gehen, zuvor aber in dem engen Winkel der Lauſitz auf Unterſtützung zu warten, die ihm Theilnehmende verſprochen hatten. Dieſer Pole war mir eine merkwürdige Erſcheinung. Aufgeweckter, lebensluſtiger, ja übermüthiger ausgelaſſen mochte man ſich kaum irgend einen Menſchen denken. Den ganzen Tag ſang und ſpielte er auf der Guitarre polniſche Nationallieder, deren melancholiſche Weiſen ſeltſam mit der lachenden Heiterkeit des heldenherzigen Jünglings contraſtirten. Dann warf er wieder plötzlich das Inſtrument von ſich, eine tiefe, zürnende

Wehmuth trübte ſein Auge, ohne den lichten Abglanz einer hoffnungsvollen Verklärung in tiefſtem Grunde zu verdämmern, und leicht, beredt, feurig, mit gewandter Zunge entrollte er kecke Bilder ſeiner kriegeriſchen Erlebniſſe vor den aufmerkſamen Zuhörern mit der nämlichen Grazie, die ihm zuvor Ton und Sprache zum Geſange geliehen hatte. Xaver konnte in mancher Hinſicht ein treues Abbild ſeiner ganzen unglücklichen Nation geben. Er war ſorglos, tapfer, leichtſinnig, immer bereit, ſich zu opfern, aber ſtets unbeſtändig, wie ſein armes Volk. Als ich ihm Moſen's ſchönes Gedicht, „die letzten Zehn vom vierten Regimente" vorlas, fehlte wenig, und er wäre nach Dresden gelaufen, um den Dichter perſönlich umarmen zu können. Mit ſprachgewandter Zunge übertrug er es frei ins Polniſche und ſang es zur Guitarre ſo oft, daß ich ihn zuletzt bitten mußte, ſeinem Enthuſiasmus Einhalt zu thun.

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus Berlin.

[Immermann, Auguſt Böckh.]

—Von Immermann's Tragödie, den Opfern des Schweigens, wäre zu melden, da Ihre Blätter darüber ſich bisher ſelbſt Schweigen auferlegten, was den Correſpondenten wohl kein Opfer koſten mag. Ich verſpare eine Kritik des Stückes, wenn es im Druck erſchienen iſt; die beſte Aeußerung über daſſelbe las man im „Freihafen", der neuen norddeutſchen Vierteljahrsſchrift, die eine ausgezeichnete Feder verrieth. Auch dieſer Berichterſtatter ſtimmt darin überein, daß Immermann die hohen Erwartungen täuſchte. Nach ſo viel wirklich großartigen Vorarbeiten dieſes Dichters, — die meiſten ſeiner Dramen ſtecken noch in der Shakſpeare'ſchen Schule, ohne in das Shakſpeare'ſche Leben auf deutſchem Grund und Boden einzugehen, — nach ſo vielen Bemühungen Immermann's, Theater und Literatur einander zu nähern, nach ſo viel Auftakt ſeiner großen Kräfte nun doch ein Stück, das bei der zweiten und dritten Aufführung nicht mehr das Haus füllt, und bei der erſten die verſammelte Menge kalt ließ! Immermann bethätigte mit dieſem Stücke, was Mundt — ich glaube in dieſen Blättern — bei Gelegenheit ſeiner „Epigonen" ſagte, dieſer Dichter ſei ſelbſt der Epigone einer alten Zeit. Beklagenswerth iſt, daß das Dilemma zwiſchen der Bühne und der Production der literariſchen Gegenwart auf keine Weiſe ſich aufzuheben beginnt.

Das hieſige „Converſationsblatt", bisher unter H. Marggraff's Leitung, ſcheint eingegangen zu ſein; es iſt nichts davon im neuen Jahre erſchienen. Marggraff zieht ſich aus der Affaire der berliner Literaturwelt fort, und gedenkt in Leipzig ſeinen Wohnſitz aufzuſchlagen. Dr. Klein iſt nach Wismar abgereiſt, zur Redaction der „Baltiſchen Blätter."

Eine Bereicherung an Literatur — wenn es eine iſt — erhielt Berlin durch die Anweſenheit des Herrn Trarel, der ſich aus Paris hieher übergeſiedelt hat. Es iſt der als Victor Lenz bekannte Autor.

Um auf eigentliche Intereſſen des berliner Lebens zu kommen, ſo erlaube ich mir, Auguſt Böckh's akademiſche Einleitungsrede zu erwähnen. Sie betraf d'Alembert's und Friedrich des Großen Anſichten über das Verhältniß der Wiſſenſchaft zum Staate. Böckh iſt gegenwärtig wohl der bedeutendſte Profeſſor an der berliner Univerſität. Ausgerüſtet mit den tiefſten Sprachkenntniſſen und einer ſeltenen Durchſchauung des Alterthums in allen ſeinen Geſtaltungen, hat er ſein Auge fortwährend auf die Gegenwart gerichtet. Vielgewandt in den höchſten Kreiſen der bürgerlichen Geſellſchaft und ein feiner Diplomat, iſt er ein Mann der Jugend geblieben und hat die treuherzige Freundlichkeit ſeines biedern Weſens bewahrt, ein neuer Beweis für die alte Wahrheit, daß die Höhe der Wiſſenſchaft nur mit Bedeutſamkeit des Charakters Hand in Hand geht. Fern von todter Gelehrſamkeit oder blos ſprachlicher Einzelforſchung, hat ſeine Wiſſenſchaft das Ziel, daß alles Einzelne in ſein Allgemeines aufgenommen, der Stoff in Gedanken verwandelt, der Gedanke mit Begeiſterung ergriffen werde. In frühern Jahren hatte er ſich vielfach mit Platon beſchäftigt und iſt in deſſen Geiſt eingedrungen wie Wenige, ſo daß ſeinen Abhandlungen über den Timäos und über Philolaos nicht viele Monographien über die antike Philoſophie an die Seite geſetzt werden können. Dann erſchloß er durch ſeine Ausgabe Pindar's nicht nur das Verſtändniß dieſes Dichters und die Einſicht in die Kunſt ſeiner Hymnengebäude, ſondern ſtellte auch nach Wilhelm von Humboldt's Urtheil den engen Zuſammenhang zwiſchen der Volksthümlichkeit der verſchiedenen griechiſchen Stämme und ihrer Dichtung, Muſik, Tanz- und Geberdenkunſt und ſelbſt ihrer Architektur in ein volles und klares Licht; und wenn er in ſeinem koloſſalen Inſchriftenwerke dem Alterthumsforſcher eine Fülle wohlbearbeiteten Stoffes bot, ſo geſtaltete er auf der andern Seite die Maſſe zerſtreuter Forſchungen über den Staatshaushalt der Athener zu einem trefflichen Ganzen. Seine neulich gehaltene akademiſche Rede iſt ein neuer Ausdruck von ſeines Wiſſens und Denkens edler Gediegenheit, eine zierlich geſchnittene Gemme, von welcher uns das ganze herrliche Bild des theuren Mannes anſchaut. Es ſoll mich freuen, wenn eine Skizzirung derſelben und die Mittheilung einzelner Ausſprüche die Leſer veranlaßt, ſich näher mit ihr bekannt zu machen. (D. B. f.)

Notiz.

[Abendländiſche Tauſend und Eine Nacht.]

Unter dieſem Titel ſammelt J. P. Lyſer (Meißen bei Goedſche) die Mährchen und Sagen aller europäiſchen Völker. Das erſte Bändchen erſchien bereits in zwei Abtheilungen. Die Lithographien nach Originalzeichnungen des Herausgebers könnten fortbleiben oder beſſer ſein.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags ——— 37. ——— den 20. Februar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Portiunculafeſt.

(Fortſetzung.)

Xaver begleitete mich. Wir hatten unter den freundlichſten Begegnungen das Rieſengebirge durchwandert und waren von da in die minder koloſſalen aber reizenderen Berge Böhmens hinabgeſtiegen. Die von einem ewigen Duft der Romantik überhauchten Landſchaften um das welthiſtoriſch gewordene Giſchin, die nahe Stammburg des großen Waldſtein, die herrlichen Iſargegenden, in deren Nähe der Fanatismus der Utraquiſten unter Ziska und Prokop ſeine blutigſten Lorbeern pflückte, ſtanden friſch vor unſerm Geiſte. Das „böhmiſche Paradies" hatte ſeine Pforten geöffnet, ein ſo unentweihtes Paradies, daß bis auf den heutigen Tag faſt Niemand es noch zu betreten pflegt. Denn der vornehme Reiſende jagt in ſeinem großweltlichen Phlegma nur den Städten nach. Natur und Volk, die verſteckt wohnen in heiligen Wäldern und Schluchten, kümmern ihn wenig. Das ſind Dinge, womit ein großer Theil der modernen Civiliſation nichts mehr zu thun haben mag.

Iſt auch in neuerer Zeit der allgemeine Pulsſchlag der Cultur bis in dieſe abgelegenen Landſtriche gedrungen, ſo findet ſich doch immer noch ein anſehnliches Stück Urmenſchliches unter dieſem Volksſtamme, der in roher Kraft und rieſenhafter Körperlichkeit das Hinterwäldlervolk Deutſchlands repräſentiren kann. Unzugänglich, wie das Volk ſelbſt, iſt auch ſein Land. Außer der Haupt- oder Kaiſerſtraße bilden Flüſſe, Wälder, Berge und Thäler einen gordiſchen Knoten, deſſen Verſchlingungen kein Fremdling ohne Hülfe der Eingebornen leicht löſen möchte.

Einige Male ſchon in gefährliche Engen verlockt, bequemten wir uns, von dem gigantiſchen Zwillingsfelſen Trozka aus einen wegkundigen Führer zu nehmen. Unter ſeinem Schutze erſtiegen wir die tiefen ſchweigſamen Thäler der ſchwarzen Iſar, die hundertfach gekrümmt in die böhmiſche Ebene hinabſtürzt, um ſich ſpäter mit der gelben Elbe zu verbinden.

Unſer Führer war ein Mann mit freiem Blick. Solcher Menſchen gibt es in den böhmiſchen Wäldern viele. Es fehlt ihnen nur an Gelegenheit, den freien Sinn wirkſam um ſich greifen zu laſſen; denn auf dem kräftigen Volke laſtet mit dem Drucke auch die Gewalt einer ſubalternen Beamtenkaſte. Iſidor Jablonſk fühlte dieſe Bedrängniß und mochte ein ſolches Uebergewicht geiſtiger Friſche wohl ſeiner Stellung zu verdanken haben, die ihn mit Fremden oft in Berührung brachte. Er war ein Edelſteinſchleifer, ward als ſolcher oft genöthigt, die Gebirge zu überſchreiten, und gleichermaßen Schleſien ſowohl als Sachſen zu beſuchen. Zu letzterem hat der aufgeklärte Böhme eine große Vorliebe. Er betrachtet es als die äußerſte Klammer der Freiheit, die ihre ſcharfe Spitze in die granitne Kette eingedrückt hat, von der das reiche Böhmen umgürtet wird. Sobald daher Jablonſk vergewiſſert war, mit einem Sachſen zu verkehren, löſte ſich nach und nach ſeine Zunge. Von gleichgültigen Geſprächen lenkte er geſchickt auf bedeutendere über, und ver-

Digitized by Google

ſetzte uns ſolchergeſtalt — ein guter Beweis für ſein Führertalent — bald mitten in die Tagesgeſchichte.

„Das rumort jetzt wieder allerwärts," ſagte er, indem eben die Zinnen der Troczka hinter den ſchließenden Bergen verſanken. „Hat wieder tüchtig ſpektakelt, der Franzoſe, iſt aber halt auch nicht mehr das alte Feuer. Beudelt zu viel der Kerl und ſperrt's Maul auf, wie 'ne junge Schwalbe, wenn ſ' halt 'ne Mucke ſieht. Was meint der Herr, wird die neue Freiheit von Juchten ſein?"

Die Frage frappirte mich, Xaver mußte lachen und erwiederte ſtatt meiner: „Haltet Ihr's mit der juchtenen oder der ſchafledernen Freiheit? Das möcht' ich wiſſen, lieber Mann."

„Sie ſeind halt kein Sachs," verſetzte Jablonsk, „es ſoll aber nichts thun. Hier zu Lande, ich meine in dieſen Schlüften, ſind die Haſelſtöck alle grün. Die fürchten wie nicht, nur die weißen haben 'en Schneller. Und alſo, mein lieber Herr, muß ich Ihnen ſagen, daß mir 'ne granitne Freiheit die liebſte iſt. An ſo 'nem Stein, das glaubt mir, da ſchleift Ihr dem Teufel ein Ohr ab, eh' er's ſpürt, und das Ding wird nur glätter davon."

Wir erfuhren durch einiges Hin- und Herfragen, daß die neueſten Begebenheiten keineswegs ſo wirkungslos an dem Volke vorübergegangen waren, als man zu glauben geneigt iſt. Das bedeutendſte Hinderniß zu einem tieferen Verſtändniß des Geſchehenen war vielleicht nur die böhmiſche Sprache, die in jenen Gegenden das ausſchließliche Vehikel der Mittheilung und des Gedankenaustauſches iſt. Kaum findet ſich hier und da Einer, der mit Mühe das Deutſche radebrecht, und von eigentlichen böhmiſchen Zeitungen, die ſich bis in die abgelegenen Provinzen verbreiten, kann nicht die Rede ſein. Ohne Bildung iſt der Landmann deſſen ungeachtet nicht. Sein Böhmiſch ſpricht, lieſt, ſingt und ſchreibt er, und wenn der Reiſende des Abends ins „Gericht" oder den „Kretſchma" kommt, iſt es keine ungewöhnliche Erſcheinung, die Bewohner des Ortes ſich um die Tiſche verſammeln zu ſehen, und ſich gegenſeitig aus dicken, alten Büchern die abenteuerlichſten Wundergeſchichten im reinſten Böhmiſch vorleſen zu hören. Die neue Zeit mit ihren bittern, gewaltigen Lebensfragen dringt aber nicht zu dieſen Männern des Waldes, deren markirte Züge und lodernde Blicke einen ſtarken Charakter und friſchen Geiſt verrathen, nur beide durch Mangel an Reibung in träges Hindämmern verſunken.

„Nun," fuhr Jablonsk nach einiger Zeit fort, „wir müſſen halt warten. Der böhmiſche Mann hat ſeit Menſchengedenken vom ganzen Weltſpektakel immer nur die erſten Prügel mit geſehen, was darauf folgte, das mußt er ſich erzählen laſſen. Vor ein Jahrener zehn, zwölf ſah's weit ſchlimmer aus hier herum. Da durfte den Lutheriſchen ihr Gott und Chriſtus nur von der Kehrſeite das liebe Tageslicht in die Kirche ſcheinen laſſen. Heut iſt's halt ſchon beſſer. Oben in Gablonz haben ſich die Luther'ſchen eine Kirche erſtritten. Viel ſoll's freilich immer noch nicht heißen, aber 's iſt halt doch etwas; 's iſt 'n Anfang, ein Glasſtäubchen der Freiheit, wenn Sie wollen. So klein es iſt, es glitzert und leuchtet, weil die Sonne einen Punct hat, an dem ſie ſich brechen kann."

In dieſer Weiſe ſprach der Mann mehr und mehr. Es ergab ſich, daß er ſelbſt Lutheraner war, und als ſolcher mitten unter dem bigotten Katholicismus Hinterböhmens den Druck der Zeiten mehr als Andere fühlte. „Das trieb mich halt hinter'm Ofen vor," ſetzte er hinzu. „Ich packte mein Schleifzeug ein und ging über den Kamm nach Warmbrunn. Auf dieſen Streifereien lernt' ich Deutſch, und um von der lieben Menſchheit nur manchmal etwas Neues zu erfahren, ließ ich oft genug die Schleiferei ſtehen und nahm 'n Stock vom Geräms, um 'en paar luſtigen, friſchen, jungen Reiſenden den Weg halt durch a Gebirg zu weiſen. Hab' immer profitirt von der Lauferei, und weiß jederzeit, wie's ausſieht in der Heimd' und der Fremde."

Mittlerweile hatten wir längſt den Kamm des Vogelgebirges erſtiegen, das, ein Zweig der höheren Rieſenberge, ſich den lauſitzer Gebirgen unmittelbar anſchließt, und in ſeinen ſtillen Thälern die prachtvoll gelegenen Heilquellen Libwerda's einerſeits, das noch friedlicher ruhende Kloſter Haindorf aber und das ſtarke, auf hohem Baſaltfelſen erbaute Schloß Friedland, von dem Wallenſtein den Herzogstitel entlehnte, andererſeits verbirgt.

Schon in den letzten Stunden ward der Wald belebter. Einzelne Fußgänger bogen durchs Dickicht auf den abfallenden gemeinſamen Gebirgspfad, bald zeigten ſich kleine Gruppen, Männer und Frauen in bunter Miſchung. Die meiſten ſchienen den niedern Ständen anzugehören. Barfuß, jedes ein kleines Bündel in der Hand, manche der zahlreichen Frauen auch ein wenige Monate altes Kind in ein Tuch auf den Rücken gebunden, ſo daß der Kopf des lächelnden Säuglings wie aus einem Cocon hervorguckte, wanderten die guten Leute ſorg- und harmlos thalwärts. Je dichter die Zahl ward, deſto belebter zeigte ſich die Gruppe, die friſcheſte, vollblütigſte Jugend umwand das gebrechliche Alter — ein werdendes Geſchlecht ein zu Grabe eilendes. Der Zug ward immer

maleriſcher und wand ſich durch den dunklen Tannenwald wie eine Caravane abwärts ins Thal der wilden Wittige. Als der Abend näher rückte, konnte die Menge leicht einige Hunderte betragen, und kaum ſank die Sonne hinter der Kuppe des herausragenden Einſiedlers, ſo ſtimmten die Wanderer eine kunſtloſe Weiſe an, die in der ſtillen Luft recht eigenthümlich feierlich klang. Leiſe hallte ein gebrochenes Echo die Endworte jedes Verſes wieder, und erweckte dadurch die ſchweigende Waldnatur zu einem mährchenhaften Leben.

Ich fragte unſern Führer nach Beendigung des Geſanges, wohin dieſe Wallfahrer ziehen möchten; denn Tracht und die Sitte, ſich zu geſellſchaften, was der Böhme nicht liebt, ließen mich in den Wanderern Wallfahrer erkennen.

„Ei, das trifft ſich gut,“ verſetzte Jablonsk, „die Menſchheit iſt ſchon ſeit ein paar Tagen allerwärts her zuſammengelaufen, und zieht nun von Gablonz, Trautenau, Groß- und Klein-Skal, von Groß-Rohoſetz, Gitſchin und Münchengrätz, und noch von hundert andern Orten her da unten nach Haindorf. Da wird morgen die Portſchinkel gefeiert. Hätt's den Herren auch früher ſagen können, ich Dummkopf! Aber da hab' ich's halt verplaudert. Indeß, wenn wir nur friſch zuſchreiten, ſo kommen wir noch zurecht. Da können S' ein Jerum-Dudeldumdei hören und ſehen, wenn Sie 's noch nicht kennen, denn die Portſchinkel, das iſt halt nach dem Frohnleichnamsfeſt das größte in der katholiſchen Chriſtenheit.

Kirchliche Feierlichkeiten, prunkende Aufzüge und andere mit Lärm und äußerm Glanz verbundene Feſttage läßt der ſächſiſche Gränzer nicht gern ungeſehen vorübergehen. So wenig mitempfindend ſein ganzes Weſen auch für dergleichen Prachtſpektakel ſein mag, ſo neugierig drängt er ſich hinzu, wäre es auch nur, um ſeine oft unzarten Bemerkungen für ſich darüber zu machen. Denn in Sachen des Glaubens kann es ſchwerlich unduldſamere Menſchen im allgemeinen geben, als die ſächſiſch-lauſitziſchen Gränzer. Will der Landmann ſeine Mißachtung gegen Jemand recht unverhohlen an den Tag legen, ſo ſetzt er als letzten Trumpf gewiß noch achſelzuckend die Worte hinzu: „Und überdies hat er noch den böhmiſchen Globben.“ Böhmiſch und katholiſch ſind dem gemeinen Manne nämlich völlig gleichbedeutende Worte, ſo wie andererſeits lutheriſch und ſächſiſch. Ihm den Unterſchied deutlich machen zu wollen, wäre verlorene Mühe. Der Gränzer iſt hartnäckig; er läßt ſich nicht gern etwas einreden, wovon ihm der Nutzen nicht einleuchtend iſt.

In früherer Zeit hatte ich oft dem großartigen Frohnleichnamsfeſte beigewohnt, die Feier der Portiuncula aber, von Böhmen und Lauſitzern ſchlechthin „Portſchinkel“ genannt, war mir in unmittelbarer Nähe zu ſehen noch nicht vergönnt geweſen. Ich ergriff daher die ſo günſtige Gelegenheit, um ſo mehr, als ich mit Sicherheit darauf zählen konnte, eine Menge proteſtantiſcher Gränzer, vielleicht auch Bekannte, zu finden. Das ſtille Moquiren dieſer Menſchen inmitten der katholiſch-kirchlichen Begeiſterung war mir von Werth. Nirgends enthüllt ſich die Humanität des religiöſen Gemüthes unbewußter, als bei ähnlichen äußern Anregungen, ſo wie andererſeits der Brutalität orthodoxer Meinungen ein weiter Spielraum geöffnet bleibt. Beide in ihrem ſtillen Kampfe zu beobachten, den Gang der Cultur in dieſen dynamiſch verſchiedenen, unthätigen Parteien zu belauſchen, kann immerhin für ein Pulsfühlen der Civiliſation gelten. Meine Begleiter unterſtützten mich noch in dem gefaßten Entſchluſſe. Xaver, obwohl Katholik, kannte das Feſt ſelbſt doch nicht, und da ohnehin jeder Fremde Zutritt in die geſchmückte Kirche hat, ſo durften wir uns unbemerkt unter die Theilnehmenden miſchen.

Ueber Zweck und Urſprung dieſer auffallenden Feierlichkeit war Xaver gleich unwiſſend. Ueberhaupt beſaß er faſt nur angeborene Vorzüge, was Schule und Unterricht dem Individuum verleihen mögen, davon konnte bei ihm nicht viel die Rede ſein. Seine Wißbegierde aber und ein höchſt glückliches Auffaſſungsvermögen eigneten ſich das Schwierigſte faſt im Moment zu, wodurch der Verkehr mit dem feurigen Sohn der Revolution angenehm und belebend blieb. Jablonsk zeigte ſich nicht minder begierig, etwas Näheres über das Portiuncula-Feſt zu erfahren, und ſo erzählte ich, was ſich in der Kürze davon mittheilen ließ.

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus Berlin. (Beſchluß.)

[Böckh's akademiſche Rede.]

D'Alembert, einer der ausgezeichneten Geiſter, mit denen Friedrich der Große jenen wundervollen Briefwechſel führte, hat in einem Verſuch über die Gelehrten geäußert, daß der Betrieb der Gelehrſamkeit eines der unfehlbarſten Mittel ſei, die Ruhe der Monarchien zu ſichern, weil der mit den Wiſſenſchaften verbundene Reiz die Menſchen ſo zu ſagen von der Geſellſchaft abſondre und für jeden andern Gegenſtand kalt und unempfindlich mache. Wendet man

Digitized by Google

dieſen Grundſatz ganz ſo auf gebildete Völker an, ſo erſcheinen Künſte und Wiſſenſchaften als ein Mittel, dem Volksgeiſte die Schwingen zu lähmen, indem ſie für alle wichtigen gemeinſamen Angelegenheiten gleichgültig machen ſollen: woraus nothwendig eine Entnervung der Edelſten des Volkes hervorgehen müßte; ſie ſind die Weiberkleider, der Jungfrauenſchmuck, die Bäder und Salben, deren jener kleine italiſch-griechiſche Tyrann ſtatt männlicher Tracht und Lebensweiſe ſich zu bedienen nöthigte, damit er leichter herrſche; Erkenntniß und Wiſſenſchaft, das Edelſte, was der Menſch erſtreben mag, werden als Schlaftrunk eingegeben, als Wiegenlied zum Einlullen vorgeſungen. Das Vaterland aber geräth in die Hände der Unwiſſenden und Schlechten, deren Leitung Herrſcher und Beherrſchte verdirbt. Vielmehr iſt es Aufgabe des Staats, das Gleichgewicht der in ihm vereinigten Kräfte zu erhalten, durch die Erkenntniß die ſchlummernden Kräfte zu wecken, den Geiſt zu beflügeln, das Volk zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt zu bringen. „Was hilft es zu leben," ſagt Friedrich der Große, „wenn man nur ein Pflanzenleben führt; was hilft es zu ſehen, wenn es nur geſchieht, um Thatſachen in ſeinem Gedächtniß aufzuhäufen; was hilft mit Einem Worte die Erfahrung, wenn ſie nicht geleitet wird durch die Reflexion?" Die Freiheit iſt der Lebensgeiſt der Wiſſenſchaften, die Liebe zur geſetzmäßigen Freiheit fördern ſie aus ihrem innern Weſen hervor, und wenn das Erkennen mit Grundſätzen, welche die Macht gebietet, im Zwieſpalt iſt, ſo wird immer am beſten in der freien Wiſſenſchaft der Irrthum ſeine Erledigung finden, die Wahrheit ihren Triumph feiern. Die Wiſſenſchaft iſt dem Staate nützlich, aber ſoll nicht um des Bedürfniſſes willen gefördert werden, da ſie nur durch unabhängige Entfaltung zu ihrer Blüthe wahrhaft frommt. So dachte Friedrich der Große und in edlem Zorn über Rouſſeau's Schrift von der Verderblichkeit der Bildung ruft er aus: „Der umfaſſendſte Geiſt, entblößt von Kenntniſſen, iſt nur ein roher Demant, der erſt ſeinen Werth gewinnt, nachdem er von den Händen eines geſchickten Künſtlers geſchliffen iſt. Der Glanz des Staats, ſein wahres Wohl erfordert, daß das Volk ſo aufgeklärt und unterrichtet als möglich ſei, um ſtets Männer zu liefern, welche ſich mit Geſchick den anvertrauten Geſchäften unterziehen. Falſche Politiker, eingeſchränkt auf ihre kleinen Ideen, meinten, es ſei leichter, ein unwiſſendes Volk als ein aufgeklärtes zu regieren, während die Erfahrung beweiſt, daß je dümmer ein Volk, deſto eigenſinniger und widerſpenſtiger es iſt, während von gerechten Dingen leicht ein Volk überzeugt wird, welches hinlänglich gebildet iſt, um Vernunft anzunehmen." Trefflich ſchildert Böckh, wie die Liebe zu den Wiſſenſchaften die letzte Leidenſchaft des großen Königs war, wie derſelbe ſich an die Spitze der geiſtigen Bewegung geſtellt, und jenes beneidenswerthe Verhältniß der Einigkeit zwiſchen der Regierung eines großen Fürſten und der Geſinnung der freiſten und ausgezeichnetſten Denker ſeiner Zeit hervorgerufen, die er anerkannte, die ihm gerne huldigten. Die Akademie war ihm, ſchließt die herrliche Rede, ſowie die Wiſſenſchaft ſelbſt eine Quelle des Vergnügens, ein Mittel der Anregung und Befriedigung: erreichte ſie dieſen Zweck, ſo kommt wenig darauf an, wieviel ſie außerdem unſerem Vaterlande geleiſtet hat, weil, was er ſelber für die Herrſchaft des Geiſtes leiſtete, Alles übertrifft, was eine Akademie heute wirken mag. Er hatte das Geſchick und die Beſtimmung dieſes Reiches begriffen durch Kühnheit des Gedankens nicht minder als der That zu wachſen und zu beſtehen, und wie Pallas ſtreitbar zu ſein mit beiden. Mögen beide, wie unter ſeiner Führung, verbündet ein Ziel verfolgen, und niemals ſich die Eintracht auflöſen zwiſchen der Macht, welche auf die Waffen gegründet iſt, und der langſam, aber weit hinaus wirkenden Macht einer lebendigen Erkenntniß!

M. Carriere.

Notizen.

[Die pariſer Theater im Jahre 1837.]

Sämmtliche Bühnen von Paris brachten im Laufe des letzten Jahres 292 Neuigkeiten, 5 weniger als im J. 1836. Die vier königlichen Bühnen: die Akademie Royale de Muſique (große Oper), das Theater français, die komiſche Oper und das italieniſche Theater, waren, wie immer, weniger productiv als die Inſtitute der Vorſtadt, die wie in Deutſchland die Theater in Mittelſtädten durch den Wechſel der Neuheit erſetzen müſſen, was ihnen an gediegenem Werth gebricht. Die Porte St. Antoine brachte 34 Neuigkeiten, die Gaité 30, die Folies dramatiques 29, das Ambigu 28, das Vaudeville 27, Pantheon 25, Variétés 24, Gymnaſe 23, Palais-Royal 20, Porte St. Martin 15. Von jenen 4 königlichen: das Theater français 11 größere und kleinere Dramen, die komiſche Oper 7 neue, das italieniſche Theater 3 neue Opern, die Académie Royale die Oper Stradella und zwei neue Balette: die Mohikaner und die verwandelte Katze. Von den Neuigkeiten der komiſchen Oper wurde am meiſten wiederholt: der ſchwarze Domino von Auber und Scribe, im italien. Theater die Braut von Lammermoor von Donizetti, im Theater français: die Camaraderie, die Rechte der Frau, das unbekannte Meiſterwerk und das Schloß meiner Nichte. Von Theaterdichtern war Theaulon mit 13 Stücken im vorigen Jahre der fruchtbarſte; Scribe lieferte 8.

[Bilder aus Spanien.]

Frhr. Biedenfeld hat zwei Bände „Scenen aus dem Leben Caſtiliens und Andaluſiens" zuſammengeſtellt, Weimar, bei Voigt. Der erſte Band enthält Mittheilungen aus Lord Feelings Berichten über Spanien, kleine Bilder, Genreſtücke und Novelletten, die von Geſchmack und von der Anmuth des Erzählers zeugen. Lord Feeling, ein junger Attaché bei der britiſchen Geſandtſchaft in Madrid im J. 1834, hatte ſogar einmal das Glück, von Merino's Bande überfallen zu werden; für den Menſchen ein Unfall, für den Autor ein beneidenswerthes Loos. Auch unter den ſpaniſchen Schönen glückte ihm manches Abenteuer. Die kirchlichen Scenen hat er beſonders intereſſant geſchildert, mit leichtem Pinſel und ſchneller Auffaſſungskraft. — Der zweite Bd. enthält auch ſpaniſche Bilder von der Feder Chaho's und der Herzogin von Abrantes.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerſtags — **38.** — den 22. Februar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Portiunculafeſt.

(Fortſetzung.)

„Als der heilige Francesco von Aſſiſi, von ſeinem wunderbaren Traume angeregt, einen Orden zu ſtiften beſchloſſen und für die Gründung einer Kirche milde Gaben zuſammengebettelt hatte, waren die Beiträge ſo zahlreich ausgefallen, daß ein bedeutender Ueberſchuß ſich ergab. Francesco hielt dies für ein Zeichen der göttlichen Gnade und zugleich für eine unverkennbare Aufforderung, das begonnene Werk rüſtig fortzuſetzen. Zufall und Glück vereinigten ſich, ihn zu unterſtützen. Unweit von Aſſiſi befand ſich eine dem Verfall nahe Kirche, Portiuncula genannt, weil ſie auf einem kleinen Stück Landes ſtand, das urſprünglich im Beſitz der Benedictiner war. Späterhin, bei der ſchnellen Verbreitung der neu errichteten Ordensgemeinſchaft, die bald in mehrere Grade ſich abſtufte, hielt ſich Francesco meiſt zu Portiuncula auf und nannte die Anhänger ſeiner Ordensregel fratres minores. Daraus entſtand der Orden der Minoriten. Nur vom Bettel lebend, floſſen alle Schätze dieſer minderen Brüder in den Schooß der Kirche, und der heilige Vater, der die hohe Bedeutung einer ſolchen Brüderſchaft für die Kirche wohl einſah, ertheilte den Franciskanern außerordentliche Privilegien, unter denen das vorzüglichſte in der Erlaubniß beſtand, jederzeit, ſelbſt im Falle eines Kirchenverbotes, bei verſchloſſenen Pforten das heilige Amt zu verwalten und alle Tage im Jahre jedem Pilgrime Ablaß zu ertheilen. Urban VIII. beſtätigte dieſe Vergünſtigung noch durch eine eigene Bulle. Auf ſolche Weiſe bildete ſich in kurzer Friſt am zweiten Auguſt, dem Tage, an welchem der neu geſtiftete Orden 1219 die Weihe empfing, der große Ablaß zur Portiuncula, der ſpäterhin auf jedes Minoriten-Franciskaner-Kloſter überging und oft Hunderttauſende von Pilgrimen aus allen Weltgegenden herbeizog.“

„Da ſage mir nun Einer, daß es nutzlos ſei, als Führer zu leben,“ ſprach Jablonsk. „Wie von Ihnen, lieber Herr, ſo hab' ich ſchon von fünfzig Andern ein Stück Geſchichtskram gelernt, und was mir ſo vorgetragen wird, das bleibt bei mir feſter als das Geleſene. Ich glaube, das Gehen trägt auch etwas dazu bei. Es hilft das Gehörte verdauen und feſtſetzen recht im innerſten Menſchen. Ich wollte halt, daß alle Hiſtorie uns Nichtſtudirten ungefähr ſo beigebracht würde. Glauben Sie mir, das gäbe recht tüchtige Menſchen, immer aufgelegt zum Zugreifen, wenn's einmal da oder dort etwas zu thun gäbe. Wir verſitzen uns zu ſehr, und das macht nun halt wieder unſere elendigliche Ofenhocker-Hiſtorie!“

Vor uns in dem fruchtbaren Thale lag das Kloſter. Rings umher auf Wieſen, Hügeln und Berggeländen ſtanden maleriſche Gruppen bereits angekommener Wallfahrer. Andere zogen im Funkennebel der Abendſonne, die ein ſchimmerndes Goldnetz über das Thal hinbreitete, von den Bergen herab, Einige in tiefem, ernſten Schweigen, Andere Lieder ſingend. In der Nähe des Kloſters ſchimmerten weiße Zelte; Tücher waren auf die

Digitized by Google

Erde gebreitet, große Matten bedeckten halbe Acker Landes.

„Wozu dieſe Teppiche im heißen Sommer?“ fragte Xaver, nach den auffallenden Vorbereitungen zum Feſte deutend.

„Ja, das hab' ich auch ſchon längſt zu erfahren gewünſcht,“ unterſtützte Jablonsk die Frage des Polen.

„Auch dies,“ erwiederte ich, „iſt eine Erinnerung an die erſte Stiftungszeit des Ordens. Es kamen nämlich bei Eröffnung des erſten Generalcapitels eine ſo übergroße Menge Fremder bei Aſſiſi zuſammen, daß die umliegenden Klöſter ſie nicht beherbergen konnten. Dadurch ward man genöthigt, auf freiem Felde künſtliche Zelte aus Rohr und Schilf zu errichten, von denen jenes erſte Capitel den Namen des Matten-Capitels erhielt. Um dieſen Glanz einer religiöſen begeiſterten Vergangenheit im Bilde wenigſtens auch auf die Gegenwart überzutragen, erbauen manche Kloſterbrüder beim Portiuncula-Ablaß Zellen und Zelte, indem ſie es den Wallfahrern überlaſſen, ob ſie davon Gebrauch machen wollen oder nicht.“

Meine anſpruchsloſen Zuhörer waren befriedigt. Den Polen überraſchte eine ſeiner melancholiſchen Stimmungen. Er ging ſchweigſam neben mir her und ſchien des verblutenden Vaterlandes zu denken. Jablonsk dagegen war durch meine Mittheilungen ungemein erheitert worden. Die böhmliſche Natur machte ſich geltend. Er fing an zu ſingen, böhmiſch und deutſch durch einander, und wußte durch dieſe nationale Harmloſigkeit uns bei der Uebermaſſe ankommender Pilgrime ein verhältnißmäßig ſehr annehmliches Quartier zu verſchaffen. Xaver kümmerte ſich um nichts. Stillſchweigend, beinahe menſchenfeindlich verſchloſſen, folgte er uns, und nur dann und wann hörte ich ihn mit verbiſſenem Ingrimm das Wort: „Portiuncula“ dumpf durch die Zähne ſtoßen. Er ſchien ſein Volk und Land in irgend eine Verbindung mit dem Feſte der Minoriten zu bringen. Ungern überließ ich ihn ſeinem Gram, entſchloß mich aber, ſobald es die Gelegenheit erlauben würde, Polens zu gedenken, um ihn dadurch zur Mittheilung zu bewegen.

Mit Anbruch des Abends entfaltete ſich ein zauberhaft pittoreskes Schauſpiel. Der warme Auguſthimmel hing wie eine ungeheure Domkuppel über dem Thale, zwiſchen den Bergen ſtieg der Mond herauf und übergoß mit ſilbernem Lichte die ſtille Kloſterkirche, um die in weiten Kreiſen die gläubigen Wallfahrer lagerten. Hin und wieder brannten luſtige Feuer, Geigen und Trompeter-Marien, zuweilen auch noch von einer Harfe accompagnirt, ließen ſich an verſchiedenen Orten hören. Denn ohne Muſik kann der Böhme nun einmal nicht leben. Einem ſo großen Zuſammenfluß von Menſchen konnte aber auch das Seltſame nicht ganz fehlen. Wir zufälligen Ankommlinge hatten ſchon einige Male das ſchrillende Geräuſch eines Tambourins die milderen Harfen- und Geigenklänge unterbrechen hören. Die Neugier lockte uns dem Tone nach. Bald vernahmen wir lauteren Jubel und ſahen auf einer abgelegneren Stelle, von der aus man einen plötzlichen und vollkommenen Ueberblick des ganzen Thales genoß, eine ziemlich zahlreiche Geſellſchaft um ein hell loderndes Feuer verſammelt. In das klirrende, und doch angenehm berauſchende Mißtönen des Tambourins, das ſchon von weitem im Wiederſchein der Flamme blitzte, ſchlug grell das Kreiſchen des Zimbals oder Hackebrets. Der Böhme liebt auch dieſes Inſtrument, das mittelſt zweier zart gearbeiteten Holzhämmerchen geſpielt oder vielmehr geſchlagen wird. Nur von Metallſaiten überſpannt, bleibt ſelbſt in der Hand des geſchickteſten Spielers der Ton immer hart und unrein. Ein monotones obligates Pfeifen ſchien die dem Inſtrumente ſelbſt fehlende Harmonie ergänzen zu wollen.

„Das ſind Zigeuner,“ ſprach Jablonsk. „Kommen Sie, da kann's 'nen herzhaften Spaß geben. Ich hab' die Zigeuner halt gern; man muß ſie nur zu behandeln wiſſen.“

Wir drängten uns durch den dicht geſchloſſenen Kreis, innerhalb deſſen eine kleinere Gruppe um das hell aufpraſſelnde Feuer hockte, das augenſcheinlich nur aus Uebermuth angezündet worden war. Böhmen beſitzt Ueberfluß an Holz, es braucht nicht zu knickern.

Eine ſchlanke, dunkelfarbige Mädchengeſtalt, etwas phantaſtiſch gekleidet, ſchwang ſich auf elaſtiſchen Sohlen um die lodernde Flammenſäule, in zierlich graziöſen Bewegungen das Tambourin bald hoch über das Haupt werfend, bald niedergebeugt nahe der Erde es wieder anklirrend. Ihre Fußſpitzen berührten kaum den grünen Wieſenteppich, wenn ſie im grellen Feuerſcheine wie eine begeiſterte Bacchantin durch die dunkle Nachtluft fortſchwebte. Seitwärts von der Flamme ſaß der Zimbalſpieler, deſſen phlegmatiſche Ruhe einen faſt komiſchen Gegenſatz zu der leidenſchaftlichen Tänzerin bildete. Er hielt das Zimbal mit den Knien feſt, und durch ein höchſt vergnügliches Kopfneigen, bald rechts bald links den Takt zu ſeinem Spiele angebend, pfiff er nach Herzensluſt die Melodie zu der unmelodiſchen Muſik. Da-

Digitized by Google

bei blickte er zuweilen mit liſtigem Auge auf die Umgebungen und gab, ſo oft ein paar Kreuzer in den nebenliegenden Hut fielen, ſeinen Dank durch einen lauten Triller zu erkennen, den er auf der dickſten Saite ſeines Inſtrumentes mit den Holzklöpſeln anſchlug. Die Geſichtsbildung bezeichnete den Mann unverkennbar als einen Böhmen.

Es trat eine Pauſe ein in Spiel und Tanz. Das erhitzte Mädchen zog ſich zurück und verſchwand hinter ein paar Leinwandfetzen, die, über Stangen geſpannt, ein Zelt vorſtellen ſollten. Aus den Umſtehenden hinkte mit auffallender Steifheit ein langer, ausnehmend dürrer Mann hervor, deſſen Haare das herannahende Alter verkündigten. In ſeiner lächelnden Miene dagegen concentrirte ſich noch eine recht anſehnliche Portion Lebensluſt.

„Heda, Mann!“ rief er dem böhmiſchen Spielmanne zu, „wie heißt Er das Dinges da, womit Er ſolchen Spectakel macht?“

„Das iſt halt 'n Hackebrtt,“ erwiederte der Angeredete, „gibt aber eine gute Muſik, nach der ſich's vortrefflich tanzen läßt. Wollt' Ihr 'nen Länder abhaſpeln?“

„Alla Bunnör!“ rief der lange Lahme aus, „Er iſt ein ſpaßiger Mann. Das freut mich, weiß Gott! Macht mich vegnügt und ich hab' nichts gegen den Tanz, wenn Er ſonſt der Geſellſchaft das Lachen verbieten kann. Was koſtet ſo ein Hackebret Dinges da?“

„Heut nichts, Moegen auch nichts,“ verſetzte der Böhme. „Es iſt großer Ablaß, wo man Alles umſonſt haben kann, ſelbſt das liebe Himmelreich und die ewige Seligkeit.“

„Ah, alla Bunnör! das muß Er nicht ſagen, Mann! Von Gnadengeſchenken darf ein Menſchenkind nicht viel Redens machen, ſonſt gehen ſie auf Reiſen, wie — Dinges da — à propos! — he! Sie, junger Herr! Wie heißt das Wort, was jetzt alle Welt im Munde führt?“

Der Sprecher ſchritt gravitätiſch auf mich zu. Sein Hinken ſah aus, als ginge er mit dem einen Fuße auf Moorboden und blieb jedesmal darin ſtecken. Denn des Mannes ganzer Körper ſank lothrecht nur auf einer Seite ein und hob ſich dann wieder in das rechte Gleichgewicht. Ich mußte laut lachen, denn das war juſt die Figur, an der ich von Jugend auf mich erlabt hatte. Als er mich erkannte, blieb er ſinnend ſtehen, nahm eine ſehr ernſthafte Miene an und ſprach, auf ſein lahmes Bein deutend: „Wie gut meint es unſer Herrgott mit mir! Dinges da hat mich fromm gemacht. Ich bin jetzt von der freien Geiſtlichkeit, bitte um Reſpect.“

Schnurrenreich ſprach die Wahrheit. Seit ihn ein Unglücksfall in die Reihen der glücklichen Krüppel rangirt hatte, übertrug ihm die Geiſtlichkeit ein Kirchenämtchen. Dieſe Milde der Kirche hat mich immer gerührt, man muß ihr deshalb gut ſein; ſie iſt die Mildherzigkeit ſelbſt.

„Was führt Sie denn hierher?“ redete ich den ſtandhaften Diener der freien Geiſtlichkeit an. „Ich will nicht hoffen, daß Sie revolutionäre Gedanken hegen.“

„Alla Bunnör!“ erwiederte Schnurrenreich. „Wozu wäre denn das Portſchinkelfeſt, wenn wie Zurückgekommenen an Leib und Bein nicht etwas dabei profitiren könnten? Glück, ſag' ich Ihnen, Glück ſpielt aus und ſticht den Trumpf im großen Kartenſpiel der Welt. Hab' meine Freude über den Spectakel, und könnte ich nur friſchweg in die Welt hineinrennen, ſo möcht' ich ewig leben, nur um mich ſatt zu lachen über das Menſchenvolk. A propos, wie hieß der Kerl, der Jude mit dem großen Knittel, deſſen Geſchichte zur Jahrmarktszeit um zwei gute Groſchen zu kaufen iſt?“

„Meinen Sie den Ahasver?“

„Ja, mein' Seel! Kann's dem Kerl nicht verdenken, daß er ewig leben wollte. Verzeih' mir's Gott! doch, glaub' ich, mir wär es nicht viel beſſer ergangen. Die Narrethei von Katzen und Mäuſen gibt viel Spaß hee für einen Mann, wie mich! Der Welt fehlt nur meine Lahmheit, weiter nichts. Wenn's zu viel Bürden gibt, dann geſchwind aufgeſtanden, einen Gang gemacht und — hopp hipp, hopp hipp, was auf der einen Seite zu ſchwer iſt, fällt auf der andern wieder herunter! Das iſt eine Gottesgabe, eine geweihte Zweiächſelei, die Aemtchen und Käppchen und Kirchendienſte und Himmelsſchlüſſel bringt. Gott erhalte mich bei der Lahmheit!“

„Sie haben ein gottesläſterliches Maul,“ ſprach Xaver, der an der Redeweiſe des Lahmen Ergötzen zu finden ſchien. „Das heißt ja die Vorſehung zum Beförderer aller Schlechtigkeiten machen, die es auf Erden gibt.“

„Bum bum, bum, bum! Was iſt das für ein Raiſonnement!“ verſetzte Schnurrenreich. „Vernunft iſt alles, wenn's Einer von der rechten Seite aufzufaſſen verſteht. Ich weiß nicht, warum die heutigen Menſchen ſo viel klagen und lamentiren. Da haben ſich die Narren auf ein Wort geſteift, ich glaube, es heißt Freiheit. Und den Weiſen möcht' ich ſchon kennen lernen, der mir ſagen kann, was eigentlich darunter verſtanden wird. Sehen Sie, dieſes ſchöne Wort, um das die halbe Welt tanzt, wie vorhin das hübſche braune Mädel um dieſes Feuer, hat mich hieher getrieben. Portiuncula nennt

Digitized by Google

der Franziskaner das morgende Feſt. Portiuncula hieß vor ſo und ſo vielen Jahrhunderten genau dasjenige, was Ihr heut Freiheit nennt. Der Bettelmönch heiſt's eben ſo, der Bauer ſpricht Portſchinkel, der Bettelmann: ſeid barmherzig! Der König: Gehorſam, der Soldat: Ins Gewehr! Der Kaufmann: Geld, der Gelehrte: Bücher, der Dichter: Träume! Alle Mädchen und Frauen: Liebe und Schönheit und der Narr: Unauslöſchliches Gelächtee! Alla Bunnör, das iſt mir ein Wiſchiwaſchi, an dem ſich's feſthalten läßt! Ich meine, wenn wir das Dinges da, mit dem vielen Herzeleid, den gebrochenen Herzen und den tauſend Millionen Kummerthränen Portiuncula-Feſt hießen, kämen wir alleſammt eher zum Genuſſe. Hopp hipp, hopp hipp! Eine balancirende Stellung iſt die Hauptſache in der Welt."

Der im Schooß der Kirche ruhende Schnurrenreich wünſchte uns mit komiſcher Grandezza eine gute Nacht und verſchwand unter den Wallfahrern im Schatten der Bäume. Der Böhme ſchlug ſchon längſt wieder ſein Zimbal. Ihm ging die ganze Idee der Freiheit in zwei Lindenholzklöpfeln und einem unverwehrten Pfeifen auf. Das dunkelbraune Mädchen ſchien ſie im Tamburinſchlagen, in Tanz und leidenſchaftlicher Bewegung zu ſuchen. Xaver ſeinerſeits fand ſie in dumpfem Schweigen. Nach einer langen Pauſe ſprach er zu mir: „Ihr Bekannter hat eine praktiſche Anſicht von der Welt. Solche Menſchen werden nie unglücklich. Schade nur, daß es immer unter die Unmöglichkeiten gehört, die Anwendbarkeit ſolcher Anſichten ſich ſelbſt zuzueignen."

Ein heftiger Stoß verhinderte mich, zu antworten. Ein hoher Mann, ganz in dunkelblaues Tuch gekleidet, die Beinkleider mit Schnüren in zierlichen Bildungen beſetzt, drängte ſich zwiſchen mich und Xaver. Ein niedriger Hut mit kleinem, runden Deckel und ſehr breiten überhängenden Krämpen ſchützte den ganzen Kopf gegen jeglichen Einfluß des Wetters. Er trug einen großen Kaſten auf dem Rücken und darüber als Decke gebunden einen weitfaltigen, blautuchenen Mantel.

Mit dem kurzen ſtolzen Spruche: „Auch ich bin ein Edelmann!" trat der neue Ankömmling in den Kreis. Als ſei ihm Jedermann zu gering, um eines freundlichen Blickes von ihm gewürdigt zu werden, ſpuckte er ſchnalzend durch die zuſammengepreßten Zähne vor der ganzen Verſammlung aus und ſchritt auf die zeltartige Behauſung zu.

Es war ein Ungar, einer von denen, die bald einzeln, bald in kleinen Geſellſchaften aus dem fernen Lande heraufkommen, um in hauſirendem Kleinhandel ganz Deutſchland zu durchreiſen. Sie fuhren, wenigſtens in den Grenzgegenden regelmäßig als wandernde Aerzte ein und tragen eine ganze Apotheke mit ſich herum, in der ſich Mittel für jede Krankheit, welcher Art ſie auch ſein mag, vorfinden — ſollen. Der Grenzer glaubt an ihre Ausſprüche, wie an ein Orakel, und fürchtet ſie nicht ſelten eben ſo ſehr, als die Zigeuner. Mit Ungarn und Zigeunern kann man die friedliebenden Bergbewohner unwillkürlich erſchrecken. In dieſer thörichten Scheu mag auch der Grund ihres öfteren Erſcheinens liegen. Aus Furcht kauft der Grenzer irgend ein Univerſalmittel dem wandernden Ungar ab, um gegen Unglück — namentlich Viehſeuchen, geſicheet zu ſein; und der finſtere einſylbige Arzt, der oft genug mit barbariſchem Latein ſich Autorität zu verſchaffen weiß, macht erträgliche Geſchäfte.

Xaver bezeigte Luſt, den Unger näher kennen zu lernen. Er faßte meine Hand und zog mich mit ſich fort dem Zelte entgegen.

Ueberraſcht blieb ich am Eingange ſtehen. Das hell lodernde Kienfeuer erleuchtete den ganzen innern Raum der kleinen Behauſung, und ließ uns außer dem Ungar noch drei Geſtalten deutlich erkennen. Auf dürftigem Kleiderkram ſaß ein hageres Weib, deſſen Züge, obwohl durch Strapatzen und vielleicht nicht minder drückende Sorgen mit Runzeln bedeckt, dennoch einen Schimmer ehemaliger Schönheit zur Schau trugen. Auf ihrem Schooße lag ein etwa einjähriges Kind, von wunderlieblichee Geſichtsbildung, aber ſehr dunklem Teint. Zu Füßen der Alten kniete das Mädchen, deren Tanz und Tambourinſpiel uns an dieſen Ort gelockt hatte. Sie ſteckte ihre langen, rabenſchwarzen Flechten mit goldenen Nadeln ſo am Scheitel feſt, daß ſie in Geſtalt eines zierlich gefalteten Netzbeutels auf die linke Schulter herabfielen. Bunte Bänder, mit denen ſie durchflochten waren, verliehen dieſem äußerſt geſchmackvollen Toupee eine täuſchende Aehnlichkeit mit den Kopfbedeckungen der Spanier.

(D. F. f.)

Notiz.

[Die Deutſchen in Paris.]

Die deutſchen Literaten in Paris haben ſich gegen Beurmann zuſammenrottirt und ſich unter der Fahne des Hrn. A. v. Bornſtedt verſammelt. Beurmann hatte viele von ihnen in ſeinem „Paris und Brüſſel" portraitirt: hinc illae lacrymae! Im „Phönix" erließen ſie ihre erſte Demonſtration, über welche Beurmann wohl das nöthige Licht verbreiten wird. Auch Heine iſt unter ihnen, d. h. mit in ſeinem Auftrage geſchah die Proteſtation, ſelbſt unterzeichnete er nicht. Läuft das Ding übel ab, ſo iſt der ſchlaue Heine gar nicht dabei geweſen und hat von nichts gewußt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 39. — den 23. Februar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. — Verleger: Leopold Voß.

Zeichen.

1.

Nordlicht.

Das Abendroth war längſt verglüht,
Da wurd' es hell im Norden,
Am dunkeln Himmel deutungsvoll
Iſt's roth und röther worden.

Man läuft, man fragt: hat irgendwo
Ein Feuer ſich entzündet?
Und wundert ſich, daß es vom Thurm
Die Glocke nicht verkündet. —

Bis Einer und der Andre' ſagt:
Phosphoriſche Vereinung!
Und gaffend ſpricht's die Menge nach:
Natürliche Erſcheinung!

Roth iſt das Blut, doch röther war
Im Nord der blut'ge Schimmer —
Der Himmel ſpricht in Zeichen laut,
Die Menſchen hören's nimmer!

2.

Die drei Fackeln.

(Die Börſe in London, das Opernhaus in Paris und der Kaiſerpallaſt in Petersburg.)

Des Feuers Geiſter hielten Rath und Vehme
In Aetna's Bauch, des Meiſters altem Schloß,
Der ſaß voran im Sternendiademe,
Im Flammenmantel, der ihn heiß umfloß.

„Was macht die Welt? der kleine Erdenwand'rer?
Was treibt der Menſchen winziges Geſchlecht?"
Da ſtand ein Kläger auf und bald ein and'rer:
„Meiſt Fröſche — hier und da ein ſtarker Hecht! *)"

„Sie lachen, jammern, lieben, haſſen, ſtreiten,
Verlieren leicht den Muth und halten Raſt,
Erzählen ſich im Traum von ihren Leiden
Und tragen ſtets die tauſendjähr'ge Laſt!" —

„„Wenn Frösch' auf Wieſen ihre Kehlen ſtimmen,
Schnell hüpfen ſie, wenn eine Leuchte naht
Zum Reich zurück und — lernen wieder ſchwimmen,
Das ſie vergeſſen bald auf dürrem Pfad!""

„„Die rechte Fackel weiß auch einzuäſchern
Und quae non ferrum, sanat ignis — gut!"" **).
Der Meiſter ſprach's und winkte ſeinen Häſchern,
Die traten vor den Thron mit lichtem Muth.

Irrlichter an den Gliedern trug der Eine,
Die tanzten luſtig flackernd auf und ab,
Der Andre Gold und rothe Actienſcheine,
Hoch ſchwang der Dritte einen goldnen Stab.

Aus Aetna's Schlunde eilten ſie geflügelt,
Um zu erfüllen, was der Herr gebot —
Zu gleicher Zeit war ihre Macht entzügelt,
Drei große Fackeln brannten blutigroth! — —

*) Man kennt Alba's berüchtigtes Wort.

**) „Und wenn das Erz nicht, hilft das Feuer!" Ein Wort des Hippokrates.

Digitized by Google

Meerkönigin! Löſch' deine Kramerbude —
Du lachend Volk! Wer ſpielt zur Luſt nun auf? —
Auch du, St. Peters Stadt? — du Stolzgemuthe,
Dein Zaarenſchloß — ſchau! iſt ein Aſchenhauf!

Julius Hammer.

Das Portinnculafeſt.

(Fortſetzung.)

Durch unſern Eintritt geſtört, erhob ſich die holde Geſtalt, ihr Geſicht, uns zugewandt, ward vom lichten Feuerſchein hell beſtrahlt, und unwillkürlich rief ich, früherer Tage gedenkend, aus: „Marianne!“ Xaver fuhr zuſammen. Das Mädchen horchte auf, ein ſchmerzlich-ſüßes Lächeln wölbte die ſchöne Lippe zum lockendſten Ruhekiſſen für einen liebenden Mund, und ein dunkles Incarnat legte ſich lebenswarm, doch nur wie eine duftige Schattirung auf die bräunliche Wange.

„Sie kennen mich?“ fragte ſie nach einer Pauſe, mit den runden, kleinen Fingern leiſe über das Tambourin laufend, als wolle ſie ihre Verlegenheit damit weniger bemerklich werden laſſen. Ich erwiederte einige erklärende Worte, die Marianne mit Wohlgefallen zu vernehmen ſchien. Einen Augenblick lang beſann ſie ſich, dann aber reichte ſie mir vertraulich die Hand und ſagte lächelnd: „Wir ſind demnach alte Bekannte.“

Hatte mich ſchon Marianne bei ihrem erſten Auftreten gefeſſelt, ſo knüpfte ſich jetzt an den neuen Reiz ihrer Erſcheinung noch ein anderes, höheres Intereſſe, weil es aus einer reinmenſchlichen Herzensregung entſprang. Dieſe Wiederbegegnung, die wunderliche, zum Theil Argwohn erregende Umgebung, das Dürftige im Aeußern, Alles forderte mich auf, wo möglich etwas Näheres über des ſchönen Mädchens Schickſale zu erfahren. Ich würde ohne Umſtände Marianne ſogleich um eine Erzählung angegangen ſein, hätte mich davon nicht das alte Weib, unverkennbar eine Zigeunerin, abgehalten. Sie warf mir und Xaver grimmige Blicke zu und ſagte einige Worte zu dem Ungar, der, auf ſeinen Kaſten gelehnt, uns theilnahmlos anſtierte.

Marianne fragte, ob ſie uns wahrſagen ſolle? Ich verneinte, Xaver jedoch ſtreckte ſeine Hand aus, worauf die intereſſante Tambourinſchlägerin eine Menge jener allgemeinen Floskeln laut werden ließ, die in jedem Falle eine Art Geltung behalten müſſen. Sie ſelbſt ſchien ſich über die zu grobe Betrügerei zu ſchämen; erröthend wandte ſie ſich ab und verbarg den ſcheuen Blick hinter dem künſtlichen Haarnetz. Doch nahm ſie dankend, ob auch mit Zittern, die dargereichte Gabe.

Um meinem Ziele näher zu kommen, wollte ich mich eben der Zigeunerin nähern, als ein heftiger Tumult außerhalb des Zeltes entſtand. Man ſchimpfte, ſchrie, fluchte, warf Steine und Feuerbrände wild durch einander und gerieth dabei mit den Zeltſtangen in ſo heftige Berührung, daß die locker zuſammengefügten ins Schwanken kamen und die luftige Wohnung ganz ſanft einbrach. So arg die alte Zigeunerin auch tobte und der Ungar verächtlich durch die Zähne ausſpuckte; das Volk kümmerte ſich wenig um den Unfall. Den Veruneinigten war es bei weitem lieber, ſich tüchtig die Haare zu rauſen und mit Knüttelhieben und Fauſtſchlägen zur Nachtruhe geſchickt zu machen. Der Lärm und das Gedränge riſſen Xaver und mich von dem zerſtörten Zelte hinweg. Man drängte nach der Schenke zu, vor deren Thür ein ſchreiender Haufe ſtand und gegen einen langen Mann drohende Geberden machte, der ſeinerſeits mit großer Gelaſſenheit ſeine Gegner im Zaume zu halten ſuchte. Ein kleiner biſſiger Köter, der auf jeden Wink ſeines Herrn achtete, unterſtützte ihn dabei vortrefflich. Schon dieſer Kläffer ließ mich den alten Schnurrenreich erkennen.

„Nennt man das bei Euch zu Lande Dankbarkeit?“ ſagte halb entrüſtet, halb komiſch lächelnd der lahme Kirchendiener. „Alla Bunnör, das iſt mir ein böhmiſch Dorf! Seht, ich will Euch die offene Wahrheit gerade ins Geſicht ſagen. Ihr ſeid dumm und verſteht auf der Gotteswelt nichts, als das Kaffeetrinken. Spiel! Apropos, was nennt Ihr denn Hazardſpiel? Schwerenoth! Ich habe zwanzig Jahre Hazard geſpielt und immer gewonnen, und das Bischen großmäuliges Weltragout, was Ihr Menſchenvolk nennt, ſpielt alle Tage ſeit wie vielen tauſend Jahren ſchon Hazard, und macht's juſtement wie ich! Wer Hazard ſpielt, will gewinnen; die Herrſcher der Welt haben immer zuſammen geknöchelt, mein Lebtage aber nicht wie Ihr geſchrien: „Die Schwarze allein gilt!“ Nein, die Weiße und die Rothe gelten allerwärts, mit ſammt der Blauen! Alla Bunnör, das laſſ' ich mir nicht nehmen! Weiß und Roth immer und ewig, oder, wenn Euch das verſtändlicher klingt, „Freiheit und Revolution,“ um politiſch zu reden, „Unſchuld und ſtrafende Milde,“ wenn ich's in die lallende Rede der Kirche überſetzen ſoll.“

„Was haben Sie denn wieder angezettelt, Schnurrenreich,“ rief ich dazwiſchen, während Jablonsk ſeine Landsleute zu beruhigen ſuchte.

„Ich angezettelt?“ verſetzte der gravitätiſche Lahme. „Behüte Gott und die heilige wunderthätige Marie! Ich habe Alles abgezettelt, weil die Kerle Dinges da,

Digitized by Google

das Hazardſpiel, nicht recht verſtanden. Frage ich die Narren, was ſie wollen, die Portiuncula oder die Portio? „Die Portiuncula!“ ſchreien ſie. Gut! wir ſpielen und die Portio gewinnt. Und nun wollen Sie mir's nicht glauben, daß dieſe Portio mehr werth ſei als die Portiuncula. Alla Bunnör, hol' der Teufel ihre flachſtirnigen Köpfe!“

Schnurrenreich hinkte fort, umhüpft von ſeinem poſſirlichen Hündchen, das ein recht gutes Geſchöpf ſein mochte, jedem unparteiiſchen Hundeliebhaber jedoch platterdings widerlich werden mußte. Als er den feindlich geſinnten Gegnern auf dieſe Weiſe entkommen war, lachte er mit ſeinem ganzen zureichend langen und breiten Geſicht mir zu und ſagte: „Habe ich die dummen Tölpel doch wieder um zwanzig Gulden geprellt, lauter neue Zwanziger. Hübſches Dinges! Sie fragten mich, worin denn eigentlich die Freiheit und Gleichheit beſtände, von denen alle Welt wieder ſo viel Geſchrei mache? Je nun, entgegnete ich, das iſt juſt wie mit Eurem morgenden Feſte. Nicht wahr, morgen erhält Jedermann Abſolution für Alles? Ja, gewißlich! ſchreien zwanzig Kehlen. Na, da gebt her, ſag' ich, nehme die Karten, mit denen ſie auf die dümmſte Manier von der Welt hazardiren, und gewinne ihnen eben Alles ab. „Was iſt das?“ brüllt das Geſindel. „Freiheit und Gleichheit!“ ſag' ich und ſtreiche meine Zwanziger ein. Da mochten die Narren nichts mehr von meiner Freiheit wiſſen, griffen nach den Knütteln und wollten mir ihre Freiheit fühlbar machen. Ich ſtoße den nächſten Böhmen an, der neben mir einen vollen Bierkrug zum Munde führt, er ſchlägt ihn dem Nachbar ins Geſicht, und nun war der Henker los. Jablonsk rettete mich. Ich habe meine zwanzig Gulden, iſt aber doch immer ein närriſches Dinges mit der Freiheit! Man kann ſie immer nur auf einen Tag im Jahre ſo recht von Herzen genießen. Nun, gute Nacht! Komm, Möppe, halt's Maul! Schade um dein Schnäuzel, bellſt dich von Kräften. Komm, Möppe! Ja, ja, immer ſchwänzle; ich will dich führen.“

Schnurrenreich und Möppe, ſein treuer Begleiter durch das Freiheit ſuchende Leben, verloren ſich unter der noch immer unruhig umherwogenden Menſchenmenge. Die Nacht nöthigte auch mich und Xaver, einſtweilen ein Obdach zu ſuchen. Ich mußte darauf verzichten, über Mariannens Schickſale Aufſchlüſſe zu erhalten.

Mit Sonnenaufgang flog feierliches Glockengeläut über das Thal. Die kurze Ruhe ſchlug in wenig Minuten um in ein marktähnliches Geräuſch. Der bunte Menſchenknäuel, aus allen Gegenden zuſammengeflochten, entwirrte ſich allmälig und drängte den Pforten der Kloſterkirche zu. Aus den nächſtgelegenen Ortſchaften fanden ſich noch immer neue Ankömmlinge ein, die wohl mehr das Schauſpiel anziehen mochte, als die kirchliche Feſtlichkeit. Es war ſchwer, Zutritt zu erhalten, als endlich der Eingang in die Kirche geſtattet wurde. Rings um das Gitter des Hochaltars lagen die Gläubigen Ablaß erbetend auf den Knien. Feiſte, wohlgenährte Kaplane, denen man nichts Bettelhaftes anmerkte, vollzogen hier an Chriſti Statt mechaniſch-handwerksmäßig die Vergebung begangener und noch zu begehender Sünden. Es lag genug Ironie ſchon in der Art dieſes Sündenvergebens, es hätte nicht noch äußerlicher Anregungen bedurft, um in den Augen eines nicht ſtarkgläubigen oder bigotten Menſchen, wie ich war, die ganze Handlung bedeutungslos zu machen. Mich ſtörte eine Geringfügigkeit — der an die Wand gemalte Hochaltar. Aus Mangel an Raum hat ſich der Baumeiſter dieſen jeſuitiſchen Kunſtgriff erlaubt, der meiſterhaft genug gelungen iſt, um die Meiſten zu täuſchen.

Den ganzen Tag über ward die Kirche nicht leer. Immer neue Maſſen verdrängten die Abſolvirten — die Seligkeit war wohlfeil, es griff jeder zu, der Aermſte am begierigſten. Wer mag es dem vom Glück karg Beſuchten verdenken, wenn er die auch ihm lächelnde Stunde geizig benutzt? Man nehme dem weltlich Armen die phantaſtiſchen Reichthümer eines licht ausgemalten Himmels, und ſein gutes, gläubiges Herz ſtreift mit dieſem letzten Verluſte die Menſchlichkeit ab. Vom abergläubiſch Frommen bis zum gottesläſterlichen Frevler iſt dann nur ein kleiner Schritt!

Auch Marianne miſchte ſich unter die Wallfahrer. Sie hatte zwar am frühen Morgen noch das Tambourin gehandhabt und ihre große Geſchicklichkeit in fremdartig maleriſchem Tanze entfaltet, wahrſcheinlich, um ein freudlos dürftiges Leben zu friſten; jetzt trat ſie gebeugten Hauptes, ſich feſtklammernd an die Tradition, zu dem Mönche und ging, der Sünden baar und ledig, wieder hinaus zu ihrem Zelte. Eine Stunde ſpäter ſchrillte das Schwirren des Tambourins abermals durch die Luft. Heiteres Gelächter erſcholl, Marianne flog als indianiſche Fürſtin, reizend, eine Grazie in jeder Bewegung, über den grünen Wieſenplan. Die Zuſchauer klatſchten ihr zu; man hatte Ablaß und Kirche vergeſſen. Der melancholiſch-feierliche Orgelton, der einförmige Chorgeſang, der bittend, händeringend hinauf zum Himmel betete für

Digitized by Google

die Erlöſung der ganzen ſündigrn Chriſtenheit, wehte nur noch manchmal, wie der Sterbeſeufzer eines einſchlummernden Greiſes, in die rauſchende Luſtigkeit herüber.

Viele meiner Landsirute, Menſchen aus drm Volke, begegneten mir. Ohne ſie zu kennen, verriethen ſir ſich durch Haltung, Tracht und Sprache. Mancher hatte der Ablaßertheilung beigewohnt und beſchrieb nun den minder Brgünſtigten die Ceremonie. Aus Mangel an Kenntniß entſtand daraus gewöhnlich eine Burleske, die herzhaft belacht wurde von Seiten der Zuhörrr. Der Protrſtant von der Grenze bleibt rin für allemal bei der Anſicht: Katholiriſmus und Abgötterei lauſe auf eins hinaus. Heilend, bildend und aufklärend kann hier nur die Zrit ſelbſt in ihrrm ſteten Fortſchreiten einwirken, Gewalt führt nicht zum Ziele. Der Grenzer iſt virl zu hartnäckig in ſeiner Gläubigkeit, um etwas anzunrhmen, was mit ſelnen vom Vater und Großvatrr ererbten Gewohnheiten in geradem Widerſpruche ſteht.

So kam drr Abend beran. Einzrine Wallfahrergrupprn zogen ſingend von dannen — eine fromme Caravane durch die unermeßlichr Wüſte des Aberglaubens. Das Feſt ging mit dem Tage zu Ende. Die Menſchen waren durch Erwartung, geiſtige Aufregung und Sommerhitze ermattet. Jedermann ſuchte die Kühle des Waldes und, war es thunlich, Zerſtreuung im Geſpräch und bri böhmiſcher Muſik.

Jablonsk hatte ſich wieder zu mir gefunden. Auch Xaver, den ſein Glaubensbekenntniß ebenfalls unter die Ablaßſuchenden grführt, vereinigte ſich mit uns. Der duftige Abend, von Geſang und Spiel in ſüdliche Farben getaucht, führte uns durch Buſch und Hecken. Am Abhange eines grünen Hügels in üppigem Graſe lagerte die braune Marianne. Ein ſüßer Schlummer hatte ſie überraſcht. Flüſternd wehte das grüne Birkenhaar über ſie hin, ein naturlicher Fächer. Die Strahlen des Mondes fielen wie Silberflockrn auf dir ſchöne Schläferin. Ein ſchwachrs Hundegrbell erweckte ſie. Erſchrocken ſprang ſie auf und ſah uns verwundrrt, halb lächelnd an. Ich ergriff ihre Hand und nöthigte ſie niederzuſitzen. Es war ſo ſtill, einſam, ſo idylliſch heiter! Neugirr und, wenn man will, eine Theilnahme, wie ſie die Schönheit immer zu erwecken pflegt, veranlaßten mich, nach den Schickſalen drs ſchönen Mädchens zu forſchen. Wir durften nicht fürchten, geſtört zu werden, da Schnurrenreich mit ſeinrm Möppe glücklich an uns vorübergehinkt war. Xavrr untrrſtützte mich in meiner Bitte, und Jablonsk mrinte auch, es ſei immer bildend, eines fremden Menſchen Lebensgang zu erfahren. Nach einigen Zaudern reichte mir Marianne die Hand und ſprach: „So hören Sie drnn!"

(Die Fortſetzung folgt.)

Notizen.

[Gervinus.]

In Karlsruhe erſcheint nächſtens der erſte, 25 Bogen ſtarke Band von Gervinus' geſammelten kleinen hiſtoriſchen Schriften. Wir machen auf Einiges vom Inhalt, das ſich eines groſen Antheils erfreuen wird, aufmerkſam. Vor allen Dingen wird der Aufſatz über Dahlmann's Politik von dem größten Intereſſe ſein, dann eine Selbſtanzeige der Literaturgeſchichte, der Plan zur Reform der deutſchen Univerſitäten, dir durch Heeren veranlaßten hiſtoriſchen Briefe, der Aufſatz über hiſtoriſche Größe, dir Geſchichte der Zechkunſt, dir ſich bereits ſo viel Freunde erwarb. Außerdem bringt der rrſte Band noch rine Abhandlung über Artaud's Machiavell und die Einleitung zu den ehemaligen deutſchen Jahrbüchern, einem Journal, das Gervinus dekanntlich anonym redigirte und zu dem rr ſich jetzt brkennt.

[Die Aeſthetik in der alten halliſchen Literatur-Zeitung.]

Aus einem Privatbriefe.

„Was für Viehzeug — hier kein Schimpfwort, ſondern nur Gattungsname — mitunter in deutſchen Recenſir-Anſtalten weidet, davon gibt uns die halliſchr Liter.-Zeitung wieder einmal rechte Proben. Dort weeden die neuen Taſchenbücher für 1838 vorgenommen. Da heißt es: „Von den literariſchen Gaben (der Urania) zeichnen wir Biondetta, Novelle von einem Ungenannten, vorzüglich aus." Und weiter nichts! Nun wahrlich, wer nichts von der Herkunft und dem Verfaſſer Biondetta's weiß, und ſir für ein nrues, heutiges, deutſches Erzeugniß anſieht, der müßte doch daſſelbe mit Staunen und Wundern begrüßen! Aber „der Eſel frißt die Ananas für Diſtel" iſt ein altes Sprichwort. Derſelbe Recenſent kommt nachher auf Mundt's Delphin. Die Novelle „Mutter und Tochter" gibt er in vrrſtümmeltem Gerippr und wundert ſich dann, daß der Dichter einen ſolchen Stoff behandeln, das heißt zum blühenden Lebensgebildr ausbilden, mochte! In deſſelben Autors „Vertrauten Briefen aus Hamburg" ſieht er nur gewöhnliche Correſpondenzartikel belletriſtiſcher Zeitungen — und bekennt damit ſchauderhaft, wie es mit ſeinem Sinn und Ohr beſchaffen iſt! Ueber den ſtofflichen Inhalt dieſer Mundt'ſchen Briefe läße ſich vielleicht ſtreiten, aber der Vortrag, die Sprache, die Laune darin gehören zu dem Gediegrnſten, Anmuthigſtrn und Feinſten, was unſre neuere Proſa aufzuweiſen hat. Und davon merkt ſo ein Recenſent gar nichts! Ob es nicht eine gerechte Anforderung wäre, daß ein ſolcher Recenſent einmal zur Strafe grnannt, mit vollem Namen genannt würde? Wenigſtens würde man dann niemals in Verſuchung kommen, ihm Ananas anzubieten."

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — **40.** — den 24. Februar 1838.

Redacteur: **Dr. J. G. Kühne.** Verleger: **Leopold Voß.**

Das Portiunculafeſt.

(Fortſetzung.)

Wäre es möglich, dem todten Worte jene ſeelenvolle Rührung einzuhauchen, mit welcher das verlaſſene Mädchen ihre Schickſale erzählte, ſo würden ſie auf den Leſer denſelben Eindruck hervorbringen, den ſie auf uns machten. Ohne die geringſte Abſicht glänzen zu wollen, ergriff ſie tief durch den einfachen Vortrag. Lebendig, wahr empfunden, ſprachen die Worte aus dem vollſten Herzen. Niemand konnte einem ſolchen abſichtslos hervorgebrachten Zauber widerſtehen. Es war ein abermaliger Beweis, wie alle Kunſt nur dann wahr und hinreißend ſich geſtaltet, wenn die Natur im ſchönen Bilde aus ihr zurückſpiegelt. Marianne erzählte:

„In warmen Sommerabenden, wie der gegenwärtige, iſt mir's oft, als ziehe ein wunderbarer Traum buntfarbig durch meine Erinnerung. Mein Leben erſcheint mir dann falſch, ausgetauſcht. Wie eine Münze, deren Gepräge ich nicht kenne, wende ich es zweifelnd hin und wieder. und komme doch immer nur zu dem für mich ſchmerzlichen Endreſultate, daß ich nicht bin, was ich ſcheine. Die Wirklichkeit in ihrer rauhen Wahrheit bleibt eine bittre Täuſchung in meinem Gefühle. Ich empfinde, daß alles um mich her Lüge iſt, ſo drückend auch die Gewißheit dagegegen ſich auflehnt."

„Ich war noch ſehr jung, duftig und ſanft rauſchend, wie weiche Seiden, hüllte der Tag ſich in die abendlichen Schleier. Ein weißes Kleid ſpielte um meine jugendlichen Glieder und ich tanzte in kindiſcher Seligkeit durch blühende, fremdartige Gebüſche, mich oft elaſtiſch emporſchnellend, um mit erhobener Hand nach den Sternen zu haſchen, die ich mir auf den rauſchenden Baumwipfeln befeſtigt dachte. Den Himmel hielt ich immer für einen wunderbar geſtickten Baldachin und lachte über die großen Menſchen, die mich oft meines Glaubens halber ein träumeriſches Kind ſchalten. Der Baumgang, unter dem ich mich fortbewegte, lief nach dem Meere hin aus und diente mir oft zum Spielplatze, wenn ich allein bleiben mußte. Von jeher liebte ich es, mich auf Seilen zu wiegen, die nahe dem Meere zwiſchen zwei ſchlanken Cypreſſen aufgeſpannt waren und zu Schaukeln dienten. Ein eigenes, glückſeliges, faſt ſinnenberauſchendes Gefühl zitterte durch meinen Körper, wenn ich, unbemerkt von den Meinigen, mit taſtenden Zehen ſchüchtern auf den ſtarken Seilen hinſchreiten konnte, mit den Händen nach den über mir hangenden Cypreſſenzweigen greifend, um mich vor jedem Sturze zu ſichern. Es war nicht nur Spielerei bei mir, ich muß es im Gegentheil noch jetzt als Ergänzung meines Lebens betrachten, wie ſich ſpäterhin auch die Muſik gewiſſer Inſtrumente, z. B. das Tambourin, dazu geſellte. Ueber den Grund jenes ſeltſamen Gefühls habe ich mir ſelbſt nie Rechenſchaft ablegen können. Ich betrachtete es als ein angeborenes Talent, das ſich mit den Jahren entwickeln mußte, ſelbſt wenn ihm die ſchwerſten Hinderniſſe in den Weg geſtellt würden."

„An der Küſte gab es immer ein bunt wechſelndes Leben. Fiſcherbarken glitten über die blaugrünen Wel-

Digitized by Google

len, Geſang flog hin und wieder, wie ein Echohall, der aus der weiten Natur herausbricht. Ich wenigſtens faßte die Geſänge der Fiſcher in dieſem Sinne auf. Oft hob ſich über die bewegte Meeresfläche ein weißes Segel und dann zog dämoniſch ſchweigſam der Koloß eines großen Schiffes in einiger Entfernung vom Lande majeſtätiſch vorüber."

„Die Fiſcher liebten mich und richteten zuweilen ihre einfachen Lieder an mich, wenn ich, meiner Neigung folgend, auf den Seilen nach dem Tact ihrer Ruder oder des Wellenſchlages die phantaſtiſchſten Tänze improviſirte. Volltönend und harmoniſch trifft noch jetzt zuweilen ein Laut der Sprache mein Herz, in welcher damals die Luft ſelbſt zu erzittern ſchien. Mild und wohlthuend, wie der Aether klangen jene Laute; jedes Wort war ein angeſchlagener Saitenton, jede Periode ein Accord. Ich habe ſeitdem nie mehr ſo tief empfunden, wie Himmel, Luft, Leben und das geheimnißvollſte Schluchzen des Herzens ſich in der Sprache begegnen. Das mag freilich wohl Täuſchung ſein, ein Traum, in den zurück ſich die Seele flüchtet, wenn die Gegenwart ſie nicht umkettet mit all den Reizen, die ſie als Erbtheil der früheſten Kindheit beſitzen zu dürfen wähnt."

„In jenem Abende war ich mir ganz allein überlaſſen. Ein großes Kirchenfeſt ward in der Nähe begangen und meine Eltern, dem Geſetze folgend und ihrem Glauben, wallfahrteten mit Andern eben dahin. Wer ſonſt noch um mich bleiben ſollte, verließ mich auf mein eigenes Zureden ſehr gern, um der Neugier Genüge zu thun. Aller läſtigen Aufſicht befreit, eilte ich in den Park, tanzte dem Meere zu und begann dort auf den Seilen meine alte Gliederübung, die für mich jeden höchſten Erdengenuß einſchloß."

„Der Abend war wunderbar ſchön, von Blüthenduft gewürzt. Eine aromatiſche Luft koſte mit meinen frei flatternden Locken und drückte das zauberiſche Bild des ſcheidenden Tages in den nachgiebigen, leicht empfänglichen Grund meiner Seele, mit belebten Arabesken umwunden, wie ſie Jugendfriſche und die Phantaſie eines poetiſchen Gemüthes um den Rahmen des Tages emporranken laſſen. Ich war ſchon ermüdet von meinen wunderlichen Sprüngen, ausruhend ließ ich meinen ermatteten Körper niederſinken auf das Seil, während der Blick meines Auges in dem Phosphorglanz des ſchäumenden Meeres ſich badete. Da hob ſich plötzlich über die Mauer des Parkes eine weibliche Geſtalt, in ſonderbarer, fremdländiſcher Tracht. Ein heiteres, verführeriſches Lächeln tändelte um ihre Lippen. Ihr Auge funkelte in der Düſterheit, ihre Worte aber klangen mild und wohlwollend. Sie fragte mich, ob ich gern tanze, und da ich bejahend antwortete und den Wunſch hinzufügte, immer tanzen zu mögen, küßte ſie mich und verſprach mir, dieſen Wunſch zu erfüllen, wenn ich mit ihr gehen wolle."

„Arglos ſchwang ich mich vom Seile und folgte dem gutmüthig plaudernden Weibe. Unſer Weg führte an einer Kirche vorüber, die ich wohl kannte, da meine Eltern mich oftmals zur Meſſe dahin mitgenommen hatten. Das Innere der Kirche war von Lichtern glänzend erhellt, der Chor ſang, die Orgel ſchlug dumpf dröhnend in einzelnen, tiefen Tönen in den Geſang. Mich ergriff ein Gefühl der Wehmuth, ich bat meine Begleiterin, mit mir einzutreten: ich wolle mit meiner Mutter beten."

„Ei, das hat Zeit, Marianne," ſagte das Weib (mich umtaufend) und zog mit ſanfter Gewalt mich an der Pforte vorüber, vor der eine dichte Menſchenmenge auf den Knieen lag. Bald ſtießen wir auf mehrere Männer. Sie überhäuften mich mit Lobſprüchen, nahmen mich auf ihre Arme und wußten auf jegliche Weiſe meine Munterkeit zu wecken. Freiwillig begann ich zu plaudern, vergaß des Augenblickes und fiel endlich ermattet in Schlaf. Als ich wieder erwachte, lag ich auf einem Teppich, der ehemals ſehr prachtvoll geweſen ſein mochte, jetzt aber unverkennbare Spuren der Vergänglichkeit an ſich trug. Neben mir handthierte das fremde Weib mit irdenem Geſchirr. Meine feſtlichen Kleider waren verſchwunden, doch ſah ich neben mir ein höchſt glänzendes Coſtum liegen. Ich war in die Hände einer Springerbande gefallen, die am Tage der Portiuncula ſich Ablaß erkauft und nach Erlangung deſſelben mich entführt hatte."

Die holde Erzählerin ließ ihre ſchöne Stirn in die Hand herabſinken. Ein paar Thränen perlten durch die runden zarten Finger. Der Mond küßte ſie verſtohlen mit keuſchem Strahl und ließ auch in ihnen die ſchlummernde Seele aufblitzen. Die fremdländiſche Ausſprache des Mädchens, die Naivetät in Blick und Vortrag bewegten uns ſo eigenthümlich, daß wir ſchweigend warteten, bis Marianne die Erzählung wieder anhob. Die gemiſchten Töne der Muſik, vom nahen Haindorf herüberklingend, die warm athmende Auguſtnacht, der Geſang der Pilger — Alles trug dazu bei, der Erzählung eine Wahrheit einzuhauchen, die andern Ortes ſchwerlich mit ſolcher Gewalt die Phantaſie umſtrickt haben würde. Nach einer längeren Pauſe fuhr Marianne fort:

„Leicht erregbare Kindesgemüther, wie das meinige, laſſen ſich ſchnell beruhigen, wenn ihnen geboten wird,

was ſie zumeiſt erfüllt. Zwar ſehnte ich mich zurück nach dem gewohnten Umgange; ich vermißte die Sauberkeit der Wohnung, die heitern Räume, in denen mein Sehnen und Träumen ſich beſchwingte. Dafür geſtatteten mir meine Begleiter nun freilich eine vollkommene Freiheit, um mich im Tanz auszubilden. Sie behandelten mich mit einer Art Zuvorkommenheit und bildeten durch Erregung meiner Eitelkeit mein Talent in kurzer Zeit künſtleriſch. Auch der Prunkliebe ſchmeichelten ſie. Es war mir unverwehrt, die glitzerndſten Gewänder anzulegen, da ſie wohl ſahen, daß durch dieſe Verfügung meine Neigung verſtärkt ward. Kaum aber hatte die angeborene Geſchicklichkeit zur ungewöhnlichen Kunſtfertigkeit ſich geſteigert, ſo änderte ſich auch mein bis dahin glückliches Loos. Immer ſchneller, enttäuſchender rollte ſich der kummervolle Pfad einer für Geld zur Luſt genöthigten Seiltänzerin auf, als welche ich von Land zu Land geſchleppt wurde. Ohne Reiz will ich dies Leben nicht nennen. Ich bemühte mich, je mehr mein früheres Leben in die dämmerhellen Farben eines Traumes zurücktrat, ſo oft ich vor der Neugier meine Künſte zeigen mußte, dieſe Phantasmagorie als mein eigentliches Leben zu betrachten. Die Wirklichkeit dämpfte ich ab zum farbloſen Bilde und das Vergangene, träumeriſch vor dem Auge der Erinnerung auf und nieder Flatternde baute ſich von ſelbſt auf zur Welt, in der ich ſchaffte in dämmerndem Bewußtſein. So erlangte ich, was ich wünſchte. Der Tanz, dem ich meinen Sturz aus dem Himmel Schuld geben mußte, ward der mitleidvolle Träger eines künſtlich erzeugten Paradieſes. So lange das Seil unter meinem Fuß erzitterte, oder das flüchtige Roß mich in Windeseile durch den Circus trug, war ich ſelig nicht als Künſtlerin, ſondern als tändelndes Kind, das mit der Erinnerung in ſchuldloſer Freude ſpielt. Nur die Beendigung einer Vorſtellung machte mich elend und ſtößte mir einen Widerwillen ein gegen jede kirchliche Ceremonie, gegen Glaube und Sitte, gegen Feſtesglanz und ſeine gläubigen Verehrer. Vor allen mit unnennbarem Schauer erfüllte mich die bloße Nennung des Namens der Portiuncula! — So wird eine Kleinigkeit oft Veranlaſſung zu den wichtigſten und einflußreichſten Verhältniſſen. Glauben und Religion, Sitte, Freiheit, Kunſt, ſie alle mögen Erzeugniſſe einer nicht zu unterdrückenden Neigung ſein, bedingt werden ſie doch meiſtentheils von Einflüſſen, die uns nur als körperloſe Schatten berühren."

„Sie wundern ſich, ein Mädchen, dem frühzeitig die heitere Lebensatmoſpäre mit erſtickenden Düften verpeſtet wurde, ſo ſprechen zu hören. Woher kommt Dir dieſe Anſicht? hör' ich Sie fragen. Die Antwort darauf iſt leicht. Unglück macht frühzeitig klug; in ihm erwächſt den Armen der untrüglichſte Lehrer. Und dem Weibe vielleicht eher, als dem Manne, da des Weibes Gemüth empfänglicher iſt für Alles, was die Natur gibt, mag es auch noch ſo herb, ſchmerzlich verletzend es berühren."

„Wenn ich nach dieſem Erlebniſſe mich gern von dem abwendete, was in der Regel Andere unter ähnlichen Bedrückungen des ſogenannten Schickſals ſuchen, ſo konnte ich mich ſelbſt doch nicht ungläubig oder gar gottlos ſchelten. Der Sinn für das Heilige blieb rein und unberührt in meinem bekümmerten Herzen. Konnte ich dafür geſcholten werden, daß die Art der Auffaſſung bei mir von der Gewöhnlichkeit abwich? — Mir blieben faſt alle eigentlichen Myſterien des Glaubens unbekannt; von dem, was die Kirche zu heiligem Geſetz, zu beſeligender Ceremonie erhoben hatte, wußte ich nichts. Mich zu bilden, fehlte es mir an Zeit, weil meine nunmehrigen Gebieter nach Willkür mit mir ſchalteten. Der Eindruck jenes Tages aber, deſſen wolluſtſüßer Abend mich von dem Buſen des Glückes riß, blieb mir unvergeßlich. Mit ihm Alles, was ſich daran knüpfte. Es war natürlich, daß mir ſolchergeſtalt das Portiunculafeſt als die ausſchließliche Ceremonie in religiöſen Dingen unauslöſchlich eingeprägt ward. Obgleich ich nun einen gewiſſen Abſcheu davor empfand, ſo miſchte ſich doch auch wieder ein mir ſelbſt unerklärliches Gefühl der Sehnſucht in dieſe unbeſtimmte Verneinung der Seele, daß mir dies Kirchenfeſt allein als die Veranlaſſung meiner dereinſtigen Befreiung vorſchwebte. Sie mögen dies ſonderbar, vielleicht auch lächerlich finden. Die Natur aber gefällt ſich gern in dieſem ironiſchen Inſtinct, in dieſem wechſelwirkenden Zuſammenknüpfen der beleidigendſten Extreme, um inmitten des Kampfes derſelben das eigentlich Schöne und Bleibende in Perſonen ſowohl wie in ganzen Nationen zur gedeihlichen Blüthe hinzuführen. Beſtimmend wirkt hierbei wohl auch die Phantaſie ein, wenn ſie zur bleibenden ſich geſtaltet, und dadurch dictatoriſch den nächſtfolgenden Tagen eine dauernde Richtung gibt. Zeugungskräftige Geiſter mindeſtens beſitzen dieſe Kraft, die vielleicht nicht mit vollem Rechte, ſchlägt ſie zum Guten aus, Glück genannt wird. Wie dem aber auch ſein mag, alle meine nachmaligen Schickſale reihten ſich ſo eng an dieſem leitenden Faden auf, daß ich bald feſt an mein undeutliches Ahnen glaubte."

„Eine Seltſamkeit erzeugt die andere. Unbewan-

Digitized by Google

dert in allem, was Herkommen und Sitte geboren hatte, trieb mich jene magnetiſche Kraft der lebengeſtaltenden Ahnung an, mich genauer nach den Orten zu erkundigen, wo das Portiuncula-Feſt vorzugsweiſe feierlich begangen wurde. Kaum davon in Kenntniß geſetzt, wußte ich durch meine überwiegende Kunſtfertigkeit meine nicht eben ſehr nachgiebigen Beherrſcher meiſt nach einem dieſer Orte zu führen. Immer ereignete ſich dann irgend etwas an einem ſolchen Tage, was für mich bedeutungsvoll war, oder doch ſo ſchien, weil Phantaſie und Wirklichkeit in meinem entzündbaren Geiſte wunderbar vereinigt blieben. Je älter ich ward und je voller mit der Entwickelung des Körpers auch das geiſtige Leben in mir aufging, deſto tiefere Beziehungen knüpfte ich an die leitende Flamme meines Aberglaubens. Obwohl die weibliche Eitelkeit mich ſelbſt immer als Achſe betrachten ließ, um welche Wichtiges und Unwichtiges ſich bewegte, ſo erweiterte ſich doch auch der Blick meines Auges, das gewohnt war, unaufgefordert viel in die Welt zu ſchauen. Die Wanderzüge unſerer Geſellſchaft riſſen mich faſt durch halb Europa, und einſtmals, glaub' ich, ward ſogar der Wohnſitz meiner Jugend wieder von uns berührt. Ich hörte bekannte Laute, die tönenden Worte einer nur in meiner Erinnerung noch lebendigen Sprache ſangen ein längſt vergeſſenes Wiegenlied ungetrübter Glückſeligkeit um mein Ohr. Ich lauſchte, ich wollte beſtimmend den Zug leiten — da bogen wir plötzlich ab von der Lanſtraße, und meinem ſchweifenden Auge war es nur vergönnt, im hereinbrechenden Abenddunkel den feuerflammenden Meeresſpiegel zu bewundern, die Wiege und das Grab aller ſchönen Träume von Glück und Freude. Wir waren in Spanien, meinem Geburtslande. Einen Tag ſpäter flatterten wieder die ſcherzenden Naſentöne der franzöſiſchen Sprache wie verliebte Blicke coquetter Schönen luſtig um uns. Das Land meiner Jugend ſah ich ſeitdem nicht wieder."

„Das Glück, oder wie ich es lieber nennen möchte, der Leben gebende und beſtimmende Glaube des Herzens, jene unenträthſelte Myſtik zwiſchen dem einfachen Willen des Menſchen und der gewährenden Macht der Schöpfung oder Natur betrog mich fortan nie mehr. Meine Kunſt, in der ich, ſo lange ausübend mein Fuß aus dem Weltall poetiſche Töne zu locken ſchien, die Freiheit ſah, wie ſie für mich taugte, ſteigerte ſich zu hoher Virtuoſität. Ich ward Beherrſcherin meiner früheren Herren. Von mir allein hing ihre Exiſtenz ab, die auf Erden immerdar mehr ſein und bleiben wird, als alle Freuden des Himmels. So folgte man den Vorſchlägen, die ich, wohl nicht ohne gänzliche Verläugnung der Liſt meines Geſchlechtes zu geben für gut befand. Dadurch erlangte ich vorzugsweiſe, an dem jedesmaligen Feſttage der Portiuncula einen Ort zu gewinnen, wo die Feier deſſelben bedeutend, die zuſtrömende Menge der Wallfahrer zahllos genannt werden konnte."

(Die Fortſetzung folgt.)

Notizen.

[Dorow's Facſimile von Handſchriften.]

Das vierte Heft dieſer außerordentlich intereſſanten Sammlung lithographirter Handſchriften iſt mit einem Brief Byron's an Goethe, aus Livorno vom Jahre 1823, eröffnet. Nr. 2. gibt den merkwürdigen Brief des Fürſten Pückler, den wir bereits anführten. Außerdem noch 24 andere, von denen wir nur folgende namhaft machen. Ein Brief von Heinſe aus dem Jahre, in welchem Ardinghello erſchien, iſt von beſonderem Werth. Die Handſchrift des genial üppigen Heinſe hat ſonſt mit Hamann's Schriftzügen, die ein früheres Heft brachte, Aehnlichkeit; ſo ſchreibt kein Don Juan, ſondern ein innerlich mit ſeinen Gedanken verflochtner Menſch, ja ein Myſtiker kann ſo ſchreiben. Friedrich Heinrich Jacobi (aus dem J. 1805) ſchreibt ſehr ſauber, nobel moraliſch; der alte Gleim (vom J. 1797) hat in ſeinen Handzügen eine Art dicker, wohlgenährter Gemüthlichkeit. Juſtus Möſer's Handſchrift hat ſehr viel offne Freiheit, ſie verräth ein weitblickendes Auge, während ſonſt gelehrte deutſche Hände den Mops vermuthen laſſen, der mit der Naſe auf dem Papiere herumfährt. Auch Gans hat eine kräftig geſchwungne Kielführung, man hört beim Anblick dieſer Handſchrift die ſchallende Sprache des Mannes auf dem berliner Katheder. Das neue Heft gibt einen höchſt ſchätzbaren Artikel von Gans, ſeine Anſicht über die Nothwendigkeit der Oppoſition zum Beſtehen eines Staates. Drei Muſiker hinter einander fordern zu Vergleichen auf. Salini möchte, wie Spontini, die Buchſtaben zu Noten machen, Cherubini zittert beim ungewohnten Dienſt der Federführung, Beethoven möchte mit großartig herumwaltenden Zügen ſich erſt neue Buchſtaben entwerfen. Sonſt finden wir noch: Schelling, beide Niebuhr, den Reiſenden und den Geſchichtsforſcher, Niemcewicz, Graf St. Aulaire, den Verf. der histoire de la Fronde, König Stanislaus II. von Polen, Großherzog Karl Auguſt von Weimar, Boſſuet, Girardin u. A. Der Leſer mag bei jeder Handſchrift ſelbſt ſein Handſchriften-Lavater ſein.

[Böckh's akademiſche Rede.]

Dieſe Rede, welche Geh. R. Böckh zur Feier des Jahrestages Friedrichs des Großen am 25. Januar in der berliner Akademie hielt, und von welcher Hr. Carriere in der Correſpondenz ſpricht, iſt in Berlin bei Veit u. Comp. erſchienen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

(Hierbei eine Beilage von F. Volckmar in Leipzig.)

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 41. — den 26. Februar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Portiunculafeſt.

(Fortſetzung.)

„Bei dem Feſte ſelbſt dachte ich mir nichts mit der Ceremonie im Einklange Stehendes. Hier, wie faſt überall, der Eingebung meines Herzens folgend, verknüpfte mein mädchenhaftes Denken und der leicht erregte Sinn der Künſtlerin Ideen mit dem Ablaß, die wohl mit der Entſtehung des eigentlichen Feſtes nicht die mindeſte Verwandtſchaft zeigen mochten. Das Leben hatte mich frei gemacht. Eine Art von Emancipation war mir ungeſucht zu Theil geworden, die ich ſelbſt empfand, ohne mir klare Rechenſchaft darüber geben zu können. Ich glaube aber, ſie iſt mit jeglicher Kunſt unerläßlich verbunden. So kam es denn, daß ich das Wort „Ablaß“ in ſeiner vollen Bedeutung als ſündenlöſend auffaßte, und für das Schiboleth hinnahm, in dem eine allgemeine Rettung ſich verſchließe, die augenblicklich ihre Geltung gewinnen werde, wolle ſich die Menſchheit nur die Mühe nehmen, das geheimnißvolle Siegel vollends zu löſen. Was ich Alles damit verknüpfte, iſt ſicher thöricht. Es waren Grillen eines Mädchens, die wunderbar durch das Lebens geriſſen worden, vermöge eines glücklichen Naturells aber, trotz allen Fährniſſen, doch immer der Bildung entgegengeführt ward. — Die einmal gewonnene Stellung erlaubte mir, jetzt nachzuholen, was mich früher die Nothwendigkeit zu verſäumen gezwungen hatte. Ich las, was mir in die Hände fiel, doch am liebſten die Tagesgeſchichte. Die raſche Beweglichkeit, mit welcher hier und dort der wunderbare Lebensodem der Geſchichte die einzelnen Völker ſo verſchiedenartig zum Handeln oder Träumen veranlaßte, behagte mir ungemein. Es lag eine geheimnißvolle Sympathie in dieſer Kunſt des großen Volkertanzes mit meinen abgeſchloſſenen künſtleriſchen Beſtrebungen, und da ich glaube, daß nur Verwandtſchaftliches ſich berührt, mag es nun in der Ahnung aufzittern, oder in der härteren, feſten That herausſpringen, ſo bildete meine Art und Weiſe, das Künſtleriſche mit dem Ereignißvollen im Leben zu verknüpfen, eine Politikerin aus mir, die eigenthümlich genug ſein mochte, und doch fern blieb von aller Carricatur. Es war ja am Ende doch nur ein Tauſch der Maßſtäbe, die Sache blieb unverändert.“

„Dieſer weiblichen Art und Weiſe, die Geſchichte aufzufaſſen, verdanke ich es wahrſcheinlich, daß mich furchtbare Ereigniſſe nie überraſchten, noch weniger niederſchlugen. Es war der Fatalismus des weiblichen Gemüthes, aus dem ich Troſt ſchöpfte, ſowohl für mich als für die Gemeinſchaft von Völkern. Auch hierzu gab die alleinige Veranlaſſung das Portiuncula-Feſt!“ —

„Längſt ſchon hatte ich in ſtill verſchloſſenem Buſen einen Gedanken mit mir herumgetragen, den ich von den Menſchen, von der Geſchichte, ausgeſprochen, verkörpert wünſchte. Es fehlt mir die Elaſticität des durchfühlenden Gedankens, um eine deutliche Anſchauung davon Ihnen in Worten geben zu können. Ungefähr aber lief all mein Sinnen darauf hinaus, daß ich wünſchte, es möge den bildſamen, fortſchreitenden Völkerſchaften

Digitized by Google

gelingen, das Portiuncula-Feſt ſeiner Bedeutung nach auf das ganze Leben auszudehnen — den Ablaß zu emancipiren, und ihn, wie es ja auch in der Kirche feſtgeſetzt iſt, ſeine Wirkſamkeit auf jeden Tag und jede Stunde im Jahre zu erweitern. — Sollte ich ſagen, was mich zu dieſem Gedanken veranlaßte, ſo möchte ich ſchamroth werden. Es war vielleicht nur ein geläutertes Gefühl der Künſtlerin, eine minder eingeengte Betrachtung des Heut und Geſtern. Ohnedies ſchien mir die ceremonioſe Form des Portiuncula-Ablaſſes im Laufe der Zeit ſo abgenutzt, daß eine Auffriſchung nur vortheilhaft ſein konnte. Wünſchte ich dieſe im Sinn einer freien Künſtlerin, dem Bedürfniſſe der Völker und ihren Stellungen angemeſſen, ſo kann dies als albern belächelt, doch, glaub' ich, nicht geradezu verworfen werden. Mein Wunſch blieb überdies ſo harmlos, daß er nicht einmal die Flecken einer Ketzerei durchſchimmern ließ."

„Ganz irre gegangen konnte ich in meinen Anſichten aber doch nicht ſein. Das Portiuncula-Feſt war abermals angebrochen, ich befand mich nebſt der Geſellſchaft, die ich beinahe allein erhielt, in einer bedeutenden Stadt Deutſchlands, als plötzlich eine ungewöhnliche Bewegung unter den zahlreichen Pilgern ſichtbar ward. Man ſchrie, ſtieß, lärmte, drängte und rannte durch- und gegeneinander, ohne den Grund dieſer Aufregung vom Nächſten erfahren zu können. Es hieß, ſo eben angekommene neue Zeitungen brächten wichtige Nachrichten aus Frankreich. Nach einigem Hin- und Herwogen der Menſchen erfuhr Jedermann den Ausbruch der Julius-Revolution. Ueber dieſem Ereigniß vergaß der größte Theil der Wallfahrer die Bedeutung des Feſtes, das ſie herbeigeführt hatte. Der Ablaß der Kirche ward vernachläſſigt, man fühlte die Macht des Gedankens, der weit aus der Ferne herüber laut und drohend ſein Begehren ausſprach: Gebt Ablaß aller Welt!"

„Auch die Eitelkeit eines Mädchens beſchränkt ſich nicht immer auf die nächſten Umgebungen ſeiner Toilette. Mich hatte die Welt zwar nicht im Glücke geſchaukelt, ſie war aber doch an mir vorübergegangen. Dies hatte meinen Blick erweitert und all den zahlloſen kleinen Regungen, womit das Herz eines Mädchens zu tändeln pflegt, eine Sympathie für Größeres eingehaucht. War es ein Wunder, daß jene Nachricht mich mit unnennbarer Freude ergriff, da ich in ihr eine Eitelkeit befriedigt ſah, die lange Jahre mein verſchwiegener Buſen genährt hatte? Auch hier überraſchte und erfreute mich zu gleicher Zeit wieder die Schöpfung meines ſeltſamen Ahnungsvermögens, das ſich dem Glauben bis zur Innerlichkeit der gewiſſeſten Ueberzeugung anſchmiegte. Wie bitter ſchmerzte es mich, daß ich ungekannt, machtlos nur von fern zuſehen mußte, was nun Gutes oder Schlimmes aus dem Portiuncula-Feſte der Freiheit ſich geſtalten werde! Den Völkern es zu ſagen, laut und überzeugend, das — ſo dünkte mich — wäre jetzt eine belehrende, edle Aufgabe geweſen. Ich fühlte zum erſten Male die ganze erdrückende Schwere eines großen Gedankens, zu deſſen Verdeutlichung die Mittel nicht vorhanden ſind!"

„Ein Mädchenherz verzweifelt indeß nicht ſo leicht. Ich war in einem gewiſſen Sinne reich, mächtig. Temperament und das Hereindämmern der Abendröthe eines poetiſch-ſchönen Jugendtraumes hielten mich in einer fortwährenden Verzückung, die jetzt noch bedeutend geſteigert ward durch die fröhlich-bange Aufregung, in welcher fortan die Tage über den Völkern Europas auf- und untergingen. Mir kam ein wunderlicher Gedanke, an deſſen Geſtaltung zur That ich ernſtlich arbeitete. Das Wort belehrt, regt auf, ſpannt an zu Thaten, nicht minder thut es wohl auch die Muſik, der ein freierer Wirkungskreis geſtattet iſt, da ihre Verſtändniß das Herz zum Dolmetſcher bedarf, und dieſem weniger Hemmniſſe von Seiten ſogenannter bürgerlicher und politiſcher Inſtitutionen entgegengeſtellt werden können. Die Künſte ſind ſich alle verwandt. Das hatte ich ſelbſt erlebt, ich hatte es geleſen und erfahren. Der Tanz, zur Kunſt erhoben, vermag ein ganzes Menſchenleben plaſtiſch darzuſtellen. Er kann aufreizen bis zur Wuth. Er umgarnt den Verſtand, er ruft alle Leidenſchaften zum Aufſtande. Als eine geborne Südländerin fühlte ich dieſe hinreißende Allmacht des Tanzes mehr, als ich ſie wußte. Das Gefühl aber ergänzt das Wiſſen immer in bedeutungsvollen Augenblicken, und ſo ſchien es mir gewiß, daß es einer Virtuoſin im Tanz, die eben ſo viel Willenskraft als freie Geſinnung beſitze, möglich ſein müſſe, durch den Tanz auch der Menge einen Begriff von den Zeitbewegungen beizubringen. Ich gebe zu, daß dieſer Gedanke, in einem ſchwärmeriſchen Mädchenkopfe entſtanden, deſſen ganzes Leben aus dem Wunderbaren ſich entwickelt hatte, barock erſcheinen mag. Dennoch ſchritt ich zur Ausführung. Ich ging nach Brüſſel, gab Vorſtellungen in meinem Sinne und ward, wenn nicht verſtanden, doch geahnt. Das Volk erhob ſich — man ſagt, enthuſiasmirt durch eine Opernmuſik — es verlangte ein Portiuncula-Feſt. Zufrieden mit mir ſelbſt durchzog ich fortan Deutſchland. Polen nahm mich auf und ich erlebte in Warſchaus Mauern den Ruf nach Ablaß.

Digitized by Google

Auch dort hatte ich auf die Maſſe gewirkt. Es unterſtützten mich dort vorzugsweiſe die Nationalkleidung und der Nationaltanz des Mazureck, den ich mit einigen meiner Gefährten, Senſen ſchwingend, aufführte."

Marianne ruhte abermals in ihrer gewohnten maleriſch graziöſen Stellung, den ſchönen Kopf in ihre Hand ſtützend. Xaver hatte aufmerkſam zugehört. Er ſtand bewegt auf und lehnte ſich an eine der naheſtehenden Buchen. In ſeinem Geſichte weinte ein bitterer Schmerz, der volle Mondenglanz überdeckte ihn mit ſilbernem Geflock. Marianne erhob ihr dunkles Auge und erzählte, einen Seufzer gewaltſam zurückdrängend, weiter:

„Es gehört unter die räthſelhafteſten Erſcheinungen im Leben, daß gewöhnlich diejenigen, welche auf irgend eine Weiſe energiſch in das Getriebe zeitgeſchichtlicher Bewegungen eingreifen, in dem Moment des Fortſchrittes eine Niederlage oder eine Unbill erleiden. Der Geiſt der Geſchichte, ſcheint mir, will dadurch das nöthige Gleichgewicht immer aufrecht erhalten, und die Menge der nothwendig bei jedem Umſchwunge Zurückgeſetzten gewiſſermaßen beſänftigen. — Mir erging es faſt eben ſo. Ein junger Pole, hingeriſſen von meinem Tanze, eroberte ſich von mir die Genehmigung, verkleidet und maskirt mich eines Tages ſecundiren zu dürfen. Es geſchah; wir waren Beide aufgeregt — der Augenblick überraſchte mich, ich ward meinen eigenen Gedanken untreu, der Pole beſiegte mein Herz und meine größeren Zwecke! Tages darauf brach der Aufſtand aus. Die allgemeine Aufregung nöthigte mich, Polen zu verlaſſen, was ich ohne Reue hätte thun können, wäre ich mir nicht einer Schuld bewußt geweſen."

„Von nun an verlor ſich mein Glück mit meiner Kunſt. Das nächſte Jahr ſtand ich faſt ganz allein. Eine Krankheit hatte mich ergriffen, der Reiz der Kunſt entſchwand mit der Entweihung ihrer Bedeutſamkeit in meiner Ahnung. Das nächſte Portiuncula-Feſt erlebte ich am Fuße der Karpathen — ich gebar ein Kind, daſſelbe, welches Sie im Arme der Zigeunerin ſahen, die mich vor ſo vielen Jahren dem Eden meiner Kindheit entriß. Ein armer aber ſtolzer ungariſcher Edelmann pflegte mich. Seine medieiniſchen Kenntniſſe wirkten wohlthätig auf meine zerſtörte Geſundheit, und als ich geneſen war, forderte er meine Hand zur Belohnung der mir geleiſteten Dienſte." —

„Es ſtand nicht in meiner Macht, ihn ganz von mir zu weiſen. Ich war arm, verlaſſen, trug ein Kind am Buſen und fühlte zum erſten Male den Schmerz einer verwaiſten Mutter. Damals ward ich milder gegen ſo Manches, was ich bisher mißbilligend an mir hatte vorüberſtreifen ſehen. Ich fühlte, es könne Augenblicke im Leben geben, wo die Pflicht es erheiſche, der Welt ſich abzuwenden und ihren größeren Sorgen, um den kleineren Kreis ganz auszufüllen, und von ihm aus ſpäter wieder dem Fortſchritte des Ganzen einen bewegenden, kräftigen Theil zuzuweiſen. So ward ich nun genöthigt, mein ferneres Schickſal in die Hand des Ungarn zu legen, der in ſeiner Armuth gezwungen ward, Deutſchland hauſirend zu durchſtreifen. An ſeiner Seite zog ich nun von Ort zu Ort, er als Arzt, ich als Tänzerin. Auch dieſes Leben war nicht ohne vielfache Belehrung und hatte demzufolge ſeine Annehmlichkeiten. Faßte ich früher Alles, was mich berührte, mehr in traumhafter Ahnung auf, als ein poetiſches Bild, das leuchtende Glanzpuncte auf mich herabwarf; ſo lernte ich jetzt das Wirkliche in ſeiner Reinheit ſchätzen. Aus beiden Anſchauungsweiſen entpuppte ſich die urſprüngliche, allgemein gültige Wahrheit. Zufrieden war ich freilich mit dieſer Verwandlung nicht jederzeit. Phantaſie und Lebensſchärfe befeindeten ſich oft in meinem Herzen. Nach jedem ſolchen Kampfe ſiegte aber die Vernunft, die mild alle Fäden verknüpfte, mochten ſie nun ſilberglänzend aus der Welt des Traumes und idealer Schwärmerei herüberflattern, oder dürr und kalt die Proſa des gemeinen Tages beurkunden.

(Der Beſchluß folgt.)

Correſpondenz.

Aus Berlin.

[Immermann's „Opfer des Schweigens." Clara Novello.]

— — Nachträglich noch über: „Die Opfer des Schweigens." Immermann hat dies Trauerſpiel eigens für die Bühne geſchrieben und ganz beſonders für die berliner berechnet. Wollte man boshaft ſein, ſo könnte man ſagen: „O, hätte er doch dabei ſelbſt das Opfer des Schweigens gebracht und nichts von dem Werke verlauten laſſen!" Doch nein, man wird dabei *nicht* boshaft, ſondern nur *ernſt* reden; diesmal hätte es gewiß im wahren Vortheil des Dichters gelegen, wenn er dieſes mißlungene, oder richtiger geſagt, nur *halbgelungene* Werk *nicht* auf die Bühne gebracht hätte. Sein Ruf als *dramatiſcher* Dichter iſt feſt begründet, wenn auch nicht in dem Grade, wie eine zu einſeitig für oder wider eingenommene Kritik es glaubt, oder wenigſtens ſagt. Sein Ruf als *theatraliſcher* Dichter iſt dagegen faſt umgekehrt, eher ein nachtheiliger als ein vortheilhafter zu nennen. Keines ſeiner Werke hat auf der Bühne Beifall finden können, und es war nicht blos die Maſſe, ſondern auch die unparteiiſche Zahl der Einſichtigen,

Digitized by Google

welche die Mängel erkannte, die dem theatraliſchen Erfolge der Immermann'ſchen Dramen trotz vieler einzelnen dramatiſchen Schönheiten entgegenſtanden. Von allen Werken des Dichters aber, die uns bekannt geworden, ſind „die Opfer des Schweigens“ das mangelhafteſte. Ein Kritiker Berlins hat, wie das gar leicht iſt, den Darſtellern und dem ungebildeten Publicum die Schuld des Mißglückens beigemeſſen; in manchen Fällen iſt dies gewiß die Urſache, weshalb ein Werk ſeinen wahren Eindruck verfehlt. Allein hier war dies nicht der Fall, denn abgerechnet, daß die Bildung des anweſenden Publicums um eine beträchtliche Anzahl von Graden höher ſteht, als die jenes kritiſchen Berichterſtatters, der uns ganz wohl bekannt iſt, ſo zeigt auch das „Wie“ ſeiner Kritik, daß er von den Urſachen des Falls und Mißfallens deſſelben keine Einſicht hatte. Sie liegen, generell ausgedrückt, darin, daß dem Werke ein dramatiſcher Zuſammenhang, eine wohlberechnete Kette von Urſachen und Wirkungen, endlich, ein in die rechte Stelle gerückter Knoten und Entwickelungspunct fehlt. Die erſten Acte leiten den Zuſchauer auf lauter Irrwege; es werden eine Menge Intereſſen entwickelt, Motive breit entfaltet, die nachher gar keine Früchte für das Werk tragen. Die Kataſtrophe fällt in den dritten Act, ſo daß die zwei letzten in bloßen Schilderungen der Wirkung beſtehen, welche das vollendete tragiſche Factum, der Tod eines Jünglings, auf diejenigen macht, welche dabei leidend oder handelnd betheiligt ſind. Nur die Hoffnung, das Werk müſſe, weil es aus der Feder eines ſo berühmten Autoren hervorgegangen iſt, noch irgend eine überraſchende, neuerfundene Wendung nehmen, erhält die Theilnahme; da aber dieſe Hoffnung völlig getäuſcht wird, ſo muß dies auf die endliche Stimmung des Zuſchauers einen deſto nachtheiligeren Einfluß äußern. — Jeder Dichter irrt ſich wohl bisweilen über eine Wirkung, die er beabſichtigt; in dieſem Grade aber iſt uns bei einem ſonſt ſo ausgezeichneten Manne wie Immermann die Selbſttäuſchung ſchwer erklärlich. Und zumal da er nicht flüchtig, nicht von Verhältniſſen, vom Augenblick gedrängt ſchrieb, ſondern völlig freie Muße hatte, und überdies wußte, daß er eine entſcheidende Schlacht für ſeinen Ruf focht. Denn wenn auf der erſten Bühne Norddeutſchlands ein Dichter mit einem neuen, d. h. nicht im Druck erſchienenen Werke auftritt, der ſich bisher keines glücklichen Bühnenerfolges zu erfreuen hatte; wenn er ferner unter Umſtänden auftritt, wo er mit der Suprematie eines dramatiſchen Schriftſtellers zu kämpfen hat, dem er an dichteriſchem Talente nicht zu weichen braucht, welcher ihm aber an theatraliſchen Erfolgen (deren Berechtigung vielfach, und auch zum Theil mit Grund, beſtritten worden iſt) weit voraus iſt; wenn er alſo einem ſtarken Gegner, der durch frühere Siege die Meinung ſchon für ſich hat, gegenüber treten will: dann muß er mit aller ſeiner Kraft gerüſtet, muß, wir möchten ſagen, ſeines Sieges gewiß ſein. Denn ſelbſt ein halber Erfolg iſt unter ſolchen Umſtänden eine ganze Niederlage. Und der Erfolg mußte gerade ein theatraliſcher, ein durch die Wirkung der concentrirten, lebendig organiſirten, den Bühnenräumen proportionirten Handlung, und durch die Eigenthümlichkeit und Wahrheit der Charaktere erreichter ſein; alle anderen acceſſoriſchen, allgemein dichteriſchen, oder auch dramatiſchen Schönheiten des Werkes fallen gar nicht, oder doch nur ſehr leicht in die Wage. Deshalb konnte geiſtreicher Dialog, einige glückliche humoriſtiſche Momente, ſelbſt ſchönes dichteriſches Detail, an welchem Allem dieſes Werk nicht arm iſt, es doch nicht auf dem Standpuncte, den es zu nehmen verſucht hatte, erhalten. Es iſt uns dies doppelt leid, weil wir einmal jedem geachteten Dichter auch einen glücklichen Erfolg ſeines Strebens wünſchen, und weil es gerade bei den in Berlin obwaltenden Verhältniſſen wichtig war, daß auch andere friſche Kräfte concurriren möchten, um einer nicht ohne Talent erworbenen, aber einſeitig und dictatoriſch geführten Herrſchaft entgegen zu wirken.

Aus Leipzig kam uns die anmuthvolle Sängerin Miß Clara Novello zu. Herrn Felix Mendelsſohn-Bartholdy muß ein beſonderer Dank votirt werden, und wäre ich ein Finanzminiſter, ich ließ ihm eine Einfuhrsprämie von Belang reichen für dieſe eingeſandte engliſche Waare. Je kleiner der Raum, je größer die Wirkung, kann man von dieſer ganz eigenthümlichen Sängerin ſagen. Das zarte Verhallen ihrer Glockentöne iſt nicht für unſer großes Opernhaus geeignet; im Concertſaale füllt der feine Duft ihrer Maienglöckchen den Raum ſchon viel bemerkbarer, im noch kleineren Saal ſättigt er die Lüfte bis zur ſüßen Betäubung. Ja, wahrlich, ſüß betäubt ſind unſere Hörer, und noch mehr unſere Hörerinnen. Denn auch das iſt eine ſeltſame Eigenthümlichkeit dieſer Sängerin, ſie hat eben ſo viel, ja noch mehr Verehrerinnen als Verehrer. Die Damen ſind am begeiſtertſten für dieſen auch in der That echt weiblichen, anmuthvollen, ſeelenhauchenden Geſang, der ſich mitten in den trüben Verwirrungen und Verzerrungen moderner Kunſtcaricaturen, in einer durch dieſen Contraſt doppelt reizenden Unſchuld erhalten hat.

Der 24. Januar, der 26. detto, und der 3. Februar waren vom Schickſale dazu beſtimmt, daß an ſelbigen in Berlin ſehr viel gegeſſen und noch mehr getrunken werden ſolle. Am 24. Januar, dem Geburtstage Friedrich des Großen, findet bei uns ſtets das Feſt der Handwerker — wie humoriſtiſche Mitglieder des Gewerbe-Vereins es ſelbſt nennen — Statt. Dieſes Feſt iſt immer eins der ehrenwertheſten, die gefeiert werden, weil es meiſt aus unabhängigen Männern beſteht, die ihre Geſinnungen nicht mit jedem Vorgeſetzten zu wechſeln brauchen. Im ganzen Jahre hält der Gewerbeverein ſeine Sitzungen trocken, beſchäftigt ſich damit, wie man beſſere Strümpfe webt, Lichte zieht, Zink conſumirt, Dampfmaſchinen conſtruirt, Dorn'ſche Dächer ſchmiert, u. dergl. m. Aber wenn das ein Jahr gedauert hat, ſo wird er natürlich endlich einmal hungrig und ſetzt ſich im Jagor'ſchen Saale zu Tiſche, und ißt und trinkt auf deutſche Weiſe, d. h. anſehnlich viel. Haud inexpertus loquor. da ich ſelbſt öfters mitgegeſſen und mitgetrunken.

(Der Beſchluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Dienſtags — 42. — den 27. Februar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Portiunculafeſt.

(Beſchluß.)

„Bei dieſem neuen Leben gebrach es mir nicht an Zeit, um ſtille Blicke, ernſter Fragen voll, auf die Zeit zu werfen. Bald mußte ich mir ſelbſt geſtehen, daß hier ein ganz ähnlicher Proceß im Geſtalten ſich entwickele. Polen war beſiegt — ein Bild meines Lebens lag es zerbrochen zu meinen Füßen — Frankreich hatte die Periode der ſchwärmeriſchen Luſt auch bereits überſchritten, Belgien führte den großen Salto mortale mit einigen lächerlichen Seitenſprüngen zu einem erfreulichen Ende! — Da ſtand das Portiuncula-Feſt wieder in alle ſeinen mannichfachen Schattirungen vor meiner fragenden Seele. Der Tag war gekommen, das neue Weihefeſt begangen worden, und Blut und Seufzer hatte es gekoſtet, um den großen Ablaß zu gewinnen. Die Völker hatten ſich errungen, was ſie im Begeiſterungstraume geſehen, gleich dem heiligen Francesco von Aſſiſi. Der kleine Fleck der Erde, wo ihre Idee der Freiheit ſich eine Kirche bauen konnte, befand ſich in ihren Händen. Es wallfahrteten Tauſende dahin, den Ablaß zu empfahen an der reinen Quelle; darunter gab es der Bettlergewänder viele und mannichfache. Doch trieb ſie noch der Glaube. — Wie lange wird es dauern, und die Schellenkappe Gewohnheit läutet dem Meßner Glauben die Sterbeglocke? — Unſer neues Portiuncula-Feſt ähnelt in allem dem alten. Sie werden neben einander beſtehen, keins das andere verdrängen, und die Zahl der Neugierigen wird die der Wallfahrer übertreffen.“ —

„Sie können mir einwenden,“ ſetzte Marianne nach einer Pauſe hinzu, „es ſei dies ein ſchlechter Spruch! Aber Sie irren ſich! Halten Sie nur immer die Erfolge zuſammen, und ich möchte beinahe behaupten, das Beſſere liege für die Geſammtheit in dem Mangel des Schwärmeriſchen. Könnte ich mein Ahnungsgefühl, das mich als Künſtlerin durch die Welt begleitete, den Nationen vererben, dann würden ſie mit Klugheit den einmal gehobenen Schatz bewachen, damit er ihnen von Jahr zu Jahr gleich mir, bevor ich untreu ward, die Zinſen der Beſonnenheit liefere. Für mich bleibt das Portiuncula-Feſt immer ein Tag der Hoffnung. Konnten ehemals fromme Bettler den Erdkreis mit dem Abglanz freiwilliger Gaben in einen noch jetzt nicht erloſchenen Heiligenſchein betten, warum ſollten heutigen Tages nicht freie Bettler ein ähnliches Reſultat hervorrufen? Hier kommt der Glaube wieder in Anregung, angethan mit dem Eiſenharniſch eines geſunden Willens, und, mich dünkt,“ ſchloß das braune Mädchen, „in dieſem Harniſch wacht und ſchläft der Erdkreis. Es iſt das Pilgergewand der neuen Zeit; wen es umſchließt, für den liegt an jedem Tage ein Ablaß der neuen Portiuncula bereit.“ —

Marianne ſtand auf, ihr tanzgeübter Fuß begann ſich wie von ſelbſt zu bewegen. Gewandt ſchwang ſie das ſchrillende Tambourin über ihr dunkles Haar und entfernte ſich auf raſchen Sohlen. Wie das wunderſame

Digitized by Google

Mädchen durch die flüſternden Bäume im Schimmer des Mondes dahinſchwebte, glich ſie einer überirdiſchen Erſcheinung. Man mußte an Sylphiden glauben, ſo lautlos zitterte der Fuß auf dem ſmaragdenen, leuchtenden Wieſenteppich. Nur der Schall des Tambourin, das blitzend bald hoch in der Luft, bald ſcharf am Boden hin die graziöſe Tänzerin mit ſich fortriß, entnahm ihr den überirdiſchen Zauber.

Mir ward ſonderbar zu Muthe. Willenlos folgte ich der verſchwindenden Geſtalt, die jetzt auf dem Wieſenrain in immer wilderen Strudeln der Bewegung dem nahen Dorfe zueilte. Lichter glommen das ganze Thal entlang. Hin und wieder brannten auch noch Feuer im Freien. Geſang flog da und dort über Hügel und Buſch. Das durchdringende Pfeifen des Böhmen und die eintönigen Klänge ſeines Zimbals miſchten ſich in die helleren Harmonien. — Ich hatte Xaver und Jablonsk faſt ganz vergeſſen. Der Pole ſchoß an mir vorüber dem braunen Mädchen nach. Im wilden Laufe ereilte, umfaßte er ſie und drückte ſie ſtürmiſch an ſeine Bruſt. Es erfolgte eine kurze Scene, Beide erkannten ſich. Marianne hatte ihren Mazuren gefunden.

Im Dorfe wieder angekommen, fiel mir zuerſt der Ungar auf. Er hatte ſich auf einen Stein geſetzt und bot nun den Umſtehenden ſeine Medicin mit einer unerſchütterlichen Ruhe zum Verkauf.

„Hier iſt eine ſuperbe Tinctur, hilft vor Zahnſchmerz, Kopfweh, Bauchgrimmen, Gicht, Reißen, ſei es im Kopf oder Fuß, in zwei, drei oder vier Stunden, je nachdem der Patient daran glaubt oder nicht, und könnte man es einem ganzen Volke eingeben, das an Kopfweh und Bauchgrimmen leidet, es würde geſund zur ſelbigen Stunde! — Und hier gibt es Salben für alle Gliederſchmerzen, neue und alte Schäden, Stich-, Hieb- und Schußwunden, mögen ſie ſich herſchreiben aus Freiheits-, Knechts- oder Revolutionskriegen. Ein Erbſenkorn groß auf den leidenden Theil gelegt, lindert allen Schmerz; und wenn auch der kalte Brand drinnen wäre, in ſechs bis acht Stunden muß er 'raus ſein. Es iſt ein königliches Mittel, greift durch, wie Schwerter und Kanonenkugeln.“

In dieſer Manier ſprach der Mann ohn' Aufhören. Die Zuverſicht in Wort und Blick, eine raſch eingeſtreute Bemerkung, die dem Erſten Beſten glücklich irgend ein Gebrechen laut angab, verſchafften ihm Zulauf und reichlichen Abſatz. Vor allen waren die Gränzer bemüht, die Gelegenheit zu benutzen. Schnurrenreich, der nirgends fehlte, wo es etwas zu ſehen gab, hatte ſich natürlich auch eingefunden; zum Kaufen war er aber zu klug.

„Närriſches Dinges das!“ ſagte er, als er mich anſichtig ward, und zog mich mit ſich fort. „Ach du mein lieber Heiland, iſt das Volk dumm! Mit eigenen Augen hab' ich's angeſehen, wie der Kerl drin in der Schenke den Fuſel zuſammenbraute, alles aus ein und demſelben Material, und hier kaufen die Menſchen mit theurem Gelde das Zeug — und 's hilft auch! Apropos, wie kommt das?“

„Der Glaube,“ erwiederte ich, „der Glaube —“

„Richtig,“ fiel Schnurrenreich ein, „der Glaube macht ſelig, oder geſund? Je nun, vielleicht auch. Geſundheit iſt Seligkeit, Seligkeit Freiheit! Der Glaube hilft! Närriſches Dinges! Bin doch neugierig, was einmal aus dem Bischen Welt werden wird. — Alla Bunnör!“

„Was aus Ihnen geworden iſt,“ verſetzte ich. „Die Welt befindet ſich immer in einer hinkenden Balance, dient nebenbei Gott, oder vielmehr dem Altar, der Freiheit und dem Narrenthume. Alles zuſammengefaßt und tüchtig unter einander geſchüttelt, gibt's eine pikante Speiſe. Es gehört nur eine gute Verdauung dazu.“

„Ja, ja, ja, ja! Ungefähr darauf läuft's hinaus. Wozu aber ſolcher Feſtſpektakel?“ fragte der geiſtlich Beamtete.

„Zum Ausgleichen, Genügſamwerden und zur Aufrechthaltung eines hoffenden, aber ſchönen Aberglaubens.“

„Auch zum Lernen, Herr,“ fiel Jablonsk, der Edelſteinſchleifer, mir in die Rede. „Ich habe heute viel gelernt, noch mehr aber gehofft. Das braune Mädchen hat mir bewieſen, was Leben heißt. Von heut' an verſteh' ich das Portiuncula-Feſt. Wann,“ fuhr er fort und ſah, ſeinen ſchweren Wanderſtab erhebend, mit blitzendem Auge hinauf in den flimmernden Sternenhimmel, „wann wird auch mein Land begreifen, was die Portſchinkel bedeutet? Je nun, gute Nacht, Herr! Ich werde wohl die neue Portſchinkel halt nicht erleben.“ —

„Da geht er hin,“ ſprach Schnurrenreich, der hohen Geſtalt des Böhmen nachſehend. „Heut iſt er ergriffen, und morgen ſpringt er einen Renowaczka nach der erſten Dorffiedel.“

„Der nicht,“ verſetzte ich. „Jablonsk hat etwas von dem Gemüth der braunen Tänzerin.“

„Schönes Kind, alla Bunnör! Hab' wohl gehört, was das Mädel ſchwatzte, mochte aber nicht ſtören. Ungefähr denk' ich's auf meine Weiſe auch.“

Wir hatten uns dem Zelte genähert. Der Ungar ſtand unter der Thür. Xaver, Marianne im Arme, trat

Digitized by Google

lächelnd heraus. Treuherzig ſchüttelte er mir die Hand. „Gott erhalte Sie,“ ſpeach er, „und ſchütze mein armes Vaterland! Einſtweilen bis dort oben das Portiuncula-Feſt wieder anbeicht, will ich mit Mariannen auf Hoffnung tanzen gehen!“

Der Ungar nickte und ſpritzte den Speichel ziſchend durch die Zähne. „Biſt auch ein Edelmann,“ fügte er hinzu, „biſt ein Pole. Magſt mitlaufen.“

Marianne neigte ihren ſchönen Kopf auf die Schulter des Sarmaten. Johanniskäfer ſchwärmten um die Gruppe. Das Mädchen ſchwang das Tambourin ſpielend in der Hand, warf mir freundlich lächelnd einen Abſchiedsgruß zu, und trat zueück in die leinene Behauſung. Der Mond erleuchtete geell die markirten Züge der Zigeunerin. Das Weib ſaß regungslos, wie das Schickſal, am Boden, den Blick feſt auf das ſchlummernde Kind geheftet. So liegt die Zeit, ein ſchlafendes Kind, im Arme der alternden mißtrauiſchen Vergangenheit! — Am Moegen daeauf war die wandernde Familie verſchwunden.

Das ABC des Lebens.

A. B. C. D.

Ein flüchtig Reh
Iſt der Gedankenlauf;
Kühn eilt's vom Thal hinauf
Auf lichte Bergeshöh'n,
Frei zu beſteh'n.

E. F. G. H.

Der Jäger ſah
Fern duech des Waldes Pracht
Beute, die reich ihm lacht.
Waidmanns Herz freudig ſchlägt,
Muthig bewegt.

H. I. K. L.

Fliehſt Du ſo ſchnell?
Ich folge Deiner Spur;
Lockſt mich zur Ferne nur,
Hin, wo ein glänzend Licht
Den Tag verſpricht.

M. N. O. P.

Frei ſieht das Reh
Hier von des Waldes Saum
Fernes Land, wie ein Traum
Zieht's durch die frohe Bruſt
Klar ſich bewußt.

Q. R. S. T.

Ach, armes Reh!
Freiheit iſt nur bedingt!
Wer durch die Schranken dringt,
Den hält der Zeiten Lauf,
Hemmend ſchon auf.

T. U. V. W.

Leiden und Weh
Bringt Dir des Schützen Hand,
Vom Bogen, kühn geſpannt,
Drang Dir ein Pfeil ins Herz,
Mit bittrem Schmerz.

X. Y. Z.

Schließ Alphabet.
Siegend der Waldmann naht,
Froh ob der raſchen That.
Edles Wild frei biſt Du
In Todesruh.

Natalie v. Herder.

Correſpondenz.

Aus Berlin. (Beſchl.)

[Feſt des Gewerb-Vereins. Dr. Gottfr. Schadow's Jubiläum. Der 3te Februar. Fromme Wünſche.]

Der Gewerbe-Verein hat außer ſeinem vortrefflichen Wirken im Geweebfache viele wahrhafte Verdienſte, die ihm meine ſcherzende Daeſtellung nicht ſchmälern ſoll. Zuerſt, daß er Friedrich des Geoßen Geburtstag in lebendigem Andenken der Nation erhält. Es denkt ſich gar mancherlei, wenn man ſich dieſes großen Königs lebhaft erinnert! Zweitens, daß er dem veredelnden Element des Schönen in ſeiner Welt des Nutzens das Bürgerrecht gegeben hat. Davon zeugt alljährlich die Ausſchmückung des Saales, bei welcher das Geſetz des Schönen oft in einem überraſchenden Grade, ſowohl bei den einzelnen Erzeugniſſen, als auch bei der Anoednung des Ganzen zur Ausführung kommt. Es iſt faſt unglaublich, wie ein gewandter Sinn dabei ſelbſt dem Kleinſten ſeine zum Ganzen wirkende Stelle anzuweiſen vermag, ſo daß das Päckchen Tabak am Ende ſein Scherflein nicht blos zum Guten und Nützlichen, ſondern auch zum Schönen beiträgt. Das dritte Verdienſt endlich iſt die wahrhaft freie, unabhängige und doch geſetzliche Geſinnung der Mitglieder dieſes Vereins, die leider aus andern Kreiſen der bürgerlichen Geſellſchaft mehr und mehr verſchwindet. Hier gibt Verdienſt die Wüede, Tüchtigkeit Anſehen; der Fabeikant von der äußerſten Linie der Stadt, der ein gutes Product geliefert hat,. gilt mehr als der reichſte Kaufmann oder Fabrikbeſitzer unſerer City-Königsſtadt, deſſen Erzeugniſſe hinter den Fortſcheitten der Zeit im Gewerbeweſen zurückgeblieben ſind. Dee Tüchtige fühlt ſeine Unabhängigkeit; er ſteht auf eigenen Füßen, bedarf nicht, wie ſo oft der Beamte, der Gunſt eines minderverdienten aber höher geſtellten Mannes, um ſeine Bahn zu gehen. Deshalb das Bewußtſein wirklicher Freiheit (die ſich immer mit dem Geſetz ver-

Digitized by Google

trägt), weiches in dieſem Verein herrſcht. Hier liegt der wahre Reichthum, die Kraft, und bei vernünftigem gerechtem Wollen auch die feſteſte Zuverſicht des Staates; hundertmal mehr ais in den feudaliſtiſchen Statuten eines eigene Zwecke verfoigenden Adels, wie ſich denn das erſt jüngſt auf das auffallendſte gezeigt hat.

Auf das Handwerkerfeſt folgt mit Recht ein Künſtler-Feſt. Es war das des Jubelgreiſes Dr. Gottfried Schadow, des Altvaters der jetzigen Bildhauer. Er war ſeit dem 26ſten Januar 1788 Mitglied der Akademie der Künſte; Seiten, daß ein Künſtler ſo lange als ſolcher gilt. Die Zeitungen haben ſein Jubelfeſt ausführlich geſchildert, wie der Greis harmlos und anſpruchlos im Schlafrock die Gratulanten empfing, die jungen Schüler und Künſtler eben ſo unbefangen, wie die Prinzen und hohen Behörden, die ſich einſtellten. Die jüngern Künſtler ſchenkten ihm einen ſilbernen Pokal. Er ließ ihn ſogleich mit beſtem Weine füllen und die Runde machen, und gab den jüngern Leuten den Rath, den Tag doch auch fröhlich zu feiern, und die Arbeit ruhen zu laſſen. Ein Rath, der, wie man leicht denken kann, angenommen wurde. Nachdem Glückwünſche, Reden, Gedichte, Geſchenke, Ehrenzeichen und Orden den ganzen Vormittag in Beſchlag genommen hatten, mußte natürlich endlich etwas Solideres folgen, das Mittagsmahl im Jagor'ſchen Saale. Hier gab es zwar nochmals Gedichte und Tiſchreden in Menge, aber dazwiſchen doch auch Suppe, Roſtbeef und andere gute Dinge, die einer Rede niemals zum Nachtheil gereichen. Man ſieht, wie alle Stege zur Unterwelt führen, ſo führen alle Jubiläen und Feſte endlich zur Tafel. — So der dritte Februar, mit deſſen Silberjubiläum ich ſchließe. Wie er gefeiert worden iſt, von ſiebenhundert Kämpfern durch kameradſchaftliche Mittagsmahle an vier öffentlichen Orten Berlins, durch Vorleſung des Aufrufs unſeres Königs „An mein Volk," vom 17ten März 1813, durch Toaſte, Gedichte, Reden, herzliche Brüderſchaft, erhebende und ſchmerzlich bewegende Erinnerungen, — das Alles iſt durch viele Zeitungen gemeldet worden. Doch wie er hätte gefeiert werden ſollen, darüber hat ein Correſpondent ſo ſeine eigenen Träume und Ideen. Die großherzige vaterländiſche Begeiſterung des Jahres 1813 erkämpfte dem Vaterlande die Unabhängigkeit von fremdem Joch. König und Vaterland feierten alſo das ſilberne Jubelfeſt ihrer Rettung. So däucht mir, wäre es auch angemeſſen geweſen, wenn die Feier einen Nationalcharakter gehabt hätte. Den Tag, den man dazu wählte, ſei es nun der dritte Februar, von welchem die Aufforderung zur Bildung freiwilliger Jägerbataillone datirt iſt, oder der 17te März, wo der König das Volk aufrief, die letzten Kräfte an Ehre und Freiheit zu ſetzen, der erwählte Tag hätte ein Feſttag für das ganze Land ſein ſollen. Gottesdienſt und feierliches Tedeum in allen Kirchen — die Kämpfer der großen Zeit geſchmückt mit Lorbeeren, im Ehrenzuge nach der Kirche begleitet, umgeben und geprieſen von dem dankbaren und geretteten Volke, geehrt von dem Monarchen, unter deſſen muthigem Vorangehen ſie die heiligen Güter der Freiheit und Selbſtſtändigkeit erwarben, ja, erwarben, denn ſie waren ſchon verloren, und der übermüthige Wille der Deſpotie ſchaltete mit den Rechten der Könige und Nationen! Einen Dankaltar hätte man aufrichten, ihn mit den eroberten Fahnen beſchatten ſollen; Lorbeerzweige müßten die Gedächtnißtafeln der Gefallenen, die in unſern Kirchen hängen, umkränzen. Jungfrauen ſollten den Kriegern Ehrenkränze und Gedichte überreichen, denn ſie waren es, die die Ehre und Reinheit der deutſchen Mädchen mit ihrem Blute gegen frevelnde Gewalt des Feindes vertheidigten. Mit einem Wort, die Nation hätte den Kriegern das Feſt des Dankes und der Ehre bereiten ſollen, nicht dieſe ſelbſt blos in freundſchaftlichem Mahle beiſammenſitzen, und ſich herzlichen oder wehmüthigen Erinnerungen hingeben. So ſollte die Mitwelt anerkannt haben, was ſie jenen Tagen der Begeiſterung dankt! Sie ſollte ſich lebendig erinnert haben, wie viele tauſend Opfer bluten mußten, damit wir die Güter der Gegenwart genöſſen! — Aber es iſt noch Zeit. — Laſſe man denn unſern Kriegern das Feſt ihrer kameradſchaftlichen Erinnerungen am dritten Februar, das ſie ſchon ſonſt alljährlich gefeiert haben. Bleiben uns nicht noch andere Tage, wo wir Zeichen geben können, daß wir die Schuld des Dankes öffentlich, wirklich anerkennen, und ſie gern abtrügen, wenn ſie nicht unabtragbar wäre? Können wir nicht den 2ten Mai, den Tag, wo auf Lützens geheiligten Feldern die erſte große Opferſchlacht donnerte, und das Blut vieler hundert Edlen, die muthig von Heerd, Pflug und Hörſaal zu den Waffen geeilt waren, floß, — können wir dieſen Tag nicht zum Dankfeſt wählen? oder wenn wir nicht den Beginn, ſondern die Vollendung des Werkes feiern wollten, bleiben uns nicht der 18te October oder der 31ſte März (Einzug in Paris) des nächſten Jahres? Oder endlich das große, unvergeßliche Feſt des Friedens am ſiebenten Auguſt? Laßt es Euch nicht umſonſt geſagt ſein, Ihr Preußen und Deutſche! Die heutige Generation iſt der nächſt vorangegangenen, — denn in fünfundzwanzig Jahren erwuchs ſchon ein neues Geſchlecht, — Alles ſchuldig, was ſie an freien, veredelnden Gütern des Lebens genießt. Auf denn! Zeigt, daß Ihr den Werth dieſer Güter zu ſchätzen wißt! Wenigſtens der achtzehnte October, der Siegestag der Freiheit Deutſchlands, an dem noch lange Jahre die Erinnerungsfeuer auf den Höhen der Dörfer und Städte freudig loderten, — er wenigſtens werde in dieſem fünfundzwanzigſten Jahre der Wiederkehr zu einem Nationaldankfeſt, welches Fürſten und Völker den Tapfern widmen, die ihnen Krone und Selbſtſtändigkeit erhielten!

Notiz.

[Marſchner's neueſte Oper: Der Bäbu.]

Der talentvolle Componiſt des Templers und der Jüdin, Dr. Marſchner, brachte am 19. Febr. dieſes jüngſte Product ſeiner Muſe auf dem Hoftheater in Hannover zur Aufführung. Der Erfolg war glänzend. Nachdem ſchon während der Vorſtellung jeder einzelne Satz mit rauſchendem Beifall aufgenommen worden, ward am Schluſſe ſowohl der Componiſt, als einige von den Künſtlern einſtimmig gerufen. Wie wir hören, iſt die Partitur des Bäbu bereits im Druck und wird in einiger Zeit bei Julius Wunder in Leipzig erſcheinen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Inhalt.

No. 23. Stille Lieder von Karl Beck.
Correſpondenz. Aus Stuttgart.
Notizen.

No. 24. Charles Fourier. Von F. T.
Correſpondenz. Aus Stuttgart. (Beſchluß.)
Notizen.

No. 25. Stumme Weisheit.
Charles Fourier. (Beſchluß.)
Deutſche Romane.
Notizen.

No. 26. Joſephinens Toiletten-Ränke. Aus dem Privatleben Napoleon's.
Deutſche Romane.
Notizen.

No. 27. Joſephinens Toiletten-Ränke. (Fortſetzung.)
Deutſche Romane.

No. 28. Neue Gedichte von Anaſtaſius Grün.
Joſephinens Toiletten-Ränke. (Fortſetzung.)
Deutſche Romane.
Notizen.

No. 29. Joſephinens Toiletten-Ränke. (Beſchluß.)
Erklärung. Von C. Lebrün.
Notizen.

No. 30. Lieder eines Einſamen. Von Herrmann Kletke.
Immanuel Kant's ſämmtliche Werke.
Notizen.

No. 31. Die vier Geburtstage. Ein Lebensbild v. Amalie Winter.
Wienbarg über weibliche Literatur.
Notiz.

No. 32. Die vier Geburtstage. (Fortſetzung.)

No. 33. Die vier Geburtstage. (Fortſetzung.)
Notizen.

No. 34. Die vier Geburtstage. (Fortſetzung.)
Notizen.

No. 35. Die vier Geburtstage. (Beſchluß.)
Notizen.

No. 36. Das Portiunculafeſt. Von E. Willkomm.
Correſpondenz. Aus Berlin.
Notiz.

No. 37. Das Portiunculafeſt. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Berlin. (Beſchluß.)
Notizen.

No. 38. Das Portiunculafeſt. (Fortſetzung.)
Notiz.

No. 39. Zeichen. Von Julius Hammer.
Das Portiunculafeſt. (Fortſetzung.)
Notizen.

No. 40. Das Portiunculafeſt. (Fortſetzung.)
Notizen.

No. 41. Das Portiunculafeſt. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Berlin.

No. 42. Das Portiunculafeſt. (Beſchluß.)
Das ABC des Lebens. Von Natalie von Herder.
Correſpondenz. Aus Berlin. (Beſchluß.)
Notiz.

(Hierbei ein Intelligenzblatt und zwei Beilagen.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Verlags-Bericht 1837,

von

Leopold Voß in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten ſind Commiſſions-Artikel.)

*Abulghasi Bahadûr Chani Historia Mongolorum et Tatarorum nunc primum tatarice edita. Fol. Casani, 1825. 6 Thlr.

*Boetticher, C., die Holzarchitektur des Mittelalters. Mit Anschluss der schönsten in dieser Epoche erschienenen Producte der gewerblichen Industrie. In Reisestudien gesammelt. Drei Theile. Mit 18 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1835—1837. 8 Thlr. 12 Gr.

*— —, Ornamenten-Buch. Zum praktischen Gebrauche von Architekten, Decorations- und Stubenmaler, Tapetenfabrikanten, Seiden-, Woll- und Damastweber u. s. w. Neue Folge. Zwei Hefte. Mit 12 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1836, 1837. 6 Thlr. 16 Gr.

*Bulletin scientifique de l'académie impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Phyſiologie als Erfahrungswiſſenſchaft. Zweiter Band, mit Beiträgen von K. E. v. Baer, Heinr. Rathke und Ernſt H. F. Meyer. Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage, mit Beiträgen von H. Rathke, Karl Theod. v. Siebold und G. Valentin. Mit 4 illum. Kupfertaf. gr. 8. 1837. 5 Thlr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 8r Jahrgang für 1837. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 3r Jahrg. für 1837. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chaudoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 58 planches gravées. St. Pétersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Drobisch, M. W., Quaestionum mathematico-psychologicarum Fasc. I. 4. 1837. 18 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herſchel, J. F. W., populäre Aſtronomie. Aus dem Engliſchen überſetzt von D. Julius Michaelis. Mit 79 Holzſchnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

*Homeri Iliadis primi duo libri. Recognovit et delectis veterum grammaticorum scholiis suisque commentariis instructos edidit Theod. Frid. Freytag. 8 maj. Petropoli, 1837. 3 Thlr. Ch. scripta. 4 Thlr.

*Jomini, Baron de, Précis de l'art de la guerre, ou nouveau tableau analytique des principales combinaisons de la stratégie, de la grande tactique et de la politique militaire. Nouvelle (5me) édition augmentée. Avec 4 planches. 2 Vol. gr. in 8. Paris (St. Pétersbourg) 1837. 4 Thlr. 16 Gr.

Kant's sämmtliche Werke. Herausgegeben von K. Rosenkranz und F. W. Schubert. Erster Theil. Kleine logisch-metaphysische Schriften. Herausg. v. K. Rosenkranz. gr. 8. 1838. Subscriptions-Preis: 2 Thlr. 18 Gr.

Kunze, G., Analecta pteridographica seu descriptio et illustratio filicum aut novarum, aut minus cognitarum. Accedunt tabulae aere incisae XXX. Fol. 1837. 8 Thlr.

Leupoldt, J. M., Lehrbuch der Psychiatrie. gr. 8. 1837. 2 Thlr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Sciences naturelles. Tome III. gr. in 4. St. Pétersb., 1837. 11 Thlr. 6 Gr.

Sciences politiques, Histoire et Philologie. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersb., 1836. 4 Thlr. 12 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XII. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

*Meyer, E. H. F., Commentariorum de plantis Africae Australioris, quas per octo annos collegit observationibusque manuscriptis illustravit J. F. Drege, Vol. I. Fasc. I. II. 8 maj. 1836, 1837. 3 Thlr. 16 Gr.

Minding, J., das Leben der Pflanze. Ein Gedicht. gr. 8. 1837. geh. 12 Gr.

Mises, Dr., Schutzmittel für die Cholera, nebſt einem Anhange, enthaltend die vornehmſten Meinungen der Aerzte über den Sitz und das Weſen oder die nächſte Urſache, die Contagioſität oder Nichtcontagioſität dieſer Krankheit. Zweite verbeſſerte Auflage. 8. 1837. 18 Gr.

*Nordmann, Alex., Symbolae ad monographiam Staphylinorum. Accod. tabb. II. aere incisae. 4 maj. Petropoli, 1837. 1 Thlr. 21 Gr.

Paucker, G., geometrische Analysis enthaltend: des Apollonius von Perga Sectio rationis, spatii und determinata, nebst einem Anhange zu der letztern. Mit 9 Kupfertafeln. gr. 8. 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

Spieker, C. W., Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens. Für die erwachſenen Töchter der gebildeten Stände. Fünfte, durchgängig verbeſſerte und vermehrte Auflage 2 Bände, mit Titelkupf. 8. 1837. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

*Struve, F. G. W., über Doppelsterne nach den auf der Dorpater Sternwarte mit Frauenhofer's grossem Fernrohre von 1824 bis 1837 angestellten Mikrometermessungen. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

*— —, Etoiles doubles. Mesures micrométriques obtenues à l'observatoire de Dorpat, avec la grande lunette de Frauenhofer. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1837. 18 Gr.

*— —, Stellarum duplicium et multiplicium mensurae micrometricae per magnum Fraunhoferi tubum annis a 1824 ad 1837 in speculo Dorpatensi institutae, adjecta est synopsis observationum de stellis compositis Dorpati annis 1814 ad 1824 per minora instrumenta perfectarum. Fol. maj. Petropoli, 1837. 7 Thlr. 12 Gr.

*Trautvetter, E. R., Grundriss einer Geschichte der Botanik in Bezug auf Russland. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

Zeitung für die elegante Welt für 1837. (37r Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. I. II. 4 maj. 1837. 3 Thlr.

Digitized by Google

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Achtunddreißigſter Jahrgang.

März.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1838.

Digitized by Google

Plan und Inhalt

der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufſätze vermiſchten Inhalts:
   a) Schilderungen intereſſanter Gegenſtände aus allen Zweigen der Natur und Kunſt (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darſtellung einzelner Charaktere, Ereigniſſe und Zuſtände der neueſten Zeit, — einheimiſcher und ausländiſcher Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritiſche Anzeigen allgemein-intereſſanter Erſcheinungen aus dem geſammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correſpondenzartikel, Muſik- und Theaterberichte aus verſchiedenen Ländern, Provinzen und Hauptſtädten, — (gelegentlich mit muſikaliſchen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthſel, ꝛc. und kurze Notizen.

(Reinpolitiſche und ſtrengwiſſenſchaftliche Aufſätze ſind ausgeſchloſſen.)

Von dieſer Zeitſchrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingeſandte Bekanntmachungen, gegen feſtgeſetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umſchlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebſt vollſtändig ausgearbeitetem Sachregiſter, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt ſich nicht darauf einlaſſen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu verſenden (die Verſendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commiſſionnaire ausgenommen), ſo müſſen die wöchentlichen und monatlichen Beſtellungen bei den reſp. Ober-Poſt- und Poſtämtern, Zeitungsexpeditionen, ſo wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächſt gelegenen, gemacht werden.

Hauptſpeditionen haben folgende Ober-Poſtämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. ſächſ. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberſte Hof-Poſtamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmiſche Ober-Poſtamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Poſtamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Poſtamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Poſtamt in Hamburg.
Die königl. baierſche Ober-Poſtamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergſche Haupt-Poſtamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürſtl. Turn- und Taxiſche Ober-Poſtamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Poſtamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Poſtamtsexpedition in Hannover.
— kurfürſtl. heſſiſche Ober-Poſtamts-Zeitungsexpedition in Caſſel.

Der Preis des Jahrganges iſt 8 Thlr. ſächſ., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheiniſch, und dafür überall innerhalb Deutſchland zu bekommen. Da von denen, welche dieſe Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichſte Zahlung verlangt werden muß, ſo iſt nöthig, daß jeder der reſp. Intereſſenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des erſten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, ſind entweder unter der unten ſtehenden Adreſſe, oder mit der Ueberſchrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzuſenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerſtags — 43. — den 1. März 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe an Esmeralda.

Aus dem Wanderbuche eines fahrenden Ritters.

1.

Wien.

Ich weiß nicht, welcher böſe Geiſt mir den abſurden Gedanken eingab, Dich geſtern noch am Fenſter ſehen zu wollen! — Ich ſah Licht in Deinem Zimmer und glaubte, Du ſchriebſt; aber Du warſt noch in Geſellſchaft. Einen Augenblick entfernte ich mich, und als ich zurückkam, war es oben ſchon finſter. Ich gab zwar die Hoffnung, Dich zu ſehen, ſogleich auf, allein es war, als ob ich vor Deinem Fenſter feſtgebannt wäre, — ich konnte nicht fort. — Schwarz und düſter, wie meine Zukunft, ſtand das Haus vor mir, deſſen Mauern Dich umſchließen. Es war, als drohten ſie mir, — ich konnte nicht umhin, mich meiner alten kriegeriſchen Diebskünſte zu erinnern; es wäre mir ein Leichtes geweſen, dieſes Fenſter zu erſteigen. Aber nicht ſowohl die äußern Hinderniſſe ſind es, die uns trennen; nein, meine Esmeralda, es iſt der Mangel an entſchloſſener Thatkraft, der uns jeden Strohhalm zur unüberſteiglichen Schranke macht! Du wagſt es nicht, mich zu rufen, und ich, ich zage vor dem Blitz Deiner dunklen Augen, und kann den Schritt nicht machen, mit welchem ich entweder die Schwelle des Paradieſes betrete, oder die Gränze zu immerwährendem Unglück überſchreite. Eine Stunde jenſeit dieſer Mauern, eine Stunde in Deinen Armen, meine Esmeralda, — und Alles iſt entſchieden! Und doch wird dieſe Stunde nie kommen, denn in Deiner Bruſt lebt nicht die ſchaffende Gewalt, die allmächtige Kraft der Liebe, welche die meine durchglüht. Sonſt würde es Dir nicht möglich geweſen ſein, die letzten Stunden ſo ganz aufzuopfern, denn Du hätteſt mir ſo viel zu ſagen, als ich Dir — Du würdeſt mit den Secunden, die mich beglücken, gegen Andere eben ſo wenig freigebig geweſen ſein, als Du in der Wüſte dem Verſchmachtenden Tropfen der Labung verſagen würdeſt, um gleichgültig dem Fremden zu geſtatten, ſie in vollen Zügen einzuſaugen, denn Du würdeſt die Qual des Durſtes ſo gefühlt haben, als Dein Freund; — Du würdeſt durch die Angſt und Beſorgniß, Dein inneres Gefühl zu verrathen, minder befangen, denn Du wäreſt gewiſſermaßen ſtolz darauf geweſen. — Was Du für mich gethan haſt, that Dein Herz, Dein liebes mitleidiges Gemüth. — Wie der Kahn, auf welchem der ſchiffbrüchige Pirat Hülfe ſucht, nahmſt Du mich an Bord auf, haſt meine Seele geſättigt, meine Wunden gepflegt, die öde, ſchuzloſe Bruſt erwärmt, und mich Lebensglück trinken laſſen aus Deinen Augen und von Deinen Lippen. — Du konnteſt Dich nicht entſchließen, mich wieder auszuſetzen in die wilde, ſtürmiſche See; — aber den Muth, mich vor der peinlichen Criminaljuſtiz der Convenienz zu ſchützen und zu verſtecken, — das vermagſt Du nicht, und lieferſt das arme Herz lieber wieder aus, als daß Du Dir einen Betrug gegen das, „was ſie zum eigenen Gebrauch mit allerhand pompöſen Namen ausgeſtattet und zum Geſetz erhoben haben,

Digitized by Google

erlauben würdeſt. — Du ſiehſt, Esmeralda, ich bin nicht ungerecht und weiß Dein Gefühl zu verſtehen und zu würdigen, denn ich wage es nicht, auf daſſelbe Unternehmungen zu bauen, bei welchen ich das Capital Deines Lebensglückes in Anſpruch nehmen müßte. Der Pirat dankt Dir für Schutz und liebevolle Pflege, und wenn Du dem Hafen Dich näherſt, wird er ſich in die Brandung ſtürzen, vielleicht erreicht er den wirthlichen Boden, oder verſchlingen ihn die Wogen und zerſchmettern ſeine Glieder an der Felſenküſte; ſo bleibt ihm — ein ſchönes Andenken an die Rettung, die nun keine mehr iſt! — Die erſte Stunde des Tages, deſſen untergehende Sonne nicht mehr mein Glück beleuchten wird, habe ich vor Deinem Fenſter zugebracht. Es war mit Läden verſchloſſen. Nur aus einer Spaltenritze leuchtete aus dem Dunkel eine Art Hoffnungsſtrahl hervor. Endlich erloſch auch dieſer. Es war nun ganz finſter; beinahe ſo finſter, wie in meiner Bruſt. Ich blickte nach den Kirchenfenſtern, meinend, ich würde das ewige Licht ſchimmern ſehen. Allein ſeit wir die Kirchenbeleuchtung mit ſtaatswirthſchaftlichem Oel illuminiren und an der Gasbeleuchtung der Aufklärung uns die Augen verderben, gibt es keine ewige Lampe mehr, und ſchwarz bleiben die hohen Bogen, ſo daß die ſchmuzige Gaſſenlaterne ganz ſtolz auf mich herabblickte, als ob ſie ſagen wollte: „Unbefriedigter Thor! haſt Du denn nicht meine Strahlen, und ſind Dir die nicht genug, um nach Hauſe zu kommen, ohne mit der Naſe anzurennen, wozu thörichtes Faſeln von Kerzenſchimmer aus dem Nachtſtübchen der Geliebten, oder Glanz von Kirchenlampen? Du biſt ein civiliſirter Staatsbürger. An meinem Lichte kämeſt Du ſicher bis nächſte Caffeehaus; dort kannſt Du ſchlechten Punſch trinken, Billard ſpielen und ein ſeelenvergnügter Kerl ſein; dann leuchtet Dir der Nachtwächter nach Hauſe; nur nimm Dich in Acht vor der Patrouille!" — So ſprach Madame Gaſſenlaterne. Ich verſchmähte aber die Zudringliche und blickte nach den Sternen, die funkelten zwar hell, aber der kalte Fieberſchauer, der mich in meinem ſchwarzen Frack ſchüttelte, überzeugte mich, daß ſie zu hoch ſtehen, und daß Geſtiene wohl leuchten, aber zu weit von dieſem Erdball ſind, um zu wärmen. Kalt und ſtreng drehen ſie ſich manierlich in ihrem alten langweiligeſt Firmament herum, welches zum Sterben einförmig wäre, führe nicht zuweilen ein faſhionabler Komet, wie ein leichtſinniger Huſarenlieutenant, durch das ewige Einerlei, bei dem ſchon unſer Herrgott eingeſchlafen zu ſein ſcheint! — Auch die Sterne befriedigten mich nicht. Kenne ich doch ein Paar, die ganz anders glänzen und glühen, leuchten und blitzen, — die ſegnen und tödten! Das ſind andere Geſtirne, als ſo ein dummer kalter Polarſtern! — Es ſchlug ein Uhr, und das Geſtern war nicht mehr; das Heute war noch nicht. Ich wandelte durch die Straßen fort. Da ging ich bei St. Stephan vorbei, und mir ſchimmerte aus einem kleinen Fenſter ein dunkelrothes, mattes Licht entgegen, — es war die Todtenkammer! Das alſo die letzte Leuchte, dachte ich, und ward traurig; denn ich dachte, daß alſo Alles ſtirbt, auch in Deiner Bruſt das Gefühl für mich. Ich kam nach Hauſe und blickte zum Fenſter hinaus; da röthete ſich der Himmel, die Morgenröthe ſtieg empor, Gaſſenlaternen und Todtenlampen verlöſchten mit dem Aufgehen der Sonne der Hoffnung.

Ich habe Dir ein Buch geſchrieben, dafür ſchreibe mir eine Zeile, und eine Zahl, wann ich kommen darf. Drei Roſen ſchicke ich Dir, ſie ſind von der Farbe des Herzblutes! Es ſind meine letzten. —

2.

London.

— Glaube mir, ich fühlte ein gewiſſes Vibriren meiner Nerven, wie der Spieler, der eine entſcheidende Karte in der Hand hält; — ich hatte Luſt, das theure Blatt, welches Deine Roſenfinger berührt hatten, wie der Araber den Firman des Großherrn, an Stirn und Mund zu drücken; — manche Erinnerung klang in meinem Herzen, und ich darf ſagen, daß ich mit Andacht das Siegel erbrach. — Du haſt alſo meiner gedacht, meine ſchöne Freundin? Und obzwar Dein Brief mit diplomatiſcher Geſchicklichkeit geſchrieben, ja ein wahrhaft oſtenſibler Brief zu nennen iſt, ſo ſchimmert doch durch dieſen kalten ernſten Ton der Strahl eines Lichtes hindurch, das mir einſt, wenn auch nur kurze Zeit, wie ein heller Stern ſtrahlte! — Daß Du es verwiſchen willſt, daß Du mich zwingen willſt, dieſe Erinnerung in das Reich der Träume zu bannen, das thut mir weh, und daran thuſt Du Unrecht. — Was ſoll ich Dir von hier ſagen, Dampf und Dampf, und wieder Dampf. — Dampfſchiffe, Dampfwagen, bald werden wir Dampfgalgen und Dampfkanonen haben und die Menſchen en maſſe expediren. — Parlament, Lever der Königin, Taglioni, italieniſche Oper, kurz alle Arten Komödie, die es gibt. Reichthum und Elend, Licht und Schatten, wie überall.

Ich komme oft zu Lady Bleſſington, einer Frau, deren Schönheit um ſo weniger in Zweifel geſetzt werden kann, da ihr Ruf ſchon viele Jahre dauert, noch ge-

Digitized by Google

wiſſer aber iſt ihr Verſtand und ihr Geiſt. — Elle m'a pris en affection et représente ma protectrice, chose aussi nécessaire dans la société ici, als ein jüdiſcher Faktor in Lemberg. Elle me demanda hier la description de la femme que je me sentirois capable d'aimer. — Je ne pus m'empêcher de te depeindre de pied en cap. — Ton joli pied, ta main, tes yeux, tes cheveux, den Nacken, enfin en quelques mots ſtand'ſt Du da, wie Du leibſt und lebſt. Lady K. aber erkannte aus meinem warmen Colorit, oder aus der Richtigkeit der Pinſelſtriche, daß das Gemälde nach der Natur gezeichnet und nicht aus meiner Phantaſie entſproſſen ſei, und nun war des Fragens kein Ende. Du haſt mir Feuer in mein Blut gegoſſen, und es iſt ein ganz eigener Magnet, der mich an Dich zieht; laß mich bei den Andern für ſchlecht und verdorben gelten, für Dich bin ich es nicht, und der größte Beweis davon iſt, daß ich wahr mit Dir bin und den Wolfspelz unter kein Lammfell verſteckt habe. Mit den Zähnen des Wolfes dürfte es vielleicht noch minder gefährlich ausſehen, und Deine Roſenfinger könnten ſie, wie van Aken es thut, bequem abfeilen, ohne etwas zu befürchten zu haben, die Lippen ausgenommen, welchen man ſchon von Natur aus das Bedürfniß nach Honig zu Gute halten muß, und die wie Tantalus oft genug trocken und leer ausgehen müſſen, während die Augen ſich am gmundner See ſatt ſchweigen; kann man es daher dem armen ſo ſtiefmütterlich behandelten Mund verübeln, wenn er zuweilen etwas räuberiſch wird und das nimmt, was die ariſtokratiſchen Augen ungehindert genießen. — Haſt Du Pückler's Tutti Frutti geleſen? Seit ſeinen Briefen über England iſt er mir wirklich intereſſant geworden, denn nur wenn man das Werk hier lieſt, kann man die richtige Beobachtungsgabe und den feinen Blick des Verfaſſers genugſam würdigen. Es iſt ein wahres Meiſterportrait.

Und ſomit will ich dieſe Epiſtel ſchließen. — Bevor ich England verlaſſe, oder von Holland aus, will ich Dir wieder einen Brandbrief ſchicken. Wenn ich ſage, Brandbrief, ſo meine ich damit die Abgebrannten, die, wo ihnen das Haus der Liebe abgebrannt iſt, um das Almoſen der Freundſchaft betteln. Und ſo ungern ich ſonſt Almoſen annehme, ſo will ich bei Dir eine Ausnahme machen. — Ich ging heute ſpät über die londner Brücke; der Luxus raſſelte im Viergeſpann an mir vorüber; der Handel und der Eigennutz in ſchweren Güterkarren, die Proſtitution im ſeidenen Gewand, die Armuth in Lumpen gehüllt zupfte mich am Arm. — Geben, nehmen, genießen! — Links vor mir im Mondlicht der Tower und in ſeinen Gemächern vielleicht die Schatten Anna Boleyn's und Jane Grey's! — Die tauſendfachen Lampen und Lichter der Rieſenſtadt, welche ſo mannichfaltige Scenen beleuchten mochten, ſahen nur wie zahlloſe Johanniswürmer aus der Finſterniß heraus. Ich war wehmüthig geſtimmt, Alles, ſelbſt das Große, kam mir ſo klein, ſo dunkel vor. — Was ſind dieſe Weſtindienfahrer anders als Nußſchalen größerer Art, die Naſchwerke für die Mäuler der Reichen, und der Glanz dieſes Babylons reducirt ſich endlich auch auf eine gewiſſe Quantität ſchmuziger Straßenlaternen. — Da blickte ich hinab auf die alte Themſe, die ſo viel tauſend Jahre da unten fortrauſcht, unbekümmert um das Joch dieſer londner Brücke, und aus Gefälligkeit die Schiffe der Menſchen hinausträgt in das weite Meer, unbekümmert um ihren Krämergeiſt. — Und dann ſah ich hinauf in die Sterne, die in dem dunklen Azur des Firmaments ſtrahlen und ſich moquiren über all den Straßen- und Lampenglanz; — und ich dachte an Dich, Esmeralda — an den gmundner Seeſpiegel, und hätte hinabſpringen mögen, — nicht in die Themſe, — wahrlich nicht, — aber inmitten zweier lieben Arme, die aber verſchloſſen blieben. — Gute Nacht! —

(Der Beſchluß folgt.)

Correſpondenz.

Aus Caſſel.

[Einzug der Hrn. vertriebenen Profeſſoren. Endemann's Antrag zu Gunſten Grimm's.]

Es iſt bekannt, wie im vorigen Jahre König Ernſt Auguſt von Hannover ſeine berühmteſten Profeſſoren verbannte; es iſt auch bekannt, wie man in Caſſel Herrn Dahlmann höflichſt erſuchte, ſich doch alsbald gefälligſt weiter zu bemühen; allein der wahre Grund dieſes Erſuchens iſt meines Wiſſens noch nicht zur allgemeinen Kenntniß gelangt.

Der Grund lag lediglich in der Angſt vor Revolutionen, und dieſe Angſt wurde dies Mal höchſt wahrſcheinlich noch durch einen ärgerlichen Irrthum vermehrt. — Als die göttinger Studenten mit ihren geliebten Lehrern in Witzenhauſen — einem an der hannöverſchen Gränze gelegenen Städtchen — feierlichſt und jubelnd einzogen, und der dortige Magiſtrat ihnen ſofort das Rathhaus einräumte, hatte man in ſeiner Angſt nichts Eiligeres zu thun, als auf der Stelle eine Eſtaffette nach Caſſel zu ſchicken und derſelben die Nachricht mitzugeben, daß ſo eben mehrere Hundert göttinger Studenten mit den vertriebenen Profeſſoren Dahlmann, Grimm ꝛc. und zwar größtentheils in Koller und Kanonen auf das dieſſeitige Territorium gerückt ſeien, und allem Anſcheine nach nichts Geringeres im Schilde führten,

Digitized by Google

als nach einer tüchtigen Mahlzeit gerades Weges auf Caſſel los zu marſchiren. — Hannibal ante portas! Kinder ſchrieen, Mütter jammerten, die Wachen wurden verſtärkt, ſcharfe Patronen ausgetheilt, Polizeidiener rannten Laternenpfähle um, Schwangere kamen zu früh nieder — Alles war in Aufruhr. In der Todesangſt hatte man den Dahlmann und die Koller überſehen, und nur den Grimm und die Kanonen beachtet, und ſo kam's denn, daß man wirklich ſo großartige Zurüſtungen traf, daß die Studenten, die glücklicher Weiſe keine andern Waffen, als einige Federmeſſer bei ſich hatten, in der That zurückgeſchlagen wurden. Die armen Schelme! In kalter Winternacht mußten ſie auf den benachbarten Dörfern campiren. Nur Wenigen gelang es, ſich auf Umwegen als Spaziergänger in die Stadt zu ſchmuggeln und ein wirthliches Obdach zu finden. Selbſt Cautions-Erbietungen von angeſehenen Bürgern ſollen zurückgewieſen worden ſein.

Hofrath Dahlmann aber, der Ritter des Guelphenordens, der Freund des Herzogs von Cambridge, der loyale Mann rechtmäßiger Ordnung, wurde am folgenden Tage weiter complimentirt. Man fürchtete eben in Dahlmann die Revolution. Allein man höre den Mann einmal ſprechen: „Auch die aufs Beſte ausgehende Revolution," ſagt er in ſeiner Politik, Bd. I. S. 180., „iſt eine ſchwere Kriſe, die Gewiſſen verwirrend, die innere Sicherheit unterbrechend .... Der revolutionäre Sinn, der auf Revolutionen wie auf öffentliche Luſtbarkeiten Rechnung macht, die nicht allzulange ausbleiben dürfen, iſt von der Vaterlandsliebe viel weiter entfernt, als die träge Verehrung alles landlich ſittlich Hergebrachten es iſt, über die er ſo vornehm ſich zu erheben pflegt. Die Vaterlandsliebe ſchlägt ihre Wurzeln in den Oertlichkeiten, welche ſich um die Wiege des Menſchen verſammelten; ſie bleibe vielleicht daran hangen, verſchließt ſich provinzialiſch gegen die Entwickelung von Volk und Staat in ihren großen Dimenſionen, allein der beſchränktere Sinn bewahrt den menſchlichſten Neigungen, welche die vierundzwanzig Stunden jedes Tages zuſammenhalten, ſeine Treue, bis vielleicht die Stunde der Noth ihn weiter hinaus zu blicken zwingt. Der revolutionäre Sinn hat ſeine flache Wurzel im Verſtande, iſt familienlos, heimathlos. Für ihn gelten nur die großen Verhältniſſe. Er möchte das Jahrhundert umgeſtalten, unbekümmert, ob die nächſte Heimath mit ihrem Glücke und ihrer Sitte ein Opfer des Umſchwungs wird."

So F. C. Dahlmann, den man für einen Revolutionär anſah. Grimm dagegen blieb. — Und in unſerer Ständeverſammlung ſtellte der Vicepräſident, Herr Prof. Endemann aus Marburg, einer unſerer trefflichſten Juriſten und Profeſſoren, den Antrag, daß die Staatsregierung erſucht werden möge, für Jakob Grimm eine eigene Profeſſur in Marburg zu gründen, und dieſer Antrag wurde denn auch nicht nur vom Publikum mit ungetheiltem Beifall vernommen, ſondern auch in der Ständeverſammlung faſt einſtimmig genehmigt. Nutzt es auch zu weiter Nichts, ſo kann's doch als öffentliches Zeugniß über das öffentliche Verlangen, über die öffentliche Stimme gelten. Um ſo ſchöner, daß gerade hier die Volksvertreter eine ſeltene Einhelligkeit an den Tag gelegt haben.

Ich ſage ſeltene und zwar ganz der Wahrheit gemäß; doch will ich damit im Allgemeinen keineswegs einen Vorwurf ausgedrückt haben. Die bedeutenden Minoritäten, die ſich in der Regel bei den Beſchlüſſen unſerer Ständeverſammlung herausſtellen, ſind durchaus nicht immer ein Zeichen von Parteiungen, von einem bedeutſamen Schwanken in den Anſichten oder gar von einer bevorſtehenden Kriſis, „si fas est, magnis componere parva:" ſie liegen ganz im Weſen, in der eigenthümlichen Zuſammenſetzung der Kammer. Die verſchiedenartigſten Elemente ſind hier vereinigt, zu einer Verſammlung vereinigt: kein Wunder alſo, wenn bei der großen Mannigfaltigkeit menſchlicher Intereſſen und Anſichten der Mangel einer gänzlichen oder doch bedeutenden Minorität bei wichtigen Angelegenheiten zu den parlamentariſchen Seltenheiten gehört.

In jüngerer Zeit fand meines Wiſſens nur in Betreff des Anfalles der rotenburger Quart eine ähnliche Erſcheinung Statt. Bekanntlich befindet ſich ſeine Hoheit der Kurprinz und Mitregent im Beſitze der bedeutenden Domänen jenes Paragiums; die Ständeverſammlung aber hatte ſich, nach den gründlichen Berichten eines zu dieſem Zwecke beſtellten Ausſchuſſes, wiederholt für die Anſicht ausgeſprochen, daß jene Domänen als Staatsgut zu betrachten ſeien. Da es aber an einem Mittel fehlte, dieſe Anſicht im Rechtswege mit Erfolg geltend zu machen, ſo beſchloß die Ständeverſammlung mit einer Minorität von nur zwei Stimmen, den Kurprinzen in einer unterthänigſten Adreſſe zu bitten, zur Eröffnung des Rechtsweges, nöthigen Falles durch Niederſetzung eines eigenen Gerichts, ſeine Zuſtimmung zu geben. Indeſſen erfolgte nicht nur eine durch Hrn. Haſſenpflug gefaßte, ablehnende Antwort, ſondern es ſind auch alle fernern Verſuche, welche ſtändiſcher Seits zur gütlichen Ausgleichung des Streits bisher gemacht worden, ohne Erfolg geblieben. (D. F. f.)

Notiz.

[Dr. Rieſſer über Leſſing's Denkmal.]

Bekanntlich geht man ſchon längere Zeit damit um, Leſſing, dem kräftigſten Vorkämpfer für die Freiheit des Gedankens, in Braunſchweig ein Denkmal zu errichten. Dr. G. Rieſſer findet ſich bei dieſer Gelegenheit veranlaßt, begeiſterte Worte an ſeine Glaubensbrüder, die Juden, zu richten. Der Verf. entwirft mit wenigen ſichern Pinſelſtrichen ein klares Bild von Leſſing's großartiger Wirkſamkeit und faßt geſchickt die einzelnen Fäden zuſammen, durch welche ſein vereinzeltes Streben mit dem der Humanität unſerer Zeit eng verknüpft iſt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſeiner Freundſchaft mit Moſes Mendelsſohn auf das Würdigſte gedacht wird. Der Ertrag des Schriftchens iſt zur Beiſteuer für das Denkmal beſtimmt. Hoffentlich werden auch ſeine Worte nicht ungehört verhallen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

// Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 44. — den 2. März 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Franzöſiſche Memoiren.

Memoiren, Correſpondenz und Manuſcripte des Generals Lafayette. Herausgegeben von ſeiner Familie. Aus dem Franz. von Dr. E. Brinkmeier. Braunſchweig, Meyer. Bd. 1—3.

Cambacérès, zweiten Conſuls, Erzkanzlers von Frankreich, Herzogs von Parma, vertrauliche Mittheilungen über die Männer und Ereigniſſe des alten Regimes, der Republik, des Directoriums, des Kaiſerreichs und der Reſtauration. Geſammelt und herausgegeben von Leo v. Lamothe Langon. Nach dem Franz. von Dr. F. Steger. Braunſchweig, Meyer. 4 Bände.

Muß man im Intereſſe des Geſchichtſchreibers wünſchen, daß die Acten über die franzöſiſche Revolution geſchloſſen werden, weil mehr und mehr die Möglichkeit verſchwindet, daß ein Menſch, ſelbſt bei dem eiſernſten Fleiße, ſie alle durchſehen und mit der Sorgfalt vergleichen und prüfen kann, die die Wichtigkeit des Gegenſtandes erfordert: — im Intereſſe der Geſchichtsforſchung muß man wünſchen, daß Jeder, der thätigen Antheil hatte an dem großen Weltereigniſſe; Jeder, der auch nur momentan herausgedrängt wurde aus dem wilden und blutigen Gedränge der Parteien, Kämpfe, Intriguen und Bewegungen; — Jeder, der durch Genie oder Zufall über dem Chaos ſchwebte und von den Fernſtehenden für den Leiter des Ganzen gehalten wurde; — daß Jeder hervortritt mit ſeinen Scherflein Memoiren. Bringen ſie uns auch keinen neuen Stoff, erſchweren ſie vielmehr noch die Ordnung und Auswahl des vorhandenen, ſo führen ſie doch die Portraits der Perſönlichkeiten beſtimmter und voller aus, und dies iſt nicht minder wichtig. Die Ideen der Geſchichte lehnen ſich nun einmal an hervorragende Perſönlichkeiten, als die Repräſentanten der Völker, der Parteien, der Richtungen und der Erfolge; als ſolche machen ſie Anſpruch auf einen Platz in der Hiſtorie, auf Unſterblichkeit, und dieſer Anſpruch iſt gerecht. Aber der hiſtoriſche Kalender wäre längſt überfüllt mit Heiligen und Märtyrern, wenn die Nachwelt nicht hinzuträte mit kritiſcher Sonde, die Individuen auszöge von dem Gewande ihres Thuns und ihres Glücks, ſie nebeneinanderſtellte, wägte, unterordnete und ſichtete. Die geſchichtliche Kanoniſation iſt nicht ewig, wie die kirchliche, der „große Mann" der gegenwärtigen Epoche wird oft zu Nichts in der folgenden. Der Grundſatz de mortuis nil nisi bene paßt nicht in die Geſchichte, denn wie die Wahrheit ſich nur hinſetzt „auf den Sarg der Könige", ſo kann ſie auch den Helden — welcher Art er auch ſein möge — oft erſt in ſeinem ganzen und natürlichen Zuſtande betrachten, wenn er das pomphafte Kleid des Lebens abgelegt hat. Große und tiefbewegte Zeitepochen ſind ſehr freigebig mit Unſterblichkeiten; wer ihrem augenblicklichen Bedürfniß abhilft, ja wer es nur ausſpricht, iſt ihr Gott. „Ein Volk wird nie alt, wird nie klug", ſagte Goethe, und er hat inſofern Recht, als eine ewige Jugendkraft in ihm wohnt, die im Zuſtande der Aufregung mächtig zur Erſcheinung

Digitized by Google

kommt, weil es in den Phaſen lebendig gewordener Thatkraft nicht über das Alter hinauskommt, welches man leichtſinnig und unklug, welches man im Menſchenſchenleben die tollen Jahre nennt. Es vergöttert den Menſchen, der ſeine gefüllten Speicher öffnet und die Menge ſättigt, wenn ſie hungert, eben ſo ſehr, wie den Helden, der ihm zwanzig Schlachten gewinnt, oder das Gebäude ſeiner künftigen Exiſtenz aufrichtet mit allen ſeinen Lebenskräften; ja der Enthuſiasmus für den erſtern wird unſtreitig der ſtärkſte ſein, und ſtirbt er in dem Augenblicke, wo das Volk einen vollen Magen hat, ſo trägt es ihn unwiderſprechlich ins Pantheon. Daher tadle man die Geſchichte nicht, wenn ſie zum Grabthiere wird und unter Leichen umherſucht; ſie muß den Tempel des Nachruhms reinigen von ſeinem Ueberfluſſe, damit der wirklich Unſterbliche Platz finde in ſeinen Hallen. — Wie viele Unſterblichkeiten hat die franzöſiſche Revolution emporgehoben in ihren verſchiedenen Epochen! Necker und ſeine gleichgeſinnten Collegen; Lafayette, Mirabeau, die Lameth und ihre Freunde und Helfer; Pethion, Vergniaud, Lanjuinais und die übrigen Häupter der Gironde; Desmoulins, Couthon, Marat, Anacharſis Cloots und andere Helden des Ueberganges; Danton, Robespierre, St. Juſt; wieder Lebas, Carrier, Tionville, Henriot, Hebert; dann Billaud-Varennes, Collot d'Herbois und ſelbſt die Gliederpuppe Barrère; nun Cambacérès, Talleyrand, Barras, Ducos; endlich Carnot und Bonaparte, die Maſſe der Napoleon'ſchen Krieger gar nicht gerechnet. Und was iſt übrig geblieben von ihnen Allen? Wen bringen wir unbedingt und ohne Clauſeln in die Unſterblichkeit? Drei Menſchen von Allen: Robespierre, Carnot und Bonaparte. Hiermit iſt natürlich keine moraliſche Werthſchätzung, nicht einmal eine menſchliche Geltung ausgeſprochen, ſondern nur der hiſtoriſche Höhepunct bezeichnet, den ſie erklommen; denn dieſe drei waren faſt die einzigen, welche die Revolution von ihrem univerſellen Geſichtspuncte auffaßten, die der ungeheuren Idee folgten und ihren Fortgang wollten, unbekümmert um Syſteme und Formen, oder ſich die ganze Idee verkörpert hatten in *einer* Form, und tragiſch endeten mit dieſer, weil ſie nur in ihr das Heiligthum ihrer Seele geſchützt glaubten; ſie waren die einzigen, die feſt ſtanden in allen Wirren, die mit Liebe oder Fluch genannt wurden, auch als der Strom der Revolution ſich eine andere Bahn gebrochen hatte; ich glaube ſagen zu können: dieſe drei waren die einzigen hiſtoriſch-großen Männer. — Alle übrigen waren nur intereſſante Perſönlichkeiten, ſie galten nur für ihre Geſchichtsphaſe, und dieſe war ſehr kurz und beſchränkt; ſie wurden emporgehoben von einer Welle, verſchlungen von der andern, und verſchwanden ſpurlos; die Geſchichte ſammelte ihre Namen und ſtellte ſie in die Reihen der Mitwirkenden an einem ihrer größten Werke; dort prangten ſie, wie die Namen der dreihundert Spartaner zu Thermopylä; zum Leonidas konnten natürlich nicht alle werden. — Wir haben hier zwei dieſer bedeutenden Perſönlichkeiten der Revolution vor uns; Cambacérès iſt bekannt als ein Schwätzer und dienſtwilliger, fleißiger Arbeiter; auf ihn kommen wir unten zurück. Lafayette iſt noch bekannter; er iſt vorzugsweiſe mit pomphaften Prädicaten beglückt worden, „der Held zweier Welten und zweier Jahrhunderte" lebt in Aller Munde, und die fromme Gewohnheit wird beben bei dem Gedanken, daß ſie ihn nicht mehr als den erſten Helden jener Zeit betrachten ſoll. Man hat Bonaparte häufig ſein Glück vorgeworfen, welches ihn oft willenlos gehoben von Stufe zu Stufe und ihm durchaus in die Hände gearbeitet. Kann dieſer Vorwurf — wenn er begründet iſt — ſeiner Größe Abbruch thun, ſo findet ſich Lafayette durchaus in demſelben Falle, denn mehr als bei irgend einem Menſchen haben äußere zufällige Glücksumſtände beigetragen zu ſeiner Erhebung. Sein Entſchluß, nach America zu gehen und die Waffen zu führen für die auflebende Freiheit, war ein achtenswerther, ſchöner und edler; aber können wir hiſtoriſche Größe darin ſehen? Dann müſſen wir dieſelbe Tauſend Andern zuerkennen, die ungenannt und vergeſſen jenſeit der Atlantis ſchlummern. Oder liegt die Größe darin, daß er der Erſte war, der in dem weiten Frankreich dieſen ſchönen Entſchluß faßte und ihn ausführte? Als Lafayette nach America kam, hatte der Congreß bereits die prätenziöſe und koſtſpielige Hülfe der Europäer kennen gelernt und ſich genöthigt geſehen, auf dieſelbe zu verzichten. Lafayette hätte ſchwerlich eine Anſtellung gefunden in dir Armee der vereinigten Staaten, wenn ſeine zufälligen Glücksgüter ihn nicht in den Stand ſetzten, die Hinderniſſe zu beſeitigen, die ſich ihm entgegenſtellten; er wäre im glücklichſten Falle Officier geworden im Heere, wo er jetzt General wurde, und man wird zugeſtehen, daß hinſichtlich des Erfolges darin ein kleiner Unterſchied liegt. — Es liegt nicht im Zwecke dieſes Artikels, der Kriegsgeſchichte Americas zu folgen; Lafayette's glänzendſte That war die Vertheidigung Virginiens gegen Cornwallis vor der Belagerung und Einnahme von Yorktown. So wohlverdient der Lorbeer auch iſt, den dieſer Feldzug um ſeine Stirn wand, die Memoiren ſelbſt zeigen, daß dem

edlen, beſcheidenen Washington ein großer Theil davon zugeſprochen werden muß; denn laut der beigefügten Correſpondenz waren gerade die erfolgreichſten Demonſtrationen von ihm entworfen und vorgeſchrieben, und Lafayette behält nur das Verdienſt einer treuen und ſorgfältigen Ausführung. Ueberhaupt iſt nach dieſer Correſpondenz die Stellung Lafayette's in America durchaus nicht ſo bedeutend, einflußreich und ſelbſtſtändig, wie ſeine Verehrer ſie geſchildert haben, ſondern das natürliche Verhältniß des Unteranführers zum Feldherrn ſtellt ſich zwiſchen ihm und Washington ſehr klar heraus. — Und war es nicht ein rein zufälliger Glücksumſtand, daß die Politik Frankreichs den Wünſchen Lafayette's ſo günſtig war? Daß dieſelbe den Rebellen, den Deſerteur zum geprieſenen Helden umſchuf und ihm eine glänzende und liebevolle Aufnahme bereitete, wo er im günſtigſten Falle einige Jahre Gefängniß, im ſchlimmſten eine Kugel erwarten mußte. An die Aufnahme ſeines Thuns, als er nach Frankreich zurückkehrte, knüpft ſich ſeine ganze nachherige Wirkſamkeit und Bedeutung; der öffentlichen Anerkennung, die ihm zu Theil werden durfte, dankt er ſeine Wahl zum Mitgliede der Nationalverſammlung und zum Commandanten von Paris und der Nationalgarde; eine Stellung, die er ſich durch ſeine Kraft und Wirkſamkeit in der Revolution nie errungen haben würde. — Denn wie ſich Lafayette's Perſönlichkeit hier vor uns hinſtellt, ſo war er ein ganz biederer und edler Menſch, ein zärtlicher Gatte und Vater, ein braver und tapferer Soldat, ein ſtrenger und zugleich humaner Vorgeſetzter, ein pünctlicher und pflichtgetreuer Untergebener; aber über die Sphäre des letztern konnte er ſich nicht erheben. —

(Der Beſchluß folgt.)

Briefe an Esmeralda.

(Beſchluß.)

3.

Venedig.

— Und Du fürchteſt Dich vor dem Meere! Glaube mir, daß auf dem gmundner See weit ſchwerer zu ſchiffen iſt, und ich deſſen Untiefen und Stürme weit mehr fürchte als die Wogen der Brandung. Wüßteſt Du, wie tief man in dieſe blaue Fluth hinabſieht, und wie endlos der Horizont von Seligkeit und Schmerz iſt, der ſich dem Schiffer eröffnet, der erſt zu ſpät bemerkt, auf welcher gefährlichen See er ſchifft. — Vielleicht liegt an der gegenſeitigen Küſte ein Eldorado von Glück, aber es winkt nur verführeriſch aus weiter Ferne und vermuthlich verſchmachtet die Mannſchaft auf der endloſen Fluth oder ſcheitert an der Küſte, wenn ſie die Landung wagt, oder ſpringt aus Deſperation ſelbſt in das Waſſer. Das ſind die drei wahrſcheinlichen Fälle der Expedition, gegen welche die Fahrt des Capitain Roß ein wahres Poſſenſpiel iſt, denn dem iſt es doch nicht eingefallen, auf dem Nordpol das Eismeer ſchmelzen zu wollen. —

Daß Du mir nicht geſtattet haſt, mit Dir in Venedig zu ſein, werde ich Dir nie verzeihen. Dort, auf dem Marcusplatze, mitten unter den Erinnerungen einer Geſchichte, die faſt Romantik, und einer Romantik, die ſich wirklich zur Geſchichte machte, ſucht Dich meine Einbildungskraft. Wie eine ſchöne todte Frau liegt das herrliche Venedig, und der Orient ſendet noch in der lauen Seeluft warme Küſſe der geſtorbenen Geliebten, die ſo lange mit ihm gebuhlt, und das adriatiſche Meer umfängt mit ſeinen Liebesarmen die todte Braut und beengt mit ſeinen Fluthen Buſen und Wange, bis ſie untergeht im Strom der Zeit. Aber unvergeßlich bleibt ſie, die ſchöne Frau! Unvergeßlich wenn ſie liebend und ſüß Kunſt und Reichthum, die Schätze des Orients, die Marmorgötter Griechenlands, die Intelligenz Europas der erſtaunten Welt ſpendete; unvergeßlich, wenn ſie in glühender Begierde das Meer wie einen kalten Bräutigam zur Befriedigung ihrer Luſt zwang; unvergeßlich, wenn ſie, ſtolz und ſiegreich, die Königin der Meere, acht Jahrhunderte den Dreizack führte, den nunmehr Albion ſo zu ſagen licitando erſtanden hat, und ihn auch regiert, ſtreng und kalt, wie ein Parvenü, der eine Herrſchaft gekauft hat, um theures Geld, nicht aus angeſtammtem Adel beſitzt. Venedig war die ſchöne, lebensfrohe, ſtolze, wollüſtige ſiegende Patrizierin. London die Frau Mariandl, dick, rothwangig, mit blauen Fäuſten und viel Geld, die in der Auction die Caſchemirs, Perlen und Juwelen der ſchönen Frau gekauft hat. Aber die Liebhaber hat ſie nicht kaufen können, die meiſten laſſen ſie ſitzen und liebäugeln mit der erzcoquetten Nachbarin Paris, und andere, ſogar ihre Söhne, weinen lieber mit der verlaſſenen, verarmten Patrizierin, als ſie ſich mit den beefſteakenen Umarmungen daheim ergetzen könnten.

Wenn dieſe Aeußerungen unſern Anglomanen bekannt werden, bin ich ein verlorener Menſch.

Correſpondenz.

Aus Caſſel. (Fortſ.)

[Die rotenburger Frage. Grundſteuer-Geſetz. Theater. Literariſches.]

Vor einiger Zeit kam die rotenburger Sache bei Gelegenheit des Finanzgeſetzes abermals zur Sprache. Die Erwartung des

Publikums war aufs höchſte geſpannt; denn der betreffende Ausſchuß trug darauf an, die Einkünfte der rotenburger Quart dem Finanz-Miniſter in Einnahme zu ſetzen. In dem, vom Deputirten Nebelthau verfaßten, ſehr ernſt und würdevoll gehaltenen Berichte hieß es unter Anderm: „Als weſentlich verdient hervorgehoben zu werden, daß aus unzweifelhaften Documenten die *urſprüngliche* Eigenſchaft, wo nicht aller, doch der bei weitem beträchtlicheren rotenburger Domanialien ins Licht geſtellt werden kann. Es iſt ſäculariſirtes Kirchen- und Kloſtereigenthum, das Landgraf Philipp (der darum Magnanimus genannt wird) nirgends an ſich gebracht oder den Einkünften ſeiner Familie einverleibt hat, — es ſind Kloſtergefälle geweſen, welche der Landesherr, „um ſich des *Argwohns eigenen Nutzens gänzlich zu entheben*," im Einverſtändniß mit der Synode und ſeinen Ständen lediglich zu „*gemeiner Landes-Nothdurft*" beſtimmt hat, damit die Armuth verſchont und mit Schatzung nicht ſo ſehr erſchöpft werde."

Dies und Anderes wurde verleſen und beſprochen; bis tief in den Abend währte die Sitzung hinein. Es war am zweiten Abende vor Weihnachten. Die Verſammlung ſah bei den flimmernden Lichtern aus wie ein erwartungsvoller Kreis, dem eben beſcheert werden ſoll. Indeſſen wurde dies Mal nur die Eröffnung beſcheert, daß Seine Hoheit Nichts dagegen hätten, daß eine Reſervation aller Rechte Seitens der Stände demnächſt in den Landtagsabſchied aufgenommen werde. — Man vermuthet jedoch, daß, bei der anerkannten Gerechtigkeitsliebe unſers allverehrten Landesherrn, derſelbe nächſtens aus eigenem Entſchluſſe die Sache zur richterlichen Entſcheidung bringen werde.

Ein anderer Gegenſtand von allgemeinerem Intereſſe war unlängſt die Discuſſion des Grundſteuergeſetzes, namentlich diejenige Beſtimmung des Regierungs-Entwurfes, wonach den Beſitzern von Ritter- und andern Exemten-Gütern für die einzubüßende bisherige Steuerfreiheit volle Entſchädigung geleiſtet werden ſoll. Faſt alle unbetheiligten Mitglieder der Kammer erhoben ſich gegen dies, der Natur der Sache nach, widerſinnige Anſinnen und wollten höchſtens nur denen Entſchädigung zugeſtanden wiſſen welche ſich im Genuſſe der Steuerfreiheit auf den Grund eines *ſpeciellen* Rechtstitels befänden. Allein, da faſt die Hälfte der ehrenwerthen Deputirten ſelbſt im Beſitze ſteuerfreier Güter ſich befindet, ſo wurde die Regierungs-Propoſition mit einer Majorität von *einer* Stimme angenommen. Zum Glück iſt aber das Geſetz an einem andern Punkte geſcheitert und ſomit auch ein Beſchluß wieder unwirkſam geworden, der weder Recht (faſt alle Juriſten waren dagegen) noch auch eine vernünftige Billigkeit im Geringſten für ſich hat.. Niemand wird läugnen, daß nach ſtaats- und naturrechtlichen Grundſätzen *alle* Angehörigen des Staates zu deſſen Laſten nach Verhältniß ihrer Kräfte beitragen müſſen, wenn dies die kurheſſiſche Verfaſſungs-Urkunde noch ohnehin ausdrücklich vorſchreibt, und wenn man nun dennoch nicht allein Denen, welche die Steuerfreiheit vermöge eines *beſondern* Titels erworben haben, ſondern auch Denjenigen, welchen ſie lediglich in Folge allgemeiner Geſetze ꝛc. zuſteht, ſo viel an Capital geben will, daß ſie nachher von den Zinſen die Steuern bezahlen können: ſo iſt dies eine grelle Verhöhnung aller geſunden Vernunft, eine wahre Blasphemie auf Recht und Billigkeit. Allein man ſcheint ſich in Wunderlichkeiten der Art ſeit der Dauer dieſes Landtages förmlich zu gefallen.

Neben den landſtändiſchen Verhandlungen bilden Theater und Theegeſellſchaften und dann einmal wieder zur Abwechslung die Theegeſellſchaften und das Theater die Hauptgegenſtände der Unterhaltung. Ueber das erſtere hat ſeit einiger Zeit nicht viel verlautet. Die Klappermühlen haben Windſtille bekommen. Auch mag im Grunde wohl wenig darüber zu ſagen ſein. Das dreht und bläht und ſpreizt ſich; die Plätze ſind aus Gewohnheit gefüllt, die Schauſpieler aus Gewohnheit eben Schauſpieler, die Sänger und Sängerinnen aus Gewohnheit arrogant, die meiſten aus Gewohnheit ſchlecht, das Orcheſter aus Gewohnheit gut: kurzum es geht Alles ſeinen gewohnten Gang, und dabei amüſirt man ſich doch. —

Jüngſt haben einige Benefiz-Vorſtellungen Statt gefunden. Madame Ahrens, unſere treffliche erſte Liebhaberin, hatte ſich Raupach's Tochter der Luft gewählt und ſoll viel Beifall und viele Kränze, ja ſogar Gedichte geerntet haben. Fräul. Piſtor, unſere erſte Sängerin, hatte ſich Euryanthe erbeten, und erhielt in Verbindung mit Fräul. Löw (Eglantine) auch Beifall, aber keine Kränze. Fräul. Piſtor hatte zwar geäußert, wie man ſagte, ſie kenne ihre Pappenheimer; allein darob ſchämten ſich beinahe die Pappenheimer und behielten die Kränze in der Taſche.

In literariſcher Beziehung iſt ebenwohl nicht viel zu erwähnen. Die bedeutendſten Erſcheinungen in dieſer Hinſicht ſind, abgeſehen von den polizeilichen Plakaten an den Kirchen- und Straßenecken, wonach Niemand den Ort daſelbſt verunreinigen darf, das heſſiſche Album (im Verlag von J. J. Bohné), Dr. Lobe's Wanderungen durch Caſſel und ſeine Umgebungen und Preime's Adreßbuch für 1838. Letzteres erſcheint alljährlich; vom Album weiß man dies noch nicht. Die polizeilichen Plakate haben an manchen Stellen bereits die dritte Auflage, reſp. Aufklebung, erlitten; von den Wanderungen verlautet in dieſer Beziehung noch nichts Beſtimmtes.

(D. Beſchl. f.)

N o t i z.

[Die Gefahren der Autorſchaft.]

So heißt eine kleine Broſchüre, die in England herausgekommen iſt und in kurzer Zeit vier Auflagen erlebt hat. Eine deutſche Ueberſetzung (Leipzig, bei Jul. Wunder) macht das Schriftchen jedem angehenden Schriftſteller zugänglich, der Luſt verſpürt, ſich Auskunft zu verſchaffen über das, was ihm im guten und ſchlimmen Falle bevorſteht. Aus dem Ganzen erſieht man, daß es allerwärts in literariſchen Angelegenheiten herzugehen pflegt, wie in unſerm Deutſchland, obwohl das Letztere in Dieſem und Jenem ſich noch eines geringen Vorzuges rühmen dürfte.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 45. — den 3. März 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Franzöſiſche Memoiren.

(Beſchluß.)

Lafayette's Begeiſterung für Freiheit und Völkerglück mag in tiefſter Seele wahr und aufrichtig geweſen ſein, und wir wollen auf die nicht zu läugnende Coquetterie, die er unmittelbar nach ſeiner zweiten Rückkehr aus America damit trieb, keine gehäſſigen Blicke werfen; aber klar war er über dieſe Ideen in ſeinem Innern nie geworden, er erkannte ſie nicht wieder, als ſie aus der ſtillen Menſchenbruſt eintraten in das wirkliche Leben, er zitterte vor ihren Konſequenzen, die er doch hätte vorherſehen müſſen. Die wilde Revolution ſchien ihm ein legales Kind geworden zu ſein, als das erklärte Menſchenrecht und die emancipirte Volksſouverainetät Pathen geweſen waren bei ihrer Nothtaufe; aber nun ſollte ſie ſich auch betragen, wie ein Kind aus gutem Hauſe, ſollte den Anweiſungen ihres Hofmeiſters gehorchen, der Lafayette ſelbſt zu ſein glaubte, und ſich einer ſtillen Sittſamkeit befleißigen. Als ſie das nicht that, als ſie in der Jugend ihrem mächtigen Naturtriebe gehorchte, das ſchmollende Geſicht des Erziehers nicht beachtete, ſeinen Schlägen Widerſtand entgegenſetzte, ſich bei guter Zeit für mündig erklärte, da gab Lafayette ſie auf, floh das ungerathene Kind und vergaß, daß er dem Hauſe deſſelben Pflichten ſchuldig war, die ſich durch dieſen Ungehorſam keineswegs aufheben ließen. Lafayette war zu befangen in den amerikaniſchen Zuſtänden, um die franzöſiſche Revolution auch nur zu begreifen in ihrem innerſten Sein; er begriff nicht, daß ſich der Freiheitsdurſt bei einem Volke, welches verſumpft war in einem jahrhundertlangen Elende und Verderben, ganz anders äußern müßte, als bei den reinen Naturſöhnen in America; er vergaß, daß die Franzoſen eine zweitauſendjährige Unterdrückung und Tyrannei zu rächen hatten, während die Amerikaner nur den Verſuch zurückwieſen, ſie unter ein ähnliches Joch zu beugen. Die Lumpen, die Blößen, die Wunden und Rohheiten des Volkes beleidigten ihn, und er erwog nicht, daß es eben die unglückſeligen Eigenheiten *ſeines* Volkes waren, daß dieſe ſocialen Krankheiten zur Erſcheinung kommen mußten, ehe ſie geheilt werden konnten. So ſtand er takt- und rathlos in der Revolution und unglücklicherweiſe eine Zeit lang an ihrer Spitze; er, der zum Beförderer jedweder Revolution zu gerade und redlich, zum Leiter derſelben zu ſchwach und unſelbſtſtändig war, ſollte von allen die mächtigſte lenken und zu einem glücklichen Ziele führen. So wurde ſein Thun unbefriedigend für ihn ſelbſt, unbefriedigend für ſeine Committenten, zweideutig für die Geſchichte. Keine Partei kann ihn ganz verdammen, aber keine mag ihn vertheidigen; der Hof wie das Volk, und bei beiden wieder alle verſchiedenen Nüancen der Meinung, hatten gegründete Urſache ihm zu mißtrauen, denn ſeine Reden und Handlungen ſtanden zu häufig in grellem Widerſpruche; während in den erſtern eine Energie, Entſchiedenheit und feſte Gränze des Wirkens ſich kund gab, zeigten die letztern von alle dem nichts, und es gehörte eben kein hoher Grad von Schlechtigkeit dazu, in dieſen Gegenſätzen böſen Willen zu argwöhnen. — Man

Digitized by Google

wird uns in Deutſchland hoffentlich nicht für einen Ultra — von welcher Partei es auch ſein mag — halten, wenn wir Lafayette's geſchichtliche Größe in Frage ſtellen. Sollten die gegen ihn vorgebrachten Beſchuldigungen zu hart erſcheinen, ſo erinnere man ſich nur der vier bedenklichſten Situationen ſeiner Revolutionswirkſamkeit, und man wird ſie beſtätigt finden. Die erſte iſt der Aufſtand vom 5. u. 6. Oct., oder der bekannte „Zug nach Verſailles.“ Lafayette hatte Kenntniß von der Aufregung des Volkes, von ſeiner Abſicht, ſeinen Planen und den wahrſcheinlichen Folgen derſelben. Was that er? Nichts. Er blieb unentſchloſſen in Paris, bis es zu ſpät war, den ſkandalöſen Zug zu verhindern, was ſeine Pflicht war, wenn er ihn verdammte; er kam nach Verſailles, als es zu früh war, ihm entgegen zu treten, wenn er die Volksbewegung für gut und gerecht hielt. In Verſailles ſtand er eben ſo unentſchloſſen, ſparte dem Hofe weder die Kränkungen, die ihm zu Theil wurden, noch beförderte er die Abſichten des Volkes; er ſpielte eine traurige Vermittlerrolle, mit der beide Theile gleich wenig zufrieden ſein konnten. — Die zweite iſt die Flucht und Gefangennehmung des Königs. War Lafayette von derſelben vorher unterrichtet und wollte ſie verhindern, ſo iſt ſeine Zögerung und Unentſchiedenheit unbegreiflich; war er nicht unterrichtet, oder wollte ſie nicht verhindern, ſo iſt ſein Benehmen unerklärlich. Ueber dieſes hiſtoriſche Factum, auf welches man mit dem meiſten Erfolge die Anklagen gegen ihn gegründet hat, geben ſeine eigenen Memoiren einen höchſt ungenügenden Aufſchluß, und man iſt faſt gezwungen, die dürftige Darſtellung deſſelben lückenhaft zu nennen. — Die dritte der erwähnten Situationen iſt „die Verſammlung auf dem Marsfeld“ am 17. Julius 1791. Auch hier war er genau unterrichtet und verſäumte alle Vorſichtsmaßregeln, wenn deren nöthig waren. Bald hält er die Verſammlung für unbedeutend, ungefährlich, und ſieht in ihrer Abſicht nur eine geſetzliche Befugniß; bald hält er die Ruhe von Paris und die Conſtitution für bedroht; erſt ſieht er dem Morde ſelbſt unthätig zu, dann ſchreitet er ein mit einer eben ſo unzweckmäßigen als unnützen Strenge; um das Blut zu ſchonen, duldet er den Skandal, und als der Skandal vollendet iſt, vergießt er dennoch Blut. Auch hier kränkt er alle Parteien, ohne einen einzigen, und — was mehr iſt — ohne der guten Sache zu nützen. — Die vierte endlich iſt ſein Benehmen nach dem 10. Auguſt 1792. Die Zeit, in der eine Handlung möglich war und gelingen konnte, verliert er in ſchwankenden Unterhandlungen mit der Nationalverſammlung, mit Luckner, mit dem Hofe, mit den Clubs und den einzelnen Magiſtraten; als es zum Handeln zu ſpät war, verſucht er die hoffnungsloſe und ungenügende Empörung in den Ardennen, und flieht, als ſie — was ganz leicht vorauszuſehen war — mißlingt, Vaterland und Armee. Will man auch in die harten Urtheile nicht einſtimmen, die dieſer letzte Schritt hervorgerufen, dies wenigſtens ſcheint unwiderſprechlich: daß es für Lafayette eine Nothwendigkeit geben konnte, für ſeine Grundſätze zu ſterben, und wär's auch auf der Guillotine geweſen, aber durchaus keine, zu fliehen, als die äußern und innern Feinde die Freiheit am mächtigſten bedrohten. — Das ſind die vier wichtigſten Ereigniſſe während ſeiner Wirkſamkeit in der Revolution, und man wird geſtehen müſſen, daß er in dieſen Kriſen den thatkräftigen Führer, den ſelbſtſtändigen feſten Lenker, mit einem Worte: „den großen Mann“ eben nicht zur Schau trägt; ſeine unendliche Mühe zur Erhaltung und Herſtellung der Ordnung, zum Schutze des Eigenthums und der Perſon, und zur Erſchaffung feſter geſetzlicher Formen, kann und wird Niemand tadeln wollen. — Mit ſeiner Flucht verſchwand Lafayette von der Bühne der Thaten und wurde vergeſſen. Haben wir oben von ſeinem Glücke geſprochen, ſo dürfen wir auch nicht unterlaſſen, der ſchwertreffenden Nemeſis zu gedenken, die unwillkürlich an den Ring des Polykrates erinnert. Und gibt es ein traurigeres Schickſal, als das Lafayette's? Vierzig Jahre überlebte er ſeinen eigenen Tod, wandelte umher als hiſtoriſche Leiche, und trat endlich wieder ins Leben, um das Ziel des Mitleidens der Beſſern und des Spottes ſeiner Widerſacher zu werden. Wer kann ſich heute eines mitleidigen Lächelns erwehren, wenn er die Ereigniſſe der letzten ſieben Jahre überblickt, und beim Beginne derſelben den alten ehrwürdigen, betrogenen Lafayette auf dem Stadthauſe zu Paris erblickt, rufend: Voilà la meilleure des republiques! Armer Greis, Deine Hoffnung hat Dich getäuſcht, und Du mußteſt noch den ganzen Schmerz des Bewußtſeins dieſer Täuſchung auskoſten, die Menſchen haben Dich fürchterlich betrogen, und als Dein redlicher Wille ſie erhoben hatte, traten ſie Deinen Ruhm nieder, um höher zu ſteigen. Ruhe in Frieden, und Dein Andenken ſei geſegnet, als das eines wahrhaften Biedermannes, den das Schickſal an eine Stelle ſetzte, der er nicht zu genügen vermochte. — Betrachten wir die vorliegenden Memoiren in Bezug auf ihre literariſche und hiſtoriſche Bedeutung, ſo dürften wir zwar nicht zum Tadel derſelben berechtigt ſein, da Lafayette diejenigen Erinnerungen aufgezeichnet hat, die ihm werth und theuer waren, ohne auf einen ſpätern Leſer

Digitized by Google

Rückſicht zu nehmen; aber wir müſſen bedauern, daß dieſelben den gehegten Erwartungen der Welt ſo wenig entſprechen. Seine Darſtellung der Ereigniſſe iſt gar zu einfach, um nicht dürftig zu ſagen, und wir gewinnen darin nicht eine einzige neue Anſicht der Dinge. Dies iſt beſonders für die amerikaniſchen Zuſtände beklagenswerth, wo wir keineswegs einen Ueberfluß an Quellen aufzuweiſen haben. Wie ungenügend iſt z. B. Arnold's Verrath erwähnt, und doch war Lafayette als Mitglied des Kriegsgerichtes, welches die Sache unteeſuchte und den Major Andrée zum Tode verurtheilte, zuerſt geeignet, dieſe noch ziemlich dunkle Geſchichte zu beleuchten. — Portraits gelingen ihm auch nicht, die wenigen, im Buche enthaltenen, z. B. Mirabeau, die beidn Lameth, Dumouriez, ſind kaum kenntlich. Die Correſpondenz iſt bezüglich des pſychologiſchn Studiums der Individualität Lafayette's bedeutend und intereſſant; im allgemeinen Intereſſe jedoch kann man den Wunſch nicht unterdrücken, daß die Herausgeber ſie theilweiſe zurückgelegt haben möchten, denn dieſe ewige Wiederkehr von Feeundſchafts- und Liebesverſicherungen frommt der Geſchichte nicht und ermüdet den Leſer.

Was ſoll man ſagin zu den Memoiren Cambacérès? Wenn irgendwo große Tafel gehalten wird, ſo ſammeln ſich die Bedienten um die Reſte und thun ſich gütlich dabei. Dagegen iſt nichts zu ſagen. Wenn man aber dieſe Brocken einer großen Geſellſchaft als Gaſtmahl vorſetzen will, ſo werden die Gäſte ſchwerlich zufrieden ſein. Und ſolche hiſtoriſche Rudera ſind es, die uns der Herr Ritter v. Lamothe Langon hier auftiſcht. Der gute Mann ſpricht ſehr pathtiſch über die Unrichtigkeiten und falſchen Angaben in andern Memoiren und mag darin nicht Unrecht haben; aber darin hat er jedenfalls Unrecht, daß er die ſeinigen über alles anpreiſt. — Wenn er uns in den Memoiren Ludwig XVIII. ein ziemlich klares Bild des Hofes gegeben hat, in welchem ſich die Individualität des Königs durchaus nicht verkennen läßt, ſo glaube er deshalb ja nicht, daß wir alle die aufgeſtellten Behauptungen und Thatſachen für baare Münze zu nehmen geneigt ſind; das Werk trägt zu ſehr den Stempel ſeiner offiziellen Abfaſſung an der Stirne, als daß man ihm Vertrauen ſchenken könnte; aber die Benutzung der Staatsarchive und des königl. Cabinets hat dort wenigſtens hinſichtlich des Faetiſchen manches Bedeutende zu Tage gefördert, was den vorliegenden „vertraulichen Mittheilungen" gänzlich mangelt. Es iſt eine endloſe vierbändige Klatſcherei ohne Folge, ohne Ordnung, ohne Zweck, ohne Ziel und ohne Nutzen. Da kommen im J. 1815 die Ränkemacher der letzten Revolutionszeit zuſammen, Cambacérès, Fouchet, Roedeer und wie die Intriguanten alle heißen mögen, und unterhalten ſich über die vergangene Zeit. Einer belügt und betrügt den Andern, Jeder ſtellt mit diplomatiſcher Spitzfindigkeit die Dinge ſo dae, wie er wünſcht, daß ſie geweſen ſein möchten; Jeder will ſich rein waſchen und keiner wird fleckenlos. Und wie die Leute alles genau wiſſen! Da erzählt uns der Eine, daß die ganze Revolution nicht zu Stande gekommen wäre, wenn nicht ein Glied in der Kette an der Zugbrücke der Baſtille einen Sprung gehabt hätte; der Andere belehrt uns, daß Robespierre am 9. Thermidor geſiegt haben würde, wenn er ſeine Handſchuhe ſchneller anzog. Solcher Art ſind die „vertraulichen Mittheilungen," die eben ſo gut den Namen jedes andern Erzählers an der Stirne tragen könnten, als den Cambacérès; das Einzige, was ihn bevorrechtet, iſt, daß er am meiſten plaudert. Allerdings läuft auch manches Intereſſante dazwiſchen, aber dies iſt wie das Weizenkorn in der Spreu, und es iſt grauſam, dem Leſer zuzumuthen, daß er deshalb vier Bände durcharbeiten ſoll. — Cambacérès Mittheilungen ſind mit dieſen vier Bänden geſchloſſen, Lafayette's Memoiren geben in den vorliegenden drei Bänden nur bis zu ſeiner Gefangenſchaft; es wurde bis zur Vollendung monatlich ein Band verſprochen. Ueberſetzung und Ausſtattung beider Werke ſind durchaus lobenswerth. R. B.

Correſpondenz.

Aus Caſſel. (Beſchluß.)

[Bauten, geſellſchaftliches Leben.]

Am meiſten cultivirt wird neuerdings in Caſſel die Bau- und Verſchönerungs- reſp. Veehäßlichungskunſt. Am Ausbau dee neuen Friedeich-Wilhelmsſtraße wurde ſeithee wiedee mehrfach geaebeitet, wenn ſich auch geeade nicht behaupten läßt, daß man bis jetzt eben viel Schönes doet zu Wege gebeacht habe. Mit Baraken und Steinhaufen iſt's nicht gethan. — Insbeſondere aber verdient das Bemühen, auch dee Altſtadt hiee und da ein feeundlicheres Anſehen zu geben, einer lobenden Erwähnung. Man hat in dieſer Beziehung ſich ſogar nicht geſcheut, zue Gewinnung eines beeitern Straßenraums Hand an das alte, ehrwürdige Rathhaus zu legen, wo bekanntlich „ſelbigen Abends" das viele Biee getrunken wurde, und wo ſo oft das Heil der Stadt ſeine weiſe Berathung fand. Glücklicher Weiſe hat He. Fiſcher den klugen Einfall gehabt, das alte Denkmal erſt zeichnen und lithogeaphiren zu laſſen, und ſo den patriotiſchen Gemüthern eine liebe Erinneeung zu bewahren; abee wo bleibt denn der werthvolle Stein mit der ehrwüedigen, goldenen Inſchrift übee dem Eingange?

„Eins manns eed eyn halbe red,
Man ſol die Part veehöeen bed."

Digitized by Google

Die alte Sentenz liegt zwar ſo ſehr in der Natur der Sache und entſpricht ſo ſehr dem geſunden Menſchenverſtande, daß man glauben ſollte, es ſei überflüſſig, dieſelbe noch in unſern Tagen zu bewahren. Indeſſen man hat doch wunderliche Exempel von Beiſpielen, und in Anbetracht derer möchten wir denn gleichwohl rathen, jene Inſchrift wenigſtens noch einige Menſchenalter zu erhalten. Dem Vernehmen nach beabſichtigt der hieſige Abendverein, demnächſt ein eigenes Geſellſchafts-Lokal zu erbauen; wie wäre es, wenn derſelbe den alten Stein an ſich brächte und ſolchen über dem Haupteingange einmauern ließe? — Verſteht ſich, nachdem derſelbe von Schmutz und Tünche geſäubert und die Inſchrift zum Beſten gebildeter und bieder Augen wieder aufgefriſcht worden wäre! —

Ich komme nunmehr auf das ſociale Leben, d. h. ich ſchweige darüber. Denn die Caſſelaner haben es nicht gern, wenn man ſich in ihre innern Angelegenheiten miſcht, und dazu rechnen ſie im Allgemeinen alle geſelligen Beziehungen. Viel erinnern läßt ſich dagegen nicht. Das eigentlich häusliche Leben, welches in Caſſel noch vielfach mit einer Treue und Einfachheit wie kaum irgendwo gefunden wird, verträgt ſich mit der Oeffentlichkeit nicht; es liebt die Beſchränkung, es ſucht und bedarf, wie die Liebe, eine friedliche, begrenzte Stille. — Daher mag's denn auch kommen, daß man Fremde in Caſſel ſo häufig über Kälte, Schroffheit, Iſolirung klagen hört; allein tadeln möchte ich, wie ſchon geſagt, den Grund dieſer Erſcheinung nicht, er gereicht den Caſſelanern, namentlich dem weiblichen Theile, nur zum Lobe, und wenn ja eine Aenderung dieſerhalb zu wünſchen wäre, ſo dürfte dies lediglich die Beſeitigung einer gewiſſen Unbehülflichkeit ſein. Dieſe zeigt ſich nämlich gleichmäßig in der Beibehaltung herkömmlicher Formen, wie in der Anwendung moderner, herübergebrachter Lebensweiſen, oder vielmehr in der widerſtreitenden Verbindung von beiden. Man will oft, aber man mag nicht, und beim Beſinnen wird geſtolpert.

Uebrigens ſoll bei Leibe nicht geläugnet werden, daß in Caſſel auch ein wahrhaft großartiges Leben exiſtirte. Da würde ich ſchön ankommen. Nein, es gibt auch ein wirklich ſalonmäßiges Treiben daſelbſt; es gibt Geſellſchaften, wo man blos zu ſtehen braucht, es gibt Geſellſchaften, wo die Güte und Fülle des Weines mit der Langweile im umgekehrten Verhältniſſe ſteht, es gibt Geſellſchaften, wo man den Mund nicht anders zu öffnen braucht, als zu Complimenten und zum Gähnen, ja es ſoll ſogar Geſellſchaften geben, wo — incredibile dictu! — wo nicht einmal getanzt wird. Doch bedarf dies noch der Beſtätigung.

Außerdem geht man in Caſſel auch auf Bälle, in Concerte, auf Maskeraden (die pfiffiger Weiſe ſofort mit der dritten beginnen), und vor allen Dingen macht und empfängt man Viſiten. Namentlich dies, und mit der größeſten Gewiſſenhaftigkeit. Wer nicht jeden Sonntag von 11 bis 1 Uhr wenigſtens ein Dutzend Beſuche zu machen hätte, der würde ſich ſelbſt verachten, und wer nicht wenigſtens vor ſeinem Spiegel ein halbes Tauſend Viſitenkarten aufzuweiſen vermöchte, den würde man gar nicht mehr reſpectiren. Goethe reihte die Viſitenkarten, wie die Bauern die Sperlingsköpfe, an einen Bindfaden: ſoweit iſt man freilich in Caſſel noch nicht, allein ich getraue mir zu behaupten, daß man nächſtens noch Viſitenkarten in die Kirche oder in die Ständeverſammlung ſchicken wird. Dabei klagt Jeder, wie rückſichtlich des Hutabnehmens, über das Läſtige, ja wohl gar über das Alberne der Sitte; aber es iſt einmal ſo eingeführt, fügt er dann mit Reſignation hinzu, und lauft wieder weiter, als ob ihm der Kopf brennte. — Die armen Leute! Sie dauern mich wahrhaft! Ich will mich ihrer erbarmen, da ich doch gerade ohne ein eigentliches Geſchäft bin. Ich werde nämlich unter dem Namen „Allgemeines Viſitenbureau," eine Art Börſe einrichten, die jeden Sonntag, nach Befinden auch täglich von 11 — 1 Uhr geöffnet ſein ſoll, und wo dann Jeder ſeine Beſuche mit einem Schlage abmachen kann. Die ungeheuren Vortheile dieſer Einrichtung — mit deren Erfindung ich mir nicht wenig ſchmeichele — leuchten von ſelbſt ein. Zwanzig, ja mehrere hundert Beſuche, laſſen ſich in zehn Minuten ohne alles mühſame Nachfragen und Umherlaufen abmachen. Wer nicht in Perſon hingehen kann, der überſchickt durch ſeinen Bedienten eine Handvoll Viſitenkarten und läßt nach dem Börſenſchluß die für ihn abgegebenen in Empfang nehmen. Kann irgend etwas bequemer ſein? Und dabei die Vortheile für das öffentliche Leben, für den Credit! Läßt ſich doch aus dem Börſenſchluſſe ſofort der Stand, die Achtung, der Ruf, kurzum die ganze ſociale Stellung eines Mannes entnehmen, zumal wenn man etwa zwei Mal wöchentlich die allgemeinen Ergebniſſe im Provinzial-Wochenblatte bekannt gemacht oder gar beſondere Courszettel ausgegeben würden! Wie geſagt, ich ſchmeichle mir nicht wenig und rechne auf bedeutende Procente. — E. Fried.

Notiz.

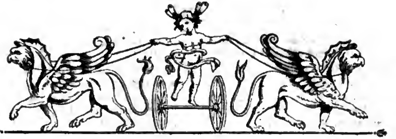
[Eine poetiſche Phantaſie]

Die literariſchen Zuſtände und Zeitgenoſſen aus K. A. Böttiger's handſchriftlichem Nachlaſſe, von denen ſo eben das erſte Bändchen, bei Brockhaus, erſchienen iſt, bringen uns unter der Ueberſchrift: Weimar'ſches Genieweſen mancherlei ernſt- und ſcherzhafte Curioſitäten aus der Zeit, wo Goethe's Stern Bekannte und Unbekannte nach Weimar lockte. Hier eine von der ſcherzhaften Art.

„—— Das Kraftgenie Klinger wanderte ein, ein roher, ungeſchlachter Naturmenſch. Einſt ſah er beim Rath Krauſe zum Fenſter heraus auf eine gleich unten befindliche Fleiſchbude. Auf einmal fing er beim Anblick der ſchönen Schöpskeulen gewaltig über die Ausartung des Menſchengeſchlechts zu wehklagen an und pries das Zeitalter, wo die Menſchen das Fleiſch noch roh verzehrt hatten. Rath Krauſe fragte, ob er nicht Luſt habe, zur Ehre jener Heroen ein Stück rohes Fleiſch auf der Stelle zu verzehren. Warum nicht? ſagt Klinger. Man wettet, und Krauſe läßt augenblicklich durch ſeinen Bedienten ein Pfund Fleiſch in ſeiner natürlichen Sauce heraufholen. Dieſen Ernſt hatte Klinger nicht vermuthet; er fing an, Ausflüchte zu machen, und ſagte endlich, da Krauſe immer dringender wurde: er habe die Sache gar nicht ſo gemeint, es ſei blos eine poetiſche Phantaſie geweſen."

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — **46.** — den 5. März 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lazarilla.

Novelle.

1.

Es war an einem der anmuthigen Abende, welche im Norden unbekannt ſind. Die weißbeſtäubte Alcala-Straße, die Alleen des Prado und das einſame Schloß Buen-Retiro glänzten im Mondſcheine. Die ganze elegante Welt Madrids war am Alcala-Thore verſammelt. Dieſer Lieblingsſpazierort der ſchönen Madrilenas ſtellte zu jener Zeit noch nicht den bunten und heitern Anblick der franzöſiſchen Promenaden dar. Die pariſer Moden kamen erſt unter Karl's III. Regierung allgemein auf; kaum wagten einige zierliche Damen in den Tertulias dieſelben anzulegen. Im Theater, auf den Straßen, in den Kirchen trugen ſie nur ſchwarz; ſchwarze Kleider, ſchwarze Mantillen, ſchwarze Blonden und Spitzen umgaben die ſchönſten Köpfe in der Welt. So war vor funfzig Jahren die herrſchende Mode in Spanien.

Dieſer traurigen Tracht und des Ernſtes ungeachtet, der von dem Charakter der Spanier nicht zu trennen iſt, hatte Alles an dieſem Abend im Prado einen Anſtrich von Feſtlichkeit und Heiterkeit. Der Graf von Artois, der Bruder Ludwig XVI., zeigte ſich eben zum erſten Male dort, und man möchte faſt ſagen, daß ganz Madrid, nur um ihn zu ehren, ſich auf der Promenade am Alcala-Thore verſammelt hatte. Der Graf von Artois war damals der erſte Elegant der Welt, jung, glänzend, bei den Damen beliebt, allgemein bewundert. Das Volk klatſchte in die Hände und rief Viva, wo er ſich zeigte; der ſpaniſche Hof lag vor ihm auf den Knien. Wer würde nicht damals ſein Geſchick beneidet haben? Er durchflog die Alleen im offenen Wagen. Sein königlicher Vetter, der Prinz von Aſturien, ſaß neben ihm, und der ganze junge Adel, der ſo ſehr wetteiferte, ſeine franzöſiſchen Manieren nachzuahmen, drängte ſich, um ſeine Gunſt zu erwerben. Um zehn Uhr kehrte der Graf von Artois ins Schloß zurück. Es war die Stunde, wo Karl III. zu Bette ging, und alle Glieder ſeiner Familie machten ſich eine Pflicht daraus, dabei anweſend zu ſein.

Als der königliche Zug ſich entfernt hatte, verließ die Menge das Alcala-Thor und zerſtreute ſich in den Alleen. Es bildeten ſich Haufen um die Tiſche, wo mit Eis und Sorbet bedient wurde, und die Sänger ließen ſich da nieder. Ein Andaluſier, als Mejo gekleidet, blieb vor einer zahlreichen Geſellſchaft ſtehen; er ſtimmte ſeine Guitarre, zog ſeine Montera ſchräg auf das eine Ohr nieder, und begann mit kräftiger Stimme eine alte mauriſche Romanze. Ein ſchlecht gekleidetes armes Weib ſtand einige Schritte ſeitwärts davon; man konnte ihr Geſicht unter der alten ſchwarzen Mantilla, die darüber geworfen war, nicht ſehen, allein man hörte die im kläglichen Ton ausgeſprochenen Worte: Por Dios! Sennores, ich habe kein Brot! Und dieſe ſilberne Stimme verrieth ein junges Mädchen, ja faſt ein Kind. — Als der Mejo die Romanze beendigt hatte, ſchlich die Bettlerin hinter ihn, und ſo wie er, ſteif wie ein Regiments-

46

Tambour, ſeine Montera, in die von allen Seiten Gaben niederregneten, allen hinreichend herumſchritt, folgte ſie nach, und verſtohlen die Hand ausſtreckend, wiederholte ſie: „Sennores, por Dios!“ Solcherweiſe erntete ſie einige Almoſen ein, aber der Mejo wurde es endlich gewahr. Er war ein nach Gewinn gieriger und höchſt jähzorniger Kerl; wüthend, daß Jemand wagte, mit ihm theilen zu wollen, ſtieß er einen furchtbaren Fluch aus, und ein derber Schlag von ſeiner geballten Fauſt traf den Kopf der armen Dirne. Das unglückliche Kind ſchwankte und ſank in die Kniee. Durch dieſen Unfall glitt die Mantilla vom Kopfe herab, und ein bezauberndes Geſicht, dunkle thränenvolle Augen, kurz, eine ſeltene Schönheit kam zum Vorſchein.

Ein Herr, der ihr ſo eben ein Almoſen gereicht hatte, hielt ſie mit der einen Hand aufrecht und mit der andern verſetzte er der Wange des Mejo eine derbe Ohrfeige. Jetzt entſtand ein allgemeiner Lärm. Der Andaluſier rief, daß er von Adel ſei, und er dieſe Beleidigung nicht hingehen laſſen könne; die Damen meinten, daß es nicht der Mühe werth, ſich wegen einer kleinen Bettlerin zu erhitzen, und die Männer drängten ſich um dieſe, die vor Schrecken an allen Gliedern zitterte.

Die Menge häufte ſich immer mehr, der Lärm wurde größer, und bald wußte man nicht mehr, wovon die Rede war; Jeder ſchrie und ſtritt ſich für eigene Rechnung. Glücklicherweiſe kam der Alcalde von Barrio mit ſeinen Leuten hinzu; er ließ den Mejo ergreifen und ſchickte ihn die Nacht über ins Gefängniß. Indeſſen war die Bettlerin von dem Herrn, der ſie ſo gewandt gerächt hatte, fortgezogen und mit ihm verſchwunden. Er ließ ſie in ein finſteres, abgelegenes Kaffeehaus bei dem Atocha-Thore eintreten, und auf einen Wink führte ſie der Kellner, der herbeikam, in ein an den großen Saal ſtoßendes Zimmer. Der Herr verlangte eine Taſſe Chocolate und eine Flaſche Wein. Die Bettlerin ließ ſich, nachdem ſie viel Umſtände gemacht hatte, ganz verwirrt auf ein altes ausgeſtopftes Taburet nieder, und nachdem man die verlangten Sachen vor ſie hingeſtellt, blieben ſie in dem eingeräucherten, von einer einzigen, an der Wand hangenden Lampe ſchlecht erhellten Zimmer allein.

Die arme Dirne hatte ihr Geſicht wieder in die Mantilla gehüllt; ſie ſchluchzte und rührte ihre Taſſe Chocolate nicht an. Der Herr goß Wein für ſich ein, zündete ſein Cigarito an, und unternahm ſie zu tröſten. „Hier iſt ja über gar nichts zu weinen, meine Prinzeſſin!“ ſagte er, zwiſchen jedem Satze ſeiner Rede einen Rauchwirbel von ſich gebend. „Weder der grobe Kerl hat Schaden genommen, noch Du; dafür ſtehe ich. Jeſus Maria! ich fühle noch ſeine Wange unter meiner Hand. Nun denn, trockne die ſchönen Augen, allerliebſte Dulderin! Willſt Du ein Glas von dieſem Canarien-Wein? Der iſt ganz vortrefflich. Der alte Schlingel Pedro Badillo verſichert, daß er zehn Jahr alt iſt. Ich glaube es nicht; aber meinetwegen, er läßt ſich trinken. Weißt Du auch, daß Du ganz verteufelt ſchön biſt, mein Kind? Wir brauchen nur einige Ringe an dieſe kleine Hand zu ſtecken, ſo wird ſie die einer großen Dame beſchämen. Aber Du weinſt ja immer? Was vermag Dich denn zu tröſten, Schätzchen? Komm, gib mir einen Kuß.“

Auf dieſe unverſchämte Zumuthung, die von einer noch unverſchämtern Geberde begleitet wurde, ſtieß die Bettlerin einen Schrei aus und wollte das Zimmer verlaſſen. Der Herr ging hin, die Thür zuſchließen, und lachte dann laut auf.

„Ei, ei!“ ſagte er, „warum Umſtände machen, meine Prinzeſſin? Haſt Du vielleicht Furcht vor mir, Don Antonio Coloſia y Campillos, einem der hübſcheſten Jungen in allen ſpaniſchen Reichen?“ —

Als ſie verſuchte, die Thür zu öffnen, hörte er auf einmal zu lachen auf und fügte im barſchen Tone hinzu: „Mag's nun genug ſein! Komm, ſetze Dich dahin, trinke dies Glas Wein, ſonſt por vida mia, werfe ich Dir's ins Geſicht.“

Wahrſcheinlich hatte er dieſe grobe Drohung gar zu laut ausgeſprochen, denn es wurde an die Glasthür, die auf die Promenade hinausging, geklopft. Das junge Mädchen öffnete, ungeachtet Don Antonio Coloſia y Campillos' Widerſtreben, ſogleich. Ein junger Gardeoffizier trat ein.

„Cavallero!“ ſagte er, „iſt ſie Eure Frau?“

Don Antonio erwiederte nur durch eine verneinende und höhnende Geberde.

„Iſt ſie denn Eure Maitreſſe?“

„Vielleicht! — Allein was geht das Euch an?“

„Glaubet ihm nicht, Herr!“ rief die Bettlerin. „Nie iſt mir vor dieſem Abend dies Geſicht des Unglücks begegnet. Ich wurde geſchlagen, und in meinem Schrecken folgte ich ihm hieher; das iſt Alles!“

„Fort! geh' mir voran!“ unterbrach Don Antonio das junge Mädchen, ſie am Arme ergreifend.

Sie entſchlüpfte ihm und nahm ihre Zuflucht zum Offizier, den ſie mit einer flehenden und ſtummen Geberde um Schutz anrief. Er ſtellte ſich vor ſie hin mit den Worten: „Cavallero! dies Frauenzimmer ſtellt ſich

Digitized by Google

unter meine Obhut, und ich dulde nicht, daß ſie beleidigt werde. Wenn dieſe Erklärung Euch verletzt, bin ich bereit, Euch Rede zu ſtehen.“

„Valga me Dios!“ unterbrach ihn Don Antonio, „Ihr macht Euch ja zum Ritter dieſer Närrin. In der That iſt es nicht werth, daß ſich zwei Edelleute ihretwegen die Hälſe brechen.“

Dann verließ er, mit ſtolzen Schritten durch den Haufen Zuſchauer, welche dieſer Auftritt herbeigezogen hatte, ſchreitend, das Kaffeehaus.

Der Officier nahm eine Hand voll Realen aus ſeiner Taſche, gab ſie der Bettlerin und ſetzte ſich außerhalb des Kaffeehauſes nieder. Dort bettelte ſie noch eine kurze Zeit um Almoſen.

Ungefähr eine halbe Stunde darauf wurde ein Aufſchrei in einer Seitenallee gehört. Es war ſchon ſpät, und es waren keine Leute in dem Kaffeehauſe mehr, der Garde-Officier ausgenommen, der da geblieben war, um ein Sorbet zu nehmen. Er zog ſeinen Degen und gebot den Kellnern, ihm mit Windlichtern zu folgen. Zwanzig Schritte davon fanden ſie unter den Bäumen die Bettlerin mit Don Antonio ringend, der ſich bemühte, ſie mit ſich fortzuziehen.

„Vertheidige Dich, Niederträchtiger!“ rief der Officier. „Jetzt ſollſt Du Dich wegen des armen Kindes ſchlagen.“

Don Antonio zog ſeinen Degen, man hörte die Klingen zuſammenklirren, dann ein durchdringendes Geſchrei. Die Bettlerin war getroffen worden, ſie ſank zu Don Antonio's Füßen nieder, der den Degen fallen ließ und, ſo ſchnell er es vermochte, entfloh. Dies alles war in einem Augenblicke vorgegangen, ohne daß Jemand begreifen konnte, auf welche Weiſe dies Unglück geſchehen. Der beſtürzte Officier ließ ſeinen ledernen Handſchuh über die Spitze ſeines Degens hingleiten; ſie war mit Blut gefärbt.

„Gott ſei mir gnädig!“ rief er, „ich bin's, der dies Mädchen getödtet hat.“

„Vier Schritte von meinem Hauſe ein getödteter Menſch!“ rief der Kaffeewirth ganz athemlos herbeieilend. „Heiliger Himmel! das iſt ja ein Weib, — die Bettlerin, die ſo eben bei mir geweſen. Das wird Don Antonio gethan haben, der Schurke!“

„Das iſt ein Zufall, ein trauriger Zufall!“ fiel der Officier ein. „Niemand hier iſt ſchuldig; aber auf der Stelle muß für das unglückliche Kind Sorge getragen werden. Habt Ihr ein Zimmer für ſie?“

„Mein ganzes Haus ſteht zu Dienſten Eurer Herrlichkeit.“

Der Officier half ſelbſt dem Wirth und den Kellnern die Bettlerin aufheben. Sie wurde in das Kaffeehaus hineingetragen, und erholte ſich bald wieder. Die Wunde war unbedeutend, die Furcht allein hatte ihr den Gebrauch ihrer Sinne geraubt. Der Officier überließ ſie der Sorgfalt des Kaffeewirthes und ſeiner Frau.

„Hier iſt meine Börſe,“ ſagte er im Fortgehen, „tragt Sorge für das Kind; laßt es ihr an nichts fehlen; ich werde in einigen Tagen wiederkehren, mich zu erkundigen.“

Am andern Tage folgte er dem Hofe nach Aranjuez, wohin ſein Dienſt ihn rief, und mehrere Wochen vergingen, bevor er nach Madrid zurückkehrte. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus Berlin, im Februar.

[Das Weibliche in der Kunſt; Charakteriſtik der Sängerinnen.]

„Das Unbeſchreibliche, hier iſt es gethan — das Ewig-Weibliche zieht uns hinan,“ ſagte der Dichter des Fauſt von dem Himmel, in den er ſeinen Helden eingehen läßt. Da wurde hier geſpöttelt, dort Zeter geſchrieen über dieſen Mädchenhimmel, wie ſie ihn nannten. Dieſe Verketzerer ahnten nicht die Tiefe der Idee, die jener poetiſchen Anſchauung zu Grunde lag, oder ſie wollten abſichtlich ihren Sinn dagegen verſchließen. Wort und Bild, Poeſie und Kunſt, ſind nur Gleichniß; für den Begriff gilt es gleich, Gott oder Gottheit; und wenn die ethiſche Vorſtellung einen männlichen Gott zu fordern ſcheint, weil der Mann es iſt, der dem Denken und Handeln das Geſetz und die Regel gibt, ſo hat die poetiſche ihrerſeits eben ſo triftigen Grund, das weibliche Element vorzugsweiſe als das entſprechendſte Symbol des Göttlichen zum Ausdruck der höchſten Idee des Schönen und Wahren zu wählen. Alle Sprachen, die das Geſchlecht unterſcheiden, geben der idealen Concentration des Geiſtigen in den Erſcheinungen die weibliche Form. Und was die Sprache abſtract andeutet, das prägt die Kunſt in ziemlich lebendiger Geſtalt aus. Die Plaſtik feierte ihre größten Triumphe in der Darſtellung weiblicher Schönheit, und Antigone iſt der Gipfel der antiken Dichtkunſt. Raphael wollte den Abglanz der Gottheit malen, da ſchuf er ſeine Sixtiniſche Madonna. Und die neuere Poeſie, was hat ſie Vollendeteres aufzuweiſen, als Shakſpeare's und Goethe's hehre Frauengeſtalten? In welchen Dichtergebilden iſt reinere Göttlichkeit, als in Cordelia und Desdemona, in Iphigenia, Leonore und Dorothea? Die weiblichſte aber von allen Künſten iſt die Muſik, weil ſie weſentlich auf dem Gefühl, auf der Empfindung beruht; und doch, welche Kunſt verſetzt uns in einen ſo innigen, geheimnißvollen Rapport mit der überirdiſchen Welt, als die der Tonharmonien, welche uns Cäcilie, das heilige, gottbegeiſterte Weib, gelehrt? Mächtig ergreifend iſt zwar die Wirkung der männlichen Stimme

Digitized by Google

und der ihr entſprechenden Inſtrumente, leidenſchaftlich regen ſie das Gemüth auf oder erſchüttern es bis in ſeinen tiefſten Grund; aber himmliſcher Frieden, göttliche Beſeligung ergießt ſich über uns nur mit dem Tone, der aus der weiblichen Kehle dringt; auf ſeinen Schwingen hebt ſich die Seele zur Gottheit empor. Die Stimme des Weibes und die ihr verwandten Inſtrumente führen die Herrſchaft im Reiche der Tonkunſt; in weiblichen Charakteren haben die größten dramatiſchen Componiſten ihre Meiſterſchaft vorzüglich glänzen laſſen, ja, ihr Inſtinkt trieb ſie ſchon von ſelbſt zur Wahl ſolcher Stoffe, in denen eine Heroin hervorragte, und ſelbſt da, wo ein Held den Mittelpunct der Handlung bildet, wie im Don Juan, Cortez oder Titus, haben ſich die Tondichter mit ſichtbarer Vorliebe zu den weiblichen Geſtalten hingewandt.

Zu dieſen Betrachtungen veranlaßte die unvergleichliche Sängerin, der dieſe Zeilen gewidmet ſind, Miß Clara Novello, deren Name ſchon einen ſo guten Klang hat, daß das bekannte Sprichwort an ihr aufs ſchönſte erfüllt wird. Wir haben der Sängerinnen viele und unter ihnen die berühmteſten in den beiden letzten Decennien hier gehört, manche von dieſen würde auch ohne Frage neben Clara Novello in einer beſonderen Art, Farbe und Richtung des Geſanges den Sieg davontragen, die Eine durch größere Kraft der Stimme, die Andere durch gewandtere Kehlfertigkeit, oder durch leidenſchaftlicheren Ausdruck und ſonſtige einzelne Eigenſchaften; aber gewiß keine durch eine ſo harmoniſche, in allen Theilen gleichmäßige Schönheit, durch ein ſolches Gleichgewicht der Naturgaben und der Kunſtbildung, daß man beides gar nicht mehr zu unterſcheiden vermag. Da iſt Alles ſo einfach und doch ſo vollendet; urfriſch, als wäre es eben erſt aus den Händen der Natur hervorgegangen, und doch den ſtrengſten Regeln des Ideals entſprechend; Alles Ebenmaß und Rundung, wie an einer antiken Statue oder wie in Goethe's Iphigenia; die Stimme in allen Regionen gleich ſchön und ausgebildet; die Töne von haarſcharfer Reinheit, und doch ohne die mindeſte Härte, ſondern weich und die Paſſagen und Solfeggien deutlich und zart verbunden; der Vortrag edel und mit gerade ſo viel Feuer und Lebhaftigkeit erfüllt, als dem Ideal-Schönen angemeſſen. Von all' den Fehlern aber, die man an den Sängerinnen unſerer Tage ſo häufig findet, hat die anmuthige Britin ſich frei gehalten; hier hört man keinen ſtörenden Anſatz des Tones; es iſt, als ob ein elektriſcher Funke vom Himmel fiele und auf den Lippen der Sängerin den Ton erzeugte, den kein Hauch vorbereitet; bei der Verbindung der Töne läßt ſich nie ein ſchluchzender Laut vernehmen, beim Anſchwellen oder Verklingenlaſſen des Tones kein Abbrechen und Tremuliren; das Sforzando iſt nie ſcharf und erpreßt, das Piano nie liſpelnd.

Sollte ich nun, obgleich alles wahrhaft Schöne und Originelle nur an und für ſich zu beurtheilen iſt, dennoch die Sängerin mit einer ihrer Kunſtgenoſſinnen vergleichen, ſo wüßte ich unter allen, die ſeit zwanzig Jahren in Berlin gehört worden, keine andere ihr zur Seite zu ſtellen, als die Sontag. Großartiger und gewaltiger war allerdings die Catalani, aber nicht frei von Manier. So mächtig auch ihr Geſang hinriß, man hatte doch keinen ganz ungetrübten ſchönen Eindruck davon. Daſſelbe gilt von unſerer geiſtreichen, man könnte ſagen, witzigen Sängerin Sophie Löwe, die uns mitten im Entzücken über ihre feurige Beweglichkeit, über ihre ſprudelnde Laune, über ihre meiſterhafte Volubilität plötzlich durch ein Ueberſpringen der Schönheitslinie auf Augenblicke wieder herabſtimmt. Die beiden großen dramatiſchen Sängerinnen, die Schechner und die Schröder-Devrient, waren zu leidenſchaftlich, zu ungeſtüm, als daß ihr Geſang für vollendet ſchön gelten konnte, wenn gleich ſie in ihrer Sphäre Unübertreffliches leiſteten. Die Stimme der Milder tönte energiſch und prächtig, aber es fehlte ihr an Biegſamkeit und zarter Nüancirung. Im Charakter und Klang der Stimme gleicht der Letzteren am meiſten Auguſte von Faßmann; was ihr an gleicher Stärke und Feſtigkeit des Tones abgeht, erſetzt ſie durch bewegteren Ausdruck. Noch ſind drei Sängerinnen zu nennen, von denen zwei ſchon der Oeffentlichkeit nicht mehr angehören, und die dritte auch ſchon im Begriffe ſteht, vom Schauplatze abzutreten, die Damen Schulz, von Schätzel und Seidler, ſämmtlich durch große Bravour ausgezeichnet, beſonders die beiden Erſteren, und die Eine, welche leider ihr Talent ſo früh der Oeffentlichkeit entzogen, dem Ideal ziemlich nahe, und frei von einem gewiſſen Schlendrian der beiden Andern, nur daß man bei ihr dennoch jene angeborene Genialität vermißte, die uns mit „urkräftigem Behagen“ erfüllt. Beides nun, dieſe göttliche Flamme, die, wie das Feuer auf Veſta's Altar, durch einen Strahl von oben entzündet worden, und die prieſterlich ſorgſame Pflege derſelben, erſchien in der Sontag und erſcheint in Clara Novello aufs ſchönſte vereinigt. Wo Natur und Kunſt in ſo inniger Vermählung in einander fließen, da iſt das Unbeſchreibliche gethan, da entſpringt das Götterkind Poeſie, jener Goethe'ſche Euphorion, der, von Gipfel zu Gipfel ſich ſchwingend, uns mit hinanzieht zum ewig-weiblichen Urquell des Wahren und Schönen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Notiz.

[Kant's ſämmtliche Werke, neunter Band.]

Von der großen glänzenden Ausgabe der ſämmtlichen Werke Kant's iſt bereits der neunte Band erſchienen, herausgegeben von Prof. Schubert. Er enthält die Rechtslehre, die Tugendlehre und die Pädagogik. Jenen beiden ſchickte Kant im J. 1785 eine Grundlegung zur Metaphyſik der Sitten voraus, welche bereits 1797 ihre vierte Auflage erlebte, als endlich die lange verheißene Rechts- und Tugendlehre erſchienen. Zwiſchen dieſem erſten Abriß und dem ausgeführten Syſtem lag ein Zeitraum der Geſchichte, der für die praktiſche Anwendung die bedeutſamſten Erfahrungen bot; die franzöſiſche Revolution und die beiden letzten Theilungen Polens. Dieſe Einwirkungen der weltgeſchichtlichen Bewegungen damaliger Zeit auf Kant's Philoſophie des Rechts ſchildert Schubert in ſeiner Abhandlung im diesjährigen Raumer'ſchen Taſchenbuche. Zu den pädagogiſchen Lehrſätzen, die der neunte Bd. zum Schluß liefert, wird Schubert's Biographie des Philoſophen die Erläuterungen bringen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienſtags — 47. — den 6. März 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lazarilla.

(Fortſetzung.)

2.

Der Name des Garde-Officiers war Don Ma- nuel de Villa Vicioſa. Er war ſchön, voller Ehre, Tapferkeit und Großmuth. Ein Majorat, daß zehntauſend Thaler jährliche Zinſen einbrachte, und das er vor kurzem geerbt, trug nicht wenig dazu bei, ſeine Verdienſte zu erhöhen, und man war im Allgemeinen ſo feſt überzeugt, daß er eine Frau beglücken würde, daß alle ſeine Freunde ſich wetteifernd bemühten, ihm eine Partie zu verſchaffen.

Während der Reiſe nach Aranjuez fielen in dieſer Hinſicht große Unterhandlungen vor, und als Don Manuel nach Madrid zurückkam, war er ſchon ſo gut als gebunden. Der Graf von Montepino gab ihm ſeine Tochter unter der einzigen Bedingung, daß er den Namen und das Wappen ſeiner neuen Familie annehmen ſollte. — Donna Luiſa von Montepino war das Ziel vieler Bewerbungen geweſen. Schon durch ihre Mutter Erbin eines großen Beſitzes, brachte ſie ihrem Gatten außer dem Grafentitel hunderttauſend Realen jährliche Zinſen. Sie war im Kloſter der Benedictinerinnen in Madrid erzogen worden, und ſollte dieſes erſt an ihrem Hochzeitstage verlaſſen; denn ihr Vater hielt ſich gewöhnlich an einem fremden Hofe, wo er Se. katholiſche Majeſtät repräſentirte, auf; ihre Mutter war ſeit lange todt. Aus Aranjuez zurückgekehrt, kam Don Manuel mit dem Grafen von Montepino überein, daß ihr Beſuch in dem Kloſter der Benedictinerinnen den folgenden Tag Statt finden ſollte.

Den Abend vorher ging Don Manuel allein in den Prado. So wie vor einem Monate war die Promenade glänzend und voller Leben. Der Mond verſilberte mit ſeinen Strahlen das unbewegliche Laub. Kein Windhauch, keine Wolke am Himmel, und unter den Bäumen rieſelten Springbrunnen, klangen Guitarren-Accorde, wanderten verſchleierte Frauen und Männer mit breiten niedergeſchlagenen Hüten. Don Manuel trieb ſich ohne Zweck unter der Menge herum. Eine Art Unruhe und ſchmerzliche Ungeduld ergriff ihn jedesmal, wenn er des zum folgenden Tage beſtimmten Beſuches gedachte. Seinr Phantaſie gefiel ſich darin, die ihm beſtimmte Donna Luiſa ſich vorzumalen; ſie zeigte ſie ihm ſchön, anmuthig, durchaus reizend, und er verliebte ſich faſt in das Phantaſiebild, ohne daran zu denken, daß er den folgenden Tag das Original dazu gar nicht finden würde.

Mitten in dieſen Träumereien, dieſen voreiligen Vorſtellungen, welche leichten und leidenſchaftlichen Gemüthern eigen ſind, erinnerte ſich Don Manuel plötzlich des Auftrittes im Kaffeehauſe und der in den Alleen von Prado von ihm verwundeten Bettlerin; durch einen ſchnellen Handgriff überzeugte er ſich, daß ſeine Börſe nicht leer war, und trat darauf bei Pedro Badillo ein.

Don Antonio Coloſia y Campillo befand ſich in dem großen Saale. Der Mejo, in einem Winkel leh-

Digitized by Google

nend, klimperte nachläſſig auf ſeiner Guitarre. Don Manuel ging ernſt vorüber, legte die Hand an ſeinen Hut, ohne den Anſchein, irgend Jemand wieder zu erkennen, und trat in das anſtoßende Zimmer.

„Seid mir willkommen, Herrlichkeit!“ ſagte der Kaffeewirth. „Ich ſehnte mich ſchon, Euch Rechenſchaft wegen Eurer Wohlthaten ablegen zu können. Die Bettlerin iſt beinahe hergeſtellt. Ich habe es ihr, bei meiner Seele! an nichts fehlen laſſen; dafür hatte Eure Herrlichkeit im voraus geſorgt.“

„Schon gut, ſchon gut!“ unterbrach ihn Don Manuel. „Ich will das Kind ſehen.“

„In der Minute,“ erwiederte der Kaffeewirth, ein Windlicht ergreifend. „Ich will ihr ſagen, daß ſie herabkomme.“

„Nein! Ich werde ſelbſt hinaufgehen.“

Sie ſtiegen fünf Etagen hinauf. Am Ende eines mit alten Mobilien faſt verſperrten Ganges, wo das Stelldichein aller Katzen der Nachbarſchaft Statt fand, war ein beinahe von allen Seiten verſchloſſener Verſchlag. Bündel von Tabaksblättern, die an den Balken hingen, verbreiteten einen durchdringenden Duft, der anfangs in den Kopf ſtieg. Hinter der Thür befand ſich ein kleines, ziemlich ſauberes Bett; weiterhin ein rothlederner Lehnſeſſel, der ſich wenigſtens von den Zeiten der letzten Prinzen aus dem öſterreichiſchen Hauſe herſchrieb, und neben dem Seſſel ein Tiſch mit ungleichen Füßen. Die Bettlerin ſaß auf dem Fußende des Bettes; ſie erhob ſich lebhaft, als ſie Don Manuel, dem Pedro Badillo voranging, eintreten ſah, und begrüßte ihn mit der demüthigen und kläglichen Miene, womit ſie gewohnt war, um Almoſen zu bitten.

„Setzt Euch nieder, mein Kind!“ raunte ihr der Offizier zu.

Und als ſie darauf beharrte, aufrecht ſtehen zu bleiben, fügte der Wirth, ſie an ein altes Taburet hindrängend, hinzu: „Setzt Euch doch nieder, Lazarilla; Seine Herrlichkeit befehlen es.“

Sie ſetzte ſich ganz verwirrt auf den Rand des Taburets. Don Manuel bediente ſich des Lehnſeſſels, und Pedro Badillo blieb mit der Kerze in der Hand aufrecht ſtehen.

Jetzt fragte der Offizier leiſe ſich ſelbſt, ob die ſeltene Schönheit, die er in dieſem Neſte vorfand, auch wohl dieſelbe Bettlerin ſei, die er vor den Beleidigungen Don Antonio Coloſia y Campillo's geſchützt hatte. Er wagte es faſt nicht, ſie wiederzuerkennen. Eine monatlange Einſperrung hatte eine wunderbare Veränderung in Lazarilla's Aeußerm hervorgebracht. Ihre von der Sonne geſchwärzte Haut hatte eine ſanfte Weiße wiedergewonnen; ihr langes Haar, ſtatt in wirren Locken über ihr Geſicht herabzufallen, bildete an ihrer Stirn einen anmuthvollen Kranz, und ihre feinen und reizenden Züge, die ſie nicht mehr unter einer zerlumpten Mantilla verbarg, hatten ſich durch einen unverwüſtlichen Ausdruck von Ruhe und Schwermuth verſchönert. Ein ſauberes Kleid von Sarſche hob noch mehr die volle und ſchlanke Geſtalt, die Don Manuel bewunderte.

„Mein Kind!“ ſagte er endlich, einen Blick auf Lazarillens Arm werfend, den ſie noch im Bande trug, „es hätte ein großes Unglück geben können, und obgleich von meiner Seite unabſichtlich, würde ich mich darüber nie getröſtet haben. Danken wir Gott, daß Ihr beinahe hergeſtellt ſeid.“

„Und der Fürſorge Eures ergebenen Dieners!“ fiel Pedro Badillo ein. „Ich bin Barbier geweſen, bevor ich die Kaffeewirthſchaft übernahm, und ich habe mein altes Gewerbe noch nicht ganz vergeſſen. Fraget nur die Kleine da. Ich habe ihr ſchon geſtern erklärt, daß ſie in voller Geneſung ſei, und daß ſie im Laufe eines Monates den Arm zu allem, was ſie wolle, brauchen könnte.“ —

„Ach! Ihr ſeid gar zu gut, Herr!“ rief Lazarilla mit Thränen in den Augen. „Noch ein Monat, das iſt zu viel. Ich fühle mich ſchon geneſen, und bin wieder im Stande, mein armes Leben zu friſten.

„Mein Kind!“ verſetzte Don Manuel, ohne den Blick von Lazarilla abwenden zu können, „Ihr bettelt alſo bei dem San Francisco-Thore?“

„Ja, Herr! bei dem kleinen Thore, und des Abends bei ſchöner Witterung gehe ich nach dem Prado.“

„Habt Ihr Eltern? Was iſt Euer Vater?“

„Mein Vater war ein alter blinder Mann, ehemals wohl bekannt bei Puerta-del-Sol. Meine Mutter führte ihn, und ſang dazu, während er die Geige ſpielte. Sie ſind beide geſtorben, als ich kaum ſechs Jahre war.“

„Und wer hat ſich Eurer angenommen?“

„Die Großmutter, eine fromme Frau. Sie iſt auch todt, und nun bin ich ganz allein.“

Ihre Stimme zitterte, als ſie die letzten Worte ausſprach, und eine Thräne drang durch ihre langen ſeidenen Wimpern.

„Und um zu leben, bittet Ihr um Almoſen?“ ſagte Don Manuel mit tiefer Theilnahme. „Ach! armes, armes Mädchen. Ihr müßt arbeiten lernen, Lazarilla, das iſt das einzige Mittel, immer wacker und rechtlich

Digitized by Google

zu bleiben. Sobald Ihr etwas gelernt habt, werde ich Euch einen guten Dienſt verſchaffen. Nehmt dies, um Euer Lehrgeld zu bezahlen.“

Die Börſe fiel in Pedro Badillo's Hand, und die Bettlerin machte große Augen. Die Zumuthung, zu arbeiten, ſchien ihr höchſt befremdend; allein ſie wagte kein Wort zu ſagen.

„Das nenne ich ein Glück!“ rief der Kaffeewirth. „Danket Gott, Lazarilla, alle Tage Eures Lebens, wegen des Degenſtoßes; dem werdet Ihr Euer Glück zu verdanken haben. Weil denn Seine Herrlichkeit die Großmuth hat, Euer Lehrgeld bezahlen zu wollen, ſo werde ich es übernehmen, Euch eine Lehrerin zu verſchaffen, bei der Ihr die Nähterei lernen könnt. Es wird vielleicht lange dauern, denn Ihr verſteht nicht, Eure Hände zu brauchen. Nun denn, dankt hübſch Se. Herrlichkeit.“

Lazarilla murmelte einige unverſtändliche Worte und betrachtete Don Manuel mit thränenvollen Augen.

„Wie ſchön ſie doch iſt!“ dachte Don Manuel, „welche Beredſamkeit in dieſem ſtummen Ausdruck ihrer Dankbarkeit.“

„Nun denn, kleiner Einfaltspinſel,“ raunte ihr Don Badillo ins Ohr, „ſagt doch der Herrlichkeit etwas Angenehmes.“

Lazarilla aber konnte keine Worte finden.

„Ich werde in einigen Tagen wiederkehren,“ ſagte der Offizier aufſtehend. „Gute Nacht, Lazarilla, ich werde Euch beiſtehen, und mit Gottes Hülfe wird die Folgezeit Eures Lebens beſſer werden, als der Anfang es war.“ —

„Möge unſere Frau von Guadalupe und der große Schutzheilige Spaniens Euch vergelten, Herr!“ ſagte die Bettlerin mit lauter und durchdringender Stimme. — Auf ſolche Weiſe pflegte ſie zu danken, wenn ihr ein Almoſen gereicht wurde; allein ſie war gar zu ſchön, als daß Don Manuel durch ihre demüthigen und alltäglichen Manieren verletzt wurde, und er eilte bezaubert, unruhig, faſt beſchämt von hinnen, denn böſe Gedanken waren in ihm aufgeſtiegen.

Don Antonio war noch in dem Kaffeeſaale, und horchte begierig hin, als er den Offizier erblickte, der im Hinaustreten zu Pedro Badillo ſagte: „Eure Frau muß über das Kind ſorgfältig wachen, und beſonders ſie nie unten erſcheinen laſſen. So ſchön und ſo verlaſſen, wie ſie iſt, würde ſie ſonſt bald verloren ſein.“

„Das iſt wahr! Denn ſie iſt unſchuldig wie ein neugeborenes Kind, das arme Geſchöpf, und dumm, ſchrecklich dumm.... Ein Wüſtling würde ſie bald weghaben.“

Der Offizier ging fort. Don Antonio näherte ſich dem Mejo; ſie plauderten leiſe mit einander.

„Das iſt ein wackerer und barmherziger Herr!“ ſagte der Kaffeewirth mit lauter Stimme. „Ich möchte, daß man ſolche Züge in die Tagblätter ſetzte. Ein armes Mädchen wird vor meiner Thür verwundet, ich weiß nicht wie, noch durch wen! Es war ſchwarz unter den Bäumen, wie in einem Ofen. Ich eile zum Beiſtande hin, finde einen Offizier da; er reicht mir ſeine Börſe hin, ohne nachzuzählen, was darin war — drei Dublonen und ungefähr ein dreißig Stück Realen; das war zur Bezahlung des Wundarztes und der Zimmermiethe. Heute kommt der Offizier wieder und findet das arme Geſchöpf beinahe hergeſtellt. Glaubt Ihr nun wohl, daß er, nachdem er ſchon dem Mädchen ſo große Beweiſe ſeiner Großmuth gegeben hat, es dabei bewenden läßt? Nein, nein, meine Herrſchaften! noch eine Fauſt voll Realen, Empfehlungen und Verſprechungen ſpendet er, und die vor kaum einem Monat zerlumpte lebendige Armuth iſt jetzt gekleidet, hat ein Zimmer in meinem Hauſe, wird die Nähterei lernen und, mit einem Worte, in einem guten Hauſe aufgenommen werden. Und das ſchönſte bei der ganzen Geſchichte, meine Herrſchaften, iſt, daß der Teufel nicht darüber lachen wird, und Niemand ſoll ſagen können: nach der Barmherzigkeit folgt die Sünde. Denn meine Frau wacht über das Mädchen und wird ſie nicht aus den Augen verlieren. Jedermann kennt Tereſa Badillo; ſie iſt Bürge genug; deſſen ſchmeichle ich mir.“ (D. F. f.)

Correſpondenz.

Aus Berlin. (Fortſ.)

[Miß Clara Novello.]

Bei aller Aehnlichkeit iſt aber noch ein bedeutender Unterſchied zwiſchen der einſt ſo gefeierten Henriette und ihrer britiſchen Kunſtſchweſter. Wir finden an Miß Clara nicht die graziöſe Leichtigkeit, das perlende Auf- und Niederrollen der Paſſagen, das neckiſche und lockende Spielen mit den Tönen, die weltluſtige, feine Koketterie der Sontag; dafür aber deſto mehr Portament, ernſtere Weihe und kindlichere Naivetät. Die reizende Henriette war eine Weltheilige; eine keuſche, geläuterte Weltluſt ſpiegelte ſich in ihren üppig-zarten Tönen; bei Clara Novello's Geſange aber iſt uns zu Muthe, als thäte der Himmel ſich auf und wir hörten einen der Engel von der Herrlichkeit des Herrn ſingen. Und wenn wir die Stimme der ewigen Liebe uns denken, ſo müßte ſie in ſolchen Tönen zu uns herniederklingen. Wem es noch nicht eingeleuchtet, wie Felix Mendelsſohn dazu gekommen, den Herrn durch weibliche Stimmen zu Saulus ſprechen zu laſſen, der höre Clara Novello. Wie könnte die männliche Stimme, die immer eine Beimiſchung von Rauhigkeit hat,

je dieſe Klarheit und Reinheit erreichen, welche nur der weiblichen eigen iſt, und die uns in der Muſik den vollkommenſten Ausdruck der Göttlichkeit gibt? So iſt mir jener Gedanke, als einer der genialſten Züge in dem Oratorium Paulus erſchienen, und ich begreife nicht, wie man bei Beurtheilung eines Werkes, in welchem es auf äſthetiſche Wirkung ankommt, zur bibliſchen Exegeſe ſeine Zuflucht nehmen konnte, um jene Auffaſſungsweiſe anzugreifen oder zu rechtfertigen.

Als Miß Clara hier zum erſtenmal öffentlich geſungen hatte, ſchien man ſich in ihre Art und Weiſe noch nicht recht finden zu können; zwar der Klang ihrer Stimme wurde allgemein bewundert, aber man ſprach von Mangel an Leben oder wohl gar von Kalte. Vielleicht war einige Befangenheit des erſten Auftretens daran Schuld, vielleicht auch trug zu dieſem Eindruck der Umſtand bei, daß die Sangerin kein Notenblatt in der Hand hielt und die Arme unbeweglich am Körper herabhängen ließ, während ſie ſich ſpäter zu der bei uns gewohnten Haltung bequemte; der Hauptgrund zu jenem anfänglichen Urtheil lag aber wohl einerſeits darin, daß die ruhige Abgeſchloſſenheit des Idealſchönen nicht gleich ſo allgemein hinreißt, wie das Markirte und leidenſchaftlich Bewegte, welches zur Bewunderung herausfordert, wenn jenes ſich gleichgültig gegen den Eindruck verhält und, nach innen gekehrt, nur auf und in ſich ruht: ſo wie andererſeits darin, daß der Deutſche ſich mit dem britiſchen Volkscharakter immer noch ſehr wenig vertraut gemacht. „Der Engländer iſt empfindſamer, als Ihr glaubt,“ ſagt der fein beobachtende Mundt in ſeinen Spaziergängen und Weltfahrten; „er hat einen geheimen Ueberfluß an Herz, an Zartheit; nach außen iſt er ein wunderliches Mimoſenkraut, nach innen, in ſeine Herzen, ſeine Häuſer und ſeine Familien hinein, verbirgt er ſeine wahre Blüthe und lebt da ein ſeltenes Liebeleben.“ Und auch an Clara Novello, der ſeelenvollen Sangerin, wurde man bald inne, „wie dieſe ſcheinbare Kryſtalliſation und Verſteinerung des engliſchen Weſens doch eigentlich nur um den herrlichſten Kern ſich herumlegt, gleichſam ihn ſchützend und behütend gegen das fremde rauhe Außenleben.“ Schon in dem zweiten Concert wendete ſich die Anſicht des Publicums zuſehens um, der Beifall wurde immer rauſchender, und wollte nicht enden, als man die Nationallieder mit ſolcher rührenden Innigkeit und Begeiſterung vortragen hörte. Seitdem ſteigerte ſich der Andrang zu Miß Clara's Concerten in ſchneller Progreſſion, und das Publikum hat ſich mit ihrer nationalen Eigenthümlichkeit vollkommen befreundet.

Höchſt bewundernswürdig iſt es auch, mit welchem richtigen Gefühl Miß Novello den Charakter eines jeden Muſikſtyls aufzufaſſen und wiederzugeben weiß. Händel, Mozart und Bellini klingen in ihrem Munde gleich ſchön, und man vergißt die Leere und Geiſtloſigkeit der neueren italieniſchen Muſik über den herrlichen Klang der Stimme, die, alles irdiſchen Stoffes entäußert, eine leichte Pſyche, im reinen Aether ſich zu wiegen ſcheint. Der bloße Ton iſt hier Poeſie, und für eine ſolche Stimme würde auch Gluck ſich die Einflechtung einiger Paſſagen und Cadenzen gern verziehen haben, trotz ſeiner Antipathie gegen dergleichen Schmuck, die ſich bei ihm, unter dem Kampfe gegen eine ſeichte Oberflächlichkeit in der Muſik, bis aufs äußerſte ſteigerte, ſo daß er, um nur ja dem Ohre nicht zu ſchmeicheln und blos das Herz zu rühren, oft zu herb und ſtreng wurde. Gewiß iſt die Anſicht von der Tonkunſt, die ſich ihrer nur bedienen will, um die Poeſie zu heben, nicht erſchöpfend, ja ſogar irrig; hätte Gluck, als er dies ſchrieb, Mozart's und Beethoven's Symphonien ſchon gekannt, er würde vielleicht anders geurtheilt haben. Wer fühlte nicht allen Zauber der Poeſie bei dieſen Tonſchöpfungen, ohne der untergelegten Worte zu bedürfen? Und bewegen nicht in den Arien der Donna Anna und Conſtanze, wo der Componiſt die Worte fallen läßt und in bloßen Tönen ſchwelgt, dieſe werthloſen Solfeggien, von einer ſchönen Stimme geſungen, bewegen und rühren ſie nicht auch das Herz? Doch Gluck ſelbſt iſt ſeinem Grundſatz ſogar in ſeinen ſpäteren Werken nicht unbedingt gefolgt, denn ſeinen Orpheus läßt er eine ſehr paſſagenreiche Arie ſingen. Ein Land, das die Natur mit Nachtigallenſtimmen geſegnet hat, will ſich ihrer auch erfreuen, und ſo iſt es ganz natürlich, daß die Tondichter Italiens mit Geſangscoloraturen etwas verſchwenderiſch ſind. Sie haben leichtere Arbeit, weil ihre Sanger durch die Macht des Tones erſetzen, was den Compoſitionen an innerer Poeſie gebricht. Aus dieſem Lande der Muſik glaubt man auch Clara Novello entſproſſen, wenn ſie mit ihrer goldreinen Stimme ſelbſt einer Paccini'ſchen Arie geiſtige Verklarung einhaucht oder in den Piris'ſchen Variationen auf den Schweizerdua ihre kryſtallklaren Lerchenwirbel zum Himmel anſteigen laſt. Treffend iſt ſie in dieſen Blättern mit der erſten Frühlingsſängerin des Feldes verglichen worden, oder wollte man in ihr eine Aehnlichkeit mit der Nachtigall finden, ſo könnte es nur mit jener paradieſiſchen ſein, deren Bruſt noch keinen Schmerz empfunden, noch zur Klage nicht geſtimmt war. Darum wirkt ihre Stimme ſo erhebend, ſo läuternd auf das Gemüth, darum iſt der edle Styl ihr eigentliches Element, darum ſteht ſie in den Händel'ſchen Arien und in den Volksliedern auf dem Gipfel ihrer Kunſt. Solch' ein Geiſt, wie Felix Mendelsſohn's, mußte ſich von dieſer einfachen Schönheit des Geſanges, von dieſer hohen Ruhe, die Alles mäßigt und ſanft begränzt, innig angezogen fühlen. In dieſem Sinne ſagt eines der Gedichte, die der liebenswürdigen Britin hier gewidmet worden, recht artig:

The raptures felt at Felix' sacred strain
Proud Albion would requite with nothing less
Than with Novello's song and loveliness.

(Der Beſchluß folgt.)

Notiz.

[Pöliz.]

Hofrath Pöliz (geb. 1772, geſt. im Februar 1838) hinterließ eine Bibliothek von 30,000 Bdn., auf welche die leipziger Univerſitätsbibliothek ſich Hoffnung machte, die jedoch der Rathsbibliothek teſtamentariſch anheimfällt. Nach der Zahl der Bände könnte man ſie für bedeutender halten, als ſie iſt, wenn man erwägt, daß der Verſtorbene alle hiſtoriſchen und wiſſenſchaftlichen Schriften neuerer Zeit nur in Ueberſetzungen beſaß; er hatte wenig Sprachkenntniſſe, oder las ungern Werke in fremder Zunge.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerſtags — 48. — den 8. März 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lazarilla.

(Fortſetzung.)

Während dieſes Wortſtromes war Don Antonio aufgeſtanden und ſtellte ſich vor Pedro Badillo mit den Worten hin: „Das Weſen, für das Deine Frau als Bürge dient, iſt von allen Kutſchern am Puerta-del-Sol boſirt worden; ſag' das ihrem Beſchützer in meinem Namen."

Jedermann fing an zu lachen. Don Antonio ging mit einer gemein ſpöttiſchen Miene fort, und Pedro Badillo rief mit Unwillen: „Lüge, meine Herrſchaften, lauter Lüge! das iſt die böſe Zunge der Menſchen! Don Antonio hatte zuerſt die Bettlerin hergebracht, und zwar trotz ihres Widerſtrebens, wozu ſie guten Grund hatte; denn er iſt plump, ein Raufer, häßlich obendrein, wie Jeder ſehen kann, und arm wie eine Kirchenratte. Ich weiß es, ich, der ich es Euch ſage. Das junge Mädchen iſt tugendhaft, dafür ſtehe ich ein, und valga me Dios! ich werde es dem Don Antonio ins Geſicht ſagen und ihn bitten, ſeinen Fuß nicht mehr über dieſe Schwelle zu ſetzen."

„Na! na!" ſagte der Mejo, aus dem Haufen tretend, hinter dem er verborgen geſtanden. „Ereifert Euch nicht ſo ſehr. Ich könnte Euch auch etwas vorſingen von der Taube, die Ihr im Käfig zu halten übernommen habt. Ich habe ſie drei Monate hindurch in meinem Zimmer auf dem Markte Santa Barbara aufbewahrt, darauf habe ich ſie einem Freunde von mir, einem Muſikanten, überlaſſen."

Mit dieſen Worten ging er fort, und der verwirrte und beſtürzte Pedro Badillo ſtand da als Zielſcheibe der ſchlechten Späße aller der Müßiggänger, die ſeinen Kaffeeſaal beſuchten.

3.

Früh am folgenden Tage fand ſich ſchon Don Manuel bei dem Grafen von Montepino ein. Seine Herrlichkeit war in einigen Geſchäften begriffen, und ließ ſeinen künftigen Schwiegerſohn bitten, in einer an den Salon ſtoßenden Galerie ſeiner zu harren.

Viele Bilder ſchmückten die Wände derſelben, und die meiſten ſtellten Scenen aus dem alten und dem neuen Teſtamente dar. Die Märtyrgeſchichte hatte auch die ſchwermüthige und finſtere Phantaſie der ſpaniſchen Maler mit mehrern Gegenſtänden verſehen, und alle die Beſtrafungen, welche der Fanatismus der Heiden für Chriſti Anbeter erfand, waren in dieſen bewunderungswerthen Erſchaffungen vorgeſtellt.

Don Manuel durchlief die Galerie mit einem zerſtreuten Blick. Dieſe Heiligen, dieſe Madonnen riefen ihm von weitem das Urbild der Schönheit, das ihm den Tag vorher begegnet war, ins Gedächtniß, aber nirgends fand er es hier ſo vollkommen und ſo ergreifend; die jungfräulichen Köpfe, um die ein Heiligenſchein glänzte, waren nicht ſo göttlich, wie Lazarilla's Kopf.

Digitized by Google

Erſtaunt, verwirrt, ſich ohne Unterlaß dieſer Erinnerung und dieſer Vergleichung gegenüber zu befinden, bemühte ſich Don Manuel, die Gedanken auf Donna Luiſa zu richten; er verſuchte, die Empfindungen wieder hervorzurufen, die den Tag vorher bei dem Gedanken an dieſe erſte Zuſammenkunft ihn ſo ſehr erregt hatten; er wollte das Phantaſiebild wieder erhaſchen, das er unter den Bäumen des Prado ſich erſchaffen hatte; allein ſein ungetreues Gedächtniß gab ihm nur Lazarilla's ſüße und kindliche Züge zurück. Er ließ ſich einem Bilde von Murillo gegenüber nieder. Es war die Jungfrau der Schmerzen; ihre ſchwarzen Augen erhoben ſich gen Himmel; man empfand, daß ihre Augenlider Thränen bedecken, und ihr halboffener Mund ſchien einen Seufzer heiliger Entſagung auszuathmen.

„O, wie ähnlich ſieht ihr dies heilige Bild!“ ſeufzte Don Manuel, in ein ſüßes Hinſchauen verſinkend.

„Ich bin zum Befehl Eurer Herrlichkeit,“ ſagte der Graf von Montepino eintretend.

Don Manuel ſprang ſchnell auf; er erröthete, als hätte der Graf die Gedanken, die ſeine Seele erfüllten, errathen können, und eilte zu erwiedern: „Wenn Eure Herrlichkeit bereit ſind, können wir ja ſogleich hinfahren.“

„Mein lieber Manuel,“ ſagte der Graf, den ernſten und ceremoniellen Ton, den er bisher gegen ſeinen künftigen Schwiegerſohn beobachtet hatte, verlaſſend, „auf der Stelle, weil Ihr ſo begierig ſeid, Donna Luiſa zu ſehen. Sie iſt von unſerm Beſuche unterrichtet, und nach all' dem Guten, das ich ihr von Euch geſagt habe, iſt ſie völlig zu Euren Gunſten geſtimmt. Donna Luiſa iſt keine Schönheit, aber in ihrem Charakter und in ihren Manieren ſind Herzensgüte und Liebenswürdigkeit vorherrſchend. Ich gebe Ihnen einen wahren Schatz.“

Der gute Vater hielt ſehr bewegt inne. Don Manuel fühlte eine Rinde von Eis ſich um ſeine Seele drängen. Er fand keine Worte, und vermochte nur, ſich zum Zeichen der Beiſtimmung und des Dankes zu verbeugen. „Sie iſt keine Schönheit,“ dachte er, „ach, mein Gott! ſie iſt vielleicht gar häßlich.“ Seit dem vorigen Tage war ihm die Schönheit wichtig geworden.

Während des Fahrens wurde nur von der Ausſteuer geſprochen. Der Graf von Montepino legte auf dieſen Gegenſtand ein großes Gewicht. Er legte ihm ſeinen Vermögenszuſtand vor, und zeigte dieſen ſo klar, ſo anwendbar und mit ſolcher Ordnung eingerichtet, daß kein Sachwalter die kleinſte Einwendung dagegen machen konnte. Don Manuel erſchrak beinahe davor. Alle dieſe großen Vortheile, ihm ſo nahe vor die Augen gelegt, kamen ihm als eine Art von Ausgleichung vor.

Sie langten an. Don Manuel zitterte, während er die Treppe hinaufſtieg, und die ſehr ſichtbare Gemüthsſtimmung, die er zu bezwingen ſtrebte, ſchien den alten Grafen völlig zu befriedigen.

Es war Niemand im Sprachzimmer. Während Donna Luiſa von ihrer Ankunft unterrichtet wurde, vollendete der Graf noch eine Erörterung über einige Salzgruben, die er im Königreiche Valencia beſaß, und welche er nicht ungeneigt ſchien, ſeinem Schwiegerſohne als Eigenthum zu überlaſſen. Diesmal aber hörte Don Manuel nicht, was er ſprach. Seine ganze Aufmerkſamkeit war auf das ungeheure große Gitter, das das Sprachzimmer theilte, gerichtet. Hinter dem ſchwarzen Vorhange, der ſich ſeinen Blicken entgegenſtellte, hatte er Schritte und ein Murmeln von Stimmen vernommen.

Der Vorhang öffnete ſich. Zwei Nonnen und eine Duenna bildeten die erſte Linie; drei gelbe, gerunzelte, gräßliche Meduſenköpfe; man hätte glauben ſollen, daß es mit Fleiß ſo angeordnet war; hinter dieſen hielt ſich Donna Luiſa. Don Manuel warf einen Blick hin, wandte aber die Augen ſchnell wieder ab, und der Graf von Montepino ſagte mit ernſter Würde:

„Meine Tochter! ich ſtelle Euch Don Manuel de Villa Viciosa, Garde-Hauptmann Sr. Majeſtät, vor.“

Donna Luiſa begrüßte ihn ganz leiſe und ſetzte ſich neben das Gitter, die Nonnen und die Duenna nahmen einige Schritte hinter ihr Platz.

Jetzt begann das verlegenſte, leerſte und ceremoniellſte Geſpräch von der Welt. Der Graf von Montepino legte dabei einen völlig guten Willen, Donna Luiſa eine große Schüchternheit, und Don Manuel einen verzweifelten Muth an den Tag. Der Anblick von Donna Luiſa hatte ihn gleich anfangs vernichtet, und als der erſte Augenblick vorüber war, betrug er ſich als ein Mann, der auf ſeinem Entſchluſſe beharren will.

Man ſtelle ſich eine kleine, ſo ſchmächtige, ſo zarte Frauengeſtalt vor, daß ſie in den großen Falten ihres Kleides von ſchwarzem Atlas mit großen Blumenranken ſich zu verlieren ſchien. Eine Reihe von Perlen umgab ihren Hals, die von hinten in Haarbüſcheln, deren helle Farbe nicht wenig ins Röthliche ſpielte, hinaufgeflochten war. Ihre Züge waren, ohne entſtellt zu ſein, doch ohne Harmonie, und bildeten ein bizarres, nicht günſtiges Ganze. So war Donna Luiſa. Don Manuel wagte nur einmal, ſie anzuſehen, und ſie mit dem bezaubernden Geſichte vergleichend, deſſen Erinnerung ihn

Digitized by Google

ſo hartnäckig erfüllte, empfand er einen durchaus ungerechten Anflug von Widerwillen und Zorn.

Donna Luiſa ſprach wenig; ihre Stimme war ſanft, ihr Ausdruck gewählt, und vielleicht verbargen ſich unter dieſer ungünſtigen Hülle ein ſcharfer und gebildeter Geiſt, eine großmüthige und edle Seele; allein Don Manuel ließ es ſich nicht angelegen ſein, dieſe zu errathen.

Nach Verlauf von einer Stunde ſtand der Graf von Montepino auf. Es war in der Ordnung, daß Don Manuel ſich die Erlaubniß erbat, wiederkommen zu dürfen; ſein künftiger Schwiegervater mußte ihn indeſſen daran erinnern. Donna Luiſa willigte durch eine einfache Verbeugung ein, aber eine geheime Freude durchdrang das Lächeln, womit ſie ihrem Vater begegnete, und ihre kleinen grauen Augen richteten ſchüchtern auf Don Manuel einen Blick, den der ſeinige glücklicher Weiſe nicht auffaßte.

Vom Kloſter zurückkehrend, glaubte der Graf von Montepino ſich verpflichtet, die Herzählung der guten Eigenſchaften ſeiner Tochter, und eine neue Ueberſicht der Ausſteuer, die er noch prachtvoller berechnete, wieder zu beginnen. Diesmal war das Ausgleichungsſyſtem handgreiflich.

Don Manuel war ein Spanier von echtem Blute. Hatte er einmal ſein Wort gegeben, ſo dachte er nicht einmal daran, einen Ausweg zu ſuchen, um es zurückzunehmen, und er fügte ſich. Einen Monat hindurch beſuchte er regelmäßig zwei Mal in der Woche das Kloſter der Benedictinerinnen. Der Graf von Montepino begleitete ihn nicht immer, und oft befand ſich die Duenna allein als dritte Perſon in ſeinen Unterredungen mit Donna Luiſa.

Don Manuel konnte nicht umhin, zu geſtehen, daß ſeine künftige Gattin viel Geiſt, eine große Sanftheit des Gemüths und edle anmuthige Manieren beſäße. Dennoch fühlte er ſich höchſt unglücklich. Seine Abneigung gegen dieſe Verbindung wurde noch durch ſeine Bemühungen, ſie zu überwinden, vermehrt. Keine Art von Stolz, keine Rückſicht auf Glücksumſtände würde ihn zu einem ſolchen Opfer beſtimmt haben; allein er hielt ſeine Ehre für verpflichtet, und ſollte es ihm auch das ganze Glück ſeines Lebens koſten, er war entſchloſſen, Donna Luiſa zu heirathen. — Die Zeit ſeiner Hochzeit war noch nicht beſtimmt. Jedermann aber ſah ſie als ſehr nahe an, und Don Manuel erhielt alltäglich Glückwünſche. Er würde gewiß zuletzt dahin gekommen ſein, das Glück zu würdigen, mit einer liebenswürdigen Frau von hohem Stande, die keinen andern Fehler, als einen völligen Mangel an Schönheit beſaß, verbunden zu ſein, wenn nicht das Andenken an das bezaubernde Geſicht, mit dem er ſie gegen ſeinen Willen vergleichen mußte, ihn davon abgehalten hätte. Er hatte darauf gerechnet, daß die Zeit dieſen ſchnellen und tiefen Eindruck verwiſchen würde, allein obgleich er Lazarilla nicht wiedergeſehen, fühlte er doch im Innerſten ſeines Herzens, daß ſie nicht vergeſſen war, und daß ihr Bild ſich unabläſſig zwiſchen ihn und Donna Luiſa ſtellte.

Eines Tages, als Don Manuel allein nach dem Kloſter der Benedictinerinnen gegangen war, kam es ihm vor, als empfinge ihn Donna Luiſa mit einer traurigen und weit ernſteren Miene als gewöhnlich. Nach dem Verlaufe einiger Augenblicke gab ſie der Duenna einen Wink, ſich zu entfernen. Sie waren nun allein, zwar durch das Gitter getrennt, allein einander ſo nahe, daß ſie ſich leiſe unterreden konnten, ohne von den zwei Nonnen gehört zu werden, die am andern Ende des Sprachzimmers ſich aufhielten.

„Don Manuel!" ſagte die junge Gräfin mit zitternder Stimme, allein mit einer gewiſſen Entſchloſſenheit, „ich habe eine Gunſt von Euch zu erbitten, und wage zu glauben, daß Ihr mir dieſelbe nicht verweigern werdet, denn unſer beiderſeitiges Glück hängt davon ab."

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus Berlin. (Beſchl.)

[Miß Clara Novello.]

Nächſt den Arien von Händel, unter denen beſonders die From mighty kings von rührender Wirkung iſt, und den grandioſen engliſchen Nationalgeſängen Rule Britannia und God save the queen, zeigte Miß Novello ihren erhabenen Sinn vorzüglich auch in dem meiſterhaften Vortrage des großen Duetts der Donna Anna mit Octavio, das zwar mit gluthvollerer Leidenſchaft, aber nicht mit vollendeterer Schönheit geſungen werden kann. Von feinem Geſchmacke zeugte eine bebende Coloratur auf den Worten color di morte, das Zuſammenſchauern vor der Todesbläſſe trefflich malend, und eine in die Höhe gehende, die Aufforderung zum Schwure ſteigernde Cadenz auf der Fermate giura! Andere Verzierungen brachte die Sängerin in dieſem hochtragiſchen Muſikſtücke nicht an, indem ſie auch hierin einen ſeltenen Takt bewies. Ein Duett aus Norma, gegen jenes Mozart'ſche gehalten freilich ein trauriges Machwerk, verfehlte deſſenungeachtet, in ſo ſchöner Ausführung, da die Stimmen der Novello und der Faßmann vortrefflich zuſammen harmonirten, ſeine Wirkung auf die Zuhörer nicht; beide Sängerinnen waren oft kaum von einander zu unterſcheiden, nur daß der Ton der Novello etwas weicher, runder und elaſtiſcher klang. Wer konnte endlich die britiſchen und iriändiſchen Volkslieder hö-

Digitized by Google

ren und dieſer Sängerin Innigkeit der Empfindung abſprechen? Geſtanden doch ſelbſt Solche, die gegen die Eindrücke der Muſik faſt gleichgültig geweſen, es ſei ihnen urplötzlich eine neue Welt aufgegangen. Ein friſcher, lieblicher, keuſcher Duft, kein ſinnberauſchender, entſtrömt dieſen Tönen, wie den halbgeöffneten Kelchen der Erſtlingsblumen des jungen Jahres, die noch kein üppiger Gluthhauch des Sommers angeweht. So fließt „ewig klar und ſpiegelrein und eben, im Olymp den Seligen das Leben.“

Es liegt ein eigener Zauber darin, denſelben Stammcharakter, den man an ſich ſelbſt fühlt, in einer anderen Modification ſich gegenüber zu ſehen. So viel Verwandtes und doch ſo anders. Die gleichen Grundſtoffe, haben ſie einander erſt gefunden, ziehen ſich um ſo mächtiger an, je mehr ihre verſchiedenen Hüllen ihrer Vereinigung Schranken entgegenſetzen. Eine ſolche Schranke iſt zwiſchen dem Engländer und Deutſchen nicht nur die Sprache, ſondern auch das ganze Naturell. Aber der germaniſche Kern liegt in Beiden, und in ihren Dichtungen haben ſie ſich zuerſt den Bruderkuß gegeben. Der Deutſche hat ſich dem Briten eher genähert, weil er überhaupt anſchließenderer Natur iſt; aber auch der Brite iſt nicht zurückgeblieben. Walter Scott war es, der die Engländer gegen Ende des vorigen Jahrhunderts mit deutſcher Poeſie bekannt machte, nachdem ihnen Händel ſchon früher deutſche Muſik gebracht hatte. Seitdem iſt ein regerer, geiſtiger Verkehr zwiſchen beiden Nationen eingetreten; unſere Tondichter werden in England ſo verehrt wie bei uns ſelbſt, und die Meiſterwerke unſerer Poeten ſind in die verwandte Sprache übertragen, ohne in dieſem anderen Kleide ein weſentlich verändertes Anſehen erhalten zu haben. Nun kommt auch eine britiſche Sängerin zu uns herüber und läßt uns nicht nur ihre engliſchen Volkslieder in ihrer Sprache hören; nein, um die Artigkeit der Schröder-Devrient zu erwiedern, überwindet eine Engländerin den angeborenen Nationalſtolz und begrüßt Preußens König mit dem „Heil Friedrich Wilhelm, Dir!“ Der Enthuſiasmus, den dies unter der im Opernhauſe verſammelten Menge erregte, war groß. Mit demſelben Geſange beſchloß Miß Novello auch ihr letztes Concert ſehr wirkungsvoll und nachhaltig. Und wie ſchön und rein ſprach ſie das Deutſche aus, in dieſem Liede ſowohl wie in den Variationen auf den Schweizerbub. Obgleich ſie erſt ſo kurze Zeit in Deutſchland verweilt, war doch nicht der geringſte fremdartige Laut zu hören.

Neunmal hat Clara Novello in Berlin öffentlich geſungen, viermal im Opernhauſe, zweimal in eigenen und dreimal in anderen Concerten, in dem der Gebrüder Ganz, in dem von Carl Eckert zur Nachfeier des Freiwilligenfeſtes veranſtalteten und neulich in einem Dilettanten-Concert zum Beſten der Armen. Außerdem iſt ſie aber auch ſehr bereitwillig geweſen, Privatgeſellſchaften mit ihrem Geſange zu erfreuen, und beſonderes Intereſſe ſoll es gewährt haben, in einem muſikaliſchen Zirkel drei andere ausgezeichnete Sängerinnen unſerer Stadt mit ihr wetteifern zu hören, wobei nach Einigen Miß Novello den Sieg davon getragen, nach Anderen der Preis wenigſtens unentſchieden geblieben wäre. Unter den öffentlichen Concerten war das der Gebrüder Ganz vorzüglich glänzend. Spontini, der das große Talent der bewunderten Ausländerin ſehr anerkannt, und namentlich die Art, wie ſie die Händel'ſche Arie: From mighty, mighty kings vorträgt, für unübertrefflich erklärt haben ſoll, hatte die Leitung dieſes Concerts übernommen und führte in demſelben ſeinen Feſtmarſch und die Ouvertüre zu „Agnes von Hohenſtaufen“ aus, zwei ſeiner prächtigſten Compoſitionen. Intereſſant war ferner unter den Muſikſtücken, die dies Concert uns brachte, ein Trio für zwei Violoncellos und Contrebaß von Corelli, jenem alten Meiſter, deſſen Charakter, aus tiefem Ernſt und wunderlichem Humor gemiſcht, für weiland Kreisler-Hoffmann ſo viel Anziehendes hatte. Die beiden Concertgeber ſpielten in gewohnter Weiſe, der Violoncelliſt beſonders durch pikanten Vortrag, der Violiniſt durch ſangreichen Ton in den Adagios ausgezeichnet.

Wie verlautet, dürften wir binnen kurzem noch einmal das Vergnügen haben, Miß Novello in unſeren Mauern zu ſehen und zu hören, wenn die ruſſiſche Kaiſerfamilie zum Beſuche hier ſein wird. Unterdeſſen, heißt es, geht die Sängerin nach Wien und München, und ſpäter nach Italien, um ſich dort im Bravourgeſange noch mehr auszubilden. Zu wünſchen iſt nur, daß ſie dabei nichts von ihrer vollendet ſchönen Methode einbüßen und nichts von den extravaganten italieniſchen Manieren annehmen möge. Unverkennbar vorherrſchend iſt bei ihr die Anlage für den edlen Styl in der Muſik, und wenn ihre Stimme noch an Kraft, ihr Vortrag an dramatiſchem Ausdrucke gewinnt, ſo würde man lieber eine größere Virtuoſität in Paſſagen, Trillern und ſonſtigen Coloraturen miſſen, als durch Aneignung dieſer Fertigkeit am Ende jene Idealität der Kunſtform getrübt ſehen. Doch eine ſo ſchöne Natur bürgt wohl für ſich ſelbſt und geht rein und unverfälſcht aus jeder Schule hervor. R. W.

N o t i z.

[Dr. Kugler's Muſeum.]

Wir beſchuldigten dies in Berlin erſcheinende Kunſtblatt des Nachdrucks und der Geheimhaltung der Quelle. Es war in Bezug unſeres Artikels von Ludolph Wienbarg „über Kunſtausſtellungen im Allgemeinen.“ Wir nehmen dieſe Anklage als ungerecht zurück. Der Stand der Sache iſt dieſer. Vor der Mittheilung des Artikels in unſrer Zeitung brachten hamburger Kunſtblätter bereits Reflexionen über die dortige Ausſtellung, welche von Wienbarg herrühren, ohne Namensnenung des Verfaſſers. Im Novbr. gab Herr Kugler ſeinen Artikel mit Hinweis auf die hamburger Quelle, nachdem Wienbarg's Artikel bereits von uns mitgetheilt war. Hr. Kugler erklärt uns, daß er die Zeitung für die elegante Welt, aus welcher er den Namen des Verfaſſers kennen lernen konnte, nicht geleſen, ſonſt aber zur Unterdrückung oder Verſchweigung des Namens W i e n b a r g keinen vernünftigen Grund hatte. Unſere Anſchuldigung iſt mithin völlig ungerecht, das Muſeum iſt unſchuldig, denn die Redaction dieſes Blattes lieſt nicht, was die Zeitung für die elegante Welt von Wienbarg zu berichten das Glück hatte. Wienbarg's glänzender Name konnte alſo in den Hallen dieſes Tempels auf keine Weiſe ſeine Stätte finden.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 49. — den 9. März 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lazarilla.

(Fortſetzung.)

Es durchfuhr Don Manuel wie ein Grauen; er ſchlug die Augen nieder und verbeugte ſich, ohne ein Wort hervorſtammeln zu können. Das Wort, unſer Glück, hatte ihn ſchmerzlich ergriffen.

„Als Ihr mich mit Eurer Wahl beehrtet," fuhr Donna Luiſa mit ernſter Würde fort, „erbat ich mir einen Monat, um dieſen Antrag, der mir ſchmeichelte, auf den ich aber nicht vorbereitet war, zu erwägen. Dieſer Bedingung ungeachtet glaubte mein Vater auf meine Einwilligung hoffen zukönnen. Er hat ſich getäuſcht."

Dieſe letzten, mit tiefer Empfindung ausgeſprochenen Worte hatten Don Manuel einen Ausruf der Ueberraſchung und der Freude entriſſen. Er ſah Donna Luiſa an, als zweifelte er noch, ob er ſie recht verſtanden. Sie verſetzte mit ruhiger Stimme: „Ich bin entſchloſſen, dies Haus, wo die erſten Jahre meines Lebens ſo ſanft verfloſſen ſind, nicht zu verlaſſen. Es kommt mir zu, meinen Vater mit dieſem Entſchluſſe bekannt zu machen; und meine Bitte an Euch, Don Manuel, beſteht darin, daß Ihr Euch nicht für verpflichtet halten möget, gar zu großes Mißfallen ob dieſes Bruches zu äußern. Der Verdruß meines Vaters würde dadurch nur vermehrt werden. Darf ich darauf hoffen, daß er Euch eben ſo gleichgültig, wie ich es wünſche, dabei finden werde?"

Don Manuel verſprach, noch ganz beſtürzt, aber von ganzem Herzen, einen völligen Gleichmuth. Es wurde verabredet, daß Donna Luiſa noch denſelben Tag dem Vater ihren Entſchluß ſchreiben und ihm zu gleicher Zeit melden ſollte, daß ſie Don Manuel ſchon davon unterrichtet habe. Dann rief ſie ſchnell ihre Duenna und erhob ſich mit den Worten: „Don Manuel! ich hoffe, daß die zwiſchen Euch und meinem Vater obwaltenden Verhältniſſe unverändert bleiben werden. Ich ſchmeichle mir nicht minder, einen Freund erworben zu haben. Später, wenn Ihr einſt verheirathet ſeid, werdet Ihr wohl zuweilen die arme Klausnerin beſuchen. Wenn ich Euch dann glücklich im Genuſſe aller der Freuden, die man hienieden koſten kann, wiederſehe, werde ich wenigſtens zu mir ſelbſt ſagen können: Ich habe, ſofern es in meinem Vermögen ſtand, zu ſeinem Glücke beigetragen — und jetzt: Lebt wohl, Don Manuel!"

Er empfand eine ſolche Dankbarkeit, er liebte in dieſem Augenblicke Donna Luiſa ſo ſehr, daß er beinahe mit Leidenſchaft ſchwor, ihr ergebenſter Freund, ihr Freund bis in den Tod zu bleiben.

Sie ſtreckte die Hand aus, ihre Finger berührten ſich durch das Gitter, dann machte ſie eine tiefe Verbeugung und zog ſich zurück. Don Manuel bemerkte mit Verwunderung, daß ihr Thränen in den Augen ſtanden.

Er verließ das Kloſter der Benedictinerinnen, das Herz mit Freude und Hoffnung erfüllt, wie ein armer Gefangener, der aus einem Gefängniſſe befreit wird, wo er gedacht hatte, den Reſt ſeines Lebens hinzuſchleppen. Ohne ſich um das, was ihn erwartete, Sorge zu machen, ſchweigte er im Gefühl ſeiner Freiheit, und ge-

Digitized by Google

dachte Lazarilla's mit Entzücken. Don Manuel war ein wackerer junger Mann, es war ihm noch gar nicht eingefallen, dies Kind zu gewinnen, allein ſein Herz klopfte heftig bei dem Gedanken, ſie wiederzuſehen, und ohne daß ein Menſch Recht hatte, ihm wegen einer ſo zärtlichen Theilnahme Rechenſchaft abzufordern, ihr Gutes zu erzeigen.

4.

An demſelben Tage, als die Spazierſtunde herangerückt war, begab Don Manuel ſich nach dem Prado. Pedro Badillo ſtand unter dem Thore ſeines Kaffeehauſes. „Willkommen, Ew. Herrlichkeit!“ rief er, Don Manuel entgegen ſchreitend. „Ich hätte mich ſchon zu Euch begeben ſollen, und wenn ich nur Euren Namen und Eure Wohnung gewußt, hätte ich mir eine Ehre daraus gemacht.“

„Ich habe es freilich ein wenig aufgeſchoben,“ fiel ihm Don Manuel in die Rede, „mich nach dem Kinde zu erkundigen. Habt Ihr recht Sorge um ſie getragen, Pedro Badillo?“

Der Kaffeewirth kreuzte die Arme, ſchüttelte den Kopf mit einem Ausdrucke des Unwillens und ſagte: „Ach, Herr! auf welchen undankbaren Boden ſind Eure Wohlthaten gefallen! Die kleine Lazarilla iſt eine Bübin. An einem ſchönen Morgen iſt ſie entſchlüpft, und ich weiß auf Treu und Glauben nicht, was aus ihr geworden iſt.“

Bei dieſer unerwarteten Antwort ſchien anfangs Don Manuel höchſt erſtaunt; dann brachten Unwille, Zorn, eine Art Eiferſucht, die er früher nie gekannt, ſein Blut in Wallung.

„Sie iſt nicht mehr da!“ rief er, „irgend ein Schurke hat ſie vielleicht entführt!“

„Ich habe vielen Grund, zu glauben, daß ſie allein fortgegangen iſt. Keine lebendige Seele hat ſie geſprochen, ſo lange ſie in meinem Hauſe geweſen iſt. Gott iſt mein Zeuge, daß ich ſie wie meine eigene Tochter behandelte. Es war am Sonntage vierzehn Tage, als Tereſa zu ihr hinaufſtieg, um ſie zur Meſſe abzuholen. Allein das Zimmer war leer.“

„Habt Ihr nicht nach ihr geſucht?“ unterbrach ihn Don Manuel.

„Nein, Herr! allein ich vermuthe, daß ſie ſich in derſelben Nachbarſchaft wie ehemals, in der Alcala-Straße beim Puerta-del-Sol aufhält, und Gott mag wiſſen, auf welchen Wegen.“

Jetzt erzählte ihm Pedro Badillo, was der Meſo und Don Antonio Coloſia y Campillos geſagt hatten. „Ja, ja! traue wer will dieſen heuchleriſchen Mienen; dieſen niedergeſchlagenen Augen!“ rief er, als wollte er einen Folgeſchluß daraus ziehen; „das kleine Mädchen, das ich für eine Heilige hielt, hat ganz den Anſchein einer Dirne, die der Barmherzigkeit chriſtlicher Seelen unwürdig iſt.“

„Das iſt möglich!“ erwiederte Don Manuel im Fortgehen. Er durchſtreifte die Alcala-Straße von einem Ende zum andern, dann kehrte er nach dem Prado zurück und ſuchte in den Alleen. Viele Bettler ſtreckten die Hand gegen ihn aus; andere trotz ihrer Mantillen von Spitzen und ihrer goldenen Ketten noch elendere Geſchöpfe warfen ihm zärtliche Blicke zu, allein unter den allen erkannte er nicht Lazarilla.

Endlich, als er an dem Alcala-Thore vorüberging, ſprach eine Stimme hinter ihm: „Sennor, por Dios!“

Er wandte ſich ſchnell um, und Lazarilla machte, verwirrt und beſtürzt, Miene zu entfliehen.

„Was machſt Du hier?“ fragte er, ſie am Arme zurückhaltend, mit einem Gemiſch von Eiferſucht und Verächtlichkeit.

Sie ſah ihn verwundert an und erwiederte: „Ich bitte um Brot, Herr! ich bin ein armes Mädchen.“ Dann fing ſie an zu weinen, denn ſie fühlte den Gewiſſensvorwurf, ſo undankbar gegen Don Manuel, der ihr ſo viel Güte erzeigt, geweſen zu ſein.

„Kommt mit mir!“ ſagte er ſanfter. —

Sie folgte ihm ohne Widerſtreben, und ſie ließen ſich in einer einſamen Allee nieder. Don Manuel lüftete die Mantille der Bettlerin, und betrachtete einen Augenblick bei den glänzenden Strahlen des Mondes das offene und reizende Geſicht, deſſen Schönheit ihn bezauberte. Sie zitterte vor dieſem Blicke.

„Lazarilla!“ ſagte er, mit Mühe nach einem ruhigem Tone ſuchend, „warum haſt Du Pedro Badillo's Haus verlaſſen? Hat man Dich nicht ſo wie ich es befohlen behandelt?“

„Doch, doch! O, mein Gott! Nichts hat mir da gefehlt, Herr!“

„Warum biſt Du heimlich fortgegangen?“

Sie gab keine Antwort.

„Man ſagt, um ein verwerfliches Leben zu führen,“ verſetzte Don Manuel.

Lazarilla faltete die Hände; wahrſcheinlich begriff ſie die bittere Verachtung, welche dieſe Worte begleitete,

Digitized by Google

denn ſie ſagte mit zitternder Stimme: „Ich bin ein ehrbares Mädchen, Herr!“

Warum haſt Du die Freiſtätte verlaſſen, die ich Dir gegeben? Warum biſt Du hier?“ rief Don Manuel. „Sag' es mir, Lazarilla, ſag' es mir gleich, und um Deiner Seele willen verbirg mir nichts! Denn Du ſiehſt, daß ich Dir gut bin. Fürchte nichts! Nun, mein Kind! bekenne mir alles.“

„Ach, Herr! was wollt Ihr, daß ich Euch ſage? Die Sünde, die ich auf dem Gewiſſen habe, iſt nicht groß. Mein einziger Kummer iſt, daß ich gegen Euch und gegen Herrn Badillo, den ich aus ganzer Seele verehre, undankbar geweſen bin. Allein ich wäre in dem Hauſe geſtorben. Ach, welch ein Leben! Stets eingeſperrt mit der Arbeit in der Hand da zu ſitzen! Ich mochte nicht länger weinen und in die Straße hinausſehen. Eines Tages ging ich von hinnen. Das iſt das Ganze.“

„Und was haſt Du ſeitdem gethan?“

„Ich habe am Thore San Francisco um Almoſen gebeten, und des Abends bin ich hierher gekommen!“

„Fürchteſt Du denn gar nicht, dieſem Don Antonio zu begegnen, der Dich jenen Abend mißhandelte?“

„Er iſt mir mehr als einmal nachgefolgt; aber ich blieb in den Alleen, die voller Leute ſind, und er hat mich nicht angeredet.“

„Es gibt auch einen andern Mann, der Dir nachfolgt und Dich gut kennt; er ſagt, daß Du drei Monate hindurch bei ihm wohnteſt.“

„Er ſagt dann eine unverſchämte Lüge!“ fiel die Bettlerin heftig ein. „Heilige Jungfrau, ſchütze Du mich gegen dieſe böſen Menſchen!“

Sie küßte das Skapulier, das ihr um den Hals hing, dann ſagte ſie mit Unruhe ſich erhebend: „Eure Herrlichkeit wird mich entſchuldigen, allein ich muß fort; die Alleen werden immer öder.“

Ich will Dich begleiten,“ ſagte Don Manuel aufſtehend, „nimm meinen Arm.“

Sie wich beſtürzt zurück.

„Nimm meinen Arm,“ fuhr er fort. „Fürchteſt Du Dich vor mir?“

„Ach nein, nein, Herr!“ rief ſie. „Ihr wollt mir nichts Böſes anthun, Ihr werdet nicht ein armes Mädchen beſchimpfen. Ich werde neben Euch gehen.“

Er zwang ſie, ſich auf ſeinen Arm zu lehnen, und ließ ſich von ihr führen. Nach einem halbſtündigen Gange kamen ſie in die Nachbarſchaft des Lebada-Platzes.

„Herr!“ ſagte die Bettlerin, mitten in einer engen, finſtern, ſchmuzigen Straße, die aus einer traurigen Ironie den Namen la Colle de los Hidalgos trägt, ſtille ſtehend: „Wir ſind da. Möge Euch Gott Eure Barmherzigkeit vergelten. Ich werde alle Tage einen Roſenkranz für Euer Heil beten.“

Mit dieſen Worten verſchwand ſie in einen finſtern Gang. Don Manuel eilte ihr nach und erreichte ſie bei einer verfallenen Treppe, die ſie im Begriffe zu betreten war.

„Ich will Dich erſt in Deinem eigenen Zimmer ſehen,“ ſagte er, „aber wohnſt Du auch wirklich hier?“

Das Haus hatte das Anſehen eines wahren Raubneſtes. Die Thür blieb offen Tag und Nacht. Am Ende des Ganges befand ſich ein kleiner Hof, in welchen mehrere dunkle Gänge ausliefen. Die für alle Winde offene Treppe wand ſich in einer Ecke ſchneckenförmig hinauf, und die erſten Stufen waren von einem Stümpfchen Licht erhellt, das vor eine Niſche geſtellt war, von welcher die Statue des heiligen Joſeph auf die Köpfe der Vorübergehenden herabzufallen im Begriffe ſchien.

Lazarilla konnte nicht umhin, vor den Worten und dem Entſchluſſe Don Manuel's zu erſchrecken.

„Herr!“ ſagte ſie mit einer flehenden Geberde, „verlaßt mich nun, ich bin hier in Sicherheit. Jetzt ſtößt Ihr mir beinahe Schrecken ein. Herr, ich bin ein armes Mädchen, allein noch hat kein Mann mein Zimmer betreten.“

„Ich gebe Dir mein Ehrenwort darauf, nur eine Minute zu bleiben; aber ich will mit hinaufgehen, Lazarilla!“

Sie machte das Zeichen des Kreuzes, ſteckte ein Stümpfchen Kerze bei dem Unſchlitt an, und ſie begannen hinaufzuſteigen. Lazarilla ging voran. Als ſie das dritte Stockwerk erreicht hatten, öffnete ſich eine Thür, und das gelbe, ſchmuzige Geſicht einer armen Alten kam zum Vorſchein. Lazarilla, auf der oberſten Stufe ſtehend, verbarg Don Manuel hinter ſich, während ſie ſchnell ſagte: „Ich bin es, ich bin es, Mutter Hortiga. Gute Nacht! ich brauche nichts.“ —

„Ich habe Dir einen Napf Suppe gebracht, Du Läuferin! Ich habe ſie bei den Vätern der Gnade bekommen. Du findeſt ſie auf Deinem Tiſche. Ich habe ſie Dir noch ganz warm gebracht; allein Du biſt dieſen Abend ſpät zurückgekehrt. Nimm Dich in Acht, Kleine!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Correſpondenz.

Aus Mainz.

[Carneval, Muſikaliſches.]

Ein Feſt rückt heran, das wohl den größten dieſer Gattung, die je am Rheine geſehen worden ſind, angereiht werden dürfte — ich meine das große Narrenfeſt beim diesjährigen Carneval. Auffallend müßte es ſein, daß gerade dieſes Jahr die neue Aera des Mainzer Faſching ins Leben treten ſoll, in einer Zeit, wo die Gemüther gerade wieder durch ernſte politiſche Dinge in Athem gehalten werden, wenn man nicht wüßte, daß eben die Harlekins-Maske ganz geeignet iſt, den Ernſt, die Sorge und den Schmerz zu verdecken. Ich halte dieſe Zeit gar nicht ungünſtig für ein Narrenfeſt; auch war unſer Carneval in den letzten Jahren ſo heruntergekommen, daß man kaum noch den alten Spaßvogel erkannte. Nun trifft es ſich gar, daß der arme Harlekin dieſes Jahr in Cöln, ſonſt ſeinem Lieblingsaufenthalt am Rheine, die Gemüther nicht ganz für ſeinen luſtigen Beſuch geſtimmt findet. Sollte die ſchweſterliche Moguntia nicht zuvorkommend dem Verſtoßenen eine gaſtfreundliche Stätte bieten? Sie hat es gethan! Ein Carnevalsverein iſt zuſammengetreten, aus mehrern hunderten unſerer beſten luſtige Brüder beſtehend, und täglich reihen ſich neue Schaaren an, um der Narrenſeligkeit theilhaftig zu werden, die ſchon jetzt in den wöchentlichen Verſammlungen der luſtigen Geſellſchaft zu Hauſe iſt. Die Anordnungen für die Faſtnächte ſind grandios und ſinnig; der Genius des Frohſinns und der guten Laune muß die Leute beſeelt haben, ſie hätten ſonſt nicht ſo leicht die intereſſanten und drolligen Aufzüge, Spiele und Harlekinaden erfinden können, welche drei Tage hindurch eine ganze Narrenbevölkerung ergötzen ſollen. Die hochgeſtellteſten Perſonen ſuchen Zutritt in dieſen wöchentlichen, vorbereitenden Verſammlungen, wo Witz und Humor, Laune und Scherz ſich überbieten. Vom Standesunterſchiede weiß man an dieſem Orte nichts; die Narrenkappe hat Gottlob das leidige Ständeweſen verwiſcht. Ich finde in dieſer Beziehung wahr, was unſer „Rheinland" von dieſem unſerm erſten, großartigen Faſching ſagt: „Wirklich, Harlekin hätte ſeine neue Aera in unſerer Stadt nicht glänzender beginnen können! Wunder that ſein Nahen; Kranke machte er geſund, Feinde machte er zu Freunden; den Doktorhut, den Hut des Richters, alle prägnanten Kopfbedeckungen, die dazu dienen, Species in der Species herzuſtellen, ſtülpte er ab, und brachte Alle jedes Standes unter einen Hut, unter die klingelnde, vielfarbige Narrenkappe! Er erſchien in dem bunten, ſchillernden, lebendigen Farbenglanze der Poeſie; ſeine Narrenjacke trägt die Zeuge, die auf dem Olymp von den Muſen und Nymphen gewebt wurden. In die Augen goß er dem Boten des goldnen Zeitalters, dem allmächtigen Carneval, das lebendige Feuer, das allerwärmende, vor dem Lug und Verſtellung und Feindſchaft fliehen." — Zufällig iſt gerade der Improviſator Langenſchwarz hier anweſend, der den Carnevalsverſammlungen durch ſeine humoriſtiſchen Vorträge in verſchiedenen Volksdialekten eine gute Würze gibt. Das Volk iſt wahrhaft vernarrt in dieſen Witzvogel, und es reißt ſich mit Enthuſiasmus um die Carnevalsblättchen, die Langenſchwarz wöchentlich zweimal erſcheinen läßt. Er will ſogar bei den öffentlichen Zügen improviſiren; ich halte es aber für eine Entweihung der Kunſt, ſich zur Beluſtigung eines Narrenvolks auf der Straße herzugeben!

Die hieſige Liedertafel brachte uns vor einigen Tagen Haydn's Meiſterwerk „die vier Jahreszeiten." Sie brachte es zum Beſten der Armen, die durch dieſen fatalen Winter hart mitgenommen worden ſind, und die Armen hatten ſich einer reichen Spende zu erfreuen. Wir haben alſo auf eine doppelt würdige Weiſe dieſe unſterblichen Töne genoſſen; uns waren ſie eine Labung in dieſer Zeit der muſikaliſchen Flachheit, an die uns Oper und Concerte mit aller Gewalt gewöhnen wollen, und neben dieſem Hochgenuſſe erfreuten ſich die Armen des Scherfleins, das ihnen dieſes herrliche Werk zur Linderung ihres Elends abwarf. Aber bewundern mußten wir ein Dilettanten-Inſtitut, das Haydn's großartiges Werk in einer ſolchen Vollendung vorzuführen vermochte; es ſchien in der That, als wäre alles von der mächtigen Gewalt der Wahrheit dieſes Naturgemäldes hochbegeiſtert! — Noch eine andere Reihe guter Concerte — von den ſchlechten rede ich gar nicht — hörten wir in den letzten Wochen, nämlich die Concerte, welche jährlich zum Vortheile des Orcheſterpenſionsfonds veranſtaltet werden. Es handelt ſich in dieſen Concerten um gute, claſſiſche Inſtrumentalmuſik und die deutſchen Symphonieen der beſten Gattung, auch ausgezeichnete Quartetten werden uns hier der Reihe nach vorgeführt. Das Orcheſter zeigt hier ſeine große Befähigung zur Execution der Werke deutſcher Muſikheroen, und das Publicum, das dieſen Concerten ſeine volle Theilnahme ſchenkt, zeigt, daß ſein Kunſtſinn noch nicht ganz von dem Melodienrauſche Bellini's und Roſſini's entnervt iſt. Ein Pietätsgrund mag auch bei dieſem außerordentlich zahlreichen Beſuche dieſer Concerte zu ſuchen ſein. Es wird nämlich aus dem Ertrage dieſer Concerte ein Penſionsfond für Wittwen und Waiſen unſerer Orcheſtermitglieder gegründet. —

(Der Beſchluß folgt.)

Notiz.

[Aus Mailand.]

Franciſca Pixis hat als Cenerentola auf der Scala einen ſtürmiſchen Beifall geerntet. Kurz zuvor war die neue Oper, die zweite des Carnevals, „die Aragonier in Neapel," ausgeziſcht, und nur dem Buffo Luzio gelang es, durch einige Lazzi die Aufregung des Publikums zu dämpfen. Um ſo glänzender war der Erfolg der deutſchen Sängerin in einer alten Partie, welche Roſſini ſelbſt mit ihr einübte. Sie wurde dreimal gerufen, an demſelben Orte, wo die Primadonna Schoberlechner ihre gewohnten Triumphe feiert, wo man die Neuigkeiten aus Deutſchland achſelzuckend aufnimmt und ein Jahr vorher ſelbſt Sabine Heinefetter übel empfangen wurde. Der Ruf der Pixis ſcheint in dem ſchwierigen und launenhaften Italien geſichert zu ſein.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — **50.** — den 10. März 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lazarilla.

(Fortſetzung.)

Mit dieſer Warnung zog ſich die alte Eule wieder in ihr Loch zurück, und Lazarilla, den Finger auf den Mund legend, machte Don Manuel ein Zeichen zum Umkehren; allein er widerſtrebte dieſer Bitte und beſtand darauf, ihr zu folgen.

Im oberſten Stockwerk des ſchmuzigen und verfallenen Hauſes befand ſich ein kleiner Verſchlag, ohne Ofen und Fenſter zum Verſchluſſe. Dies war Lazarilla's Zimmer; eine ſchwere Thür verwehrte den Eintritt, und der Riegel von innen trotzte aller Gewalt von außen. Alle Mobilien waren keine drei Realen werth; eine bis auf Kleinigkeiten beobachtete Sauberkeit verbarg indeſſen die Armuth derſelben. Alte Heiligenbilder bedeckten die Wände, in einem zerbrochenen Kruge blühten Roſen. Der Tiſch, der einzige Stuhl waren polirt und glänzend; das Bett, winzig und ſchmal wie das eines Karthäuſers, hatte einen weißen Ueberzug. Don Manuel warf einen ſchnellen Blick rings umher. Die Kleine ſtand zitternd vor ihm. „Lazarilla, morgen werden wir uns im Prado wiederſehen!" ſagte er mit flüſternder Stimme und ſchlich die Stufen hinunter.

In ſeiner Wohnung fand er einen Brief von dem Grafen von Montepino. Heftig gegen ſeine Tochter aufgebracht, hatte der Graf, bei dem Gefühl, daß es ihm an Muth fehlte, Abſchied von dem zu nehmen, den er ſich geſchmeichelt hatte, ſeinen Schwiegerſohn zu nennen, noch denſelben Abend Madrid verlaſſen.

Den folgenden Tag begab ſich Don Manuel früh nach dem Prado. Lazarilla erſchien mit dem Anbruch der Nacht; ſie gingen, in einer einſamen Allee auf dem Wege zu Unſerer Frau von Atocha ſich niederzuſetzen. Jetzt gab Don Manuel der Bettlerin zu erkennen, was er für ſie thun könne und wolle; er machte ihr den Antrag, für ſie ſorgen zu wollen; er verlange nichts, als ihre Liebe, ihr Herz, ſie ſolle ihn lieben, für ihn leben. Sie ſchlug es ohne Spott, ohne Zorn, aber mit einer kalten Feſtigkeit aus. Don Manuel verließ ſie eben ſo aufgebracht als beſtürzt, und mit der Erklärung, daß er ſie nie wiederſehen würde.

Den folgenden Tag ſuchte er ſie wieder auf und folgte ihr von weitem, ohne ſich ihr zu nähern. Den Tag darauf redete er ſie an, und bald verbrachte er alle Abende damit, den Augenblick zu erſpähen, wo er ihr ſagen konnte, daß er ſie liebe, daß er durch ihre Gleichgültigkeit, ihre Weigerung unglücklich ſei. Er entſchuldigte ihre Grillen, ihre ungebildete Art, ſeinen Antrag abzuweiſen. Er verehrte ſie; es that ihm wehe, ſie arm und zurückgeſtoßen zu ſehen; kurz, er liebte ſie wirklich. Ohne ſich ſeine Liebe und eine ſo große Leidenſchaft zu Herzen zu nehmen, fuhr Lazarilla fort, zu betteln, und es kam dahin, daß Don Manuel's Bewerbungen ihr ſichtbar beſchwerlich fielen, ſtatt ihr zu ſchmeicheln und ſie zu gewinnen.

Indeſſen reizten dieſe häufigen Unterredungen auf

Digitized by Google

das heftigste Don Antonio Coloſia y Campillos' Neugierde. Da er ſein ganzes Leben faſt im Prado verbrachte, hatte er völlige Muße, die Bettlerin zu erſpähen, und ſeine böſen Leidenſchaften wurden wieder erweckt, ſobald er auf die Vermuthung gekommen war, ein Anderer ſei der glückliche Beſitzer des Mädchens, das ihn verſchmäht hatte. Eines Abends ſagte er zu dem Mejo, der ſein Vertrauter und Buſenfreund geworden war:

„Pepe, mein Sohn, ich muß in dieſer Sache klar ſehen. Dieſer hübſche Offizier ſcheint mir Lazarilla unter ſeinen ſteten Schutz zu nehmen."

„Er, ihr Beſchützer!" gab der Mejo zur Antwort. „Jeſus! ſie geht zerlumpter als der heilige Johannes. Ich würde ſie wie eine Prinzeſſin halten, wenn ſie mein wäre; allein meiner Anſicht nach gehört ſie Niemanden."

„Ich würde die Hälfte meines Namens geben, um zu wiſſen, woran ich bin. Mein Sohn Pepe, Du mußt das herausbringen, Du mußt —"

„Ergebenſter Diener!" unterbrach ihn der Mejo. „Am Ende ſolcher Bemühungen gibt's nur Stockprügel. Es iſt mir nicht daran gelegen, daß der Offizier mich durch ſeine Lakaien herumzauſen läßt. Er hat immer zwei hinten auf ſeinem Wagen."

„Es iſt in dieſer Bemerkung etwas Wahres, Freund Pepe; aber, um Gott! ich würde mich mit dem Offizier auf Leben und Tod ſchlagen, wenn ſeine Leute nur ein Haar an Deinem Kopfe anrühreten." —

„Ihr ſeid gar zu gut," verſetzte der Mejo, der recht wohl wußte, was er von Don Antonio's Großſprechereien zu halten hatte; „aber hundert Degenſtöße in den Bauch des Offiziers heilen nicht eine Schramme an meinem Rücken. Indeſſen, da ich Euch ſo ſehr ergeben bin, fühle ich mich aufgelegt, ein Mittel zu erſinnen."

„Welches? So ſprich doch, ſtatt die Augen niederzuſchlagen, als zählteſt Du die Streifen an Deinen Strümpfen."

„Weil ich mich ganz verwirrt fühle, wenn ich daran denke, wie ſehr ich mich dadurch demüthigen würde." Hier machte der Mejo die Pantomime eines Burſchen, der einen Teller abwiſcht und aufwartet.

„Du willſt wieder Lakai werden?" rief Don Antonio.

„Ja, bei dem Garde-Offizier, wenn's möglich iſt."

„Ich verſtehe. Alſo, Freund? und es wäre nicht das erſte Mal, daß Du Livree trägſt!"

„Ich habe die eines Granden von Spanien getragen," unterbrach ihn lebhaft der Mejo, „allein in dem Hauſe waren wir alle Edelleute. Ohne eine Adelsprobe wurde Niemand in die Vorzimmer gelaſſen. Ich würdige mich herab, ſage ich Euch; aber gleichviel."

Noch denſelben Tag ſchnitt Pepe ſeinen Knebelbart ab, zog einen zugeknöpften Rock an, ſetzte einen aufgeſchlagenen Hut auf, den ihm Don Antonio lieh, und begann bei allen den Leuten herumzulaufen, die ihm zur Erreichung ſeiner Abſicht behülflich ſein konnten. Ein böſes Verhängniß wollte, daß Don Manuel eben zu der Zeit ſeinen Kammerdiener verabſchiedete. Nach Verlauf von acht Tagen hatte Pepe ſeinen Platz eingenommen.

5.

Sechs Wochen ſpäter begegneten ſich Don Antonio Coloſia y Campillos und der Mejo im Prado. „Ei, ſieh da! wo zum Teufel kommſt Du her?" ſagte jener. „Seit mehr als einem Monate mühe ich mich ab, Dich aufzuſuchen; ich verliere die Zeit, indem ich auf Dich warte; Du biſt ja wie ein Dunſt verſchwunden. Nun denn, laß hören, was Du mir zu ſagen haſt!"

„Nichts!" erwiederte der Mejo durchaus kalt. „Nichts, oder ſo gut wie nichts. Ich werde Euch blos meine Heirath anzeigen."

„Ja ſo, und welche iſt die von Gott und von Menſchen verlaſſene Frau, die Dich heirathen möchte?"

„Lazarilla! Ich ſchmeichle mir damit! Hört, Antonio, ich bin ein gerader Mann; ich habe Euch davon unterrichten wollen. Ich bin in die Kleine verliebt, und ich will eben zu ihr und ihr den Antrag machen, meine Frau zu werden."

„Pepe!" erwiederte Don Antonio, den Zorn bezwingend, der ihm das Blut in die Wangen jagte. „Pepe, mein Freund! erklären wir uns ruhig auf beiden Seiten. Du willſt die Herumläuferin, Don Manuel's Maitreſſe, heirathen?"

„Sie iſt Niemandes Maitreſſe!" fiel der Mejo ein. „Valga mi Dios! Ich bin kein Don Quichotte, der Wiederherſteller des Unrechts. Die Bettlerin iſt ein ehrbares Mädchen. Sie hat Don Manuel's Geld und Geſchenke ausgeſchlagen. Sie will nichts von ihm wiſſen. Seit einem Monate habt Ihr ſie nicht im Prado geſehen; ſie verläßt nicht das San-Franciſco-Thor; dort habe ich auf Don Manuel's Befehl ſie von fern belauſcht. Während ich ſie betrachtete, iſt die Liebe bei mir eingeſchlichen. Sie hat nicht die Maitreſſe eines großen Herrn ſein wollen; allein ſie wird ſich glücklich fühlen, die Frau eines armen Teufels zu werden; ich werde ſie Don Manuel vor der Naſe wegheirathen."

Digitized by Google

„Sehr wohl, und dann?“

„Dann werde ich ſie aufs Land, nach meiner Heimath führen, wo es Sitte iſt, im Gürtel einen kleinen Dolch zu teagen, mit dem man dem Galan aufwaetet.“

„Ich rathe Dir, gleich nach Deiner Hochzeit abzureiſen,“ ſagte Don Antonio ſcheezhaft ſpöttiſch, „denn hier würde Deine Ehre vielleicht nicht in Sicheeheit ſein, ſelbſt wenn Du mit Deinem kleinen Dolche ſpielen wüeeſt. Feeund Pepe, ich will Dich über eine Sache aufklären, in der Du gewiß unwiſſend biſt, nämlich, daß Lazaeilla geſtern Abend bis elf Uhr in der Allee der beiden Springbrunnen mit Don Manuel blieb.“

Dee Mejo fuhr mit der Hand ſchnell unter ſein Kleid; ihm entfuhe ein derber Fluch; dann ſagte er: „Gleichviel. Sie iſt ehrbar; bis jetzt bin ich deſſen gewiß!“ Darauf ging er fort, ohne Antonio Lebewohl zu ſagen.

Es war zur Stunde der letzten Meſſe. Der Mejo lief nach dem San-Francisco-Thore, in der Gewißheit, die Bettlerin dort zu treffen. Dennoch war ſie nicht da. Jetzt beſchloß er, ſie in ihrem Neſte zu ſuchen; er wußte den Weg dahin, weil er dort mehemals von Don Manuel hingeſchickt war.

Als der Mejo leiſe an die Thüe klopfte, ſaß Lazarilla, mit den Ellnbogen auf den Tiſch geſtützt, das Geſicht in ihren Händen verborgen. Sie ſchien in tiefes Nachdenken verſunken; allein es wäre ſchwer geweſen, zu erratheu, ob dies Sinnen von Geam oder Freude herrührte. Als der Mejo ins Zimmer trat, begeüßte ſie ihn mit Kopfnicken, und harrete deſſen, was er ihr zu ſagen hatte, als handelte es ſich um eine Botſchaft, worauf ſie vorbereitet war. Pepe ſtand einen Augenblick betroffen da. Er ſah ſich zu allen Seiten nach einem Stuhle um, denn er fand es nicht bequem, aufrechtſtehend die feierliche Bewerbung zu beginnen. Da er nichts gewahrte, worauf er ſich niederſetzen konnte, ſchlug er die Arme in einander und ſagte mit großem Ernſte: „Lazarilla! ich komme her, um mit Euch von einer Sache zu reden, worauf das Glück Euers ganzen Lebens beruht.“

Sie lächelte flüchtig und neigte den Kopf, als wüßte ſie im voraus, wovon die Rede ſei.

„Lazarilla!“ verſetzte der Mejo, dem dieſer Anfang ein gutes Vorzeichen ſchien, „bevor ich Euch Alles ſage, was ich auf dem Herzen habe, muß ich wiſſen, ob Ihr Euch erinnert, mich vor ungefähr drei Monaten eines Abends geſehen zu haben, wo ich im Prado ſang.“

Sie ſah ihn an und ſchüttelte verwundert den Kopf.

„Ich erinnere mich deſſen, ich!“ fuhr er fort; „allein da es Eurem Gedächtniß entfallen iſt, nützt es zu nichts, die Erinnerung daran zu erfriſchen. Auch würde es nicht viel zu bedeuten haben.“

Sie ſah ihn aufs neue an, und von einer plötzlichen Eeinnerung ergriffen, rief ſie: „Ihr ſeid es, der mich eines Abends geſchlagen hat!“

„Ach, ja wohl!“ erwiederte er, „und ich möchte, daß dieſe Hand vor einer ſo böſen That hingewelkt wäre. Ich will dieſe ſchändliche Grobheit durch das Opfer von allem, was ich beſitze, vergüten, durch mein Herz und meine Hand, die ich zu Euren Füßen lege. Wollt Ihr mit Pepe Cadalſo eine geſetzliche Ehe eingehen? Er wird Euch ſeine Arbeit, ſein Blut, ſein Leben, wenn es ſein muß, hingeben, um Euch glücklich zu machen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus Cöln.

(Theater.)

— — Wie die weltliche und geiſtliche Macht, ſo ſtehen ſich auch Herr Köckert und Heer Henkel gegenüber. Dieſe Herren ſind nichts geringeres als Dieectoren für Oper und füe Schauſpiel. Sie ſchickeen ſich diplomatiſche Noten, die von Trennung, Auflöſung, Verpflichtung und Vergeſſenheit handelten, und bel welchen jeder im vollſten Rechte zu ſein glaubte. Mitten in dieſem Hadee ſteckte das Volk von Cöln wie eine dritte ſouveraine Macht das Haupt hinein. Mit dieſer ſouveeainen Hoheit iſt nicht zu ſpaßen, es ſpukt noch etwas von der barſchen Gewalt des alten Kaiſeerreiches darin, von dee modernen Luft des nahen Waſſers, und den Erinnerungen an die Republik. Die Cölner haben dabei den Stolz, ſich für das Herzblatt Deutſchlands zu halten, wenigſtens für die erſte Stadt am Rhein und die Perle jeder Krone. Ihr Geſchmack iſt wählig, denn Viele ſind reich und haben auf Reiſen das Beſte geſehen, abee das Beſte kommt nach ihrem Urtheile Cöln zu, nue möchten ſie nicht allzuviel dafür geben. Im Allgemeinen muß man ſagen, daß bei allem Geſchmack der Antheil am Theatee und der darſtellenden Kunſt gering und die Abgaben hoch ſind. Dies iſt dee Grund, weshalb ſich noch kein Theater-Director halten konnte, ſelbſt Mühling nicht, dee in allen Dingen ein tüchtigee Mann wae. Nach einem mehrjährigen Faſten glaubte man, daß der Magen geſund geworden ſei, und wieklich äußerte ſich ein ſehnliches Verlangen, als die neue Geſellſchaft füe Aachen und Cöln geſtiftet wurde und im Herbſte bei uns erſchien. Für eine Provinzialbühne wae ſie tüchtig genug, und zählte bei vorherrſchender Mittelmäßigkeit recht wackere Mitgliedee. Abee man wollte mehr, man wollte Außerordentliches, und vor Allen eine ausgezeichnete Oper. Voezügliche Sängerinnen und Sänger ſind jedoch eine nicht allein theure, ſondern auch ſeltene Waare. Große, königliche Bühnen, welche übee unbeſchränkte Geldmittel gebieten, gerathen dabei doch häufig in Verlegenheit, und ſen-

Digitized by Google

den vergebens ihre Regiſſeure auf Reiſen nach ſingenden Nachtigallen. Die Cölner aber beſtanden darauf und fingen an, das Schauſpiel und deſſen Director zu haſſen, weil ſich Gerüchte verbreiteten, dieſer hindere aus Eigennutz eine beſſere Beſetzung der Oper, und das Schauſpiel abſorbire den größten Theil der Mittel. An einem Abend nun wurde der ſouveraine Herr Demos wild, er brüllte auf wie der verwundete Ares und forderte die beiden Directoren zur Rechenſchaft auf das Proſcenium. — Nun gab es Geſchichtchen. Einer klagte den Andern an, Herr Henkel wurde ausgeziſcht, nach Hauſe geſchickt und zur Ruhe verwieſen, Herr Köckert gelobt und mit Beifall gekrönt. Unter ſolchen Umſtänden war eine Auflöſung des Theaters unvermeidlich, ſämmtliche Mitglieder erhielten am nächſten Tage Kündigung, und der ſouveraine Herr war etwas verblüfft darüber, dieſen Ausgang hatte er freilich wohl nicht erwartet. Unter den Mitgliedern gibt es bei aller Mittelmäßigkeit doch einige ſehr bedeutende Talente, die übrigens, wie man vernimmt, auch ſchnell placirt worden ſind. Herr Heppé, ein junger Mann, der wahrſcheinlich binnen kurzem als einer der bedeutendſten Künſtler Deutſchlands genannt ſein wird, geht nach Hamburg, Herr Wallrabe nach Berlin, und Dem. Mügge, die erſte jugendliche Liebhaberin, ſteht mit einer königl. Bühne in Unterhandlung. Dieſe junge Schauſpielerin, eine Schülerin der Madame Crelinger und des Fräulein von Hagn, war ein Schatz für unſere Bühne, und beſonders in naiven Rollen und im Luſtſpiele eine der lieblichſten Erſcheinungen, zu welcher auch körperliche Vorzüge, und eine höchſt geſchmackvolle Toilette das ihrige beitragen. Ihr ausgebildetes klangvolles Organ und ſeines nüancirtes Spiel erinnern lebhaft an beide Vorbilder und Lehrerinnen, welche ſie ſich wählte; ſo muß ſie jeder Bühne zur Zierde gereichen, und nur mit Bedauern ſehen wir ſie von uns ſcheiden. Auf dieſe Weiſe iſt Cöln zum zweiten Male ſeines Theaters verluſtig, und ich glaube, es wird lange dauern, ehe ein drittes wiederkehrt. —

Aus Mainz. (Beſchluß.)

[Ries, Mainzer.]

Ich füge hier ein Wort über Ferdinand Ries' ſchöne Oper „die Räuberbraut" bei, welche vor einigen Tagen zum Erſtenmale über unſre Bühne ging. Der berühmte Schüler Beethoven's hat es vor mehrern Monaten veranlaßt, daß dieſe ſeine Lieblingsoper einſtudirt wurde, er verſprach, ſie ſelbſt bei der erſten Aufführung zu dirigiren, und freute ſich außerordentlich auf den Tag der Aufführung. Leider hat er ihn nicht erlebt. Uns todte bei dieſer Aufführung eine ſchmerzliche Erinnerung an den heimgegangenen Componiſten durch die Bruſt, dem es ſo ſchwer fiel, in ſeinem Vaterlande die gehörige Anerkennung zu finden. Fraget in Albion nach Ferdinand Ries, und ſie werden den deutſchen Künſtler anders zu ſchätzen wiſſen! Was dieſe Oper ſelbſt betrifft, ſo kann man zwar nicht läugnen, daß die Inſtrumentation oft überladen, daß die Effecte oft geſucht, und daß die Längen oft bedeutend ſind. Allein es iſt und bleibt die Oper ein claſſiſches Werk, voll herrlicher Motive, voll genialer Gedanken, und wundern muß man ſich, daß ein ſo ſchönes Werk ſo ſelten auf deutſchen Bühnen zum Vorſchein kommt! Allein Auber und Bellini erlauben nicht, daß man an einen neuern deutſchen Componiſten denkt; die Werke dieſer tüchtigen deutſchen Männer müſſen in den Pulten oder unter der Makulatur vermodern. Es iſt der Fluch der Deutſchen, daß ſie überall Vorzüge ſehen, nur nicht bei ſich ſelbſt!

Joſeph Mainzer's neueſte muſikaliſche Werke, die in der hieſigen Muſikhandlung von Schott u. Söhne erſchienen ſind, nämlich ſeine „Singſchule" und ſeine „Geſangbibliothek" fanden in unſerer Gegend eine außerordentlich günſtige Aufnahme. Es ſind eigentlich zwei ſich gegenſeitig ergänzende Werke, und ſie müſſen jedem Pädagogen als eine reiche Quelle muſikaliſcher Bildungsmittel erſcheinen. Mainzer, der ſein ganzes Leben vorzüglich dem Studium des Geſanges und Geſangunterrichtes gewidmet, der zu dieſem Zwecke während vieler Jahre die ausgezeichneten Meiſter Deutſchlands, Italiens und Frankreichs beſucht hat, der in der neueſten Zeit dem jämmerlich darniederliegenden Schulgeſang in Frankreich tüchtig unter die Arme gegriffen, und ihn zum Erſtaunen ſchnell gehoben hat, der dadurch die Augen der ganzen gebildeten Welt auf ſich gezogen, Mainzer, ſage ich, bietet uns in dieſer Singſchule aus dem Felde ſeiner Erfahrung ein Werkchen, das auf leichte, angenehme und ſichere Weiſe die Jugend zum Geſange hinführt, ohne ſie zu ermüden und zu entmuthigen; ſo wie er denn auch in der Geſangbibliothek nur ſolche Stoffe gewählt hat, die dem jugendlichen Alter angemeſſen ſind, indem er die Compoſition ſo einrichtete, daß ſie die Kräfte der Schüler niemals überſteigt, ſondern zu immer größerer Vervollkommnung und Gewandtheit im Vortrage die beſte Anleitung giebt. Es ſind zwei äußerſt nützliche Werke, auf die man nicht genug aufmerkſam machen kann.

Notizen.

[Dahlmann, Ewald, Jakob Grimm, Gervinus.]

Es iſt bekannt, daß Dahlmann an der leipziger Univerſität Vorleſungen halten wird. Ewald wird in Leipzig Sanskrit leſen. Jakob Grimm, hieß es, ſuche die berliner Univerſitat zu gewinnen. Gervinus hat aus Wien die nöthigen Päſſe zu ſeiner Reiſe nach Italien nunmehr erhalten. In Bezug auf Dahlmann verweiſen wir noch einmal auf Profeſſor Bülau's gediegenen Artikel in Nr. 6 und 7 der neuen halliſchen Jahrbücher.

[Ein Impromptu von Iffland.]

Iffland pflegte zuweilen, wenn er beſonders guter Laune war, ſeine Mitſchauſpieler durch irgend ein Wort, eine komiſche Miene oder dergleichen aus der Faſſung zu bringen. Einſtmals wollte ſich ein Schauſpieler, wie Z. Funk in ſeinen Erinnerungen erzählt, an Iffland rächen und ihn in Verlegenheit ſetzen. Er extemporirte: „Da ſtehen wir nun wie ein paar Ochſen am Berge!" Iffland blieb ganz ernſthaft, ſah dem Sprecher ſcharf ins Geſicht, zog hierauf einen unfern von ihm ſtehenden Stuhl heran, ſetzte ſich darauf und ſprach mit Salbung: „Ich ſitze!"

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 3. und eine Beilage von Hinrichs in Leipzig.)

Digitized by Google

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 3. — den 10. März 1838.

Alle hier angezeigten Bücher und Muſikalien ſind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünktlichſte ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

Anzeige.

Um armen Leidenden den Ankauf eines Werkes zu erleichtern, das in unzähligen Fällen Hülfe glücklich nachwies, und auch, um der Speculation dreier Nachdrucker ein Ziel zu ſtecken, haben wir von dem in unſerm Verlage bereits in drei Auflagen erſchienenen Buche:

Die Auszehrung heilbar,

aus dem Engliſchen übertragen vom H. S. Obermedicinalrathe und Leibarzte Dr. Hohnbaum, und mit Anmerkungen und Heilberichten deſſelben bereichert, eine **vierte Auflage** zu

halbem Preiſe,

nämlich zu 8 Groſchen ſächſ. — 36 Kr. rhein. — 32 Kr. Conv. Mze. — 10½ Silbergr. veranſtaltet. — Dieſelbe verläßt eben die Preſſe.

Dieſe vierte Auflage iſt nicht allein

a) viel wohlfeiler, als alle Ausgaben der Nachdrucker,

ſondern ſie hat auch vor dieſen und allen übrigen ältern Editionen den entſchiedenen Vorzug dadurch, daß ſie

b) die zahlreichen neueſten (ſehr merkwürdigen) Erfahrungen des Herrn Verfaſſers (Dr. Ramadge, Oberarztes des Londoner Hoſpitals für Lungenſüchtige) enthält, welche, ſowie die Zuſätze und Bereicherungen unſers Herrn Bearbeiters,

allen andern und frühern Ausgaben gänzlich fehlen.

Die erläuternden Kupfertafeln ſind um zwei vermehrt worden und der Text iſt in der Bogenzahl faſt um die Hälfte ſtärker.

Um aber gewiß zu ſein, die rechte Ausgabe zu erhalten, verlange man:

Ramadge-Hohnbaum:

Die Auszehrung heilbar,

4te Originalauflage zu halbem Preiſe
(8 Groſchen ſächſ.)

„Ich habe gefunden, daß die Heilung einer Krankheit möglich iſt, die man bisher für unheilbar gehalten hat, und zwar beſteht das Mittel zur Heilung nicht aus irgend einem pharmaceutiſchen Arkanum, ſondern aus einem einfachen, mechaniſchen, faſt nichts koſtenden und allenthalben anwendbaren Proceß. Was uns bis jetzt dunkel war, iſt nun, wie ich hoffe, hell geworden, und ich habe die frohe Ueberzeugung, daß, als Wirkung dieſer kleinen Schrift, alle bisherigen, auf bloßen Vermuthungen beruhenden Auszehrungs-Curmethoden, die nur zu oft die Krankheit verſchlimmerten, ſtatt ſie zu heilen, gleich andern irrigen Behandlungsweiſen der Vorzeit, an die wir nur mit Bedauern und Erröthen zurück zu denken vermögen, nun der verdienten Vergeſſenheit übergeben werden." Vorrede.

Hildburghauſen, Amſterdam und New-York, 1838.

Bibliogr. Institut.

So eben iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Literariſche

Zuſtände und Zeitgenoſſen.

In Schilderungen

aus

Karl Aug. Böttiger's

handſchriftlichem Nachlaſſe.

Herausgegeben von

K. W. Böttiger.

Erſtes Bändchen.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Es ſind namentlich Beiträge zu den Memoiren der „Weimarſchen Genieperiode", welche, aus dem reichen handſchriftlichen Nachlaſſe K. A. Böttiger's geſammelt, hier dargeboten werden und des Neuen und Anziehenden über die Heroen jener Zeit Vieles enthalten. Zugleich mögen ſie als Ergänzung der biographiſchen Skizze K. A. Böttiger's (1837, 16 Gr.), welche, ebenfalls von dem Sohne deſſelben bearbeitet, in meinem Verlage erſchien, betrachtet werden.

Leipzig, im Jan. 1838.

F. A. Brockhaus.

In allen Buchhandlungen ſind nachſtehende Bücher zu haben:

Die natürliche Religion.

Für alle, die nach Wahrheit, Recht und Tugend ſtreben, die Gott verehren und die Menſchheit lieben. Neue Ausgabe. Vom Dr. Heinichen. 12 Gr.

Vom Wiederſehen;

ob wir uns wiederſehen; — warum wir uns wiederſehen. — Gründe für die Seelenunſterblichkeit; — wohin gelangen wir nach dieſem Leben, — und wie iſt da unſer Loos beſchaffen? —

Jeder will gern wiſſen, wie es jenſeit des Grabes ausſieht; dieſe vom Dr. Heinichen herausgegebene Schrift giebt darüber Belehrung.

broſch. 8 gGr.

Bergk,

Die Kunſt reich zu werden,

und zwar durch Verſtand, Liebe zur Thätigkeit, Benuzung der Zeit, Sparſamkeit und mäßige Lebensweiſe, — nebſt Franklin's Anweiſung zum Reichwerden. 8. 9 gGr.

(Verlag der Ernſt'ſchen Buchhandlung in Quedlinburg).

So eben iſt erſchienen:

Gedichte

von

Anaſtaſius Grün.

Zweite Auflage.

Preis: 2 Rthlr.

Die erſte Auflage, welche Ende des vorigen Jahres erſchien, war in wenigen Wochen vergriffen. Bei der raſchen Folge iſt die zweite Auflage nicht vermehrt, aber doch von dem Dichter durchgeſehen.

Leipzig im Febr. 1838.

Weidmann'ſche Buchhandlung.

Im Verlage des Literatur-Comptoirs in Stuttgart erſchien und iſt durch alle Buchhandlungen auf feſte Beſtellung zu haben:

Portrait des Dr. D. F. Strauß,

Verfaſſer des „Leben Jeſu,"

nach dem Leben gezeichnet von Schmidt, in Stahl geſtochen von Karl Mayer.

Auf feinſtem franz. Kupferdruck-Velin, in groß Quart, chineſ. Papier,	1 fl. 30 kr. oder 22 gGr.
Ebenſo auf weißem Papier	1 fl. 12 kr. oder 18 gGr.
Desgl. in groß Octav	— fl. 48 kr. oder 12 gGr.

Bei Beſtellungen bitten wir, durch Beifügung des Preiſes genau die gewünſchte Ausgabe zu bezeichnen.

Intereſſante Lectüre.

Bei G. Baſſe in Quedlinburg iſt ſo eben erſchienen:

Irland.

Geſchildert von Leitch Ritchie.

Aus dem Engliſchen von A. v. Treskow.

Mit 4 lith. Abbildungen.

gr. 8. geh. Velinpap. Preis: 1 Thlr. 12 Gr.

Seit O'Connell den Proceß ſeines Vaterlandes gegen England begonnen hat, ſind die Blicke von ganz Europa auf Irland gerichtet. Das gegenwärtige, aus Leitch Ritchie's geübter Feder gefloſſene Werk hält ſich zwar fern von jeder politiſchen Farbe, giebt uns aber ein höchſt charakteriſtiſches Bild Irlands, ſowohl ſeiner hohen Naturſchönheiten, als ſeiner Gebräuche und Lebensweiſe, ohne das dortige ſchreckliche Elend zu verſchweigen, das ſich dem Beobachter bis in die Höfe der Paläſte aufdrängt.

Polytechniſches Centralblatt,

4. Jahrg. f. 1838. No. 7—12 mit 43 Abbildungen.

Ch. Heideloff's Einschwärzungsmaschine (toucheur mécanique). — d'Hennin patentirte Mühle zum Auswaschen von gold- und silberhaltigen Aschen. — Lee's gewundener Holzbohrer. — Cartier's Beutelmaschine (tamis-bluteau). — Chalet's Fussrolle. — Janvier's Ruderapparat für Dampfboote. — Bidone über den Ausfluss des Wassers unter verschiedenen Umständen. — Ueber das Anhängen von Eisenbahnwagen. — Ueber das Aufthauen eingefrorner Brunnenröhren von W. Sternberg. — Callan über elektromagnetische Maschinen. — Frequenz der Nürnberg-Fürther Eisenbahn. — Ueber den gegenwärtigen Zustand der Eisenfabrication in Frankreich. — Die Production des hannoverschen Oberharzes, nach Albert. — Ueber die Fabrication vergoldeter und gepresster Papiere von Delport. — Harvey und Brown Verbesserungen in der Fabrication metallener Röhren und gewalzten Eisens. — Die rheinische Eisenbahn. — Eisenbahnen in England. — Ueber die Bestimmung des Stärkmehlgehalts der Kartoffeln, von Berg. — Sächsischer Bergbau im Jahre 1836. — Versuche über die Anwendung erhitzter Gebläseluft in Sachsen. — Schlumberger und Scheurer über Wasser-Filtrirapparate. — Reisebemerkungen in Bezug auf Baumwollenfabrication von Schlumberger und Scheurer. — Leipzig-Dresdner Eisenbahn. — Eine Anstrichfarbe von Zinkblende. — Der harzer Wettersatz. — Eisenbahnen zur Gruben- und Tageförderung. — Ueber Hausleinenfabrication von Ruff. — Ueber den Unterschied des englischen und amerikanischen Dauermehles. — Ueber die Goldscheidung mit Schwefelsäure zu St. Petersburg von Sobolewskoy. — Rouen's Lampe mit Regulator. — E. Dingler über Twaddle's Aräometer. — Wagen, welche nicht umfallen können. — Verfahren zum Härten feiner Stahlinstrumente. — Oelwaagen. — Schwarzes Email oder Nielle. — Charoy's Bomben und Raketen mit Fallschirmen. — Bandförmige Haspelseile. — Steinkohlen bei der weissen Arsenik-Fabrication. — Ueber die durch Einführung des erhitzten Windes hervorgebrachten Veränderungen bei den verschiedenen Eisen-Schmelz- und Frischprocessen, von Wachler. — Production des kön. preuss. rheinischen Hauptbergdistricts und des westphälischen Oberbergamtsbezirks im Jahre 1836. — Ueber Löhnung der Arbeiter und Transportkosten am Ludwigscanal. — Die Dampfwagen von Norris in Philadelphia. — Letestu's Thürschlösser. — Ueber Brüniren der Flintenläufe. — Parraut's hydrostatische Lampe. — Schwedens Metallproduction im Jahre 1836. — James Dredge's verb. Construction von Kettenbrücken. — Th. Ellis und Th. Burr, Verfertigung von Bleiröhren und Platten. — O. Zeller, Beschreibung einer in Niederfüllbach bei Coburg aufgestellten Wasserhebemaschine. — Séguier, über Frimot's Mittel, Explosionen an Dampfkesseln zu verhüten. — A. L. Crelle über verschiedene Arten von Eisenbahnschienen und deren Fundamentirung. — Russlands Ausbeute an Metallen im Jahre 1836. — Die Goldausbeute der vereinigten Staaten 1836.

Diese verbreitetste gewerbliche Zeitschrift, von welcher alle 5 Tage eine Nummer (Bogen) mit den nöthigen Abbildungen erscheint, kostet jährlich nur 3 Thlr. 12 Gr. Preuss. Crt.

Leipzig, den 28. Febr. 1838.

Leopold Voss.

Digitized by Google

In meinem Verlage iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Aus dem Leben
zweier Schauſpieler:

Auguſt Wilhelm Iffland's
und
Ludwig Devrient's.

Von
J. Funck.

Auch unter dem Titel:

Erinnerungen aus meinem Leben in biographiſchen Denkſteinen und andern Mittheilungen. Zweiter Band: A. W. Iffland und L. Devrient. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Die günſtige Aufnahme, welche den Erinnerungen aus dem Leben E. T. W. Hoffmann's und F. G. Wetzel's (1836, 1 Thlr. 16 Gr.) zu Theil wurde, glaubte der Verfaſſer als eine Aufforderung anſehen zu dürfen, in ſeinen Mittheilungen über intereſſante Perſönlichkeiten, zu denen er in nähern Verhältniſſen ſtand, fortzufahren und bietet in dieſem Bande eine nicht minder intereſſante Gabe.

Leipzig, im Januar 1838.

F. A. Brockhaus.

In allen Buchhandlungen ſind nachſtehende nützliche Schriften zu haben:

Der beluſtigende
Kartenkünſtler,
eine deutliche Anweiſung
zu 113 größtentheils noch unbekannten, leicht ausführbaren und höchſt überraſchenden
Kartenkunſtſtücken
von A. v. Meerberg.
8. broſch. Preis 8 Gr.

Franklin's goldnes Schatzkäſtlein,
oder Anweiſung, wie man thätig, — verſtändig, beliebt, — wohlhabend, — tugendhaft, — religiös und glücklich werden kann. — Ein Rathgeber für Jung und Alt in allen Verhältniſſen des Lebens. Herausgegeben von Dr. Bergk. 2 Bändchen, zweite, verbeſſerte Auflage. 8. broſch. 20 gGr. oder 1 Fl. 30 Kr.

Ein ſchönes, nachahmungswerthes Beiſpiel giebt uns der ſo berühmte Franklin in dieſem Buche, was Fleiß, Ordnung, Mäßigung, Nachdenken und Sparſamkeit vermag, und wie weit es der Menſch in ſeiner Selbſtbeherrſchung und durch eine unaufhörliche Geiſtesausbildung und Veredlung ſeines Herzens bringen kann.

Die Kunſt,
ein vorzügliches Gedächtniß
zu erlangen, auf Wahrheit, Erfahrung und Vernunft begründet. — Zum Beſten aller Stände und aller Lebensalter, herausgegeben vom Dr. C. Hartenbach. 8. broſch. Preis 8 Ggr. oder 36 Kr.

Verlag der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg.

Für die gebildeten Stände, Lehrer ꝛc.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

J. A. L. Richter's Handbuch der
populären Aſtronomie
für die gebildeten Stände, insbeſondere für denkende, wenn auch der Mathematik nur wenig oder gar nicht kundige Leſer. 2 Bände (72 Druckbogen enthaltend). Mit 1 Atlas Abbildungen. 8. Wohlfeile Ausgabe.
Preis 3 Thlr. 8 Gr.

Die Aſtronomie iſt die Krone der Naturwiſſenſchaften; ſie enthält das geiſtige Element in einem ſolchen Grade, daß ſie darin faſt alle andere Wiſſenſchaften übertrifft, und unmittelbar dahin wirkt, die höchſten Ideen des Wahren, Schönen und Guten in der Seele hervorzurufen. Darum ſpricht ſie denn auch Jeden an, deſſen inneres Selbſt noch nicht ganz verkrüppelt iſt; ja, das bloße Anſchauen des geſtirnten Himmels erweckt ſchon in der Seele, auch des Ununterrichtetſten, eine Menge Vorſtellungen und Empfindungen, die ihn erheben und läutern und mit Ahnungen des Unſichtbaren erfüllen. Iſt es doch, als ob eine geheime Zaubermacht den Menſchen zu jenen glänzenden Geſtirnen hinzöge, wenn er ſie in ruhigem Schweigen ihre Bahnen dahinwandeln ſieht, als ob nicht hier, ſondern dort die wahre Heimath ſeines Geiſtes wäre, als ob er Flügel bekommen müßte, um ſich aufzuſchwingen, wo Orion ſich gürtet und der Schwan ſeine Silberfittige entfaltet. Daher wird denn Kenntniß der Sternwiſſenſchaft auch im großen Publikum als ein allgemeines Bedürfniß gefühlt. — Dieſes Handbuch, das hier in einer zweiten, wohlfeileren Ausgabe erſcheint, gehört zu den beſten und vollſtändigſten neueren Werken über populäre Aſtronomie und darf jedem Lehrer und Freunde der Naturwiſſenſchaften mit Recht empfohlen werden. Der Text iſt durch eine große Anzahl trefflicher Abbildungen erläutert.

Quedlinburg, im Februar 1838.

G. Baſſe.

Bei J. E. Schaub in Düſſeldorf iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Geiſt und Sinn
der
Hahnemann'ſchen Heillehre
und ihrer Pſoratheorie,
nebſt einem Worte der Zeit an alle Homöopathen, die Hahnemann's Syſtem unbedingt, oder nur theilweiſe annehmen und befolgen.

Von
G. G. H. Jahr,
homöopathiſchem Arzte und derzeitigem Vorſteher des homöopathiſchen Vereins in Lüttich.

72 Seiten. 8. in farbigem Umſchlag geh. 8 ggr.

In dieſer kleinen Schrift ſind die Hauptſätze des von Hahnemann aufgeſtellten Syſtemes der Heilkunde in einer ganz neuen und eigenthümlichen Auffaſſung und Folge vorgetragen, durch die der eigentliche Sinn ſeines Urhebers überall außer Zweifel geſetzt und auf manchen höchſt wichtigen, bisher ganz überſehenen Punkt jenes Syſtemes aufmerkſam gemacht wird. Dabei hat der Verfaſſer auf den gegenwärtig in Deutſchland un-

Digitized by Google

ter den Homöopathen geführten Streit ganz beſondere Rückſicht genommen, und die Fragen über ächte und unächte, reine und unreine Homöopathie ſo beantwortet, daß beide Theile das Buch mit gleichem Intereſſe leſen und ſichere Mittel finden werden, den Frieden dauerhaft herzuſtellen. Zugleich enthält es dann auch manchen wichtigen Fingerzeig für die richtige Wahl der Heilmittel, und iſt daher nicht minder dem Praktiker, als dem Theoretiker zu empfehlen.

Bei B. Nitz in Athen iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen Deutſchlands verſandt:

Conditorei des Orients v. Fr. Unger, Hof-Conditor Sr. Majeſtät des Königs von Griechenland. Mit 7 Lithographien. 8. geh. 18 Gr. illuminirt 1 Thlr. 12 Gr.

Fünfjähriger Aufenthalt im Orient gab dem Verfaſſer Gelegenheit, die Süßigkeiten und ambroſiſchen Leckereien der Orientalen hinlänglich kennen zu lernen; hier theilt er nun die Reſultate mit, weil in Deutſchland noch keine Abhandlung über dieſen Gegenſtand exiſtirt. —

In der v. Jeniſch und Stage'ſchen Buchhandlung in Augsburg iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Hiſtoriſche Romane
der M. A. E. Bray.

Nach der zweiten Auflage aus dem Engliſchen überſetzt

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

1—36ſte Lieferung 12. geheftet à 4 gr. oder 18 kr.

Ganz England wiederhallt von dem Ruhme der Mrs. Anna Eliza Bray, die in ihren hiſtoriſchen Romanen die Leſer und Leſerinnen aus allen Ständen, wie durch einen unwiderſtehlichen Zauber, zur unbedingten Bewunderung hinreißt. Man konnte ſie den „weiblichen Walter-Scott" nennen, da ſie nach den übereinſtimmenden Urtheilen der gediegenſten engliſchen und deutſchen Journale in allen ihren Werken einen blendenden, kräftigen Styl, eine glühende und doch wohlbeherrſchte Phantaſie mit unerſchöpflichem Reichthume an Charakteren, Naturtreue, Feſthalten an der geſchichtlichen Wahrheit, mit geiſtreicher Auffaſſung und vollendeter Kenntniß des menſchlichen Herzens, zugleich aber mit jener tadelloſen Sittenreinheit in der Darſtellung verbindet, welche die Dichterin und ihre Werke adelt, die ſelbſt von züchtigen Jungfrauen unbedenklich dürfen geleſen werden.

1r bis 3r Band: Die Weißkappen; oder: Anna von Gent. Ein niederländiſches Gemälde.
4r bis 6r Band: De Foix; oder: Franzöſiſches Leben im vierzehnten Jahrhundert. Ein Zeit- und Sittengemälde.
7r bis 9r Band: Der Talbot von Portugal; oder: Schickſale der Inez de Caſtro. Ein Bild aus der Maurenzeit.
10r bis 12r Band: Wärleigh, oder die Schickſalseiche. Eine Sage aus der Devonſhire.

Neueſte Erzählungen u. Novellen

Von

Adolph von Schaden.

4 Theile mit Kupfern. Geheftet. 4 Rthlr. oder 6 fl.

So bekannt iſt der Verfaſſer als trefflicher Erzähler und Novelliſt, wir begnügen uns daher, auf einige der in dieſen 4 Bänden enthaltenen Novellen aufmerkſam zu machen:

1) Die Familiengruft des Grafen Tr*lf**gin. Eine wahre Begebenheit. — 2) Das Henkermahl, oder das Mädchen aus der Fremde; ein Nachtſtück. — 3) Die Allerſeelen-Nacht, oder die liederlichen Geſchwiſter und der Vater. — 4) Concert auf dem Rabenſteine. — 5) Das mitternächtliche Geſpenſt auf dem Augsburger Schrannenplatz.

Sämmtliche Werke v. J. Morier.

Aus dem Engliſchen von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Erſter Theil.

Aejiſcha, die Jungfrau von Kars.

1e bis 6e Lieferung geh. 4 ggr. oder 18 kr.

Wer kennt nicht den Verfaſſer von Hadſchi Baba's Abenteuer in Ispahan und Zohrab die Geißel Gottes, welche in mancher Hinſicht die bekannte Tauſend und Eine Nacht übertreffen. Ausgezeichneter aber noch iſt ſein neueſtes Werk: „Aejiſcha" — dieſes ſchönſte, liebenswürdigſte und tugendhafteſte Mädchen, welches vielleicht jemals die Welt bezaubert hat, dieſes „Licht aller Augen", dieſe „Perle des Morgenlandes", deren Bild in den Herzen der Liebenden Verewigung finden wird, mit den Leiden und Freuden ihrer ſtandhaften Liebe zu Lord Osmond, deſſen außerordentliche Abenteuer, wobei auch der furchtbare Kurdenhäuptling Kara Bey eine große Rolle ſpielt, die Einbildungskraft der Leſer wunderſam feſſeln.

Für Aerzte, Eltern und Erzieher.

In der Baſſe'ſchen Buchhandlung in Quedlinburg iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. C. A. Maiſonabe: Die

Verkrümmungen des Rückgrathes

und deren Heilung. Ueberſetzt von Dr. Eduard Martiny. Mit 2 Tafeln Abbild. gr. 8. geh. Preis 16 Gr.

Dieſe für Aerzte, Eltern und Erzieherinnen gleich wichtige Schrift behandelt ſämmtliche bisher zur Heilung der Difformitäten der Rückenwirbelſäule angewendete gymnaſtiſche und mechaniſche Mittel und empfiehlt, insbeſondere bei ſehr veralteten und hartnäckigen Uebeln, eine verbeſſerte Art des Streckbettes.

Geſchenk für Confirmanden.

Bei Leopold Voß in Leipzig iſt erſchienen:

Emiliens

Stunden der Andacht

und

des Nachdenkens.

Für die erwachſenen Töchter der gebildeten Stände

von

Dr. C. W. Spieker.

Fünfte, durchgängig verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Zwei Bände. 8. mit Titelkupfer. 1837. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

Druck von Hirſchfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 51. — den 12. März 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Melchior Meyr über die jüngere Literatur.

Endlich nach ſo vielen taktloſen, ungeberdigen Verſuchen, den Geiſt unſerer Literatur in neueſter Zeit zu würdigen, eine ehrenwerthe, parteiloſe Kritik. Melchior Mevr, vielleicht pſeudonym, gab (in Erlangen bei Heyder) ein höchſt ſchätzbares Büchlein „über die poetiſchen Richtungen unſerer Zeit.“ Der Verfaſſer edirte früher ein idylliſches Epos und ſtellt nächſtens ſeinr lyriſchen Productionen zuſammen. Zugleich geht er mit einer umfaſſenden Geſchichte der deutſchen neuern Literatur um, woron hier eine Probe dargelegt wird. Es ſind Aufſätze über Heine, Platen, Uhland, Rückert, und dir jüngere Welt. Hohe Sittlichkeit der Auffaſſung, zartr Humanität und ein feiner Takt bezeichnen gleich ſehr das Talent wie die Geſinnung des Verfaſſers. Von der jungen Literatur macht er Niemand namentlich, er nimmt ſie als einen Geſammtausſpruch der Zeitbedürfniſſe. „Die vorzüglichſten Repräſentanten derſelben,“ ſagt er unter andern, „ſind unmittelbar Söhne der Zeit, die nach Freiheit ringt, nach Frriheit in jeder Beziehung, nach gerechter und ungerechter Freiheit. Sir ſind geboren und erzogen, die Forderungen der Zeit in Wort und Schrift vorläufig geltend zu machen. Ausgerüſtet mit keckem Streben, mit einem gewiſſen Sinn für die Erſcheinungen der Welt und der Literatur, mit ſteter Sehnſucht nach freier Bewegung und friſchem Thun, werden ſie auf der einen Seite die Anwälte des Lebens und der Natur, und fordern Ungebundenheit, Friſche, Kraft, Farbe und Fülle mit einer Wärme, die auch in ihren kritiſchen Schriften ſehr anregend iſt. Ein verdienſtliches Unternehmen! da man im Dichten und Thun nichts leichter vergißt, als daß die Wahrheit nur im Leben, nur in ſtets lebendigem Denken und Empfinden iſt, und jeder Stillſtand Tod bringt. Auf der andern Seite ſind ſie die geſchwornen Feinde der Pedanterie, des Schiendrians, und all' der kranken und todten Dingr, die in der Welt oft noch mit einer beſondern Wichtigkeit und Würdr auftreten. Dieſen verſetzen ſie, unterſtützt von durchdringendem Witze, die empfindlichſten Streiche, ſo daß ſie, ſchlimm zugerichtet, ſich unſern Augen in ihrer ganzen Kläglichkeit darſtellen. Nicht minder verdienſtlich und anerkennenswerth! Die todte Gewohnheit iſt etwas, worein der Menſch jeden Augenblick zu verfallen droht, und geradr dadurch, daß man ſie lächerlich macht, kann man am beſten vor ihr abſchrecken. Ich möchte hier als eine nützliche Eigenheit dieſer Autoren auch einen gewiſſen Mangel an Pietät anerkennen, an jener falſchen Pietät nämlich, die rine verehrte Perſönlichkeit oder Einrichtung in jeder Beziehung gelten laſſen will, und die Schwächen derſrlben auch da nicht anzugreifen ſich getraut, wo ſie offenbar zum Unheil wirken. Freilich ſollte man den Mangel an falſcher Pietät mehr an denjenigen loben, welche dir wahrr nicht ſo oft außer Augen ſetzen, wie unſere Autoren.“

„Als productive Naturen kommen ſie ihren Theorien großentheils nach. Ihre Darſtellungen blühen und duften, farbig friſches Leben quillt aus den kecken, ra-

Digitized by Google

ſchen Strichen entgegen. Ihr Vorſatz, nur echt Erfahrenes, glühend Genoſſenes wiedergeben zu wollen, iſt der allein rechte, und muß noch gute Früchte bringen. Dazu kommt, daß ſie ſich bemühen, neue, unſerer Zeit gemäße poetiſche Formen zu erfinden. Dieſes Experimentiren in der Form iſt ſehr wichtig, und wird ohne Frage viel zur Löſung der Hauptfrage beitragen: in wie weit nämlich die jetzige Generation die Formen der verſchiedenen Zeiten und Völker zu regeneriren hat, und inwiefern es ihr möglich werden könne, ganz eigenthümliche, bisher noch nicht dageweſene Formen für den eigenthümlichen Zeitgehalt zu ſchaffen."

Mich dünkt, wer ſo zu würdigen weiß, habe auch das Recht zum Tadel, an dem es dann im Verlauf des Artikels nicht fehlt.

Dagegen iſt in Leipzig ein großer Schreier und ein kleiner Philoſoph, Herr Dr. Marbach, abermals mit Angſtweh und Zeter über die Literatur der Zeit zu Stuhle gegangen. Anfangs rührte mich dieſer Eifer und ich ſchrieb über das erſte Heft ſeiner Literaturbriefe an anderem Orte eine Warnung, daß es lächerlich ſei, nach Hegel die über ihn hinausliegende Zeit zu conſtruiren; ſobald Hr. Marbach, in ſeinem zweiten Hefte, die lächerlichen Grimaſſen ſchnitt, um ſeine ABC-Weisheit kräftig zu machen, erklärte ich mich hier an Ort und Stelle über ſein Treiben.

Aus dem Abwurfe der Moral und den Broſamen von Hegel's reicher Tafel dreht ſich dieſer Philoſoph Brotkügelchen und wirft ſie der Literatur ins Geſicht. Dabei ſpringt er um den Tiſch herum in poſſierlicher Wehmuth. Das iſt ſo ein Philoſoph, wie ihn ſich Sir John Fallſtaff nach Tiſch aus Käſerinde ſchnitzt.

Lazarilla.

(Fortſetzung.)

Nach dieſem oratoriſchen Anfluge ließ ſich der Mejo aufs Knie nieder und ſagte nach einem kurzen Schweigen: „Nun denn, werdet Ihr nicht einwilligen? Ich liebe Euch, und ich habe Erſparniſſe zurückgelegt: ſechs hundert Realen. — Ich bin eine gute Partie, Lazarilla; Ihr werdet leben, ohne arbeiten zu brauchen. — Nun denn, wann werden wir Hochzeit machen?"

„Nie! denn es iſt unmöglich!" gab ſie ruhig zur Antwort.

„Unmöglich? und warum?" fragte er, mit einem Ausdrucke des Zornes und der Verachtung ſich erhebend. „Ihr findet vielleicht, daß ich Eurer nicht würdig bin! Sieh 'mal, welche Einbildungen. Denkt Ihr denn, mit Eurem nackten Leibe und Eurer Mantille in Fetzen die Frau eines Granden von Spanien zu werden?"

Die Bettlerin hatte kein Talent zum Spott; ſie begnügte ſich damit, die einfache Antwort zu geben: „Pepe! ich kann Euch nicht heirathen, weil ich einem Andern die Ehe verſprochen habe. Entfernt Euch ſchnell, denn Eure Anweſenheit könnte leicht etwas Unangenehmes über Euch verhängen. Geht, ich werde vergeſſen, was Ihr mir ſo eben geſagt habt."

Der Mejo entgegnete dieſem wohlwollenden Worte mit einer drohenden Geberde, und ging mit Wuth im dem Herzen fort, ohne ſich herabzulaſſen, nach dem Namen des Nebenbuhlers, der ihm vorgezogen würde, zu fragen. „Irgend ein Bettler gewiß!" dachte er. „O, ich werde Don Manuel davon unterrichten, und wir werden ſehen."

Eine Woche ſpäter nahm Don Manuel ſeinen Abſchied als Capitain der Garde. Seit einiger Zeit hatte er von der Welt ſehr zurückgezogen gelebt, und er ſprach die Abſicht aus, eine Reiſe nach Frankreich zu machen. Bald verbreitete ſich das Gerücht, daß er ſich verheirathet hatte, aber Niemand erhielt eine Anzeige oder Charte.

Donna Luiſa war die Einzige, an welche Don Manuel vor ſeiner Abreiſe ſchrieb. Dieſer Brief enthielt nur einige Zeilen. Er koſtete der, die ihn empfing, viele Thränen. Don Manuel geſtand ihr, indem er ihr Lebewohl ſagte, ſeine ſonderbare Heirath. Die junge Gräfin ſchrieb an ihren Vater und bat ihn um Erlaubniß, den Novizenſchleier anzulegen, allein der Graf blieb beharrlich bei ſeiner Weigerung. Er hatte entſchieden, daß ſeine Tochter erſt nach ihrer Volljährigkeit ſich dem Kloſter weihen dürfe.

6.

Don Manuel hatte nur zwei Diener mit ſich genommen. Der Mejo war in Madrid als Oberaufſeher des Hotels geblieben, und man kann ſagen, daß er ſich dort wie im eigenen Hauſe betrachtete. Sein alter Freund Don Antonio Coloſia y Campillos, mit dem er ſich aufrichtig ausgeſöhnt hatte, beſuchte ihn alle Tage.

Ungefähr achtzehn Monate nach Don Manuel's Abreiſe aßen einmal Pepe und ſein Freund Don Antonio mit zwei oder drei Lakaien und einer alten Duenna, die ihre Küche beſtellte, zum Abend. Es war beinahe Mitternacht, und dieſe Herren waren ſchon recht luſtig geworden, als plötzlich an das große Thor geklopft wurde.

Digitized by Google

„San Jakob und San Joſeph! wer mag der Freudenſtörer ſein!“ rief Pepe.

Die Alte lief ans Fenſter und erblickte eine mit Koffern und Schachteln beladene Kutſche; zwei Diener zu Pferde hielten an den Schlägen.

„Es iſt Se. Herrlichkeit!“ rief ſie. „Kann man denn ſo ankommen, als fiele man vom Himmel herab? Nichts iſt in der Ordnung, kein Zimmer ausgefegt, keine Vorhänge, nur Spinngewebe an den Fenſtern. Hätte man mir es nur einen Tag vorher angeſagt! Allein es ſcheint, als fänden die Herrſchaften Vergnügen daran, ſchlecht bedient zu werden.“

Indeſſen war Don Antonio verſchwunden, und Pepe eilte mit zwei Dienern, die Kerzen trugen, den Thorweg zu öffnen; der Wagen rollte in die Vorhalle hinein. Don Manuel ſtieg aus, und gab dann ſeiner Frau die Hand, um ſie in den großen Saal der erſten Etage zu führen, während man die Sachen ablud.

Es iſt eine traurige Sache, nach einer langen Abweſenheit in ſein Haus unerwartet zurückzukommen. Die Räume, die man ſich ſehnt wieder in Beſitz zu nehmen, haben ein leeres, troſtloſes Ausſehen; man fühlt ſich fremd in ſeinem eigenen Daſein, und muß erſt mit der ganzen Umgebung von neuem Bekanntſchaft machen. Es war mitten im Februar und es war kalt. Don Manuel ließ Feuer machen, zog einen Lehnſeſſel vor den Kamin, und Lazarilla, in ihren Pelz gehüllt, ruhte darin aus.

Zwei Kerzen brannten auf dem Tiſche, und machten nur die goldglänzenden Ränder ſichtbar, welche die damaſtnen Tapeten des Salons einrahmten. Die ungemein großen Spiegel warfen ihren Wiederſchein auf die in Fresco gemalten Plafonds, und Strahlen des Mondes drangen durch die vorhangloſen Fenſter. Lazarilla warf einen Blick ringsum, dann drückte ſie ſich noch tiefer in ihren Lehnſeſſel und ſchloß die Augen wie zum Schlafe. Allein eine Thräne glänzte durch die lange Wimper, und Don Manuel ſagte zum hundertſten Male zu ſich ſelbſt, während er ſie mit Bitterkeit betrachtete: „Sie iſt nicht glücklich. O, mein Gott, warum denn nicht? Ich liebe ſie ja, und lebe nur für ihr Glück.“

Don Manuel hätte auch ſich ſelbſt fragen können, warum er im Beſitz dieſer Frau nicht glücklich war. Die ſeltene Schönheit, die ihn verlockt hatte, glänzte in ihrer höchſten Fülle. Durch die ſorgfältigſte Toilette, durch die Fürſorge eines üppigen Lebens hatte ſie das Wenige erworben, was an ihrer Vollkommenheit fehlte. Uebrigens war Lazarilla noch immer ein gutes, ſchüchternes, durchaus demüthiges Geſchöpf. Nie hatte ſie ſich durch Mangel an Ehrfurcht und Dankbarkeit, die ſie Don Manuel ſchuldig war, verſündigt, allein trotz aller Zuvorkommenheiten, womit er ſie überhäufte, trotz aller Genüſſe des Luxus war es, als wenn Traurigkeit und Langeweile ſie aufrieben. Sie hätte ihre prächtigen Kleider, ihr ganzes verſchwenderiſch prangendes Leben, um die alte Mantille von ehemals und einen einzigen Tag der Unabhängigkeit und der Armuth hingegeben.

Don Manuel zeigte ihr ſeine Abſicht an, den übrigen Theil des Winters in Madrid zu bleiben. Wie gewöhnlich verſicherte ſeine Frau, daß ſie mit dieſer Beſtimmung ſehr zufrieden ſei. Wenn er in demſelben Augenblicke ſeinen Entſchluß verändert hätte, würde ſie daſſelbe geſagt haben.

Dieſe völlige Gleichgültigkeit war Don Manuel's größte Qual. Er bemühte ſich auf jede Weiſe, dieſe Gleichheit der Stimmung, dieſe Verläugnung alles Willens zu vernichten; aber Lazarilla wußte nur, ſich zu fügen und ſich zu unterwerfen. Sie hatte keinen Selbſtwillen.

Pepe merkte ſehr bald, wie traurig-glücklich das häusliche Leben war, und das freute ihn nicht wenig. Die ganze Liebe, die er für Lazarilla empfunden, hatte ſich in einen eiferſüchtigen Haß verwandelt. Ohne das, was er wollte, ſich recht klar zu machen, fühlte er ſich gedrungen, ihr wehe zu thun, und aus einer Art Inſtinkt mehr als aus Hoffnung auf irgend eine Rache, erſpähte er ſelbſt ihre unſchuldigſten Handlungen. Sie, immer gut und gleichmüthig, behandelte ihn, als hätte ſie ihn nie geſehen, bevor ſie Don Manuel's Gattin wurde. (D. F. f.)

Correſpondenz.

Aus Braunſchweig.

[Bürgerſinn, moraliſcher Eifer.]

Durch das Leichentuch von Schnee grabe ich mich, trotz Froſt und Stürmen, hinein in das Grab des alten Jahres, rüttle das Unverbeſſerliche für Augenblicke noch einmal in ein künſtliches Leben zurück und laſſe mir Bericht erſtatten, welche Ereigniſſe unter ſeiner Regentſchaft außer den ſchon gemeldeten wohl in Betreff Braunſchweigs noch für die Leſer dieſer Blätter von Intereſſe ſein möchten. — Die Antwort iſt ſo reichhaltig, daß ich faſt zaghaft werden ſollte um Beginn und Verlauf meiner Nachrichten, doch im Vertrauen, daß Erſterer auch ſchon den Letzteren geben wird, ſchaue ich mich nach einem erfreulichen Anhaltspunkte um, und finde als ſolchen vor Allem den ſchönen Gemeinſinn für öffentliches Wohl und Wehe, der ſich in unſerm Bürgerſtande offenbart. — Ja, es iſt wahr! unter dem oberflächlichen Mode-

Digitized by Google

ſchimmer des Alltagslebens hat ſich bei dem Braunſchweiger doch auch ein Zug jenes Charakters treu erhalten, den ihm das kräftige Bürgerthum vorzüglich des funfzehnten Jahrhunderts aufgedrückt hatte. Um Bürgerehre und Bügerrechte hat Braunſchweig viele und verzweifelte Kämpfe erlitten; aber durch ihrer Bürger Streben hatte die Stadt auch einen ſo hohen Grad von Reichthum und Wichtigkeit erlangt, daß ſie nahe daran war, reichsunmittelbar zu werden, und daß ſie, nach ihrem Beitritte zur Hanſa, durch ihren ausgebreiteten Handel bis zur Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts als erſte Stadt Niederſachſens galt. Von jener Zeit überſiedelte ſich der Stolz auf das Bürgerthum der folgenden Jahrhunderte, und noch in der Jugend unſerer Väter galt der Titel: „braunſchweiger Bürger", als ein ſo gewichtiger und ehrenvoller, daß ihn die Eigenliebe gar gern im Munde zu führen pflegte. Die geiſtige Politur der Zeit ſeit 1789 hat zwar freilich viel in dem öffentlichen Charakter Braunſchweigs geändert, doch hat er durchaus nicht ganz und gar die Spuren der bürgerlichen Selbſtſtändigkeit hanſeatiſcher Zeiten zu verwiſchen vermocht, und wo die Verhältniſſe einmal in die Hülle des alltäglichen Treibens ein Loch riſſen, da brach der kräftige Bürgerſinn der Braunſchweiger wieder in Wort und That an das lang entbehrte Sonnenlicht hervor. Eine ſolche Epoche bildeten zuletzt die verhängnißvollen Ereigniſſe des Monats September 1830. Der Zuſammenfluß ſeltſamer Beſtrebungen Einzelner entzündete die Flamme und legte, zum phyſiſchen Elemente werdend, das kleine freundliche, mit der Stadt harmonirende Fürſtenhaus, unter deſſen Dache zwei der ausgezeichnetſten Fürſten ihrer Zeit gelebt hatten, in Aſche. Die augenblickliche Löſung der oberſten Gewalten, und der vertrauenvolle, ſchmeichelnde Hülferuf der Magiſtratsbehörde gab plötzlich dem Bürgerſinne Raum und Gelegenheit, ſich elaſtiſch auszudehnen, und es trat an die Stelle langjähriger Paſſivität für ihn ein Zeitraum kräftigen, thätigen Eingreifens in ſeine höchſten Intereſſen, ja in jene allgemeinen der Stadt und des Landes. Der Bürgerverein ward gebildet, und mag es immerhin wahr ſein, daß an ſeiner Gründung und an ſeinem ſpätern Wirken die Ausſicht Einzelner, dadurch ihrer Eigenliebe in hohem Grade ſchmeicheln und eine gewichtige Rolle ſpielen zu können, eben ſo vielen Antheil hat, als das reine ſchöne Wohlwollen für die Bewohner der Stadt und des Landes Braunſchweig; — nicht von der Hand zu weiſen iſt dennoch die Wahrheit, daß dieſer Bürgerverein manches neue Gute hervorrief, manches Alte kräftigſt förderte, und vorzüglich den Sinn für öffentliches Wohl und für die Kunde unſerer Angelegenheiten und Zuſtände verbreiten und von philiſtröſen Beſchränkungen erlöſen half. Vielleicht beleuchte ich die vielſeitige Thätigkeit dieſes Vereines ſpäter einmal näher, und beſchränke mich dagegen für dieſen Augenblick auf die Erwähnung einzelner Puncte, welche der Gegenwart beſonders nahe liegen.

Dahin gehört beſonders der Correctionsverein, der ſeine Gründung und ſein Beſtehen dem Bürgervereine verdankt. Von vielen Seiten her ertönten in unſern Zeiten die Klagen über das traurige Schickſal derer, die, aus einer Straf- oder Beſſerungsanſtalt entlaſſen, rath- und hülflos, und ohne irgendwo Vertrauen zu finden, ſich geradezu gezwungen ſahen, ihre beſten Vorſätze und Entſchlüſſe aufzugeben, und, durch allſeitiges Mißtrauen zu einem rechtlichen Erwerbe unvermögend gemacht, ihr Fortkommen wieder auf eine, der geſellſchaftlichen Ordnung widerſprechende Weiſe ſuchen mußten. Man fühlte die ſchreiende Ungerechtigkeit tief, die in einer Strafe liegt, welche zur Fortſetzung des beſtraften Vergehens zwingt, und ſo ſich nicht nach dem Worte des Geſetzes auf eine beſtimmte Zeit beſchränkt, ſondern in ſeinen nächſten Folgen ein ganzes Menſchenleben vergiftet, und die Saat des Unrechtes üppig keimen und zeitigen hilft. — Aus dem Bewußtſein dieſes Unrechts und in Furcht vor dem Schreckbilde der wuchernd um ſich greifenden allgemeinen Demoraliſation aller, und insbeſondere der untern Claſſen, das, je weiter wir in die Zukunft hinausblicken, um ſo drohender uns entgegentritt, entſprang der braunſchweiger Correctionsverein, deſſen Zweck iſt: diejenigen, welche wegen regelloſer Lebensweiſe in eine Correctionsanſtalt geſchickt waren, bei ihrem Austritte aus derſelben durch Beſchäftigung und Beaufſichtigung wieder auf den rechten Weg zu führen und auf ihre nachhaltige Beſſerung möglichſt einzuwirken. Der Verein hat ſich zunächſt für die Stadt Braunſchweig gebildet, doch wird er ſich mit den künftig im Lande ſich noch bildenden Vereinen dieſer Art in Verbindung ſetzen, auch bezweckt er, ſobald es erreicht werden kann, ſich auf die aus den eigentlichen Strafanſtalten Entlaſſenen auszudehnen. Die Mittel zur Erreichung des Zweckes ſind im Allgemeinen: Unterhalt durch Beſchäftigung, nöthigenfalls Unterſtützung an Kleidungsſtücken, Materialien, Werkzeug, Miethe u. ſ. w. Dann: Verſittlichung durch Beaufſichtigung und Ermahnung, nöthigenfalls unter Mitwirkung der Ortspolizei. Die Verwaltungs- und Unterſtützungskoſten werden theils durch freiwillige Beiträge der Mitglieder des Vereins aufgebracht, theils werden dazu die Orts-Armen-Caſſen zu Hülfe gezogen. Die Mitglieder, Männer und Frauen, geben, nach freier Wahl, entweder Beiträge, oder übernehmen Geſchäfte, oder thun Beides.

(Der Beſchluß folgt.)

Notiz.

[Fürſt Pückler.]

Am 15. Januar ſchiffte ſich Fürſt Pückler in Alexandrien zur Rückkehr nach Deutſchland ein. Ihm voran ging eine Schiffsladung nach Trieſt, die ſeine itinerariſchen Triumphzeichen führte, die drei jungen arabiſchen Pferde, Geſchenke des Vicekönigs, die ihm derſelbe durch Araber über's Meer ſendet, ferner die ägyptiſchen Sammlungen des Fürſten, Alterthümer, Papyrusrollen und Mumienſärge, Pflanzen, Blumenſämereien u. dgl., ſein behendes Reiſe-Dromedar aus der Wüſte, drei ſchönäugige Gazellen, Affen, ſein dongaleſiſcher Hengſt von edelſter Race, kurz, der Fürſt kann, wenn er genug Literatur gemacht haben wird, aus ſeinen Reiſeeffecten auch eine Menagerie eröffnen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienſtags — 52. — den 13. März 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lazarilla.

(Fortſetzung.)

Einige Wochen gingen hin. Lazarilla verbrachte die Zeit in ihrem Zimmer, ohne irgend einen Beſuch zu empfangen, ohne mit etwas beſchäftigt zu ſein. Sie hatte eine tiefe Abneigung gegen Alles, was Arbeit hieß, und nie konnte ſie ſich entſchließen, leſen zu lernen. Die Talente und Kenntniſſe, welche die müßigen Stunden reicher Leute ſo ſanft beſchäftigen, fehlten ihr ganz und gar; ſie ſchlief bis tief in den Tag hinein, oder betete zu Gott, um die Zeit zu tödten. Sie ging nur aus, um die Meſſe zu beſuchen, immer von Pepe und der Duenna gefolgt. Ein alter Franciskaner, ihr Beichtvater, war die einzige Perſon, die ſie hin und wieder, aber ſehr ſelten beſuchte.

Don Manuel hing unmerklich der Gewohnheit nach, alle Abende außer dem Hauſe zu verbringen. Er kehrte zwar nicht in die große Welt zurück, allein er beſuchte einige alte Freunde wieder. Eines Tages ging er nach dem Kloſter der Benedictinerinnen, und bald wurden ſeine Beſuche dort immer häufiger. Die junge Gräfin errieth bald, daß Don Manuel nicht ſo glücklich ſei, als er zu ſcheinen ſich bemühte. Mit ihrem Tacte und Zartgefühl gab ſie ihm unmerklich guten Rath. Sie tröſtete ihn über die Bizarrerie ſeiner Lage. Endlich wurde ſie für ihn eine nachſichtige und wahre Freundin.

Oft wenn Don Manuel zu der armen Lazarilla zurückgekehrt war, betrachtete er ſie ſtill für ſich und ſagte: „Sie iſt ſehr ſchön, aber ihr fehlen Donna Luiſa's Geiſt und Zauber... Wie liebenswürdig iſt Donna Luiſa!"

Er begann häufig das Theater zu beſuchen. Lazarilla konnte dieſe Art Vergnügen nicht ausſtehen, und obgleich ſie nichts darüber äußerte, wollte ihr Gatte ihr die tödtende Langeweile, alle Tage an ſeiner Seite drei Stunden hindurch zu gähnen, erſparen. Gewöhnlich bediente er ſich des Abends ſeines Wagens, und Pepe folgte ihm dann mit einem andern Diener. Lazarilla verblieb allein mit ihren Leuten im Hotel. Die Duenna und zwei Kammerfrauen verließen das Zimmer ihrer Herrſchaft nie; ein alter blinder Diener hielt ſich im Vorzimmer auf; die andern waren in dem Küchenzimmer.

Als der Frühling gekommen war, gefiel Lazarilla ſich darin, alle Abende, in den Garten des Hotels hinabzugehen; ſie verbrachte ganze Stunden dort ganz allein, denn der alte Diener, der ihr folgte, ſchlief gern auf der Terraſſe ein, und zuweilen kehrte er aus Beſorgniß, der Abendthau könne ihm ſchädlich ſein, ins Haus zurück. Tief im Garten war ein kleiner Pavillon, den Don Manuel in den erſten Tagen nach ſeiner Ankunft in Madrid ganz von neuem hatte ausſchmücken laſſen. Anfangs gefiel er ſich darin, dort mit Lazarilla zu verweilen; ſeit einiger Zeit aber hatte er ihr den Raum gänzlich überlaſſen, und beſuchte ihn nicht mehr. Nun faßte ſie eine große Vorliebe für dieſen Ort; ſie ſchloß ſich darin ein, ſobald ihr Gatte nach dem Theater fuhr, und blieb bis Mitternacht dort. Wenn Don Manuel zurückkehrte, fand er ſie faſt immer im Bette, ihren Roſenkranz andäch-

Digitized by Google

tig herbetend. „Sie iſt ſehr ſimpel, ſie iſt ſogar albern," dachte er oft; aber gleich darauf ſagte er ſich, wie zur Ausgleichung, wieder, „aber ſie iſt ſo ſchön und ſo ſittſam — ein ſittſames Weib iſt ein ſeltener Schatz!"

Eines Tages überzeugte ſich Pepe, der ſeit längerer Zeit einen gewiſſen Verdacht gefaßt hatte, daß Lazarilla allabends durch die kleine Gartenthür, die in die Straße der Baarfüßer führte, hinausging. Den folgenden Tag eilte er, ſeinem Freunde Don Antonio dieſe Entdeckung mitzutheilen. Dieſer war der Meinung, daß man vor allem ſogleich den Gatten davon unterrichten müſſe. „Das übernehme ich," ſagte er, „und wir wollen ſehen, wie er ſich bei der Nachricht benehmen werde."

Denſelben Abend, als Don Manuel vor der Opera-Buffa aus dem Wagen ſtieg, überreichte ein unbekannter Diener an Pepe einen Brief, und verſchwand ſogleich. „Es iſt an Ew. Herrlichkeit!" ſagte der Mejo.

Don Manuel nahm den Brief, lief ihn durch und zerknitterte ihn mit Zorn, wie ein Mann, der eine niederträchtige und verläumderiſche Angebung verachtet.

In ſeine Loge eingetreten, las er noch einmal das verhängnißvolle Schreiben durch. Es enthielt nur folgende Zeilen: „Lazarilla verläßt alle Abende Ihr Haus von acht Uhr an bis Mitternacht. Es kommt Euer Herrlichkeit zu, zu unterſuchen, wer der abendlich Beglückte iſt, und welcher von den zahlreichen Geliebten, die ſie vormals gehabt, in ſeine alten Rechte wieder eingetreten ſein mag!"

Don Manuel zerriß das Schreiben und ſetzte ſich nieder. Nach Verlauf von fünf Minuten ſtand er auf und eilte nach ſeinem Wagen, der noch auf dem Platze hielt. Sich hineinwerfend, rief er: „Ins Hotel!"

„Ins Hotel!" wiederholte der Mejo, und ſetzte ſich neben dem Kutſcher auf den Bock.

Die Pferde ſchlugen Funken vom Pflaſter; in zehn Minuten war der Kutſcher vor ſeinem Hauſe. Er ſtieg vor dem Thorwege aus dem Wagen, und hieß den Kutſcher warten und verbot Pepe, ihm zu folgen.

Im Hintergrunde der Vorhalle befand ſich ein gewölbter Durchgang, der auf die Terraſſe und nach dem Garten führte. Don Manuel eilte ohne Licht hindurch. Der alte Diener ruhte an dem ſteinernen Geländer der Terraſſe. Er erhob ſich ſchnell, als er ſeinen Herrn mit zitternder und ſtammelnder Stimme fragen hörte: „Weißt Du, wo Deine Herrſchaft iſt?"

„Dort im Gartenhauſe," erwiederte der Diener. „Sie erwartete Ew. Herrlichkeit nicht ſo bald."

Don Manuel athmete wie ein Mann auf, der plötzlich von einer ſchweren Laſt befreit wird. „Das iſt gut!" ſagte er; dann, als der Diener ganz erſtaunt ob der barſchen Frage und dieſer nichtsſagenden Erwiederung ſchien, fügte Don Manuel hinzu: „Leuchte mir bis zum Gartenhauſe. Ich will einen Augenblick vorſprechen, bevor ich wieder ausfahre."

„Ew. Herrlichkeit haben freilich zu befehlen," ſagte der alte Roque. „Sennora hat mir ausdrücklich verboten, ſie zu ſtören; allein Ew. Herrlichkeit machen eine Ausnahme!"

„Vorwärts, Schwätzer!" ſagte Don Manuel beklommen; „ich habe Eile."

Während der Diener zurückkehrte, um ein Wandlicht zu holen, legte Don Manuel die bedeckte Allee, die zum Gartenhauſe führte, zurück. Man konnte Licht zwiſchen den verſchloſſenen Jalouſien erblicken; der Schlüſſel ſteckte nicht im Schloſſe. Don Manuel klopfte an die Thür und rief mehrmals: „Lazarilla!" Niemand gab Antwort. Unterdeſſen langte Roque mit einem Windlichte in der Hand an.

„Du ſagſt, daß Deine Herrſchaft da ſei?" rief Don Manuel blaß und von einer ſonderbaren Erregung ergriffen.

„Ich habe ſie, kurz nachdem Ew. Herrlichkeit in den Wagen ſtieg, dort hineintreten ſehen."

„Beim Heil Deiner Seele! redeſt Du wahr?"

Der Diener legte die Hand auf ſeine Bruſt und verbeugte ſich, ſein Wort bekräftigend, mit einem Ausdruck des Erſtaunens.

Don Manuel klopfte und rief nochmals, dann lehnte er ſich an die Thür und ſprach mit lauter Stimme: „Ich will in das Gartenhaus hinein! Auf der Stelle werde ich hineinkommen, und wehe dem, den ich dort antreffe!"

Er lauſchte nochmals. Niemand bewegte ſich darin; Niemand gab Antwort. Dann gebot er dem Diener, aus ſeinem Schranke einen zweiten Schlüſſel zum Gartenhauſe zu holen.

Der Alte ſtieß in dem Durchgange auf Pepe. „Es iſt ſonderbar!" ſagte der Greis ganz verwirrt. „Es iſt mir, als ſtehe dieſem Hauſe ein großes Unglück bevor. Freund Pepe, begleite mich hinauf; Seine Herrlichkeit hat mir befohlen, hinaufzugehen und den Doppelſchlüſſel zu holen. Sennora hat ſich im Gartenhauſe eingeſchloſſen und will nicht öffnen."

Pepe entriß ſeinen Händen das Windlicht; in einem Augenblicke war er die Treppe hinauf und hatte den Schlüſ-

Digitized by Google

ſel gefunden; er war es, der denſelben ſeinem Herrn überbrachte.

„Gut, Pepe,“ ſagte dieſer mit barſcher, vor Wuth zitternder Stimme; „jetzt bleib' hier an dieſer Thür; bewache ſie wohl, während ich darin verbleiben werde. Niemand darf entſchlüpfen — hörſt Du, Pepe!“

Der Mejo gab nur durch ein Zeichen Antwort; er lehnte ſich an die Mauer und ſteckte ſeine Hand unter das Kleid.

„Keinen Meſſerſtoß!“ ſagte Don Manuel, „ich will ſelbſt Alles abmachen.“

Er öffnete die Thür und trat raſch hinein, den blitzenden Degen in der Hand. Das Gartenhaus war leer. Zwei Wachslichter brannten auf einem Tiſche. Lazarilla's ſeidenes Kleid, ihr Perlenhalsband, ihr Halstuch von ſchwarzen Blonden, alles lag nebſt ihren Handſchuhen auf einem Stuhle. Don Manuel ſuchte, ſtörte überall herum; er fand Niemand.

Er trat aus dem Gartenhauſe und verſchloß feſt die Thür; dann ſagte er zu Pepe: „Nimm die Fackel und geh' mir voran.“

Sie eilten nach dem Hintergrunde des Gartens und unterſuchten die kleine Thür. Der Riegel von innen war zurückgezogen, und das an der Schwelle niedergepreßte Gras verrieth, daß Jemand kurz vorher es betreten.

Don Manuel kehrte nach der Terraſſe zurück und nahm Roque ins Verhör. Der arme Greis ſchwur, daß ſeine Herrſchaft ihn jeden Abend dort mit dem Befehle hinterlaſſen, Niemanden zu ihr eindringen zu laſſen, und daß er weiter nichts wiſſe.

„Gleichviel,“ ſagte Don Manuel, „Du wirſt mir folgen. Pepe, überzeuge Dich, ob Jemand uns eintreten ſah!“

Der Mejo ging in die Küche hinab, dort fand er die ganze Dienerſchaft verſammelt; die Duenna legte ihnen die Karten.

„Niemand,“ ſagte er, wieder zurückgekehrt, „wird der Sennora anzeigen können, daß Ew. Herrlichkeit ſie heute Abend nicht hier gefunden.“

„Das iſt gut! nimm Roque mit Dir; doch nein, der arme Greis, er ſoll ſich hinten in den Wagen ſetzen. Steig' hinein, Roque! ſteig' hinein! ich gebiete es.“

„Ach, du mein Gott!“ rief Roque beſtürzt, „iſt denn das Ende der Welt gekommen, weil alles vom Oberſten zum Unterſten gekehrt wird?“

Don Manuel rief dem Kutſcher zu, nach Don Diego Vasconcellos zu fahren. Dieſer war ſein nächſter Anverwandter. In den letzten zwei Jahren hatten ſie ſich nicht geſehen; allein Don Diego, obgleich Manuel's höchſt befremdende Heirath mißbilligend, hatte laut erklärt, daß er ſein Freund bliebe, und daß er dies bei jeder Gelegenheit beweiſen würde.

Während des Hinfahrens verhörte Don Manuel noch einmal den alten Roque, und erhielt dieſelben Antworten. „Heilige Jungfrau! welcher Unglückstag!“ rief der arme Greis. „Ihr glaubt Euch beleidigt, Herr! Seid barmherzig! — Eine ſo ſchöne und ſo gute Dame. Ich kann nicht glauben, daß ſie Eurer Herrlichkeit irgend eine Schmach angethan. In jedem Falle ſind wir alle große Sünder, und in dem eigenen Gebete bitten wir alle Tage, daß Gott uns verzeihen möge, wie wir denjenigen verzeihen, die uns beleidigt haben.“

„Verzeihen? Nein! niemals! nie!“ rief Don Manuel, von Zorn und eiferſüchtiger Wuth gepeinigt. Von dem Augenblicke an fühlte er nur Troſt in der Rache; allein dieſe Rache wollte er ſchnell, ſicher und vollſtändig.

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus Braunſchweig. (Beſchluß.)

[Die Beſtrebungen des Bürgervereins.]

Um den Zweck des Vereins beſtens erreichen zu können, wirkt Letzterer in vollkommenem Einverſtändniſſe mit der Correctionsanſtalt und der Polizeibehörde. Sieht der, einen untergebrachten Curanden Beaufſichtigende ein, daß derſelbe ohne Gefahr von Rückfällen in ſeine frühere Lebensweiſe nicht ohne einigen Zuſchuß zu laſſen ſei, ſo wird der Verein dieſen leiſten; jedoch werden nur im äußerſten Nothfalle dieſe Zuſchüſſe in barem Gelde verabreicht. Die Zeit der Entlaſſung richtet ſich nach Umſtänden, jedoch wird in der Regel angenommen, daß der Curande noch eben ſo lange Zeit unter der Aufſicht des Vereines bleibt, als ſein Aufenthalt in der Correctionsanſtalt währte. Nach den im Obigen angedeuteten Grundzügen iſt der Correctionsverein ſeit ungefähr zwei Jahren wirkſam geweſen und hat ſchon in dieſer erſten Zeit ſeines Beſtehens öfters Gelegenheit gefunden, ſich ſelbſt und die gute Meinung zu rechtfertigen, die er im Publikum genieße. Die Zahl der Theilnehmer hat ſich durch einen allgemeinen Aufruf im vorigen Jahre bedeutend vermehrt, und mit ihnen die Kräfte, über welche er zur Zügelung der Sittenverderbniß in ſeiner Weiſe zu disponiren hat. Das Entſtehen eben ſolcher Vereine in andern Städten des Landes iſt mehr als wahrſcheinlich, und wenn man noch einen Wunſch für dieſe, einem ſchönen Gemeingeiſte entſprungenen Vereine hegen darf, ſo iſt es zunächſt wohl der, daß ſie ſich bald vermögend ſehen möchten, ihr Wirken in der Beziehung auszudehnen, wie es der braunſchweiger Verein andeutet, nämlich auch die aus den eigentlichen Strafanſtalten Entlaſſenen in ihre Leitung und ihre Fürſorge zu ziehen. — Eine andere Richtung, nach welcher hin der Bürgerverein wohlwollend und hülfreich in

das hieſige öffentliche Leben eingreifen will, trifft auf jene armen Familien, denen das ſtrenge Geſetz der Conſcription im Sohne oder Bruder u. ſ. w. den einzigen Ernährer, die einzige vielverſprechende Stütze zu rauben droht, ohne daß ſie vermögend wären, den herben Schickſalsſchlag durch die hohen Geldopfer von ſich abzuwenden. Das neue braunſchweigiſche Conſcriptionsgeſetz, durch welches der junge Mann von ſeinem zurückgelegten einundzwanzigſten Jahre an auf ſieben Jahre, ſtatt der früheren fünf, dem Staate Militairdienſte zu leiſten verpflichtet iſt, hat die Forderungen der Stellvertreter, bei deren Annahme die Kriegscommiſſion auch immer vielſeitigere Anſprüche machte, ſo ſehr geſteigert, daß nur eine gewiſſe Wohlhabenheit ſie befriedigen kann, und ſo iſt denn die bedürftigere Familie ganz des Mittels beraubt, ihren Ernährer an ſich zu feſſeln. Nach dem Vorgange Heſſens iſt nun durch den Bürgerverein eine Geſellſchaft im Entſtehen, die durch eine Commiſſion für jene Söhne der dadurch vertretenen Familien, die das Loos zum Dienſte zwingt, Vertreter ſtellen wird, ohne daß dieſe letztern je erfahren, an weſſen Statt ſie dienen; eine Einrichtung, die es ganz verhütet, daß die Stellvertreter während und nach ihrer Dienſtzeit den Familien irgendwie läſtig fallen. Jede zu der Geſellſchaft gehörige Familie zahlt für jeden dienſtpflichtigen Sohn 25 Thaler, um welchen Preis ihnen ein Stellvertreter geſtellt wird, falls das Loos den Conſcribirten zum Dienſte nöthigt. Die Freiloosungen kommen dem Fond der Geſellſchaft zu gute und ſetzen dieſe in den Stand, auch zu höhern Summen, als die Einzahlung beträgt, Vertreter für ihre Mitglieder zu engagiren. Die Militairbehörden zeigen ſich im Ganzen den Geſellſchaftszwecken geneigt und werden ihr Gedeihen dadurch fördern, daß ſie Ausgediente, auf denen weder im Phyſiſchen noch im Moraliſchen ein hindernder Fehler ruht, von der Geſellſchaft gern als Stellvertreter annehmen werden. Der Stellvertreter erhält die gebotene Summe erſt nach dem vollen Verlaufe ſeiner Dienſtzeit, und den Familien iſt es im Falle der Noth geſtattet, die Summe von 25 Thalern in verſchiedenen Zeiträumen vom Eintritte in die Geſellſchaft an bis ſelbſt nahe zum Schluſſe der ſieben Dienſtjahre abzuzahlen. — Auch auf die Verbeſſerung der Löſch- und Rettungsanſtalten bei Feuersgefahren hat ſich die Aufmerkſamkeit des Bürgervereines jüngſt gerichtet und dahin ſeine Thätigkeit erſtreckt. Der bekannte, neuerdings öfterer in Erwähnung gebrachte Paulin'ſche Apparat, vermöge deſſen man ohne Erſtickungsgefahr ein in verſchloſſenen Räumen, als in Kellern ꝛc. mit ſtarker Rauchentwickelung brennendes Feuer löſchen kann, iſt es zunächſt, der als wünſchenswerthe Acquiſition für die hieſige Stadt in Vorſchlag gebracht wurde. Ein Gleiches geſchah mit einer Leiter zur Rettung von Menſchenleben; die Leiter befindet ſich auf einem Wagen, iſt in wenig Secunden zuſammengelegt und eben ſo ſchnell wieder an dem brennenden Gebäude aufgerichtet und ſteht mit einem Apparate in Verbindung, durch welchen in einem Sacke der ſich Rettende leicht und ſanft zur Erde niedergelaſſen wird. Wenn auch gleich beide Apparate im Durchſchnitte ſehr ſelten eine Anwendung finden möchten, ſo belohnt doch ſchon ein glücklicher Erfolg, beſonders bei dem letztern, die Anſchaffung vollkommen, und ſo iſt letztere denn zu wünſchen und zu hoffen.

Notizen.

[Das Wort Aperçu.]

In den Blättern für literariſche Unterhaltung (Nr. 51. Februar 1838.) bemerkt Jemand, indem er ſich des Ausdrucks „Aperçu“ bedient, dieſes Wort werde ſeit ungefähr dreißig Jahren, nach dem Vorgange eines berühmten Mundes, in der unfranzöſiſchen Bedeutung für „erfinderiſche Originalanſicht“ nicht richtig angewandt. Der berühmte Mund iſt Goethe, und allerdings iſt jenes Wort im Deutſchen durch ihn häufiger in Gebrauch gekommen. Allein falſch iſt, daß Goethe den Ausdruck in dem Sinne genommen habe, der ihm hier beigelegt wird. Er nimmt ihn vielmehr in dem gewöhnlichen, auch franzöſiſch ganz richtigen Sinne, für „erſte, überſichtliche Wahrnehmung, vorläufige, aber im Einzelnen noch näher zu beſtimmende Auffaſſung,“ wobei eine unzweifelhafte Thatſache zum Grunde liegt, deren Beziehungen aber noch weiter aufzufinden und zu verfolgen ſind; bei deutſchen Schriftſtellern findet ſich wohl der entſprechende Ausdruck, „etwas Geſehenes, Angeſchautes,“ aber das fremde Wort iſt unſtreitig prägnanter. Der Ungenannte, welcher, wo Goethe „Aperçu“ ſagt, dafür „erfinderiſche Originalanſicht“ ſetzen zu können meint, kann keine jener Stellen richtig verſtanden haben.

[Niebuhr.]

Ueber den Charakter und die Verdienſte Niebuhr's ſcheint ſich ein Streit erheben zu wollen, der im Für und Wider manche anſehnliche Perſönlichkeit auf den Kampfplatz führen kann. Die näheren Freunde des Verſtorbenen wollen aus ihm einen Heiligen machen und einen Staatsmann dazu, dem nur eine erſte Stelle gefehlt habe, um die ganze Macht ſeines Talents und die Energie ſeines Charakters zu zeigen; ſie vergeſſen aber, daß die erſte Aufgabe ſolcher Kräfte geweſen wäre, ſich dieſe Stelle zu verſchaffen! Uebrigens kann jener Streit wohl nicht vollſtändig geführt werden, ohne in die größten politiſchen und ſocialen Intereſſen des Tages einzugehen, die für eine ſolche Verhandlung bei uns noch lange Zeit unberührbar ſein dürften. Manches würde in Niebuhr's eigenen Briefen ſeine Belege ſuchen müſſen, dann aber wäre deren Mittheilung vollſtändiger zu verlangen, als ſie bisher von den umſichtigen Herausgebern beliebt worden. Die Briefe von und an den Miniſter Stein z. B. dürften nicht fehlen; doch die mögen größtentheils verloren ſein; viele andere aber ſind noch vorhanden, die vielleicht noch einmal zu ihrer Zeit hervortreten, und die beſonders die Sachen des Tugendbundes und die ſeltſamen Verwickelungen ariſtokratiſch-jakobiniſcher Tendenzen in Deutſchland beleuchten würden. Daß Niebuhr ein ſo reiner politiſcher Janſeniſt, ein ſo feſter Doctrinair geweſen, wie die Recenſion in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik ihn darſtellen möchte, dem wird von bedeutenden Orten her mit Nachdruck widerſprochen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerſtags — 53. — den 15. März 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lazarilla.

(Fortſetzung.)

Bei Don Diego angekommen, trat er raſch zu ihm ein. Sein Antlitz war ſo verwandelt, ſeine Züge ſo entſtellt, daß der Freund erſtaunt zurücktrat. „Heiliger Himmel!“ rief er, „was iſt Euch begegnet? Welche böſe Nachricht habt Ihr erhalten?“

„Es iſt nichts, nichts als etwas ganz Gewöhnliches!“ erwiederte Don Manuel mit einem wilden Gelächter. —

Er ſchloß die Thür und ſetzte ſich nieder; denn ſeine Knie zitterten ſo heftig, daß er ſich nicht aufrecht halten konnte.

„Irgend ein großes Unglück iſt Euch begegnet!“ rief Don Diego. „Mein Freund! Ihr habt wohl gethan, zu mir zu kommen. Ihr wißt es, meine Börſe und mein Degen ſind zu Eurem Dienſte bereit.“

„Dank, Vetter!“ erwiederte Don Manuel, „ich weiß, daß ich auf Euch zählen kann, und deshalb kam ich. Ich werde Euch alles vertrauen, allein ſorgt vorher dafür, daß uns Niemand ſtört. Ich fühle mich nicht fähig, Jemand zu ſehen.“

Don Diego verließ einen Augenblick das Zimmer, um dieſer Zumuthung zu genügen. Als er zurückkehrte, unterſuchte Don Manuel die Klinge ſeines Degens, den er aus der Scheide gezogen hatte.

„Morgen,“ ſagte er mit Bitterkeit, „mag ich vielleicht todt da liegen, aber gewiß wird dieſe Spitze zuvor in Blut getaucht ſein. Hört mich aufmerkſam an, Don Diego! Ihr wißt, durch welchen äußerſten Grad von Leidenſchaft, blinder Ergebung — und —, ich möchte ſagen — gewaltſamer Schwäche, ich eine Bettlerin geheirathet habe. Durch dieſe Ehe habe ich mich aus der Welt, in der ich zu leben berufen war, verbannt; ich habe mich von meinen theuerſten Freunden entfernt, ich habe mich vielleicht in den Augen Aller mit gerechtem Tadel bedeckt. Ich hätte wohl eine Wiedervergeltung wegen ſo vieler Opfer erwarten dürfen. Die Liebe und Hochachtung der Frau, der ich dieſe gebracht, ſollte der Lohn dafür ſein. Nun, dieſe Frau betrügt mich, ſie verräth, ſie entehrt mich. Ich habe die Gewißheit, daß ſie des Abends allein, vermummt, verſtohlen ausgeht. In dieſem Augenblicke befindet ſie ſich außerhalb meines Hauſes. Ach, wäre ich dort geblieben, ihrer zu harren, würde ſie dieſe Schmach mit ihrem Leben bezahlt haben. Ich bin hierher gekommen, weil ich, aufs äußerſte gebracht, nicht mir ſelbſt vertraue. Don Diego! gebt mir einen Rath! was ſoll ich thun?“

„Es gibt hier nur zwei Wege,“ ſagte Don Diego. „Lazarilla muß in ein Kloſter eingeſperrt werden und ihre ganze übrige Lebenszeit Buße thun. Wenn ihr Geliebter von Eurem Stande iſt, werdet Ihr Euch mit ihm ſchlagen; iſt aber der Mann ein Elender, dem Ihr nicht einen Degenſtoß verſetzen könnet, ſo überliefert ihn Euren Dienern, damit er unter dem Stocke verende.“

Don Manuel machte ein Zeichen völliger Beiſtimmung, dann ſagte er: „Jetzt bleibt mir nur übrig, die-

Digitized by Google

ſen Schurken zu kennen. Wer wird mich auf die rechte Spur bringen?"

„Wie!" unterbrach ihn Don Diego. „Ihr habt nicht einmal einen Verdacht?"

Jetzt theilte Don Diego ſeinem Anverwandten alle Umſtände dieſes verhängnißvollen Abends mit. Ganz offenbar hatte Lazarilla keine Mitſchuldigen in ſeinem Hauſe; und wenn ſie einmal den Argwohn ihres Gatten gemerkt hatte, würde ſie ſich wahrſcheinlich keiner Gefahr mehr bloßſtellen. Don Diego war daher der Meinung, daß Don Manuel nicht den Abend in ſein Haus zurückkehren, aber, um Lazarilla noch ſicherer zu machen, eine Reiſe auf zwei oder drei Tage vorſchützen ſollte.

„Schreibt ihr," fügte Don Diego hinzu, „daß Ihr mit mir nach Ocanna gehen werdet, weil unſere alte Tante Donna Maria in den letzten Zügen liegt. Das iſt freilich ein abgenutztes Mittel, aber gleich viel. Sie wird Euch glauben."

Don Manuel war gezwungen, einzugeſtehen, daß er nur vergebens an Lazarilla ſchreiben würde, weil ſie nicht leſen konnte. „Ich werde Pepe zu ihr ſchicken!" fügte er hinzu: „Das iſt ein mir völlig ergebener Burſche; übrigens werde ich ſeine Verſchwiegenheit gut bezahlen."

„Nun denn!" ſagte Don Diego. „Elf Uhr iſt vorüber! Schickt ſogleich hin!"

„Es hat keine Eile," erwiederte Don Manuel bitter, „oft verläßt ſie das Gartenhaus vor Mitternacht nicht."

Als Pepe in dem Hotel anlangte, um ſeinen Auftrag auszurichten, ſagte ihm die Duenna, der er auf der Treppe begegnete, daß ihre Herrſchaft ſich ſo eben in ihr Zimmer begeben.

Der Mejo trat leiſe ein und blieb an der Thür ſtehen. Lazarilla ſaß ruhig da vor einem kleinen Tiſche. Sie zählte kleine Scheidemünzen, die auf dem Teppich herum lagen, und ſteckte ſie dann in einen kleinen ledernen Beutel. Bei dem Geräuſche, das Pepe veranlaßte, ſah ſie auf und ſteckte ſchnell das Beutelchen in die Tiſchlade.

„Sennora!" ſagte Pepe, ſeinen unheimlichen durchdringenden Blick auf Lazarilla heftend; „ich komme von Seiten Seiner Herrlichkeit, um Euch zu melden, daß er mit Don Diego Vasconcellos nach Ocanna gefahren iſt. Seine Tante, Donna Maria, liegt in den letzten Zügen. Seine Herrlichkeit wird übermorgen zurückkehren."

Lazarilla ſchien ein wenig verwundert; allein ſie legte weder Trauer noch Freude ob dieſer plötzlichen Abreiſe an den Tag.

„Warum hat Dein Herr Dich nicht mitgenommen?" fragte ſie.

„Weil er den alten Roque mit ſich hat."

Bei dieſen Worten erröthete Lazarilla ein wenig und rief: „Das iſt ſonderbar, daß Roque ſo abgefahren iſt, ohne ein Wort davon zu ſagen. Als ich aus dem Garten trat, habe ich ihn nicht mehr dort gefunden, und Niemand hat mir zu ſagen gewußt, wo er geblieben."

„Der alte Burſche hat kein beſſeres Gedächtniß mehr, als ein Haſe!" ſagte Pepe mit durchaus gleichgültiger Miene, „hätte er nur ein wenig Sammlung gehabt, würde er Sennora geſagt haben, daß Seine Herrlichkeit ihm befohlen, dieſen Abend zu Don Diego Vasconcellos zu gehen, um Erkundigung von Donna Maria einzuziehen. Darauf iſt er nach dem Theater geeilt, um dem Herrn zu melden, daß, wenn er ſeine ehrwürdige Tante noch einmal in dieſer Welt ſehen wollte, er auf der Stelle hinreiſen müſſe."

„Gut! gut! ich begreife es," ſagte Lazarilla, ſich in den Armſeſſel zurücklehnend. „Bevor ich zu Bette gehe, werde ich einen Roſenkranz für die glückliche Reiſe und die ſchnelle Rückkehr Sr. Herrlichkeit beten. Pepe, ſag' Ritta, daß ſie eintreten kann. Ach, ich bin müde."

Das Kammermädchen befand ſich im Salon, wo ſie jedes Wort gehört hatte.

„Freund Pepe," ſagte ſie im Vorübergehen, „weil Seine Herrlichkeit Euch zurückgelaſſen hat, wollen wir morgen Abend zuſammen einen Schmaus halten."

„Ja! und einen tüchtigen Schmaus!" erwiederte Pepe. — „Gute Nacht, Ritta."

7.

Am folgenden Tage im Zwielichte hielten ſich drei Männer im Hinterhalt unter der kleinen Kirchthüre der Barfüßer. Niemand war in der engen Straße zu ſehen, die auf der einen Seite in ihrer ganzen Länge von Gartenmauern begrenzt war.

„Sie hat früh zu Mittag gegeſſen," ſagte der Mejo, „und ſpäter hat der Vater Miguel ſie beſucht; es war leicht zu merken, daß dieſer Beſuch ihr zuwider war; endlich iſt Seine Ehrwürden fortgegangen, und gleich darauf iſt ſie in den Garten hinabgeſtiegen, nachdem ſie uns dieſen Abend völlige Freiheit zugeſtanden; ſie hat ſogar zu Ritta geſagt, daß wir ausgehen dürften."

„St!" flüſterte Don Manuel, ſich vor den Mejo ſtellend, „da iſt ſie!"

Die kleine Gartenthür war geöffnet worden; eine weibliche Geſtalt trat heraus. Beim erſten Anblick ſchien

Digitized by Google

es unmöglich, unter dem weiten ſchwarzen Mantel, der ſie verbarg, Lazarilla zu erkennen. Indeſſen täuſchte ſich Don Manuel nicht. Sie ſchloß die Thür, und nachdem ſie ſich überzeugt, daß kein Menſch in der Nähe, entfernte ſie ſich ſchnell.

Don Manuel nebſt ſeinem Vetter folgten ihr von weitem, Pepe blieb hinter ihnen. Sie durchſtreifte in Eile einige Straßen; allein ſich der Alcalaſtraße nähernd, wurden ihre Schritte langſamer, und ſie wanderte ruhig nach dem Prado zu. Don Manuel bemerkte mit Wuth, daß ſie bei der Maler-Akademie einen Mann anſprach; allein eine Minute darauf trennten ſie ſich wieder und ſie ſetzte ihren Weg nach dem Prado fort.

Es befanden ſich eine Menge Leute in den Alleen. In demſelben Augenblicke wo Don Manuel die Schritte beſchleunigte, um ſeine Frau zu erreichen, verſchwand ſie in der Mitte eines großen Haufens. — Eine ganze Stunde hindurch durchſtreifte Don Manuel verzweifelt, wüthend, toll vor Eiferſucht, den großen Prado entlang, alle, die ihm begegneten, anſtoßend und alle in einen alten ſchwarzen Mantel gehüllte Frauen ſcharf prüfend. Vergebens flehete ihn Don Diego, von dieſem unnützen Verfahren abzulaſſen; er wollte nichts hören.

Sie waren vor Pedro Badillo's Kaffeehauſe angelangt, als der Mejo herbeilaufend zu ihnen ſagte: „Dort iſt ſie! in der Allee dort. Es iſt ein Mann bei ihr, allein es iſt ſo dunkel, daß ich ihn nicht recht ſehen konnte.“

Don Manuel nahm den Degen in die Hand und eilte, von Pepe geführt, vorwärts. Als ſie in dieſer dunklen und einſamen Allee vor ſich tappend immer weiter fortrückten, erkannten beide an der Stimme Don Antonio Coloſia y Campillos, der eben ſagte: „Du biſt, bei Gott! ein reizendes Geſchöpf; und man ſoll nicht ſagen können, daß Don Antonio Dich ſchimpflich behandelt habe. Ha ha!“ fügte er mit lautem Gelächter hinzu: „Ueber den armen Don Manuel!“

„Herr! in des Himmels Namen,“ flüſterte Lazarilla mit flehender Stimme, „macht mich nicht unglücklich!“

Don Manuel befand ſich in dieſem Augenblicke hinter ihr. Er ergriff ſie bei den Haaren, und bohrte den Degen in ihren Buſen.

Lazarilla war mit einem dumpfen Seufzer zu Boden geſunken. Manuel ſtürzte auf Don Antonio zu. Sie rangen einen Augenblick Körper an Körper, ohne aufzuſchreien, ohne eine Drohung hervorzubringen. Der Eine betrug ſich wie ein Mann, der ſterben oder ſeinen Feind tödten wollte; der Andere vertheidigte ſich mit der verzweifelten Entſchloſſenheit einer feigen Memme.

(Der Beſchluß folgt.)

Fr. v. Raumer's hiſtoriſches Taſchenbuch 1838.

Auch in dieſem Jahre tritt dieſes Stiefkind der Raumer'ſchen Muſe und Muße ohne alle Mitgift von Seiten des Vaters in die Welt. Profeſſor Barthold eröffnet das Buch mit einer Biographie des Herrmann Chriſtopher von Roßwurm, jenes abenteuernden, wilden, charakterloſen Parteigängers, der in den kriegeriſchen Wirren im Anfange des 17ten Jahrhunderts bald hier bald dort für Brot und Geld ſeinen Degen führte, ſich zuletzt zum kaiſerlichen Feldherrn gegen die Türken emporſchwang und endlich am 29ſten November 1605 zu Prag, wegen Raufereien und Todtſchlags auf offener Straße, hingerichtet wurde. Als ein Bild eines jener Raufbolde, die in der letzten Zeit der Schlägereien eine Rolle ſpielten und ſogar ein Stück Unſterblichkeit davon trugen, als ein Beiſpiel, wie wenig damals dazu gehörte, en miniature ein großer Mann zu werden, iſt die Biographie von Intereſſe; allein der Verf. hat unſtreitig zu viel, zwar nicht Fremdes, aber doch Unnöthiges und Ueberflüſſiges hineingemiſcht, die wüſten und unerfreulichen deutſchen Verhältniſſe mit einer zu großen Breite behandelt, als daß er die Aufmerkſamkeit des Leſers dauernd feſſeln könnte; dieſe wird ſpäter durch einige gehaltvollere und edlere Charaktere angezogen, die, wenn auch nur in flüchtiger Zeichnung, im Verlaufe der Darſtellung emportauchen, während ſie ſich von dem ſogenannten „Helden“ abwendet. — Carl Georg Jacob bemüht ſich in einer Abhandlung „Ueber den politiſchen Einfluß der Königin Marie Antoinette von Frankreich“ zu zeigen, daß dieſer Einfluß nicht ſo bedeutend geweſen ſei, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt, und daß die Königin faſt willenlos zu dem Antheile an der Staatsgewalt getrieben wurde, den ſie ſpäter daran genommen. Das gewählte Motto:

„Von der Parteien Gunſt und Haß verwirrt
Schwankt ihr Charakterbild in der Geſchichte“

iſt wohl hier nicht ganz paſſend, denn Marie Antoinettens eifrigſte Verehrer ſtellen es nicht in Abrede, oder es geht vielmehr aus ihren Mittheilungen über die Königin hervor, daß dieſelbe ihre Stellung und ihre Zeit gänzlich verkannt und durch Leichtſinn, Eitelkeit und Eigenſinn mitgewirkt hat, die Kataſtrophe herbei zu führen, die ſie und die Ihrigen ins Verderben ſtürzte. Daß die ſchöne, liebenswürdige und geiſtreiche Fürſtin an dem, beinahe zwei Jahrhunderte lang von Weibern regierten franzöſiſchen Hofe nicht ohne Antheil an der Regierung bleiben konnte, iſt ſehr wahr und um ſo natürlicher, als ihr Gemahl ein ſo ſchwacher und ſchwankender Charakter war, der einer beſtändigen Leitung bedurfte. Aber eben weil die Fürſtin mit Verſtand, Urtheilskraft und Charakterſtärke begabt war, mußte man auch von ihr erwarten, daß ſie in der Sphäre des Weibes bleiben werde, oder wenn ſie durch die Umſtände oder ihren eigenen Wil-

Digitized by Google

len zur **Regentin** geworden war, diejenige Nachgiebigkeit zeigen werde, die in einer Kriſe, wie ſie der Anfang der franzöſiſchen Revolution darbot, allein zur Verſöhnung und Beruhigung führen konnte. Marie Antoinette aber verband mit der Kraft und Energie einer Regentin die Kleinlichkeit und Richtungsloſigkeit des ſchwächſten Weibes; ihr machtiger Einfluß, der Alles zum Guten wenden konnte, wurde zum Spiel- und Werkzeuge der ultramontanen Partei des Grafen Artois, und während ſie dem Volke Liebe und Bereitwilligkeit zur Erfüllung ſeiner Wünſche und Bedürfniſſe heuchelte, entfremdete ſie ſich durch ihre Handlungen die Herzen der Franzoſen, die ihr Anfangs liebend entgegenſchlugen. Und wahrlich, an Warnungen hat es der Königin nicht gefehlt; der Eindruck, welchen die famöſe Halsbandgeſchichte und die ſkandalöſe Begünſtigung der Familie Polignac und ihres Anhanges machte, blieb ihr nicht unbekannt; Lameth, Mirabeau, Duport, Barnave, Lafayette u. A. machten ſie hinreichend bekannt mit den drohenden Gefahren und den möglichen Wegen, ihnen zu entgehen; aber mit unbegreiflichem Eigenſinne folgte die Königin den einſeitigen und verderblichen Rathſchlägen einer täglich an moraliſcher und phyſiſcher Kraft abnehmenden, verhaßten Partei, war abſichtlich taub gegen die immer lauter werdende Stimme des Volkes und erkannte zu ſpät, auf dem Wege zum Blutgerüſte, ſeine verkannte Macht. — Jacob's Abhandlung hat viel Verdienſtliches. Wenn es ihm auch nicht gelingt, die Königin rein zu waſchen von den Flecken, die auf ihrem Leben ruhen, ſo gewinnt er ihrem Bilde Mitleid und Theilnahme; denn während wir gewöhnlich nur das äußere und öffentliche Unglück der bedauernswerthen Fürſtin betrachten, läßt uns der Verf. einen Blick in das nicht minder drückende Unglück ihres häuslichen Lebens thun, wo ſie als der Spielball ihrer wahren und falſchen Freunde umhergeworfen wurde von Intrigue zu Intrigue und durch dieſe Richtungsloſigkeit ihre liebſten Plane ſcheitern, ihre ſchönſten Hoffnungen zertrümmern ſah. — Der ſorgſamſte und hiſtoriſch bedeutſamſte Artikel des Buches iſt Voigt's Mittheilung „Ueber Pasquille, Spottlieder und Schmähſchriften aus der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts.“ Mit unermüdlichem Eifer hat der Verf. alle Schriften dieſer Art, woran beſonders das „geheime Archiv zu Königsberg,“ welches häufig als Quelle citirt iſt, ſehr reich ſein muß, ſtudirt und das Paſſende ausgezogen; ſeine Arbeit iſt für den Geſchichtsforſcher von hoher Wichtigkeit und bleibendem Werthe. Für den humanen, d. h. nicht ſtreng gelehrten Leſer dürfte der Aufſatz folgende Betrachtung erwecken. Der Humor und ſeine Kinder, Pasquill und Satire, ſind die Erzeugniſſe einer ſpätern Culturgeſtaltung, einer durchgreifenderen Völkerbildung, einer nach allen Seiten ausgebreiteten Intelligenz, kurz, die Reſultate moderner Lebensentwickelungen; was uns aus jener Zeit als Satyre geboten wird, ſind knotige Schmähungen, plumpe Anſpielungen, die man gleich mit beiden Armen greifen kann; ſie waren der Zeit angemeſſen, die nur mit Keulenſchlägen ſich forthelfen und eine neue Bahn brechen konnte, denn die Nacht der religiöſen leidenſchaftlichen Befangenheit war zu undurchdringlich, als daß das Streiflicht des Witzes auch nur eine flüchtige Helle auf die Zuſtände werfen konnte. Naufer, wie **Roßwurm**, waren die einzig wirkſamen Witzbolde jener Zeit. — Den Schluß des Jahrgangs bildet F. W. Schubert's Aufſatz: „Immanuel Kant und ſeine Stellung zur Politik in der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts.“ Ob Kant mit Sieyes und Mirabeau, oder mit Hobbes und Burke übereinſtimmte, mag uns hier gleich ſein; wünſchen aber müſſen wir, daß die Lehren, die der königsberger Philoſoph in ſeiner „Grundlegung zur Metaphyſik der Sitten“ gegeben, daß die Behauptung: „kein Menſch und kein Volk dürfe für ſich und ſeine Nachkommenſchaft der fortſchreitenden Aufklärung widerſtreben, ohne die heiligſten Rechte der Menſchheit zu verletzen und mit Füßen zu treten;“ — und beſonders ſein Ausſpruch: „Was nun aber nicht einmal ein Volk über ſich beſchließen darf, das vermag noch weniger ein Monarch über das Volk zu beſchließen: denn ſein geſetzgebendes Anſehen beruht eben darauf, daß er den geſammten Volkswillen in dem ſeinigen vereinigt“ — in unſerer Zeit allgemeine Anerkennung und Befolgung finden möchten.

R. B.

Notizen.

[Muſikſtücke zu Schumann's „Neuer Zeitſchrift für Muſik.“]

Robert Schumann gibt zu ſeiner Zeitſchrift eine Beilage von Compoſitionen alter und neuer Zeit, die bei Frieſe in Leipzig auch einzeln käuflich ſind. Das erſte Heft enthält neue Stücke von Mendelsſohn-Bartholdy, Henſelt, Spohr und Moſcheles. Eichendorff's Waldſchloß: „Wo noch kein Wandrer gegangen, hoch über Jäger und Roß, die Felſen abendroth hangen“ u. ſ. w. iſt recht eigentlich ein Thema für Mendelsſohn-Bartholdy's Muſe, die ſich gern in den ſanften Schatten der Sommernacht ergeht, wo uns der leiſe Schauer einer wunderbaren Mähr anwandelt. Ueber dieſe Stimmungen gebietet hier der Componiſt faſt noch glücklicher als der Dichter. Das zweite Stück, die Rhapſodie von Henſelt, athmet dieſelbe lyriſche Träumerei, die einige von deſſen Etüden charakteriſirt. Das Lied: „Was mir wohl übrig bliebe“ von Hoffmann v. F. und Spohr iſt ſo weich, zärtlich und empfindſam wie Spohr'ſche Klänge zu ſein pflegen, und es überraſcht uns nicht weiter, daß ſich hier drei der beliebteſten Componiſten der Zeit ſo verwandtſchaftlich berühren in Elegie und Wehmuth. Das vierte Stück, Präludium und Fuge von Moſcheles, gibt Arbeit für die Finger.

[Spontini.]

Spontini, heißt es, hat ein neues libretto vor; der Held iſt Cromwell. Seltſam genug, den Protector und die Puritaner, dieſe perſonificirte Proſa der bigotten Werkeithätigkeit, dieſe Feinde aller Romantik, in eine Oper zu bringen! Indeſſen was hat die Muſik nicht ſchon alles bezwungen! — Ritter Spontini iſt Willens, nach England zu reiſen, um den Schauplatz ſeines Themas zu beſichtigen; wahrſcheinlich mehr der Decorationen als der Muſik wegen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 54. — den 16. März 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Rahel in Frankreich.

In der Vorrede zu ſeinem Buche der Lieder äußerte ſich Heine: „Die Heimkehr, welche zuerſt in den Reiſebildern erſchien, iſt der ſeligen Friederike Varnhagen von Enſe gewidmet, und ich darf mich rühmen, der erſte geweſen zu ſein, der dieſe große Frau mit öffentlicher Huldigung verehrte. Es war eine große That von Auguſt Varnhagen, daß er, alles kleinliche Bedenken abweiſend, jene Briefe veröffentlichte, worin ſich Rahel mit ihrer ganzen Perſönlichkeit offenbart. Dieſes Buch kam zur rechten Zeit, wo es am beſten wirken, ſtärken und tröſten konnte. Das Buch kam zur troſtbedürftig rechten Zeit. Es iſt, als ob die Rahel wußte, welche poſthume Sendung ihr beſchieden war. Sie glaubte freilich, es würde beſſer werden und wartete; doch als des Wartens kein Ende war, ſchüttelte ſie ungeduldig den Kopf, ſah Varnhagen an und ſtarb ſchnell — um deſto ſchneller auferſtehen zu können. Sie mahnt mich an die Sage jener andern Rahel, die aus dem Grabe hervorſtieg und an der Landſtraße ſtand und weinte, als ihre Kinder in die Gefangenſchaft zogen. — Ich kann ihrer nicht ohne Wehmuth gedenken, der liebreichen Freundin, die mir immer die unermüdlichſte Theilnahme widmete, und ſich oft nicht wenig über mich ängſtigte in jener Zeit meiner jugendlichen Uebermüthen, in jener Zeit, als die Flamme der Wahrheit mich mehr erhitzte als erleuchtete ...“

So ſchrieb Heinrich Heine zu Paris im vorigen Frühling, als ziemlich zu derſelben Zeit der Marquis von Cuſtine, welcher Rahel ebenfalls perſönlich gekannt hatte, in der Revue de Paris ſeine Landsleute mit dieſer Frau bekannt zu machen ſuchte. Zwar gibt ſeine Schilderung kein vollſtändiges Bild von ihr: dies iſt allein in den Briefen ſelbſt enthalten, und es daraus in ſeiner ganzen Größe darzuſtellen, möchte wohl nur einem Deutſchen gelingen, der ſelber alle die Freuden, Leiden und Gedanken der Neuzeit durchlebt hat, die auch die Bruſt Rahel's bewegt, die ſie mit dem Gefühle des Weibes und dem Verſtande des Mannes ausſprach: aber er hat ſo vieles Schöne und Treffende in reizender Darſtellung geſagt, und ſo kräftig aus warmem Herzen geſprochen, daß es ſich wohl verlohnt, aus ſeinem ſehr ſchätzbaren Aufſatze Einiges dem deutſchen Publicum mitzutheilen.

Cuſtine ſagt ſelber, daß es ſchwer ſei, Rahel zu faſſen, die wie alle höher begabten Weſen ein treuer Spiegel ihrer Zeit war. „Sie erkennen,“ ſagt er, „heißt Deutſchland ſtudiren und beſonders Preußen in der glänzendſten Epoche geiſtiger Entwickelung und der unglücklichſten politiſcher Geſchichte. Ihre Briefe, dereinſt in alle Sprachen überſetzt, werden zu den Büchern gehören, welche die europäiſche Literatur ausmachen. Sie war eine Frau, eben ſo außerordentlich als die Staël, vorſtrahlend durch Geiſteskraft, Ideenfülle, Seelenklarheit und Herzensgüte. Das Schweigen ſolcher Geiſter iſt eine Stärke. Mit mehr Eitelkeit hätte ſie ſich ein Publicum bilden können, aber Rahel wollte nur Freunde. Nie ſprach ſie, um bewundert zu werden, immer nur, um ihr inneres Leben mitzutheilen. Und die Stärke dieſes

Digitized by Google

Lebens war eine Alles beſeelende, ideengeſtaltende; ihr Wiſſen war eine Welt, wo Alles ſeine Stelle hatte wie im Reiche Gottes; wäre das Weſen der Geſellſchaft anders geſtaltet geweſen, als in der Gegenwart, Rahel hätte für Nationen ſein können, was ſie nur für einen kleinen Kreis vertrauter Freunde war, Licht der Geiſter, Leitſtern der Seele. Ihre Briefe ſind keine Werke, es ſind Blitze, die aus ihrem Herzen kamen, um ein befreundetes Herz zu treffen. Mich dünkt, man konnte ihr Weſen durch ein Wort ausſprechen: Sie hatte den Geiſt eines Philoſophen und das Herz eines Apoſtels, und war dabei ſo ſehr Kind und Weib, als man ſein kann. Ihr Geiſt durchdrang die innerſten Tiefen der Natur, ſie dachte mit gleicher Kraft und mehr Klarheit als der Theoſoph Saint-Martin, den ſie begriff und bewunderte, und ſie fühlte wie ein Künſtler. Ihre Geiſtesthätigkeit war eine zwiefache; ſie erfaßte die Wahrheit durch zwei Vermögen, die bei gewöhnlichen Menſchen ſich ausſchließen: durch Gefühl und Nachdenken. Ihre Freunde fragten ſich, woher die Blitze des Genies kämen, die ſie in die Unterhaltung ſchleuderte. Waren ſie langer Studien Frucht? Waren ſie Ausbrüche plötzlicher Begeiſterung? Es war die Anſchauung, die der Himmel als Lohn den wahrhaften Seelen verleiht: dieſe Märtyrſeelen kämpfen für die Wahrheit, deren Erſcheinung ſie ſind, leiden für den Gott, den ſie lieben, ihr ganzes Leben iſt die Schule der Ewigkeit. Man konnte keine Viertelſtunde mit ihr reden, ohne aus dem Schatze ihres Geiſtes eine Fülle von Funken zu ziehen. Scherz ſtand ihr nicht minder zu Gebote, wie erhabener Ernſt. Der Beweis, daß ſie natürlich war, iſt, daß ſie das Lächeln verſtand wie den Schmerz, daß Alles in ihrer Bruſt ein Echo fand."

Indem Cuſtine auf dieſe und andere Weiſe das Eigenthümliche von Rahel's Weſen würdig darzuſtellen weiß, ſchildert er zugleich ihre Perſönlichkeit nach eigener Anſchauung ſowohl, als durch Ueberſetzung mehrerer Stellen aus Varnhagen's Einleitung zum Buche Rahel, und ſucht zugleich Einiges aus ihren Briefen franzöſiſch mitzutheilen. „Ganz wiedergeben," ſagt er, „konnte ich nicht die Poeſie des deutſchen Styls, dieſes Styls von Menſchen, die durch das Herz beherrſcht werden, aber ich hoffe, eine Idee davon gegeben zu haben." — Mannichfache Aeußerungen aus Geſprächen mit ihr hat er aufbewahrt, darunter auch den einfachen Ausſpruch, der wie alle tiefen Wahrheiten weinen machen kann: Ich beklage nicht das Unglück, darüber man ſich beklagt, das wahre Unglück iſt verſchämt, es verhüllt ſich.

Von einem beſondern Intereſſe ſind die Unterhaltungen über Goethe. Sie hatten zur Zeit Statt, als der Goethecultus ſich mächtig erhob, der Ausländer theilte den Enthuſiasmus nicht, er tadelte an Rahel, daß ſie, dem allgemeinen Entzücken zu ſehr nachgebend, eine ihrer ausgezeichneten Eigenſchaften vergäße, die Unabhängigkeit. Sie antwortete: „Nur vom Gewöhnlichen bin ich unabhängig, das Genie hat eine unumſchränkte Macht über mich." Cuſtine ſah einige Zeit nachher den Dichter ſelbſt, und der Brief, den er damals an Rahel ſchrieb, möge hier noch eine Stelle finden.

„Endlich habe ich Ihren Goethe geſehen! und das erſte Mal in meinem Leben habe ich gefühlt, daß man vor einem Menſchen ſtehen kann wie vor einem Monumente, ohne zu reden. Ich mußte ihm recht lächerlich erſcheinen: ich betrachtete ihn wie ein Naturphänomen. Es iſt Ihre Schuld; warum haben ſie mir ſo viel von ihm geſprochen! Im erſten Augenblick flößte mir ſeine Erſcheinung mehr das Verlangen, nachzudenken, ein, als das, zu reden. Er verwirrte mich nicht, ſeine Sphäre iſt höher als das, was Furcht verbreitet; ich glaube nicht, daß ſich jemals Einer mit der eigenen Perſon und mit dem Eindrucke, den ſie hervorbringen konnte, vor dem vatikaniſchen Jupiter beſchäftigt hat; vor Goethe konnte ich nicht mehr an mich denken. Ich erſchien mir ganz einſam vor dieſem Manne, zu dem man ganz anders herantritt, als zu allen Andern, denen ich begegnete; ich war von Ehrfurcht ergriffen; ich fühlte Wohlbehagen und Schrecken, und wußte nicht warum; es war mir, als blickte ich hinab vom Rande eines Abgrundes, aus deſſen Tiefe die Stimme eines Orakels emporſtieg."

„Es iſt lange her, daß Sie Goethe nicht geſehen haben; er iſt vierundſechzig Jahr alt; ſein Antlitz iſt noch ſtolz; es iſt, wie Sie ſagen, das Haupt des Jupiter, oder lieber des Homer. Sind ſeine Züge nicht belebt, ſo drücken ſie eine edle Trauer aus; man glaubt, einen Helden des Alterthums zu ſehen, auf dem das Gewicht unſeres Elendes laſtet. Dies Jahrhundert, in welchem das Burleske herrſcht, liegt ſchwer auf ihm; es wohnt etwas tief Tragiſches auf ſeiner Stirn, in ſeinem Blick. Wenn er lebendig wird, ſprudelt er von Geiſt, und wenn er ſich gehen läßt zum Lächeln, iſt er voll Anmuth. Was mich beſonders in ſeinen Zügen überraſcht, iſt die Harmonie und das Zuſammenſtimmen: nie ſah ich bei ſo vieler Mannichfaltigkeit ſolchen Einklang vereint; alle Gefühle und alle Gedanken der Menſchheit malen ſich auf ſeinem Angeſichte. Seine lebensvolle Phyſiognomie iſt ein Spiegel der Welt und doch

Digitized by Google

zugleich der Ausdruck eines Charakters; man lieſt Alles darauf vom **Werther** bis zum **Fauſt** und der **Farbenlehre**; es iſt ein weltumfaſſender Geiſt; Wiſſenſchaft und Kunſt thronen auf dieſer Alles enthaltenden Stirn; es ſcheint, daß man nach **ihm** geſagt hat: der Menſch iſt der Mikrokosmus."

(Der Beſchluß folgt.)

Lazarilla.

(Beſchluß.)

Während dieſes Zweikampfes rieſen Don Diego und der Mejo mit lautem Geſchrei um Hülfe. Man ſtrömte von allen Seiten mit Windlichtern herbei; allein es war zu ſpät. Don Antonio wälzte ſich, in der Seite verwundet, auf der Erde; er hauchte in demſelben Augenblicke, wo man ihn aufhob, die Seele aus. Lazarilla athmete noch; unbeweglich mit herabgebeugtem Kopf erwiederte Don Manuel nicht auf das Dringen ſeines Anverwandten, der ihn beſchwor, die Verwirrung des erſten Augenblicks zur Flucht zu benutzen.

Von allen Seiten eilten Leute herbei; die Volksmenge drängte ſich mit wilder Neugier um die Gefallenen. Der dichte Schwarm verwehrte dem Alcalden, der mit ſeinen Begleitern nahte, den Zugang.

„Rührt ihn nicht an! Das iſt ein Ehemann, der ſeine Frau getödtet hat. Der wackere Herr hat auch den Geliebten ſeiner Frau erſchlagen. Er hat ſich nur Gerechtigkeit verſchafft, Gerechtigkeit! Gerechtigkeit für alle!"

„Im Namen des Königs! zieht Euch zurück!" rief der Alcalde, und ſeine Leute zerſtreuten bald mit ihren Piken die Haufen.

Lazarilla wurde in die Höhe gerichtet. Durch dieſe Bewegung kam ſie wieder zu ſich; ihr erloſchener Blick blieb auf Don Manuel haften; ſie machte ein Zeichen, daß ſie reden wollte.

Don Manuel, leichenblaß, mit wirrem Auge und vielleicht ſchon mit den Falten des Gewiſſens im Herzen, näherte ſich ihr.

„Herr!" ſagte ſie mit Anſtrengung, „ich bin unſchuldig, das ſchwöre ich vor Gott, der mich zu ſich ruft!"

Eine Empfindung von Zorn und Unwillen erwachte in Don Manuel's Seele. Er konnte nicht dulden, daß dieſe Frau noch in ihren letzten Stunden ihn betrog, und rief: „Unſeliges Geſchöpf! was machteſt Du denn hier?"

„Ach, Herr! ich bettelte," ſagte ſie in Pepe's Arme, der ſie aufrecht hielt, zurückſinkend.

Don Manuel ſtieß einen Schrei des Schmerzes und des Erſtaunens aus, und der Mejo murmelte mit einem gräßlichen Lachen: „Das habe ich wohl vermuthet."

Ungefähr ſechs Monate ſpäter wurde in der Gazette von Madrid folgender Artikel geleſen: „Geſtern beim Handkuſſe hat Seine katholiſche Majeſtät den Ehecontract Don Manuel de Villa Vicioſa's, ſeines Geſandten bei der Republik Holland, mit Donna Luiſa de Montepino unterzeichnet. Dieſen Morgen hat der Erzbiſchof von Carthagena beide Gatten ehrlich eingeſegnet."

(Nach dem Franzöſiſchen der Mad. Reybaud.)

Correſpondenz.

Aus Berlin.

[Ueber Gutzkow's neueſte Polemik.]

In letzter Zeit machte hier die Polemik einiges Aufſehen, welche Gutzkow gegen einen Kreis von Literaten begonnen hat, mit denen er hier noch vor wenig Monaten auf ſehr freundſchaftliche Weiſe verkehrte. Man gab dem Beſucher zu Ehren Gaſtereien, man honorirte ihn, wie er ſelbſt nachher, wenn uns recht iſt, erzählte. Vom Publicum aus konnte man derlei literariſchen Banketten, in jetziger Zeit gehalten, nicht ohne einiges Lächeln zuſehen; bei alle dem durfte ſolches Zuſammentreten verſchiedenartiger Literaturkräfte zu gaſtfreundlichem Vereine als ein hübſches Zeichen gelten, daß perſönlicher Hader ſchwinden, die literariſchen Intereſſen nicht ferner in die Sphäre eitler Tracaſſerien und dürftiger Klatſchſucht verfallen würden. Dabei lebte auch der Gedanke auf, daß frühere literariſche Uebereilungen, Ausartungen des Geſchmacks und widerſinnige Tollheit nicht wieder in gleicher Art auftauchen möchten, wenn ein gegenſeitiges Behüten an die Stelle iſolirter Ränke treten würde. Allein jene Feſtivitäten ſcheinen ſelbſt den Zankapfel hingeworfen zu haben, über den man jetzt leider in der lieben Journaliſtik einen bejammernswerthen Zeter erhebt. Andere Blätter führten die Miſère durch; hier genüge eine kurze allgemeine Betrachtung, da es für das Publicum immer von Belang iſt, zu wiſſen, woran es mit der Literatur der Zeit iſt, zumal da auf ihr noch theilweiſe ein Bann liegt, den ſie ſelbſt zu heben im Stande iſt durch fortgeſetzte Beglaubigung, es ſei ihr um das Heil des Lebens, um das Wohl und Wehe der Geſellſchaft, um die **Cultur** zu thun. Genug, ein Hader iſt ausgebrochen von bedauernswerther Art. Wir laſen ein Mährchen von Gutzkow, in welchem er ſeine berliner Freunde perſiflirt. Wir wünſchten, es wäre witziger geweſen, allein die Erfindung war gar zu plump, wenn Gutzkow **ſeine** Poeſie gegen die angeblich dürre kritiſche Richtung der Berliner ſtellte, wenn er ſich als Dr. Speculativus und zugleich als leichtgeflügelten Elfen ſchilderte. Man denke ſich Gutzkow mit ſeinem ſchwerfälligen Kaliber als Elfen! Er träumt

ſich zum Ariel, ſchwebt geflügelt auf im Wehen des Zephyrs und ſetzt ſich in die Blumenkrone der Königin der Nacht. Die zarte Blume der Poeſie zittert und wankt natürlich wie ein Espenlaub, wenn er von dem duftigen Sitze herab den Vorübergehenden kritiſche Grobheiten und Perſönlichkeiten ins Antlitz ſchleudert, ja der derbe Mann rupft ihr alle Staubfäden und Blätter aus, um dieſe Plattheiten poetiſch zu machen, bis zuletzt der Stiel der Blume bricht und der plumpe Geſell dröhnend zu Boden fällt. Doch genug der Scherze. Mit ſolchen Scherzen und Gegenſcherzen hätte es ſein Bewenden haben können; allein die Literatur will ein ernſter Reformator, ein Wiederherſteller ſein! Gutzkow fühlt den Ernſt, um den es ſich handelt, er fühlt, daß ein Literat, wenn er die Würde verloren hat, rettungslos daſteht. Es iſt ein unläugbarer Eifer in ihm, womit er die Sache der gekränkten Menſchheit vertreten möchte, ſein Fehler iſt nur, daß er die Welt mit Brutalitäten verbeſſern will. Er ſchrieb kürzlich über die Gedichte des jugendlichen Karl Beck, und machte den Schulmeiſter bei dieſer jungen Blüthe. Es iſt gut, daß einer da iſt, der den pedantiſchen Schulmeiſter ſpielt, aber es iſt ſchlimm, wenn ein kritiſcher Heros, wie Gutzkow ſein möchte, nichts weiter gibt als Kleinigkeitskram. Er ſchrieb über einen Roman von Willkomm, und man muß ſagen, er hat ſich hier die ſchamloſeſten Nuditäten zu Schulden kommen laſſen und in der Art und Weiſe der Verwerfung dieſes Autors eine moraliſche Barbarei und eine Grauſamkeitsluſt offenbart, die Hrn. Menzel einen gerechten Schmerz machen muß, nämlich den Schmerz darüber, dieſen ſeinen lieben verkannten Sohn, den er einſt ſo ſorgfältig pflegte, thörichter Weiſe aus der Hand gegeben zu haben. Was man auch an Willkomm's Leiſtung zu tadeln haben mag, ſolche Art der Behandlung iſt nur Ausartung der ſchlechteſten Sorte. Will Hr. Gutzkow durch dieſe Zügelloſigkeit ſich und die Literatur beim Publicum accreditiren? Uns dünkt, die wir ganz frei ſind von jeder Parteinahme, dies ſei der trüglichſte Weg. Und in welche troſtlos ordinäre Sprache verfällt er bei Beurtheilung der neueſten Schrift von Mundt! Sind das die Verſuche eines bewußten Kopfes oder eines verzweifelnden, um ſich vor dem Publicum als Sprecher hinzuſtellen?

Uns ſcheint dieſe neue Ausartung des Tones inſofern intereſſant und der Erwähnung werth, als eine Warnung vor mancher ſchiefen Tendenz der modernen deutſchen Zeitbildung daraus hervorgeht. Reißt dieſe plebeje Geſinnung wieder ein, ſo könnte wohl der Glaube des Publicums, die Literatur ſei gar nicht mehr Sache der guten Geſellſchaft, leicht beſtärkt werden. Wogegen die Epoche, welche die Gegenwart durchlebt, als eine der wichtigſten erſcheinen dürfte.

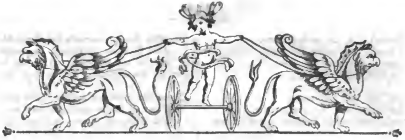
Es handelt ſich jetzt darum, der Bildung, welche das vorige Jahrhundert in ſeinem politiſchen und culturhiſtoriſchen Verlaufe erworben hat, eine freie und ſichere Stellung in dem Leben der Nation zu erringen, um dieſes ſelbſt zu einem erhöhten Daſein zu erwecken. Das Bereich der Literatur iſt deshalb ein ungleich größeres und weiteres wie in den früheren Epochen geworden, denn ihre Wirkſamkeit hat ſich feſter mit dem ſchaffenden Geiſte der Geſchichte verzweigt. Die Kunſt iſt aus ihren engen äſthetiſchen Schranken getreten, um in dem ganzen Völkerleben ihren Inhalt zu ſuchen, und die Wiſſenſchaft hat den Erdkreis durchwandert, um ihr Bewußtſein für alle Nationen feſt und ſicher zu geſtalten. Deutſchland hat bei dieſer Arbeit der Cultur den ſchwierigſten Stand. Hier gerade, wo die Thätigkeit des forſchenden Geiſtes am bewegteſten waltet, treten die äußern Verhältniſſe, welche in der Zerſplitterung und der natürlichen Laßheit des Volkes beruhen, dem Drange des Fortſchreitens hemmend entgegen, ja, jeder ſtürmiſche Verſuch, welchen der ungeduldige Geiſt macht, die Feſſeln zu ſprengen, wird mit Recht gewaltſam unterdrückt. Freilich läßt ſich die Nothwendigkeit dieſer Unterdrückung nicht abweiſen, wenn man die fortgeſetzte Ausartung erlebt, die Gutzkow wieder einführt. Man fürchtet von neuem, daß das deutſche Freiheitsſtreben, wenn ihm Luft gegönnt wird, in eine ſolche Brutalität und hartnäckige Wuth ausarte, daß der franzöſiſche Jakobinismus ein harmloſes Kinderſpiel dagegen iſt. Hätten die mittelaltrigen Anhänger Jahn's zu Anfange dieſes Jahrhunderts oder die Ultraliberalen der erſten dreißiger Jahre die Oberhand gewonnen, ſie würden die geſammte Cultur mit Füßen getreten haben.

Machen wir — wie leicht geſchehen darf — die Nutzanwendung hiervon auf literariſches Verhalten, ſo brauchen wir kaum nach den Gründen zu ſuchen, wenn die Rohheiten einer Literatur, die doch die Blüthe der Cultur eines Volks ſein will, ſtets nur ſelbſtvernichtend wirken. Oder hat die Literatur, die doch vorzugsweiſe mit „Jugend" prunkte, wirklich ſchon das greiſenhafte Fröſteln einer matten und mit dem Heiligſten zerfallenen Seele? Es wird ſich herausſondern und unſchädlich machen. Aber es wird ſich auch rächen an dem, der die ſchadhaften Elemente in ſeiner Natur faſt mit conſequenter Abſichtlichkeit herauszuarbeiten bemüht iſt. Es wird ſich an ihm rächen, daß er dem ſchlechten, nur auf die Erregung der Leidenſchaften und die Blasphemirung der Perſönlichkeiten gerichteten Element des Freiheitsſtrebens der modernen Zeitbildung ſich hingibt. Will er ſich conſequent bleiben, ſo wird ſeine Stellung in der Literatur ſehr bald der eines Müllner und Menzel gleichkommen. Aber eben darum wird er auch wirkungsloſer wie dieſe daſtehen, weil man ſolche Erſcheinungen ſchon zur Genüge erkannt und durchſchaut hat. Wie in der politiſchen Geſchichte jedes Element, das ſich verlebt hat, wenn es ſich Gewalt und Macht anmaßen will, nur als Karrikatur hervorzutreten vermag, ſo ſind auch in der Literatur einſeitige Richtungen, wenn ſie ſich ausgetobt haben, für immer ſiſtirt und mit Spottnamen gebrandmarkt. —

Mich dünkt, es ſei nicht ohne Nutzen, dieſe Entwickelungen einer verirrten Kraft auch fernerhin ſorgſam zu belauſchen, um zu wiſſen, wo das Publicum in der Literatur moraliſche Würde und Blüthe der Cultur zu ſuchen habe, und wo nicht.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 55. — den 17. März 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Sonette von R. E. Prutz.

Der Verlornen.

1.

Von prächt'gen Städten geht verjährte Kunde,
  Die in der Meerfluth plötzlich untergangen,
  Die Gaſſen ſieht man noch, die breiten, langen,
Sieht Schloß und Tempel ſchimmern aus dem Grunde.

Auch war's dem Schiffer oft in nächt'ger Stunde,
  Als ob die Glocken aus der Tiefe klangen,
  Als ob melodiſch ferne Stimmen ſangen
Geheime Lieder aus geheimem Munde.

Ach! Glück und Liebe ſind die Herrlichkeiten,
  Mein Herz das Meer, darin ſie untergingen, —
  Kein Taucher bringt, was dort verſank, mir wieder.

Ich träum' und ſinge von vergang'nen Zeiten,
  Der Schiffer weiß nicht, was die Glocken klingen,
  Und Niemand, ach! verſtehet meine Lieder.

2.

Verſtummen wollt' ich, wollte nimmer ſagen,
  Was ich gefühlt in dieſer bangen Zeit,
  Welch bitter Grämen, welch unnennbar Leid,
Da jäher Blitzſtrahl all mein Glück zerſchlagen.

Doch fürchte nicht! Mit Seufzern nicht, noch Klagen
  Will ich verkümmern Deine Heiterkeit:
  Du haſt's gewollt, — und ſieh! ich bin bereit,
Wie Freuden einſt, die Leiden jetzt zu tragen.

Du haſt's gewollt, — es ſei! wir müſſen ſcheiden!
  Gib mir zum Abſchied ein Mal noch die Hand;
  Nicht zürne drum: die Hand, nur auf Secunden!

Was wäre Liebe, könnte ſie nicht leiden?
  Dieſelbe ja, die einſt mich Freund genannt,
  Dieſelbe ſchlug mir jetzt auch dieſe Wunden.

3.

Nun will die Nacht ſich auf die Erde ſenken,
  Der Tag war lang, und Manches iſt geſchehn,
  Zu hören gab es viel und viel zu ſehn;
Doch konnte nichts von Dir die Seele lenken.

Jetzt ſitz' ich einſam zwiſchen Bücherſchränken,
  Auf jedem Blatte wird Dein Name ſtehn;
  Dann, ruhelos, werd' ich zur Ruhe gehn,
Und ſelbſt im Traume werd' ich Dein gedenken.

Du haſt indeß von Schmeichelei'n umflogen,
  Bei Feſtmuſik und heller Kerzen Licht
  Dich ſatt geſchwelgt in üpp'gen Tanzes Wogen.

Mich haſt Du wohl ſeit lange ſchon vergeſſen,
  Mein Name klang in dieſen Zymbeln nicht:
  Hab' ich indeß Dich minder drum beſeſſen?

4.

Nicht dieſe Zeit iſt's, dieſe wild empörte,
  Die irr' gelockt durch ſelbſt verſchuldet Weh,
  Aufſchwankt und ab, ein Schifflein auf der See, —
Was mir des Buſens ſüßen Frieden ſtörte;

Digitized by Google

Auch nicht die Zukunft iſt's, die mich bethörte,
Daß ich wie fremd durchs bunte Leben geh',
Hinbrüte ſtumm und ſinnend ſtille ſteh',
Als ob ich fernher Geiſterſtimmen hörte. —

Vergangenheit! auf dich nur hingewendet,
Ward mir das Heute, mir das Morgen leer,
Und nichts mehr freut, nichts kümmert meine Sinne.

Und, o, mir iſt's, als hätt' ich längſt vollendet,
Und dieſe Welt wär' nur ein Sarg, nichts mehr,
Darin ich ſchlafend ſchwere Träume ſpinne.

5.

Papyrusrollen, Schriften alter Zeiten,
Hat man gegraben auf Pompeji's Grund,
Von Purpur einſt und blankem Golde bunt,
Jetzt aſchenfarb, unleſerliche Seiten.

Vergebens will man Tränke jetzt bereiten,
Mit Kunſt zu löſen ihren todten Mund;
Sie bleiben ſtumm! Kein Zeugniß wird uns kund
Von jener Vorzeit ſtolzen Herrlichkeiten. —

Ein Blatt nur mein, ein einziges, — zerknittert,
Unſcheinbar, gelb, ein ſchlechtes Stück Papier;
Sie aber ſchrieb mir, ſie mir dieſe Seiten.

Und wenn aufs Blatt die Thräne niederzittert,
Wird wieder lesbar jede Sylbe mir,
Und neu erblüh'n mir alle Herrlichkeiten.

6.

Wehmuth beſchleicht mich; denn ein ſeltſam Bild
Hält ohne Raſt die Sinne mir gefangen,
Als ſäh' ein Mädchen ich mit bleichen Wangen,
Geſenkten Haupts, die Locken wirr und wild.

Nicht weint ſie mehr: verſiegt iſt, nicht geſtillt
Der Thränen Quell; tief in ihr nagt, wie Schlangen,
Rathloſer Jammer, tödtliches Erbangen,
Davon das Herz ihr hoch in Wogen ſchwillt.

Horch, armes Kind! horch auf und tröſte Dich!
Wie linder Balſam träuft von allen Zweigen
Der holden Vöglein ſüße Melodie.

Horch auf — und jetzt, als kehrte ſie auf mich
Das Auge jetzt mit ſtumm beredtem Neigen —
Und mir, o Gott! mir iſt's, als kennt' ich ſie!

7.

Vorbei, vorbei! — Horch, ging die Thüre nicht?
Sie ging, bei Gott! als käm' mit leiſen Tritten
Die Falſche ſelbſt zu mir hereingeſchritten —
Sie iſt es, ja! mich täuſcht kein Dämmerlicht.

Geſenkten Aug's, ſchamroth das Angeſicht,
Tritt ſie herein, Vergebung zu erbitten
Für all' den Schmerz, den ich um ſie gelitten,
Für all' den Kummer, der das Herz mir bricht.

Die weißen Händchen auf die Stirn gelegt,
Beugt ſie ſich abwärts, vor mich hinzuknien;
Der Mund iſt ſtumm, doch ach! die Seele ſpricht.

Ich aber fühl' mein Innerſtes bewegt
Verſöhnt verſöhnend ſie ans Herz zu ziehen —
Vorbei, vorbei! es war ein Traumgeſicht.

8.

Ob ich Dir zürne? — Zürnt man auch dem Mai,
Dem köſtlichen, da alle Quellen ſprangen,
Aus jungem Laub die muntern Vögel ſangen,
Daß er uns, ach! zu ſchnell entſchwunden ſei?

So warſt auch Du, ſo hell und wolkenfrei,
In Deiner Schönheit maienhaftem Prangen
An meinem Himmel einſt mir aufgegangen: —
Wie zürnt' ich jetzt? Der Frühling iſt vorbei.

Und wie der Hirt, wenn Winterſtürme wüthen,
Sich Lieder reimt von der vergangnen Luſt,
Und fröhlich hofft auf neue Sommerszeiten;

So will auch ich das Angedenken hüten
An jenen Frühling in getreuer Bruſt: —
Nur hoffen freilich kann ich keinen zweiten.

Rahel in Frankreich.

(Beſchluß.)

„Goethe's äußeres Benehmen (fährt Cuſtine fort) iſt kalt; doch fühlt man ſich zu ihm hingezogen, wie zu einem höhern Weſen, aber man fühlt zugleich, daß man nicht ſeines Gleichen iſt. Wenn er die Augen aufſchlägt, möchte man ſagen, er weine über die Menſchheit; wenn er ſie auf Dich heftet, durchdringt Dich ſein Blick. Aber dies Durchſchautwerden thut wohl. Was einen gewöhnlichen Menſchen ermüdend macht, iſt, daß er niemals auf der Stelle einen andern verſteht. Goethe verſteht die Natur, wie ſollte er nicht ein armes menſchliches Atom verſtehen? Ich hätte mich ihm nahen mögen und ſagen: Belehre mich darüber, was ich bin. Orakel, ſage mir, was über mein Leben entſchieden, was aus mir werden muß. Obgleich ſeine beſtändige Würde etwas ſteif erſcheint, hat er doch eine Einfachheit, welche man für naiv halten könnte; doch iſt er unendlich weit entfernt von Naivetät; bei ihm iſt Alles Wille

Digitized by Google

und Bewußtſein ſeines Willens. Wenn man zu Goethe ſagte: „Warum biſt Du, wie Du biſt?“ ſtatt zu antworten: „Weil ich ich bin,“ würde er ſagen: „Weil ich will ich ſein.“ Dieſe Antwort befeſtigt eine große Kluft zwiſchen ihm und der Naivetät, aber ſein Geiſt verleiht ihm den Zauber der naiven Menſchen. Nur kann man ſich nicht frei dem Vergnügen überlaſſen, das man im Geſpräch mit ihm empfindet. Täuſche man ſich nicht, er iſt mehr als Menſch. Nichts Anmuthigeres als ſeine Art, ſich mit Perſonen, die ihm vorgeſtellt ſind, zu unterhalten: für Augenblicke hat er eine ſo feine und zarte Ironie, daß ſie nicht verwunden kann; er beſitzt im höchſten Grade das Talent oder vielmehr die Gabe, für das was er ſagt zu intereſſiren. Seine Perſon, ſeine Gegenwart allein, ſein Schweigen führen zu Nachdenken und erwecken Sehnſucht nach ſeinen Worten; er vereinigt Wärme und Ruhe, er hält ſich zurück, als wäre wenig Leben in ihm, und doch fühlt er, wie ein Anderer leidenſchaftlich bewegt iſt; er iſt ein Menſch, erhaben über das Gewöhnliche und erhaben über ſich ſelber. Er iſt Herr über ſich, er hat ſich darein ergeben, das Unannehmliche ſeines Geſchicks zu ertragen, er iſt der erſte große Mann, den ich entſchieden ſah, das Unglück des Genies ohne Klage auf ſich zu nehmen; er iſt unglücklich, weil er allein iſt, aber er will allein ſein, weil er erkannt hat, daß er es muß. Ich habe geſagt, daß man Alles in ſeiner Phyſiognomie finde, aber etwas mangelt ihr dennoch, etwas Nothwendiges, die Liebe. Ich glaube nicht, daß er in einem Andern zu leben vermag; er hat Alles in ſich, nur das nicht, was uns Allem entſagen läßt. Der Reichthum ſeiner Natur genügt ihm, befeſtigt ihn in ſeiner Perſönlichkeit; einſam iſt er in dieſer Welt, und bereitet ſich vielleicht ſchon darauf vor, einſam in jener zu bleiben: auf dieſen Punct getrieben, iſt der Egoismus ein Exil.“

„Es iſt eine außerordentliche Erſcheinung, daß ein Menſch zu ſolcher Ausdehnung und Höhe der Gedanken gelangt iſt, ohne das Chriſtenthum anzuerkennen. Er iſt wie ein Schiffbrüchiger, der nur an der Küſte glauben würde. Zum Unglück für Goethe iſt die chriſtliche Religion eine Offenbarung. Er hätte ſie vielleicht erfunden, aber da er ſie in der Welt vor ihm erſchienen findet, und ihr gar mancherlei anhangen ſieht, das er nicht mit ihr verbunden hätte, da er in ihren Prieſtern ſieht, was er nicht ſehen möchte, nicht ſieht, was er ſehen möchte, ſtößt er ſie zurück. So drückt ihn die Oede nieder, welche ſie in ihm läßt, Unbefriedigung nagt an ihm, er heftet ſich an geringere Details der Dinge, er pflanzt ſich die Beſchäftigung und den Geſchmack an Kleinigkeiten ein, endlich zieht er ſich hin in die Nacht dieſer Welt, als wenn er nicht eine ihrer Sonnen wäre, und man iſt gezwungen zu geſtehen, daß dies wunderbare Genie eben ſo erſtaunlich iſt durch das, was ihm mangelt, wie durch das, was es beſitzt. So vergleicht mein Freund Werner das Haupt Goethe's einer ungeheuren, oben verſchloſſenen Kuppel, durch die der Tag nur von unten eindringt.“

So ſehr auch das über Goethe's Mangel an Chriſtenthum Geſagte an das erinnert, was Heine mit dem Ausdruck: Franzöſiſche Unzulänglichkeiten bezeichnet, verdient doch die Auffaſſung Goethe's und Rahel's allen Dank und bewundernde Anerkennung, zumal auch in Deutſchland die Zahl derer noch gar klein iſt, welche einſehen, daß im Childe Harold mehr Religioſität iſt, als in den Stunden der Andacht, daß nicht Calderon und Klopſtock, ſondern Shakſpeare und Goethe die ſchönſten Blüthen des Chriſtenthums im Reiche der Kunſt ſind. Und wie mächtig wird Cuſtine's einleitendes Raiſonnement durch einen Ausſpruch Rahel's überwogen, der wohl das Tiefſte iſt, was je eine Frau geſagt hat, und allein hinreichen würde, ſie den größten Denkern der Jahrhunderte zuzugeſellen: „Keine Hand hält die Vergangenheit, ſie rinnt durch; keine greift die Zukunft, ſie iſt nicht da. Aber die Ewigkeit iſt da; in den wirklichen Lebensmomenten, in Leidenſchaft, in Zorn, Liebe, in edlen Ueberzeugungen und ihren Wirkungen haben wir ſie ganz; darum handeln und wollen wir auch in ſolchen Momenten ohne Rückſicht auf Zeit; darum Glück und Leid der Liebe unendlich.“

Moritz Carriere.

Notizen.

[Andreas Hofer auf der leipziger Bühne.]

Kürzlich gab man Immermann's Trauerſpiel in Tyrol nach der neuen Bearbeitung des Verfaſſers. Hr. Schenk war als Hofer ſehr brav, auch Hr. Reger als Speckbacher; beide hatten früher dieſe Rollen in Düſſeldorf unter Immermann's Leitung gegeben. Mad. Deſſoir gab die wahnſinnige Bärbel, die freilich in der neuen Umarbeitung zu einem Schattenweſen reducirt iſt; Mad. Geißler gab die Frau Straubing ſehr gut mit dem Anſtriche des tyroler Dialektes, Baudius gab den Kanzler, Düringer den Vicekönig, beide gewandt und löblich, obſchon jener kein Metternich war. Das Haus war übervoll; die rührende Idylle in den deutſchen Thermopylen zog das Publicum in Maſſe an, und es war erfreulich, zu einem Drama einmal eine ſchauluſtige

Digitized by Google

Menge verſammelt zu ſehen. — Immermann's Dichtung ſelbſt kann nicht feſſeln. Einige Scenen (wo Hofer auf ſeinem Berge ſitzt und nicht weichen will, die Scene zwiſchen ihm und dem Vicekönige) zeichnen in meiſterhafter Diction den Charakter der Figuren; die körnige Kürze, die feſte Prägnanz ſind ſehr gelungen; in dieſem Bezuge auch die Scene mit dem Kanzler. — Immermann hat viel von Shakſpeare gelernt, aber nicht die Hauptſache. Jedes Drama will eine Kataſtrophe, das Intereſſe muß ſich ſteigern, die Charaktere müſſen etwas wollen, erzielen. Hofer aber ſitzt und ſchießt und wartet auf Kunde, bis der Verrath den Helden abführt. Das alles und ſeine Liebe zum alten Kaiſerhauſe, zur alten Religion und Sitte, das macht eine rührende Idylle, aber kein Drama; es macht höchſtens eine Reihe dramatiſcher Scenen, die ohnedies ſehr karg gehalten ſind. Käme ein Dichter über den Stoff, ſo machte er eine Novelle daraus. Die Novelle gäbe auch Spielraum, ſich in die Localität einzuniſten, denn gerade die Localität machte dieſen Charakter.

[Das Abſterben des plattdeutſchen Dialekts.]

Unter der Chiffre L. W. gibt das Feuilleton der „Hamburger neuen Zeitung," die ſich jetzt eines ausgezeichneten Beifalls erfreut, einige Erläuterungen über die niederſächſiſche Sprache. Wir entheben den trefflichen Bemerkungen nur folgende Stelle: „Alle Sprachforſcher müſſen die Verfallenheit des niederſächſiſchen Dialects einräumen. Doch haben ſie, ihrem Handwerke nach, hierbei mehr die zerbröckelte Form als den verſiegten Gedanken im Auge. Zum Sprachforſcher muß der Dichter, zum Dichter der Menſch mit ſeinen hohen Forderungen hinzutreten. Der Dichter wacht über die heilige Flamme des Gedankens, der Forſcher über das Brandmaterial; jenem iſt der wortprägende Geiſt, dieſem das ausgeprägte Wort, die fertige Fülle näher. Der Dichter weiß, daß man das ſprödeſte Material — die hochdeutſche Sprache iſt ein ſolches — überwältigen und verklären kann. Aber vor dem abgeſtorbenen und verwitterten fühlt er ein Grauen, und er wird ſich ſchwerlich überwinden, die verſteinerte Pinie der römiſchen Sprache, oder den vermulmten Eichenſtamm der niederſächſiſchen als Brandopfer auf den Altar der Begeiſterung zu legen. Als Johann Heinrich Voß ſeine plattdeutſchen Gedichte zimmerte, war er mehr Philolog als Dichter. Die ſüddeutſchen Dialekte kenne ich nicht zur Genüge, um mir ein entſcheidendes Urtheil über dieſelben zu geſtatten. Doch glaube ich, daß ſich noch immer eine reiche und lebendige Welt altdeutſchen Volkslebens in ihnen abſpiegelt. Der Süddeutſche erfreut ſich einer bunteren, mit geiſtigen Elementen mehr geſättigten Vergangenheit als der Norddeutſche; er kann länger von ſeinem Schatze zehren, als dieſer, den ein böſes Geſchick ſeit vielen Jahrhunderten in lauter armſeligen, herabdrückenden Zuſtänden veröden ließ. Wenn ich bedenke, daß die in allen Gebieten ſchaffend ſtrebſame Kraft des Südens die Lebensäußerungen des Nordens ſo weit übertraf, ſo muß ich in der That aus dieſem uns beſchämenden Phänomen den Schluß ziehen, daß der ſüddeutſche Volksdialekt, welchen alle jene Genien von der Geburt an umſäuſelten, eine friſchere Quelle für die Belebung der Geiſter geblieben iſt, als dies von der Mutterſprache der Norddeutſchen zu rühmen ſteht. Auch weiß ich aus meinem nur zu kurzen Aufenthalte im Süden, daß der Bewohner jener glücklichen Gegenden die bedeutſamſten Conflicte der Zeit und die Richtungen, welchen ſich Deutſchland und die große europäiſche Völkerfamilie hingibt, leichter und glücklicher in ſeiner Sprache darſtellen kann, als dem Norddeutſchen in der ſeinigen, ſelbſt bei wiſſenſchaftlicher Nachhülfe, nur irgend möglich wäre. Dennoch wird der allgemeine Sieg der hochdeutſchen Sprache auch hier nicht ausbleiben, mag auch der ſterbende Dialekt langſamer vereiſeln, und damit ein ſchöneres, naturgemäßeres Ende zu nehmen beſtimmt ſein, als der niederſächſiſche."

In Hamburg hat das Plattdeutſche noch ſein derbes Bollwerk. An andern Orten iſt es ſchon mehr geſunken. Z. B. hört man es in Königsberg in Pr. nur ſelten, während es dort zu Kant's Zeiten noch ſo gang und gäbe war, daß die jetzigen Herausgeber der Kant'ſchen Werke, Roſenkranz und Schubert, manches in der Diction des alten Weltweiſen ausmerzen, was geradezu aus dem Plattdeutſchen in ſeine Schriftſprache überging.

[Für Reiſende.]

In der Hoffmann'ſchen Buchhandlung in Stuttgart, erſchien eine neue ſchöne Rheinkarte nebſt Rheinbaiern und den angrenzenden Uferländern, in Taſchenformat gefaltet, ſehr bequem. Auch ein Tarif über die Dampfböte fehlt nicht.

Bei Weber in Leipzig für die junge Welt eine Reiſe in den Harz, im Tone des Robinſon Kruſoe erzählt, mit Kupfern. Von dem bekannten Verfaſſer mit der Chiffre °r.

[Tieck.]

Ludwig Tieck ſchreibt ſeine Memoiren. — Und der Aufruhr in den Cevennen, wird er Fragment bleiben? — In der Reimer'ſchen Geſammtausgabe ſeiner Werke hatte Tieck bekanntlich ſchon vor jedem Bande ein Stück Lebensgeſchichte gegeben, das zunächſt die Entſtehung der einzelnen Dichtungen einleitet.

[Für ernſte Liebhaber des Weines.]

In der Rubach'ſchen Buchhandlung in Magdeburg erſchien ein Atlas der Weinländer Europas, bereits in acht Karten, mit ſehr willkommnen Notizen über Weinbau, Charakter der Sorten und der beſten Anſchauung der beliebten Localitäten, wo der Sorgenbrecher gedeiht.

[Gemälde von Nord-Amerika.]

Eine pittoreske Geographie von Nordamerika, von Traugott Bromme, mit mehreren Hunderten von Abbildungen erſcheint in Stuttgart, Scheidle's Buchhandlung. Die erſten beiden Lieferungen circuliren bereits ſeit einiger Zeit, jede mit ſechs Tafeln aus der Thier- und Menſchenwelt der Eskimo und der Nordweſt-Indianer.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 56. — den 19. März 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken *).

II.

Endlich iſt es mir vergönnt, mein Verſprechen zu erfüllen und Ihnen einige weitere Bemerkungen, zunächſt über Schwaben, mitzutheilen. Doch nach zwei Seiten hin muß ich mein Schreiben bevorworten, in Bezug auf den Ton und in Bezug auf den Umfang der Darſtellung.

„Ich danke Dir Gott, daß, oder vielmehr, wenn ich nicht bin wie andere Reiſende und Reiſeſchreiber,“ ſo möchte ich heute gern ausrufen, wenn ich die ſchnellen, ſelbſtgenügſamen, abſprechenden Urtheile ſo vieler faſhionablen Touriſten und den angeblichen Studienmacher, namentlich über Schwaben leſe. Erſchöpfen will ich nicht, aber gerecht möchte ich ſein und billig. Wer ſich nicht ſelbſtlos und parteilos an ſeinen Gegenſtand hingeben kann, wer immer nur ſeine individuellen Caprieen und Malicen herbeiſchleppt, um nur recht über das eigene Beſſer- und Weiter- und Klügerſein erſtaunen zu können, der hat nicht das Recht, geleſen zu werden, und wenn er geleſen wird, wenigſtens nicht geſchont zu werden. Ließe man doch Jeden und Jedes gewähren, einzig darauf bedacht, der Erſcheinung ihre rechte Stelle im Ganzen zu geben; nichts würde zu unbedeutend, nichts zu gering ſein, das ſich nicht mit innerer Nothwendigkeit in den großen Ring der Menſchheit einfügen müßte. Wer weiß, was das Geringſte im Schooße trägt, ſpotte des Kleinſten nicht, auch an ihm hat ſich der Weltgeiſt ein Lob bereitet. Es bedarf eines geringen Aufwandes von Geiſt und Kunſt, über enge, beſchränkte Verhältniſſe zu witzeln; ſchwieriger, aber belohnender iſt's, im Kleinen das Große zu ahnen und zu ſchauen. Thöricht, wer ſich durch kleinliche Mäkelei den Genuß verdirbt, den alles Individuelle, ſei es auch noch ſo beſchränkt, gewährt; doppelt thöricht, wer ſeine aufgeſpreizte Unfähigkeit noch an den literariſchen Pranger zu ſtellen den Ehrgeiz hat. — Mit dieſem Nikolaismus hat in der letzten Zeit namentlich auch ein malcontenter Americaner das Schwabenländchen durchfahren. Auch ohne Schwabe zu ſein, muß es ärgern, nach Quadratſchuhen und Poſtmeilen ein Land bemeſſen zu ſehen, in dem ein edler Zweig des germaniſchen Stammes ſproßt, ein Zweig, deſſen Pfropfreiſer ſchon mehr als einmal die abgeſtandene Triebkraft verjüngen halfen.

Aber eben dieſes möge mich bei Ihnen entſchuldigen, wenn ich etwas weiter greife, als ich mir ſelber vorgenommen hatte. Ich gedachte Ihnen in dieſem Briefe Bemerkungen über literariſche und wiſſenſchaftliche Verhältniſſe zu ſchreiben; je mehr ich aber die Aufgabe mir anſah, deſto mehr fand ich, daß ich Ihnen nur erſt das Allgemeinſte der ſchwäbiſchen Zuſtände geſchildert habe. Nun aber iſt Literatur und Wiſſenſchaft die Krone jedes Völkerlebens, nur auf der Höhe der Entwickelung reifen die Früchte, welche, aus dem Leben entſprungen, den Keim eines neuen Daſeins an ſich tragen. In jenes

*) Die erſte dieſer Mittheilungen gaben wir im December 1837. Nr. 252, 253 u. 254. D. Red.

Digitized by Google

Leben aber habe ich Sie noch zu wenig blicken laſſen. Leicht iſt's, über die glatte Spiegelfläche mit geiſtreichen Phraſen hinwegzufahren, aber die individuelle Lebensgeſtaltung, das ganze Thun und Treiben, den allgemeinen Charakter bis in die einzelnſten Offenbarungen, mag ſich Niemand vermeſſen, ſo leicht durchdringen zu wollen. Auch ich bin mir wohl bewußt, die ſocialen Verhältniſſe, wie ſie hier in ihrer umfaſſendſten und weiteſten Bedeutung genommen ſein wollen, durchaus nicht vollſtändig ergründet und verfolgt zu haben. Iſt es doch etwas Unerſchöpfliches, Unendliches um das Leben eines Volkes; es iſt ein Proteus, der in ewigem Wechſel die Geſtalten hervorkehrt, ein räthſelhaftes Ineinander von Mühe und Bewegung, von Zeugen und Verſchlingen, ein dunkler, geheimnißvoller Schacht, den nur die Zeit ausbeutet, weil er in die Ewigkeit der Urſprünge ſich verliert. Wo fangen wir an, wo hören wir auf, um ein Leben zu erfaſſen? Hier wirft die Wucht ſeines Armes Thaten in die Welt, dort kriecht es langſam und ruhig ſeinem Schneckenhauſe zu, hier vergräbt es ſich in die Tiefen des Geiſtes, dort opfert es fröhlich einem heitern Gott, hier jubelt, dort weint, hier ſchläft, dort gähnt es — aber überall iſt es vorhanden! —

Betrachten Sie mit mir den Schwaben, wie er in ſeiner eigenthümlichen individuellen Natur vor uns tritt, ſo iſt freilich zu bemerken, daß wir gar nichts Beſonderes bemerken können. Es zeigt ſich uns eine ſtille, einfache Ruhe, keine in ſich gekehrte, vom Leben und der Welt ſich abziehende Beſchaulichkeit, ſondern eine gewiſſe, gemeſſene Naivetät, wie wir ſie an Kindern zu ſehen gewohnt ſind. Der Schwabe verſchließt ſich nicht, denn er hat ſich noch nicht erſchloſſen, er iſolirt ſich nicht, denn er iſt noch nicht in einen größern Weltverband getreten; er wirft ſich nicht in die Selbſtbeſpiegelung zurück, denn noch hat er wenig, nichts geſehen, die Welt iſt ihm noch nicht überflüſſig und überdrüſſig geworden, die Natur hat für ihn ihre Anziehungskraft noch nicht eingebüßt, das Leben hat ihn noch nicht in Sand und Weißbier verkümmern laſſen. Es iſt nicht die Ruhe des Todes, ſondern die des Lebens, das jeden Augenblick aufwogen und in den Wellen der That und des Werdens aufſchlagen kann. Hier iſt noch kein Abgeſtanden-, kein Fertigſein. Stille Waſſer ſind tief, und — tiefe Waſſer ſind ſtill! Daher vernehmen Sie von dem Schwaben als ſolchem nie das Geplätſcher geſchwätziger Seichtigkeit, das luſtig und ſchillernd dahinſprudelt. Die Rede iſt Ja, Nein, Nein, Ja. Eine im erſten Augenblick oft unbegreifliche Trockenheit und Trägheit, die eine ſchnellere Natur zur Verzweiflung bringen kann. Wer ſachte geht, kommt aber endlich auch weit.

Laß mich gehen, oder wie der Stockſchwabe ſagt: „laß mi gau-u" (klemmen Sie Ihre Naſe nur recht tüchtig zu, wenn Sie das gau-u ausſprechen wollen) — das iſt die Antwort auf alles Treiben und Eilen. Was wollen Sie machen? Er läßt ſich nicht aus der Faſſung bringen, Sie müſſen ſich in Geduld ergeben und ſo nach und nach in dieſen Gang ſich fügen, der am Ende doch auch zum Ziele führt. Aber wirklich, für den Franken, den Rheinländer, den Norddeutſchen eine entſetzliche Natur! Wie ſich's in dieſen weiten, platten, mehr oder weniger ſandigen Ebenen ſo flink und fertig tummelt, wie es zu und abgeht, wie dieſe ſchmucken und ſchmächtigen Leutchen ſo geſchwind und luſtig um einander kreiſen! Ein gewiſſes Phlegma hat ganz Süddeutſchland gemein, doch iſt der Schwabe ungleich ſehniger, ſtockiger und nerviger, ſein ganzes Weſen ſtarrer und trockener als bei dem runden, bierfrohen Baier und knödelſatten Oeſterreicher. Flinkigkeit kennt der Schwabe ſelbſt nicht dem Namen nach — „mach, lauf tapfer" herrſcht Einer dem Andern zu; nur recht handfeſt, recht gewaltig, recht tapfer aufgetreten — das iſt Geſchwindigkeit genug für den Schwaben.

Schon die Phyſiognomien zeigen den großen Unterſchied. Im Oeſterreicher und Altbaier hat ſich das Viereck zu einer „paſſabeln" ſaftigen Rundung aufgenährt. In den ſchwäbiſchen Geſichtern iſt alles eckig, die Lineamente ſind in ſtarre Bande geſchlagen, mit einer eiſernen Stereotypie haben ſich die gedrungenen, gehärteten Furchen eingeackert. Daher auf dem Lande die Schönheiten ſelten, Regelmäßigkeiten faſt gar nicht anzutreffen. Berühmt ſind die Bewohnerinnen des Steinlach-Thales; ein origineller Menſchenſchlag, und man betrachtet ſie mit Recht als Repräſentanten des ſchwäbiſchen Landvolks. Ihre Tracht iſt wie ihr ganzes Weſen keck und kurz angebunden. Aus dem runden, derben Geſichte ſehen ein paar friſche, ſchalkhafte Augen, klug wie die Schlangen, einfältig wie die Tauben, ſo blau und tief wie aus irgend einem Enkel Armin's. Die blonden oder braunen Haare ſetzen ſich in einem langen, üppigen, von weißen und blauen Bändern durchſchlungenen Geflecht bis an die Ferſe fort; ſie ſind von einem kleinen, langbebänderten, mützenartigen Häubchen bedeckt, das unternehmend und keck ſich etwas gegen die Stirn herabſenkt. Die üppige, dralle Bruſt umfängt nothdürftig ein rothes oder blaues Mieder, aus dem die kräftigen Arme in weiten, weißen, zierlich genähten Aermeln hervordringen. Eine reinliche,

Digitized by Google

weiße Schürze ſticht anmuthig ab von dem dunkeln, überreich gefalteten Tuchrocke, der kurz genug iſt, um die vollſten, derbſten, ſtrammſten Waden in ihrer vollen Glorie von den tübinger Studenten bewundern zu laſſen. — So ziehen die muthwilligen, rüſtigen Töchter des Landes ſchaarenweiſe an Sonn- und Feiertagen „tapfer“ in die nahe Stadt, ſingend und trillernd, ſchäkernd und neckend, Dirnen, die trotzig und ſtark genug wären, es mit der Hölle ſelber und mit ihren ſtärkſten Verſuchungen aufzunehmen. — Nicht ſchön zwar, aber in der üppigſten Naturkraft blüht die ſtarke Jugend; aber wie häßlich erſcheint ſie im Alter, wie verwaſchen, wie verwittert, wie „verſchafft!“ „Schaffen“ nämlich braucht der Schwabe für arbeiten, und zeigt hierin ganz das Elementare, Urſprüngliche ſeiner unmittelbar an die Natur ſich anlehnenden Bethätigung. Gebückt, zuſammengedrückt, obwohl immer noch rüſtig und zäh zeigen ſich namentlich im weiblichen Geſchlechte Geſtalten, „deren ſich der Teufel ſelbſt in ſeinem geheimſten Staatsrathe ſchämen müßte.“

Es fehlt der freie, ſchnelle Fluß einer vollſtändig entwickelten Natur, welche ſich über die Ruinen der Zeit hinausſchwingt und in die träge Maſſe das Feuer des Geiſtes als nährende und erhaltende Lebenseſſenz eingießt. Der Geiſt iſt noch zu wenig Herr über ſeine Außenſeite geworden, er lebt und webt in der reichen Tiefe des Innern, die letzte Kruſte hat er noch nicht durchbrochen, um ſie mit ſeinem roſigen Hauche zu durchſeelen und zu durchgeiſten.

An die Sprache des Schwaben darf ich nur erinnern; ſie hat für jeden Fremden in ihren harten, zähen Naturtönen, namentlich in den „Na-uſen“-Lauten eben ſo viel Anziehendes als Abſchreckendes. Das feine, glatte, ſchmächtige i und e mit ſeinen gebildeten Doppellauten kann vor dem gedehnten, brummigen, volltönenden aber unzarten o und u nicht zu Worte kommen. Noi̅n oder Nuä, Joa, hört man namentlich in Stuttgart ſelbſt nicht Ungebildete im vertraulichen Geſpräche entgegnen. Und das dehnt und zieht ſich mit einer göttlichen Langſamkeit, mit einer ſüßen, heimlichen Behaglichkeit über die Lippen, mit einer Wichtigkeit und Ausdrücklichkeit, der man die Befriedigung, den Ernſt und die Ehrlichkeit anhören muß. — Der Schwabe übereilt ſich nicht, er weiß, was er auf die Zunge nimmt, und läßt ſich in ſeiner Gemächlichkeit nicht ſtören. Sie haben längſt erahnt, was kommen wird, ſie haben ihm das Wort in ungeduldiger Eile leiſe oder laut beigeſchoben, aber es hilft nichts, ſie kommen nicht eher vom Flecke, als bis Alles bedächtig und gründlich dargelegt iſt. Laſſen wir ihn ja gehen. „Gau-u, ſtan-n, bleibe lau-u“ — verſtehen Sie das? — „wer die drei Wörter nit ka-u, er mau-g nit ins Schwabeland gau-u!“ Hören Sie's, — gehen, ſtehen, bleiben laſſen, dies hat die ſchwäbiſche Sprache auf den Wegzeiger in ihr Vaterland geſchrieben! — „I will geh, gleich ſehe, komme“ antwortet Ihnen der Schwabe, wenn er ſich zu etwas anſchickt. Ich will gehen, ich will ſehen, ob es geht, daß ich ſehen, kommen kann, — ſo ſind dem Schwaben ſo zu ſagen in Denken und Thun die Füße in den Boden gewurzelt, ſo normal iſt das Stehen und Stehenbleiben, daß es immer eines beſondern Impulſes zum Gehen bedarf.

Doch laſſen Sie ſich nicht durch dieſe Trockenheit, durch dieſes Phlegma täuſchen. Es iſt kein Zeichen des Mangels, ſondern des Reichthums. Ich wiederhole nicht, daß der Schwabe am nachhaltigſten, gründlichſten arbeitet, aber ich wiederhole, daß ſtille Waſſer tief gründen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Autoren-Aſſociation in Paris.

In Paris iſt am 10. Januar d. J. eine Geſellſchaft von Schriftſtellern zuſammengetreten, um ſich gegen die Beeinträchtigung in ihrem Eigenthume, welche ſie theils durch totalen, theils durch partiellen Nachdruck erleiden, wechſelsweiſe zu ſchützen. Die Statuten dieſer Geſellſchaft in 64 Paragraphen liegen dem Unterzeichneten vor und ſind von mannichfaltigem Intereſſe. Was ihre äußere Organiſation betrifft, ſo beſteht ſie theils aus Mitgliedern, die zugleich Stifter ſind, und aus einfachen Mitgliedern, die beide gleiche Rechte genießen. Der Sitz der Geſellſchaft iſt in Paris; aber auch in der Provinz wohnhafte Individuen können daran Theil nehmen, wenn ſie ihre Zuſtimmung zu den Statuten, mittelſt eigenhändiger, von einem Notar beglaubigter, Unterſchrift erklären. Die Dauer der Geſellſchaft iſt vorläufig auf funfzig Jahre beſtimmt. An ihrer Spitze ſteht ein Verwaltungsausſchuß von mindeſtens zwölf (bis achtzehn) Mitgliedern, welchen dir Ausſchuß nöthigenfalls noch mehrere beigeſellen kann. Dieſer Ausſchuß wird jährlich neu gewählt in der General-Verſammlung, die am Stiftungstage, den 10. Jan., gehalten wird. Die jetzigen Ausſchußmitglieder, die bis zum 10. Jan. 1839 fungiren, ſind: Villemain, Präſident; Louis Desnoyers, Vicepräſident; Jules David und André Delrieu, Secretaire; Arago, Alexandre Dumas, Léon Gozlan, Granier de Caſſagnac, Eugène Guinot, Victor Hugo, Lamennais, Hippolyte Lucas, Deſiré Niſard, Louis Reybaud, Alphonſe Royer und Louis Viardot, Mitglieder. (Zum größten Theil höchſt ehrenwerthe Namen, wie ſich deren auch in dem Ausſchuſſe für die Berathung der Rechtsangelegenheiten, der dem Verwaltungsausſchuſſe zur Seite ſteht, finden, z. B. Odilon Barrot, Beeryer, Philipp Dupin, Hennequin, Parquin, Batlsmenil u. A.) Der Zweck der Geſellſchaft iſt,

Digitized by Google

ſich gegenſeitig den Ertrag aus ihren Geiſteserzeugniſſen zu ſichern, ſeien es Bücher oder Werke dramatiſcher Gattung; ſo viel als möglich dem franzöſiſchen wie dem ausländiſchen Nachdrucke entgegen zu arbeiten: die Rechte ihrer einzelnen Mitglieder, als eine die Individuen ſchützende Corporation, auf alle Weiſe wahrzunehmen; endlich, wenn wenigſtens zwei Drittheile der Geſellſchaft damit einverſtanden ſind, Eltern, Witwen und Kinder (vielleicht auch Großeltern und Enkel; es heißt im Originale: ascendans, veuves et descendans) aus den Geſellſchaftsfonds Unterſtützung zu gewähren. Dieſe Fonds ſollen gebildet werden aus von dem Verwaltungsausſchuſſe, dem Quantum nach, zu beſtimmenden Eintrittsgeldern; aus einer Quote von Allem, was die Geſellſchaft für ihre Mitglieder oder deren Erben erſtreitet, und die gleichfalls, ihrem Betrage nach, von dem Ausſchuſſe feſtgeſtellt wird; aus Geldbußen, die von Mitgliedern zu entrichten ſind; endlich aus zu erwartenden Geſchenken, Legaten und anderweitigen Zuwendungen. Die Mitglieder müſſen ſich für den Rechtsſchutz, den ihnen die Geſellſchaft angedeihen läßt, ſo wie für die Ausſicht auf Entſchädigung für erlittene Benachtheiligung durch Nachdruck oder Plagiate, und auf Unterſtützung ihrer Familien, bei einer Geldbuße von 50 bis 100 Fr. für jeden, ganz oder theilweiſe, nachgedruckten Artikel, verpflichten, ohne daß gewiſſe Bedingungen, die der Verwaltungsausſchuß zu ſtellen hat, von dem Vervielfältiger erfüllt werden, keinen Wieder-Abdruck ihres Werkes, oder eine Benutzung deſſelben zur theatraliſchen Darſtellung, ſich gefallen zu laſſen; ferner auf ihre Ehre und bei Vermeidung einer Strafe von 100 bis 1000 Fr. für jeden, ganz oder theilweiſe, wieder abzudruckenden Artikel, ſich durch kein öffentliches oder geheimes Uebereinkommen mit dem, welcher einen Abdruck ihrer Aufſätze beabſichtigt, über irgend eine Art eines ſolchen Wieder-Abdrucks zu verſtändigen, wodurch die Bedingungen verletzt werden könnten, welche die Geſellſchaft für den Abdruck feſtzuſetzen für gut gefunden hat. Dieſe, wie ſie in den Artikeln 18., 19., 20., 21. u. 22. enthalten ſind, laufen im Weſentlichen darauf hinaus: 1) Kein Auszug aus einem Buche oder einer Flugſchrift darf früher als 24 Stunden nach der Zeit, wo das Buch in den Handel gekommen, publicirt werden; 2) Auszüge, wenn ſie ſucceſſive mitgetheilt werden, dürfen an Umfang den vierten Theil des Originals niemals überſchreiten; 3) jeder Wieder-Abdruck muß die Quelle, woraus der Aufſatz geſchöpft worden, ſo wie die Unterſchrift des Autors, und, in Ermangelung des Namens deſſelben, die anderweitige Bezeichnung, die er für ſeine Perſon gewählt, wiedergeben. Wer dieſen Beſtimmungen entgegenhandelt, wird von der Geſellſchaft wegen Nachdrucks belangt und wegen Entſchädigung des in ſeinem Rechte gekränkten Verfaſſers in gerichtlichen Anſpruch genommen; 4) wer auch nur ein Mal, ſei es im Ganzen oder theilweiſe, von dem Rechte Gebrauch machen will, das Werk eines Mitgliedes der Geſellſchaft wieder abdrucken zu laſſen, muß zwei Frei-Exemplare davon, das eine an die Haupt-Agentur in Paris, das andere an die Local-Agentur in den Departements (die Haupt-Agentur hat nämlich dergleichen in den Provinzen) einreichen, und zwar längſtens im Laufe eines Monats nach dem Erſcheinen des Wieder-Abdrucks; 5) ferner muß an Honorar für den Wieder-Abdruck gezahlt werden: a) für 1000 Buchſtaben, in Paris 1½ Fr., in Städten von 10,000 Seelen und darüber 1 Fr., desgleichen von 5000 Seelen ½ Fr., in Städten endlich die nicht 5000 Einwohner zählen, ¼ Fr.; b) bei Gedichten wird jede Verszeile für 50 Buchſtaben gerechnet.

Der Ertrag dieſer Honorare für den Wieder-Abdruck wird zur Hälfte zwiſchen dem Autor und dem urſprünglichen Verleger getheilt, ſo lange, bis der Letztere auf die Hälfte ſeiner, zu dem Werke verwandten Auslagen gebracht iſt. Wenn dieſer Fall eingetreten, gehört der ganze Ertrag dem Autor allein, ſeinen Erben oder Rechtsnachfolgern. Bei Büchern und Flugſchriften erliſcht das Recht des Verlegers, an den in Rede ſtehenden Entſchädigungen Theil zu nehmen, nach Erſchöpfung ſeines Vorraths an Exemplaren, oder ſpäteſtens ein Jahr, nachdem die Schrift in den Handel gekommen; bei Aufſätzen in den Revues ſechs Monate, und bei den täglich erſcheinenden und andern Blättern drei Monate nach dem erſten Abdruck des wieder abgedruckten Aufſatzes. — Bemerkenswerth ſind auch noch folgende Beſtimmungen aus dem Art. 36.: Es wird nicht als Nachdruck angeſehen, wenn ein Fragment aus einem Buche, einer Flugſchrift oder einem mündlichen Vortrage in einer Zeitung wieder abgedruckt wird, welche ſich gewöhnlich von Original-Aufſätzen nährt (noch ſtärker drückt ſich der franzöſiſche Text aus: un journal, qui vit habituellement d'articles originaux), vorausgeſetzt, daß die aufgenommenen Bruchſtücke dem Autor mit dem Honorar, welches die Redaction gewöhnlich zu zahlen pflegt, remunerirt werden. Dagegen wird die Aufnahme von Fragmenten, wie die oben erwähnten, als Nachdruck erachtet, wenn die Zeitung, welche ſich des Wieder-Abdrucks ſchuldig macht, nicht in die Kategorie der vorbezeichneten gehört (des journaux, qui sont habituellement en dehors de la catégorie ci-dessus), d. h. alſo, ſich gewöhnlich mit nachgedruckten Aufſätzen ſpeiſt. — Als Zwangsmittel iſt in dem 37. Art. dem Verwaltungsausſchuß das Recht des Interdicts (sic) beigelegt. Wenn — heißt es in dieſem Artikel — wegen offenkundigen böſen Willens, oder grober Uebertretungen ſeiner Verbindlichkeiten gegen ein Mitglied der Geſellſchaft, der Verwaltungsausſchuß, mit einer Mehrheit von zwei Drittheilen ſeiner Mitglieder, einen Verleger mit dem Inderdicte belegt hat (aura frappé d'interdit un publicateur quelconque), ſo muß jedes Mitglied ſich jeder fernern Lieferung von Manuſcript an einen ſolchen enthalten, geſchehe ſie auf directe oder indirecte Weiſe, bis zu wieder aufgehobenem Interdicte. Ein Mitglied, das gegen dieſes Verbot handelt, wird im erſten Contraventionsfalle mit einer Geldbuße von 3 bis 30 Francs für 1000 Buchſtaben, im zweiten mit dem doppelten Betrage derſelben, im dritten mit der Ausſchließung aus der Geſellſchaft beſtraft. Ausgeſtoßen für alle Zeit wird aber ein ſolches Mitglied, bei welchem es ſich herausſtellt, daß es einen geheimen Vertrag geſchloſſen, um die Feſtſetzung in dieſem Artikel illuſoriſch zu machen. —

(Der Beſchluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Dienſtags — **57.** — den 20. März 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Fortſetzung.)

Man hält den Schwaben gewöhnlich für einfältig, bornirt, und ein Leichtfertigerer, Gewandterer ſchlägt ihm wohl hundert Schnippchen. Man hält den Schwaben für recht naiv unſchuldig, für recht arglos kindlich, man meint oft, er könne nicht drei zählen. Aber er trägt, wie er ſelber zu ſagen pflegt, „ſeine Tücke fauſtdick hinter den Ohren.“ Er iſt „verſteckt“, und ſchon vor dem Schwabenalter geſcheidt genug, um — aber nur ſo unter der Hand, ganz in der Stille, ohne Aufſehen — ſein Plänchen und Schnittchen zu machen. Bezeichnend iſt der Ausdruck „lugen“, für ſehen; dieſes von hintenher, nur ſo nebenbei Hinauslugen iſt nicht eben das Zeichen eines kecken, ſichern, offenen Blickes. Iſt nicht lugen mit lügen verwandt?

Ja, täuſchen Sie ſich nicht, der Schwabe rechnet ſo gut wie ein Anderer, er rechnet, aber nur langſamer und deutlicher, und aus der harmloſeſten, einfachſten Perſönlichkeit blitzt oft ein Wort, ein Gedanke, eine That auf, an der eine Welt zu rathen bekommt. Ich darf dies in edlerem Sinne auf faſt alle bedeutenden Männer Schwabens anwenden. Der weiche, ſchwächliche, ſchweigſame Schüler der Akademie brütete über Räuberpläne; Pfizer, die ſtille, eingezogene Natur, ſaß ſo duldſam und arbeitsſelig wie irgend ein Aſſeſſor in ſeinem Collegium, während er die Briefe ſchrieb, welche die Welt ſeines Vaterlandes umſtoßen; und wer ſah es Strauß, dem beſcheidenen, ſchmächtigen Jünglinge an, daß er eben im Begriff ſei, den Feuerbrand in die Welt — wenigſtens der Theologen — zu ſchleudern? Wenn irgend, ſo iſt bei dem Schwaben der Schluß vom Aeußern auf das Innere, von der That auf die Perſönlichkeit ſchwer, ja unmöglich. Je ruhiger und ſtiller das äußere Leben dahinfließt, wie ein Bächlein im Thale, deſto tiefer oft gehen die Wogen des Innern, deſto reicher und bewegter iſt das eigenſte Leben.

Der „Vetter aus Schwaben“ und „die Schulmeiſterwahl in Blindheim“ geben treffende Belege für obigen Punct. Trefflich iſt namentlich in letzterem Büchlein gezeichnet, wie Pfarrer und Schuldheiß, trotz aller Beredtſamkeit und Dialektik, trotz Ermahnung und Drohung über Gemeinde und Gemeinderath nichts auszurichten vermögen. Da haften keine Gründe und Vorſtellungen, das ſo einfältig ſcheinende Bäuerlein weiß wohl, wo es hinaus will, es hat ſich den Vortheil längſt erlauſcht, und wie es ſagt, „den Pfiff gemerkt.“ Vielleicht ſind Ihnen die „Scenen aus dem Leben eines Vikars“, lith. von L. Heiwig, zu Geſicht gekommen, die — ein durch und durch ſchwäbiſches Product — ſeit einigen Jahren in Bilderläden geſehen werden. Eine Partie namentlich iſt unübertrefflich, wie nämlich der „Herr Vikare“ den vollen Strom ſeiner Beredtſamkeit von der Kanzel herabrauſchen läßt, während die Zuhörer vom Schuldheißen abwärts pfiffig die Köpfe ſchütteln und Alles viel beſſer wiſſen, und ſchon lange vorher. — Wirklich, etwas Verſchlagenes, Pfiffiges lauert oft hinter dieſen uner-

Digitized by Google

gründlich-ſtereotypen Mienen. Das weiß der Schwabe ſelber recht gut, „Du wäeſt nicht verſteckt?“ ruft er dem Andern zu, der ihm eine Zumuthung macht. Alſo das Verſtecktſein nimmt er als allgemeingültige Vorausſetzung an — Du müßteſt nicht veeſteckt, Du müßteſt kein Schwabe ſein, wenn ich Deiner ſcheinbar ſo gutgemeinten Zumuthung nur ſo Folge leiſten dürfte ... Hier ſchlägt der ſchwäbiſche Charakter in einen entſchieden unſchönen, tadelnswerthen um. Namentlich in den niedern Ständen macht ſich oft eine Argliſt, eine Schlauheit des Calculs, des Verſtandes geltend, welche für die ſonſt grundehrlichen Seelen doch zu unehrlich iſt. Natürlich, der Verſtand macht ſich hier einſeitig geltend, er löſt ſich ab von dem reichen Grunde des Gemüthes, dieſes wird — verſteckt, und der Verſtand waltet eigenſinnig, eigennützig, verſchlagen. Und eben, weil er nicht gleichförmig ſich durchbildet, und die ganze Perſönlichkeit nicht gleichen Schritt mit der vorſchreitenden Bildung halten kann, muß er in der Furcht, überliſtet zu werden, ſelber liſtig ſein, und ſo im Stillen die Minen untergraben, welche eine Ueberlegenheit gegen ihn zu führen beginnt. So hat denn der Ausländer nicht ohne Grund ſein Sprichwort über und gegen den Schwaben, „wem der Schwabe noch keine Tücke gethan hat, dem thut er eine.“ Ich habe namentlich Norddeutſche über Prellerei und Unehrlichkeit klagen hören, und dieſelbe Klage in ſchwäbiſchen Blättern beſtätigt gefunden, die gar kein Hehl daraus machten, daß es leider im Handel und Wandel, im Tauſch und Verkehr gar nicht ſo vortrefflich und idylliſch hergebe, als man wohl glaube. — Gewiß iſt dieſes Volksleben ſo wenig urſprünglich mehr, als anderswo; die Macht der Bildung und Reflexion zerſetzt auch dieſe Sphären mit einer ätzenden, der Einfachheit und ſtillen Gediegenheit entwöhnenden Schärfe. Und der Bildung und ihren Einflüſſen kann ſich Schwaben nicht entziehen. Sein Schulweſen iſt anerkanntermaßen eines der am beſten eingerichteten, und wenigſtens mittelbar machen ſich auch weitere Beziehungen geltend. Ich erinnere hier an die Colonien, an die ehninger Krämer, welche die Welt durchziehen und ſicher nicht immer die beſten Culturſtoffe ins Land bringen. Die Gemüther werden ſo von der ſtillen umfriedigten Häuslichkeit in eine unbekannte Ferne geriſſen, der Geiſt richtet ſich auf Erwerb und Gewinn, Unzufriedenheit mit dem kleinen Erbtheile harter Arbeit, ungeduldige Grübeleien, unruhige Projectenmacherei ſtören das harmloſe Stillleben des Landes. Je unvermittelter gerade jene Beziehungen und Stoffe einer fremden Lebensſphäre ihnen zukommen, je weniger ſie dazu organiſirt ſind, in ein ſelbſtkräftiges Wechſelverhältniß zu treten, deſto geſtörter und unerfreulicher geſtalten ſich die Zuſtände.

Doch das ſind Auswüchſe, welche dem lebenskräftigen Stamme nicht zuzurechnen ſind. Oder wollen wir den ganzen Baum umhauen, wenn einige Aeſte und Zweige aus Mangel an Luft und Licht in eine ſchiefe und verkrüppelte Richtung gerathen? Es iſt nur der Mangel an freier, allſeitiger Entwickelung daran Schuld. Sonſt entwickelt der Schwabe einen klaren, beſonnenen Verſtand, einen tiefen, ruhigen Blick, welcher ordnend und regelnd ſeinen Lebenskreis beherrſcht. Ja, dieſe geſunde Natürlichkeit gewinnt einen wahrhaft nüchternen, proſaiſchen Charakter, eine Trockenheit und Regungsloſigkeit, welche ſcheinbar an nichts Antheil nimmt, und auf den erſten Blick nicht ahnen läßt, wie tief und voll im Innern die Saiten ertönen. — Wer nach Schwaben kommt mit dem Gedanken, hier die Poeſie mit Händen greifen, wie mit Löffeln eſſen zu können, täuſcht ſich ſchwer. Nichts weniger als ein idylliſches Schäferleben! Es geht Alles ſeinen geregelten Gang, Arbeit und Ruhe, Leiden und Freuden kommen und gehen mit dem Tage. Sie ſuchen vielleicht in den Zeiten und Arten feſtlicher Luſtbarkeit die Poeſie, die nun einmal im Volksleben abzuſchütteln ſein ſoll wie Maienblüthe. Ich habe ſie nie, am wenigſten in Schwaben, nur ſo vom Zaune brechen können. Flieht ſie doch überall das Geräuſch des Marktes, den Tummelplatz der Oeffentlichkeit, und ſinnt und dichtet in heimlicher Stille, im Schatten des Abends, im Laubgange des Waldes, in der Dämmerung der Einſamkeit. Am wenigſten vermag ſie in Schwaben ſich dem ſchreienden Tage zu überantworten, ſie kann, wie Cordelia, ihr Herz nicht in die Hand nehmen und zur Schau aushängen. Sie webt und lebt in der Tiefe des Gemüthes, hier innen tönt's wie Glockengeläute, da iſt ihr Sonntag, da feiert ſie ihr Auferſtehungsfeſt, nicht in der harten, ſchweren Arbeit des Tages. Oft fehlen ihr die Worte, die Zeichen, in einen leiſen Seufzer faßt ſie dann mehr zuſammen, als hundert Verſe ſagen können. Die Zunge iſt ihr nicht gelöſt, ſie iſt nicht redſelig, ſelig iſt ſie nur in der traulichen Häuslichkeit des Herzens, und läßt nur ſeltene Gäſte ein, um ſie mit dem Dufte ihrer ſchönſten Blüthen verklärt und verſchönt zu entlaſſen. Jedes Fäſerchen alsbald zu Reim und Vers ſich auszuziehen, jeden auch noch ſo winzigen Gedanken zu einem Gedichte zu machen, Alles, was ihr in den Kopf kommt, in ihr Allerheiligſtes einzuführen, und daran ihren Weihrauch zu verſchwenden, das kommt ihr nicht in den Sinn,

Digitized by Google

oder vielmehr, dazu hat ſie nicht den Sinn, das Organ. Es iſt in der Sphäre des Gefühls, der Poeſie, wie in der des Verſtandes. Es geht Alles ſchwer, hart, aber tief und gründlich. Es fehlt an Entwickelung und Bildung, an Herausarbeitung und Cultivirung des im Innern verborgenen Gehaltes.

Doch dieſe Härte, dieſe granitne Härte bedingt die innere Charakterfülle und Charakterfeſtigkeit. Welche Entſchiedenheit, Zähigkeit und Conſequenz! Die unerweichliche Sprödigkeit macht keine Conceſſionen, weicht kein Haar breit, iſt aller Vermittlung, Verſchmelzung und Verflachung feind, und bleibt ſtarr und ſtandhaft auf dem einmal genommenen Standpuncte. Daher nach außen oft ein ungefälliges, unbilliges, argwöhniſches, mürriſches Benehmen, das verletzt und abſtößt. Es bedarf großer Kunſt, ſich in dieſe Perſönlichkeiten zu finden; in ſich gefeſtet leiſten ſie jeder Durchdringung Widerſtand. Eine unendliche Schwerkraft iſt in ihrem Weſen, kein Hebel will ſich anſetzen laſſen, oft muß man es der Zeit überlaſſen, ſie mürbe zu machen. Nichts ſchwerer, als den Schwaben auf einen andern Standpunct zu bringen; alles Deduciren und Demonſtriren hilft nichts, er muß ſelbſt darauf kommen — und laſſen Sie ihn nur „gehen", er kommt gewiß darauf. Gar oft habe ich erfahren, wie langſam und ſchwierig, wie delicat und undankbar es iſt, ihn von ſich ſelber wegzuſchieben und von der einmal gewonnenen Anſicht und Ueberzeugung abzubringen. Nur nach und nach und von der Seite kann man ihm beikommen, in ihm ſelbſt iſt keine Vielfältigkeit der Stand- und Geſichtspuncte, kein ausgleichendes, verſöhnendes, vermittelndes Element. Man könnte es einen Mangel an Plaſtik nennen, wenn der ſchwäbiſche Geiſt ſo ſchwer und langſam ſich die Brücke von einem Puncte zum andern bauen, ſo ſchwer den Riß im Gewölbe ſeiner Anſchauungsweiſe ausfüllen kann. Doch eben, weil er ſich nicht begnügen kann, äußerlich auf Treu und Glauben nur ſo in ſich aufzunehmen und ſich Fremdes anzueignen, weil der Vermittlungsproceß ein organiſcher ſein muß, geſchieht er auch um ſo voller und gründlicher; hat einmal etwas eingeſchlagen, ſo haftet es gewiß feſt. Daher iſt es nicht rathſam, in eine directe Colliſion mit dem Schwaben zu kommen, ich will nicht an die berüchtigten „Schwabenſtreiche" erinnern; auch ohne dies wird er leicht bitter, gereizt, eigenſinnig, hart, empfindlich für das Geringſte, und läßt auf eine unſchöne, unartige Weiſe das Gewicht ſeiner unbearbeiteten Moles fühlen.

Dieſe Bitterkeit und Gereiztheit iſt eine leicht erklärliche Erſcheinung. Unfähig, den Angriff alsbald durch eine gewandte, taktfeſte Schlagfertigkeit zurückzuweiſen, im Gefühle ſeiner dialektiſchen Unzulänglichkeit muß er ſich in einen bittern, ſchneidenden Ingrimm verbeißen. Er weiß, daß er Recht oder auch Unrecht hat, aber es fehlt ihm Wort und Ausdruck zur Auseinanderſetzung, er ſieht wohl die Möglichkeit einer Ausgleichung von fern ein, aber es fehlen die Mittelglieder, der Geiſt iſt nicht im Stande, ſie ſchnell zu überſchauen oder zu überſpringen, und da ereifert er ſich und müht ſich ab, er ſucht und ſucht und kann das Loſungswort nicht finden.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Autoren-Aſſociation in Paris.

(Beſchluß.)

Der Verwaltungsausſchuß hat, nach Art. 47., das Recht, bei dreimaligen Verſtößen gegen die Statuten, das ſchuldige Mitglied auszuſchließen. Eben ſo erfolgt dieſe Ausſchließung von ſelbſt bei der gerichtlichen Verurtheilung eines Mitgliedes, wodurch ſeiner Ehre irgendwie Abbruch geſchieht. Daraus folgt, daß es als eine Ehre betrachtet werden kann, Mitglied der Geſellſchaft zu ſein, und, da nach Art. 51. der Ausſchuß eine Liſte von Autoren entworfen hat, die zum ſofortigen Eintritte in die Geſellſchaft aufgefordert werden ſollen, ſie dazu nicht die unbedeutendſten gewählt haben wird, überdies der, welcher auf die an ihn ergangene Aufforderung ſich nicht ſogleich zum Beitritte bereit erklärt, dieſen nicht eher nachſuchen kann, als nach Ablauf von drei Jahren, ſo iſt wohl vorauszuſetzen, daß in dieſem Augenblicke das Statut ſchon mit den berühmteſten Namen Frankreichs unterzeichnet ſein mag.

Gewiß gehört die Maßregel aber zu den merkwürdigſten, welche die neueſte Zeit auf dem Gebiete der Literatur hervorgerufen hat. Sie ſcheint nämlich eine Grundlage zur Auflöſung des ſchwierigen Problems darzubieten, wie hauptſächlich das Zeitungs- und Journalweſen auf einen honetten Fuß zu bringen ſei: eine Frage, deren Löſung auch unſere vaterländiſche Geſetzgebung noch nicht verſucht hat, deren Erörterung vielmehr erſt mit Erfolg zu erwarten iſt, wenn ſich, nachdem das Geſetz vom 11. Junius v. J. in das Leben getreten, aus einer langjährigen Praxis, vorzüglich aus den Gutachten der Sachverſtändigen-Commiſſionen, hinreichende Materialien dazu werden angeſammelt haben. Darin ſteht Frankreich ſehr im Vortheile gegen Deutſchland. Es erfreut ſich nämlich ſchon ſeit Jahrhunderten, namentlich aber ſeit der Revolution, einer Reihe von Geſetzen zum Schutze des Eigenthumes gegen Nachdruck und Nachbildung (das Geſetz vom 19. Julius 1793 zieht zuerſt Muſikalien, Malereien u. dgl. in den Kreis der Gegenſtände des Schutzes); mithin ſind dort ſchon die ſchätzbarſten Erfahrungen über vorkommende Beeinträchtigungen der Rechte am geiſtigen Eigenthume gemacht. Dies gibt deutlich ein ungemein fleißiges, mit einer großen Zahl von Rechtsfällen durchwebtes, eben erſchienenes Werk des Advokaten am k. Gerichtshofe in Paris, Etienne

Blanc, unter dem Titel: Traité de la contrefaçon et de sa poursuite en justice, zu erkennen, mit deſſen Bearbeitung für Deutſchland ich mich beſchäftige, welche, wenn Gott mir die Kraft ſie zu vollenden ſchenkt, denke ich, ein brauchbares Handbuch für unſere Richter, die Mitglieder der Vereine von Sachverſtändigen, Autoren und Buchhändler werden ſoll. — Doch, um wieder auf das pariſer Statut, und namentlich auf den Journalismus zurückzukommen, — können wir läugnen, daß es in dieſer Beziehung auch bei uns*) im höchſten Grade im Argen liegt? Wie viele Zeitungen und Journale leben allein (um mich des Ausdrucks des pariſer Geſetzes zu bedienen) vom Raube, und zwar unter der ſchändlichſten Form? Gibt es nicht z. B. ein vielgeleſenes deutſches Blatt mit der perfiden Taktik, ſich aus lauter Fragmenten zuſammenzuſetzen; die von wenig bekannten Autoren, deren Namen zu keiner Empfehlung dienen kann, als Original-Aufſätze in ſeine Spalten aufzunehmen; wenn ſie aber von Autoren von Ruf herrühren, die Namen, aber nicht die Quellen, woher die Excerpte entlehnt worden, fein darunter zu ſetzen, damit das Publicum glaube, dieſe Autoren hätten die Artikel eigens dieſem Blatte zugewandt, wogegen die Betheiligten, wenn ſie es erführen, gewiß höchlich proteſtiren würden? Und ſollte nicht eine Vereinigung redlicher deutſcher Zeitungs- und Journal-Redactoren auf eine ähnliche Art, wie ſie das franzöſiſche Statut darbietet, möglich ſein? Es würde mich ſehr beglücken, durch dieſe Zeilen den erſten Anſtoß dazu gegeben zu haben, und damit die Thatſache von dem Zuſammentritte des pariſer Vereins wenigſtens recht im Vaterlande bekannt werde, autoriſire, im Vereine mit dem Herrn Eigenthümer dieſer Zeitung, ich auch jegliche andere Redaction einer Zeitung oder eines Journals, gegenwärtigen Aufſatz, ganz oder theilweiſe, zu allgemeinem Nutz und Frommen wieder abdrucken zu laſſen.

Dr. Julius Eduard Hitzig.

*) Die gleiche Klage hören wir aus England. So enthält die in Frankfurt a. M. erſcheinende „Didaskalia“ vom 9. Febr. d. J. eine Mittheilung über eine, unſern Gegenſtand betreffende, Erklärung des Eigenthümers des in London erſcheinenden New monthly Magazine. Er ſpricht darin von dem in der Welt der Journaliſtik „jetzt im Schwunge gehenden Raubſyſtem,“ und von ſeinem Vorſatze, „mit dem, von ihm bisher befolgten Verfahren, aus intereſſanten, noch ungedruckten Werken Fragmente zu geben, deren ſich ſodann gleich die andern Zeitungen bemächtigten, ſo lange inne zu halten, bis ein geſetzliches Mittel ausfindig gemacht worden, einem Unweſen Einhalt zu thun, welches, bei dem jetzigen Zuſtande der Geſetzgebung, nothwendigerweiſe zerſtörend auf die engliſche Literatur einwirken müſſe.“ — Ich erwarte, wie ich aufrichtig geſtehe, von der Geſetzgebung, und ſelbſt von einer ſich durch Proceſſe bildenden Praxis, bei der Materie von dem partiellen Nachdrucke oder dem Plagiate, weniger als von dem Zuſammentreten honetter Zeitungs-Redactoren auf der Grundlage der Reciprocität. Wem das literariſche Gewiſſen verſagt iſt, der wird ſich dann wenigſtens doch ſchämen, ſein Blatt in Verruf erklärt zu ſehen. Und den Charakter einer Gewiſſens- und Ehrenſache trägt das Plagiat immer mehr an ſich, als den eines vor Gericht zu ziehenden Vergehens.

Notiz.

[Wilhelm Heinſe.]

Bei Volckmar in Leipzig kommen Heinſe's geſammelte Schriften heraus; die zwei erſten Bände mit dem Ardinghello ſind bereits erſchienen. Heinrich Laube bevorwortet mit einem Abriſſe von Heine's Leben die Ausgabe. — Man weiß bekanntlich wenig von des Autors äußern Umſtänden. Erſt im Jahre 1825 brachte der „Allgemeine Anzeiger der Deutſchen“ die Notiz, daß Heinſe's Vater in dem ſchwarzburg-ſondershäuſiſchen Stadtflecken Langewieſen Bürgermeiſter, Stadtſchreiber, Organiſt und Landſchaftsdeputirter in einer Perſon geweſen ſei. Wer Heinſe ſehen will, wie er leibt' und lebte, der gehe nach Halberſtadt. Dort hat Dr. Körte, der geiſtvoll gemüthliche Mann, die Güte, und zeigt Euch die Gleim'ſche Galerie, die ihm erblich zufiel. Der alte Dichter-Grenadier Gleim hatte die Liebhaberei, alle ſeine lieben Zeitgenoſſen, die ihn Vater nannten, weil er aus ſeiner Fülle ihnen wohlthat, in Oelbildern um ſich zu verſammeln. Auch Leſſing's Bild hängt da in der Glorie ſeiner ſchönſten Mannesblüthe. Dort iſt auch Heinſe's Bild, nicht unter Laven die einzig fühlende Bruſt, aber unter lauter Perrücken das einzige freie Haupt mit zottigem Haarwuchſe. Ein Mantel wild um die Schulter geſchlungen, banditenartig, das ſinnlich glühende Auge mit kecker Gewalt auf Euch gerichtet, die verlorene Liebesluſt im Spiele ſeiner abgeſpannten Muskeln. Der alte Vater Gleim hatte den Kopf vor den Augen der Welt verſtecken müſſen, das freie Haupt des Naturſohnes war nicht faſhionabel; erſt nach ſeinem Tode ward das Bild wieder von den Erben der Sammlung hervorgeholt. — Dort in Halberſtadt lebte Heinſe eine Zeit lang unter dem Namen „Roſt“, und der Biograph Laube theilt manches aus den Roſt'ſchen Billetten mit, das den genialen Mann des Ardinghello feſt bezeichnet. So ſagt Heinſe bei Gelegenheit Klopſtock's: „Oft hat ſein Genie wie ein Strom Empfindungen, gleich großen, allmächtigen Wogen, in meinen Buſen gewälzt; aber bei verſchiedenen ſeiner Oden muß ich ſchon meine Unwiſſenheit eingeſtehen, wie Hans Lafontaine bei den Prophezeihungen des Jeſaias. Ich bin begierig auf ſeine Beſchreibung des Himmels und der Hölle. Schrecklich wird mir aber ſeine letztere nie ſein, denn unmöglich kann ſie ſo ſchrecklich ſein, daß ich dabei vergeſſen könnte, es ſei nur Phantaſie. Mein Gott iſt der Gott der Grazien, und ſeine Gütigkeit laß ich mir nie durch Millionen Teufel und Furien und alle Dante'ſchen und Klopſtock'ſchen Höllenmartern, „si fractus illabatur orbis,“ durch einen Kometen voll afrikaniſcher Klapperſchlangen und Tiger und hungriger Katzen aus dem Buſen klappern und ziſchen.“

Laube's Darſtellung iſt ſehr elegant aber auch ſehr breit abgefaßt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerſtags — 58. — den 22. März 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Beſchluß.)

Uebrigens iſt jene Empfindlichkeit keine zartnervige Empfindſamkeit. Es iſt nur Mangel an Leichtigkeit, Ueberſchaulichkeit, Gelenkigkeit im Denken und Reden: er iſt mehr „tapfer" als flink. Es iſt ein Mangel, aber keine Schwäche; er fühlt ſich ſtark genug, aber in der Geſchwindigkeit weiß er ſich nicht zu finden und zu faſſen, da kann er keine Störung dulden, keinen Eingriff, er muß mit ſich ſelber fertig werden — laßt ihn nur gehen. Buchſtäblich! Kehren wir nur dem Freunde heute den Rücken, er nimmt es nicht übel, morgen bieten wir uns ſchon wieder die Hand.... Auch darin war und blieb Hegel bis in die Philoſophie hinein echter Schwabe, daß er, wenn er einſah, eine Demonſtration werde und wolle nichts fruchten, ſagte und rieth, „einen ſolchen müſſe man eben ſtehen laſſen."

Daher nehme man es mit Derbheiten, Grobheiten nicht ſo gar genau, ſie ſind nicht ſo böſe gemeint; man weiß es nicht anders, beleidigen will man nicht beſonders, man ſetzt keine ſchwächern Nerven voraus, als bei ſich ſelber. Schelling hat der ſchwäbiſchen Grobheit einen Platz im Olympos geſichert, und wahrlich, Hegel war Schwabe genug, um dem feinen Berlin mit dieſer „göttlichen" zu imponiren. Es iſt freilich eine naive Weiſe, andere ſo geradezu wie ſich vorauszuſetzen, ſo ungenirt ſich gehen zu laſſen. Sächſiſche Feinheit, formenreiche Artigkeit, die Grazie, wächſt nicht in Schwaben, im Gegentheil eine recht derbe und abſtoßende Kälte und Härte im Aeußern. Man fühlt ſich wohl oft verletzt, und doch kann man nicht grollen, es iſt ja die liebe Natur; und beſſer keine Bildung, als Verbildung. Uebrigens werden wir überreich entſchädigt, wenn das Herz, wie die Schwaben ſagen, nach und nach „aufgefriert", da iſt es eben doch recht traulich und freundlich, und gern verſtehen wir es, Hütten zu bauen, denn hier iſt gut ſein. Dieſe Fülle von Gemüth erquickt und erfreut mit ureigener Lebenswärme. Keine ſchönen Worte, keine ſchönen Redensarten, Alles, nur nicht Sentimentalität! Nichts iſt dem Schwaben unnatürlicher und unleidlicher als dieſe. Nie ſpricht er von ſeinen Gefühlen, von ſeinem Herzen, er iſt herzhaft genug, herzlos zu ſcheinen, er läßt die That für ſich reden. Der Schwabe ſchämt ſich eigentlich, ſich auf der Höhe des Pathos zu ſehen, er kennt ſich da ſelber nicht und bedeckt ſich das Geſicht mit den Händen. Nirgends tritt Schiller mehr über den eigenthümlichen, heimiſchen Charakter hinaus, als in ſeinem declamatoriſchen Pathos.

Sentimentalität iſt Schwächlichkeit, Hohlheit, Schwindſüchtigkeit; aber das ſchwäbiſche Gemüth iſt ſtark, voll und geſund. Nur wenn die Sentimentalität ſo ſtark iſt, um die Ironie, die Selbſtperſiflage zu ertragen, mag ſie ihre, wenigſtens poetiſche, Berechtigung haben. Aber um jene zu ertragen, wird eine gewiſſe Ueberſchaulichkeit, Gewandtheit und Sicherheit vorausgeſetzt; ein Ueberwachen, ein Auskennen ſeiner Selbſt; ein gewiſſes Fertig- und im Reinen Sein mit ſich ſelber, wie es bei der ſchwäbiſchen

Digitized by Google

Natur ſich noch nicht geltend machen kann. Zum Humor hat der Schwabe, das ſehen Sie an Hegel und Schiller, kein Organ. Er nimmt Alles zu ernſt, er verfolgt zu beſtimmt einen Zweck, und wird dadurch wohl bitter und ungerecht. Er hat ſo viel mit ſich zu thun, iſt noch ſo wenig über ſich ſelbſt Herr geworden, er ſteckt noch ſo bis über die Ohren in den Verhältniſſen, daß an eine Vermittlung derſelben mit ſich nicht zu denken iſt. Eben nur dieſes Werden, dieſes ſtete Proceſſiren läßt der kranken und verflüchtigten Bläſſe der Sentimentalität, die über die Verhältniſſe ſich hinausgeſeufzt hat, keinen Raum, und macht ſomit das Gegengift des die Welt und ſich ſelbſt verlachenden Humors eben ſo unmöglich und überflüſſig. Das Gefühl des Schwaben iſt keine ausgepumpte Hohlheit, es iſt ein volles, tiefes unergründliches Meer, das ein geheimnißvolles Leben und Weben in ſich verbirgt. Nur hier und da kommt ein Bläschen auf die Höhe, das uns aufmerkſam macht auf den ſchweigſamen Grund. In ſolchen Momenten erſt erſchließt ſich das innerſte Ich des ſchwäbiſchen Geiſtes, aber nur in Momenten; da löſt ſich die Zunge und traulich „ſchwätzt" ſich das übervolle Herz heraus. Bedeutſam gebraucht der Schwabe „ſchwätzen" geradezu für ſprechen, reden. Iſt ihm unſer Sprechen ſchon Schwätzen, was erſt unſer Schwätzen? — offenbar ein Unding, das er nicht kennt, nicht begreift, für das er daher keinen Ausdruck hat.

Der Schwabe iſt nicht offen, d. h. er iſt kein offener Brief, in dem Jedermann die Geheimniſſe leſen dürfte. Das Briefgeheimniß wird freilich oft zu genau beobachtet. Der Schwabe iſt nicht verſchloſſen, d. h. ſo wortkarg er iſt, ſo ſehr wir ihm ſeine Worte abkaufen müſſen, ſo fühlt und hat er doch in Momenten das Bedürfniß, ſich auszuſprechen und mitzutheilen, wenn er — Worte und Gelegenheit findet.

Dann wirkt aber oft die Vereinigung von gemüthlichen Ergüſſen und nationaler Derbheit mit einem komiſchen Effecte. Ich erinnere mich einer drolligen Geſchichte. Auf einer Fußreiſe ſchließt ſich mir noch ſpät Abends ein junger Burſche vom Lande an. Es war Sonntag, und in traulicher Muße „ſchwätzte" er von Dieſem und Jenem. Er errieth, woher ich kommen müſſe, und ſagte dann mit einem halbverſchämten, innigen Tone, der mir Bürge für ein wahres Gefühl war, in dem Orte da habe er auch „a Liabſti." Ausführlich erzählte er mir den kleinen Roman ſeiner Liebe, wie Eltern und Herren es anfangs nicht gern ſahen, wie er ſie aber doch gar gern möge, und daher jeden Sonntag den ſtundenlangen Weg zu ihr mache. Nur komme er gar häufig zu ſpät von ihr fort, und da müſſe er denn allemal eilen, um wieder zu rechter Zeit heim zu kommen, daß ihm — Sie erlauben doch? — daß ihm vor Schweiß das Waſſer aus den Beinkleidern hinauslaufe.... Freilich will dem Fremden die derbe Natürlichkeit, das naive Sichgehenlaſſen nicht recht gefallen. Doch Recht gegen Recht; der farbloſe Witz unſeres Nordens, dieſes Haſchen nach dem eigenen Schatten, dieſe verzerrte, verzwickte Eckenſteherei der Heine'ſchen Einfälle mag auch dem Süden nicht recht gefallen. Der Witz iſt zu verſtändig, zu abgebleicht, altklug und weiſe für die langſame, derbe Schwerfälligkeit. So gewürfelt, ſo leicht beſchwingt das Hundertſte ins Tauſendſte zu miſchen, mit Allem zu ſpielen, um nichts zu behalten, an Beziehungen und Verhältniſſe den Kern und das Weſen zu verkaufen, das kann nimmermehr die bedächtige, gründliche Natur, die mit Weile eilt, die ſich alles erſt ordentlich zurechtlegen muß und keine ſo ſchnelle Weltverdauung beſitzt. Aber wenn ſie lacht, dann nimmt ſie auch gern den Mund etwas voll und will auch ein kleines Nachgeſchmäcklein ſich erübrigen; der ſpitze Witz mit ſeinen kleinen Stacheln und Wiederhäkchen findet hier ſeine Rechnung nicht, wohl aber der Spaß, der mit ſchwerer, kecker Sohle einhertritt und behaglich ſeine fetten Weiden abgraſen läßt. Ja, ich hatte Gelegenheit, zu beobachten, daß ein bedeutendes Talent zum Witz den ſchwäbiſchen Charakter entſchieden unſchön, häßlich, gemein macht. Der Verſtand, hier einſeitig geltend gemacht, wird unnatürlich ſchadenfroh, bitter und giftig, der Duft des Gemüthes iſt abgeſtreift und macht der Gemeinheit Platz, die treuherzige, ehrliche Miene nimmt etwas Gaunerhaftes und Spitzbubenmäßiges an. Natürlich, der Witz iſt keine weſentliche, natürliche Lebenspotenz des ſchwäbiſchen Geiſtes. Im Gegentheil loſt er ihn von ſeiner intenſivſten Grundlage ab, macht ihn charakter-, geſinnungslos.

Sie kennen die Geſchichte der ſieben Schwaben; ein Product und Bild echt ſchwäbiſchen Lebens. Das iſt immer wieder friſch und ſaftig wie Sauerkraut und „Spätzle", das Leibeſſen des Schwaben, das wöchentlich zwei Mal ſelbſt auf den gebildetſten Tiſch komme; und wie dieſes „ſchwäbiſche Kraut," ſo lebt der „Allgäuer und Knöpfles-Schwab" fort ins ſpäteſte Geſchlecht. Freilich ſind die Sandhaſen klüger als die treuherzigen Seehaſen; die Mark baut dem „ſchwäbiſchen Heiland" keine Capelle, und in den Salons hat der Spaß keinen Zutritt, der grobe Flegel.

Digitized by Google

Räthſel.

Klein bin ich zwar, doch unentbehrlich,
Bin klug und handle mit Bedacht.
Leicht werd' als Liebe ich gefährlich,
So ſchön ich bin, nimm Dich in Acht.
Viel reiche Schätz' an Thaten, Mythen,
Thu' ich durch Welt und Zeit Dir kund;
Ob meine Helden längſt auch ſchieden,
Ihr Ruhm tönt noch von Mund zu Mund.
Oft ſchleich' ich zu der Großen Zimmer,
Wo die Erwartung ſtets geſpannt;
Mir hilft das eilig Sein nicht immer,
Nähm' ich auch ſelbſt den Witz zur Hand.
Oftmals ergötzt' ich Dich beim Spiele,
Die Wand mein Zufluchtsort gern iſt,
Selbſt meine Hand verlangen viele,
Sei's nur zum Boſton oder Whiſt.
So mancher Rath wird freudig danken,
Steh' ich ihm bei, helf' ich ihm aus
Mit meiner Fülle von Gedanken,
Dann geht er ſicher klug nach Haus.
Mit Stadt und Hof weiß ich zu leben,
Wag' ſelber an Gebirge mich,
Als finſtrer Hang Dich zu umſchweben
Such' ich, nehm' ſtets mein Theil für mich.
Der Menſchen Werk weiß ich zu krönen,
Im Felde der Oekonomie;
Kann Mathematiker auch höhnen,
Denn meine Sätze löſt er nie.
Ich ſchreibe viel, doch ſelten nehmen
Die Menſchen meine Schriften an,
Ja meiner beſten Sätze ſchämen
Sie ſich, und denken nicht daran.
Oft kann Dir meine Bitte nützen,
Mein Wort von großem Werthe ſein
Denn ſelbſt die ſchönſten Züge ſchützen
Dich nicht davor verkannt zu ſein.
Nicht immer komm' ich Dir gelegen,
Bin ich ein Bote ſchlimmer Zeit.
Beßr' ich mich nicht nach Deinen Schlägen,
So haſt Du Würfe gar bereit.
Haſt Du gar einen Schuß bekommen,
Verbirg es nicht mit Deinem Mund,
Er hilft, wenn Du in Noth gekommen,
Und ſteht Dir bei in trüber Stund'.
Den Mittag kann ich nie erreichen,
Wie brüderlich wir auch vereint,
Kann ich mich doch nur flüchtig zeigen,
Wenn mein Gefährt' im Glanz' erſcheint.
Mit ſchönen Bildern oft verbunden
Schweb' ich als Ideal Dir vor,
Haſt Du das rechte nicht gefunden,
Blick' muthig auf zum Sternenchor,
Zum höchſten Weſen froh Dich wende,
Und mit mir ſagt Dir Dein Gefühl,
Daß hier Dein Forſchen bald ſich ende,
Daß Dich Dein Gott beglücken will.

N. v. H.

Correſpondenz.

Aus Braunſchweig.

[Beethoven's Symphonie über die Freude.]

Das vorzüglichſte, was die Kunſt in letzter Zeit zu Braunſchweig bot, war die Ausführung der großen, neunten D-moll-Symphonie Beethoven's, welche die herzogl. Hofcapelle in einem Concerte bot, das zur Gründung eines Wittwen-Unterſtützungfonds vom Herrn Capellmeiſter Methfeſſel arrangirt war. Alle Muſikfreunde haben von dieſer merkwürdigen Symphonie ſagen hören, wenige ſie wirklich gehört. Und in der That wäre es für manches Orcheſter eine kühne Aufgabe geweſen, dieſes große Tonwerk vollkommen zu ergreifen und ſich ſeiner techniſchen Schwierigkeiten zu bemeiſtern, einmal bedarf es mehr, als jedes andere, der tiefſten Blicke in die Seelenzuſtände des Componiſten, anderntheils aber gehört ein Grad von muſikaliſcher Kunſtbildung und ein beſonderes Studium dazu, um der Schwierigkeiten der Dichtung und ihrer Idee Herr zu werden. Wo man nun eine ſolche Capacität in einer muſikaliſchen Corporation zuſammenfindet, wie es bei der herzoglichen Hofcapelle der erfreuliche Fall iſt, da darf man bei Ausführung eines ſolchen muſikaliſchen Koloſſes auf den höchſten Genuß rechnen.

Mühe und Anſtrengung hat es freilich gekoſtet, eines der merkwürdigſten Werke Beethoven's ſich ſo zu eigen zu machen, daß es ohne anſcheinende Schwierigkeit das Geheimniß der Idee enthüllt und als abgerundetes, ungeſtörtes Ganze daſteht; der Herr Capellmeiſter Methfeſſel äußerte auf wohlverſtandene Weiſe, daß wohl keine Muſik mehr der Einführung und Näherlegung beim Publicum bedürfe, als die Beethoven'ſche. Mit einer wahren Kunſtbegeiſterung ſchritt dann auch die Capelle zur Ausführung dieſes Werkes und verdiente den lebhafteſten Beifall der zahlreichen Kunſtfreunde, die ſich eingeſtellt hatten.

Man hat an dieſer Symphonie auf verſchiedene Weiſe interpretirt, man fühlte, daß eine tiefe Idee darin walte, die aber durch ſeltſame Tonfiguren bald hierhin, bald dorthin geworfen werde, die Vocalrecitation gegen den Schluß, das Finale des Liedes: „Freude, ſchöner Götterfunken ꝛc.," konnten Manches für die Verſtändlichkeit des Ganzen hergeben, und man ſchloß von dieſen rückwärts auf die erſteren Theile. Man glaubte eine aus den Feſſeln des tiefſten dämoniſchen Elends ſich bis zur Sprache, bis zum Geſange losringende Freude zu finden, man ſuchte eine ungeheuere Naturentwickelung, eine Kataſtrophe des göttlichen Schöpferwillens darin, man interpretirte, daß vielleicht aus dem Urchaos der Welt, aus dem Böſen ſich eine freie Kraft losreißen und zur Selbſtſtändigkeit heranbilden wolle, man nannte die tiefergreifenden Baßfiguren: hemmende Dämonen, Zerſtörungsgeiſter, die der Freiheit des Gedankens entgegen arbeiteten und endlich beim Eintreten der menſchlichen Stimme und unter lautem Jubel der Inſtrumente beſiegt niederſtürzten. — Ich abſtrahire mein Urtheil von allen jenen, mit Geiſt und Phantaſie gegebenen Erklärungen und verſuche, aus dem Gemüthseindrucke, den jene Muſik auf mich machte, Worte für dieſe Symphonie zu conſtruiren und ihr unterzulegen. —

Vor allen Dingen muß man die Perſönlichkeit und das Leben Beethoven's ſelbſt vor Augen haben, um dieſe ſeine letzte Dichtung zu erklären. Von dieſem Standpunkte aus wage ich die Interpretation. Beethoven hatte ein finſteres, verwirrtes Leben hinter ſich, derjenige Sinn, der ihm ein unendlich reicher Quell der Tröſtung, Freude und Genußſeligkeit hätte ſein können, das *Gehör*, hatte ihm die Natur grauſam genommen, er ſtand wie ein Blinder in der zauberhaften Welt, die er ſelbſt um ſich geſchaffen hatte, nur *fühlen* und tappen konnte er die Herrlichkeit der Schöpfung, nur *ſehen* konnte er die Note, nicht ihren Klang *hören*; die Blume ſah er, aber er roch den ſüßen Duft nicht. In dieſer ſchrecklichen Lage ſchrieb er jene ſchauerliche tief die Bruſt durchwühlende, das Herz zerſchneidende Symphonie, ſie iſt ein ganzes Menſchenleben, ein Kampf des Willens mit Himmel und Hölle, ein ſchreckliches Ringen des Geiſtes mit Materie und dem Dämon des Schickſals. Noch einmal wollte Beethoven den ganzen Lebenskampf durchfühlen, er ſuchte Hülfe, Freude, Troſt, — *Freude* wollte er um jeden Preis der geiſtigen Exiſtenz vom Himmel reißen, wollte ſie der Hölle, dem Fatum abzwingen, er ringt ſich hinauf, das Wort auszuſprechen, ja! zu ſingen — aber *wie*? Schrecklich — bis zum tiefſten Schmerze wehmüthig. —

Der Anfang der Symphonie iſt ſpannend, die Quinten A. E. laufen durch 16 Takte, es entſteht eine quälende Straffheit, man ahnt etwas Großes, eine Gefahr, ein ſchreckliches Ereigniß. — Plötzlich tritt das Hauptthema ein, ein wirres, großartiges Getreide von Lebenselementen, ein Chaos, wo Licht und Nacht, Erde und Waſſer durcheinander fahren, ein *erſter* Schöpfungstag, ein weltgroßer Sumpf, über den dämoniſche Irrlichter hingleiten und unheimlich die Trümmer gebrochner Beſtrebungen beleuchten. Hier und dort regt ſich der Weltgeiſt, er will ſich in Geſtalten manifeſtiren, die Atome ſuchen ſich, ſtrecken die zarten Fäden nacheinander, es jubelt die junge Exiſtenz — aber ein vernichtender Sturm heult gräßlich über ſie hin und zerſtäubt Alles. — Dieſes Allegro umfaßt einen bedeutungsvollen Lebensabſchnitt, aus ihm entwickeln ſich nach und nach die tollſten Figuren eines Scherzo, einer wilden bachantiſchen Nacht, wo Kobolde und Dämonen ſich zauſen, über einander beim Haſchen wegſpringen und ſchreckliches Hohnlachen mit dem tiefen Gemurmel des Schmerzes vereinen. Es iſt ein verzweiflungsvolles Uebertauben des Bewußtſeins, ein träumeriſcher Walpurgistanz und — wo der Jubel wie aus einem ſchäumenden Hexenkeſſel überbrodelt, da — wie auf einen Zauberſchlag entſteht eine Pauſe und ſeltſame, gegen den Rhythmus laufende Paukentöne zucken wie ein überreizter Pulsſchlag hindurch, ſtöhnen und verhallen wie ein ungehörter Schmerz im einfallenden Inſtrumentenſchwall. Aber dieſe Verzweiflung gibt die Freude nicht, die der Componiſt im Leben ſucht, noch liegt eine unklare, finſtere Wüſte da, die Nacht iſt im Schwinden, der Ermattete findet ſich von einem Morgenrothe überraſcht, er betet, er ſtürzt in unendlicher Wehmuth nieder, und hier entſteht eins der ſchönſten Adagios, das je gedichtet wurde. Ein tiefer Weltſchmerz löſt ſich in einer blutigen Morgendämmerung auf, eine Thräne ſpannt ſich über den ganzen Himmel und bricht das junge Licht zu einem tröſtlichen Regenbogen des Friedens. Aber mitten in dieſer Ruhe tönen, wie aus weiter Ferne die Nachklänge jener tollen, geſpenſtiſchen Nacht herüber, einige ſchwarze Wolken ziehen herauf, das Schickſal kriecht liſtig am Boden näher, die Töne des Bachanals werden kecker, lauter, bilden ſich zu lockenden, verführeriſchen Reminiſcenzen, die finſtere Nacht des Lebens will das Recht am Menſchen vindiciren. Schon neigt ſich die Seele jenen Geſtalten hin, es entſteht ein Kampf des Geiſtes mit der Finſterniß, ein Ringen nach Freiheit, da — in der höchſten Todesangſt ſtößt der Menſch einen Angſtſchrei aus — er hat *Sprache* erhalten — die Sprache, jene Blüthe des freien Geiſtes, die Waffe gegen die Hölle. — Und hier beginnt das Finale, eine Soloſtimme, feierlich tief, gezwungen ruhig. „O Freunde! nicht dieſe Töne, ſondern laßt uns angenehmere anſtimmen und freudenvollere." — Und unmittelbar darauf fällt der Sänger in Schiller's Hymnus an die Freude, an die Freiheit, ein; ängſtlich ruft er „Freude!" und der Ruf tönt leiſe, jedoch ermuthigend vom Chore guter Geiſter zurück. Aber die Melodie iſt eintönig, ſchleppend, es iſt der Geſang eines Menſchen, welcher gewaltſam zur Freude geriſſen wird, der aus einem düſtern Traume erwacht und ein jubelndes Lied ſingen ſoll. — Kunſtrichter haben dieſe Melodie gemein, unpaſſend genannt, ich finde ſie charakteriſtiſch. — Es iſt eine Ahnung von Freiheit, ein Erkennen — aber ein Zuſtand, wo ſich der Menſch beſinnen, ſich hineinleben muß. — Deshalb iſt dieſer Chor; „Ihr ſtürzt nieder, Millionen! ꝛc." von tiefgreifender Wirkung, es iſt eine Freude über den erkämpften Sieg, aber ringsum zucken die Leichen unſerer Lieben und von dem geſchwungenen Schwerte rollen Blutstropfen auf den Boden nieder. (D. B. f.)

Notiz.

[Chamiſſo und die göttinger Anzeigen.]

Die göttinger Anzeigen brachten jüngſt eine Recenſion von Chamiſſo's Gedichten, worin dieſem der göttliche Funken ziemlich unbedingt abgeſprochen wurde. Die Buchſtaben W. M., womit ſie unterzeichnet iſt, verhüllen einen Herrn Wilhelm Meyer in Clausthal, der ein Feſtgedicht für das göttinger Jubiläum mit folgenden Zeilen begann:

Nicht kleiner Ruf beſticht mein Wort,
Zahllos beſchaueter Blätter
Zu unterſcheiden eines mehr,
Labyrinthes Weg zu finden.
Auf innerer Stufe Vorraum ſchon
Anrüſte dies dem Jünger.

Wahrlich, einem ſo banauſiſchen Kritiker konnten ſich nur die grauen Spalten eines ſolchen Blattes öffnen, das, obwohl im Einzelnen über großartige Kräfte verfügend (Otfried Müller iſt eifeiger Mitarbeiter), doch alles Lebens, aller Friſche ermangelt, wie von Mitarbeitern ſelbſt zugeſtanden wird. Es ſteht unter der Redaction des Hofraths Heeren.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — **59.** — den 23. März 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Sonette von Karl Beck *).

Am Fenſter.

1.

Dem Dichterjüngling gleicheſt du, Natur,
Dem in der Bruſt die erſten Reime hallen!
Dein Lenz gewürfelt über Berg und Flur,
Iſt Deiner Muſe erſtes Kindeslallen.
Mit ſchönen Lettern malſt Du dieſes Lied,
Mit Bildern iſt's, mit Düften überladen;
Dem grollſt Du, der zu hören es vermied,
Und ſingſt es ſelbſt auf allen Deinen Pfaden.
Du dichteſt raſch die duftberauſchte Pflanze,
Ganz unbeſorgt, wozu die Welt ſie pflückt:
Zum feſtlichen Gelag, zum Todtenkranze?
Und Deine Nachtigallen läßt Du ſchlagen,
Nicht wiſſend, wen die Melodie beglückt,
Und wen ſie mahnt, in Seufzern wehzuklagen.

2.

Du ſchöner Lenz! Ihr meine erſten Lieder!
Du Jubelfeſt in meinem Dichtertraume!
Ich ſtand entzückt vor dieſem Weihnachtsbaume,
Und üppig hing die goldne Frucht darnieder.
Er beugte ſich mit Lichtern reich bedeckt,
Bekränzt mit hellen, kindlichen Gefühlen:
Da glich mein Lied dem Kind, vom Traum erweckt,
Das bang' ſich dehnt auf ſeidenweichen Pfühlen.
Begeiſtert kam ich da vom Kreuze heim,
Vom Kreuz, — an Grabeshügeln aufgepflanzt;
Der Biene ſcholl mein jugendlicher Reim,
Die wonnevoll um Blumenkronen tanzt;
Der Nonne, die, dem Heiland anvermählt,
Verzückt des Roſenkranzes Perlen zählt.

3.

Das iſt vorbei. Mir ward zum Volk die Biene,
Zum Fürſtendiadem die Blumenkrone,
Die Nonne iſt die Zeit mit banger Miene,
Die ihre Thränen zählt an Gottes Throne.
Du ſchöne Nonne, bleich und florumnachtet!
Mit Augen, alle Welten zu verſengen,
Mit einem Blut, das nach Genüſſen ſchmachtet,
Läßt du die Welt zur Zelle dir verengen?
O, daß ſie dich mit Schleiern tief vermummen!
Daß du nur frömmeln ſollſt und dann — verſtummen!
Iſt das dein ſchönes Himmelreich auf Erden?
Daß du nicht wandeln darfſt ſo froh und frei,
Nicht wiſſen, was das Glück der Liebe ſei,
Nicht Mutter freigeborner Söhne werden!

4.

Und andre Kreuze ſieht mein Auge ragen,
Ich ſuche ſie nunmehr auf Gräbern nicht.
Ein andrer Gott iſt nun ans Kreuz geſchlagen,
Der dorngekrönet zu den Völkern ſpricht.
Er heißt Gedanke. Hört den Heilverkünder!
Vernehmt ihn Morgens und des Abends ſpät —
Wer iſt der Judas, wer der feile Sünder,
Der dieſen Gott zum zweiten Mal verräth?
Und doch verrathen in den eignen Hallen!
Für ſeinen Glauben muß der Dulder fallen,
Verſtohlen nur beſuchen wir ſein Grab.
Gekreuziget von Heuchlern und von Dieben,
So ſtarb er hin, — die Todtengräber blieben,
Ach, und ihr Spaten iſt ein Herrſcherſtab.

*) Aus einem größern Cyclus von Dichtungen, die ſpäter bei Engelmann in Leipzig erſcheinen werden. D. Red.

Digitized by Google

5.

Wie reizend mir der Maienmorgen lächelt,
Der ſüßgewürzt um meine Schläfe fächelt!
Ihr Sorgen fort! Was kann die Klage helfen,
Ihr Sonnenſtrahlen werdet mir zu Elfen!
O, zaubert eine niegefühlte Luſt
In dieſe junge, tiefbewegte Bruſt,
Den Sonntag kündet dieſer lauten Schmiede
Ihr Elfen mit dem goldnen Augenliede!
Lullt mich in Schlaf, das Herz voll Saus und Braus
Entwendet mir mit lieblichem Betruge,
Mit ihm verſinkend in des Meeres Braus.
Und nur die Liebe, die Verſöhnung luge
Ein Waſſerweibchen, mährchenhaft heraus,
Den Trank mir bietend aus des Friedens Kruge.

6.

So brauſt an mir vorbei, ihr Menſchenwogen,
Du winkſt mir, Freund, mit frohem Angeſicht?
Aus wärmſtem Herzen bin ich dir gewogen,
Nur ſtöre jetzt den Traumbefangnen nicht.
Mein Geiſt iſt räuberiſch hinausgezogen,
Wo er gepanzert aus dem Dunkel bricht,
Wo er die pilgernden Gedanken ſchlachtet,
Und wiederkehrt, wenn es im Thale nachtet.
Dann zieht er ſinnend aus der ſichern Schlucht,
Verſchenkt, was es geraubt, im ſüßen Wahn:
Er fährt, ein Schiffer, einen ſchweren Kahn
Voll Lieder, in des Ohres ſtille Bucht,
Und bringt den Bräuten Kränze ſchön gebunden,
Und ſalbt mit Oel des Flüchtlings heiße Wunden.

7.

Er ſchenkt und ſchenkt, die Schätze werden minder,
Er ſchaut entzückt die Bettler ſich vermehren,
Da ſtrömen her die hungerbleichen Kinder,
Und immer feuriger wird ihr Begehren.
Nun ſieht er traurig ein, wie arm er iſt, —
Bis Morgen gibt die Menge keine Friſt, —
So treibt es ihn, ſein beſtes, tiefſtes Leben
Dem durſtigen Gedränge preiszugeben,
Sein Beſtes aber wünſcht der Pöbel kaum,
Sein Beſtes iſt der Zukunft freier Traum,
Die Reue, und ein Glück, das längſt zerſtoben.
Im ſtillen Wahnſinn blickt er nun nach oben,
Und wirft, mit gramumdüſterter Geberde
Des Auges letzte Perle raſch zur Erde.

8.

Ihr Greiſe mit den winterlichen Locken,
Wohin? Es ſchlägt in ausgelaßner Luſt
Der frohe Sonntag an des Thurmes Glocken,
Und an die Glocke in der Menſchenbruſt.
Es liegt der Weltgeiſt ſchwergebeugt darnieder,
Er ſiecht in ſeiner Ewigkeit ſo bang,
Die Glocke tröſtet, ſchweigt und tröſtet wieder,
Und muntert auf den Kranken mit Geſang.
Die fromme Heerde, wie ſie duldend wallt!
Das Haupt vom weichen, ſeidnen Vließ umſponnen,
Sich lagernd an der Rührung tiefem Bronnen.
Sie horchet auf, ſobald die Orgel ſchallt,
Als Heerdenglöcklein vor den Karavanen,
Das die Verirrten ruft auf edne Bahnen.

9.

Du holdes Kind genüber, Bild der Gnade!
Du haſt mich lang' und ſinnend angeblickt,
Ich ſcheine Dir ein Lamm auf dunkelm Pfade,
Im Wald' der Sünde rettungslos verſtrickt.
Ich mag die Kirche heuchelnd nicht betreten,
Mich rühren nicht die Klänge und die Lieder,
Nur ſenke du dein Auge nicht darnieder,
Zu dieſem blauen Himmel laß mich beten.
Mich lüſtet's nicht nach dem Gefild' der Frommen,
Ich bin ins ſchönſte Himmelreich gekommen,
Wenn dir im Aug' mein ſündig Bild erſcheint.
Was blätterſt Du ſo emſig in der Fibel?
Die Liebe ſchreibt ſich eine neue Bibel,
Wozu des Herzens Blut die Farben weint.

10.

Du holde S c h ö p f u n g, du mein ſchönſtes Leben!
Mit Blumen iſt dein Angeſicht erfüllt.
Dein Buſen ſproßt in ſeidenen Geweben,
Ein Hügelland von Nebeln überhüllt.
Ja des verlornen E d e n s ſüßer Traum
Liegt eingeſargt im Grübchen deiner Wange;
Um deiner Glieder ſchlankgeformten Baum
Rollt ſich in Ringen deine Lockenſchlange,
Berührt den Buſen dir in ſcheuer Flucht,
Mir träumt, daß ich in Paradieſes Lauben
An Eva's Bruſt zu lehnen mich verſucht.
Die Schlange ſpricht: Mein Kind, du darfſt es glauben,
Auf ihren Lippen blüht die rothe Frucht,
Und trägſt du kein Gelüſt ſie ſchnell zu rauben?

11.

Ich juble, daß in deines Auges R e g e n
Die tollen Wünſche meiner Bruſt ertranken;
Zum T h u r m der Rede will ich Worte legen,
Doch du verwirrſt mir Sprache und Gedanken.
In Flammen unauslöſchlich lodert mir
Das Geiſterwort: du biſt ein einzig Weſen,
Und knieend will ich dieſe S e n d u n g leſen,
Ich will nicht Götter haben neben dir!
Das Haus, wo deines Wortes Honig ſchäumt,
Iſt das g e l o b t e L a n d, das mir geträumt,
Ich gleiche hier dem ſterbenden Propheten:
Ich darf es ſehen, — aber nicht betreten.
Dein Auge ſiegt, — o könnte dieſe Sonne
Nur einmal ſ t i l l e ſtehn zu meiner Wonne.

12.

Wer deinem Willen trotzt, der ſei verflucht,
Dein iſt die Erde, dein des Himmels Ehre!

Digitized by Google

Doch ſündigſt du an des Erlöſers Lehre:
Weil du mich heiß verführt und heiß verſucht.
Du haſt's mit ſchwarzer Kunſt mir angethan,
Dich muß die Welt als Zauberin erkennen,
Drum ſollteſt du nach kirchlich weiſem Plan
Auf meines Kuſſes Scheiterhaufen brennen.
Nicht bin ich abergläubiſch wie die Alten,
Nicht tödten will ich dich, nur oft und viel
In meinen Armen dich gefangen halten. —
Dir winkt ein täglich Brot, gewürzt und laben
Der Händedruck, verſtohlnes Augenſpiel,
Vom Morgen bis zum träumeriſchen Abend.

13.

Des Liebens Bibel hab' ich dir verkündet,
Du aber trauſt dem jungen Mönche nicht,
Der wolluſtvoll, mit flammendem Geſicht
Ein ſolches Himmelreich auf Erden gründet?
Du ahneſt, was den Buſen mir geſchwellt,
Und ließeſt ſchlau den ſeidnen Vorhang fallen;
Da lag vor mir die graugewordne Welt,
Ein Adam zog ich aus den ſchönſten Hallen.
Am Fenſter blüht dir eine Blumenlaube,
Mein Auge hängt nur am Vergißmeinnicht.
Und meine Sehnſucht iſt die weiße Taube,
Dein Dach umflatternd, liebevoll und ſchlicht.
Und meine Sprache wandert fort und fort,
Und lernt für mein Gefühl das rechte Wort.

14.

So lebe wohl! — Die Hörner ſchmettern hell,
Es ſtürmt die Poſt heran aus allen Polen!
Ich ſehe Männer tiefbeſorgt und ſchnell
Ein ſchwarzes Käſtchen aus dem Wagen holen.
Es ſchlummert eine Welt mit Luſt und Leid
Geheimnißvoll im weißen Blatt der Briefe:
So liegt der Roſenpfad, die ſchwarze Tiefe
Verborgen in des Winters weißem Kleid.
Das Siegel ſpringt, die ſchwarzen Lettern ſchlagen
Wie ſchwarzer Mohn, auf ſchönbebauter Trift,
Die ſchlummertrunknen Häupter in die Räume.
Man pflückt ſie ab mit klöſterlichem Zagen,
Berauſcht ſich an dem ſüßgewürzten Gift,
Und ſinkt erſchöpft in Schlaf voll wüſter Träume.

15.

Ihr tiefſtes Fühlen ſeufzt ein Mägdlein aus,
Ihr Liebling iſt ſo weit hinweggezogen:
Der Schwarm der Freude iſt davongeflogen,
Ich bin die Bettlerin im öden Haus.
Geliebter, wenn am fernen Himmelsbogen
Dich rings umblüht der Frauen reicher Kranz, —
Und klirrt das Glas, und raſeſt du im Tanz, —
Ach, bleibſt du dann der Bettlerin gewogen?
O, bleibe mir mit Liebesbriefen hold,
In Briefe ſchließe dein Gedankengold,
Daß ich dafür mir frohe Stunden kaufe!
Daß nicht dein Mädchen Hungers ſtirbt, das arme,
Daß du es aufhebſt aus der Thränentaufe,
Daß es an deinem Herzen friſch erwarme!

16.

Wann aber kommt die Poſt im raſchen Trabe,
Drauf der erſehnte Brief der Freiheit fährt?
Der erſte Todte kommt er aus dem Grabe,
Vom Glanz des Himmels wunderbar verklärt.
Das Horn der Auferſtehung ſchmettert laut,
So wird der Weltbeſieger hergetragen —
Beſiegte Könige vor ſeinem Wagen,
Wie es die Siebenhügel einſt geſchaut.
Daß ſie den Brief in alle Welten trügen!
Sie tragen, leſen ihn, — er wimmelt dann
Von hunderttauſend kühnen Namenszügen.
Und ſelbſt ein Sklave, der nicht ſchreiben kann,
Malt, wenn ſie ihm die Charta magna reichen,
Ein Kreuz dahin als frommes Glaubenszeichen.

17.

Wer aber, von Begeiſterung getrieben,
Wer ſchreibt den Brief dem armen Vaterland?
Der nimmer, der die erſten kühn geſchrieben,
Die erſten aus Paris mit ſtarker Hand.
Im Rauſch der Weihe zittert das Jahrtauſend,
Zum Dichter wird das menſchliche Geſchlecht,
Zur Harfenſaite, in Gewittern brauſend
Des Armes Sehne, — wachſend im Gefecht.
Man kauft die Briefe nicht, man tadelt nicht,
Denn jeder liebt das eigene Gedicht,
Und jeder trägt es ſelbſt im weiten Buſen.
Nun fehlt nicht mehr die reizendſte der Muſen,
Es kehrt mit einem Korb voll ſüßer Lieder
Die Harmonie zu ihren Schweſtern wieder.

18.

So fliegt denn, rothgeſiegelt, weiße Briefe!
Mit rothem Auge, weiße leichte Tauben!
So ſchmettre, Horn! erwecke mir den Glauben,
Die ſtumme Hoffnung in des Herzens Tiefe!
O, daß ich wandern könnte wie der Fluß,
Der Gränzen traut mit liebevollem Kuß,
Der frei und ungefragt vorüberrauſcht
Am Schrankengitter, wo der Zöllner lauſcht.
Die ſprudelnden Gewäſſer nimmt er auf,
Der Erde Schatten und das Licht am Himmel,
Und höher ſchwillt und ſchwillt ſein Fluthgewimmel:
Ich zöge ſo mit ungetrübtem Lauf,
In meinem Thränenſpiegel Gram und Luſt,
Und immer höher ſchwölle mir die Bruſt.

19.

Bei meines Herzens hellen Glockenlauten
Mag ich ein Mönch nicht ſein in dumpfer Zelle,
Die Feder tauchend in die ſchwarze Welle,
Die Bücher rings, die jugendlich ergrauten.

Digitized by Google

Beſitzt mein Geiſt ein angeerbtes Land,
An dem die Sonnen niemals unterſinken:
So geb ich nicht der Krone ſchönes Blinken,
Wie jener Karl, für graues Mönchsgewand.
Doch wo das Gold in Wagen fortzuſchwanken?
So will ich reiſen, reiſen in Gedanken,
Gedanken ziehn mit leerem Beutel fort!
So wandert denn, ihr munteren Geſellen,
Der hohen Mauern ſpottend, und der Wellen,
Und raubet Küſſe hier und Kronen dort.

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus Braunſchweig. (Beſchluß.)

[Beethoven.]

Nur bis hierher konnte der Componiſt kommen — eine Miſchung von Freude und Schmerz und Humor, wie er im Leide zu allen ſtarken Menſchen tritt — immer noch ſtrecken die Zerrgeſtalten des abgethanen Lebens ihre Geſichter durch den mühſam geſchlungenen Freudenkranz der Gegenwart, der Kampf zwiſchen Freiheit und Lebensfeſſel wird im Sonnenſtrahle mit lichteren, geiſtigeren Waffen geführt, die roheren Gewalten ſind verſcheucht, aber noch blitzt die Thräne, noch grollt der Feind. Und jetzt ſchmettern die Inſtrumente im lauten Jubel darüber hin, die Melodie der Freude ſtrebt alle düſteren Reminiſcenzen, die noch auftauchen, zu übertönen — aber es iſt ein Jubel, ein Geſchmetter, wie die Nachtigall auhebt, wenn ſie die Bruſt auf den Roſendorn geſpießt hat und ſterbend alle Töne der Seele auf einmal aushaucht! —

So erſchien mir dieſe Symphonie als ein Abſchied vom Leben, eine bittere Reſignation, als ein mühſam erkämpfter Todesjubel. Beethoven konnte nach dieſem Werke nichts mehr ſchaffen, er hatte ſich ſelbſt, ſein eignes Leben in Töne aufgelöſt, er war am Ende. —

Ich brauche wohl nicht zu bemerken, daß die braunſchweiger Hofkapelle ihre Aufgabe vollkommen löſte; die Mitwirkenden waren vom Geiſte der Symphonie durchglüht und auf das Richtige geleitet, der Dirigent, Hr. Methfeſſel, hatte mit anerkennungswerther Mühe in vielen Proben den Geiſt und die Technik der Symphonie ſeinem Orcheſter zu eigen gemacht. So entſtand eine ſchöne Tonwelt vor uns, die noch lange in unſrer Seele nachklingen wird.

Dem Vernehmen nach ſoll die Symphonie wiederholt werden und Braunſchweig wird den Genuß haben, demnächſt mehrere jener Beethoven'ſchen Schöpfungen zu hören und zu bewundern. H. Klenke (Worosdar).

Notizen.

[Willkomm's Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater.]

Mit den vorliegenden Heften wird der zweite Band dieſer Zeitſchrift eröffnet. Diesmal erhalten wir ein fünfactiges Luſtſpiel: „Selim, der eitle Sultan," von Wallmont. Eine Anmerkung der Red. bemerkt, daß dieſes Product bei der vorjährigen Preisbewerbung in Stuttgart einige Hoffnung hatte, den Preis zu gewinnen. Allem Anſchein nach hat die damaligen Schiedsrichter nur die mindere Bühnenfähigkeit des Stückes abgehalten, dem Wallmont'ſchen Luſtſpiele den Preis zu ertheilen. Ueber die Vortrefflichkeit, dem Uffo Horn'ſchen Producte gegenüber, läßt ſich auf keine Weiſe ſtreiten. Dies wäre nun freilich noch kein Lob, weit eher könnte man es für einen Tadel halten. Der Verf. des Selim hat aber jedenfalls ein Talent, dem man alle Unterſtützung angedeihen laſſen ſollte. Könnte es dieſe oder jene Direction über ſich gewinnen, einige zu ſehr ins Breite gezogene Scenen geſchickt zu kürzen, ſo würde der Aufführung nichts im Wege ſtehen. Die im Stücke ſelbſt liegende Ironie iſt ſo harmlos, daß ſie nirgends mit Grund Anſtoß erregen kann. Die Erfindung iſt nicht tief, aber artig, muß auf die Zuſchauer wirken und demnach gefallen. Wallmont hat eine poetiſche Anſchauungsweiſe, verſteht zu geſtalten und handhabt Vers und Proſa mit gleicher Geſchicklichkeit. Schade, daß ſich gegen das Ende hin das Intereſſe verliert und eigentlich in einen herumfahrenden Nebel verſchwimmt. Der Narr „Haſſan" iſt bis zu Ende des dritten Actes trefflich gezeichnet. — Außerdem bringt uns dies erſte Doppelheft noch ein kleines einactiges Luſtſpiel: Richardet v. Otto Jacobi, dem es an Verwickelung mangelt. Der Verf. macht ſchöne Verſe und hat hübſche Bilder. Von proſaiſchen Aufſätzen gibt Rudolph Marggraff eine Abhandlung über moderne Tragödien. Dann folgen verſchiedene kleinere Mittheilungen; Kritiken und Notizen ſchließen die Lieferung.

In Stuttgart wird demnächſt die Tragödie: „Cola Rienzi" von Julius Moſen einſtudirt, die in der 3. und 4. Lieferung des 1. Bandes dieſer Jahrbücher enthalten war.

[Goethe und Wieland.]

Folgende Bemerkung des alten Böttiger (im erſten Bde. ſeiner bei Brockhaus erſchienenen literariſchen Zuſtände) verdient Beachtung: „Ein Hauptunterſchied zwiſchen Goethe und Wieland iſt in ihrer ſinnlichen Organiſation. Wieland hat äußerſt blöde Sinne, beſonders Augen. Daher iſt alle ſeine Poeſie Feenwerk, Phantaſiespiel, Viſion und Exaltation des inneren Auges, ohne ganz reine, beſtimmte äußere Form. Goethe hat ſehr ſcharfe äußere Sinne, hat ſelbſt frühzeitig zeichnen und malen gelernt (doch waren ſeine Zeichnungen immer nicht blos feſt, ſondern auch hart), und daher umfaßte er die ſinnlichen Gegenſtände mit unwiderſtehlicher Gewalt und Wahrheit. Daher ſeine kryſtallhelle Klarheit im Ausdruck, ſein kurzgeſchloſſener, feſt und ſymmetriſch gegliederter Periodenbau, ſein Hang zur rein-epiſchen Dichtung, da Wieland's Gedichte alle nur romantiſche Epopöen ſind."

[Bettina und die Brüder Grimm.]

Bettina hat an Wilhelm Grimm einen herrlichen Brief geſchrieben, worin ſie ſich über den Schritt der ſieben Profeſſoren ſo anerkennend und liebevoll tröſtend ausſpricht, daß dieſer Brief unbedingt zu den ſchönſten gehört, die ſie je geſchrieben hat. Von Jakob Grimm ſoll eine der erſten und bedeutendſten Recenſionen über die Briefe eines Kindes herrühren.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 60. — den 24. März 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Sonette von Karl Beck.

(Fortſetzung.)

20.

So wandert denn nach Kräften und Geſchäften,
Die Reiſe ſchwängert Euch mit friſchen Säften!
Den armen Bettler treibt es auf die Gaſſen,
Er zagt, ſein Kind allein daheim zu laſſen,
So zieht er bang hinaus nach frommen Gaben,
Und trägt im welken Arm den friſchen Knaben.
Vom Tummelplatze iſt das Kind entzückt,
Nicht weiß es, was den ſtummen Träger drückt,
Wirrt ſeinen Bart und beißt ihn in die Wange
Und ſtört den Trauernden im ſchweren Gange.
Doch küßt er es und ſchaukelt es gelinde,
Und reicht das naſſe Brot dem theuren Kinde,
Und träumt ſich eine reine Fürſtenkrone,
Wenn ihm das Kind ein Händchen reicht zum Lohne.

21.

So zieht denn hin nach Kräften und Geſchäften,
Die Reiſe ſchwängert Euch mit friſchen Säften!
Euch treibt es wild hinaus in Nacht und Wind,
Nehmt mit mein Herz, das träumeriſche Kind.
Ihr ſeid ja ſtark genug, ein Herz zu tragen,
An Freuden arm und leicht, und reich an Klagen.
Doch zürnet nimmer, wenn es froh bewegt
In Eurem Arm ſich luſtig rührt und regt,
Dann zürnet nimmer, wenn es fieberroth
Um Liebe bittet, um ſein täglich Brot.
O, laßt es blühen nur im Frühlingsmorgen,
Gewiß, dann lohnt es golden Euch die Sorgen,
Dann ſtreut es, wenn ihr matt am Boden ruht,
Euch die Erfahrung in den Bettlerhut.

22.

Ja, tragt mich nur auf brauſendem Gefieder!
Dorthin, dorthin zu jenem, jenem Strand —
Ein Stück des Himmels fiel zur Erde nieder,
Mich dünkt, es iſt mein heimathliches Land.
Italien, des Pilgers ſpotte nicht,
Der ſchwärmend kehrt zu langvermißten Fluren;
Der, niederfallend auf ſein Angeſicht,
Selbſt in Geſtrüppen ſieht des Himmels Spuren.
Als er vom Vaterlande weggezogen, —
Zum fremden Strand den irren Schritt gelenkt, —
Ach, lag ſo ſchwer auf ihm des Himmels Bogen:
Nun kehrt er froh zu ſeinen Bergen wieder,
Und dieſen ganzen ſchweren Himmel ſenkt
Er jetzt auf den geweihten Boden nieder.

23.

Du ſchönes Vaterland, und Berg und Schlucht und See!
Als Buhle kommt der Himmel dir entgegen,
In dir begrüßt er ſeine Danae,
Und küßt dich heiß in goldnen Strahlenregen.
Die Saat, des Stehens überdrüſſig, ruht,
Sie neigt das Haupt voll goldener Gedanken,
Die Rebe, trunken von der eignen Gluth,
Muß ſich berauſcht um ihre Schweſtern ranken.
Das Silber und das Gold der Bergesſchlucht
Befehden ſich mit wolluſtvollem Grauen,
Des Neides Blaß, das Gelb der Eiferſucht
Iſt ausgeprägt auf ihrer Stirn zu ſchauen,
Denn wer es ſah und ſieht, der weiß es nicht,
Was glänzender von beiden ihn beſticht!

24.

Sei noch ſo wüſt, ich ſehe doch im Sand
Die leiſen Spuren der entwichnen Jugend,

Digitized by Google

Auf Farrenkräutern tief im Haideland,
Da ſitzt die Weltgeſchichte, düſter lugend.
Hier wird der Pflug zum Schwert in Blut geweidet,
Und Herzen ſind die Aehren, die man ſchneidet,
Es feuchtet Blut, unendlich ausgegeſſen,
Die Gräſer dort, geſchmeidig aufgeſchoſſen.
Hier ſtand der Chriſt, und dort der Turbanträger,
Hier Attila, der Heide groß und frei,
Ihn hieß die Sage: Gottes Geißelſchläger!
Da bebte Rom. Das Alles iſt vorbei,
Nur Romas Sprache ſchweift mit trägem Schritte
Ein müder Schatten noch in unſrer Mitte.

25.

Die Wolke trägt den Regen auf und nieder,
So wie die Mutter wiegt ihr weinend Kind;
Du Reiter mit dem ſtolzen Bau der Glieder
Nimm auf dein ſchnaubend Rößlein mich geſchwind!
So — ſchnell ins Dorf! Was? e i n e Gaſſe nur?
Dies deine Hütte? weder Thür noch Thor?
Des Hundes Klaffen auf dem nackten Flur?
Des Sturmes Sauſen in des Daches Rohr?
Und Brot und Salz iſt deine ganze Speiſe?
Nur Sonntags lagerſt du mit deinem Kreiſe
Auf deiner Stube erdigfahlem Grund,
Des Fleiſches Brocken theilſt du mit dem Hund,
Und weinend hängt mit nimmerſatten Lüſten
Der Säugling an der Mutter welken Brüſten.

26.

Wer höret deines Jammers ſchrillen Ruf?
Wo ſchweigt dein edler Herr, der Edelmann?
Wo er dein Stöhnen nicht vernehmen kann,
Am Fuß des ewig dichtenden Veſuv.
Der Heimath Sprache, er verlernt ſie leicht,
Drum bebſt du, — wenn e r der Sünde fröhnt,
Du bauſt den Wein, der ſ e i n e n Gram erweicht,
Und zahlſt das Gold, das i h m im Beutel tönt.
Der edle Herr, dir gilt ſein hohes Spiel,
Er ſchafft in dein Gelock des Silbers viel,
In deine Augen manche Perlenſchnur. —
Und kehrt er heim, der hoffnungsvolle Bube,
So ſpielt und wühlt er, — dir zur Freude nur,
In deines Mädchens goldner Lockengrube.

27.

Magyare, du biſt feig? ein ſchaurig Wehen
Durchfährt mich kalt bis zu des Herzens Grunde,
Am Grabe lieg' ich eine ſchwarze Stunde,
Und kann doch nicht hinweg vom Grabe gehen.
Ob Byron ſeinen Klumpfuß auch verbarg,
Er hinkte nach zu Land und auf der Welle:
So folgt mir dieſer Gram bis in den Sarg,
Und alle Welt erkennet ihn zur Stelle.
Leb' wohl! Ich will nicht jetzt von Rache ſprechen,
Du armes Volk! du läufſt der Kette nach?
So trage ſie, — iſt ſie doch dein Begehr.
Einſt aber wirſt du jauchzend ſie zerbrechen,
So glänzend, wie ſie je ein Volk zerbrach, —
Jedoch wir Beide leben dann nicht mehr!

28.

Vorbei! Dies iſt mein Vaterhaus ſo traut!
Ihr kennt mich nicht, ſo ſeelenvoll verzückt?
Ich ſelber ward zum Brief lebendig laut,
Drauf Euer Mund das heiße Siegel drückt.
Doch redet nicht, — nur Küſſe laßt uns nippen,
Denn ſeht, wir träumen nur — es geht die Sage:
Der Geiſt verraucht, gerührt vom Zauberſchlage,
Entſtrömt ein Wörtchen nur den offnen Lippen.
Gedankenkugeln gießend ſteh' ich da
Ein freier Schütze! Fort, Vergangenheit,
Du grauer Geiſt! Ich bin zum Schuß bereit.
Doch nein! du ſchöne Mutter, biſt mir nah,
Du läßt dem Böſen nimmer mich zum Raube,
Und rufſt: Kind, ſchieße nicht, ich bin die Taube!

29.

Du junge Mutter, junge Trauerweide,
So früh von Gott zum Klagen nur beſtellt,
Die Welt iſt groß mit ihrem Freud' und Leide,
Ein Mutterherz iſt größer als die Welt.
Mir kann die Welt zum warmen Liebchen werden,
Wenn ſie mich lang', ein ſprödes Weib, geneckt;
Mir kann ſie Witwe werden, hier auf Erden,
Will mich der Tod, bevor ſie es bezweckt,
Sie küſſet mich vielleicht, ſo lang' ich jung,
Und tröſtet mich mit der Erinnerung,
Wenn ich ein Greis, erkrankt vielleicht und blind. —
Du fromme Mutter, bleibſt mir e w i g treu,
Dir bin ich ewig jugendlich und neu,
Ich bin als Greis doch immer noch dein Kind.

30.

Ich liebe dich, ich kann es nimmer ſagen!
O, laß mich niederknien zu deinen Füßen,
Um meine Sünden reuig abzubüßen,
Wenn du die Himmelsaugen aufgeſchlagen.
Du biſt mir mehr als Heimath, als Gedicht,
So ſüdlich flammte mir die Wange nicht,
Als ich des Vaterlandes Farben ſchaute,
Das erſte Lied mir heiß im Auge thaute.
Ein Atlas in des Alterthumes Sagen
Muß ich den jugendlichen Nacken biegen,
Auf ihm ein ganzes Himmelreich zu tragen.
Ich muß im Kahn der Phantaſie mich wiegen,
Und ſehe alle Sonnen um mich tagen,
Und durch die ſüße Laſt muß ich erliegen.

31.

Und du, mein Vater, warnender Prophet!
Warum verbirgſt du mir dein Angeſicht?

Digitized by Google

Verjage den durchnäßten Pilger nicht,
Der bittend dir im warmen Auge ſteht.
Du weineſt, Mann? Du biſt ein Kriegesheld,
Auf des Gefühles kampferhitztem Feld:
Das iſt des Heldenherzens letztes Klopfen,
Iſt deines Blutes letzter, ſchönſter Tropfen.
Wir haben uns ſo viel, ſo viel zu ſagen,
Du kannſt es nicht — es fällt uns Beiden ſchwer,
Die Thränen ſprachen, die im Aug' uns ſchwammen:
So wollen Land und Himmel ſich befragen,
Die Sprache fehlt — ſie ſpiegeln ſich im Meer,
Und Frag' und Antwort ſchwimmen hier zuſammen.

32.

„Die Dichtung bringt nicht Wahrheit mir ins Leben,"
Das willſt du ſagen? ſeufze nicht ſo ſchwer. —
Mit einem Panzer hab' ich mich umgeben!
Nichts haben, iſt ein Bild ſo arm und leer, —
Jedoch Nichts ſein — und alle Pulſe beben,
Das iſt kein Bild und kein Gedanke mehr.
Wenn auch die ſchönſten Hoffnungen zerſtieben,
Iſt auch die Welt verödet und verſteint,
Iſt mir die Kunſt, die Liebe doch geblieben,
Ein Brot, ein Trank iſt mir auch nicht verneint
Und dieſe vier, die Künſte und das Lieben,
Und Brot und Waſſer ſind ſo eng vereint:
Drum geht nach Brot umher der Künſtler immer,
Und Liebe ſucht der Thräne hellen Schimmer.

33.

Du haſt mich einen Spieler ſtets geſcholten,
Der mit dem Leben wie mit Karten ſpielt,
Der nicht gewußt, wie viel ſein Blatt gegolten.
Verlor ich auch, — ich hab' nicht falſch geſpielt.
Ich ſpielte, wohl, ich ſpielte ernſt und bange,
Bei Tag und Nacht mit wildverworrnem Haar;
Ich ſpielte, wohl, mit fieberheißer Wange
Am großen, grünen, weltlichen Altar.
Ich hab' nach ſtolzen Königen getrachtet,
In meine Blätter hat das Kreuz genachtet,
Das kleine Kreuz mit ſeinem großen Schmerz.
Ich wollte nur mit einem Blatt gewinnen,
Rings ſchmucklos, wüſt und leer, — doch mitten drinnen
Ein ſtilles, unbeachtet blutend Herz.

34.

Auch das verlor ich! Nein, ich will nicht klagen,
Ich hab' es an die Menſchheit doch verloren, —
O, ſchönes Spiel! Verluſt, ſo leicht zu tragen,
Wenn ſie damit nur Freuden ſich erkoren!
Verloren iſt's, — nun kann ich freudig ſagen:
Ich hab' ein Herz gehabt, — nun iſt es fort —
Doch ahnt vielleicht mir kaum der ferne Port,
Wo es beginnt in fremder Bruſt zu ſchlagen.
Wer's Herz verliert, — der kann auch nimmer haſſen,
Den treibt es, in bacchantiſch wilder Luſt,
In Liebe, jede Seele warm zu faſſen;
Denn ihr Verlornes ſucht die müde Bruſt,
Und will ihr Herz, von Fremden angenommen,
Auch für den höchſten Preis zurückbekommen.

35.

Du Mädchen drüben, zart wie Mondenſchein,
Erröthend öffneſt du das Fenſterlein,
Du füllſt den Becher mit dem reinſten Schaum,
Und weckſt die Blumen aus dem Sommertraum.
Aus ſüßem Traume haſt du mich geweckt,
Um mich in einen ſüßeren zu ſenken,
Der Erde höchſtes Gut mir weggeneckt,
Mich mit des Himmels Gütern zu beſchenken.
Am Mutterherzen lag ich kindlich warm,
Dein flüchtig Aug' entriß mich ihrem Arm. —
Den Vater ſah ich weinend, tiefgerührt,
Dein Lächeln hat das ernſte Bild entführt. —
Ich lag, ein Büßender in Gottes Hallen,
Du ließeſt ſanft mich auf die Erde fallen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Friedrich Bülau's Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems *).

Friedrich Bülau hat als ſtaatswiſſenſchaftlicher und politiſcher Schriftſteller eine Bedeutung gewonnen, die jedem neuen Werke eine Aufmerkſamkeit ſichert, wie ſie nur dem anerkannt Ausgezeichneten zu Theil werden kann. Während er in ſeiner „Encyklopädie der Staatswiſſenſchaften" (Leipzig, 1832) eine Fülle von Kenntniſſen, die trefflichſte Ueberſichtlichkeit und zweckmäßigſte Anordnung des immenſen Stoffes beurkundete und zugleich eine ſyſtematiſche Behandlungsweiſe deſſelben andeutete, die aus einer neuen und tiefen Anſchauung der Dinge hervorging; zeigten die folgenden ſtaatsökonomiſchen Schriften einen Forſcher, der mit der Fackel eines weiſe prüfenden und ſcharfen kritiſchen Verſtandes in die dunkelſten Labyrinthe des Staatshaushaltes eindrang, mit unnachſichtlicher Conſequenz jede Partie derſelben beleuchtete und jedes Reſultat zu Tage förderte, welches ſich dem ſuchenden Geiſte als Wahrheit darbot, ohne Rückſicht darauf zu nehmen, in wiefern dieſe Wahrheit für unſere Gegenwart bereits eine Wirklichkeit ſei oder nicht. Wenigſtens war bei der Rückſicht, die der Verf. nahm, niemals die Freiheit ſeiner Forſchung gefährdet. Eine Forſchung, die leiſe auftritt, iſt um deswillen nicht weniger tief, ſicher und ergreifend, denn ſie tobt nicht lärmend an den Peripherien herum, ſie ſucht den centralen Halt zu behaupten, um das ganze Leben der modernen Zeitfragen in feſtem Verbande zu erhalten und auf die Quelle deſſen, was noth thut, immerdar wieder zurückzuführen. Man leſe ſeinen gediegenen Aufſatz über Pauperismus, und man fühlt, wie ſich die deutſche Wiſſenſchaft der Jetztzeit um den naheliegendſten Lebensgehalt bekümmert,

*) Erſter Theil. Leipzig, bei Göſchen.

Digitized by Google

wie durchdringend jetzt die Ineinanderbildung von Leben und Wiſſenſchaft möglich wird. Zugleich liegt in dem Aufſatze am Tage, wie ſehr ſich die forſchende Wiſſenſchaft in Diction, Wendung und Waffenführung der Rede all der glänzenden Helligkeit und der ſchlayfertigen Kraft bemächtigt hat, womit der Geiſt einer jugendlichen Zeit neue Bahn brach. —

Friedrich Bülau betritt in ſeiner Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems ein anderes Feld ſeiner Forſchung, und der Leſerkreis, welcher bisher ſeinem Wirken, ſeiner Denk- und Anſchauungsweiſe mit Achtung folgte, wird ihn auf dieſer Bahn mit um ſo größerem Intereſſe begleiten, als die hier niedergelegten Gedanken, nach des Autors eigenem Geſtändniſſe, die Lieblingskinder ſeines Geiſtes ſind, die mit ihm aufwuchſen, ſich vervollſtändigten, abrundeten und zu einem feſten geordneten Gewebe verbanden, ehe ſie ſich zur Mittheilung drängten. Die Darſtellung, wie die gegenwärtigen unter den europäiſchen Staaten beſtehenden rechtlichen und politiſchen Verhältniſſe ſich ausbildeten, iſt die Aufgabe des Werkes, welches zwar die Geſchichte nicht darſtellen ſoll, aber für die Erkenntniß und richtige Beurtheilung der geſchichtlichen Ergebniſſe von großer Wichtigkeit iſt. Denn während das Buch keineswegs die Ereigniſſe, ſondern die Verhältniſſe, unter denen jene ins Leben traten, betrachtet, ergänzt es die Lücke, welche ſich zwiſchen der äußern formalen Geſtaltung der Begebenheiten nnd ihrem innern Werden und Gedeihen findet; und wieder wird der Blick zurückgeführt auf die formalen Wechſel und Veränderungen, wenn in der bloßen politiſchen Geſchichte, in der Erzählung der Begebenheiten die Wirren im Innern der geſammten Staatenwelt ihn abziehen von den verloſchenen oder verſchobenen Linien, die die äußern Scheidungen der Einzelſtaaten begrenzen; der Zuſammenhang der Urſache und Wirkung, die Harmonie des innern Seelenlebens der Staaten und der äußern Erſcheinung deſſelben rollt ſich uns auf, und vor dem Auge des aufmerkſamen Betrachters löſen ſich die Probleme, an denen die Menſchheit arbeitet. Allerdings verliert bei dieſer Betrachtung manche hiſtoriſche Partie, der man mit beſonderm Vergnügen ſeine Aufmerkſamkeit zu widmen pflegte, ihren poetiſchen Nimbus und eigenthümlichen Reiz; wo man gewohnt war, einen rein geiſtigen Impuls zu erblicken, tritt oft die kalte phyſiſche Nothwendigkeit uns gebietend entgegen und manches vielgeprieſene individuelle Streben, welches in ſeinem glücklichen Erfolge die Bewunderung der Welt erzielt hatte, verliert ſich bis zur Unbedeutendheit in der Anſchauung des zufällig oder nothwendig günſtigen Zuſammenwirkens gegebener Verhältniſſe; aber es wird dafür die Ueberzeugung gewonnen, daß das Leben der Staaten ein unaufhaltſam fortſchreitendes, auf unwandelbaren Geſetzen beruhendes ſei, und das Bewußtſein, daß keine Macht der Welt daſſelbe zu erſchüttern vermöge, tröſtet eben ſowohl über die verlorenen Reize der Einzelnheiten, als über die ſcheinbaren Rückſchritte, die ein geſammtes Staatenſyſtem, oder ſeine einzelnen Glieder, in ſeiner natürlichen Lebensentwickelung machen könnte. — Es iſt nicht zu läugnen, daß eine Art von Prädeſtination in dieſer Anſchauung des Staatenlebens liegt, die noch erhöht wird auf dem Standpunkte, auf den uns der Verf. in der Einleitung und Vorgeſchichte ſeines Werkes hinführt. Das Ringen des Individuums zum Zwecke der Vervollkommnung ſtaatlicher Zuſtände ſcheint wenigſtens nutzlos, und das Streben einzelner Völker nach einem gewiſſen Ziel ein vergebliches zu ſein; da aber das Schickſal der Staaten nur aus den natürlichen ureigenthümlichen Elementen ihrer innern Beſtandtheile und den unvermeidlichen Einflüſſen äußerer Verhältniſſe, wie Lage, Klima u. ſ. w., prädeſtinirt wird, ſo iſt die Erkenntniß dieſer Eigenthümlichkeiten auch vermögend, dem Individuum den geeigneten Platz ſeiner Thätigkeit anzuweiſen und ſeinem einzelnen Wirken eine feſtere, des Erfolges gewiſſere Richtung zu geben. Unſtreitig ſind es auch dieſe Ideen, die nach der Meinung des Verf. erſt nach der Vollendung des Werkes genügend erkannt werden können, denn erſt bei ihrer Anwendung auf die Geſchichte der neuern Zeit wird es ſich zeigen, in wie fern dieſelben mit den letzten Geſtaltungen des Völkerlebens und der ganzen Geiſtesrichtung unſerer Zeit im Einklange ſtehen; nicht als ob eine als wahr erkannte Idee gerade unſerer Zeit als eines Prüfſteins bedürfte, ſondern weil ihre Zuſtände uns näher liegen, und es uns leichter iſt, an ihnen die Wechſelwirkung und Harmonie der Idee mit dem Leben zu erkennen und zu beurtheilen. — Der vorliegende erſte Band enthält eine Geſchichte der Elemente des europäiſchen Staatenſyſtems in ihrem urſprünglichen Zuſtande, in ihrer erſten Vereinigung unter Karl dem Großen und ihrer bald nachher wieder erfolgten Trennung, dann eine Geſchichte des Syſtemes ſelbſt und der wechſelnden Kämpfe des Hauſes Habsburg mit Frankreich um die Präponderanz, endlich die Geſchichte deſſelben unter dem Prinzipate Spaniens bis zum weſtphäliſchen und pyrenäiſchen Frieden. Der zweite Band ſoll die Zeit bis 1789 nnd der dritte die Zeit von 1789 bis auf unſere Tage umfaſſen. Man kann nur mit großer Erwartung der baldigen Fortſetzung eines Werkes entgegen ſehen, welches in ſeinem Fache eines der bedeutendſten der letzten Zeit zu werden ſcheint, und mit welchem der Verf. jedenfalls einen tüchtigen Grundſtein zu einer allgemein gültigen Hiſtorik legt, während er zugleich einem wirklichen Bedürfniſſe abhilft, indem die Geſchichten des Staatenſyſtemes von Heeren und Pölitz lange nicht ſo umfaſſend ſind und überhaupt von einem ganz andern Standpunkte ausgehen, als das vorliegende.

R. B.

Notiz.

[Karl Hoffmeiſter über Schiller.]

Als Supplement zu Schiller's Werken erſcheint in Stuttgart bei Balz ein Werk, das des großen Dichters Leben, Geiſtesentwickelung und Werke auf das genaueſte und umfaſſendſte im Zuſammenhange darſtellt. Dr. Karl Hoffmeiſter, der geiſtvolle Verf. des Romeo, eines pädagogiſchen Romans, hat den größten Beruf zu dieſer Arbeit. Die erſte Abtheilung erſchien bereits, ſie gibt Schiller's Jugendentwickelung bis zum Don Karlos 1786.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 61. — den 26. März 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

III.

Ich habe Ihnen den Schwaben in ſeiner individuellen Behabung geſchildert, und damit unmittelbar die Elemente der ſchwäbiſchen Geſelligkeit auseinandergeſetzt. Elemente der Geſelligkeit? Nun ja, oder auch Ungeſelligkeit; denn allerdings findet ſich für das geſellige Leben im Schwabenlande ein wenig feuchtbarer Boden. Ich weiß, mit welcher Begeiſterung der Schwabe von dem leichten, beweglichen Tone ſeiner Nachbarn zu eezählen weiß, wie er erſt recht eigentlich cultivirt wird, wenn ihn ein Beamten- oder Reiſeſchickſal namentlich in fränkiſche Gegenden verſchlägt, wie ungern er das ſchöne, vergnügliche Leben verläßt, wenn ein höheres Geſchick ihn abruft. Nämlich auch hier bewährt der Schwabe ſeine unendliche Bildungsfähigkeit — wie er die reichſte, umfaſſendſte Anlage beſitzt, welche nur der Anregung und Entfaltung harrt. Er hat Alles, aber es fehlt ihm die Art, die Form, die Geſchicklichkeit, es geltend zu machen; er hat ein tiefes, kräftiges Leben, nur das savoir vivre fehlt ihm.

So iſt denn die ſchwäbiſche Geſellſchaft ausſchließlich wie die deutſche überhaupt, aber ich zweifle, ob dieſe Ausſchließlichkeit irgendwo theils ſo umfaſſend, theils ſo wenig drückend iſt. Deückend iſt ſie nicht, denn man fühlt kein Bedürfniß nach größern Kreiſen, es fehlen alle Vorausſetzungen und Bedingungen dazu; verſucht man es dennoch, ſo wird es ſteifer und langweiliger ſein als irgendwo. — Die Akademie gibt hier viele Belege. Es ſammelt ſich Gleich zu Gleichem, man trinkt, man ißt, man raucht und ſchwätzt zuſammen, bis man — auseinandergeht. Weitere Bezüge machen ſich ſelten geltend, und Verhältniſſe, wie ſie auf andern deutſchen Univerſitäten ſich geſtalten, ſind da unerhört. Gewöhnlich gaben daher auch Ausländer, namentlich Norddeutſche, den Ton an, ſie bildeten die Mittelpunete für gegeſellige Kreiſe — freilich auch oft die Leichen, um die ſich die Raben ſammelten.... Mit welcher Verwunderung hört und lieſt der Schwabe von jenen Cirkeln, wie ſie in Berlin und Halle, in Leipzig und Göttingen — unter einem Wolf, Schleiermacher u. A. Statt fanden und noch finden. Ich möchte als Grund für den relativen Mangel an höherer Geſelligkeit den Mangel an bedeutenden Männern — nicht der Wiſſenſchaft und der That, ſondern des unmittelbaren Lebens bezeichnen, wenn dieſer Mangel nicht vielmehr ſelbſt durch jenen bedingt wäre. Hegel vermochte in Berlin einen Kreis um ſich zu vereinigen, in Tübingen hätte er es ſicherlich nicht vermocht. Leben und zu leben wiſſen iſt eine Kunſt, eine Wiſſenſchaft, die auch ihr Studium, auch ihre Uebung und Bildung fordert. Aber bedeutend als Mann des Lebens und der Geſellſchaft vermag blos der zu ſein, der Takt und Gewandtheit, Reichthum und Gefälligkeit der Formen genug hat, eine Macht zu bilden und ſich als lebendigen Mittelpunct zu behaupten, ohne einſeitig zu dominiren. Aber dieſe Vorausſetzungen fehlen der ſchwäbiſchen Individualität, je bedeutender die Geiſter, deſto

Digitized by Google

ſpröder, unergiebiger und abſtoßender für das Leben. Dem Schwaben wird es ſtets unheimlich ſein in einer großen Geſellſchaft, er verſteht es nicht, ſich immer in die rechte Beleuchtung zu ſtellen, das Parket iſt ihm zu glatt für ſeinen tapfern Schritt, es fehlt die Tournure, die Zunge verſagt ihm die leichtfertigen Dienſte, der Geiſt vermag ſich nicht über die Nähe des unmittelbar Gegebenen und Stofflichen mit leichter Wendung hinwegzuſchwingen — und die Arme vollends, was ſoll er mit dieſen anfangen, welch ein unbequemer Ballaſt, konnte er ſie nicht ablegen wie Hut und Stock, ſo legt er ſie wenigſtens zuſammen.

Dieſer Unmittelbarkeit wird es natürlich erſt wohl in den kleinen, geſchloſſenen Privatzirkeln — in den „Kränzchen" — in den Freuden und Genüſſen im engern — Sinn und Zimmer. Man iſt ſich an beſtimmten Tagen und Orten ſeines Cirkels von Bekannten verſichert; die wahlverwandten Genien laſſen ſich gemeinſam von einer ſoliden Weinſchenke anziehen und genießen ſich in cordialer Gemüthlichkeit. — Nach zwei Seiten öffnet ſich die Perſpective für die Damenwelt — Damenunterhaltungen mit Stricken und Tanzen in einem Geſellſchaftsſaale, mit Muſik und Bier in einem Geſellſchaftsgarten. Das iſt eine neue, treffliche Erfindung, die guten Leute ins Leben herauszulocken. — Seit einigen Jahren blüht namentlich in Stuttgart eine Muſik und Bier liebende Societät unter Gottes ſchönem, freiem Himmel. Eine grandioſe Actien-Bierbrauerei hat ſich zu Befriedigung der größern Conſumtion an Bier und Muſik erhoben, und die Damen theilen nun, mit dem Bierglaſe in der Hand, das ſüße Geſchäft des Trinkens mit den Männern. Diätetiſch und geſellſchaftlich erfreulich zugleich! Man klagt in Schwaben viel über das einreißende Biertrinken, doch ſind wenigſtens die Beſorgniſſe ungegründet, daß der Wein deswegen auf den Boden laufen müßte. Es wird nur um ſo mehr getrunken. Aber eine Aenderung in der Geſittung mag es zur Folge haben. Schwaben iſt ein Weinland, und das Weintrinken iſt etwas ariſtokratiſch. Das will ein kleines Tiſchchen, ein behagliches Zimmerchen, einige gute Freunde; es braucht keine Muſik, keinen blauen Himmel, keinen Putz und keinen Sonntag. So iſt der Wein ganz für die „Kränzchen" geſchaffen, in denen man ſich langſam und mit Weile an dem guten Trunke erlabt und „mit Verſtand trinkt", wie es der Schwabe ſo gar gern hat. Das Bier liebt aber nicht die Iſolirung — der Gläſer und Gäſte; Glas auf Glas, Gaſt auf Gaſt, ſo iſt erſt ein rechtes Leben. Wo zwei oder drei beiſammen ſind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen — alſo der Wein; das Bier aber verlangt das zu Dutzenden und Hunderten, das Bier iſt aller Ariſtokratie des haut-goût feind. So heißt es denn, die Leute an einander rücken, hoch und nieder, reich und arm, häßlich und ſchön — Alles iſt freundlichſt von Vater Gambrinus eingeladen. Das iſt die ſociale Bedeutung des Biers, und in der Annäherung der Stände, in der Veröffentlichung des Genuſſes, in der allgemeinen Verbrüderung der Genießenden hat es ſeine Wirkungen auch auf die ſchwäbiſche Geſellſchaft bereits bewährt. Ob es aber von einem tiefern bleibenden Einfluß ſein wird, will ich nicht entſcheiden. Bis jetzt iſt das Bier nur das officielle, das öffentliche Getränk; ein gutes Gläschen Wein bleibt immer der Haustrunk und temperirt wohl die dicken Hopfendünſte auf wohlthätige Weiſe ....

(Die Fortſetzung folgt.)

Sonette von Karl Beck.

(Fortſetzung.)

36.

Loth's Weib verwandelte zur Säule ſich,
Als es zurückgeſchaut ins Thal der Plage:
So wird zum Stein die Seele mir, wenn ich
An todte Sünden rückzudenken wage.
Der Schwermuth Wolke weinte bitterlich
Aus meinem Aug', in herbſtlich ſtiller Klage, —
Da war mein Herz ſo wüſt, ſo arm an Duft,
Und läutete ſich ſelbſt zur Todtengruft.
Mir ſchien beneidenswerth der Kriegesheld,
Er kämpft, er ſtirbt auf offnem Schlachtenfeld,
Von Hunderten umringt, ein kühner Ritter;
Jedoch, allein! allein! o ſchrecklich Wort!
Nicht Tod! nur Nacht! — Die Ketten raſſeln fort,
Man lehnt das müde Haupt an Eiſengitter.

37.

Doch nun umſchweben mich des Lebens Mächte,
Verheißen mir der Erde ſüßen Schaum!
An meines Liebes wetterſchwüle Nächte
Hingſt du den Mond, die Sterne und den Traum.
Wohl ſchien es mir, daß hinter Nebelräumen
Noch eine neue Welt verborgen tagt, —
Doch machte mich der Zweifel ſtets verzagt,
Und hieß es Hirngeſpinnſt und hohles Schäumen,
Bewimpelt fliegt die Bilderflotte fort,
Von tauſend Lichtern iſt die Fluth erhellt,
Faſt will ich wie Kolumbus Freuden weinen;
Und Land und Land! — ſo ſchallt es hier und dort,
Die neuentdeckte, längſtgeahnte Welt,
Sie liegt vor mir mit Gold und Edelſteinen.

Digitized by Google

38.

Die Zauberin, die mir den Frieden ſtahl
Heißt mich im Augenblick ein Jahr zu leben:
Den weißen Vorhang ſah ich niederſchweben,
Und meine Wangen wurden wieder fahl.
Du rollſt ihn auf, — und Frühling wird's im Thal,
Entflognen Schwalben gleich, die heimwärts ſtreben,
Wenn ſie erkannt des Lenzes buntes Weben:
So kehren Glück und Freuden ohne Zahl.
Du lächelſt ſchlau, — und Herbſt und Trauben blühen!
Ich ſchlürfe luſtbegeiſtert, daß ich trunken
Im Traume, in die Arme Dir geſunken!
Du ſiehſt mich liebend an — und es erglühen
Die Augen mir, wie tauſend Sommerſonnen, —
Als Regen kommt die Thräne nachgeronnen.

39.

O, hohes Glück! Du höchſtes Glück der Erde,
Wenn das Geſtändniß noch am Herzen nagt,
Sich Antwort gibt, wenn es ſich ſelbſt befragt,
Zu ziehn nicht wagt vom heimathlichen Heerde!
Ob es der fremde Buſen pflegen werde,
Das iſt's, warum er bang' erſchreckt und zagt. —
O, Zeit, wo nur den Gruß der Jüngling wagt,
Zieht er vorbei, mit freundlicher Geberde!
Wenn an dem Hauſe, wo ſein Liebchen ſinnt
Sein unermeßlich großes Reich beginnt,
Und dennoch ſchon am letzten Pfahle endet;
Und wo das Mädchen, mit des Tuches Schnee
Die Roſenwange deckt, voll Liebesweh,
Wenn es verſtohlen ihm ein Küßchen ſpendet!

40.

So nimm den erſten Kuß voll Duft und Gluth,
Aus offnen Händen werf' ich ihn hinüber!
Du fliehſt vom Fenſterlein? Mir ſtarrt das Blut,
Und mein Gemüth wird trüb' und immer trüber.
Du fliehſt? ich ſende ſchnell dir Häſcher nach,
Die Wünſche ſend' ich nach mit leichten Schwingen,
Die ſchöne Räuberin zurückzubringen,
Die meines Herzens Wunderſchrank erbrach.
Sie fliegen fort, ſie fliegen auf und nieder,
Sie kehren raſch mit Neugeworbnen wieder,
Dich bringen die Geſandten nimmer mit, —
Wo du nicht biſt, da mag ich auch nicht leben,
So will ich denn mit kühnem Sturmesſchritt
Auf den Gedanken weit und weiter ſchweben.

41.

Wo bin ich jetzt? Iſt das nicht Frankreichs Erde?
Was will ich hier, ich wahnerhitzter Thor?
Ich komme mir doch ſelbſt auf deutſchem Heerde,
Wo Alles ſchlaft, ein lautes Frankreich vor:
In meines Hirnes Kammern heiße Reden,
Mit kühn Napoleoniſcher Gewalt
Die Welten unerſättlich zu befehden, —
Der Friede, oft beſiegelt, hat nicht Halt.
Die Phantaſie mit flatterhaften Sinnen
Iſt der verwachſne Mönch im Fürſtenbrame,
Sich ſchaukelnd auf des Glückes ſchwankem Brette,
Wo aber Früchte treibt des Rechtes Same,
Mein ſtilles Herz, im tiefſten Buſen innen,
Das iſt der alte treue Lafayette.

42.

Paris! wenn einſt die Menſchheit ſehen wollte
Die Weltgeſchichte auf dem Richterſtuhle,
Wie ſie den Freiheitsbrief der Zeit entrollte,
Ging ſie zu dir, ein Schüler, in die Schule.
Die Flammen ſtiegen nur aus deiner Eſſe,
Die Welt war Lear, — du warſt der Narr darin,
Der uns enthüllt des Lebens tiefſten Sinn
Bei dem Geklingel deiner Schellentreſſe.
Der Narr iſt mit dem Ernſt nicht mehr vertraut,
Die Straßen ſind nur aus Gewohnheit laut,
Die Freiheit iſt zur Mumie geworden.
Ach, nur ihr Balſam lockt die Völkerhorden. —
Lebend'ges Schattenreich! Die Heldenſpur,
Und Volk und Fürſt — ſind blaſſe Schatten nur!

43.

Und lebt ſo gar nichts denn in dieſem Schwarme?
Mich faßt die Zeit mit ihrem Rieſenſchmerz, —
Vermodert — hier, die größten Heldenarme,
Vermodert — hier, ein fremdes, großes Herz.
Hier ſtarb der Mann, er ſtarb, — doch auf dem Schilde,
Zu deſſen Thaten ich die Träume wob,
Vor deſſen ſchmerzlich wundgeſchlagnem Bilde
Ich meinen Hut wie vor dem Kreuze hob.
Wie hieß man ihn? Den alten, tollen Schwätzer,
Des Hohnes Bogen ward für ihn geſpannt;
Es ward für dieſen gottverdammten Ketzer
Des Haſſes Scheiterhaufen angebrannt. —
Ach, er umarmte freudig alle Qualen,
Sie kamen ja von heimathlichen Thalen!

(Die Fortſetzung folgt.)

Deutſche Romane.

Spinoza. Ein hiſtoriſcher Roman von **Berthold Auerbach**. Zwei Bände. Stuttgart, Scheible.

Der Verfaſſer beabſichtigt, laut der Vorrede, unter dem Titel: „Ghetto" (Ghetto heißt das Judenviertel zu Rom und Venedig) eine Reihe hiſtoriſcher Zeit- und Sittenbilder aus dem Leben der Juden darzuſtellen, und von dieſer Reihe bildet vorliegendes Werk die erſte Abtheilung. Weiter ſagt der Verfaſſer: „Das jüdiſche Leben zerfällt nach und nach, ein Stück nach dem andern löſt ſich ab; darum ſcheint mir, daß es an der Zeit iſt, Poeſie und Geſchichte und beide vereint ſeine Bewegungen im Bilde feſthalten zu laſſen. — — So wenig ich nun dieſe Bilder unmittelbar für den Zweck der religiöſen oder moraliſchen Aufklärung aufzuſtellen gemeint ſein kann, ſo wenig habe ich hierbei den einzigen und

Digitized by Google

höchſten Lebenszweck der für den Fortſchritt arbeitenden Juden, die Emancipation, im Auge. Poeſie iſt ſich höchſter und einziger Selbſtzweck.“

Somit hat uns Auerbach auf ſeinen Standpunct geführt. Welchen ſoll der Kritiker einnehmen? — Es iſt nöthig, daß er den Roman in ſeine drei Theile zerlegt, in ſeinen hiſtoriſchen, ſeinen philoſophiſchen und ſeinen romantiſchen. — Den Typus des eigentlich hiſtoriſchen Romans, wie ihn Walter Scott gegründet, finden wir hier nicht; wir finden nur den Verſuch, den hiſtoriſchen Bildungsgang eines Individuums an einem romantiſchen Schema zu entwickeln. Dieſer Roman iſt ein weſentlich biographiſcher, und ſo hätte ihn auch der Verf. nennen ſollen. Es kam hier darauf an, nachzuweiſen, in welchen Umgebungen, durch welche Einflüſſe, aus welchen charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten ſeines Ich's heraus Spinoza der Denker, der Pantheiſt, der Skeptiker, der Philoſoph geworden iſt, als welcher er, ein ruhmwürdiges Zeugniß von der Kraft mit welcher ein Einzelner eine Welt von Gedanken umfaſſen, und das Kettengewirr von tauſend gäng' und gäbe gewordenen nutzloſen Gedankenſpielen, Vorurtheilen und ceremoniellen Geſetzesauslegungen durchbrechen mag, vor den Blicken der Nachwelt ſteht. Dieſe Partie des Buches iſt dem Verf. unſtreitig ſehr wohl gelungen. Der philoſophiſche Beſtandtheil legt ſich, wie natürlich iſt, ganz genau auf die vorgezogenen Linien des Spinoza'ſchen Syſtems, und in dieſer Hinſicht iſt das zweiundzwanzigſte Capitel, worin der Verf. ſeinen philoſophiſchen Helden mit eigenen Worten reden läßt, von vorzüglicher Wichtigkeit. Man wird hier auf eine klare und anſchauliche Weiſe in die Hauptparagraphen des Spinoza'ſchen Glaubens eingeführt. Zwiſchen dieſen Partien ſchlägt ſich die romantiſche Brücke herüber und hinüber. Was Roman an dem Buche iſt, erſcheint beſonders glücklich im erſten Theile verarbeitet; im zweiten ſtört die häufig ſich aufdrängende Modernität des Ausdrucks. Da ſprechen die Leute, wie etwa Tieck in unſerer Zeit, bereits von Poeſie und Ironie; Einer führt ſogar den Ausſpruch des Shakſpeare'ſchen Falſtaff an, daß er ſich für Kanonenfutter zu gut halte; der Eine iſt ein Mann von Bildung, der Andere beſitzt phyſiognomiſche Routine, ein Dritter anticipirt dem Schiller die Sentenz: der Rauſch erfindet nichts, er ſchwatzt nur aus; kurz, dieſe Leute des 17ten Jahrhunderts ſprechen gerade wie wir, wie die Helden, die wir aus der modernen Zeit herausſchlagen, um ſie romantiſch zu verarbeiten, gerade, als ob ſie den Schiller geleſen, im berliner Auditorium Nr. VIII. den Hegel gehört, und ſich mit der in unſern Taſchenbüchern gebräuchlichen Geſprächsform vertraut gemacht hätten.

Trotz dieſer Ausſetzungen empfehle ich das Buch als ein ſehr leſenswerthes und mit Fleiß und Talent gearbeitetes, nur daß für unſer philoſophiſches Publikum zu viel Roman, für unſer romantiſches Publikum zu viel Philoſophie darin iſt. — Die Vorrede enthält auch eine kleine Polemik gegen Menzel, von dem Auerbach ſagt, er habe nie offen und redlich geantwortet; auch ſei an ihm keine Ritterehre mehr zu holen; aber Pflicht eines jeden Kritikers ſei es, ſich offen und unumwunden über Menzel's Treiben auszuſprechen. Menzel's erſtes Gebet ſei: „Ich, Menzel von Cotta's Gnaden, bin der Herr, dein Kritiker — du ſollſt keinen andern Kritiker haben neben mir.“ Sehr ſpaßhaft vergleicht der Vorredner Menzel'n mit dem Pandurenführer Menzel, der im Jahre 1742 ein Decret von Ried aus erließ, worin er ſeinen Feinden mit Aufhenken und Naſen- und Ohrenabſchneiden droht.

M

Notizen.

[Holtei's „Shakſpeare in der Heimath“ auf der leipziger Bühne.]

Dies vieractige Schauſpiel ſahen wir neulich zum erſten Male auf der leipziger Bühne. Der Zettel lockte uns, die Namen Shakſpeare und ſeines Freundes Southampton, ſeines Vaters John, ſeiner Mutter Mary, der Tochter Suſanna, dieſe ſind ſchon als Namen, als bloße Schatten eines Schattens, der des größten Dichters Leben darſtellen will, nicht bei Seite zu ſchieben. Ich war nicht ſehr begierig darauf, wie ein Holtei einen Shakſpeare reden läßt, aber man muß ſagen, das Stück iſt geſchickt gemacht, der gewandte Holtei hat alle bekannte Züge glücklich benutzt, und die Hypotheſe, William und Southampton hätten eine Zeit lang denſelben Gegenſtand der Neigung gehabt, wie die Sonette des Dichters verrathen, hat er in die Wirklichkeit gerufen, und die junge coquette Witwe Roſaline untergeſchoben. Holtei hat im Grunde nichts als ein Iffland'ſches rührendes Familiengemälde daraus gemacht, die Verſöhnung zwiſchen dem Alten in Stratford und dem fortgelaufenen William, der in London ein großer Dichter wurde, iſt die Hauptſache geworden, aber der Reichthum der Situationen, auch die Charakteriſtik von Shakſpeare's Zuſtän[illegible]n in der Hauptſtadt, das alles iſt ſachlich ſo intereſſant, [illegible] man das Bild von Shakſpeare's Geiſte, das im Innern des Zuſchauers lebendig iſt, leicht und gefällig ergänzt fühlt, und nicht ohne Behagen von dem in der That begeiſterten Holtei ſcheidet, der den Grafen Southampton ſagen läßt, dieſe Verſöhnungsſcene ſei rührender als irgend etwas in Shakſpeare's Werken. Wenn nämlich der Maßſtab der Iffland'ſchen Rührung der gültige iſt, dann allerdings.

Von den Darſtellern muß Herr Reger herausgehoben werden; er gab den alten Wollhändler in Stratford wahrhaft gelungen, durchaus trefflich. Hr. Schenk gab den Shakſpeare, Hr. Düringer den Southampton, Madame Deſſoir die Königin in der ſchwarzen Maske, Madame Schenk die Roſaline. Einige von den ehrenwerthen Herren ſprachen die engliſchen Namen miſerabel. Der College Shakſpeare würde ſie freilich nicht blos deshalb desavouiren.

[Lieder von Mendel.]

Von Mendel, Organiſten in Bern, ſind vierſtimmige Lieder für Männerchor erſchienen, auch der „Gruß aus Bethi im Mai“ für eine Stimme. Recht friſche Bergluft athmet in dieſen einfachen Liedern.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienſtags — 62. — den 27. März 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Sonette von Karl Beck.

(Fortſetzung.)

44.

Wer zürnt, wenn dieſes namenloſe Weſen
In meinen Liedern ewig wiederklingt?
Wenn ſeinen Namen [illegible] Lerche ſingt,
Wenn ich in lauſ[illegible]augen ihn geleſen?
Du liebſt die Roſe? Nun, ſo brich ſie dir.
Ihr liebt die Nachtigall? So lauſchet ihr;
Ich liebe ihn, ich ſpiele mit dem Stabe
In ſeiner Hand, ein träumeriſcher Knabe.
Man ſchreibt auf Fenſterſcheiben theure Namen,
Sie bleichen aus; — von einem Hauch erfriſcht
Erſtehn ſie jugendlich im blanken Rahmen:
Ich ſchrieb den ſeinen in des Herzens Wunde;
Wenn ihn ein düſtrer Augenblick verwiſcht,
Weckt ihn der andre mit dem Geiſtermunde.

45.

Die Templer zogen einſt nach fernen Reichen,
Auf weißem Kleid des Kreuzes rothes Zeichen:
Ihr Lieder hin, — Geſchwader auf Geſchwader,
Auf bleicher Stirn des Grames rothe Ader,
Zu ſeines Grabes Allerheiligthume,
Und raubt ein Stück der gottgeweihten Erde;
Doch ſcheint es mir, daß eine zarte Blume
In dieſer Erde kaum gedeihen werde.
Den Baum nur der Erkenntniß darf ſie tragen,
Und wer davon genießt, dem wird es leicht,
Den Geiſt der Zeit zu ſehn im Flammenglanze.
Wenn unſre Aſche längſt der Sturm verſchlagen,
Dann trägt ſie erſt, von Thränen längſt erweicht,
Auch Roſen zu der Freiheit Hochzeitskranze.

46.

Als du zuerſt gebrauſt wie Wirbelwind,
Verſtand ich's nicht, — jedoch vernahm ich oft,
Wie man auf dich geſchworen und gehofft —
Da war ich noch ein mährchenvolles Kind.
Als ich ein Jüngling ward, vom Liede trunken,
Da waren Jene, — tolles Faſtnachtsſpiel —
Zu krüppelhaften Kindern eingeſunken,
Nicht faſſend dein beneidenswerthes Ziel.
Sie riefen dir: O, Thor, im Köhlerglauben,
Daß um die Sonne ſich die Erde dreht,
Du wollteſt ihr den ſüßen Frieden rauben,
Und weißt, daß ſie ſo gerne ſtille ſteht. —
Die großen Kinder an der Bruſt der Amme,
Die ſich die Hand verbrannt an deiner Flamme!

47.

Mir graut vor dir, Europa, alte Welt!
Wem heiß, wie mir, das Blut die Pulſe ſchwellt,
Der liebt nicht deine buntbemalten Wangen,
Und Brüſte, die erſchlafft herunterhangen.
Einſt warſt du ſchön, der Jugend roſig Blut,
Das Völkerglück, verklärte dich mit Prangen,
Da war dein Buſen hochgeſchwellt von Muth,
Von Muth, den hunderttauſend Schwerter ſangen.
Du warſt ſo ſchön, ſo liebevoll, ſo jung,
Das iſt vorbei. — Die Rückerinnerung,
Sie fächelt dir, doch nimmer mir die Gluthen.
Zu deiner jüngern Schweſter fortgeſtürmt,
Die nimmer hinter Büchern ſich verthürmt,
Zur wilden jungen Welt, durch graue Fluthen!

48.

Seid mir gegrüßt, ihr Berge, ihr Titanen!
Ihr ragt ſo kühn hinauf zum blauen All,

Von euren Wangen ſtürzt der Waſſerfall,
Euch Trotzigen ein mildverſöhnend Mahnen
Dem Menſchen gleich, — er recke ins Wolkenland
Des Uebermuthes räuberiſche Hand,
Indeß die Thräne, die ſein Auge feuchtet,
Dem Wohl der Welt und ihrem Wehe leuchtet.
Sei mir gegrüßt, du ſtiller Waldesfriede!
Ihr Bäume in der Hoffnung grünem Kleid,
Ausrufungszeichen in des Schöpfers Liede!
In dieſes Zeichen legt man Luſt und Leid,
So liegt im Urwald, liegt in jedem Baume
Der Erde Wohl und Weh in tiefem Traume.

49.

Ich lege mich, erkrankt, in eure Wunde,
Daß ich vom ſüßen Kinderhauch geſunde.
Ihr Sprößlinge des Waldes werdet laut,
Wie ſich ein Kind dem andern vertraut —
So kündet, vom Zephire ſanft bewegt,
Was euch ein Gott ins große Herz gelegt.
Ihr ſchüttelt das Gelock im edeln Stolz?
Hat Dich der Stolz gebläht, du ſchlichtes Holz?
Verſtummend meßt ihr mich — und das iſt recht,
Denn ihr ſeid frei geboren, — ich ein Knecht.
Ihr wollt nicht ſpielen mit dem Knecht im Bund?
So hört denn Ernſt aus eines Knechtes Mund.
Ich ſage kühn, mit heiligem Erbeben,
Daß ihr die Weltgeſchichte uns gegeben:

50.

„Als Gott noch voll des jugendlichen Strebens,
Da ſchuf er dichteriſch den Baum des Lebens,
Er blies ihm die erhabne Sendung ein,
Entzückt vernahmen ſie die Engelein:
„„Der erſte Sprößling meiner Phantaſie
Es iſt die Welt, — ſie ſaugt noch an der Amme,
Aus dir ergeht, aus jedem Waldesſtamme
Der Traum des Paradieſes über ſie.““
Der Böſe rollte ſich herum als Schlange:
„„Ich haſſe ſie, — drum bring du ewig lange
Den Traum der Hölle der verfluchten Welt.““
Noch heute ſieht man hoch im Laubgezelt
Als Gottes Wacht, die Frucht, die blühend rothe,
Jedoch der Wurm dafür iſt Satans Bote.

51.

Und ſo geſchah's. — Da war das Kreuz erſtanden,
Und für die Liebe ſtarb ein Gott darauf,
Die Götzen und die Menſchenopfer ſchwanden,
Im ſüßen Schauer wacht die Erde auf.
Da will der Böſe ſeine Götzen heben,
Nach Menſchenopfern geilt er mit dem Zahn,
Ihr muß der Baum die Scheiterhaufen geben
Und Ketzer würgt ein teufelvoller Wahn.
Es flog das Schiff, — die neue Welt erſtieg,
Die nach Jahrhunderten die gottverwandte,
Die Freiheit, der betagten Schweſter ſandte:
Da ſieht der Böſe den verlornen Sieg,
Und aus dem Baum wird dort das Joch gezimmert,
In dem der Menſch, der ſklavgewordne, wimmert.

(Der Beſchluß folgt.)

Briefe über Schwaben und Franken.

(Fortſetzung.)

Gehen Sie heute mit mir in eine Geſellſchaft. Sie haben lauter Leute aus gebildeten Claſſen vor ſich — aber ſind Sie unbekannt, ſo müſſen Sie ſich ſelbſt einführen. Warten Sie nicht auf ein zuvorkommendes, einladendes Anknüpfen und Anſchließen. Das Kränzchen iſt geſchloſſen, es iſt ein Cirkel von Bekannten, und Sie ſind ein Unbekannter! Sie müſſen die Initiative ergreifen, freundlich und mit einer gewiſſen Höflichkeit wird man Sie gewähren laſſen. Aber damit iſt immer noch nicht viel gewonnen, erſt müſſen Sie ſich einen Anknüpfungspunct erobert haben, wenn ſich ein näheres Verhältniß eröffnen ſoll. Geſchieht dies nicht von Ihrer Seite, ſo ſind Sie wohl ſtets gut gelitten, aber man verhält ſich gegen Sie paſſiv, man hält ſich zurück, denn dieſe wortkarge, trockene, ungriente Natur ſchließt ſich nur mit Mühe zu einer gewandten, ungezwungenen Gegenſeitigkeit auf. — Die Unterhaltung iſt ſelten lebhaft, nicht leicht aufgeregt oder wohl ſtürmiſch, man thut Alles mit Verſtand, und wirklich mit einem gediegenen, ſichern Blicke werden da wohl oft ſichere Intereſſen behandelt. Doch liebt es der Schwabe nicht, ſich in ſolchen Beſprechungen über allgemeinere Stoffe zu ergehen, dazu fehlt die Schwinge der Dialektik; kleine Späßchen, namentlich Anekdoten aus der Nähe, mitunter Klatſchereien, kurz die kleineren, individuellen und unmittelbaren Beziehungen machen ſich mit Vorliebe geltend. Nehmen Sie Fr. Bührlen als Repräſentanten dieſer Weinkränzchen-Geſelligkeit. Eine reiche Erfahrung auf individuellen Lebensgebieten, ein unſchädlicher Witz, ein geſunder praktiſcher Hausverſtand, harmloſe Gedanken über das Gegebene, ein treuherziger, gemüthlicher Ton laſſen die Paar Abendſtunden recht freundlich verdämmern. Denn am Abend erſt, wenn die Laſt des Tages in redlicher Arbeit getragen iſt,

„Wenn am Abend ſinkt die Sonnen
Iſt's dem Guten wohl zu gonnen,
Daß er in ſich gehe und denkt,
Wo man einen Guten trinkt,“

nach dieſem Normalverſe, den man in Schwaben ſo oft citiren hört, thut ſich's zum Kränzchen zuſammen.

Digitized by Google

Ich habe auf meinen Reiſen ſchon oft die Wirthshäuſer auf dem Lande mit eigenem Intereſſe beobachtet. Gewiß prägt ſich auch hier der Charakter, wie überall, reiner und beſtimmter aus. Hier wird nur von dem raſchen, rothen Landwein, kein Bier getrunken, hier iſt der Schwabe mitten in ſeinem Elemente. — Alſo, wenn am Abend ſinkt die Sonnen, beſinnt ſich der müde Arbeiter, wenn anders eine Wahl möglich iſt, in welchem Wirthshauſe er ſich ſein Schöppchen gönnen ſoll. — Er tritt ein, ſchwer und langſam, ſetzt ſich nieder, nachdem er die Mütze ein wenig gelüftet, und ruft dem Wirthe: „mir au oin Schoppe rauthe." Er zündet das Pfeifchen an und lehnt ſich in die Ecke oder ſtützt die matten Arme auf den Tiſch. Man wechſelt nur ſeltene Worte, hier und da wirft ein Vetter, ein Nachbar dem andern eine Rede hinüber. Nach und nach gefrieren wohl Köpfe und Zungen auf, und es geht ſchon etwas lebhafter her — aber geſetzt und ruhig, nur langſam ſetzen ſich die Maſſen in Bewegung. In einer ſchwerfälligen, für den Fremden namentlich durch das ſcht ſtatt ſt (iſcht ſtatt iſt) barbariſchen Sprache rücken die Colonnen vor, und mit gewiegter Sicherheit werden die Intereſſen des Tages beſprochen, Haus und Hof, Handel und Wandel; vielleicht wird auch etwas aus der „Zeitung" — der ſchwäbiſche Merkur iſt überall zu finden — aufgetiſcht von den „Ruſſe oder Törke oder Engeländer." Doch fehlt alle Leichtigkeit und Gewandtheit der Behandlung, das ewige „i moi-u eaba" (ich meine eben) gibt dem Ganzen einen ſchleppenden, unſichern Ton, der nie durch einen leichtfüßigen Witz, oft aber durch eine Grobheit, einen derben Spaß gewürzt wird. Am allerwenigſten läßt ſich einer gern „für einen Narren halten," er hat genug Verſtand, die Abſicht des Gegners im Augenblicke zu merken, aber die Ueberlegenheit hätte er nie, es ruhig über ſich ergehen zu laſſen und ſich ſelber der Satyre Preis zu geben. Das kann der Schwabe nicht, er nimmt alles zu ernſt, er iſt zu ſehr auf ſeiner Hut, er erträgt keinen Spaß, wenn er ihn betrifft, denn er iſt noch nicht ſo ſeiner ſelbſt mächtig, kennt ſich noch nicht ſo aus, daß er ſich nicht über dem Preisgeben einer Seite ganz zu verlieren glaubte. Vor dieſer Empfindlichkeit mag man ſich allen Ernſtes in Acht nehmen....

Natürlich, daß auch hier die Anekdotenluſt ſich ungeſtört ergeht. „Woiſch au ſcho-n" — weißt Du es auch ſchon, daß da und da, dem und dem, dieſes oder jenes begegnet iſt? Nur wenn etwa ein alter Dorfſchulze, oder ein Fremder, oder ein luſtiger Barbier, oder ein naſeweiſer Schulproviſor von Krieg und Frieden, von fremden Ländern und Völkern, von Politik und Geſchichte zu erzählen beginnt, da wird es ſtill, und mit offenem Munde ſitzen die Zuhörer da, verwundernd und kopfſchüttelnd, was doch nicht Alles hinter den Bergen ſei. Hier hört das „Meinen" auf, hier gilt es, mit Mund und Ohren aufzumerken „wie ein Hechelmacher." — Ja, hinter den Bergen! „Das wois me eabe net" — freilich, das weiß man nicht!....

Das ſociale Leben nimmt in ganz Schwaben nur wenige und ſelten allgemeine Lebens- und Weltbezüge in ſich auf, der Geſichtskreis iſt durch die Berge beſchränkt, und kein Wunder, wenn das Bewußtſein zwar darüber hinausblickt, aber mehr träumend als in wacher Gegenſeitigkeit in jenſeitige Lebensgebiete übertritt. Bemerkenswerth iſt, wie der Schwabe ſo ungern auf Reiſen geht, die Heimath feſſelt ihn zu ſehr, ein ganz eigenthümliches Phlegma hält ihn im „Vaterland," in der Vaterſtadt zurück. Zu dem kommt, daß er ſich ungern dem Geſpötte der Fremden ausſetzt, die den armen Schwaben ſo oft zur Verzweiflung bringen. Er iſt ſo feſt in ſeine Mutterſprache und Landesart verwachſen, daß er nur ſchwer in andere Rede- und Lebensweiſen ſich fügen kann; das Schwäbiſche iſt und bleibt ihm doch das beſte. — Die ehninger Krämer ſind deshalb von ihren Landsleuten faſt mehr als proſcribirt; in den Auswanderern aber beſtimmt ſich der Drang in die Weite und Ferne immer ſtets von vorne herein zum feſten Plan einer neuen Heimath. —

So bildet der ſchwäbiſche Stamm in ſeiner nationalen Eingeſchränktheit nur Eine große Familie, in der ſich Alles kennt und nennt als Seinesgleichen. Natürlich, je kleiner das Ländchen, deſto größer die localen Intereſſen und Sympathien, deſto inniger ſchließt ſich das Bewußtſein an das Unmittelbare und Nächſte, eines an das andere an, deſto mehr verwurzelt Glied in Glied. Da iſt keine Perſönlichkeit, die nicht allbekannt wäre, kein Ereigniß, ſei es auch noch ſo klein, das nicht alsbald von einer Gränze zur andern erſchölle, kein Wort fällt ungehört zu Boden, ohne alsbald von kleinern oder größern Läſterzungen, Anekdotenjägern und Klatſchblättern aufgefangen und aufgetiſcht zu werden. — Kennen Sie die ſchwäbiſche Journaliſtik? Nur ein Blatt ſprengt hinaus über die Berge und lehnt ſich an weitere ſociale Tendenzen an, aber je weiter es ſich von der Heimath entfernt, deſto unheimlicher kommt es dem Schwaben vor, und mit ſcheuem Blick ſieht er ſeine Botſchaft an, — ob der Franzmann ihn nicht verrathe und verkaufe. Der „deutſche Courier" iſt durchaus nicht volksthümlich

nicht „vaterländiſch.“ Selbſt der „Beobachter,“ ein Sohn des alten bekannten „Hochwächters,“ iſt kein eigentliches Volksblatt, d. h. er hat keine allgemeinen Sympathien im Lande für ſich. Er wirkt nur ins Einzelne und beſchränkt ſich faſt durchweg nur auf locale Intereſſen und verfolgt zum großen Ergetzen des ſchadenfrohen Leſers Schulzen und Gemeinderäthe, Ober-Amtleute und Nachtwächter. (D. F. f.)

Deutſche Romane.

Die Höllenbraut, oder: Die Feeninſel des 19ten Jahrhunderts. Natürliche Wundergeſchichte vom Verfaſſer des Romans: „Der Türk in Sachſen.“ Leipzig, in Commiſſion bei Karl Drobiſch.

Mit dem Romane, „der Türk in Sachſen,“ iſt der Verf. bedeutſam eingetreten in die Literatur; Erfindung und Anlage zeigten ein reiches und ſchönes Talent, welches ſich nicht feſtgehalten fühlte in dem ausgetretenen Gleiſe der Gewöhnlichkeit, ſondern mit Kraft ſeine eigene Bahn ſuchte und ſeinen Schöpfungen den Stempel der Originalität aufzudrücken vermochte. Auch in der Ausführung — obſchon in ihr die Schwächen des Romans lagen — offenbarte ſich manche Lichtſeite; Witz, Menſchenkenntniß, Phantaſie und eine geſunde Anſchauung der Dinge waren unverkennbar; nur der mitunter ſchwerfällige Styl, die oft verſchwimmende, oft überladene Färbung, und der Mangel eines haltbaren Fadens waren die Fehler, die die Kritik an dem Werke rügen mußte. — Wenn nun aber der Verf. meint, daß er die Winke der Kritik benutzt und dieſe Fehler in der vorliegenden Erzählung vermieden habe, ſo zeugt dies von einer Ueberſchätzung ſeiner Arbeit, die keinen wohlthätigen Eindruck auf den Leſer macht; man muß ihm zwar zugeſtehen, daß er die Charakteriſtik klarer und prägnanter durchführte und den Faden der Erzählung feſthielt; aber der Styl iſt mindeſtens eben ſo ſchwülſtig und mit geſuchten Bildern überladen, wie in dem erſtern Werke, und das vorliegende hat dabei noch bedeutende Mängel in Plan und Anlage. Der Verf. will ſeiner Erzählung den Reiz einer Wundergeſchichte, eines Feenmährchens geben, und glaubt denſelben dadurch zu erhöhen, daß er das Wunderbare nachher in eine kalte Natürlichkeit, in gewöhnliche Lebensproſa auflöſt. Das iſt ein unglücklicher Verſuch. Der Reiz des Mährchens, jener poetiſchen Blüthe des kindlichen Volksthums, beruht eben in der Unbefangenheit und Naivetät, womit es ſich der Wirklichkeit gegenüber ſtellt und für eine ſolche gelten will. Wer durch den nüchternen Gedanken, „das Erzählte könne nie geſchehen,“ in dem Genuſſe dieſer harmlos jugendlichen Dichtung geſtört wird, für den iſt ſie wahrlich nicht geſchrieben, und der Verf. wird ihn mit ſeiner „natürlichen Wundergeſchichte“ eben ſo wenig befriedigen; denn die Natürlichkeit derſelben iſt doch etwas gewaltſam herbeigeführt, und es laſſen ſich, eben weil das Wunderbare in unſerm Leben und unſerer Zeit fußen ſoll, bedeutendere Zweifel dagegen erheben, als gegen ein Mährchen, welches eine andere Welt zu ſeinem Schauplatze wählt, oder doch die Motive ſeiner Wunder in übermenſchlichen Einflüſſen findet. Demnach erſcheint es etwas keck, wenn der Verf. ſelbſt behauptet, daß die „Höllenbraut“ den Reiz des Mährchens, aber nicht den Mangel deſſelben habe, und man wird im Gegentheil mit Recht ſagen können, daß ſie den Mangel zur Schau trägt, ohne den Reiz zu bieten. Was uns hier geboten wird, iſt eine literariſche Puppen-Komödie, wie man ſie nur auf dem Jahrmarkte im Marionettenkaſten der ſchauluſtigen Kindermenge bieten kann. Der Hanswurſt leitet ſie mit einer Krähwinkliade ein, Feen und Dämonen führen ſie fort in hochtrabendem Schwulſte, und die nüchterne Lebensproſa endigt ſie mit einer hausbackenen Moral. Es iſt nicht zu läugnen, daß der Verf. in jeder dieſer drei Richtungen Gutes, ja mitunter Ausgezeichnetes geleiſtet hat; aber in der barocken Verbindung, wie hier die divergirendſten Gattungen der Romandichtung erſcheinen, können ſie unmöglich erfreuen, oder als ein Ganzes betrachtet werden. Hoffentlich wird der Verf. in der Wahl des Stoffes zu ſeinem neuen größern Romane, welchen er uns in der Vorrede verheißt, glücklicher und vorſichtiger geweſen ſein.

R. B.

Notiz.

[Duller über Grabbe.]

Seit dem Tode Grabbe's haben faſt alle Journale Deutſchlands über den Dichter des „Herzogs von Gothland“ und „Hannibal geſprochen, gefabelt und gedeutelt, ohne doch die ganze Weſenheit des ſeltſamen Menſchen erfaſſen zu können. Wurden auch die ſeltſamſten Gerüchte über ihn in Umlauf gebracht, ſo war dies nicht zu verwundern. Grabbe war kein Menſch wie andere Menſchen. Die Welt kümmerte ihn wenig, gegen Sitten und Gebräuche, gegen geſellſchaftlichen Verkehr hatte er eine an das Unbegreifliche grenzende Abneigung. Dieſe Seite hob man allein an ihm heraus. Die Veranlaſſung einer ſo ſeltſamen und traurigen Vereinſamung des Geiſtes, die von Verwahrloſung nicht gar weit entfernt war, blieb unermittelt. Es fehlten alle authentiſche Quellen. Immermann, der in der letzten Zeit am vertrauteſten mit Grabbe lebte, gab zwar in dem neueſten Jahrgange der dramatiſchen Originalien von Frank intereſſante Mittheilungen und eine Reihe Grabbe'ſcher Originalbriefe. Dennoch war auch dies nur ein unvollſtändiger Schattenriß. Als Vorwort zu dem hinterlaſſenen Werke Grabbe's die „Herrmannsſchlacht,“ liefert jetzt Eduard Duller eine vollſtändige Biographie des Verſtorbenen, die über die meiſten Dunkelheiten in ſeinem ſeltſam verworrenen Leben ein hinlängliches Licht verbreitet. Duller'n ſtanden alle Quellen zu Gebote, die Wittwe des Dichters lieferte dazu her, was ſie beſaß, und ſo erhalten wir ein Lebensbild, dem es freilich nicht an Finſterniß gebricht. Wer ſehen will, was eine Mutter ihrem Kinde werden kann, der leſe dieſe wenigen Blätter, und breche dann, wenn er es noch vermag, den Stab über das wüſte, troſtarme Leben des todten Dichters. Man kann ſagen, Grabbe trank ſchon Gift am Buſen der Mutter; wie konnte ſein Leben anders ſich geſtalten, als es vor uns liegt!

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerſtags — 63. — den 29. März 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Fortſetzung.)

Aber der „Merkur“ iſt das eigentlich ſchwäbiſche Volksblatt, der wird in jedem Hauſe und Orte geleſen, der iſt für alle Stände das delphiſche Orakel. Nämlich nicht das Moſaik ſeiner Correſpondenzen und fremden Zeitungsartikel, nicht die eigenen Artikel über Wollenſpinnereien und Schafzucht, Weinkeltern und Raupenneſter, wohl aber die regelmäßig bogenſtarken Ankündigungen und — Trauerbriefe; Merkur gibt ja von Alters her den Todten das Geleit zur Unterwelt. Dieſe Trauerbriefe ſind der Köder, ſie werden, nächſt den Dienſtnachrichten, vor Allem geleſen, und findet das gefühlvolle Herz die Beförderung eines Bekannten — natürlich, denn wer wäre unbekannt — in ein höheres Daſein, ſei's durch einen ſanften, ſeligen Tod, oder durch ein glückliches Examen, ſo ſetzt ſich der Kaffeelöffel erſt recht in Bewegung, und unter Freuden- oder Trauerzähren arbeitet man ſich dem Mittage entgegen, für den man Nähr- und Schwätzſtoff nun die Hülle und Fülle hat. —

Sie kennen den Terminus technicus „ſchwäbiſcher Vetter.“ Nichts iſt bezeichnender für dieſe nationale Familiarität, als die unendlich verzweigten Vetter- und Verwandtſchaften. Eine nur halbweg bedeutende Familie hat im ganzen Lande ſich freundſchaftlich verzweigt und durch alle Stände hindurchgerankt — Gott weiß bis ins wievielſte Glied — wer will die Länge dieſer Verwandtenketten ausreden? Ich war oft Zeuge recht luſtiger Auftritte, da ſich bisher wildfremde Leute oder Bekannte und Freunde, die ſich ein verwandtſchaftliches Band kaum hätten träumen laſſen, durch glückliche genealogiſche Forſchung plötzlich einander — nicht in die Arme ſinken, denn das wäre zu ſentimental für den Schwaben, aber einander — zurufen mußten: „ei da ſind wir ja Vetter!“ Berühmt iſt ein Aufſatz Stefflen's im Hochwächter: „Der würtembergiſche Verwandtſchaftshimmel“, in welchem ein ganzer Diſtrict von Beamten, bis zum Nachtwächter herab, in dem zarten Familiennetze der ſchwäbiſchen Vetterſchaft gar launig dargeſtellt iſt. Nicht an den weiten Himmel läßt ſich dieſe Stammtafel malen; wie ſchwer muß es ſein für das ſchwäbiſche Geblüt, ſich frei in dieſem weitläufigen Geflechte zu bewegen. Denken Sie nur an W. Hauff; weil er denn doch nicht anders konnte, als ſich in ein Bäschen zu verlieben, wußte er nur dadurch der ſchwäbiſchen Haus- und Baſen-Romantik zu entgehen, daß er einen Roman ſpielte, um, wie ſein Biograph Schwab ſich ſo naiv ausdrückt, mit poetiſcher Mühe ſich zu erobern, was er hätte gleich ohne weiteres haben können.

Stuttgart iſt die Metropole dieſer familiären Hierarchie. Da iſt kein Haus, keine Familie im ganzen gut ſchwäbiſchen Lande, die nicht einen Abſenker in Stuttgart hätte. Daher und von dorther fließen alle Kanäle der Frauenbaſereien, von dorther bringen Hunderte von Frachtboten den Bedarf bis an die fernſten Gränzen; dorthin pilgert Jung und Alt, und das Jahr über nie

in Stuttgart geweſen zu ſein, iſt Weltſchmerz. — Die reſidenzliche Bildung zwar wollte *mir* nie recht behagen, wie in allen *kleinen* großen Städten iſt daſelbſt ein unharmoniſches Gemiſch von Vornehmthum und Großbürgerei, von Ausländerei und Schwabenthum, von fremdem Firniß und inländiſcher Naivetät. Indeß, Stuttgart iſt eben einmal die heilige Stadt, dahin ſchickt man die Töchter des Landes und läßt ſie kochen und nähen lernen; die Hoffnung des Landes, die Jugend, zieht ohnehin nach Stuttgart zur Schule, die ganze Gelehrſamkeit zu Dienſt-, Staats- und Beförderungs-Examen; Stuttgart iſt Mittelpunct des Militairs — kein Wunder, wenn der Schwabe jedesmal, ſo oft er ſein liebes Stuttgart verläßt, begeiſtert und beſeligt ausruft: „es gibt eabe no-n oin Stuegert!“

Dieſer Patriarchalismus iſt in ſeiner Unmittelbarkeit zwar das Element eines ſchönen Gemeingeiſtes, aber er ſchließt um ſo mehr fremde Sympathien aus. Der Schwabe iſt ſo zu ſagen, Schwabe mit Haut und Haar, er kennt ſich vor Schwabenthum ſelber nicht mehr. Folgendes nur als Spaß: Ich fragte einſt meinen Bedienten, ob er wiſſe, wo Schwaben liege? — „Das könne er nicht wiſſen, er ſei noch nie drin geweſen.“ — Unſer Wohnort liege ja ſelbſt in Schwaben! — „Ich ſolle ihm doch das nicht weis machen. — Er ſei ſelber ein Schwabe, ein geborener Schwabe. — Ich ſolle ihn nicht für ſo dumm halten, wenn i's glaube thät', thäte Se mi auslache, no-i, no-i, i wois, wo i her bi-n, i; i bi-n oin Würteberger.“ —

Der Schwabe läßt ſeinem Lande, ſeinem Landsmanne durchaus nichts geſchehen; muß er dennoch etwas zugeben, ſo geſchieht es mit unverkennbarem Leidweſen. So habe ich über meinen erſten Brief ſchon von ſchönem Munde recht anmuthige Vorwürfe hören müſſen darüber, daß ich dem Schwaben Salonsfähigkeit abſprach und ihm zum Bewußtſein brachte, daß er erſt im vierzigſten Jahre geſcheidt werde. Es ärgert, obgleich man Recht geben mußte. Wie er ſo alles Fremde abzuweiſen ſucht, ſo iſt innerhalb der Gränzen eine Art republicaniſcher Gleichheit. In der großen Volksfamilie darf ſich kein Glied über das andere erheben, daß es ſich von ihm ablöſen und abwenden könnte. Alles iſt zu ſehr, zu natürlich an einander verwurzelt, das Verhältniß iſt ein zu unmittelbares, als daß ſich trennende Zwiſchenglieder einſchieben ließen. Daher die auffallende Erſcheinung, daß die wichtigſten literariſchen Inſtitute von Ausländern geleitet weeden. Insbeſondere muß zwiſchen Schleſien und Schwaben eine große Wahlverwandtſchaft Statt finden; Marggraff hat, glaube ich, auf ſprachliche Aehnlichkeiten einmal aufmerkſam gemacht.... Ich habe es ſchon oben berührt, für die Möglichkeit, daß eine einzige hervorragende Perſonlichkeit mit entſchiedenem Uebergewicht einen Kreis um ſich vereinigte, fehlen faſt alle Bedingungen; was einerſeits Mangel an induſtrieller Gewandtheit und Fertigkeit iſt, das iſt andererſeits jene ſpröde, körnige, unflüſſige Subſtantialität der Geſammtheit. Daher können ſich geſellſchaftliche Unternehmungen und Verbindungen in allgemeinern Tendenzen ſo ſchwer halten. Ich erinnere an das Jahrbuch ſchwäbiſcher Dichter und Novelliſten. Es verſprach viel, leiſtete Treffliches, aber man wartet umſonſt auf Fortſetzung. Auch *Schwab* darf ich nennen, der doch auch nicht genug geſellſchaftliches Talent in ſich fühlte, bleibend der Literatur und den Literaten in Schwaben die Honneurs des Hauſes zu machen. Wie zog ſich Schiller zurück — ſchrieb lieber Briefe über die Straße hinüber, als daß er des perſönlichen Wechſelverhältniſſes pflog. — Oft war ich ſtundenlang mit Freunden zuſammen, es war Zeit und Gelegenheit, ſich mitzutheilen, aber das Wichtigſte ward verſchwiegen, und wenn ich nach Hauſe kam, fand ich brieflich die Geheimniſſe vor, die, wie Börne von Schiller ſagt, auf öffentlichem Markte hätten ausgerufen werden können. So ſchwer wird dem Schwaben die freie, geſellige Mittheilung, die perſönliche Vermittlung von Mund zu Mund durch das lebendige, geflügelte Wort; das Lezte, das Beſte bleibt ſtets im geheimen Schrein zurück. Daher auch in der Stände-Kammer ſo auffallend wenig redneriſche Talente. Doch liegt auch hierin ein Vorzug. Dadurch, daß das Subject in ſeiner innerſten Tiefe ſich einen Geundſtock erhält, kann jenes ſchale, eitle, ſelbſtſüchtige Coterien- und Cliquen-Weſen nicht aufkommen, das anderswo die Geſellſchaft banquerott macht. — Nur wenn fremde Einflüſſe ſich geltend machen, mag die Selſtſtändigkeit und Unparteilichkeit auch hier ſich zu befangener Einſeitigkeit umſtimmen — exempla sunt odiosa.... Man hat viel von einer ſchwäbiſchen Schule geſprochen. Sie exiſtirt nur in der Gleichheit der Geſinnung und des Charakters weniger Jugendfreunde. Daß ſie Clique machen, jüngere gefliſſentlich in ihre Anſichten hineinziehen, überhaupt ein äußeres Intereſſe verfolgen wollten, darf nicht behauptet werden. Und wie iſt es in der Stände-Kammee? Weder die Oppoſiton noch die miniſterielle Partei hat einen beſtimmten Partei-Charakter, aber beide haben Charakter, nur die gleiche Ueberzeugung und Geſinnung führt ſie zuſammen: kein Einzelner vermag ſich zu einee Macht zu er-

Digitized by Google

heben, daß er durch ſeinen Einfluß die Uebrigen beſtimmte, zu einem Parteiintereſſe gegen beſſeres Wiſſen und Gewiſſen ſich herzugeben. Es iſt zu viel Charakterſchwere für eine ſolche Amalgamirung und Nivellirung ꝛc.; der Einzelne ſteht zu feſt und ſicher in ſich ſelbſt, er vermag und braucht ſich nicht an Andere zu verkaufen. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Sonette von Karl Beck.

(Beſchluß.)

52.

Und wieder ſann der Baum auf Kraftgedanken,
Nach Hölzern ward das erſte Buch geſchnitten!
Was man geliebt, gejubelt und gelitten,
Das läßt man leicht nach allen Polen ſchwanken.
Da wird der Gott vom Teufel heiß beſtritten,
Und aus dem Baume zimmert der die Schranken,
Und ſetzt die Wächter hin, und läßt nicht weiter
Die Lichtverbreiter und die Gottesſtreiter.
Die Menſchheit fühlt es, daß ſie ſchlecht und roh,
Sie ſpäht nach dem Erlöſer bang auf Erden;
Drum läßt ein Gott, — vielleicht auf hartem Stroh —
In ſtiller Nacht das Lied geboren werden.
Da ſchickt der Wahn die Häſcher durch das Land,
Und ſendet ihm das Kreuz, die Henkershand.

53.

Und Preſſe, Kreuz und Schiff! Und freut's den Baum,
Daß er das Göttliche der Welt geſendet,
So träumt er ſeines Lenzes holden Traum,
Die Reiſer treiben Augen, nie geblendet:
Denn ſehen will er die beglückte Welt,
Sie mit den Armen brünſtiglich umfaſſen,
Mit grünen Kronen ſchmückt er ſein Gezelt,
Und will, ein Bräutigam ſich ſehen laſſen,
Da kann er ſeine Wonne kaum ertragen,
Er ſieht nach Worten aus, — und jubelnd muß
Die Nachtigall in den Gezweigen ſchlagen.
Mit Früchten iſt er überall belaſtet,
Lädt die Natur zum duftigſten Genuß,
Die lang und bang im Kämmerlein gefaſtet.

54.

Und Scheiterhaufen, Sklavenjoch und Schranken!
Da faſſen ihn die ſchwarzen Grabgedanken.
Die Blätter hingen feſt, ſolang er reich,
Nun iſt er arm, — da fallen ſie ſogleich.
Der letzte Thau, die letzte Frucht iſt fort,
Das letzte Kleid, — nun ringt er um ein Wort,
Den Rieſenſchmerz der kalten Welt zu zeigen. —
Da heult als Sturm der Teufel in den Zweigen.
Doch Gott, er legt die greiſe, weiche Hand,
Erbarmungsvoll auf des Verbrechers Locken,
Und färbt ſein Haupt mit ſchneeig weißen Flocken,
Bei Nacht geholt aus winterlichem Land.
Vergebung hat der Sünder nun erhalten,
Und läßt getroſt die tollen Stürme walten.

55.

Weil er der Erde Luſt und Leid gegeben,
Drum ſchenkt ſie dankbar ihm ein langes Leben,
Daß er des Erdenglückes lange pflege,
Und ſeine Sünden lang bereuen möge.
Er ſtrebt empor, — das Haupt gehört dem Blauen,
Doch an die Wurzel klammert ſich der Böſe,
Er blüht und welkt im gläubigen Vertrauen,
Ihn fällt die Axt mit donnerndem Getöſe.
So ſtirbt er hin, — als Wiegenkämmerlein
Erzählt er die Geſchichte ſtill dem Kinde,
Erzählt dem Todten ſie als Todtenſchrein,
Erzählt dem Mägdelein, als Brautgewinde,
Von neuer Welt, von Liedesbüchern noch,
Und auch vom Kreuz vielleicht, vom Sklavenjoch.

56.

Das iſt es, wenn wir am Kamine ſitzen,
— Allein, mit Eltern, Freunden und Geſchwiſtern —
Was wir vernehmen in des Holzes Kniſtern,
Was uns ins tiefſte Herz die Flammen blitzen;
Die ganze Welt mit ihrer ganzen Luſt
Hat Raum in unſrer hochgeſchwellten Bruſt
Und auch der Gram, der kalte, ſtumme Fiſch,
Im Strom des Auges ſchwimmt er ſelig friſch,
Die Kindlichkeit verklärt uns das Geſicht.
Ein unſchuldsvolles Kind ins reine Licht
So ſtarren wir ſtets in die Flamme wieder;
Sie lacht und ſeufzt, — und dieſer Weltenſchmerz
Und dieſe Luſt zieht in das offne Herz,
Und zuckt und bebt durch alle meine Lieder.

Deutſche Romane.

Jakob von Molay, der letzte Templer. Hiſtoriſcher Roman in 3 Theilen von F. Th. Wangenheim. Altona, Hammerich.

Der Verf. dieſes Romanes hat ſich durch mehrere hiſtoriſche Erzählungen ähnlicher Sorte bekannt gemacht; doch wählte er gewöhnlich Zeit und Schauplatz der Art, daß das Fremde und Seltſame derſelben die Schwächen des Productes — in hiſtoriſcher wie poetiſcher Hinſicht — der Menge verbarg; ſo war es in ſeinem „Dr. Francia" und in „Hakkem Ben Haſchem." Deſto deutlicher aber treten dieſe Schwächen hervor, wo uns Zeit und Schauplatz näher liegen, wie in dem eben genannten Romane, der zu den mittelmäßigſten Erſcheinungen in dieſem Genre gehört. Die Verfolgung und der endliche Untergang der Templer in Frankreich geben die hiſtoriſche Unterlage; unſtreitig eine der intereſſanteſten Geſchichtsepiſoden für poetiſche Darſtellung, die aber der Verf. keineswegs geſchickt benutzt hat. Nicht weil er hiſtoriſche

Digitized by Google

Unrichtigkeiten aufgenommen, trifft ihn dieſer Tadel, denn der Dichter iſt nicht Geſchichtſchreiber, und man kann ihm nicht wehren, ſich die Ereigniſſe und Situationen zu arrangiren, wie ſie zu ſeinem Zwecke paſſen; ſondern weil er den Charakter und den Geiſt der Zeit ſo wenig verſtanden, ſo dürftig zur Anſchauung gebracht hat. Die Anhäufung und Benutzung des Begebenheitlichen bildet noch lange keinen hiſtoriſchen Roman; es iſt vielmehr unerläßlich, daß die Begebenheiten geiſtig verbunden, gleichſam in einander gearbeitet und zu einem ganzen und abgerundeten Bilde der Zeit geſtaltet werden. Wenn der Verf. ſagt: „daß ein undurchdringlicher Schleier auf den Motiven des Ereigniſſes ruhe,“ welches er hier gewählt hat, ſo weiß man wahrlich kaum, wie man das verſtehen ſoll; denn wäre auch die Evidenz dieſer Motive hiſtoriſch nicht genügend erforſcht und dargeſtellt — ſie iſt es indeſſen längſt — dem Denker liegt ſie jedenfalls ſehr klar vor, und nichts hindert den Dichter ſie auszuſprechen. Da ſteckt es aber, die hiſtoriſchen Romanſchreiber ſollen Denker und Dichter ſein! Als ein einziges Beiſpiel, wie wenig der Verf. den Geiſt jener Zeit erfaßt habe, möge hier nur die Unterhandlung des Königs mit dem Erzbiſchof von Bordeaux wegen der Wahl eines Papſtes genannt werden; ſo plump unterhandeln höchſtens zwei Handwerksburſchen, die ſich einander überliſten wollen, nicht aber der mächtigſte König Europas mit einem der erſten Fürſten der Kirche. — Die hiſtoriſchen Ereigniſſe ſind zuſammengehalten durch eine Liebesgeſchichte, die dünn wie ein Zwirnsfaden ſich um dieſelben herumſchlingt, ohne ſie eigentlich zu verbinden; der Roman hat keinen Mittelpunkt, um den ſich das Ganze als paſſende Staffage reiht; eine Maſſe Perſonen kommen und gehen ohne Zweck und ohne Noth, ihre ſchwankende haltloſe Charakteriſtik feſſelt nicht, und das Bischen Intereſſe zerſplittert ſich in der verworrenen Mannichfaltigkeit. Kommt noch eine breite und kraftloſe Sprache dazu, ſo haben wir einen ſchlechten Roman vor uns, der auf ſchönem Papier gut gedruckt iſt. R. B.

Gulmineh. Hiſtoriſches Gemälde von **Amalie Kraft.** Leipzig, Friedrich Fleiſcher.

Bonaparte's Zug nach Aegypten, iſt in ſeiner Anlage und Ausführung eine ſo merkwürdige, faſt wunderbare hiſtoriſche Erſcheinung, daß ſie gewiß noch lange das Intereſſe des Publicums in Anſpruch nimmt, wenn ſie in hiſtoriſchem oder poetiſchem Gewande vor ihm erſcheint. Dieſes Intereſſe wird denn auch der vorliegenden Erzählung nicht entzogen werden, deren hiſtoriſchen Hintergrund jener Zug bildet; von der Landung der Franzoſen bis zu ihrer Rückkehr nach Frankreich gehen alle wichtigen Einzelnheiten jenes denkwürdigen Zuges an uns vorüber, von der Verfaſſerin mit lebhaften Farben geſchildert. Eine einfache, aber wohlangelegte und durchgeführte Familiengeſchichte ſpinnt ſich mit den geſchichtlichen Begebenheiten weiter und endet mit denſelben. Die Verf. erzählt leicht und angenehm, der Schauplatz und einige Eigenthümlichkeiten des Orients ſind treu gezeichnet und dadurch der poetiſche Hauch des Morgenlandes über die Erzählung verbreitet. Von beſonderem Reiz iſt die Contraſtirung der beiden weiblichen Figuren. Gulmineh iſt das Weib des Orients, dem die Liebe höhere Gebote gibt als die Pflicht. Roſalie, ihr Gegenſatz, kränkelt an den occidentalen Begriffen von Pflicht. Was Gulmineh als Weib, iſt Croiſier als Mann, der den Kelch getäuſchter Liebe ohne Klage leert, während er den Verluſt der Ehre nicht erträgt. Napoleon und Ibrahim ſind ganz gut gehalten. Und wo die Phantaſie der Dichterin ſich ihre eigne Welt erbaut und ihre orientaliſchen Träume geſtaltet, kennen wir ſie ſchon von früher her als eine ſehr glückliche, mit zarten Schwingen begabte. R. B.

Schickungen. Novelle von **Theobald im Oſten.** Bunzlau, Appun.

Bei dieſem Buche läßt ſich nichts Beſſeres thun, als das Urtheil dem Leſer überlaſſen; es zu fällen wird er im Stande ſein, wenn wir ihm auch nur ein kleines Pröbchen geben:

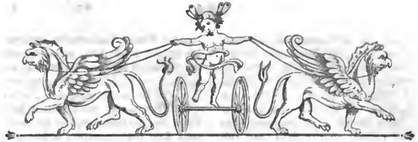
„Unumwunden, wie ihre (Helenens) kurze Frage, was er von dem jungen Manne halte, war auch ſeine Antwort. Mit großer Heftigkeit ſtieß er die beiden Worte: Gar nichts! heraus. Wie ein eiskalter Dolch fuhr dabei ſein Blick in das glühende Herz Helenens. Die Rede der ſich von Außen nähernden Marquiſe machte, daß er durch die entgegengeſetzte Thüre hinwegeilte, während ſie hereintrat und Helena, im dringenden Bedürfniß eines theilnehmenden Buſens ſich mit beiden Händen verzweiflungsvoll an den Nacken ihrer Tante anklammerte. — Gar nichts! dumpf und geiſterhaft hauchten dieſe zwei Sylben über Helenens blaue Lippen. Lichtlos ſtanden ihre weitgeöffneten Augen in dem bleichen Schnee des zu Stein gewordenen Antlitzes. — Der Nachhall derſelben aus ihrem Munde und der Anblick des zu einem Bilde des Todes verwandelten ſchönen, lebendigen Symbols des Frühling und der Liebe bebten der kranken Marquiſe durch alle Glieder.“ Damit es dem Leſer nicht auch durch alle Glieder bebe, wollen wir mit der Verſicherung aufhören, daß die Handlung eben ſo confus und hohl iſt, wie dieſer ſchwülſtige Unſinn. Dieſe Stylprobe über „gar nichts“ wird genügen, um auf die Frage, was an der Novelle ſei, die Antwort zu thun: Gar nichts! R. B.

Notiz.

[Drei Bücher der deutſchen Proſa.]

Als praktiſcher Beleg zu Mundt's Geſchichte der deutſchen Proſa erſcheinen in Frankfurt bei Sauerländer drei Bücher der deutſchen Proſa, von Dr. Heinr. Künzel. Wackernagel's ausgezeichnetes deutſches Leſebuch umfaßt nur den Ulphilas und die althochdeutſche Proſa, nicht aber die mittelhochdeutſche, und berückſichtigt vom 16. Jahrhundert an nur die Dichter; die treffliche Sammlung Piſchon's nur die hiſtoriſche Proſa, während andere Sammlungen, wie Hiecke's Leſebuch, nur für Schulzwecke angelegt ſind. Künzel's Sprachſchatz wird eine vollſtändige Auswahl deutſcher Stylproben aus allen Zeiten liefern und empfiehlt ſich für jede Hausbibliothek. Der Subſcriptionspreis für jede der 3 Lieferungen von 12 Bogen beträgt $\frac{2}{3}$ Thlr., im Julius dieſes Jahres wird das Ganze vollendet ſein.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 64. — den 30. März 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Fortſetzung.)

Daher im Allgemeinen Iſolirung der Perſönlichkeiten, ohne dadurch der Geſammtheit und Einheit der Intereſſen, Tendenzen und Anſichten entfremdet zu werden. Es iſt ein Naturverhältniß; noch hat die Perſönlichkeit nicht das Allgemeine in ihre Beſonderheit ſo aufgenommen und eingelebt, daß ſie ſich frei und leicht innerhalb dieſer weitern Sphäre bewegen könnte. Es iſt die Bethätigung des in ſich gefeſteten Willens, des in ſeiner Gediegenheit und Umſchränktheit oft beſchränkten, einſeitigen, unbilligen, unſchönen Charakters; es iſt nicht die freie Genialität des Lebens, welche dem Einzelnſten und Geringſten huldigen und dienen kann, weil ſie das Allgemeine überſchaut und beſitzt. — Das Individuum ſteht vereinzelt und beſonders für ſich, es geht Anderes nichts an, und will von Anderem nicht angegangen ſein. Aber dennoch ſteht es in lebendiger Einheit mit der Gattung, es entzieht ſich ihr nicht, wie es ihr nichts entzieht; es iſt ein gleichgültiges Außereinander, aber mit der vollen Kraft natürlicher Wahlanziehung geht ein tiefer, gewaltiger Zug des geheimſten Lebens durch das Innere, hier erzittert und lebt es, ſtill am geheimnißvollen Bande webend, das die ganze Gattung umſchlingt. Daher hüten Sie ſich, es ſo genau damit zu nehmen, wenn der Schwabe Ihnen mit apathiſcher Gleichgültigkeit, mit unbegreiflich trockener und kalter Theilnahmloſigkeit ſein, „was goht's mi a-u“ entgegnet. Oder vielmehr, nehmen Sie es recht genau, wörtlich genau, der Schwabe iſt gründlich, er ſagt ja blos, es gehe nicht an ihn hinan; denn die Nähe kecker, friſcher Umarmung, die Wärme des Kuſſes, den er geben oder empfangen ſoll, iſt ihm bis zum Schauer zuwider, was bedarf's der Sentimentalitäten; es darf nicht erſt an ihn hinangehen, es iſt ſchon in ihm, längſt haben ſympathetiſch in ihm die Saiten erzittert, aber ruhig und ſtill — ſtille Waſſer aber gründen tief. —

Die Zeit, welche das Bier zum Vermittler der ſpröde ſich iſolirenden Geſelligkeit brachte, trieb auch zu weitern ſocialen Vermittlungen. Von allen Seiten wird eine Concentrirung der zerſtreuten Kräfte angeſtrebt, nur iſt der Impuls immer blos mehr ein äußerlicher, mehr merkantiliſch-politiſcher als volksthümlich-ſocialer. So ſollte wohl das cannſtadter Volksfeſt alljährlich einen Vereinigungspunct bilden; der Zweck iſt ein tüchtiger, aber aus einem officiellen und öffentlichen treibt er ſich unmittelbar und nothwendig in einen privaten und familiären hinüber. Es iſt wahr, man zieht von allen Ecken und Enden dahin, aber weniger in einem nationalen Volksbewußtſein, als in dem ſüßen Bewußtſein, da gewiß recht viele — alte Vettern und Baſen, Freunde und Bekannte anzutreffen. — In größerer Menge als irgendwo bilden ſich in Schwaben Vereine mit Zuſammenkünften, Verſammlungen und Zeitſchriften. Alles thut ſich in Vereine zuſammen: für Botanik und Landwirthſchaft, für Obſtzucht und Kunſt, für Meteorologie und Schafzucht, für Handel und Gewerbe, für Weinverbeſſerung

und Hagelverſicherung, für Wettrennen und Kinderrettung, für Credit und Arme, für Sparen und Renten, für Landſtreicher und Möbel; für Züchtlinge und Thierquäler; — Univerſitätsfreunde und Präceptoren, Apotheker und Geiſtliche, Aerzte und Muſiker — Alles, was Hände und Füße, Alles, was etwas zu gewinnen oder zu verlieren hat, ſtiftet Vereine. Da verſammelt man ſich denn alljährlich ein oder mehrere Male, hält eine Rede, und genießt nach väterlicher Sitte ein vaterländiſches Mittageſſen gewürzt mit germaniſcher Cordialität und Herzlichkeit. Daß und wie viel dadurch ſchon gewirkt worden, ſteht mir zu beurtheilen nicht zu, ſicherlich ſind ſie nicht umſonſt, jedenfalls aber für jenen familiairen Particularismus von tiefer Bedeutung. — Sie ſehen, das Bedürfniß iſt da, das Streben nach Vereinigung und Verbindung der zerſtreuten Kräfte macht ſich auf eine tüchtige Weiſe geltend. Aber eben die Menge dieſer Anſtalten beweiſt für einen weſentlichen innern Mangel, man fühlt ihn, man will ihm abhelfen, aber das Princip der Iſolirung und Trennung liegt einmal in dieſer Natur. Da gibt es einen Apothekerverein für den Neckarkreis, einen andern für den Donaukreis, einen Präceptorenverein für den Jaxtkreis u. ſ. w. Wer weiß, wie ſpannenlang dieſe Kreiſe und Aemter ſind, mag ſich von der Unmöglichkeit eines größern ſocialen Lebens überzeugen. In Stuttgart war einige Zeit lang das Muſeum Vereinigungspunct für alle Gebildete, nicht lange, und es theilte ſich in ein höheres und niederes, und dem Bürgermuſeum ſteht noch einmal eine Bürgergeſellſchaft zur Seite. So theilen ſich auch die Geſangvereine in — nicht einmal ſiliale — Harmonien, Sängerkränze, Liederkränze und Liedertafeln. —

Erreichen nun ſolche Beſtrebungen nicht einmal die beſondern „vaterländiſchen", d. h. ſchwäbiſchen Intereſſen, wie ſollte ſich der Blick darüber hinaus in größere Welt- und Völkerbezüge wenden können. Offenbar hängt das damit zuſammen, daß Schwaben kein Handels-, ſondern ein ackerbautreibender Staat iſt. So iſt der ganze Sinn und Zweck an die Unmittelbarkeit der Scholle, an die nächſte Nähe gekettet. Man hat noch ſo viel mit ſich ſelbſt zu thun, das Fremde iſt ſo fern und unbekannt, nirgends ſind allgemeine, höhere Geſichtspuncte geſtattet. Das Leben greift hier nicht im Großen, in ſeinen univerſellen Schwingungen und Regungen ein, nur das individuelle und beſondere, das ſubjective und einzelne kommt zur Geltung. Alle die Emancipationen und Weltſchmerzen eines Geiſtes, der mit der Unmittelbarkeit und Wirklichkeit gebrochen hat, und ſich inmitten des großen menſchheitlichen Vermittelungsproceſſes, inmitten der Strömungen der Zeit geſtellt ſieht, gehen großentheils ſpurlos an dem Schwaben vorüber. Er hat vor der eigenen Thür zu kehren — jene Bedürfniſſe, jene ideellen, in die Zukunft des Weltgeiſtes ſtrebenden Tendenzen können ſich nicht fühlbar machen, wo die Moles der Gegenwart, die Maſſe der Wirklichkeit vollauf zu thun gibt; wo das ganze Sein und Bewußtſein ſo ſehr in die Unmittelbarkeit veräſtet iſt .... Hier iſt Alles ſo zu ſagen Land- und Handarbeit, es geht aus dem Groben; dem natürlichen Boden müſſen ſeine Erzeugniſſe ſtets von neuem entrungen und enthoben werden, ehe ſie einen höhern Vermittlungsproceß eingehen können. Noch gibt es zu viel unverarbeiteten Stoff unmittelbaren Lebens, noch zu wenig iſt fertig und abgeſtanden, als daß jene zerſetzende, auflöſende Macht dialektiſcher Speculation eingreifen könnte. Wie ſich aber überall das Leben ſeine Vorzüge durch Mängel und Einſeitigkeiten erkauft, ſo auch hier. Jene Sublimate entbehren der realen Baſis; dieſe gediegene Subſtantialität ermangelt des leichten Fluſſes, der ſich in die feinſten Wunden und Ritzen der Zuſtände und Verhältniſſe hineingießt.

So dürfen wir die Bethätigung des ſchwäbiſchen Geiſtes als ſolchen nicht auf der Spitze, ſondern nur in der Tiefe, im innerſten Urgrunde des Menſchengeiſtes ſuchen. Er tritt unter der Potenz des Gefühls und des Gemüths in der F a m i l i e in ſeiner einfachſten, unmittelbarſten Form auf, und wohl gewinnen Sie die beſte Anſchauung des ſchwäbiſchen Lebens, wenn Sie es durch und durch als ein Familienleben auffaſſen. Nicht als ob ſich die Familie in britiſcher Abgeſchloſſenheit oder in franzöſiſcher Heimlichkeit verpuppte, nein, ſie rankt ſich hervor über das ganze Leben, über die ganze Geſellſchaft, das geſammte Daſein weiſt dahin zurück. Alles geht vom Hauſe aus und in daſſelbe zurück; und wenn Hegel ſo gern „von Hauſe aus" ſtatt „urſprünglich" ſagt, ſo zeigt ſich auch darin ganz ſein ſchwäbiſches Bewußtſein, deſſen naive und urſprüngliche Ausdrücke den norddeutſchen Nachtretern und Nachſchreibern Hegel's ſo jämmerlich ſtehen. —

Eben nun innerhalb der Familie muß Sie der Duft des gemüthlichen und behäbigen Stilllebens begrüßen. Und gewiß, Sie ſind gut aufgenommen, eine patriarchaliſche Gaſtlichkeit ſorgt mit den einfachſten Mitteln, mit der erquickendſten Rückſicht für die individuellſten Wünſche und Bedürfniſſe. Gerade weil die Individualität in dem ganzen Leben herrſchend iſt und durch alle Verhältniſſe ihr Recht durchſetzt, beſchränkt und beläſtigt kein conventionelles Ceremoniell, bindet keine kleinliche Be-

Digitized by Google

aufſichtigung und aufdringliche Abſichtlichkeit. Das Sich- und Andere Gehenlaſſen nach eigenem Wunſche und Willen darf der Schwabe hier am allerwenigſten vergeſſen. Da geht denn Alles ſeinen gewöhnlichen Gang fort, man genirt nicht, man wird nicht genirt, man genießt ſich und Andere vollkommen durch. Dem ruhig und bedachtſam ſeinem Berufe huldigenden Hausvater geht eine beſonnene, auffallend verſtändige, ſtille, ja ſcheinbar nüchterne, aber ſeelenvolle und herzensgute Gattin zur Seite, die, wenn es an der Zeit iſt, recht lieblich geſchwätzig iſt, die mit einem milden, ſtill-poetiſchen Zauber Alles in ungeſuchter Einfalt um ſich her in Ordnung, Verehrung und Liebe vereint. Natürlich, auf den ſtill umfriedigten Kreis des Hauſes beſchränkt, hat der Markt, die Geſellſchaft, die Welt den Duft der Weiblichkeit noch nicht verwiſcht, den harmloſen, beſcheidenen Gang noch nicht verſchränkt und geſpreizt. — Kein Hausgenoſſe iſt unbeſchäftigt, der häusliche Sinn waltet und ſchafft ununterbrochen, daher leicht und zwanglos, an der gemeinſamen Aufgabe. Den Kindern iſt ihre natürliche Berechtigung nicht verkümmert, friſch und munter, aber mit kluger, ſtiller Beſcheidenheit ſpringen ſie um. Eigenthümlich ſchwäbiſch und für die geſelligen Verhältniſſe bezeichnend iſt das Maienfeſt, an dem jährlich die ganze Schuljugend auf einen offenen Plan hinauszieht und in gemeinſamen Spielen ſich aufs heiterſte tummelt. Natürlich iſt Alles feſtlich geputzt, Blumen und Maien ſind nicht geſpart, an langen Tiſchen wird das junge Völkchen öffentlich und auf öffentliche Koſten geſpeiſt, während daneben die Hausmutter beſorgt iſt, den Tiſch mit dem reichen Schmauſe zu beſorgen, zu dem Freunde, Vettern, Nachbarn und Bekannte eingeladen ſind. Familie an Familie, die Gaben des eigenen Heerdes und Kellers, friſche Blumen und Zweige, blauer Himmel, fröhliche Geſichter, ſchwarze Pfarrherren mit langen Röcken und Reden, ſorgſame Schulmeiſter am Brotkorbe — das ſind die Elemente ſchwäbiſchen Lebens und Vergnügens. Hier wird das Familienleben zum Volksleben, hier öffnet ſich das Haus und überliefert ſein geruhiges Stillleben dem öffentlichen Jubel. Ich habe dieſe Sitte noch nirgends angetroffen wie in Schwaben; umſonſt hat man es einmal in Franken einzuführen geſucht — es war geſucht, es war eine gemachte Freude, nicht aus dem eigenſten Volksleben mit innerer Nothwendigkeit hervorgeſproßt....

Die ſchwäbiſche Gaſtfreundlichkeit iſt unbegränzt, ſie reicht dem Nahen und Fernen, dem Bekannten und Unbekannten die Hand — das Schott'ſche, Schwab'ſche, Kerner'ſche Haus ſind Muſter, wahre Standlager der Gaſtfreundſchaft. Eben die Einfachheit des Lebens, die Unbefangenheit des Bewußtſeins, die gewiſſermaßen ländliche Bedürfnißloſigkeit macht es dem Hauſe wie dem Gaſte möglich, ungenirt der ſchönen Sitte zu leben. Hier muß ich namentlich der Pfarrſchaften gedenken, bei ihnen habe ich auf meinen Wanderungen ſchwäbiſche Freundlichkeit und Herzlichkeit mehr als einmal recht herrlich kennen gelernt. In den noch urſprünglichern Verhältniſſen entfaltet ſich jene treuherzige Einfachheit zu dem anſprechendſten, traulichſten Daſein. Wir mochten noch ſo viele und noch ſo fremd ſein, noch ſo ſpät kommen oder gehen, ſtets dieſelbe freundlich entgegenkommende Familiarität und Traulichkeit. — Keine menſchheitlichen, keine welthiſtoriſch-univerſalen Beziehungen machen ſich hier rege, nur menſchliche, rein menſchliche.

(Der Beſchluß folgt.)

Correſpondenz.

Aus Prag.

[Ende des Faſching, Alexander Dreyſchock.]

Das Theater, in den drei letzten Tagen des Carnevals zum Redoutenſaale umgemodelt, füllte ſich zwar mit Beſuchern, doch war die Art der Unterhaltung, die man in Redouten zu ſuchen pflegt, ſehr prekär, da die Masken wenig zahlreich, die anweſenden aber weder beſonders redſelig noch witzig waren. Dagegen hatte die Direction den Einfall, das Theater ſelbſt zu maskiren, indem ringsherum unter den Bogenreihen buntgemiſchte Maskenaufzüge gemalt wurden, welche theils bekannte, lebende Originalien, theils phantaſtiſche Caricaturen vorſtellten. Kaum waren die Redouten vorbei, ſo wurde das Theater noch auf eine andere Art maskirt; man gab nämlich Neſtroy's Poſſe: „Das Haus der Temperamente," wo die Bühne in vier getrennte Theile zertheilt, und in allen vier Abtheilungen zugleich geſpielt wird. O Einheit des Ariſtoteles! wohin haben dich die deutſchen Autoren gebracht? Doch warum ſollte man nicht? Ein Theaterdirector, der, um Geld einzuſtreichen, das Publikum und ſich ſelbſt viertheilen möchte, kann wohl zu gleichem Behuf auch einmal die Bühne viertheilen. Zum Glück wird in der Neſtroy'ſchen Poſſe nicht nur die Bühne, ſondern auch die Langeweile geviertheilt, denn das Ding macht vielen Spaß.

Der Faſching ruht, und Strauß und Lanner ſchweigen.
Nach altem Brauch folgt auf den närr'ſchen Tanz
Als Faſtenſpeiſe der Concerte Reigen.

Da wird wieder was gegurgelt und gefiedelt und gehämmert werden! Wenn jedoch die unzählige Mal abgeleierten muſikaliſchen Luxusartikel in den Auslagekäſten der Concertſäle den meiſten Zuhörern ſchon überläſtig ſein dürften, ſo ſoll uns das nicht abhalten, ächte, gediegene Kunſtgenüſſe, wo ſie uns geboten werden, mit Theilnahme aufzunehmen und zu würdigen. In dieſer Art verdiente gleich das erſte Concert unſrer Faſtenſaiſon, welches Alexander Dreyſchock am 3ten März gab, eine ehrenvolle Auszeichnung.

Der Concertgeber, welchem ſelbſt außer den Gränzen unſeres böhmiſchen Vaterlandes wenig Pianiſten den Rang ſtreitig machen dürſten, hatte ſich durch eine zweckmäßige Auswahl ſeiner vorzutragenden Muſikſtücke Gelegenheit verſchafft, die Tüchtigkeit und Gediegenheit ſeines glänzenden Spiels in das vielſeitigſte, hellſte Licht zu ſtellen. Die Romanze und das Finale des E-moll Concertes von Chopin lieferte den Beweis, daß Dreyſchock den Schwierigkeiten der neu romantiſchen Manier in geiſtvollem Vortrage wie in der Mechanik vollkommen gewachſen ſei. Ein Allegro capriccioso di bravura, von ſeinem würdigen Lehrer, W. J. Tomaſchek meiſterhaft componirt, bewährte den Virtuoſen als denkenden Spieler ſolider, kerngediegener Tonſtücke; zuletzt aber erregte Dreyſchock durch von ihm ſelbſt componirte Variationen für die linke Hand allein das beifälligſte Erſtaunen. Bei der äußerſt kühnen Bravour, mit welcher er es dahin brachte, daß man ſich nur durch das Sehen von der Unthätigkeit der rechten Hand überzeugt, verdient es um ſo gerechtere Anerkennung, daß glücklicherweiſe bei dieſen Variationen der Virtuoſe dem Compoſiteur keinen Eintrag that, wie dies leider oft geſchieht. Dreyſchock ſchrieb nicht nur ein glänzendes, ſehr ſchwieriges Concertſtück, woran mancher Spieler mit beiden Händen genug zu thun hätte, ſondern auch zugleich eine ſchöne, gediegene Tondichtung. Sollte es ſich bewähren, daß er, wie man vermuthet, dieſes Frühjahr einen Beſuch in Leipzig macht, ſo werden Sie ſelbſt in der Lage ſein, zu beurtheilen, ob ich Ihnen von ſeiner Virtuoſität und ſeinem Compoſitionstalente zu viel geſagt habe oder nicht. Dreyſchock iſt auch in der freien Phantaſie ausgezeichnet, wie ich von mehreren Muſikkennern vernahm, die ihn in Geſellſchaften zu hören Gelegenheit hatten. Ich bin übrigens überzeugt, das ſich bald — wie es auch bereits geſchehen iſt — tadelnde Stimmen über ihn in Correſpondenzartikeln aus Prag werden vernehmen laſſen: denn nirgends gibt es mehr Parteien und Anfeinder des wahren Talents, als bei uns, nirgends mehr unberufene Scribler, die ſich ſelbſt nicht entblöden, über muſikaliſche Leiſtungen abzuſprechen, obwohl ſie von Muſik nicht das Geringſte verſtehen. Aber ſie haben irgend einen Bekannten — der auch glaubt, ein zweiter Liſzt oder Thalberg zu ſein, und da wird denn über die übrigen Clavierſpieler hergezogen! So ſagte vor Kurzem ein ſolcher großer Muſikverſtändiger im wiener Telegraphen (wie denn überhaupt die wiener Journale viel Correſpondenzkehricht enthalten) — Dreyſchock hätte in dem erwähnten Concerte ohne Seele geſpielt — indeß man doch allgemein die große Innigkeit und Zartheit, mit welcher er ſpielte, bewundert hat. Wenn es in unſerer Literatur ſo fortgeht, wie bisher, ſo wird das Publicum bald auf die öffentlich ausgeſprochenen Urtheile nicht hören. — (D. B. f.)

Notizen.

[Clara Wieck.]

Clara Wieck, die in Wien ſo große Triumphe feiert, iſt zur kaiſerl. Kammervirtuoſin ernannt. Unſerem nächſten Publicum ſind folgende äußerliche Einzelnheiten genügend bekannt, die wir für weitere Kreiſe zur Mittheilung bringen. Clara Wieck, den 13. Septbr. 1819 zu Leipzig geboren, erhielt von ihrem Vater, dem hieſigen Clavierlehrer Friedrich Wieck, ihre muſikaliſche Erziehung. In ihrem neunten Jahre ſpielte ſie bereits mehrere Concerte von Mozart und das A-moll-Concert von Hummel auswendig. Ein Jahr ſpäter begann ſie die Erſtlingsverſuche eigner Compoſition, welche damals Paganini's Aufmerkſamkeit bei ſeinem Beſuch in Leipzig auf ſich zogen. In ihrem elften Jahre trat ſie zuerſt öffentlich auf, in ihrer Vaterſtadt, in Weimar, Kaſſel und Frankfurt a. M. Ein Jahr darauf beſuchte ſie Paris, um Chopin, Kalkbrenner und Liſzt zu hören. Aus den dort gewonnenen Eindrücken möchte ſich am meiſten der phantaſievolle, kecke Geiſt ihres Spiels charakteriſiren laſſen; ſie hat in Deutſchland weſentlich Chopin's Ruf durch ihren Vortrag begründet. In einem öffentlichen Concerte in Paris improviſirte ſie auch damals, was ſie ſpäter nur in Privatcirkeln zu thun pflegte. In Leipzig ſetzte ſie ſpäter auch unter Dorn ihre Studien fort und beſuchte in neueſter Zeit zu wiederholten Malen die Hauptſtädte Niederdeutſchlands, wo ſie beſonders Chopin, Henſelt und Robert Schumann bei dem Publicum auf das glänzendſte einführte. Jetzt erfreut ſich nun das muſikvergnügte Wien der phantaſiebeflügelten Künſtlerin. Die Methode, nach der Clara Wieck von ihrem fünften Jahre an gebildet wurde, und welche ihr Lehrer in einem nächſtens zu erſcheinenden Werke öffentlich der muſikaliſchen Welt vorlegen wird, zeichnet ſich unter andern Eigenthümlichkeiten auch dadurch aus, daß der erſte Unterricht ohne den Gebrauch der Noten gegeben wurde. Erſt in ihrem ſiebenten Jahre, nachdem ſie eine tüchtige Mechanik erlangt, Gehör und Tactgefühl ausgebildet, alle Tonarten und Grundaccorde gelernt, Tonleitern in allen Richtungen geübt hatte, und mehr als zweihundert kleine, eigens für ſie geſchriebene Etuden mit tadelloſer Fertigkeit und Richtigkeit ſpielen, und mit Leichtigkeit in alle Tonarten transponiren konnte, lernte ſie, bei ſolchen Vorkenntniſſen natürlich mit ungemeiner Schnelligkeit, die Noten kennen und leſen, und ſpielte, mit Umgehung aller Elementarübungsſtücke, Etuden von Clementi, Cramer, Moſcheles, Sonaten von Mozart, die leichteren und faßlicheren von Beethoven, und andere Tonſtücke, welche einestheils dem Geiſte und der Phantaſie eine tiefere, ernſtere Richtung zu geben, und anderenſeits eine natürliche, regelrechte Applicatur zu fördern geeignet waren.

[Herloßſohn's Damen-Converſationslexikon.]

Mit dem zehnten Bde. iſt das Werk geſchloſſen, hübſch gedruckt, mit ſchönen Stahlſtichen, in Bd. 9. Lady Stanhope, Bd. 10. Venus nach einer Zeichnung von Retzſch. Dieſes Lexikon hat in geiſtiger Beziehung das Eigne, daß es die geſammte jüngere Literatur ignorirt. Mancher Lump von Couliſſenheld hat ſeinen Artikel, aber Literaten, die durchaus im Bewußtſein des Publicums leben, ſind auf ganz unverantwortliche Weiſe von dieſer Damenhalle ausgeſchloſſen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 65. — den 31. März 1838.

Redacteur: Dr. G. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ueber Salzbrunn.

Selten möchte wohl eine größere Verſchiedenheit der Meinungen über ein deutſches Bad gefunden werden, als wenn es ein Urtheil über das ſchleſiſche Salzbrunn gilt. Nicht daß man Viele fände, welche die Wirkſamkeit der Quelle in Zweifel ziehen; allein das Leben des Badegaſtes in Salzbrunn, die geſelligen Verhältniſſe daſelbſt, die Einrichtungen der Badedirection u. dergl., das iſt es, was für den Einen zur Quelle begeiſterten Lobes, für den Andern ein Grund heftigen Tadels geworden.

Ref. dieſes hat durch einen Aufenthalt von faſt acht Wochen hinreichende Gelegenheit gehabt, Salzbrunn kennen zu lernen, und ſah ſich dadurch in den Stand geſetzt, nach ſeiner Rückkehr in Vielen ein Vertrauen zu dem in Rede ſtehenden Bade zu befeſtigen, welches durch einſeitige, entſtellende Darſtellungen oft ſehr geſchwächt war. Es verurſachte ihm ſtets ein ſchmerzliches Gefühl, wenn ein ſolches Begegnen ihn mit Perſonen zuſammenführte, welche es verſäumt hatten, Hülfe an jener Quelle zu ſuchen, weil ſie üblen Berichten Glauben beigemeſſen.

Es kann hier nicht im Plane liegen, darzuthun, wie weit die Quelle ſelbſt ein Vertrauen rechtfertigt, welches ihr eine Menge Hülfsbedürftige zuführt. Daß Salzbrunn in dieſer Beziehung einen großen Segen übt, dafür ſprechen die immer mehr ſteigende Anzahl der Badegäſte, die wachſende Verſendung des Brunnens, auch nach den entfernteſten Gegenden Europas, und die Erſtaunen erregende glückliche Wirkung dieſes Mineralwaſſers an vielen ſchwer Leidenden, welche Ref. ſelbſt beobachtete. Und dennoch ſtehen die Hunderte, welche Salzbrunn als ſeine Beſucher jährlich aufzählt, in keinem Verhältniß zu jenen Tauſenden, welche viele Jahre hindurch an Uebeln tragen und ſo ſehr oft denſelben unterliegen, ohne Hülfe in Salzbrunn geſucht zu haben. Ref. iſt der feſten Ueberzeugung, daß ſehr, ſehr Viele noch friſch und fröhlich das ſchöne Leben genießen könnten, daß Tauſende von Thränen nicht geweint worden wären, daß viele Eltern nicht umſonſt nach ihren Kindern ſuchten, daß viele hundert Wittwen mit ihren Waiſen nicht mit Elend und Noth jetzt kämpften, wenn die Kranken in der Zeit den ſchleſiſchen Salzbrunn gebraucht hätten.

Salzbrunn liegt in einem Thale am Fuße der Sudeten, in der Nähe der lieblichſten Puncte des ſchleſiſchen Gebirges. Seine topographiſchen Verhältniſſe machen es nicht nur zu einem ſehr reizenden, ſondern auch zu einem höchſt geſunden Aufenthaltsorte. Eine herrliche Natur tritt uns überall in lieblicher, ſtets neuer Geſtaltung entgegen, und der Beſucher trinkt in einer würzigen, Geiſt und Leib erfriſchenden Luft mit jedem Odemzuge ſich neue Kraft und Heilung. Die meiſten der herrlichſten Naturbilder liegen in geringer Entfernung und ſind für Schwache auch bequem zu Wagen zu erreichen. Für Herbeiſchaffung der letztern ſorgen auf Verlangen einige verpflichtete Männer, und da für alle Partieen eine billige Taxe beſtimmt iſt, ſo kann man die

Digitized by Google

köſtlichſten Naturgenüſſe auch mit geringem Koſtenaufwande erlangen.

Das Leben zu Salzbrunn kann im Vergleich mit andern Bädern ſehr billig genannt werden. Ich habe die meiſten der nöthigen Bedürfniſſe immer aus der zweiten Hand erhalten, und faſt ſtets ohne den geringſten Gewinn für den Verabreicher; ſelbſt in den Gaſthäuſern herrſcht ein ſehr billiges Preisreglement. Vor allen Dingen aber zeichnet ſich Salzbrunn durch die Redlichkeit und Gutherzigkeit ſeiner Bewohner aus. Da iſt nicht die Prellerei anderer Badeörter; ſondern die Einwohner Salzbrunns betrachten faſt alle den bei ihnen wohnenden Fremden als eine ihnen anvertraute theure Perſon, welcher alle mögliche Pflege und Liebe zu erweiſen ſie ſtets bereit ſind. Ich kenne viele ſpecielle Fälle, in denen die Gutmüthigkeit der Salzbrunner gegen Badegäſte ſich auf eine wahrhaft rührende Weiſe an den Tag legte.

Die Wohnungen ſind theuer, aber durch die Fürſorge der Badedirection meiſtens geſund gelegen. Ueberhaupt muß man es der Direction nachrühmen, daß ſie mit einer ſeltenen Bereitwilligkeit und mit dem thätigſten Eifer bemüht iſt, allen billigen Wünſchen der Gäſte nachzukommen. Wenn irgend möglich, ſo ſucht ſie jeder Klage abzuhelfen; ſie ſcheut weder Mühe noch Koſten, um auch geſellige u. dergl. nicht gerade nothwendige Bedürfniſſe zu befriedigen, und jedes Jahr gibt Beweiſe, wie durch Verſchönerung und Erweiterung der Anlagen, durch Baue, durch Errichtung geſelliger oder unterhaltender Inſtitute ꝛc. ſie bemüht iſt, allen Anforderungen der Fremden zu genügen. Daß Salzbrunn in dieſer Beziehung aber noch nicht überladen iſt, das iſt eben ſein Vorzug vor vielen andern Bädern. Man vermißt dort, Gott ſei Dank! bis jetzt noch alle Anſtalten, welche dazu dienen, die kaum wieder gewonnene Geſundheit aufs neue zu zerſtören; aber keine, welche edlerm Vergnügen dienen kann. Klug und geräuſchlos wiſſen die örtlichen Behörden alles zu beſeitigen, was den Zwecken der Kur entgegenwirken könnte. — Salzbrunn iſt beſonders dazu geeignet, alle Individuen einander nahe zu bringen, und dadurch dem Badeleben ſeinen ſchönſten Reiz zu verleihen. Die meiſten Menſchen werden ja ohnehin unter dem Einfluſſe eines wohlthätigen Brunnens, einer ſchönen Natur und geſunden Luft manche Rinde vom Herzen ſchmelzen fühlen, welche in den ſo oft verdrießlichen Verhältniſſen der Heimath um daſſelbe ſich gelagert hatte. Unter der verjüngenden, erheiternden Wirkung jener Einflüſſe gewinnen unſer ganzes geiſtiges Leben und unſer Urtheil eine heitere Farbe, und dieſes und das gemeinſame Bedürfniß der Unterhaltung bringen alle in eine günſtigere Stellung zu einander. Es iſt mit dem Menſchen wie mit einem Gemälde: man muß beide im rechten Lichte ſehen, wenn ſie den beſten Eindruck machen ſollen. — In Salzbrunn treten bald Perſonen von den verſchiedenſten Verhältniſſen in einen das Leben erheiternden Bund. Viele locale Urſachen vereinigen ſich für dieſen Zweck. Und der gemeinſchaftliche Genuß irgend einer ſchönen Gegend öffnet ja auch vielen Menſchen das Herz, ſtimmt ſie beſſer, und verbündet durch ein edles Vergnügen und durch eine ſchöne Erinnerung. Und ſei ein Kreis auch noch ſo klein, ſelten wird ihm Jemand fehlen, der durch heitere Laune, durch hervortretende Geiſtesbildung ꝛc. das Band enger zieht, und die Scheidewand äußerlicher Rückſichten und Verhältniſſe mehr fallen macht. Wer in einem beſſern Sinne als dem gewöhnlichen das Leben zu genießen verſteht, der hat in Salzbrunn keine Langeweile; und wer in Salzbrunn ſich einſam fühlt, der trägt in ſich ſelbſt die Schuld davon.

Uebrigens ſoll durch dieſes Alles nicht geſagt ſein, daß der in Rede ſtehende Badeort ohne Mängel ſei. Vielmehr läßt auch Salzbrunn noch Vieles zu wünſchen übrig. So iſt, um nur Einiges anzuführen, die Straße, welche durch das eine Stunde lange Dorf führt, durch ihre ſchlechte Beſchaffenheit ein großer Uebelſtand für die Kranken. Während ſie bei Regenwetter bodenlos ſcheint, wird ſie bei trockner Witterung durch den handhoch liegenden Staub für Bruſt-, Augenkranke ꝛc. nachtheilig. Und es iſt um ſo auffallender, daß ein den Staub noch mehr vermehrendes Aufſchüttemittel gebraucht wird, da in der Gegend gar kein Mangel an tauglichem Material herrſchen kann.

Ein anderer ſehr gegründeter Tadel bezieht ſich auf die neugebauten Wohnungen. Ref. hat bemerkt, daß Häuſer, welche eben vollendet waren, auch ſchon den Badegäſten zur Bewohnung geöffnet wurden. Man kann es ſich wohl denken, wie ſchwer es halten möchte, die Eigenthümer ſolcher neuerrichteter Häuſer zu vermögen, deren Zinsertrag um ein ganzes Jahr noch hinauszuſchieben; aber es kann auch nicht in Abrede geſtellt werden, daß beſonders den Kranken, wenn ſie nach Salzbrunn kommen, ein ſolche Wohnung ſehr ſchaden muß.

Der Verf. dieſer flüchtigen Skizze hegt die Ueberzeugung, daß Salzbrunn mit jedem Jahre an Vertrauen gewinnen werde, und kann es nicht unterlaſſen, ſchließlich noch dankbar der Verdienſte zu gedenken, welche ein ſehr wackerer Mann, der Brunnenarzt Dr. Zemplin, um

Digitized by Google

Salzbrunn ſich erworben hat. Es kann keinem Fremden entgehen, daß beſonders durch ſein Bemühen Salzbrunn das geworden, was es jetzt iſt. Kalcher.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Beſchluß.)

Auch in Schwaben prägt ſich der Stammcharakter am vollſtändigſten und liebenswürdigſten in den Frauen aus. Die Frau beſchäftigt ſich hier zumeiſt mit dem häuslichen Kreiſe und Berufe, ſie beſchäftigt ſich wohl auch mit höhern Intereſſen, ſie iſt der Literatur nicht abhold, ja beleſen; das Urtheil iſt verſtändig, einfach, oft wunderbar treffend. Mit einem ſo ſichern Takte bewegt ſich ihr Hausverſtand, daß die feinſte Dialektik hier unwirkſam, weil überflüſſig iſt — zur großen Qual der lieben Ehehälfte. In einer mir werthen Familie gab es Veranlaſſung zu manchem Spaß, wenn der Hausherr bereits im Triumphe die Kreide erhob, um doch endlich abgeredetermaßen einen Strich zum Zeichen ſeines Sieges an die Thür zu machen, als plötzlich eine kecke Wendung dem „Hausverſtand" aufs neue die Palme eroberte.... Aber die Frau iſt ſich ihrer Stellung und Bildung zu gut bewußt, als daß ſie im geringſten Scheu tragen ſollte, einfach zu ſagen — davon verſtehe ich nichts. — Aufs Seltſamſte ſah ich höchſt gebildete und beleſene Frauen von der Debatte über Emancipation der Weiber berührt; es war ihnen rein unbegreiflich, wie man auf einen ſolchen Gedanken kommen könne; was ihnen denn noch fehle, fragten ſie, was man denn Weiteres wollen könne — ſie ſeien ja frei, glücklich, befriedigt. Eine Rahel, eine Stieglitz iſt der Schwäbin ein Wunder, ſie ſtaunt es an, ſchüttelt den Kopf — und geht an ihren Beruf. Schon mehr Sympathien hat Bettina für ſich, doch vermag der langſamere, beſonnene Geiſt nicht allen jenen Capriolen einer weltentzügelten, naturfreien Phantaſie zu folgen, man fühlt, daß jenes Verhältniß zu künſtlich, den Grund und Boden der natürlichen Verhältniſſe zu überſpringend iſt, als daß es die Bethätigung eines wahren, echten Naturkindes und nicht vielmehr eines Kindes der Laune und Ueberbildung wäre.

Ein tiefreligiöſer Sinn iſt ein ſpecifiſches Element dieſer harmloſen Häuslichkeit ſchwäbiſcher Mütter. In der Regel nichts Myſtiſches, Unklares, Verworrenes in religiöſen Anſichten, aber ein Ernſt, eine Unbefangenheit, eine Urſprünglichkeit, welche zeigt, wie die Religion ein weſentliches, nothwendiges Element dieſer gemüthvoll angelegten Naturen iſt. Aufs liebenswürdigſte ſah ich die ſchönen Hände ſich gegen den Mythen- und Wunder-Doctor ballen, gegen denſelben, den ſie ſelbſt wieder ſo liebenswürdig finden ſollten.... Es iſt kein fanatiſcher Ketzerhaß, dazu gehört mehr Egoismus und Raffinerie der Reflexion, mehr Einſeitigkeit und Unnatürlichkeit, es iſt nur das Ausſprechen eines wirklichen, mächtigen Bedürfniſſes. Dieſe Frömmigkeit und Religioſität beſtimmt auch den ſchwäbiſchen Pietismus. Ich habe Ihnen meine Anſicht über die allgemeinen Verhältniſſe dargelegt, ich muß hier durch einige nähere Beſtimmungen die nöthigen Lichter aufſetzen.

Die Unmittelbarkeit des Geiſtes, die Gediegenheit des Charakters, der trockene, nüchterne, verſtändige Ton, der bedächtige Ernſt und die Gründlichkeit der ganzen Behabung gibt dem Pietismus — in ſeiner beſſern Geſtalt — hier einen proſaiſchen, ſelbſtbewußten, klarern Charakter. Er geht aufs unmittelbare Leben, auf die Erfahrung, die Wirklichkeit, er iſt nicht myſtiſch, nicht gnoſtiſch, er iſt — praktiſch. Bibliſcher Prakticismus iſt der entſprechendſte Name; im Worte Gottes, dem verſtändig und klar ausgeſprochenen, ſucht und findet das religiöſe Bewußtſein ſeine volle Genüge. Nur die Ausdrücklichkeit, das Abſichtliche und Ausſchließliche, mit dem für alle und jede Verhältniſſe und Individualitäten daſſelbe in Anſpruch und Ausſicht genommen wird, gibt eine gehäſſige Richtung nach einſeitiger Befangenheit und Beſchränktheit. Jeder ſoll haben und erfahren, was ſie, worin ſie ſich befriedigt fühlen. Eine Mehrheit der Standpuncte wird nicht geſtattet, die individuelle Berechtigung aufgehoben, dadurch eine ſektireriſche Iſolirung und Abſchließung, um ſo mehr, als ſie in der Individualität der ſchwäbiſchen Natur von Haus aus angelegt iſt. Daher in Würtemberg die vielen geſonderten religiöſen Gemeinden und Sekten. —

Auflöſung des Räthſels in No. 58.

Vor.

Correſpondenz.

Aus Prag. (Beſchl.)

[Concerte, Literatur in Böhmen.]

In dem Concerte zum Beſten des israelitiſchen Hoſpitals am 12. März hörten wir zum erſten Male eine große Arie (mit begleitendem Geſangsquartett) und die Ouverture aus Meyer-Beer's „Hugenotten." Beide Muſikſtücke haben hier mannichfachen Tadel erfahren. Ferner war bemerkenswerth ein Duett aus Halevy's „Jüdin" (von Mad. Podhorsky und Dem. Großer trefflich geſungen). Unſere Concerte ſind gewöhnlich deswegen ſo unintereſſant,

Digitized by Google

weil man faſt nur alte Stücke und bekannte Sängerinnen zu hören bekommt. Hier gab es doch einiges Neue, und bei der erſterwähnten Arie wirkte Hr. Siegfried Roſenberg, Sopraniſt an dem neuen israelitiſchen Bethauſe, mit, ſo wie bei dem 29. Pſalm (von Würfel) das Chorperſonal deſſelben Bethauſes. Hr. Ignaz Tedesko ſpielte Thalberg's Phantaſie für das Pianoforte über Motive aus der „Unbekannten.“ Man fand ſein Spiel ſehr fertig, konnte aber in die großen Lobeserhebungen, welche auswärtige Blätter über ihn angeſtimmt hatten, nicht einſtimmen. — Die Concerte des prager Conſervatoriums (von denen das erſte am 4., das zweite am 18. März gegeben wurde) ſind immer für die Muſikfreunde ſehr intereſſant, weil hier oft neue Kräfte in Geſang und Spiel vorgeführt und die Enſembleſtücke größtentheils höchſt präciſe gegeben werden. Lachner's Preisſymphonie erhielt keineswegs das Lob, welches ihr an andern Orten geſpendet wurde. — Die am 10. März zum erſten Mal gegebene Oper: „Lodovico“ von Herold und Halevy machte beinahe fiasco und erſchien ſeitdem nicht mehr auf unſerer Bühne. — Des trefflichen Bauernfeld Luſtſpiel: „Der Vater“ (zum erſten Mal am 7. März) gefiel nicht ſehr und wurde erſt einmal gegeben; dagegen ſpricht Töpfer's Bearbeitung nach dem Franzöſiſchen: Zurückſetzung — unſer Publicum ganz beſonders an und machte zweimal bereits ein volles Haus. —

In literariſcher Beziehung iſt jetzt bei uns eine viel größere Regſamkeit als in früherer Zeit. Sie ward, wenn nicht hervorgerufen, doch befördert durch die neuen Zeitſchriften: „Oſt und Weſt,“ redigirt von Rudolf Glaſer, und den ſeit Neujahr 1838 hinzugekommenen „Novelliſten,“ welchen Johann Umlauft herausgibt. Da Sie dieſe Journale ſelbſt kennen, ſo enthalte ich mich alles Urtheils über dieſelben, und bemerke nur, daß, wie man vernimmt „Oſt und Weſt“ eine immer größere Verbreitung gewinnt und in den entlegenſten Ländern geleſen wird. Zwei ſehr geleſene pariſer Zeitſchriften überſetzten Artikel aus dieſem Journal, ebenſo das illyriſche Blatt Danica, und manche deutſche Zeitſchriften benutzten die Originalnotizen deſſelben, ohne die Quelle zu nennen. Die Haupttendenz von „Oſt und Weſt:“ den ſlawiſchen Oſten dem Weſten näher zu bringen, ſcheint vorzüglich auf das außeröſterreichiſche Deutſchland berechnet zu ſein; das Blatt verdiente daher von Seiten des auswärtigen Publicums eine kräftige Unterſtützung. „Oſt und Weſt“ iſt mit der ſeit Januar in Trieſt erſcheinenden, von J. Löwenthal trefflich redigirten „Adria“ zu vergleichen; wie dieſe italieniſche, ſo vermittelt jenes ſlawiſche Zuſtände mit deutſchen, und beide Journale ſind die einzigen deutſchen in Oeſterreich, welche lauter Originalartikel enthalten, was wohl allgemeine Anerkennung verdiente. — Viele Leute wollen bemerken, daß, ſeit „Oſt und Weſt“ erſcheint, die Redaction der „Bohemia“ große Anſtrengungen macht, gehaltvollere Artikel, als früher, zu bringen. — Das erſte Vierteljahrsheft der böhmiſchen Muſeumszeitſchrift für 1838 wurde ſo eben ausgegeben und bringt, wie immer, ſehr intereſſante Mittheilungen von Schafarik, Palacky (Palazky) Chmelensky u. m. a. Da Palazky jetzt mit dem zweiten Theile ſeiner Geſchichte von Böhmen beſchäftigt iſt, ſo hat er die Redaction dieſer Zeitſchrift an unſern, in jeder Hinſicht — als Menſch und Literator, — höchſt ausgezeichneten Schafarik übertragen. Da Palazky's aus den Quellen geſchöpfte Geſchichte von Böhmen ein wahres Muſterwerk iſt, ſo mußte die in Gersdorf's Repertorium darüber erſchienene Recenſion, die jedenfalls von einem Slawen herrühret, und aus welcher die größte Animoſität athmet, hier die höchſte Indignation erregen. — Eine ſehr intereſſante Beſchreibung von Palazky's literariſcher Reiſe nach Italien, welche er im Frühling 1837 zur Aufſuchung von Quellen der böhmiſchen und mähriſchen Geſchichte unternommen hatte, iſt vor Kurzem erſchienen und in der Buchhandlung „Kronberger's Wittwe und Weber“ zu haben. — Der erſte Theil von Schafarik's in der ſlawiſchen Literatur Epoche machenden „Slawiſchen Alterthümern“ (in böhmiſcher Sprache) — ein Werk großen Scharfſinns und immenſen Fleißes — iſt nun vollendet. Dem Vernehmen nach beſchäftigt ſich Schafarik mit einer Umarbeitung (Verbeſſerung und Erweiterung) ſeiner trefflichen „Geſchichte der ſlawiſchen Literatur.“ — Das große Wörterbuch der böhmiſchen Sprache von Joſ. Jungmann, worauf der gelehrte Verfaſſer ſein halbes Leben verwandte, iſt der Vollendung nahe. — Nicht allen Leſern Ihrer Zeitſchrift dürfte es bekannt ſein, daß der in der deutſchen Literatur hochgefeierte, geniale Naturforſcher Joſ. Purkinje (Prof. in Breslau), ein geborener Böhme, auch in böhmiſcher Sprache ſchreibt. Nächſtens wird ſeine überaus treffliche böhmiſche Ueberſetzung von „Taſſo's befreitem Jeruſalem“ erſcheinen. Purkinje iſt auch der ruſſiſchen und polniſchen Sprache vollkommen mächtig. — Der zweite Jahrgang des böhmiſchen Almanachs „Wesna,“ welcher vor Kurzem bei Poſpiſſil (Poſpiſchil) erſchien, enthält Productionen von mehreren jüngern Autoren, worunter manches Gelungene, manches Mißlungene. — Die Zeitſchrift „Blüthen“ (Hwety) — welche wöchentlich zu einem Bogen erſcheint, wird ebenfalls meiſtens von jüngern Literatoren geſchrieben und könnte gehaltvoller ſein. — Die „Böhmiſche Biene“ (Ceska wcela) hat ſich ſehr verſchlechtert, ſeit der talentvolle Celakowsky (Tſchelakowsky) die Redaction nicht mehr führt. —

Zum Schluſſe die Nachricht, daß unſer im In- und Auslande hochgefeierter Compoſiteur W. J. Tomaſchek nächſtens ſechs Compoſitionen zu Liedern der Königinhofer Handſchrift (der bekannten von Hanka aufgefundenen Sammlung uralter böhmiſcher Volksgeſänge), wozu ihm Prof. W. A. Swoboda eine dem Rhythmus genau anpaſſende Ueberſetzung geliefert hat, — und drei Allegri capricciosi di bravura, für das Pianoforte, herausgeben wird. Die letztern hat Tomaſchek Ihrer kaiſerl. Hoheit der Großherzogin von Sachſen-Weimar gewidmet, welche die Dedication annahm und demſelben eine goldene Tabatière als ein Andenken überſandte.

Notiz.

[Berthold Auerbach.]

Der geiſtvolle Verfaſſer des Spinoza, Berthold Auerbach, arbeitet an einem Leben des Philoſophen Mendelsſohn.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Inhalt.

No. 43. Briefe an Esmeralda. Aus dem Wanderbuche eines fahrenden Ritters.
Correſpondenz. Aus Caſſel.
Notiz.

No. 44. Franzöſiſche Memoiren. Von R. B.
Briefe an Esmeralda. (Beſchluß.)
Correſpondenz. Aus Caſſel. (Fortſetzung.)
Notiz.

No. 45. Franzöſiſche Memoiren. (Beſchluß.)
Correſpondenz. Aus Caſſel. (Beſchluß.)
Notiz.

No. 46. Lazarilla. Novelle. (Nach dem Franzöſiſchen der Mad. Reybaud.)
Correſpondenz. Aus Berlin.
Notiz.

No. 47. Lazarilla. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Berlin. (Fortſetzung.)
Notiz.

No. 48. Lazarilla. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Berlin. (Beſchluß.)
Notiz.

No. 49. Lazarilla. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Mainz.
Notiz.

No. 50. Lazarilla. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Cöln.
— — Aus Mainz. (Beſchluß).
Notizen.

No. 51. Melchior Mayr über die jüngere Literatur.
Lazarilla. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Braunſchweig.
Notiz.

No. 52. Lazarilla. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Braunſchweig. (Beſchl.)
Notizen.

No. 53. Lazarilla. (Fortſetzung.)
Fr. v. Raumer's hiſtoriſches Taſchenbuch 1838.
Notizen.

No. 54. Rahel in Frankreich. Von Moriz Carriere.
Lazarilla. (Beſchluß.)
Correſpondenz. Aus Berlin.

No. 55. Sonette von R. E. Prutz.
Rahel in Frankreich. (Beſchluß.)
Notizen.

No. 56. Briefe über Schwaben und Franken.
Die Autoren-Aſſociation in Paris.

No. 57. Briefe über Schwaben und Franken. (Fortſetz.)
Die Autoren-Aſſociation in Paris. (Beſchl.)
Notiz.

No. 58. Briefe über Schwaben und Franken. (Beſchl.)
Räthſel. Von R. v. H.
Correſpondenz. Aus Braunſchweig.
Notiz.

No. 59. Sonette von Karl Beck.
Correſpondenz. Aus Braunſchweig. (Beſchl.)
Notizen.

No. 60. Sonette von Karl Beck. (Fortſetzung.)
Friedrich Bülau's Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems.
Notiz.

No. 61. Briefe über Schwaben und Franken.
Sonette von Karl Beck. (Fortſetzung.)
Deutſche Romane.
Notizen.

No. 62. Sonette von Karl Beck. (Fortſetzung.)
Briefe über Schwaben und Franken. (Fortſ.)
Deutſche Romane.
Notiz.

No. 63. Briefe über Schwaben und Franken. (Fortſ.)
Sonette von Karl Beck. (Beſchluß.)
Deutſche Romane.
Notiz.

No. 64. Briefe über Schwaben und Franken. (Fortſ.)
Correſpondenz. Aus Prag.
Notizen.

No. 65. Ueber Salzbrunn. Von Kalcher.
Briefe über Schwaben und Franken. (Beſchl.)
Auflöſung des Räthſels in No. 58.
Correſpondenz. Aus Prag. (Beſchluß.)
Notiz.

(Hierbei ein Intelligenzblatt und eine Beilage.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Verlags-Bericht 1837,

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten ſind Commiſſions-Artikel.)

*Abulghasi Bahadür Chani Historia Mongolorum et Tatarorum nunc primum tatarice edita. Fol. Casani, 1825. 6 Thlr.

*Boetticher, C., die Holzarchitektur des Mittelalters. Mit Anschluss der schönsten in dieser Epoche erschienenen Producte der gewerblichen Industrie. In Reisestudien gesammelt. Drei Theile. Mit 18 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1835—1837. 8 Thlr. 12 Gr.

*— —, Ornamenten-Buch. Zum praktischen Gebrauche von Architekten, Decorations- und Stubenmaler, Tapetenfabrikanten, Seiden-, Woll- und Damastweber u. s. w. Neue Folge. Zwei Hefte. Mit 12 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1836, 1837. 6 Thlr. 16 Gr.

*Bulletin scientifique de l'académie impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Phyſiologie als Erfahrungswiſſenſchaft. Zweiter Band, mit Beiträgen von K. E. v. Baer, Heinr. Rathke und Ernſt H. F. Meyer. Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage, mit Beiträgen von H. Rathke, Karl Theod. v. Siebold und G. Valentin. Mit 4 illum. Kupfertaf. gr. 8. 1837. 5 Thlr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 8r Jahrgang für 1837. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 3r Jahrg. für 1837. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chaudoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 58 planches gravées. St. Pétersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Drobisch, M. W., Quaestionum mathematico-psychologicarum Fasc. I. 4. 1837. 18 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herſchel, J. F. W., populäre Aſtronomie. Aus dem Engliſchen überſetzt von D. Julius Michaelis. Mit 79 Holzſchnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

*Homeri Iliadis primi duo libri. Recognovit et delectis veterum grammaticorum scholiis suisque commentariis instructos edidit Theod. Frid. Freytag. 8 maj. Petropoli, 1837. 3 Thlr. Ch. scripta. 4 Thlr.

*Jomini, Baron de, Précis de l'art de la guerre, ou nouveau tableau analytique des principales combinaisons de la stratégie, de la grande tactique et de la politique militaire. Nouvelle (5me) édition augmentée. Avec 4 planches. 2 Vol. gr. in 8. Paris (St. Pétersbourg) 1837. 4 Thlr. 16 Gr.

Kant's sämmtliche Werke. Herausgegeben von K. Rosenkranz und F. W. Schubert. Erster Theil. Kleine logisch-metaphysische Schriften. Herausg. v. K. Rosenkranz. gr. 8. 1838. Subscriptions-Preis: 2 Thlr. 18 Gr.

Kunze, G., Analecta pteridographica seu descriptio et illustratio filicum aut novarum, aut minus cognitarum. Accedunt tabulae aere incisae XXX. Fol. 1837. 8 Thlr.

Leupoldt, J. M., Lehrbuch der Psychiatrie. gr. 8. 1837. 2 Thlr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome III. gr. in in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Sciences naturelles. Tome III. gr. in 4. St. Pétersb., 1837. 11 Thlr. 6 Gr.

Sciences politiques, Histoire et Philologie. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersb., 1836. 4 Thlr. 12 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XII. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

*Meyer, E. H. F., Commentariorum de plantis Africae Australioris, quas per octo annos collegit observationibusque manuscriptis illustravit J. F. Drege, Vol. I. Fasc. I. II. 8 maj. 1836. 1837. 3 Thlr. 16 Gr.

Minding, J., das Leben der Pflanze. Ein Gedicht. gr. 8. 1837. geh. 12 Gr.

Miſes, Dr., Schutzmittel für die Cholera, nebſt einem Anhange, enthaltend die vornehmſten Meinungen der Aerzte über den Sitz und das Weſen oder die nächſte Urſache, die Contagioſität oder Nichtcontagioſität dieſer Krankheit. Zweite verbeſſerte Auflage. 8. 1837. 18 Gr.

*Nordmann, Alex., Symbolae ad monographiam Staphylinorum. Acced. tabb. II. aere incisae. 4 maj. Petropoli, 1837. 1 Thlr. 21 Gr.

Paucker, G., geometrische Analysis enthaltend: des Apollonius von Perga Sectio rationis, spatii und determinata, nebst einem Anhange zu der letztern. Mit 9 Kupfertafeln. gr. 8. 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

Spieker, C. W., Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens. Für die erwachſenen Töchter der gebildeten Stände. Fünfte, durchgängig verbeſſerte und vermehrte Auflage 2 Bände, mit Titelkupf. 8. 1837. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

*Struve, F. G. W., über Doppelsterne nach den auf der Dorpater Sternwarte mit Frauenhofer's grossem Fernrohre von 1824 bis 1837 angestellten Mikrometermessungen. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

*— —, Etoiles doubles. Mesures micrométriques obtenues à l'observatoire de Dorpat, avec la grande lunette de Frauenhofer. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1837. 18 Gr.

*— —, Stellarum duplicium et multiplicium mensurae micrometricae per magnum Fraunhoferi tubum annis a 1824 ad 1837 in speculo Dorpatensi institutae, adjecta est synopsis observationum de stellis compositis Dorpati annis 1814 ad 1824 per minora instrumenta perfectarum. Fol. maj. Petropoli, 1837. 7 Thlr. 12 Gr.

*Trautvetter, E. R., Grundriss einer Geschichte der Botanik in Bezug auf Russland. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

Zeitung für die elegante Welt für 1837. (37r Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. I. II. 4 maj. 1837. 3 Thlr.

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Achtunddreißigſter Jahrgang.

April.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1838.

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufſätze vermiſchten Inhalts:
   a) Schilderungen intereſſanter Gegenſtände aus allen Zweigen der Natur und Kunſt (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darſtellung einzelner Charaktere, Ereigniſſe und Zuſtände der neueſten Zeit, — einheimiſcher und ausländiſcher Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritiſche Anzeigen allgemein-intereſſanter Erſcheinungen aus dem geſammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correſpondenzartikel, Muſik- und Theaterberichte aus verſchiedenen Ländern, Provinzen und Hauptſtädten, — (gelegentlich mit muſikaliſchen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthſel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitiſche und ſtrengwiſſenſchaftliche Aufſätze ſind ausgeſchloſſen.)

Von dieſer Zeitſchrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingeſandte Bekanntmachungen, gegen feſtgeſetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umſchlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebſt vollſtändig ausgearbeitetem Sachregiſter, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt ſich nicht darauf einlaſſen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu verſenden (die Verſendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commiſſionnaire ausgenommen), ſo müſſen die wöchentlichen und monatlichen Beſtellungen bei den reſp. Ober-Poſt- und Poſtämtern, Zeitungsexpeditionen, ſo wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächſt gelegenen, gemacht werden.

Hauptſpeditionen haben folgende Ober-Poſtämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. ſächſ. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberſte Hof-Poſtamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmiſche Ober-Poſtamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Poſtamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Poſtamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Poſtamt in Hamburg.
Die königl. baierſche Ober-Poſtamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergſche Haupt-Poſtamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürſtl. Turn- und Taxiſche Ober-Poſtamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Poſtamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Poſtamtsexpedition in Hannover.
— kurfürſtl. heſſiſche Ober-Poſtamts-Zeitungsexpedition in Caſſel.

Der Preis des Jahrganges iſt 8 Thlr. ſächſ., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheiniſch, und dafür überall innerhalb Deutſchland zu bekommen. Da von denen, welche dieſe Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichſte Zahlung verlangt werden muß, ſo iſt nöthig, daß jeder der reſp. Intereſſenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des erſten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, ſind entweder unter der unten ſtehenden Adreſſe, oder mit der Ueberſchrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzuſenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 66. — den 2. April 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Unverſöhnliche.

Novelle von Th. Mügge.

„Das Leben iſt doch ſchön!“ rief der alte Proviantverwalter Müller, indem er ſein gefülltes Glas emporhob und die großen glänzenden Augen unter den dichten weißen Brauen feurig hervorblitzen ließ.

„O, liebſter Vater,“ ſagte das friſche, junge Mädchen, das ihm gegenüber ſaß und klingend anſtieß; „noch lange, noch funfzig Jahre wie heute.“ Der alte Mann lachte in ſeinem tiefſten Baſſe, daß die Wände dröhnten. „Funfzig Jahre,“ rief er, „du liebe Zeit, in funfzig Jahren, das iſt bald geſagt, aber da wäre ich ja — funfzig und fünfundſechszig, wie viel iſt das gleich, Vetter Anton?“

„Hundert und funfzehn,“ ſagte ein ſtattlicher Mann, der in der Tracht eines Freicorporals vom Regimente der Königin an der dritten Seite des kleinen Tiſches ſaß. „Mancher iſt älter geworden, Herr Vetter.“

„Wohl möglich,“ verſetzte der Proviantverwalter, „und wenn unſer Herr Gott dort oben es beſchließt, ſo iſt's ſchon Recht. Aber ſo ein alter Kriegsknecht, wie ich, Narben auf der Bruſt, Narben an den Beinen, darf ſchwerlich auf ſolche Gnade hoffen. — Nun, und was iſt's mehr,“ fuhr er fort, „ſteigt man nur mit fröhlichem Herzen in das ſchwarze Jenſeits, wo ſo viele hunderttauſend luſtige Kameraden auf der grünen Wieſe verſammelt ſind, und unter den ſchönen Purpurzelten noch drüben vom Soldatenleben nicht laſſen können.

Der Freicorporal ſah finſter vor ſich hin. „Wohl Mancher möchte ſchon hier nichts davon wiſſen,“ murmelte er.

„Das iſt ein Haſenherz, eine Memme!“ rief der Alte und warf den dicken Zopf, der vornüber flog, auf den Nacken zurück. „Anton,“ ſagte er dann, „mach' mich nicht böſe an meinem fünfundſechzigſten Geburtstage. Sieh mich an, mein Sohn, vierzig Jahre habe ich das Gewehr getragen, drei Königen gedient, zehn Feldzüge mitgemacht, im ſiebenjährigen Kriege gefochten, im baierſchen, im Kartoffelkriege, in Polen und der Rheincampagne; und von der Schlacht von Torgau an, wo ich als Rekrut die Sprache noch nicht kannte, welche die Kugeln mit den Menſchen ſprechen, wo ich ausriß, und der Alte mit der Krücke hinter uns her jagte und uns immer wieder ins hölliſche Kanonenfeuer trieb, hat der Stock und die Fuchtel auf meinen Schultern getanzt. Himmel und Donner! ich war wohl auch wild und verwünſchte mein Leben und verfluchte die Tyrannei und die Tyrannen; aber wenn die böſe Stunde vorüber war, hätte ich doch nichts anderes ſein mögen, als eben Soldat, und nichts als Soldat.“

„Ich wüßte Manches, das beſſer wäre,“ murmelte der Corporal vor ſich hin. —

„Nachdem ich redlich gedient habe, iſt nun ſeit ſechs Jahren dieſer gute, ruhige Poſten mein, der ſeinen Mann nährt,“ fuhr der Alte fort. „Der alte Feldwebel wird freilich wohl arm bleiben, denn das Betrügen wird nimmermehr ſich mit ihm vertragen, und die einzigen Schätze

Digitized by Google

meines Lebens werden wohl mein Zopf hier und mein liebes Kind dort ſein müſſen. Den nehm' ich mit mir, wenn ſie mich ins Grab legen," ſetzte er mit unwillkürlicher Rührung hinzu, „und für die da wird Gott ſorgen."

„Und ich, Vetter, ſo lange ich auf Erden bin," rief der Corporal.

„Das danke Dir Gott, Anton," ſagte der Alte mit feierlicher Stimme. „Wenn ich nicht mehr ſein werde, ſo ſei Du ihr die feſte Stütze; ja Kinder, und recht von Herzen wollte ich die Stunde ſegnen, wenn ihr Euch zuſammenthun wolltet, als Mann und Frau. Sprich's heraus, Linchen, heut an meinem Geburtstage, Mädchen, mach's mit ihm, wie es Deine Mutter machte, fall' ihm um den Hals und ſage ihm, ich will Dein ſein und alle die Laffen und Gecken verachten, die mir den Kopf verdrehen."

Die Tochter war todtenbleich geworden und faltete die Hände vor ihre überſtrömenden Augen. „Wollen Sie mich denn zwingen, Vater," ſagte ſie leiſe weinend, „ſo muß ich wohl gehorchen."

„Zwingen," rief der alte Verwalter. „Himmel und Donner! nein, zwingen nicht, aber Vernunft predigen, Du thörichte Diene."

„Laſſen Sie es gut ſein, Herr Vetter," ſagte der junge Menſch begütigend, „ich weiß es ja, daß ich nichts zu hoffen habe."

„Kann ich denn dafür," ſagte das ſchlanke Mädchen weinend. „Ich bin Dir ja gut, Anton, ich weiß, daß Du ein redlicher Menſch biſt, ich liebe Dich auch wie eine Schweſter, aber —"

„Du willſt mich nicht heirathen," erwiederte der Corporal ſanft. „Nun, ich werde an meinem Kummer nicht ſterben, Linchen, ich werde mich freuen, wenn Du mit einem andern braven Manne glücklich biſt."

Eine tiefe Pauſe folgte. „Zum Henker!" ſagte endlich der Verwalter, „warum muß das auch gerade heute vorkommen. Schlag' Dir's aus dem Sinne, Anton, laß die alberne Dirne laufen, ein Kerl wie Du, fünf Fuß neun Zoll, wie Milch und Blut, vierundzwanzig Jahr, und ein blonder Schnurrbart bis an die Ohren, findet hundert und tauſend, die beſſer ſind als dieſe da."

Der junge Soldat ſeufzte und ſchüttelte leiſe den Kopf, als wollte er ſagen: „So Eine finde ich doch nie wieder."

„Stoß an, mein Sohn," rief der Alte. „Sieh', ihre Mutter war anders. Als ich ſie kennen lernte, war ich Gefreiter, und ich war nicht der Einzige, der ſie haben wollte. Da war ein Corporal von unſerer Compagnie, ein wilder Kerl, groß, verwegen, mit Augen, die wie Feuerräder funkelten. Auf dem Tanzplatze war er der Erſte und der Letzte, wo es Händel gab, war er dabei; ein braver Soldat, aber dem Trunke ergeben, und wenn er den Kopf voll hatte, würde er vor Kaiſer und Papſt nicht geſchwiegen haben. Meine Marie liebte ihn auch, wie die Weiber gewöhnlich die wilden Männer lieben, und es war ein ſchöner, ſtattlicher Mann. Mir war er vor Allen gewogen, denn ich hatte ihm das Leben gerettet, was keine große Sache im Kriege iſt, und dann hatte es auch der Zufall gemacht, daß ich mit ihm im gleichen Jahre und am gleichen Tage geboren war. Als er aber merkte, daß Mariens Herz ſich zu mir wandte, weil ſeine Tollheit auch ſie nicht ſchonte, da wurde er mein Feind, und der böſen Tage, die er mir machte, will ich nicht weiter gedenken. Da traf es ſich, daß einer ſeiner Verwandten ſtarb, und er erbte beinahe tauſend Thaler. Ich war bei Mariens Eltern, armen Gärtnerleuten, die mehr von der fleißigen Nadel ihrer Tochter lebten, als von dem Grünkram. Nun trat er herein, erzählte ſein Glück und wollte ſie in ſeine Arme ſchließen. Ich ſtand betrübt an der Thür, und meine Augen flimmerten ſo dunkel, daß ich nichts, gar nichts ſehen konnte. Plötzlich aber fühlte ich ihre Hände um meinen Hals, ihre Küſſe auf meinem Munde. Nein, nein, rief ſie, Dich will ich, und ſein Geld ſoll uns nicht trennen. So bin ich glücklich geworden, und ich glaube, uns Beiden hat's niemals gereut."

„Was wurde denn aus dem Andern?" ſagte der junge Soldat.

„War er nicht liederlich, ward er's jetzt," verſetzte der Alte. Er machte einen dummen Streich nach dem andern, wurde degradirt und ich in ſeine Stelle geſetzt. Nun hätte ich Rache nehmen können, aber ich that's nicht, es ging ihm ja doch übel genug. Sein Haß, ſeine Wuth kannte aber keine Gränzen; endlich als ich ihn einſt hart anließ in Reih und Glied, ſtach er nach mir mit dem Bayonnet, und um ein Haar ging's mir durch die Bruſt. Er mußte Gaſſen laufen auf Leben und Tod, drei Tage lang, aber er ſtarb nicht, und leider ward er auch nicht gebeſſert. Seine Wildheit nahm nur zu mit den Mißhandlungen, die jetzt über ihn kamen, denn unſer Hauptmann, Gott ſei ihm gnädig dort oben, war ein harter, ſtrenger Herr. Zuletzt vergriff er ſich auch an dem; er ſollte erſchoſſen werden, aber der König begnadigte ihn, und ſo kam er zeitlebens in Ketten auf eine Feſtung, wo er längſt geſtorben ſein mag."

Digitized by Google

Draußen klirrte die Flurthür auf, und das Geräuſch eines Kommenden unterbrach die Rede des aufmerkſamen Alten. „Sieh, wer's iſt, Linchen," ſagte er, und hörte auf das leiſe Klopfen.

Die gehorſame Tochter eilte, aber noch vor ihr öffnete ſich die Thür, und eine hohe, verfallene Bettlergeſtalt ſtand auf der Schwelle. Die nervigen, gebeugten Glieder ſteckten in einem zerlumpten Rocke, über deſſen Kragen lange, ſilberweiße, dichte Locken fielen. Das Geſicht des Greiſes war ausdrucksvoll, ſchwermüthig ernſt, voll grotesker Züge und Linien, redender Zeugen des Grames, Jahrbücher ſeines Unglücks. Ein Lächeln ſchwebte darüber, bitter anklagend und doch demüthig, und als weigere ſich ſein Mund, eine beſchämende Bitte zu ſprechen, ſtarrte er das junge Mädchen mit den großen, ſchwarzen Augen an, die plötzlich, wie im Feuer der Jugend, aufloderten, und indem er eine alte Mütze ihr entgegenhielt, ſtammelte er einige rauhe, dumpfe, unverſtändliche Worte.

„Nun, wer iſt da?" rief der Verwalter, welcher den Gegenſtand hinter der Thür nicht ſehen konnte.

„Ein armer, alter Mann," erwiederte Linchen mitleidig.

„Gib ihm, gib ihm," rief der Vater. „Hier iſt Eſſen genug, er mag wohl hungrig ſein. Heute ſoll kein Armer ungeſpeiſt von meiner Schwelle gehen. Gib ihm auch ein Glas Wein, eine Herzſtärkung, er ſoll meine Geſundheit trinken, heute iſt mein Geburtstag."

„Mein Geburtstag iſt heute auch," erwiederte der Bettler dumpf und trat ganz hinein in das Gemach.

Der Proviantverwalter drehte ſich um, und als habe er eine Erſcheinung geſehen, richtete er ſich langſam und ſprachlos auf. Auch der Bettler ſtarrte ihn an, die ſtieren Augen ingrimmig auf ihn geheftet, dann aber wurden ſeine Blicke ſanfter, ſeine grauen Wangen von einem leichten Schimmer der Scham durchzogen, und ein Zittern ſchüttelte die Locken auf dem gebeugten Haupte. „Alter Müller," ſagte er ſanft, „Du irrſt nicht, ich bin es, Bernhard Lorenz, der hier an Deiner Thür um ein Almoſen fleht."

„Guter Gott!" rief der alte Mann erſchüttert; „deine Wege ſind unerforſchlich. Ihn führſt du zu mir nach langen Jahren, am Rande des Grabes, am feſtlichen Tage zur Verſöhnung, ſei geprieſen, mein Schöpfer, für dies Glück." — Er betrachtete von neuem mit ſtummem Erſtaunen die eingeſunkene, vergrämte Geſtalt des Fremden, als wolle er alle Züge ſeines frühern Bildes in ſich zur Vergleichung hervorrufen. Dann reichte er ihm plötzlich die Hand und zog ihn zum Tiſche. „Setz' Dich," ſagte er, „iß, trink, erzähle mir, wie es Dir ging, dann wollen wir ſehen, wie zu helfen iſt."

Er ſchenkte ihm ein volles Glas ein, aber der Bettler ſtieß es zurück. „Ich trinke nichts als Waſſer," ſagte er, wie von einem leichten Schauder ergriffen.

„Armer Bernhard," rief der Verwalter, „Kopf in die Höh', wie's einem alten Soldaten zukommt. Laß die Vergangenheit ruhen, denke nicht mehr daran, Du ſollſt bei mir bleiben, wir wollen die paar Tage auf dieſer Welt noch vergnügt vollbringen; Alles ſei vergeſſen und vergeben."

Der alte Bettler ſchüttelte trübſinnig den Kopf. „Du wirſt einen ſchlechten Geſellſchafter haben," ſagte er, „ich habe das Reden verlernt, das Lachen verlernt, arbeiten kann ich auch nicht mehr, nur ſitzen und ſinnen über die Vergangenheit und mein verlorenes Leben."

„Sie haben Dich wohl lange hinter eiſernen Riegeln gehalten," ſagte der Verwalter mitleidig.

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus Tübingen.

[Charakteriſtik der Univerſität.]

Ein gewiſſer Dualismus gehörte von jeher zur Eigenthümlichkeit der Deutſchen; es wurde ihm immer ſchwer, im Leben das Ideale und Reale in eine concrete Einheit zuſammenzubringen, und er lief immer Gefahr bei dem Verſuche, es zu thun, ſtatt des Etwas nur das Nichts zu bekommen. Dieſer Gegenſatz iſt die eigentliche Seele des Romantiſchen. Aber auch im politiſchen Leben iſt der nämliche Kampf zu finden, z. B. in dem Verhältniſſe zwiſchen dem Feudalherrn und ſeinen Leibeigenen. In der ſpätern Zeit des Mittelalters waren es namentlich zwei politiſche Geſtalten, in denen ſich das romantiſche Princip realiſirte, das Städteweſen und die Hochſchulen. Dort kam das reale, das praktiſche Leben, hier das ideale, die Wiſſenſchaft zur Wirklichkeit. Die Aufgabe der modernen Zeit iſt es, beide mit einander zu vermitteln, und ihre Einheit in einer neuen und eigenthümlichen Geſtaltung darzuſtellen. Den Uebergang zu dieſer neuen Form der Geſellſchaft bildet unſere jetzige Staatsform, nach welcher ſich alles in beſtimmten und feſten Formen bewegt, die Perſönlichkeit zurücktritt, und kaum noch eine Zuflucht findet im Privat- und Familienleben. Corporationen, Innungen und alle dergleichen Einrichtungen löſen ſich auf in fließende Unterſchiede; die allgemeine Rechtsgleichheit tritt an die Stelle des Rechts der Individualität. Daß dieſer Uebergang ſich beſonders auch in der äußern Geſtaltung der Verhältniſſe unſerer Univerſitäten und dem Geiſt, in dem die Wiſſenſchaft gepflegt wird, nachweiſen läßt, bedarf keines Beweiſes. Sie waren von jeher die Stelle, an welcher die Pulsſchläge unſeres Nationallebens am ſchnellſten und ſicherſten zu fühlen waren. Und daß auch unſere

Digitized by Google

Univerſität lebhaften Antheil an den geiſtigen Bewegungen unſeres Vaterlandes nimmt, läßt ſich nicht anders erwarten.

Es iſt für den erſten Anblick auffallend, daß Schwaben einerſeits ſo viele tüchtige Köpfe von tüchtiger wiſſenſchaftlicher Bildung liefert, die auf kräftige Weiſe fördernd in die Bewegung des Lebens und der Wiſſenſchaft eingreifen, und daß andererſeits dieſe Männer ihre angemeſſene Stellung erſt im Auslande, d. h. relativ, im nicht-ſchwäbiſchen Deutſchland ſuchen mußten. Wiederum iſt es ſelten, wenn ein Ausländer eine bedeutende Stelle im Inlande bekleidet, und es wird dieſes auch im Allgemeinen nicht gern geſehen. Es hat dies ſeinen Grund in dem einfachen, unbefangenen, naiven Familienleben des Schwaben, in dem unmittelbaren Umgange mit einer ſchönen und reichen Natur. Auch in den Städten iſt noch wenig von großem Welt- und Salonleben zu finden, und nicht hier haben die tüchtigen Charaktere und kräftigen Gemüther ihre Pflege genoſſen. Im Durchſchnitte wird ein einfaches Familienleben auf dem Lande geführt, in welchem durch den unmittelbaren Umgang mit der Natur eine in Städten ſeltene, oder eigentlich unmögliche Unſchuld bewahrt wird. Ein tiefes Gemüth, religiöſer Sinn und gewählte, geſunde Lectüre bewahren eine ſolche Unbefangenheit, und erzeugen zugleich einen ſo tüchtigen geiſtigen Fond, daß jeder Same, ſei er ein guter oder ſchlechter, reichliche Nahrung findet, und, hat er nur eigene Triebkraft, zu einem kräftigen Stamme anſchießen muß. Damit ſtimmten aufs Beſte unſere gelehrten Schulen zuſammen. Ein Hauptvorzug derſelben war, daß nur über wenige Lehrgegenſtände docirt wurde. Die meiſten jungen Leute, welche ſtudirten, machten den Weg durch die theologiſchen Seminare, in welchen ſich alle Vortheile der alten ſtrengen Erziehung vereinigten. Unterwerfung unter das Geſetz war das erſte; Unbeſcholtenheit der Sitten, Unbekanntſchaft mit raffinirten Genüſſen, mit erſchlaffenden Zerſtreuungen und die kräftige Nahrung der Claſſiker machten ihre Zöglinge zu den ausgezeichneten Männern, die ſie waren. Im Grunde war es derſelbe Geiſt, der auch die ehemalige Karlsakademie beſeelte. Mit einem ſolchen Schatz ausgerüſtet, bezog der Jüngling die Univerſität. Hier erſt, nachdem das erſte Jahr den Claſſikern und der Geſchichte gewidmet war, trat die Philoſophie ein, und mit ihr der Zweifel. Das aber kam noch keinem in den Sinn, daß er nach ſeinen Studienjahren mit ſeiner Ueberzeugung abgeſchloſſen zu haben glaubte, ſondern der größte Gewinn ſchien es ihm, jetzt gelernt zu haben, wie man ſtudiren müſſe. So erklärt es ſich, wie Männer, wie Wieland, Schiller, Uhland, ein Storr und die Männer ſeiner Schule, ein Paulus und Strauß, ein Spittler, Schlözer, Plank, eine Schelling und Hegel, ein Kielmeyer, Autenrieth und die Menge anderer berühmter Männer, aus einem und demſelben Lande, das keine vierhundert Quadratmeilen umfaßt, hervorgehen konnten.

Aber allmälig haben ſich dieſe Verhältniſſe geändert. Das Philiſterium, das ſonſt der Idealität der Hochſchule feindlich gegenüber ſtand, iſt praktiſch geworden; es hat nicht mehr im Kopf ſeine Welt der Wirklichkeit, ſondern geſtaltet ein thätiges und ruhiges Leben um ſich her. Wo Thätigkeit iſt, da iſt Geiſt, und indem das Philiſterium Geiſt in ſich aufnimmt, iſt es nicht mehr Philiſterium. Es will das Leben nicht mehr in Duodez, ſondern in Folio; es gelten ihm alle Schranken der Sitte, des Geſetzes, nicht mehr, weil ſie da ſind, ſondern weil ſie vernünftig ſind. Wenn ſich aber draußen im Reiche, wenn mir der Ausdruck erlaubt, iſt, mehr und mehr friſches Leben regt, ſo ſcheint die Hochſchule in einem Uebergange aus der Poeſie in die Proſa, aus der begeiſterten Illuſion in die Nüchternheit begriffen zu ſein. Früher war es die Poeſie der Hochſchule, hier den Puder und die Perrücke von ſich werfen und in göttlicher Freiheit ſich ſelbſt Geſetze geben zu dürfen. Darin lag der große Werth all dieſer Förmlichkeiten des akademiſchen Lebens, der Verbindungen, des Comments; ſie waren aus einem freien, ſich ſelbſt beſtimmenden Geiſte hervorgegangen. Darum hingen dieſe Freiheiten ſo nothwendig und innig mit der Blüthe der Wiſſenſchaft zuſammen, weil Leben und Wiſſenſchaft die einander bedingenden, organiſch ſich gegenſeitig tragenden Momente des geiſtigen Daſeins ſind. Die Wiſſenſchaft, die keinen Richter und Herrn kennt in ihrem Gebiete, als ſich ſelbſt, wie könnte ſie auf einer Baſis erbaut werden, die nicht vom Geiſte durchſtrömt iſt? Das Leben, wie könnte es in geiſtloſen Formen beſtehen und in ſklaviſcher Unterwerfung, wenn es doch nichts anderes als die Aeußerung des ruhe- und raſtlos thätigen Geiſtes iſt? Aber nur dann konnte der jugendliche Geiſt im Ernſt meinen, das vom Geiſt getragene Leben ſei ein anderes als die wirkliche Geſellſchaft, wenn die Wirklichkeit eine geiſtloſe, d. h. philiſterhafte war. Aber jetzt iſt in der Wirklichkeit ein Gehalt gegeben; ſubſtantielle Intereſſen, welche das Volk bewegen, ſind es allein, welche ihm eine Grundlage geben können. Und die Formen des Comments, die noch als Reſte der alten Zeit bewahrt werden, nehmen mehr und mehr den Charakter des Philiſteriums an. Dieſe Neigung zum Philiſterhaften wird genährt durch das Verbot der Verbindungen, durch die Beſchränkung der freien Lebensäußerung und der geiſtigen Mittheilung, durch die ſo häufige Aechtung mancher Syſteme, und die theils offene, theils im geheimen, bald auf dem Wege der Güte, bald der Gewalt bewirkte Entfremdung gegen die Nationalintereſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

N o t i z.

[Schmidt auf der leipziger Bühne.]

Herr Schmidt, aus Hamburg gebürtig, gegenwärtig noch in Breslau engagirt, gaſtirte als Poſtillon von Lonjumeau, Maſaniello, Tamino und Fra Diavolo. Meiſt bei überfülltem Hauſe, durchgängig aber mit glänzendem Beifall. Seine Mittel ſind bedeutend, beſonders ſchön ſeine untern Töne, höchſt bedeutend iſt aber die geſchmackvolle Anwendung dieſer Mittel, die einen ſeltnen Grad muſikaliſcher Bildung an den Tag legt. Was ſein Spiel anlangt, ſo muß man ihm einen Rang unter den beſten und glücklichſten Schauſpielern einräumen. Herr Schmidt iſt auch als Lieder-Componiſt ein glückliches Talent.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienſtags — 67. — den 3. April 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Unverſöhnliche.

(Fortſetzung.)

Der Bettler ſtreifte die Aermel an ſeinen Händen auf und zeigte ihm tief eingedrückte Narben, welche rund über ſeine Knöchel liefen. „Dreißig Jahre,“ ſagte er darauf, „dreißig lange, finſtere Jahre. Siehſt Du den Brandmark meines Lebens hier? Frage nicht weiter, Müller, denn hier ſiehſt Du Alles. Als ein kräftiger Mann, ein ſtürmiſcher Mann, dem das Blut zu heiß durch die Adern lief, ſchleppten ſie mich hinein, mit wei- ßen Haaren, kalt wie Eis, zitternd und wankend trat ich heraus. Das nannten ſie Gnade, verſtehſt Du das, Gnade! — Nun, die Welt hatte ſich von mir gewandt, und ich von der Welt; ich ging darin umher und wanderte und bettelte, und bettelte und wanderte; aber auch das gönnten ſie mir nicht. — Man fing mich wieder ein, ich ſollte arbeiten. Arbeiten, ich, ein Greis mit zitternden Gliedern, deſſen Kraft in Kerkern und Ketten verfault war. Man ließ mich laufen und fing mich wieder und ließ mich wieder laufen, da haſt Du den Reſt meines Lebens. — Und was hab' ich gethan, um dies Alles zu dulden?“ ſetzte er finſter hinzu; „doch ſolche Fragen nutzen nichts, ſie vermehren nur unſere Qualen.“

„Du ſcheinſt ein Stück von Philoſoph geworden zu ſein,“ ſagte der Verwalter tröſtend und legte ſeinem hungrigen Gaſte von neuem den Teller voll Speiſen.

„Das bin ich geworden,“ verſetzte dieſer. „O, wenn nichts in der Welt vernünftig macht, kalt, ruhig, überlegend weiſe, ſo thut's die Einſamkeit eines halb unterirdiſchen Loches, die Kette, welche das raſende Blut an die feuchte Mauer ſchmiedet und es nach und nach ſelbſt in Stein verwandelt.“ Ein Lächeln ſpaltete ſeine ſchmalen Lippen und zeigte zwei Reihen von Zähnen, ſo feſt, ſo glänzend weiß und rein, wie bei einem Jünglinge.

„Nun, ein ſchönes Stück Deiner Jugend hat Dir Dein Schickſal doch erhalten,“ ſagte der Verwalter. „Himmel und Donner! Du biſt darum vor vierzig Jahren beneidet worden, und das muß man noch, wenn man dieſe Zähne ſieht. Von den meinen hier ſind kaum ein Paar baufällige Paliſſaden geblieben.“

Die Stirn des alten Bettlers zog ſich finſter zuſammen. „Hartes Brot und klares Waſſer haben ſie feſt und rein gehalten,“ ſagte er. „Während ich in meine Ketten biß, verdarbſt Du ſie im Genuß, lachteſt Du, küßteſt Du, und, wenn Du die im Arme hieltſt, die nun todt iſt, dachteſt Du nicht daran, daß ich knirſchend mein Schickſal verfluchte.“

„Laß gut ſein, laß gut ſein,“ rief der Verwalter, „laß die alten Zeiten ruhen, Bernhard, es bringt keinen Segen, vergangene Gefühle wieder aufzufriſchen.“

„Mir nicht,“ ſagte der Alte ruhig, „aber Dir hat's Segen gebracht; denn das ſchmucke Mädchen hier, die wie ſie ausſieht, die nun todt iſt, iſt Deine Tochter. Ich kannte ſie gleich,“ fuhr er fort, „und ſeit langen Jahren lief es heiß durch mein altes Herz; aber wer iſt denn der junge Menſch da? Der Bräutigam, nicht wahr?“

Digitized by Google

„Wollte Gott!" verſetzte der Vater. „Es iſt ein Vetter, ein braver Junge, den ich liebe wie meinen Sohn. Der wird's weit bringen, Bernhard, ſchreibt wie ein Gelehrter, und hat was gelernt. Wie lange wird's dauern, ſo iſt er Feldwebel, wenn er nur will, aber Bräutigam iſt er nicht."

„Ei," rief der Alte, „ſo ein junges, rothwangiges Mädchen, mit blitzenden, verliebten Augen, und will den hübſchen Vetter nicht. Da wird ſich wohl ſchon ein Anderer gefunden haben, der das Herzchen erobert hat."

Eine dunkle Röthe bedeckte Linchens Geſicht, der Verwalter aber lachte. „Nein," ſagte er, „damit iſt's nichts. Die würde eine Nonne, wenn wir katholiſch wären."

Lorenz lächelte vor ſich hin. „Lebt denn der alte Herr von Ingelheim noch?" fragte er.

„Unſer alter böſer Hauptmann," rief der Verwalter, „nein, der iſt todt, als Oberſt geſtorben, aber ſein Sohn hat die Leibcompagnie vom Regimente Königin, wo der Vetter Anton Freicorporal iſt. Menſchen ſind Menſchen, alter Bernhard, Dir haben ſie übel gethan, mir Gutes. Der Bruder des alten Herrn iſt Director der Verwaltung, und durch den Sohn habe ich meine Stelle hier bekommen. Ein ſchmucker, junger Herr, ein echter Edelmann, wild wie ſein Vater war, aber das Herz auf dem rechten Flecke, und herablaſſend zu niedern Leuten."

„Er beſucht Dich wohl zuweilen?" fragte der Alte.

„Freilich," erwiederte der Verwalter, „er hört gern von ſeinem Vater erzählen, und Du weißt, da gibt es tauſend Geſchichten."

„Ich wollte ihm manche auftiſchen, daß ihm die Ohren gellten," ſagte Lorenz dumpf vor ſich hin.

„Von den Todten ſoll man nur Gutes ſprechen," meinte der Verwalter begütigend. „Sieh, da kommt er über den Hof. Schweig' Du ſtill, Lorenz, und erzürne ihn nicht, ſo wird's auch gut für Dich ſein."

Der alte Bettler ſetzte ſich in die finſterſte Ecke, und der Freicorporal ergriff ſeine Mütze und ſeinen Säbel und machte ſich zum Gehen bereit.

Inzwiſchen ging die Thür auf, und ein ſtattlicher junger Offizier in reicher, ſilbbeſetzter Uniform trat herein. Sein jugendlich ſchönes Geſicht war friſch und heiter wie ein Frühlingstag, die Locken an den Seiten machten ihn zum Apoll, vornehmer Anſtand und das Gefühl hoher Geburt zeigten ſich überall in ſeiner Erſcheinung, und nur die blitzenden, beweglichen, lüſternen Augen verrieth einen Zug, der nicht zu dem nobeln Aeußeren paßte.

Als er hereintrat, warf er Hut und Stock auf einen Stuhl und reichte dem Verwalter die Hand. „Mein alter Freund," ſagte er zutraulich, „nehm' Er meinen beſten Glückwunſch zu ſeinem Geburtstage, und hier dieſe ſilbebeſchlagene Pfeife zur Erinnerung, und hier dies Röllchen zur Anſchaffung von irgend etwas, was Ihm Freude macht."

Der Verwalter ſtammelte Worte des Dankes, die der Baron nur halb hörte. Seine Blicke wandten ſich auf das junge Mädchen, der er freundlich zulächelte, und, indem er ihre Hand ergriff, ihr einige Schmeicheleien über ihren Anzug und ihr Ausſehen ſagte. „Auf Ehre!" rief er, „Müller, Er iſt ein glücklicher Menſch, ſolch ein liebenswürdiges, ſchönes Kind zu beſitzen, die der Stolz jedes Vaters ſein müßte, und wäre es auch ein Baron oder Graf."

„Es iſt auch mein einziger Schatz, den ich auf der Welt habe," ſagte der Verwalter, entzückt über dies Lob.

Der Baron warf einen Blick auf den Corporal, der kerzengerade an der Wand ſtand. „Ah, iſt er auch hier," rief er mit ſichtlichem Verdruß. „Er verdient es nicht, ſolche liebe Verwandte zu haben. Nur um derentwillen ſchone ich ihn, aber ſeine Nachläſſigkeiten nehmen kein Ende. Müller, Er muß den Menſchen ermahnen, Ihm zur Liebe habe ich ihn allein zum Freicorporal gemacht, aber es iſt ein ſchlechter Soldat, aus dem nichts werden wird. Meine Geduld iſt zu Ende, der Stock wird helfen müſſen. Jetzt geh' Er, ich habe hier noch zu ſprechen, was Er nicht zu hören braucht."

Der junge Soldat war durch dieſe Worte in einen ſchwer zu beſchreibenden Zuſtand der Wuth verſetzt. Sein Haar ſchien ſich emporzuſträuben, ſeine Knie wankten, die Lippen färbten ſich blau und die Augen ſtarrten racheglühend auf den Offizier, der im Gefühl ſeiner Macht und Hoheit kalt und verächtlich ſich von ihm wandte. — Vor ſeinem Verwandten, den er wie ſeinen Vater ehrte, geſchmäht, vor dem Weſen, das er inbrünſtig liebte, erniedrigt und beſchämt, dieſe Tyrannei durchbohrte ſeine Seele, und ſeine Hand ballte ſich um den Griff des Säbels.

„Nun, wird's bald?" ſagte der Baron befehlend und ſah noch einmal zu ihm hin.

Da ſiegte der Gehorſam. Der Corporal drückte dem betrübten alten Manne die Hand und eilte hinaus, ohne auf Linchen einen Blick des Abſchieds zu werfen. Es war ihm unmöglich, er fühlte ſich vernichtet, unausſprechlich elend, und wie ein Raſender lief er umher, bis er erſchöpft in ſein kleines Quartier zurück kam, als der Abend

Digitized by Google

ſchon da war. Er warf ſich auf ſein Lager und weinte. „Bin ich nicht ein Menſch wie er,“ ſagte er endlich, „habe ich nicht gleiche Rechte und Anſprüche! Verflucht ſei die Geburt, verflucht die Tyrannei, verflucht die Zeit, wo Ehre und Glück, Ausſicht und Hoffnung einer Kaſte Eigenthum iſt, die in ihrem Uebermuthe jeden Andern wie einen Hund betrachtet, den ſie mit Füßen tritt. Ich ertrage es nicht, komme was da will, ich werfe die Banden von mir, ich deſertire.“

Als der Corporal ſich entfernt hatte, nahm der Capitain die Hand des Verwalters. „Müller,“ ſagte er begütigend, „ſei Er nicht ſo betrübt an ſeinem Geburtstage, ich meine es nicht ſo ſchlimm mit dem Burſchen, aber es iſt ein verſtockter, eigenwilliger und nachläſſiger Menſch.“

„Ein Menſch mit einem Herzen wie ein Kind, Herr Hauptmann,“ ſagte der Alte; „jung und nachläſſig, aber gewiß nicht aus böſem Willen.“

„Ich weiß, er iſt Ihm ans Herz gewachſen,“ rief der Baron lächelnd, „und ich werde ihn ſchonen, das verſteht ſich. Aber ſein Vetter gehört zu den Gelbſchnäbein, die jetzt hin und wieder vorkommen, und die man ducken muß, damit ſie ſich nicht überſchätzen. Der Menſch lieſt Bücher, lieſt andern Taugenichtſen etwas vor, ſchreibt Briefe, lernt ſogar, wie ich vernommen habe, Franzöſiſch. Wohin ſoll das führen, wenn ein Corporal ſich ſo etwas herausnimmt, und vor lauter Gelehrſamkeit vergißt, wer er iſt, und was er zu thun hat! Schärf' Er ihm das ein, Müller, er ſoll die Streiche laſſen, oder mit nächſtem bekommt er einen Denkzettel, der blau auf ſeinem Rücken haften ſoll, und vielleicht ſein Gehirn wohlthätig erſchüttert.“

„Es iſt freilich nicht recht,“ ſagte der Verwalter, „das hat er aber ſicher von ſeinem Vater, dem Schulmeiſter.“

„Schulmeiſter brauch' ich nicht,“ verſetzte der Capitain erhitzter. „Man muß jetzt wachſam ſein, daß ſich nicht auch bei uns die Köpfe verdrehen, wie in Frankreich, wo die Canaille ſich aufbläſt.“

„Das Herz hat er gewiß auf dem rechten Flecke und Achtung vor ſeinen hohen Vorgeſetzten,“ betheuerte der Verwalter.

„Das dank' ihm der Teufel!“ rief der Capitain lachend, „wir würden ihm ſchon Gehorſam lehren. Was aber das Herz betrifft, ſo kann er es bald zeigen, denn der Krieg iſt vielleicht näher, als wir denken. Der Bettelkaiſer führt ſeine Franzmänner heran, ſie haben Roßbach vergeſſen, wir wollen aber ein Ende mit der ganzen Wirthſchaft machen, und den Pöbel in Paris Ordnung und Gehorſam lehren.“

Der alte Verwalter nickte fröhlich mit dem Kopfe. „Endlich,“ rief er, „nun denn, Gnade Gott Frankreich, wenn unſere Blechmützen kommen.“

„Leider wird das Geſindel nicht ordentlich Stand halten,“ ſagte der Capitain, „es wird eine Haſenjagd ſein; nun, auch gut, wenn kein beſſeres Wild zu haben iſt.“

In dem Augenblicke raſchelte der Bettler in der finſtern Ecke, und der Baron warf ſeinen Blick auf die ſeltſame Geſtalt. „Was zum Henker hat Er denn da für ein Ungeheuer,“ rief er lachend und trat auf den Alten zu, der ſich hoch vor ihm aufrichtete.

„Ein alter Jugendfreund, gnädigſter Herr Hauptmann,“ ſagte der Verwalter verlegen, „ein alter Soldat, der auch einſt in Ihres Herrn Vaters Compagnie diente, dem's aber traurig und trübſelig auf ſeinen Wegen gegangen iſt, und welcher nun ein Obdach und Hülfe bei mir ſucht.“

„Was will er denn mit dem alten Vagabunden machen,“ ſagte der Baron, „will er ihn ernähren?“

„Wenn's geht, mit Freuden,“ rief der Verwalter, „aber da iſt gerade eine Stelle bei uns leer, als Wächter am Magazin; und wenn es Euer Gnaden beliebte, wenn Sie ein gnädiges Wort bei dem Herrn Onkel einlegten, ſo wäre uns Allen geholfen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus Tübingen. (Fortſetz.)

[Univerſitätsleben.]

Ausländer ſind ſelten auf der hieſigen Univerſität, ſowohl unter den Docenten als unter den Studirenden, unter den erſtern kaum Vier oder Fünf. Es iſt klar, daß ſo gar zu leicht dem Herkommen als ſolchem gehuldigt wird. Ausländer haben in der Regel — und es iſt im Allgemeinen vorauszuſetzen, daß nur Talentvolle berufen werden — einen unbefangenern und freieren Blick. Bei der Neigung der Schwaben aber, ſich gegen das Fremde abzuſchließen und an der Stammesbeſchränktheit zu kleben, wäre es gewiß von wohlthätigem Einfluſſe, wenn in jeder Facultät der eine oder andere Docent ein Ausländer wäre. Wie ferner die ſtudirenden Inländer nicht gern fremde Univerſitäten beſuchen, ſo ſind auch die Zeiten vorüber, wo namentlich Norddeutſche Tübingen beſuchten. Anderthalb Dutzend Schweizer, wenn's hoch kommt; ein Paar irrende Ritter aus dem benachbarten Baden und Baiern, aus Norddeutſchland, England und Frankreich, iſt alles, was von fremder Junge ſich hier aufhält. Trotz dem könnte man bei 700 Studirenden ein reges Leben und Treiben erwarten, was aber im Allge-

Digitized by Google

meinen nicht der Fall iſt. Die Studirenden der beiden theologiſchen Facultäten ſind zum bei weitem überwiegenden Theil im Stift und Convict abgeſchloſſen. Unter den übrigen finden ſich eine Menge Pharmaceuten, Chirurgen, Buchhalter, Schreiber, die noch die eine oder andere juriſtiſche oder kameraliſtiſche Vorleſung hören wollen; ſie haben ſomit ſpecielle Zwecke, die nichts mit der allgemeinen Wiſſenſchaft zu thun haben, und ſtehen häufig in einem Alter, in welchem die akademiſche Illuſion keinen Raum mehr hat. Andrerſeits kommen oft Leute auf die Univerſität, denen es noch durchaus an der nöthigen Reife des Alters und Charakters fehlt. Doch der Hauptunterſchied zwiſchen der Zeit von 1814—30 und der Gegenwart iſt, was das äußere Leben betrifft, der Umſtand, daß mit der Burſchenſchaft und den ihr entgegengeſetzten Corps die größeren Verbindungen ſo ziemlich verſchwunden ſind. An die Stelle des Gemeingeiſtes iſt mehr und mehr eine particulariſtiſche Abſonderung getreten, durch welche jede lebendige und gegenſeitige Einwirkung verloren geht. Es findet ſich nichts mehr von der organiſirenden, Gemeinſchaft bildenden Kraft, durch welche jeder tüchtige Trieb ſich kund thut; es ſind lauter kleine Geiſter, von denen keiner ſo viel inneres Feuer beſitzt, daß er es den anderen einpflanzen könnte. Da ſind es nun eine Anzahl kleiner Geſellſchaften, nach Gymnaſien, Provinzen und Facultäten abgezweigt; den Geſichtskreis, den ſie ſchon auf dem Gymnaſium überſchauten, haben ſich nicht überſchritten; keine neue Ideen, keine neue Geſellſchaft. Man trinkt, raucht Tabak, ſpricht über Hunde und Pferde, oder prügelt ſich auch zur Abwechslung. Welche Befangenheit in Provincial-, Standes- und Facultäts-Vorurtheilen, welche Kleinigkeitskrämerei dadurch genahrt wird, iſt leicht einzuſehen. Doch ich würde Vielen Unrecht thun, wenn ich behaupten wollte, ſie bringen ihr Leben in der Kneipe zu. Nein! es fehlt auch nicht an ſolchen, welchen das Bierglas der Spiegel erſetzt. Es gibt auch Schöngeiſter, welche ſchon frühzeitig, wie Hr. Dieſterweg will, durch den Umgang mit gebildeten und feinfühlenden ſtuttgarter Frauen aus hohem und niederem Stand, und durch die Kunſt der Tanzmeiſter und Friſeure der Hauptſtadt, ſalonfähig geworden ſind. Denn das weibliche Geſchlecht zu Tübingen liebt ſchöne Complimente, glatte Halstücher und feine Handſchuhe an den jungen Herren. Nur in ironiſcher Beziehung laſſen ſich dieſe noch den Namen „Schwaben" beilegen. Zwar will ich nicht ſagen, daß nur dieſe zwei Claſſen von Studirenden ſich hier finden, aber die bei weitem überwiegende Mehrzahl trägt keinen andern Charakter. Die wenigen, die ſich der treuen Pflege der Wiſſenſchaft widmen, ſind meiſtens zurückgezogen, und auch von dieſen ſind nur zu Viele bloße Fachmenſchen. Wir müſſen ſehr eifrig ſuchen, bis wir noch einige wenige finden, die die Wiſſenſchaft im wahren und vollen Sinn als die freie That des Geiſtes zum Panier erheben, und ihm unverrückt und rückſichtslos treu bleiben. Daß Charakterloſigkeit der Grundfehler der Gegenwart ſei, iſt ſo wahr, als es ſchon oft behauptet wurde. Charakter, die conſequente Durchführung einer Ueberzeugung, ſo daß das Leben durch ſie beherrſcht wird, wird dieſe Generation nicht bekommen. So wenig aus dem Tode das Leben, ſo wenig wird aus der Bücherſtube Charakter hervorgehen. Tod, aber nicht Leben hat jetzt die Herrſchaft. Wie Mährchen, die gar ſchön ſind für die Phantaſie, und deren Melodie das Ohr ergötzt, erſcheinen uns die Großthaten unſerer akademiſchen Vorfahren; aber wir ſind ungewiß, ob nur durch die Ferne der Zeit die Geſtalten zu rieſigen Schatten ſich erweiterten, oder ob unſer Geſchlecht ſo ganz zuſammengeſchrumpft iſt. Es iſt jetzt alles gehörig verpaliſſadirt, ſo daß kein auch noch ſo geſchickter Springer unverletzt über den Graben, der das Paradies umgibt, hinwegſetzen kann, und die Tafeln, die man an verbotenen Wegen aufzuſtellen pflegt, tragen eine ſo leſerliche Schrift, und die unglücklichen Beiſpiele der Uebertretung ſind ſo ſprechend, daß auch der Uebermüthigſte zahm wird. Sonſt zwar, als die Wiſſenſchaft noch voll Staub und nur Sache des Gedächtniſſes war, da hat wohl mancher ſeinen lechzenden Gaumen an dem friſchen Quellwaſſer der Philoſophie gelabt. Jetzt aber zieht man es vor, das *Leben zu genießen*, d. h. ſeine Zeit mit Nichtsthun, Trinken und Schlafen todt zu ſchlagen. Nur verſäumt man nicht, ſich von ein Paar Hauptvorleſungen vollſtändige Manuſcripte zu verſchaffen. Man ſchreibt, als dictirte der heilige Geiſt. Denn was man Schwarz auf Weiß beſitzt, kann man getroſt nach Hauſe tragen, d. h. man macht dann ein gutes Examen. Hat man nämlich auf obige Weiſe ſein Leben genoſſen, ſo präparirt man ſich aufs Examen, und da iſt es immer gut, zu wiſſen, was die Lieblingsgrille des Examinators iſt. Mit einem Wort, die Wiſſenſchaft iſt zum Handwerk geworden, durch das man ſich einmal ſein täglich Brot verdient. Man erwirbt ſich Kenntniſſe und gewiſſe Fertigkeiten, wie der Lehrjunge in ſeiner Werkſtatt. Von einer ſelbſtſtandigen Verarbeitung, von eigener Forſchung iſt keine Rede. Man weiß nichts mehr davon, daß die Wiſſenſchaft ein organiſch gegliedertes Ganzes iſt, das verſchiedene, einander gegenſeitig beſtimmende und bedingende Gebiete begreift. Daher werden die allgemeinen Wiſſenſchaften, wie Philoſophie, Geſchichte, Naturwiſſenſchaften vernachläſſigt und nur von denen getrieben, zu deren Fach ſie gehören.

Ich ſpreche natürlich von der Mehrzahl; und auch das Bisherige habe ich nur geſagt zum Beweis, wie alle Momente, die unſer Nationalleben bewegen, ihre bewährteſten Repräſentanten hier finden. So gut aber als die ſchlechten, werden auch die beſſern Partieen deſſelben repräſentirt, namentlich die Bewegungen in der Theologie und Philoſophie.

(Die Fortſetzung folgt.)

Notiz.

[Graf Baudiſſin.]

Graf Wolf von Baudiſſin, der Herausgeber des werthvollen Werkes „Ben Jonſon und ſeine Schule," der thätige Theilnehmer an der Schlegel-Tieck'ſchen Ueberſetzung Shakſpeare's, ſeit Jahren in Dresden wohnhaft, hat eine Reiſe nach dem Orient angetreten.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerſtags — 68. — den 5. April 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Unverſöhnliche.

(Fortſetzung.)

Der Baron betrachtete den Alten mit mißtrauiſchen, unwilligen Blicken und richtete einige Fragen an ihn, welche dieſer einſylbig beantwortete. „Meinetwegen,“ ſagte er dann, „ladet ihn Euch auf den Hals, mein Onkel iſt ſo eben nach Hauſe gekommen, geh' Er mit ihm hinüber, Müller, zeige Er ihm das Ungeheuer, ich werde ein paar Worte ſchreiben.“

Er nahm von dem kleinen Schreibtiſche ein Blatt, und während er ſchrieb, zog der glückliche Verwalter den Bettler in die Nebenkammer und beſchenkte ihn mit einem Anzuge, der dieſem ein ſtattliches Aeußere verlieh. Der Capitain ſelbſt bewunderte die Metamorphoſe und wünſchte ihm lachend Glück dazu. „Nun ſchnell hinüber,“ ſagte er, „ehe es zu ſpät wird. Schickt nur mein Billet mit dem Bedienten hinein und wartet, die Zeit iſt gut gewählt, mein Onkel bewilligt am leichteſten etwas vor dem Nachmittagsſchlafe, damit er Jeden ſchnell los wird, der ihn ſtören könnte.“

Als ſie hinaus waren, ſtand der Capitain noch einen Augenblick am Fenſter und ſtrich mit einem kleinen Taſchenkamme Locken und Zopf, kaum aber erblickte er die Beiden auf dem Hofe, als er mit dem freundlichſten Geſichte ſich umkehrte und mit geöffneten Armen auf Linchen zueilte, welche im Hintergrunde an dem Tiſche ſtand und ein zierliches Jou-jou von Elfenbein zwiſchen ihren kleinen Fingern auf und ab rollen ließ.

„Ach, Närrchen,“ rief der Baron, „willſt Du mir zeigen, wie Du mein Geſchenk ſchon zu benutzen verſtehſt! Komm her, ſetze Dich auf mein Knie, wirf den Bettel fort, es iſt ſo nicht mehr Mode. Geſchwind komm, die Minuten ſind koſtbar, und ich muß Dich tauſend Mal küſſen, Du kleiner närriſcher, allerliebſter Affe.“

„Wenn uns der Vater überraſchte, mein theurer Freund,“ ſagte Linchen halb ängſtlich und legte die Hände um ſeinen Hals.

„Halt,“ rief der Baron, „halt, Hexe, Du zerdrückſt mir Toupé und Locken und ich muß in einer Stunde zur Aſſemblée bei der Gräfin Roſenberg.“

„Du biſt jetzt ſo oft dort,“ ſagte ſie traurig.

„Als ob ich nicht müßte!“ verſetzte er; „aber um ſieben ſchleich ich mich fort, und wenn Du am Fenſter pochen hörſt, ſo öffne leiſe die Thür; oder glaubſt Du, daß der Alte zu Hauſe bleibt?“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Sicher geht er mit ſeinem Gaſte in die Krone,“ ſagte ſie.

„Es iſt mir gar nicht recht, daß er den alten Landſtreicher ins Haus genommen hat,“ rief der Baron, „und ſchwerlich hätte ich auch meinem Onkel geſchrieben, wollte ich nicht mit Dir allein ſein. Aber der Kerl muß heute noch ins Wächterhäuschen hinüber, damit er nicht ein Wächter für mich etwa wird. Hörſt Du, bei Euch iſt's zu eng und klein. — Aber, was iſt denn das mit Dir!“ fuhr er fort, „Du weinſt, Linchen; ins Himmels oder ins Teufels Namen denn, warum weinſt Du?“

Digitized by Google

„Liebſt Du mich auch," ſagte ſie, „darf ich Dir denn auch ewig veetrauen?"

„So lange die Welt ſteht, mein Kind," erwiederte dee Baron lachend. „Was ſind das füe Poſſen! Glaubſt Du, daß ich Deinem Vater den guten Poſten verſchafft hätte, wenn's nicht um Dich wäre? Sei kein Närrchen, höee auf, ich habe keine Zeit, Dich weinen zu ſehen. Oder haben ſie Dich wieder ins Gebet genommen, ſollſt Du etwa den Corporal heirathen? Zum Teufel, ich will dem Lümmel die Hochzeitsgedanken aus dem Kopfe bringen, ich will ihn ſo blaß und mürbe machen, wie die Gaedine hier. Ee iſt mir in der Seele verhaßt, der ungeſchlachte Keel."

„Nein, nein," rief ſie haſtig, „der arme Anton iſt gut, zürne ihm nicht, denn meine Sorge betrifft nur Dich, meine Thränen fließen nue um Dich, ich weiß es ſelbſt nicht warum, aber mir iſt ſo bang', ſo weh, ſo beklemmt im Herzen, und wenn ich daran denke, daß Du mich veelaſſen könnteſt, iſt es aus mit meiner Ruhe."

„O, Du liebes Näerchen!" rief dee junge Offieier, „Du biſt ja ſo ſchön, ſo friſch, ſo liebenswüedig, wie könnte ich Dich veelaſſen!"

„Abee, wenn Du in den Krieg mußt, mein Herr und Gott, wenn ſie Dich todt ſchießen; ich würde Dich immer und ewig beweinen müſſen und keine Ruhe auf Erden finden."

Dem ſtürmiſchen, wilden Manne that es unbeſchreiblich wohl, von dem holden Geſchöpf ſich ſo geliebt zu ſehen, wie es überhaupt nichts Süßeees gibt, als der zarte, tiefe Kummer eines liebenden Weibes um den Verluſt des Mannes, dee noch voll Jugendſtärke und Luſt in lheen Armen liegt. — „O, welne nlcht, mein Heezblatt," ſagte er ſchmeichelnd, und küßte ihre Augen, „wer weiß, wie Alles kommt; vielleicht geh' ich gar nicht mit gegen die lumpigen Franzoſen, vielleicht kriechen ſie auch zu Kreuz, ehe wir einmal marſchiren, denn ſie fürchten ſich vor unſerm Namen ſchon. Und übrigens habe ich auch mehe zu thun, als einee Hetzjagd beizuwohnen, welche doch wenig Ruhm verſpricht. Ich bin eben volljährig, und meine Güter ſind in Unordnung, das will ich Die ganz im Vertrauen ſagen. Kann ich mit Ehren fort, das heißt, zieht die Geſchichte ſich noch in die Länge, ſo nehm' ich meinen Abſchied."

„Und dann und dann," rief ſie mit ſtrahlenden Augen.

„Dann ſollſt Du ganz mein ſein, Näerchen, dann laſſe ich nie von Dir."

Er beſiegelte dieſe Verſicherung mit einem unendlich langen Kuſſe, und ihr lautes Geſpräch ging in ein leiſes zärtliches Liebesgeflüſter übee, welches plötzlich von einem Schlage auf den Deücker dee Hausthür unterbeochen wuede. Das Pärchen flog auseinander, und der Baron hatte ſeiner Schönen nur noch zuzuziſcheln, daß ee in dee achten Stunde ſichee wiederkehren wüede, als der Verwalter und ſein trübſeliger Freund hereintraten. Auf dem freudigen Geſicht des Alten ſchwebte der Sieg, und mit Jubel verkündete er, daß Alles abgethan ſei. Der alte gnädige Herr Director hatte in Lorenz' Anſtellung gewilligt, und in der Haſt ſeines Entzückens und den Hoffnungen dee Zukunft bemerkte er nicht die zerdrückten Puffen an Linchens Kleide, und ihre gerötheten Wangen, noch die zerſtörte Feiſur des Capitains, welche im letzten Sturme der Liebe eine allgemeine Niederlage erlitten hatte.

Der junge Herr ſchied, nachdem er Glück gewünſcht hatte, und der Magazinverwalter ordnete und ſchaffte, ſuchte Wäſche und Kleider heevor, ließ, auf Anrathen der Tochter, Bett und Geräthe ſogleich in das Wächterhäuschen bringen, und lebte ganz auf in alter Jugendneigung zu dem Wiedergefundenen, deſſen langjährige Leiden er mit einem Gefuhle der Reue zu verſöhnen ſuchte, die immer im Herzen eines guten Menſchen erwacht, wenn er glaubt, einen gewiſſen Theil der Schuld zu tragen. Das Alter hatte die Leidenſchaft ausgelöſcht, der Haß war längſt verſchwunden, und er erinnerte ſich nur, daß Loeenz einſt Liebe und Feeundſchaft füe ihn empfunden hatte. Mit helßer Begiee ſah er ein Weſen, das ihn kannte, das ihn verſtand, mit dem er von Zeiten und Geſchichten reden konnte, um welche zum Theil Beide nur wußten. Dee alte Mann wae glücklich, doch dee euhige, ernſte Loeenz ſchien in der ſorgloſeren Lage nicht von neuem aufzuleben.

So vergingen Wochen und Monate, der Frühling des Jahres 1806 brach heran, und die junge Feiſche der Natur ſtreckte die grünen Finger überall aus den erwachenden Geſtaltungen. Die großen Magazingebäude umſchloſſen einen weiten Hofplatz, an deſſen Vorderſeite ein ſchönes pallaſtartiges Haus die Wohnung des Directors bildete, zur Seite lag das kleine Domizil des Verwaltees, und im Hintergrunde an einer Ecke des Magazins ein Hüttchen von Stein mit einem niedern Gemache, und Herd und Kammee, wo der alte Lorenz hauſte. Sein Voegänger im Amte hatte von dem Raſenplatze rund umher Beſitz ergriffen, grüne Hecken gezogen, Beete abgeſteckt, Blumen und Bäume gepflanzt. Eine dunkle Laube

Digitized by Google

von jungen Linden wölbte ſich zum ſchattigen Dache, Weinranken umſchlangen das niedere Häuschen, und ſchwellende Raſen- und Moosbänke erhoben ſich an den Seiten der Thür. Der finſtere, ſchweigende Alte verrichtete ſeine Pflichten mit ſorgfältiger Pünctlichkeit. Nachts, wenn Alles ſchlief, ſah man die ſeltſame Geſtalt die großen, ruhenden Gebäude umkreiſen, und wenn der Strahl ſeiner Laterne die weißen, vom Winde getriebenen Locken beleuchtete, ſchien er ein Geſpenſt zu ſein, das nebelartig durch die Mitternacht fährt. Der Director hatte dieſe Wachſamkeit wohl bemerkt und lobte ſie, der Verwalter aber ſchüttelte den Kopf über den alten Freund, der ſo düſter und ſtumm war, nicht mit ihm Abends nach vollbrachter Arbeit zum erfriſchenden Trunke gehen mochte, und nur mit Widerwillen einſylbig von den Tagen ſeiner Jugend ſprach, wenn er mußte.

Das Gärtchen allein war die Sorge und Luſt des Alten. Unabläſſig ſchaufelte und pflanzte er, und im Reiche der jungen Blüthen und Blumen, unter den weißen Kronen der ſchlanken Bäume, ſchien ihm allein das Herz aufzugehen. Er murmelte vor ſich hin und ſprach mit ihnen, lächelte und ſeufzte, wenn der Nachtwind ſchüttelnd darüber hinfuhr; oder ein ſtürmiſcher Tag die Blüthen brach, und Blätter und Zweige abſtreifte. Abends wenn die Sonne zu Rüſte ging, ſaß er dann auf der Moosbank und blickte über den Strom hinaus, der an der Seite dicht vorüberfluthete, und verfolgte das zitternde letzte Glühen, wie es über die höchſten Giebelfirſten der großen Stadt blitzte und an den ſchlanken Thurmſpitzen an Kreuzen und Goldkugeln glänzend zurückprallte. Wenn aber Lachen und Luſt auf dem Strome laut wurden, wenn Gondeln und leichte Kähne plätſchernd vorüberſchaukelten, Geſang und Muſik mit dem zitternden Mondſchein heraufſchwammen, blickte er wild auf das Waſſer hinab, oder wenn fröhliche Knaben landeten, wenn ſie ſpielend die großen Gebäude umſchwärmten, trieb er ſie mit rauhem Schelten fort, und hetzte ſeine großen, wilden Hunde hinter ſie her. — Er haßte die Kinder, als werdende Menſchen, mehr noch, als die Menſchen ſelbſt; die ſtarre Natur liebte er, weil ſie dulden mußte, und gemißhandelt ward, wie er.

Bei allem Haß aber ſchloß er ſich dennoch feſter an einen Menſchen an, dem er mit einem Gefühle der Freundſchaft die Hand reichte und gegen ihn allein Vertrauen und Milde zeigte. Dies war der junge Corporal. — Anton hatte ſeit jenem Tage ſelten ſeinen Vetter beſucht, der in väterlicher Beſorgniß ihm jedesmal dringende Vorſtellungen machte, die mit Vorwürfen vielfach gemiſcht waren. Was der junge Mann auch zu ſeiner Vertheidigung ſagte, wie bitter er auch die Tyrannei anklagte, wie entſchuldigend er über kleine Fehler ſprach, welche ihm nicht mit Unrecht vorgeworfen wurden: die alte ſtrenge Ordnung fand in dem Verwalter einen eifrigen Verfechter. Er, der es als die höchſte Staffel der Ehre betrachtete, Feldwebel geweſen zu ſein, und Stock und Prügelbank, Zopf und unbedingte Unterwerfung als nothwendige Elemente des Soldatenſtandes anſah; der in jedem Junker den unbedingten gebornen Oberen erkannte, und mit angeſtammter Ehrfurcht zu ihm aufblickte, konnte die Klagen des jungen Menſchen nicht begreifen, der mit thränenden Augen über die Schmach ſprach, von jedem nichtsnutzigen Knaben mit Esponton um den kleinſten, erbärmlichſten Zufall, um einen ſchlecht gewickelten Zopf, um ein herabhängendes Haar, um einen angelaufenen Knopf, um eine Schuhſpitze, wie ein Bube geſcholten, wie ein Verbrecher mit gemeinen Schimpfworten bedeckt, wie ein Hund getreten zu werden. — Walberg war jung, feurig, ehrgeizig und von einem ſtolzen Drange nach Auszeichnung und Ruhm, wie vom Durſte nach Wiſſen beſeelt. Er hätte mit dieſen Eigenſchaften nichts Unglücklicheres ſein können, als Soldat in einer Zeit, wo das Heer zum großen Theil noch aus Geworbenen beſtand, welche unter der ſtarren Zuchtruthe einer Prügeldiſciplin gehalten wurden, der man die größten Erfolge des ſiebenjährigen Krieges zuſchrieb, und deshalb mit Hartnäckigkeit über ihre vollſte Ausübung wachte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus Tübingen. (Fortſetz.)

[Theologen und Philoſophen.]

Würtemberg iſt ſeit langer Zeit Heimathland der Theologie. Dies ergibt ſich ſchon daraus, daß die katholiſch-theologiſche Facultät in Tübingen lange Zeit eine der berühmteſten war, und es, wie zu erwarten ſteht, in kurzer Zeit wieder werden wird. In früherer Zeit zeichnete ſie ſich aus durch Freiſinnigkeit. Seitdem aber Möhler hier auftrat, hat ſich die Richtung um ein bedeutendes mehr dem Ultramontanismus zugewendet, eine Richtung, die ſich auch ſeit der Entfernung Möhler's nur in etwas wieder geändert hat.

In der proteſtantiſch-theologiſchen Facultät finden alle Richtungen der Theologie warme und entſchiedene Anhänger. Die Orthodoxie, der ſtörriſche Supranaturalismus wird durch ſeine Fixirung gegenüber der Wiſſenſchaft mehr und mehr zum Pietismus. Zwar will er die Wiſſenſchaft nicht ausſchließen; er iſt zum Theil recht gelehrt, hat auch einige geiſtreiche und philoſophiſch ſein ſollende Schmuckſächelchen

Digitized by Google

um ſich gehängt. Im Grunde aber hat er einen ſo zähen und eigenſinnigen Verſtand, daß er das gerade Gegentheil von der Bewegung der Wiſſenſchaft repräſentirt. Ja, ein beſonderer Zweig des Pietismus will von gar keiner Wiſſenſchaft etwas wiſſen, denn dieſe fordert harte Arbeit. Doch iſt auch anzuerkennen, daß gar Vielen das Parteiweſen im Innern fremd iſt und denen es unangenehm iſt, in ihrem tiefen Gemüthsleben geſtört zu werden. Aber ſchon dieſer Umſtand hat mehr und mehr die Folge, daß ſich die „frommen Studirenden" den „Antichriſten" gegenüber ſepariren. Schleiermacher hat viele Anhänger, doch mehr unter der Generation, welche ſeit einigen Jahren die Univerſität verlaſſen hat. Aber Jeder, der Intereſſe nimmt an der theologiſchen Discuſſion, würde es ſich zur Schande rechnen, Schleiermacher's Dogmatik, wenn nicht ſelbſt zu beſitzen, doch wenigſtens geleſen zu haben. Der eigentliche Kampf aber dreht ſich um den alten, mit einigen neuen Phraſen zugeſtutzten Supranaturalismus und die Hegel'ſche Philoſophie.

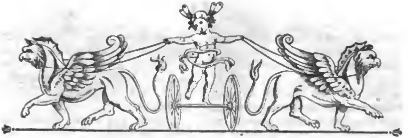
Man will es hier ganz unbegreiflich finden, wie in Norddeutſchland die Conſequenzen, die Strauß aus Hegel gezogen, nicht zugegeben werden. Wenn man hier von Hegel und ſeiner Anwendung auf die Theologie ſpricht, ſo ſetzt man ſtillſchweigend voraus, daß dieſes in der Art und Weiſe wie von Strauß geſchehe. Und nicht leicht möchte Strauß irgendwo wärmere und entſchiedenere Anhanger und Vertheidiger finden, als auf der hieſigen Univerſität, die er wegen ſeines Buches verließ. Eine lebenskräftige Richtung wird ſich nur um ſo gewaltiger Luft machen, wenn ſie bekampft wird, und gerade dieſes iſt hier der Fall.

Unſere philoſophiſche Facultät iſt zuſammengeſetzt aus Philoſophie und Philologie. Außerdem hat noch die Geſchichte und Naturwiſſenſchaft Sitz darin. Geſchichte wurde noch bis vor wenigen Jahren, beſonders von der alten Burſchenſchaft, fleißig ſtudirt, und es iſt wirklich zu bedauern, daß die gediegenen Vorträge unſeres Haug neuerdings ſo wenig beſucht werden. Ausgezeichnete Darſtellung, ſeine Combination, gründliche Studien, Unbefangenheit und Freiſinnigkeit des Urtheils ſind Vorzüge, die ihn zu einer Zierde einer jeden Univerſität machen würden. Und ich hoffe, daß ſein demnächſt erſcheinendes univerſalhiſtoriſches Werk ebenſo viele Leſer bekommen werde, als ſeine Vorträge früher Zuhörer hatten, und daß er nicht mehr lange zu bedauern haben möge, daß die eingedrungene Philoſophie der Geſchichte feindlich entgegentrete. Unſere Philologie hat ein gutes Gedächtniß und iſt ſehr gelehrt. Die eine Hälfte derſelben beſchäftigt ſich mit macedoniſchen Straßenzügen, die andere hat viele Rhetoren, d. h. nicht Redner, ſondern ſolche, welche über die Redner geſchrieben haben, geſammelt und mit ſeltenen Anmerkungen ausgeſtattet. Sie befand ſich gerade in der Julius-Woche in Paris und wollte durch ihr Werk den Franzoſen Anleitung zur wahren Redekunſt geben. Mit einem Wort, unſere Philologie hat alles, nur nicht vorzugsweiſe Geiſt und Geſchmack. Beides wird, hoffen wir, Ewald mitbringen. Schon längere Zeit ſuchte man einen Orientaliſten für die hieſige Univerſität zu gewinnen. Mohl zog es vor, in Paris zu bleiben. Rückert und v. Bohlen, die dem Rufe gefolgt wären, fanden hier geheime Gegner. Jetzt kann es ſich Würtemberg zum Ruhme rechnen, Ewald aus Göttingen berufen zu haben. Auch unſere Philoſophie ſeufzt nach Erlöſung. Der Conflict zwiſchen Himmel und Hölle hat zwar ſammt Hrn. Prof. Eſchenmaier (deſſen Philoſophie nach Tennemann ſchon 1820 zu ihren Vätern, oder Müttern verſammelt wurde) das consilium abeundi erhalten; die Logik aber leidet an ſchwerer Verdauung. Dr. K. Ph. Fiſcher ſcheint die Erwartungen, die er vor einigen Jahren erregte, nicht mehr erfüllen zu wollen. Konnte man früher noch hoffen, er werde das, was er aus Schelling, Bader, Steffens, Schubert u. A. geſammelt hatte, noch zu einem Ganzen verarbeiten, ſo zeigt es ſich mehr und mehr, daß es Mangel an philoſophiſcher Production iſt, der ihn Verwirrung und Unklarheit für identiſch mit Tiefe halten läßt. Wüßte er, was Wiſſenſchaft iſt, ſo würde er weder ein ſo exaltirter Freund des Pietismus, noch ein ſo leidenſchaftlicher Gegner Hegel's ſein, deſſen Methode ihm ſelbſt gar ſehr zu wünſchen wäre. Er verſchmäht es nicht, den moraliſirenden Maaßſtab anzulegen, d. h. er findet es viel bequemer, ſtatt das Syſtem ſich aus ſich ſelber wiederlegen zu laſſen, dem philoſophiſchen Pöbel ein Paar ſchönklingende Phraſen von Gemüth u. dgl. vorzuwerfen, und ſich dann groß zu dünken, wenn er dem todten Löwen noch einen Fußtritt gibt. Er verſchmäht es nicht, die Werke Hegel's ſo zu verdrehen, daß Jeder, der nur die geringſte Kenntniß von Philoſophie hat, ihm entweder den guten Willen, oder die Fähigkeit, ein großes Ganzes zu verſtehen, abſprechen muß. Man muß ſich ſchon lange wundern, daß er noch keinen Kreuzzug gegen Hegel gepredigt hat. Gewiß hat ſeine Manier, die Sätze des Gegners zu verfälſchen und ſie ihm ins Gewiſſen zu ſchieben, ihren letzten Grund in dem Gefühl, daß er ſeinem Gegner auf wiſſenſchaftlichem Boden nicht gewachſen iſt. Und es iſt auch leichter, auf dem Katheder zu ſchmähen, als Schmähungen öffentlich zu vertheidigen.

Das gerade Gegentheil von ihm iſt der Aeſthetiker Dr. Fr. Viſcher, im Inlande bekannt durch mehrere poetiſche Producte, im Auslande neuerdings auch durch ſeine treffliche Schrift über das Erhabene und Komiſche. Klarheit und Präciſion des Gedankens, entſchiedene Feindſchaft gegen alles Dunkel und Geheimniß, rückſichtsloſe Conſequenz, Witz und lebendige Darſtellung machen ihn zu einem äußerſt wohlthätigen Element für die Univerſität. Die theologiſche Facultät zählt nur 4 Mitglieder. In Dr. Steudel verlor die Hochſchule einen trefflichen Charakter. Seine theologiſche Richtung wird mit mehr Scharfſinn, Gewandtheit und mit umfaſſenden Kenntniſſen, aber auch mehr und mehr mit Hinneigung zum Pietismus vertreten von Dr. Schmid, im Ausland faſt gar nicht bekannt, woran aber nur die Kargheit ſeiner Feder die Schuld trägt. Eine bedeutende Perſönlichkeit gibt ihm eine einflußreiche Stellung. Die Schleiermacher'ſche Richtung wird vertreten durch Dr. Dorner; er wurde erſt vor kurzem als außerordentlicher Profeſſor angeſtellt, und verſpricht, wenn er ſich vom Pietismus fernhält, bedeutende Leiſtungen. (D. B. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 69. — den 6. April 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Unverſöhnliche.

(Fortſetzung.)

Seit der franzöſiſchen Revolution aber waren in tauſenden von Schriften Gedanken verbreitet worden, welche mit geheimnißvoller Gewalt in die Herzen der Völker drangen. Die meiſten Soldaten konnten freilich nicht leſen, ſo wenig wie viele ihrer Officiere, aber mehr oder minder drang die ſympathetiſche Krankheit auch in ihre Reihen; und vermehrte die dumpfe Unluſt, das geheime Gefühl der Unzufriedenheit. Man freute ſich auf einen Feldzug, aber es war eine Freude, wie ſie ein Gefangener empfindet, der bei einem Transport die Gelegenheit ahnet, ſeine Ketten zu zerbrechen; rachedürſtende Gedanken miſchten ſich darein, Gedanken des Mordes und der Vergeltung gegen ihre Peiniger, und nicht ohne Bangen ſahen manche Officiere den Augenblick nahen, wo die Mauern der Städte, mit Schildwachen umſtellt, nicht mehr die Flüchtlinge aufhielten, und Pulver und tödtendes Blei ſich in den Händen ihrer Untergebenen befinden werde. Manche ſuchten daher ſchon jetzt durch mildere Behandlung eine vortheilhaftere Meinung zu erregen, Andere verdoppelten ihre Strenge, um durch Furcht ſich zu ſichern, und dieſe Maßregel ſchien der Baron von Jugenheim zu befolgen, der es ſeinen Officieren zur Pflicht machte, das geringſte Dienſtverſehen unnachſichtlich zu ahnden.

Anton war die Zielſcheibe ſeines verhaltenen Haſſes, und der junge Soldat ſah ſich mit harten Vorwürfen und Strafen bei dem geringſten Anlaß überhäuft, die endlich ſogar, trotz des Capitains Verſprechen, mehrmals bis zur körperlichen Züchtigung mit der Klinge gingen, da ſein Grad ihn gegen den Stock ſchützte. Seine Beſchämung und die Gluth ſeiner Empfindungen überſtieg jede Ausmalung derſelben; ſeine Kameraden liebten und beklagten ihn, ſie wußten, daß er mit der ängſtlichſten Sorge jeden Grund der Unzufriedenheit zu vermeiden ſtrebte, und ſahen in ihm ein Opfer des Haſſes. Nur der Gedanke an ſeine Zukunft und ſeine Pläne hielt Walberg mehr als ein Mal ab, die Spitze ſeines Kurzgewehrs in die Bruſt ſeines Peinigers zu ſenken. Er war fromm erzogen, mild, und ſchauderte vor einem Morde, darum war es ihm unmöglich, ruhig überlegend auf Rache zu ſinnen, aber feſt beſchloſſen hatte er es, die erſte Gelegenheit zu ergreifen, ſich allen Qualen und Mißhandlungen von Menſchen zu entziehen, die er tief verachtete, die in Kenntniſſen, in Empfindungen, in Denken und Thun weit unter ihm ſtanden, und, wie er meinte, nur durch Unrecht, durch Gewalt, durch ſchauerliches, tauſendjähriges Vorurtheil ſich über ihn erhoben hatten, und ſich beſſer achteten als ihre Mitmenſchen.

Er mied die Wohnung des Verwalters, denn er fürchtete dort den zu treffen, bei deſſen Anblick ſeine Glieder bebten, und ſie, die er liebte, hatte keinen Blick für ihn. Die Zuneigung ſeines Vetters war überdies durch die Klagen des Barons merklich erkaltet, Eiferſucht miſchte ſich in ſeinen Zorn, aber die Liebe wurzelte dennoch tief in ſeiner Bruſt. Abends in der Dämmerung ſchlug er

Digitized by Google

den Weg zum Strome ein, nahm in der Nachbarſchaft von einem Fiſcher, den er kannte, den kleinen Nachen und fuhr bis an die Steinwehr des Magazinhofes. Wenn er dann zu der Hütte des alten Lorenz trat, ſaß dieſer auf der Moosbank und ſtreckte ihm freundlich die Hand entgegen. Schweigend nahm der Unglückliche neben dem trübſeligen Gefährten Plaz, der ihn finſter und doch mit blizenden Augen betrachtete. Ein geheimes Gefühl der Freude ſchien ſich in ſeiner Bruſt zu regen; er ſah einen Leidensgefährten, deſſen Schickſal dem ſeinigen ähnlich war. Auch er war jung geweſen, feurig, ehrſüchtig, wild, und von der Gewalt zertreten worden. Er dachte nicht an ſeine Schuld dabei, er betrachtete nur die Folgen, die Kette ſeines Unglücks, die Qualen ſeines Lebens, und ein Strahl ſchmerzlicher Genugthuung, ein Schimmer der Rache zuckte durch ſeine unvernarbten Wunden. — Dann begann er zu erzählen, von dem Leben bei dem Verwalter, von den Beſuchen des Barons, und ſtachelte den Haß und die Eiferſucht mit mehr Geſchick, als von ihm zu erwarten ſtand.

Eines Abends, nach leidenvollem Tage, war Anton ungemein finſter und brütete düſter ſinnend vor ſich hin. Er war heute hart beſtraft worden, und ſo eben von einer Patrouille zurückgekehrt. Ohne in ſein Quartier zu gehen, kam er zu dem Alten, warf das Gewehr neben ſich an die Wand und berichtete ihm ſeine neuen Leiden, die dieſer mit einem verächtlichen Lächeln begleitete. — „Das iſt die Art ſo, das kenne ich beſſer als Du, junger Menſch," rief er und erzählte dann aus den Tagen ſeiner Jugend eine Reihe von Geſchichten der Ungerechtigkeit und der Rache. Endlich ſprach er auch von dem Vater des Capitains, und malte ihn mit den Zügen des tiefſten Haſſes, als einen der abſcheulichſten Tyrannen. — „Den hätteſt Du ſehen ſollen," ſagte er, „wie er umherging und ſich ſeine Opfer ſuchte, wie er wüthend war, wenn er nichts finden konnte, und aus bloßer Luſt an Prügeln endlich den erſten Beſten herausgriff und unmenſchliche Strafen über Schuldloſe verhängte. Morgens, wenn er aufſtand, mußte der Rapport ihm gemacht werden, was am vergangenen Abend vorgefallen war; er hielt ſich ſeine Knechte, die ihm immer etwas zu hinterbringen wußten, und während er lächelnd ſeinen Kaffee ſchlürfte, hörte er mit Wohlgefallen das Geſchrei der Zerprügelten vor ſeinem Fenſter."

„Es iſt ein verfluchtes Geſchlecht," murmelte der Corporal und ballte die Fauſt vor ſeiner Stirn. „Er hat einen würdigen Sohn, der verdammte Henker."

Lorenz ergriff ſeine Hand. „Die Rache am Vater übte ich ſchlecht," ſagte er dumpf, „Dir iſt der Sohn vorbehalten; ſei glücklicher, als ich es war."

Walberg ſah ihn ſtarr an. Der Mond trat ſo eben hinter einer Kirche hervor und beleuchtete das kalte, große Geſicht des Alten. „Was ſagt Ihr da, Vater Lorenz?" ſtammelte er.

„Räche Dich wie ein Mann," flüſterte dieſer und drückte ſeine Hand.

„Nein, nein," rief Walberg, „ich will fliehen, Gott ſchütze mich! ertragen kann ich es nicht länger."

„Thor," ſagte der Alte, „wohin willſt Du fliehen? Ueberall an den Gränzen wimmelt es von Truppen, jede Maßregel iſt jezt geſchärft. Sie werden Dich fangen und ein fürchterliches Loos erwartet Dich."

„Wenn ich bleiben muß, wenn ich wirklich bleiben muß," ſagte Walberg zitternd, „ſo verzeihe Gott denen, die mich zum Verderben leiten. — Ein Krieg iſt an der Thür; wenn er ausbricht und es kommt zur Schlacht, ſo wird meine erſte Kugel ihren Weg finden."

Der Alte lachte laut. „Dafür iſt geſorgt," rief er, „der tapfere Held wird nicht mit Euch ziehen, er ſucht jezt ſeinen Abſchied nach, denn er weiß recht gut, daß mehr als Einer ſo denkt wie Du."

„Nun, Gott ſei Dank," rief der Corporal, „ſo ſind wir ihn los."

„Biſt Du ein Mann," rief Lorenz, „und ſprichſt wie eine Memme? Du kennſt die Rache noch nicht, Du weißt nicht, wie ſüß ſie iſt. Dreißig Jahre habe ich Ketten getragen für einen großen Augenblick, aber ich würde ihn um tauſend Jahre nicht weggeben. Wie er vor mir ſtand mit dem malitiöſen Lachen, wie er mich betrachtete mit dem Geierblicke, wie er mit verachtender Luſt mich zu binden befahl, und nun plözlich der ganze Grimm meines Lebens in meine Arme floß; wie mein Bayonnet ihn durchbohrte, wie es knirſchend in ſeine Seite drang, und ich den Schrei hörte, der wie ein Engelsgeſang durch meine Bruſt ſtrömte. Die Qualen kamen erſt wieder, als ich ſah, daß er lebte, daß ich ohnmächtig, nuzlos mich geopfert hatte; mach' Du es beſſer, mein Sohn, vergilt es, räche uns Beide."

Das Auge des alten Mannes funkelte in wilder Luſt der Rache, und Walberg bebte davor zurück. „Der Himmel rächt Alles," ſagte er leiſe und faltete die Hände.

„Der Himmel rächt nichts," rief Lorenz bitter. „Gott iſt zu hoch, er weiß nichts von dem Elende ſeiner Geſchöpfe, ſonſt hätte er einmal doch mein Gebet erhören müſſen."

Ein tiefe Pauſe folgte. „So laß es denn gehen,

Digitized by Google

wie es geht,“ ſagte Lorenz endlich, „kriche im Staube fort, laß Dich treten, zuletzt ißt Du doch wohl Dein Stück Brot in Frieden. Der hochgeborne Baron wird nach zwanzig oder dreißig Jahren auch einmal, wenn er Dich ſieht, lächelnd mit dem Kopfe nicken, und ſein Sohn vielleicht in Deine Hütte einſprechen, wenn Du eine hübſche Tochter haſt.“

„Was wollt Ihr damit ſagen, Lorenz?“ rief der Corporal heftig.

„Nun,“ rief der Alte lachend, „ſiehſt Du denn ganz und gar nicht ein, daß der Haß, mit dem er Dich verfolgt, aus dieſer Quelle entſpringt. Er verachtet Dich und iſt doch eiferſüchtig, und wenn er das Mädchen küßt, denkt er mit Neid daran, daß Du ſie auch gern küſſen möchteſt.“

„Dummes Zeug das!“ murmelte Walberg.

„Und hat's doch gar nicht nöthig,“ fuhr Lorenz fort, „denn die Dirne iſt ihm ergeben mit Leib und Seele, und er genießt ja täglich jeden Abend alles Glück in ihren Armen.“

„Das iſt nicht wahr, das iſt nichtswürdige Verläumdung!“ rief Walberg außer ſich.

„Du armer Junge,“ ſagte der Alte, „da iſt nichts mehr zu helfen. Kannſt Du leſen, da lies, ich habe ein Stück Papier geſtern gefunden.“

Er reichte dem Corporal einen Zettel hin, den dieſer mit fieberhafter Gluth ergriff. Das Licht aus der Hütte warf ſeinen Schein durch das kleine Fenſter, er erkannte augenblicklich die Schriftzüge des Hauptmanns und las:

„Mein allerliebſter Herzensdieb! Da ich Dich, kleines Närrchen, heut nicht ſehen kann, ſo muß ich Dir wenigſtens ſchriftlich tauſend Küſſe geben. Ich bin bei der Gräfin Roſenberg heute zu Tiſche, aber mein Gehirn ſitzt ſo voller Gedanken an Dich, daß ich völlig geſättigt bin und wahrſcheinlich keinen Biſſen hinunter bringen werde. Wenn doch der Himmel den heutigen Tag ſchnell expediren wollte, damit ich erſt wieder in Deinen Armen wäre und hunderttauſend Küſſe auf Dein Roſenmündchen drücken könnte. Mir wird auf Ehre bei dieſem Gedanken ſo warm, daß ich das Fenſter öffnen muß. Höre, Linchen, ich dächte Du kämſt heut ein wenig zu mir, ich weiß ſonſt, hol mich der Teufel! nicht, wie ich es den ganzen Tag aushalten ſoll. Einen Vorwand wirſt Du bald finden, drehe dem Alten eine tüchtige Naſe. Ich küſſe, umarme und hoffe auf Dich, mein Puttchen, und bin bis in Himmel und Hölle Dein Moritz.“

(Die Fortſetzung folgt.)

An N. v. H.

(S. No. 58.)

Man hat Dein Räthſelſpiel mir jüngſt geleſen.
Es hat mich froh und ſtolz gemacht,
Daß Du ſo gütig gegen mich geweſen,
Man hat ſonſt wenig meiner Acht!
Wenn ſolch ein Glück dem Ueberſeh'nen blühet,
Kennt es, entzückt, nicht Maß noch Ziel,
Wird laut und möcht' ans Licht ſich drängen, mühet
Sich ab, und ſchwatzt unendlich viel.

So muß der Gönnerin ich jetzt erzählen,
Wie es erſt kürzlich mir erging.
Man wollte weislich einen Stand erwählen,
Da braucht' man mich, mich armes Ding.
Ich fügte mich, und dreiſt — es ſchärft das Glück den Witz —
Begehrt' ich den vacanten Sitz.

Dein Schützling ward zu Ehren hoch erhoben,
Er ſteht, kein Fall wirft ihn zurück;
Den Rang behauptet er, man ſoll ihn loben,
Womit ihn hat beſchenkt das Glück.
Des eingedenk hüllt er ſich jetzt in Schweigen,
Die Herrin grüßend, ſieh ihn Dir ſich neigen. A.

Correſpondenz.

Aus Tübingen. (Beſchluß.)

[Dr. Baur.]

Der bedeutendſte Theolog iſt Dr. Baur, der ſich durch ein bedeutendes hiſtoriſches Talent, treffliche Darſtellung und umfaſſende Kenntniſſe, namentlich in den erſten Jahrhunderten der Patriſtik auszeichnet. Dabei iſt er der Philoſophie keineswegs fremd. Er ſpricht mit Bewegung über die letzten Gegenſätze, über welche nach ſeiner Anſicht das philoſophiſche Denken nicht hinaus kann. Es drängt ihn, die Sprüche der alten Weiſen, die Sätze der alten Religionen und Philoſophien über Werden und Vergehen, über Leben und Tod, über Seligkeit und Unſeligkeit darzulegen, und es ſteht ihm gut, wenn er dann mit einem gewiſſen Feuer der Begeiſterung und Poeſie ſpricht. Beſonders merkwürdig iſt aber ſeine außerordentliche Combinations-Gabe. Analogien und Parallelen ſtehen ihm aus allen Gebieten der Geſchichte und Wiſſenſchaft zu Gebote. Aber ſo viel Scharfſinn und Witz er dabei kund thut, ſo zeigt ſich doch gerade hier auch ſein Mangel. Seine Parallelen ſind oft treffend, immer intereſſant, aber ſehr oft eben auch nur Parallelen. Ueber dem „Wie“ bleibt er das „Weil“ nur gar zu oft ſchuldig. Baur iſt ein höchſt geiſtreicher Mann. Aber die bloße Geiſtreichigkeit läuft oft nur in eine optiſche Täuſchung hinaus. Der Geiſtreiche weiß alles halb, und nichts ganz; ſeine Art und Weiſe zu denken, iſt ein Gemiſch von poetiſcher Anſchauung und Reflexion. Aber ſeine Anſchauung enthält für ſeinen Begriff zu viel und zu wenig; ſein Begriff iſt eben nur ein Reflexionsbegriff; darum ſucht er den Mangel des rechten Bildes durch ein zweites, drittes, zu ergänzen. Er ſtellt ſo

Digitized by Google

eine ganze Bildergallerie, eine ganze Reihe von Allegorien auf, von welchen jede etwas vom Begriff hat. Man meint bei jedem einzelnen Bilde den Begriff zu haben, wird aber von einem unlösbaren Zwieſpalt fortgetrieben und verſinkt ins Bodenloſe.

Man ſollte meinen, Baur ſei übee dieſe Reflexion durch Hegel hinausgehoben worden. Allein hier zeigt er ſich gut tübingiſch. Es iſt eine Eigenthümlichkeit der tübinger Schule, daß ſie, indem ſie andere Richtungen bekämpft, mehr oder weniger von ihnen annimmt. So war Steudel, ſo ſehr er Schleiermacher und Hegel bekämpfte, doch ſtarker, als er ſelbſt wußte, von ihnen inficirt worden. Baur nun hat noch viel mehr mit Schleiermacher und Kant gemein, als er ſelbſt weiß. Eigentlicher Philoſoph iſt er ohnedies nicht, ſondern weſentlich Hiſtoriker. Die Hegel'ſche Methode dient ihm nicht ſowohl zu einer innern Entwickelung des Gegenſtandes aus ſich ſelbſt, als zu einem Thema für die bequeme Eintheilung und Beherrſchung des hiſtoriſchen Stoffs. Trotz dieſer Mängel aber iſt er wegen ſeiner ſonſtigen Vorzüge, ſeines trefflichen Charakters und ſeiner wiſſenſchaftlichen Rückhaltsloſigkeit ein ganz unſchätzbaees Mitglied der Facultät. Er iſt der einzige, an dem die wiſſenſchaftliche Freiheit noch eine feſte Stütze hat. So viel ich als Proteſtant über die katholiſche Facultät ſagen kann, habe ich oben geſagt. Was die übeigen Facultäten betrifft, ſo ſteht mir über ſie kein Urtheil zu. Was die juriſtiſche betrifft, ſo wünſcht man im Allgemeinen, ſie möchte etwas mehr Philoſophie und Germanismus in ſich aufnehmen; die mediciniſche aber, wünſcht man, möchte einen größeren Unterſchied zwiſchen Pferd und Menſch machen. —

Notiz.

[Concert zu Mozart's Denkmal in Leipzig.]

In Leipzig hat ſich ein Comité gebildet, um den 19. April unter Direction des Muſikdirertoe Pohlenz zum Beſten des Mozart-Denkmals eine Muſikaufführung zu veranſtalten. Von Seiten der Concertdirertoeen iſt der Saal des Gewandhauſes gratis dazu eingeräumt. Man wird eine Auswahl des Schönſten aufführen, aus Idomeneo, Cosi fan tutte, Entführung, Figaro, Don Juan, außeedem Einiges aus dem Oratorium Davidde penitente, eine Symphonie, ein Claviereoncert. Es ſteht zu gewärtigen, daß das Publicum durch zahlreichen Beſuch ſeine Liebe für den Begründer einer neuen Aera in der Tonkunſt bethätigen werde.

Nach einer Berechnung, die von Salzburg einging, waren 10,314 Gulden eingegangen, worunter ſich als ausgezeichnete Poſten befinden.

Der Kaiſer von Oeſterreich	Fl.	300
Die Kaiſerin Wittwe von Oeſterreich	ſ	200
Fürſt Colloredo-Mansfeld	ſ	466
Bambeeg. (Conceet.)	ſ	90
Berlin. (Theater im Opernhaus.)	ſ	1658
Carlsruhe. (Theater.)	ſ	521
Copenhagen. (Kirchenconeert.)	ſ	1173
Darmſtadt. (Theater.)	ſ	963
		5371

	Latus	5371
Dresden. (Capelle — Theater.).	Fl.	520
Feldkirch. (Städtchen mit 1500 Einwohnern.)	ſ	108
Göttingen. (Concert.)	ſ	80
Grätz. (Graf Herberſtein . 120 Fl. Subſcribirte Beiträge 151 ſ Coneertaufführung. 415 ſ) . . .	ſ	686
Hannover. (Capelle — Singakademie.) . . .	ſ	300
Klagenfurt. (Muſikverein.)	ſ	275
Laibach. (Philharmoniſche Geſellſchaft.) . . .	ſ	150
Lemberg. (Theater.)	ſ	103
Linz. (Muſikverein.)	ſ	138
München. (Theater.)	ſ	833
Roſtock. (Coneert.)	ſ	139
Steyer. (Coneert.)	ſ	118
Stuttgart. (Theater. 433 Fl. Militarmuſik. 113 ſ)	ſ	546
Kleine Poſten, wobei Graf Noſtiz-Reinek, Graf Bombelles und die Städte Altenburg, Aſchaffenburg, Preßburg, Schemnitz, Ulm mit 50 und 60 Gulden jeder und jede .	ſ	947
	Fl.	10314

Seit dem Druck dee Berechnung ſind bis Anfang März 1838 wiederum 1897 Gulden eingegangen. Das Muſeum in Salzbueg als Comité des Mozartdenkmals erläßt einen neuen Aufruf, worin unter Anderm geſagt wird: „Die gewichtigſten Stimmen haben ſich dahin vereint, daß dieſes Denkmal in einem Standbilde des Meiſters beſtehen dürfte, auf würdigem Unterbau an öffentlicher Stätte aufgeſtellt. Kein anderes Monument würde ſo klar und deutlich den Ausdruck der allgemeinen, öffentlichen Anerkennung an ſich tragen, der doch in einem Denkmale, das Europa einem ſeiner größten Geiſter widmet, vor Allem ſich ausſprechen ſoll. Allein um dieſen Vorſchlag auf eine geziemende Weiſe auszuführen, reichen die vorhandenen Mittel nicht hin, und aus dieſem Grunde durften die Unternehmer auch nicht wagen, einen edlen, großherzigen Antrag, den einee der erſten Künſtler Deutſchlands in dieſer Beziehung an ſie gerichtet, entſchieden anzunehmen. Das Comité ſtellt daher an die Gebildeten aller Nationen, vor allen aber an Deutſchland, die Heimath des Meiſters, die wiedeeholte Bitte, noch ferner für den Zweck wirken zu wollen. Beſondees werden die öffentlichen Bühnen, die Muſikvereine und Liederkeänze angegangen, einen Theil ihrer Thätigkeit dem Andenken des Mannes zu widmen, der ihnen eine ſo ergiebige, noch immer unerſchöpfliche Quelle des Einkommens, des Vergnügens, der Eehebung und Fortbildung geworden iſt. Es iſt eine Pflicht der Dankbarkeit, um deren Erfüllung wir bitten; eine Gabe, die leicht gegeben wird, da ſie nur einige Stunden künſtleriſchen Wiekens erfordert und doch bei der Begeiſterung, die der Name Mozart's überall erweckt, für unſern Zweck die günſtigſten Erfolge verſpriche."

Dem Vernehmen nach handelt es ſich blos noch um 8000 Gulden, die zuſammenzubringen ſind.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 70. — den 7. April 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Unverſöhnliche.

(Fortſetzung.)

Der Corporal ließ das Blatt aus der zitternden Hand fallen. „Woher habt Ihr den Zettel?“ rief er gepreßt.

„Aus der Stube Deines Vetters, mein Sohn. Glaubſt Du nun, iſt Dir nun Alles klar?“

„Nimmermehr! es iſt unmöglich,“ rief Walberg. „So jung, ſo unſchuldig, ſo ſittſam, und wie könnte ſie den alten Vater ſo betrügen! Er hat den Zettel dort verloren, und ſie iſt unſchuldig.“

„Geh hin,“ ſagte der Alte, „Du biſt ein Thomas, der bekehrt ſein will, Du ſollſt ſelbſt ſehen und hören. Du biſt jung, Dein Schritt iſt leicht und Deine Hand ſicher. Schleiche Dich über den Hof, öffne leiſe die Vorthür, ein Spalt iſt in der oberſten Füllung, dort kannſt Du Dich überzeugen.“

Blaß und zitternd erhob ſich Anton und ohne ein Wort zu ſagen, ging er leiſe im Schatten des Magazins bis an die Wohnung des Verwalters. Plötzlich ſtand er wie in die Erde gewurzelt. Er hörte durch die geſchloſſnen Fenſter Worte, Geflüſter, wechſelnde Stimmen, und er erkannte die Sprache des Barons.

Die Macht der Ueberzeugung war zu ſtark, die Wahrheit wuchs rieſenhaft in ihm empor, und eine ungeſtüme Gluth drohte ſeine Adern zu zerſprengen. Grauen und Ekel trieben ihn fort, aber ein Verlangen, mehr zu hören und zu wiſſen, hielten ihn feſt. Endlich öffnete er ganz leiſe die Vorthür, welche nur angelehnt war, und ſtellte ſich dicht an die Thür, wo er durch den kleinen Spalt einen Theil des Gemaches überſehen und Alles genau hören konnte.

Der Baron ging mit großen Schritten im Zimmer umher, es ſchien eine Pauſe in die Unterhaltung getreten zu ſein, und Anton glaubte ſeine Couſine leiſe weinen und ſchluchzen zu hören.

„Bei Gott!“ ſagte der Capitain rauh, „Du biſt ein wunderliches Ding; ich bitte Dich, Linchen, mein Närrchen, ſei geſcheidt, und höre auf, mich zu quälen. — Ich liebe Dich ja, zum Teufel! ich hab' es Dir zwanzig Mal geſagt, aber heirathen kann ich Dich doch nicht, das wirſt Du einſehen, das geht nicht, göttliche und menſchliche Geſetze ſtemmen ſich dagegen.“

„Haſt Du nicht tauſend Mal geſchworen, mich nie zu verlaſſen?“ rief Linchen weinend.

„Das ſchwör' ich von neuem,“ verſetzte er feurig. „Ich werde Dich nie verlaſſen, aber heirathen muß ich die Gräfin. Ach, mein Närrchen! Du weißt nicht, was es mich koſtet, und hätteſt Du nur ihr Geld, ich glaube, ich wählte Dich, machte einen dummen Streich und käme um Diſpenſation zur Mesalliance ein. So aber haſt Du nichts als Dich, freilich ein ſchönes Capital, aber meine verſchuldeten Güter werden davon nicht gebeſſert, und meinen ſchreienden Gläubigern kann ich doch noch weniger damit den Mund ſtopfen. Alſo ſiehſt Du ein, daß es nicht anders ſein kann, aber was ſchadet das auch? Haſt Du mich denn darum geliebt, daß ich Dich heirathen ſoll? Liebe iſt etwas ganz Anderes als Ehe, und

Digitized by Google

ich bitte Dich, mein Herzblatt, bleib' meine Geliebte, und laß die traurige Ehre, meine Gattin zu ſein, immerhin dem eitlen ſechszehnjährigen Kinde und ihrer vernarrten Frau Mutter."

„Du haſt mich ſehr unglücklich gemacht," ſagte Linchen leiſe und weinend. „Gott ſteh' mir bei! ich weiß nicht, wie es enden ſoll."

„Glücklich hab' ich Dich gemacht, Närrchen," rief der Baron, „und ich will Dich noch glücklicher machen, denn mein Reichthum wird Dir nicht minder zu Gute kommen."

„O, mein armer Vater," ſchluchzte das Mädchen. „Mein Gott, wer rettet mich aus dieſer Noth!"

„Thörin, wenn Du nicht hören willſt, ſo geh' ich," erwiederte er. „Ich habe Dir tauſend Mal geſagt, es ſoll Dir nichts, gar nichts abgehen."

„Die Schande, die Schande!" rief ſie weinend. „Erbarme Dich meiner, erbarme Dich des unſchuldigen Kindes unter meinem Herzen, verſtoß' uns nicht, rette mich vor der Welt!"

Ein Rauſchen überzeugte den zitternden Walberg, daß ſie vor dem harten Manne auf's Knie geſunken war. Der Capitain ſtampfte heftig auf den Boden. „Verdammt ſei die Komödie!" rief er, „ich will Geld geben und mit Deinem Vater ſprechen, mehr kann ich nicht thun, und jetzt laß mich los, laß mich los, ſag' ich, Du verrückte Dirne, was kannſt Du noch von mir verlangen? Komm zu mir, wenn Du vernünftig geworden biſt, oder ſchicke mir Deinen Vater, ich komme nicht wieder her, um Deine Thränen zu ſehen, leb' wohl auf immer."

Mit einem ſchwachen Schrei hörte Walberg ſie zu Boden fallen und vor ihm klirrte plötzlich der Riegel zurück, raſch flog die Thür auf, und der Capitain trat heraus. Eine Hölle voll Leidenſchaft fuhr durch die Bruſt des jungen Mannes, als er die dunkle, hohe, trotzige Geſtalt erblickte, er ſtreckte den Arm aus, und mit einem heftigen Stoße warf er den überraſchten Gegner zurück.

„Teufel!" ſchrie der Baron, „wer iſt hier?"

„Ich," verſetzte Walberg mit wutherſtickter Stimme, „und nicht von der Stelle, Herr, bis der Vater des armen Mädchens hier iſt."

Der Baron hatte den Soldaten erkannt. „Walberg," rief er, „Er wagt es, Hand an ſeinen Offizier zu legen?"

„An einen Schurken," rief der Corporal in höchſter Wuth, „an einen elenden Verführer, an einen Böſewicht."

Der Capitain trug den Degen unter dem Mantel, und in der Hand ſein ſpaniſches Rohr. Ohne ein Wort zu ſagen, ſchwang er dies und ſchlug auf Walberg los. Es gab ein Ringen, endlich hielt der Corporal den Stock und ſeine geballte Fauſt traf den Capitain ins Geſicht. „Hund," ſchrie der Baron, „ob Du todtgeprügelt wirſt, oder von meiner Hand ſtirbſt, gleich viel, ſterben mußt Du;" und indem er zurückſprang und den Mantel von der Schulter warf, zog er den Degen.

In dieſem Augenblicke ſpaltete der Blitz eines Schuſſes die Dunkelheit, das Gewehr fiel neben Walberg nieder, der Pulverdampf, der Knall und ein Schmerzensſchrei kamen zugleich. Er ſah die Geſtalt des Hauptmanns wanken und niederſtürzen, und hörte mehrere Stimmen, die mit lautem Rufen ſich näherten. Verwirrung und Schreck betäubten den jungen Soldaten, er wollte ſich zu dem Gefallenen niederbeugen und helfen, aber in der nächſten Minute zeigte ſich ihm klar ſeine Gefahr. Mit einem Sprunge war er hinaus und ſtürzte das Gebäude hinab nach der Wächterhütte. — „Feuer! Feuer!" ſchrien hundert Menſchen an dem eiſernen geſchloſſenen Gitter, welches die Magazine von der Straße trennte. Er blickte empor, eine wirbelnde Dampfſäule ſtieg aus dem Hauptmagazin mit zuckenden Flammenſpitzen gemiſcht. — „Lorenz! Lorenz!" ſchrie der Corporal und ſchlug mit der Fauſt an die geſchloſſene Thür. Nichts regte ſich. Von Todesangſt getrieben ſprang Walberg über die Seitenmauer eines Gartens, über zwei, drei andere, endlich kam er in ein Gäßchen und athemlos erreichte er ſein Quartier. Die Lärmtrommeln donnerten durch die Straßen. Sein Gewehr war fort, ſeine Mütze verloren. Schnell riß er die übrigen Zeichen ſeines Soldatenſtandes herunter, holte die bürgerlichen Kleidungsſtücke, welche er ſich heimlich ſchon längſt verſchafft hatte, aus dem Verſteck, ſchob ſeinen kleinen Geldſchatz in die Taſche und eilte durch die volkgefüllten Straßen ſchnell dem nächſten Thore zu.

Eine Stunde darauf füllten Soldaten das kleine Gemach. Man ſuchte den Mörder, den Mordbrenner, und die nächſten Zeitungsblätter enthielten genaue Beſchreibungen ſeiner Perſon und ſicherten Belohnungen für ſeine Verhaftung zu.

Wir überſpringen einen Zeitraum von faſt ſieben Jahren, während deſſen ſich eine allgemeine ſociale Revolution über Norddeutſchland verbreitet hatte. Die Unglücksfälle waren überraſchend und zerſchmetternd gekom-

Digitized by Google

men, die Monarchie Friedrich des Großen lag vernichtet, und was Weisheit und Klugheit neu erbaut hatten, keimte ſtill dem Tage der Blüthe entgegen. Der gewaltige Geiſt, welcher an der Spitze des weſtlichen Europa's thronte, trieb, im Gefühle ſeiner weltherrſchenden Kraft, die unbezwinglichen Maſſen in den nordiſchen Winter, der ſie verzehrte, und die Banden der Unterworfenen locker machte. Scharen von Flüchtlingen, bald einzeln, bald in ungeordneten Haufen gemiſcht, drängten ſich der Elbe und Weſer zu, und die furchtſamen Reſte jener ſtolzen Heerhaufen deckten dürftig den verhängnißvollen Rückzug.

An einem finſtern, ſtürmiſchen Februarabend ſaß der Baron Jugenheim auf ſeinem Schloſſe neben ſeiner Gemahlin, und las die neueſten Zeitungsnachrichten, mit jenem merkwürdigen Aufrufe des Königs, der ſein Volk zu den Waffen rief. — Der Baron hatte ſehr gealtert, er war nicht mehr der junge, übermüthige Officier, mit allen Reizen einer ſchönen, kräftigen Geſtalt und den ſtolzen Vorzügen ſeiner hohen Geburt geſchmückt. Sein Körper war hager und abgezehrt, die Geſtalt gebeugt, die Züge ſpitz und eingefallen, er huſtete nach jeder Anſtrengung der Rede, und ſein Auge lag tief in den Höhlen.

„Daß ich nicht nach Breslau kann," ſagte er, „daß ich hier ſitzen und den Reſt meines Lebens hüten muß, wie einen goldenen Apfel!"

„Du nimmſt Dich nicht genug in Acht, lieber Leopold," ſagte ſeine Gattin ſanft. „Du ſetzeſt Dich zu ſehr der rauhen Luft aus, und biſt neulich zur Jagd geweſen, ohne meine Bitten zu beachten. Hätteſt Du doch meinem Rathe gefolgt und den Winter über in der Reſidenz gelebt, wo man geſchickte Aerzte und jede Hülfe in der Nähe hat."

„Die ewige Klage," ſagte der Baron rauh. „Ich mag die Reſidenz nicht, und weiß am beſten, was mir gut iſt. Freilich gibt es dort Bälle und Luſtbarkeiten, Theater und Concerte, welche Dich mehr unterhalten hätten als ich hier."

Eine Thräne tröpfelte aus dem großen dunklen Auge der ſchönen jungen Frau. Sie ſeufzte leiſe und ergriff ſchweigend eine kleine Stickerei, welche neben ihr lag.

„Ja, wir ſind einſam hier," fuhr der Baron düſter fort, „aber beſſer ſo, als dort unter Franzoſen und Geſindel! Dem Himmel ſei Dank, daß wir von der Brut hier verſchont bleiben. Hätten wir Kinder, würde es luſtig und bunt genug bei uns ſein."

„Soll ich Dir Guſtav rufen laſſen," ſagte die Dame ſehr bewegt.

„Ich will ihn nicht ſehen," erwiederte er raſch. „Und überhaupt, was ſoll das Gerede von meiner Krankheit? Ich bin noch geſund und kräftig genug; die Jagd iſt mein einziges Vergnügen in dieſer Welt, wo mich Alles mit Ueberdruß erfüllt, und am meiſten Du mit Deinen Launen, Deinen Seufzern und Deinen Thränen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Deutſche Romane.

Böhmen vor vierhundert Jahren. Von Julius Seidlitz. 3 Theile. Leipzig, Engelmann.

Die Ausſicht, einen dreibändigen Roman leſen und darüber ſprechen zu müſſen, hat mich von jeher in ein Gefühl der Unbehaglichkeit verſetzt — weniger um meiner ſelbſt und der anzuwendenden Mühe, als des Buches und des Verfaſſers willen. Ich erſchrecke über die Möglichkeit, einen Stoff, der vielleicht nur ein ganz kleines Goldplättchen iſt, in einen ſo großen langen Faden ausgeſponnen zu ſehen, der vielleicht nur hier und da einen geſchichtlichen Knoten bildet, woran er zu faſſen iſt. Welche Productivität, vielleicht bei einem jungen Talente! Das Talent, denk' ich dann, wird ſich an ſich ſelbſt aufreiben, ſich verausgaben, wie die Campagna Romana, die aus zu großer Ueppigkeit eine Steppe ward, und endlich werden wir nichts haben, als einen ausgebrannten Krater, eine lüneburger Heide, eine Wüſte Sahara, worin die in Sand verſchütteten Knochen des untergegangenen Talents bleichen! Bei alledem fühl' ich hier einen Anflug von ſchreckhafter Bewunderung. Ich ſehe ein Stück aus dem Huſſitenkriege, Ziska ſpielt einen wilden Tyrannen, Procop eine Liebhaber- und Heldenrolle. Ein Jude tritt auf und hat eine ſchöne Tochter, die einen Chriſten liebt, Ziska hat eine Schweſter, die ſich mit einem Mönche verging und in Folge deſſen mit Procop niederkam (NB. der Mönch wird endlich von Ziska erſchlagen und die wahnſinnige Schweſter ſtirbt dem Mönche nach). Der polniſche Prinz Koribut iſt ein ſchlechter Kerl und ein noch ſchlechterer Kerl iſt ſein Page; Barbara, Procop's Geliebte, vergiftet den krank darniederliegenden Ziska, ſoll gerichtet werden und verblutet unter dem Dolche ihres Geliebten, der ſie dem Henkersknechte nicht überlaſſen will! Dazu viel Kriegs- und Aufruhrgeſchrei, Marterſcenen, Kloſterſcenen, Schlachten, Belagerungen, ein Franzoſe, der gebrochenes Deutſch ſpricht, ein Prior, eine Priorin u. ſ. w. Man ſieht, es iſt in dieſem Romane — denn die genannten Elemente ſind darin verarbeitet — viel deutſch ehrliche Romantik aufgeſpeichert. Seidlitz, der wirklich eine friſches Talent beſitzt, ſchwelgt in ſeinem Stoff, aber bläſt ihn auf wie eine Luftblaſe. Claſſiſch iſt dieſer Roman nicht, aber er iſt unterhaltend, ſtofflich, gewandt durchgeführt und geſchrieben. Die Situationen ſind zum Theil neu, weniger die Maſchinerie des Ganzen. Die Darſtellung iſt voll Leidenſchaft; die Ausdrucksweiſe ſtark, an vielen Stellen roh. „Ziska" heißt es ein-

Digitized by Google

mal „ſtand wortlos da, in ſeinem Innern kochte die Wuth ihr hölliſches Gebräude, der Zorn zog ſchwer athmend in den weitaufgeriſſenen Naſenflügeln aus und ein" — dies ſchmeckt nach dem alten Ritterroman, und ein Talent, wie Seidlitz, der ſelbſt kritiſirt und bei einem Andern jene Stelle gewiß nicht billigen würde, ſollte ſich dergleichen nicht zu Schulden kommen laſſen. So heißt es einmal: „die vernichtenden Blicke, die ſein Auge ſchleuderte, fielen, eine Welt verſengend, auf Procop." Die Gleichniſſe ſind vor Eifer nicht ſelten allzugeſucht. So wird in einer Stelle der Himmel eine große Kornblume genannt, daran der Mond das rieſige Piſtill und die Sterne die weißen Knöpfchen der Staubfäden ſein ſollen. Wer ſah je einen Sternenhimmel und verlor ſich ſo ſehr in botaniſche Gleichniſſe! — Abgeſehen von dieſen einzelnen Mängeln und der Breite des Ganzen iſt bei Seidlitz die Beweglichkeit der Phantaſie, das Darſtellungsvermögen und die Kraft zu individualiſiren immer anerkennenswerth. Ich wünſche nur für künftig ſeinem Talent mit dieſen kritiſchen Ausſetzungen einen Schlagbaum vorzuſchieben, damit es nicht überwuchere. Ich verweiſe ihn auf die letzten Scenen ſeines Romans, die in ſcharfen Gliederungen hervortreten und unter denen die Vergiſtungsſcene des Ziska wirklich ſehr gelungen iſt. — Ein intereſſanter Gedanke des Verfaſſers war es, für die Schilderung einer Verſammlung von Huſſiten Zug für Zug Leſſing's bekannte Huſſitenpredigt als Vorbild zu benutzen. M.

Graf Otto von Eberſtein, oder: das Turnier bei Durlach. Novelle von Carl Karcher. Karlsruhe, Groos.

Ein nagelneuer Roman aus der Spieß-Cramer'ſchen Rumpelkammer. Wer kennt nicht die Ingredienzien, aus denen die unzähligen Geburten jener Schule beſtehen? Turniere, Gelage, volle Humpen, Raufereien, treue Knappen, Pfaffenlug, Heuchelei, Frömmelei und zum Schluſſe eine ſentimentale, ſpießbürgerliche Glückſeligkeit. Das ſind die Stoffe dieſes Gebräudes im Allgemeinen und des vorliegenden insbeſondere. Wenn es vielleicht dem Verf. zum Lobe gereicht, daß er die ſo beliebten narkotiſchen Gewürze dieſer Gerichte, wie z B. einige Burgverließe, etwas Folter, ein Stückchen Inquiſition, einigen Mord und vielleicht auch ein Paar Geſpenſter nicht angewendet hat, ſo entbehrt aber dafür auch ſein Buch des einzigen Reizes, den dieſe Gattung durch groteſk-ſchauerliche Situationen noch haben kann. Das Mittelalter hat gewiß entſchiedenes Unglück; es liegt manch ſchöner und reicher Stoff darin, aber gewöhnlich wird derſelbe auf eine Art benutzt, die ihn völlig ungenießbar macht; das rohe, polternde, unfreundliche Aeußere wird hervorgehoben, ja, es iſt das Einzige, woran die Bearbeiter ſich feſthalten; der innere Gehalt, der Geiſt der Zeit aber liegt tief begraben, und Niemand verſucht es hinabzuſteigen in das Dunkel der verworrenen Zuſtände, um ihn herauf zu holen an das Tageslicht. Das erwachende und langſam erſtarkende, ſelbſtſtändige Bürgerthum, die Oppoſition des Individuums gegen kirchliche und weltliche Tyrannei, und die einzelnen Lichtblicke eines freien Geiſtes inmitten der hinſterbenden Barbarei ſind um ſo intereſſantere Erſcheinungen, als verwandtſchaftliche Elemente mit den Richtungen der neueſten Zeit ſich darin kund geben. — Auch die Epoche, welche die hiſtoriſche Baſis des obigen Buches ausmacht, iſt mannichfach intereſſant und der Aufmerkſamkeit wohl werth; es iſt die Zeit der Regierung Rudolphs von Habsburg, die reich war an Leben und Bewegung, reich an heldenkräftigen Männern, unter denen der Markgraf Rudolph der Erſte von Baden — eine der Hauptfiguren der Novelle — einer der tüchtigſten war, und reich an geiſtiger Regſamkeit und vielfacher Keime einer künftigen Zeit. Von dem Allen finden wir nichts im Buche, dafür aber Chroniken-Auszüge, die noch langweiliger als lang ſind; Charaktere, die nicht mehr geiſtige Phyſiognomie haben, als wenn man ein Portrait mit Kreide an eine dunkle Wand zeichnet, und eine Sprache ſo abgeſtanden und ſchaal, wie ſchlechter Wein, der drei Tage im offenen Glaſe ſtand. R. B.

Notizen.

[David's Quartette in Leipzig.]

Wir ſprachen ſchon früher von dem feinen Genuß, den Concertmeiſter David den Freunden der Muſik in Leipzig verſchaffte. Die Reihe ſeiner Quartette wurde kürzlich mit zwei neuen Piècen geſchloſſen, einem Quartett von Strauß in Karlsruhe und einem ebenfalls noch im Manuſcript vorhandenen von Mendelsſohn-Bartholdy. Beide in Es-dur, jenes etwas ſteif und — wenn's erlaubt iſt — etwas hartmäulig, dieſes, von Mendelsſohn-Bartholdy, das gerade Gegentheil, leichtbeflügelt, der zweite Satz bis zum Uebermuth witzig, voller Humor in Gedanken und Inſtrumentation; auch der letzte Satz und andere Stellen fein, leiſe, ein zarter Athemzug der muſikaliſchen Pſyche — wie ſich hiermit überhaupt eine vorherrſchende Seite der Compoſitionen unſers Meiſters bezeichnen läßt.

[Caroline Botgorſchek.]

Ein Contre-Alt, der ſeines Gleichen ſucht, ſowohl an Umfang als Kraft in der Tiefe. Fräul. Botgorſchek, von der Oper in Dresden, ſang in Leipzig zwei Mal, im letzten Gewandhausconcert und in einem eigenen, das ſie mit ihrem Bruder, dem Flötiſten Franz Botgorſchek, veranſtaltete. Sie ſang eine für ſie arrangirte Baßarie von Reißiger, mehrere Lieder, eine Arie aus Nitocri von Mercadante, und aus deſſen Donna Caritea zu wiederholtem Male die Cavatine mit dem brillanten Rondo, das der Sängerin Gelegenheit zu einigen ſehr gelungenen Bravourſtückchen gab. Der Beifall war außerordentlich, die Naturkraft dieſes Organs imponirt beſonders in der Tiefe, obſchon auch die weiche Lieblichkeit, die der Alt in den mittleren Tönen hat, von der Sängerin ſorgfältig gepflegt iſt. (In dieſem Concerte erfreute auch Mendelsſohn-Bartholdy durch ein neues Adagio und Rondo eigner Compoſition.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 71. — den 9. April 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Liebesbilder.

Verſtändniß.

Ich ſchrieb ihr in die Ferne,
Wohl klang es friſch und frei,
Es ſollte Troſt ihr geben,
Doch weint' ich ſtill dabei.

Ich wehrte nicht der Thräne,
Denn, dacht' ich, Niemand ſieht
Dein Weh, das ruht für alle
Geheim in deinem Lied.

Hinaus that ich es ſenden,
So ging's von Haus zu Haus,
Und frohe Augen laſen
Nicht meinen Schmerz heraus.

Doch als mein Lieb es hörte,
Schwoll ihr das Herz ſo bang,
Da mußt' es herzlich weinen,
Wie froh das Lied auch klang.

Liebesſprache.

An deinem Herzen ruh' ich ſtill
Und lauſche, was es ſpricht,
Voll ſtiller Luſt verſenk' ich mich
In deiner Augen Licht.

Und wie mein Arm, ſo Bruſt an Bruſt,
Dich feſt umſchlungen hält,
In namenloſer Wonne dir
Mein Herz entgegenſchwellt.

O, ſüßes Lieb, was zwar dein Mund
Vor mir verſchweigen muß,
Das ſagt dein ſtilles Lächeln mir
Und deiner Lippen Kuß.

Männertreue.

Ich ging mit ihr am ſchönſten Tag
Im ſtillen Wieſengrund,
So blau der Himmel drüber lag,
Das Feld von Blumen bunt.

Sie bückte nach den Blumen ſich,
Nach Klee und Tauſendſchön,
Da ſah ein blaues Blümchen ich
Im hohen Graſe ſteh'n.

„Sieh," rief ich freudig, „welcher Dank
Dem Finder wohl gebührt?"
Doch ſchon dahin das Blümchen ſank,
Vom Finger kaum berührt.

Sie ſprach: „Dies Blümchen dauert nicht,
Es heißet Männertreu!"
Und ſah mir ſchelmiſch ins Geſicht,
Ob ich verlegen ſei?

Digitized by Google

Das Geheimniß.

Wohl dir, darfſt du in Herzensgrund
Für dich ein ſüß Geheimniß tragen;
Noch zögerſt du, es laut zu ſagen,
Scheu vor dem Worte bebt der Mund.

Noch Beſſeres gönnt dir das Geſchick,
Darfſt du dein ſüß Geheimniß theilen,
Mit deiner Liebſten ſinnend weilen
Bei eurem ſtillverſchwiegnen Glück.

Dann ſeid vor Zeugen auf der Hut!
Am Beſten freilich, will dazwiſchen
Sich noch ein Dritter plaudernd miſchen,
Der unter Liebchens Herzen ruht.

Cäſar von Lengerke.

Der Unverſöhnliche.

Novelle von Th. Mügge.

(Fortſetzung.)

Der Baron ſtand haſtig auf und begann im Zimmer umher zu gehen, als die Thür geöffnet wurde, und ein blonder Knabe mit aller Fröhlichkeit der erſten friſchen Jugend hereinſtürzte. Als er den Baron erblickte, hielt er plötzlich an und ſchmiegte ſich leiſe an die Seite der ſchönen Frau, welche liebreich ihre Hand über die flatternden, vollen Locken ſtrich.

„Mütterchen,“ ſagte er haſtig, „denke Dir, unten iſt Alles voll Soldaten, und ſie ſchimpfen und toben und ſprechen eine Sprache, die kein Menſch verſteht.“

„Was ſagt der Junge,“ rief der Baron rauh und drehte ſich vom Fenſter zurück mit gerunzelter Stirn, und die böſen, ſtrengen Augen verſchüchterten das ängſtliche Kind.

„Franzoſen ſind da!“ verſetzte ſeine Gattin ſchnell. „Um Gottes willen, Leopold, faſſe Dich, bezwinge Deinen Unmuth, gib ihnen, was ſie wollen, widerſetze Dich nicht.“

In dem Augenblick eilte der Kammerdiener des Barons herein. „Gnädiger Herr,“ ſagte er zitternd und verwirrt, „eine ganze Bande Franzoſen hat uns überraſcht. Sie verlangen Lebensmittel und Quartier, und dies ausgehungerte Geſindel ſcheint nicht übel Luſt zu haben, das ganze Schloß zu plündern und uns dazu.“

„Wie viele ſind es,“ fragte der Baron kalt.

„Siebzig, Achtzig wenigſtens.“

„Lauf hinab ins Dorf,“ fuhr der Baron fort, „laß die Bauern ſich bewaffnen, wie ſie können, und dem Verwalter ſagen, er ſoll die Knechte und Jäger zuſammenhalten.“

„Großer Gott! was willſt Du thun!“ rief die Baronin.

„Nichts, mein Kind, wir ſind nicht in Spanien, wo man die Räuber bewirthet und ſchlachtet,“ erwiederte er; „aber wenn es zum Aeußerſten kommt, will ich mein Eigenthum ſchützen.“

Schwere Tritte und Geſchrei, das Klirren der Gewehrkolben und Säbel ließen ſich von der großen Steintreppe herauf hören.

„Hier hinaus durch die Zimmer in den Seitenflügel,“ ſagte der Baron raſch. „Konrad, begleite meine Gemahlin bis in das obere Thurmzimmer, ſchließe alle Thüren, und nimm den Knaben mit. Schnell, Helene, fort, ich höre ſie kommen.“

„Ich gehe nicht von Deiner Seite,“ rief die Baronin. „Nicht von der Stelle.“

Die Thür ſprang auf, und mehr als zwanzig Geſtalten der bunteſten Art drängten ſich herein. Menſchen mit wilden, verfallenen Zügen, bleich von Hunger, abgezehrt von Strapatzen, in verſchiedenartige zerlumpte Kleider, die Reſte ihrer ehemaligen ſoldatiſchen Tracht, gehüllt, die Füße und Köpfe mit Lumpen umwickelt, und rohe Brutalität, die Gier nach Beute und Raub in den verwetterten, bärtigen Marodeurgeſichtern.

Als ſie in das prächtige Gemach traten, ſtanden ſie einen Augenblick ſtill und betrachteten den Hausherrn und die Umgebung.

„Was wollt Ihr hier?“ fragte der Baron finſter und trat näher heran.

„Was wir wollen?“ ſchrie einer der Kerle in breiter deutſcher Sprache. „Wo möglich Alles; denn wir können Alles gebrauchen.“

„Und mit welchem Rechte?“ ſagte der Baron heftig. „Wollt Ihr die Freunde Eures Kaiſers berauben.“

„Wenn Ihr's gutwillig gebt, nein,“ rief der Soldat; „aber wir ſind hungrig, durſtig, abgeriſſen, und fragen wenig darnach, ob Ihr Freunde oder Feinde ſeid.“

„Satt will ich Euch machen,“ erwiederte der Baron, „und was ich an Kleidern miſſen kann, ſollt Ihr haben.“

„Hoho!“ ſchrie der Kerl, „iſt's ſo gemeint, ſo müſſen wir ſelbſt uns helfen. Heraus mit dem Gelde, wir ſind nicht umſonſt hier. Die Schlüſſel her, brecht die Schränke auf, vorwärts Cameraden, verliert die ſchöne Zeit nicht, durchſucht den Kerl und das Frauenzimmer.“

Digitized by Google

Seine Fauſt klammerte ſich um die Bruſt des Barons, der mit Anſtrengung ſeiner ganzen Kraft und einem plötzlichen Fußtritt den Angreifer zurückſtieß.

Mit einem fürchterlichen Fluch riß der Soldat den Pallaſch von ſeiner Seite. „Halt ein! halt ein!“ rief die Baronin in Todesangſt, „wir wollen Alles geben.“

„Pfeifen die Vögel ſo,“ ſchrie der Soldat. „Nun, her damit, vorwärts, heraus mit den Schätzen.“

Die übrigen Kerle hatten mehr oder minder an dieſer Scene Theil genommen und mit wüthendem Geſchrei und Schimpfworten den unglücklichen Baron umringt. Plötzlich aber ward ihr Kreis durchbrochen, und eine ſtarke Hand ſchleuderte den deutſchen Soldaten zu Boden, welcher von neuem den Baron ergriffen hatte.

Ein hoher Mann in einen Mantel gehüllt, der eine blitzende Uniform nur halb bedeckte, ſtand zwiſchen ihnen und ihren Opfern, und am Eingange zeigten ſich Bärenmützen und lange Bayonnette, die eine Wand vor der Thür bildeten.

„Was geht hier vor!“ rief der Offizier und überſah mit einem Blicke den Schauplatz. „Hinaus mit Euch, Böſewichter, die Ihr den Soldatennamen entehrt. Fort, nehmt ihnen die Waffen, Euer Lohn ſoll nicht ausbleiben.“

Durchdonnert von dem ſtrengen Worte, erſtarrten die Ueberraſchten. Mehrere Offiziere und ein Haufen von Grenadieren eilten herbei und trieben ſie hinaus.

„Der Krieg iſt ein Uebel,“ ſagte der Offizier mit milder Stimme, „deſſen Leiden leider auf den Schuldloſen gewöhnlich am ſchwerſten haften. Ich preiſe mich glücklich, durch Zufall hier wenigſtens eine Unthat verhindert zu haben.“

„Nehmen Sie meinen wärmſten Dank,“ ſagte der Baron mit großer Herzlichkeit und ſtreckte beide Hände gegen den Retter aus. „Wollte der Himmel, ich könnte Ihnen vergelten.“

Bei dem Tone dieſer Stimme fuhr der Offizier ſichtlich zuſammen. Die flackernden Lichter warfen einen ungewiſſen Schimmer auf das todtenbleiche, eingefallene Geſicht des Gutsherrn. Der Fremde trat einen Schritt zurück. „Mit wem habe ich die Ehre zu reden,“ ſagte er mit faſt zitternder Stimme.

„Ich bin der Baron von Ingelheim,“ verſetzte dieſer, „und hier meine Gemahlin Helene, geborne Gräfin von Roſenberg.“

„Und dieſer liebe, blonde Knabe iſt Ihr Söhnchen,“ ſagte der Offizier, die offenen Züge des Kindes muſternd, der zutraulich zu ihm emporſah.

„Das nicht,“ verſetzte der Baron raſch, „ich habe keine Kinder. Es iſt eine Waiſe, die wir erziehen.“

Der Offizier beugte ſich zu dem Kinde nieder, nahm es in ſeine Arme, und indem er lange und tief in die großen blauen, freundlichen Augen ſah, drückte er den lockigen Kopf des Kleinen feſt an ſeine Bruſt und küßte die friſchen jungen Lippen. „Ich liebe die Kinder wie ein Soldat,“ ſagte er lächelnd, „und beſonders, wenn ſie ſo ſchön ſind, wie dieſes.“

„Und dürfen wir nun auch den unvergeßlichen Namen unſeres Retters erfahren,“ ſagte die Baronin bittend.

„Ich heiße Rammont. Oberſt Rammont,“ verſetzte der Fremde raſch.

„Sie ſind kein Deutſcher,“ ſagte die Baronin erſtaunt, „und ſprechen unſere Sprache ſo vollkommen.“

„Allerdings Franzoſe von Geburt, Madame,“ erwiederte der Oberſt lächelnd; „allein ich ward in Deutſchland erzogen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus Berlin.

[Kunſt. — Rauch's neueſtes Werk. — Allgemeines über die berliner Malerei. Wach's Judith. Seine Schüler.]

Das hieſige Kunſtleben iſt kein vollathmiges, kräftiges Kind, welches offen der Luft und den Leuten ausgeſetzt werden könnte, viel eher ein Kind, welches in jedem Augenblicke ausſieht, als ob es die Nothtaufe empfangen müßte. Dieſe Nothtaufen ſind in Berlin die Kunſtausſtellungen, wo ſich allerdings ein regeres Kunſtleben offenbart, obgleich ohne die Ankömmlinge von außen die berliner Kunſtausſtellungen ein ſehr dürftiges Anſehen haben würden — nicht der Quantität nach, denn dafür ſorgen unſere unzähligen Dilettanten- und Portraitmaler, aber wohl der Qualität nach. In der Skulptur würde Berlin viel leiſten, wenn den Bildhauern, die meiſt aus Rauch's Schule und Richtung hervorgegangen ſind, mehr Gelegenheit gegeben wäre, ihre Kräfte und Fähigkeiten anzuwenden. München, Osnabrück, Nürnberg und andere Städte wandten ſich an Rauch und deſſen Schüler, als ſie ihrem Max Joſeph, J. Möſer und Dürer Standbilder ſetzen ließen. Es liegt ein gewiſſer verſtändiger und edler Naturalismus in dem Charakter der berliner Skulptur, wodurch ihre Hervorbringungen leicht und nahe zu dem Volke herantreten. Hiervon ward uns ein neues Zeugniß durch die beiden Modelle zu den Standbildern der beiden erſten chriſtlichen Polenfürſten, Mieczyslaw und Boleslaw I., welche von dem kunſtſinnigen Grafen Raczynski bei Rauch beſtellt, für den Bronzeguß gefertigt und für Poſen beſtimmt ſind. Auffaſſung und Coſtumirung ſind großartig, letztere möglichſt national und jener Zeit entſprechend. — Von dem angeregten und ſo vielfach ſeit Decennien beſprochenen Friedrichsdenkmal hört man weiter nichts, und ſelbſt darüber ſcheint man noch in Ungewißheit zu ſein, ob das Denk-

Digitized by Google

mal in einer Säule oder einem Standbilde beſtehen ſoll. — Was die berliner Malerei betrifft, ſo hat ſie keine Gelegenheit, ſich im Großen und Ganzen zu produciren, ſie zerſplittert ſich in allerhand Detailſtücke und, was das ſchlimmſte iſt, ſie weiß nicht, was ſie ſoll und was ſie will. Dieſer Uebelſtand liegt zum Theil an den dürftigen Umſtänden vieler jungen Künſtler, welche dem Geſchmacke des Publicums zu huldigen und kleine Modebilder anzufertigen oder Portraits zu malen gezwungen ſind, um nur leben zu können. Da ſieht man Paradeſtücke, Maskenbälle, reitende Uhlanen, Tänzerinnen und anderes Militair zu Fuß und zu Roß, Genrebilder, nämlich: berliner Straßenjungen, Bettelknaben, Eckenſteher, Fiſchweiber, Obſthändlerinnen, Milchmädchen und andern Straßenunfug, dann Landſchaften, ſchöne märkiſche Gegenden von Bernau, Verneichen oder Beelitz her, eine Eiche, die grüne Blätter und einen Stamm hat, um welchen ſich unſchuldige Lämmlein, auf dem myſtiſchen Felde des märkiſchen Graſes weidend, in aller Lieblichkeit verſammelt haben u. ſ. w. Und nun gar die Portraits! — Nirgends läßt man mehr portraitiren als in Berlin: aus Eitelkeit, denn es gibt keine Stadt in Deutſchland, welche eitler wäre, als Berlin. Man weiß auch, daß Berlin an maleriſchen Geſichtern und Schnurrbärten reich iſt! Die erſten Stände Berlins: Tänzerinnen, Schauſpieler und Militair, figuriren auf unſern Ausſtellungen. Einen berühmten Schriftſteller, etwa Chamiſſo oder Varnhagen v. Enſe, auf die Ausſtellung zu bringen, fällt keinem ein; oder vielmehr, die Schriftſteller als ſolche ſind allzu beſcheiden, um ſich dem Publicum in effigie darſtellen laſſen zu wollen. Viele jungen Maler fangen ſelbſtſüchtig mit ihrem eigenen Ich, ihrem eigenen Geſichte an, mit Selbſtportraits, bei welchen die Malerei in der Regel eben ſo unbedeutend iſt, als die gegenſtändliche Phyſiognomie. — An öffentliche Gebäude ſchließt ſich in Berlin die Malerei gar nicht an; ſie iſt nicht monumental; ſie bietet kein ſo organiſch verbundenes Ganze, wie in München, obgleich die Berliner viel mehr Kunſtgeſchwätz machen als die Münchner; man malt in Berlin nirgends al fresco; man begnügt ſich mit der Leinwand, mit Staffeleigemälden, weil man nicht anders kann. — Ich beſuchte hinter einander die Ateliers der hieſigen berühmteſten Meiſter; ich fand talentvolle Anfänge, ſchöne Auftakte, aber doch immer ein Herein- und Herumgreifen hinſichtlich der Stoffe, welche nah an Verlegenheit gränzt. Hierin ſind die Düſſeldorfer, welche manchem der Berliner in der Technik nachſtehen, glücklicher. Trotz hier und da ſich äußernder Schwächlichkeit, wiſſen ſie wenigſtens, was ſie wollen und woran ſie ſind. Sie erſcheinen weſentlich lyriſch ſentimental, und bringen auch wohl in größern Compoſitionen Gedanken und Tendenzen zur Anſchauung — die ſich freilich nicht an mitzeitige Zuſtände, ſondern an mittelaltrige und altisraelitiſche anſchließen. Die Düſſeldorfer bilden für ſich eine Schule, was man von den berliner Schulen nicht wohl ſagen kann. Dort iſt der Meiſter, Schadow, von vielen ſeiner Schüler überflügelt worden; Wach, Begas und Henſel in Berlin laſſen keinen vor. Von erſterm ſah ich im Atelier ein ſo eben zu Stande gebrachtes Bild, Judith darſtellend, wie ſie, das Haupt des Holofernes in der Hand haltend, aus dem Zelte tritt, begleitet von einer Dienerin — alſo in typiſcher bekannter Weiſe, wie ungefähr derſelbe Gegenſtand von Allori dargeſtellt worden iſt. Es mangelt Wach, wie er ſelbſt fühlen muß, an Erfindungsgabe und Compoſitionstalent; aber er iſt bedeutend als Zeichner und ſein Colorit prächtig. Er malt lebendiges, oft üppiges Fleiſch; er erſcheint trefflich als Portraitmaler. Gegenſtände, wie dieſe Judith, welche ſich auch äußerlich faſſen laſſen, und wobei die Decoration mit Hauptſache iſt, ſagen Wach beſonders zu. Es iſt viel mehr Gewandung auf dem Bilde als Fleiſch, und viel mehr Fleiſch als Gedanke. Die Schüler Wach's zeichnen ſich durch eine ziemlich handfeſte Technik aus, welche der ihres Meiſters nahe verwandt iſt. Das Colorit iſt glatt oder brillant, die Compoſition beſonnen, aber ein wenig kalt; das Herz wird nicht erwärmt, höchſtens das Auge beſtochen. Zu ſeinen talentvolleren Schülern gehören Cretius und Eſperſtedt; der componirfähigſte iſt Schorn, welcher mit einer in dieſer Schule faſt auffallenden Kühnheit unternimmt, eine Maſſe von Figuren, wie auf dem Bilde „Salvator Roſa unter Räubern" auf einem Gemälde zuſammenzubringen. Jetzt ſieht man von ihm einen Carton, eine lebendig bewegte und figurenreiche Scene aus dem Bauernkriege darſtellend — man ſieht, daß Schorn ſeine erſte Schule, die münchner, weiſe benutzt hat. —

(Der Beſchluß folgt.)

Notizen.

[Engliſche Urtheile über Mundt's Styl.]

In dem neueſten Hefte des Foreign Review werden die von Varnhagen v. Enſe und Theodor Mundt herausgegebenen Schriften Knebel's beſprochen, und es erfreut und überraſcht uns, den fremden Kritiker ſo feinen und ſichern Sinnes für den Zauber unſrer Sprache zu ſehen. Er weiß den Reiz und die Friſche, die Gewandtheit und Sicherheit, welche den von Mundt verfaßten Lebensabriß Knebel's auszeichnen, vollkommen zu würdigen, und führt ganze Stellen daraus mit gebührendem Lobe an. Aber auch von andern Seiten erfährt Mundt von engliſchen Leſern gerechte Anerkennung, und beſonders ſind ſie von ſeiner anmuthigen, ſo beſeelten und doch ſo klaren Schreibart eingenommen, während ſie bei den meiſten andern deutſchen Schriftſtellern, wenn ſie dieſen auch ſonſt großes Verdienſt zugeſtehen, über Schwerfälligkeit und Nachläſſigkeit des Styls klagen.

[Rücklaß, nicht Nachlaß.]

Das Wort Nachlaß iſt heutzutage oft mißbraucht, in vielen Nachläſſen gab man Nachläſſigkeiten. Statt des verbrauchten Wortes thut nun ein anderes noth. Man ſagt Rücklaß ſtatt Nachlaß. In Leipzig erſcheint nächſtens im Induſtrie-Comptoir ein Buch: „Rücklaß eines Geſchiedenen" (von ſeiner Frau Geſchiedenen?) herausgegeben v. F. Lienth.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

// Zeitung für die elegante Welt.

Dienſtags — 72. — den 10. April 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Unverſöhnliche.

(Fortſetzung.)

Der Officier gab den dringenden Bitten des Barons nach und blieb einen Tag auf dem Schloſſe, um die zeeſteruten Reſte ſeines Regiments, das bis auf hundert fünf und ſechszig Köpfe geſchmolzen war, zu ſammeln und dem erſchöpften Trupp eine Eeholung zu gönnen. Der Gutsheer ſorgte für die Bewirthung mit Aufbietung aller Kräfte, und ſchien ausuehmendes Gefallen an einem Gaſte zu finden, der nach ſeinem Urtheile ein eben ſo vollkommener Soldat als liebenswürdiger Geſellſchafter wae. Sein Franzoſenhaß ſchwieg in der Nähe dieſer vom Unglück verfolgten Männer, welche ſo Großes und Schweres vollbeacht, ſo unzählige Drangſale erduldet, und aus den eiſigen Wüſten Rußlands die Energie der eeprobten Krieger und die feine Höflichkeit der Bildung zurückgebracht hatten. Mit der Theilnahme eines alten Soldaten hörte er die Geſchichte der fuechtbaren Schlachten, den Sturm auf Smolensk, das Gemetzel an der Moskwa, den entſetzlichen Rückzug, den Uebeegang über die leichenvolle Bereſina, und die Seenen der Verzweiflung und des Jammers, welchen die Tapferſten nud Erpeobteſten unterlagen. Er ſuchte den Kummer aus den düſtern Blicken ſeiner Gäſte durch den zauberiſchen Saft der Rebe zu ſcheuchen, und freute ſich herzlich, als die feanzöſiſche Heiterkeit dieſe ſchnell über die traurige Vergangenheit und die ſoegenvolle Zukunft erhob.

Auf die Baronin machte der ſchöne, junge Oberſt einen andern und weit tieferen Eindruck. Seine edle, hohe Geſtalt, ſein bleiches, von Kummer und Anſtrengungen duechfurchtes Geſicht, das klare und doch ſo ſichere und kühne Auge, die milde Kraft ſeiner Rede, und vor Allem ſeine männliche That, ſein götteegleiches Erſcheinen im Augenblicke, als ſie Alles verloren ſah, ſchrieb ſich unvergeßlich auf die geheimſte Tafel ihres Herzens. Frauen ſind weit dankbarer als Männer für ſolche Augenblicke. Der Edelmuth findet in iheer Bruſt die reinſte Glorie, und ihre Bewunderung und Vereheung ſingt in leiſen, ſüßen Worten ein hohes Lied der Beeklärung, und ſchmückt den Helden mit allen Tugenden, allen Reizen, Träumen und Wünſchen, die ein Weib in dem ewig unerklärlichen Tempel ihres Buſens hegen kann.

Sie wußte nicht, warum ihre Theänen ihm nachfloſſen, als er hinter den Hügeln auf immer verſchwand, warum ſie troſtlos und lange weinte, wenn ſie einſam ſinnend in den Abend hinaus ſchaute. Sein Bild ſchwebte vor iheem innern Auge, der Blick, mit welchem er ſchied trat immer wieder vor den Spiegel ihrer Seele, und gedankenvoll und ſeufzend betrachtete ſie oft die Stelle auf iheer kleinen, weißen Hand, wohin er den Abſchiedskuß gedrückt, und Worte, welche auf Wiederſehen deuteten, leiſe geflüſtert hatte.

Sie fühlte jetzt zum erſten Male beſtimmt, daß ſie den Baron nie geliebt hatte, ja, daß die wunderbare Zaubermacht, welche das menſchliche Leben beherrſcht, ihr

Digitized by Google

noch niemals nahe getreten war. Sanft, wie ſonſt, ertrug ſie die Launen und Härten ihres kranken Gemahls, deſſen Unmuth ſich bei zunehmenden Leiden oft ins Unerträgliche ſteigerte, aber ſie ertrug ſie nicht mehr mit der ſtillen Ergebung, dem frommen Gefühl heiliger zu erfüllender Pflichten. Mit Bitterkeit empfand ſie ein ſtiefmütterliches Schickſal, und ihre Träume klammerten ſich wünſchend und hoffend an das bunte, reiche, ferne Leben. Mißmuth und ſteigender Kummer malten ihr ihre Einſamkeit, ihre Trauer, ihre Qualen an der Seite eines mürriſchen, unzufriedenen Gatten, und ſie wog in geheimen Stunden ihr Glück an der Seite eines Mannes, wie Rammont, und ihre Schmerzen der Gegenwart.

Während deſſen hatte der Krieg begonnen. Der große Kaiſer führte neue Schaaren in die Ebenen Sachſens, wo die begeiſterte Jugend Preußens ſich ihm entgegenwarf, und ſeine Siege Niederlagen ähnlich machte. Zurückgedrängt nach Schleſien und die Marken, folgte die berühmte Waffenruhe, welche dem Kaiſer augenblickliche Vortheile gewährte, deren Nachtheile er ſpäter jedoch empfinden ſollte.

In der äußerſten Linie der Franzoſen lag auch das Gut des Barons, der nicht zu bewegen war, das Schloß ſeiner Väter zu verlaſſen, und deſſen Gemahlin, vielleicht von geheimen Ahnungen angetrieben, ſich entſchloſſen zeigte, muthig bei ihm auszuharren.

Hatte ſie wirklich Hoffnungen gehegt, hier den geheimen Gegenſtand ihrer Wünſche wiederzufinden, ſo täuſchte ſie das Schickſal nicht. An einem ſchönen Morgen ſprengten Reiter mit goldbetreßten Hüten durch das Thal, und bald trat Oberſt Rammont in den Saal.

Mit Freundlichkeit reichte er dem Baron die Hand. „Fort mit dem gezwungenen Blicke, Herr Baron,“ ſagte er, „nicht der Feind Ihres Vaterlandes, der Freund Ihres Hauſes tritt unter Ihr gaſtliches Dach. Laſſen Sie den Kampf austoben, mag das Schickſal ſeine Looſe ſchütteln, wir können Beide nicht in ſein rollendes Getriebe greifen. Warum ſollen wir uns haſſen? Sie wenigſtens haben keinen Grund, und ich mag keinen haben.“ Er ſagte dieſe Worte ernſt und bedeutungsvoll, und der Baron ſetzte ſich erſchöpft auf den Lehnſtuhl und drückte die dargebotene Hand.

„Ich hoffe,“ ſagte er, „daß der Krieg einem glücklichen Frieden Platz machen ſoll, und mit doppelter und ungetheilter Freude werde ich Sie recht lange bei mir feſthalten.“

„Ich wünſche den Frieden, aber ich hoffe ihn nicht,“ erwiederte der Oberſt finſter. — Dann wandte er ſich zu der erröthenden ſchönen Frau, die er mit aller Herzlichkeit einer Langvermißten begrüßte. „Mein Regiment,“ ſagte er, „hat die Vorpoſtenkette bezogen, ich bin gezwungen, auf einige Zeit mein Hauptquartier in Ihrem Hauſe aufzuſchlagen, werden Sie mir die Unruhe verzeihen können, welche ich Ihnen machen muß?“

Die Hand der Baronin zitterte in der ſeinen; ſie fühlte den leiſen Druck ſeiner Finger und ſenkte das ſchöne Auge vor dem ſtrahlenden Blicke, der ſüß und verzehrend zu ihrem Herzen drang.

Der Baron war ſehr krank, mißmuthig und reizbar, und nicht ohne Unwillen dachte er an den kriegeriſchen Lärm, der die Hallen des alten Schloſſes erfüllen mußte. Der Oberſt nahm ihm wenigſtens einen Theil ſeiner Sorgen, indem er um den Seitenflügel des großen Hauſes bat, und betheuerte, daß ſein Gefolge und der ganze kriegeriſche Troß ſich vom Hauptgebäude entfernt halten ſollte.

So vergingen die erſten Tage, der Oberſt war vielfach beſchäftigt, er erſchien ſelten in der Familie, wo die Unruhe, die Ausgaben und die mannichfachen Störungen den Baron zum ſtummen, finſtern Manne machten, deſſen Heftigkeit und böſe Laune ſich nicht undeutlich überall zeigte.

Eines Tages ſtieg Rammont, aus dem Hauptquartier ſeines Generals früher zurückgekehrt, als er meinte, fröhlich die Stufen zu dem Geſellſchaftsſaale hinauf, um an der Seite ſeiner ſchönen Wirthin einige trauliche Worte zu wechſeln. Die ſcheltende, heftige Stimme des Barons tönte von Innen, und er blieb an der Thür ſtehen, und hörte die unwürdigen, kleinlichen Vorwürfe, mit welchen der kranke, leidenſchaftliche Mann ſeine Gattin überhäufte. Es war ein unbedeutender Gegenſtand, aber der Baron ſuchte für ſeinen Mißmuth ein Weſen, das den duldenden Ableiter bildete, und die ſanfte, ſtille Frau, welche ihm nichts entgegenſetzte als Thränen, war immer das paſſendſte dafür geweſen.

Sei es nun aber, daß das Maß keine Zugabe mehr ertrug, oder daß ſie im Gefühle ihres verkannten Werthes und ſeiner Unwürdigkeit ſich plötzlich erſtarkt fühlte, oder die Nähe eines geliebten Gegenſtandes ihren Unmuth zu hellen Flammen ſchürte, ſie ſchwieg nicht, ſondern beantwortete die Zornworte ihres Gemahls mit Würde und Feſtigkeit. „Lange genug habe ich Deine unwürdigen Launen ertragen,“ ſagte ſie, „und Alles auf Rechnung Deiner Krankheit geſtellt, aber Du forderſt mich heraus, Dir zu geſtehen, daß Dein Benehmen mich empört, und ich nicht geſonnen bin, mich länger dieſer Mißhandlung willenlos hinzugeben.“

Der Baron war erſtaunt über dieſen unverhofften

Digitized by Google

Widerſtand, dann aber lachte er höhniſch auf. „Ei, ſieh da," rief er; „willſt Du mir einen Ritter entgegenſtellen? Etwa einen Franzoſen, den ſchlanken Rammont, den Chevalier der Ehrenlegion, den tapfern Retter Deiner Tugend? Nur heraus damit, noch bin ich Herr in meinem Hauſe und fürchte mich nicht."

Rammont glaubte einen tiefen Seufzer zu hören, und ſein Herz pochte ſo heftig, daß er ſchon zurücktrat, als könne ihn der laute Schlag deſſelben verrathen. Dann wurde eine Thür zugeſchnappt, eine Pauſe folgte, und endlich das heiſere, dumpfe Lachen des Kranken. Leiſe kehrte der Oberſt zurück in ſeine Zimmer, wo er lange mit gekreuzten Armen, die Augen ſinnend auf den Boden geheftet, umherging. Eine innere Gluth leuchtete auf ſeinem männlichen, gebräunten Geſicht, er ſtrich oft mit der Hand über die ſchmerzenden Augen und die brennend heiße Stirn; endlich wurde ihm die dumpfe, ſchwüle Luft unerträglich, er öffnete die Seitenthür des Gemaches, welche auf die Terraſſe des Gartens führte, und ſuchte in den hohen ſchattigen Gängen des ſchönen Parkes Sicherheit und Faſſung zu gewinnen. Wohlthätig wehte ihn die kühle Abendluft an, und wie er durch die einſamen, grasbewachſenen Wege ſchritt, unter den ſtillen träumeriſchen Bäumen, die ſich ſäuſelnd umſchlungen hielten, und die kühnen, glänzenden Kronen funkelnd zu ihm niederbeugten, ſchlich der Frieden, mit welchem die Natur ſo gern die Leidenſchaften ihrer halbentwachſenen Kinder zu beſänftigen ſucht, auch in ſeine erhitzten Gedanken. Lange ſtand er an dem ſchilfigen Teiche und ſah den Schwänen zu, wie ſie eben ein Neſt im Rohre bereiteten, und er lächelte, als in eiferſüchtiger Gluth das große ſtattliche Thier ziſchend gegen ihn daherzog, um die ſanfte Gefährtin zu ſchirmen, die mit leiſem Liebesgeflüſter ihn zurückzurufen ſchien. Er fühlte ſich einſam und unglücklich, und ſein feuchtes Auge ſah überall den ſehnſüchtigen Drang nach Vereinigung und Freuden. Langſam ging er einem Tempel zu, der am Ende des Parkes auf einer Höhe ſtand, von welcher man die Landſchaft weit überblickte. Die reichen Fluren, welche der Krieg jetzt verödete, der weite Halbkreis von Dörfern, unter den grünen, laubigen Gebüſchen, die ſtolze dunkle Kette der Wälder, und in der Ferne das zackige, von blauen Nebeln umflatterte Gebirge! Die Sonne war im Untergange und ſchnitt mit ihrer rothen Gluth ſcharf das Licht vom Schatten; die Säulen des kleinen Tempels blitzten in dem abendlichen Glanze, und der heiligſte, tiefſte Gottesfrieden deckte ſein ſchönſtes Feierkleid ſanft auf den ſchweigenden erhabenen Frieden. Nur Lerchengeſang erfüllte die blaue Luft, und in der Ferne verſchollen die Töne einer ländlichen Schalmei und verklingende Heerdenglocken, die an Nacht und Heimkehr mahnten. Als Rammont auf die Stufen des Portales trat, ſah er ein weißes Gewand, vom Abendwinde bewegt, vor ſich zwiſchen den Säulen. Sein Fuß ſtockte, lauſchend ſtand er ſtill und lehnte ſich an den Eingang.

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus Berlin. (Beſchl.)

[Henſel. Begas. Neue Erwerbungen für das neue Muſeum. Franzöſiſche Bäder.]

Gehen wir über zu der Schule des Prof. Henſel. Wilhelm Henſel iſt urſprünglich Naturaliſt, reicher an Erfindungen, mannichfaltiger, beweglicher und poetiſcher, als Wach. — Henſel war einmal ſelbſt Poet und gehörte zu dem Cyclus der Frauentaſchenbuchsdichter, damals, als Fouqué noch ein berühmter Recke, die Jungfrauenſchaft altdeutſch und die Turnerſchaft ſprungfertig war. Seine Technik iſt nicht ſo ſicher und feſtgeſtellt, als die Wach'ſche, ſein Colorit das Reſultat eigens angeſtellter Verſuche. Er liebt koloſſale Geſtalten, große Flächen, figurenreiche Compoſitionen. Hierin thut es ihm keiner unter den berliner Malern zuvor, obgleich weder Gruppe noch Kugler von ihm wiſſen und ihn neben Begas, Wach und Hrn. v. Klöber erwähnen wollen. Henſel hat ſich erſt ſeit wenigen Jahren, was man ſo ſagt, herausgemacht. Früher fand man ſeine Darſtellungen zu gewaltſam koloſſal, unnatürlich; erſt ſein Chriſtus vor Pilatus, ein Bild mit 70 Figuren, jetzt in der Garniſonkirche befindlich, verſchaffte ihm, trotz aller gerügten Mängel, allgemeinere Anerkennung. Gegenwärtig malt er an einem Weltheiland in Lebensgröße, im Zuſtande der Reflexion, mitten in der Wildniß. Einen bloß reflectirenden Chriſtus hat bis jetzt, ſo viel mir erinnerlich, noch kein Maler darzuſtellen gewagt. Der Gegenſtand iſt, zumal in einem proteſtantiſchen Lande, keineswegs dankbar. Wer hat auf einer Kunſtausſtellung Sammlung genug, einen reflectirenden Chriſtus zu verſtehen und Andacht für ihn zu empfinden? — In der Stille und Zurückgezogenheit des Ateliers macht jedoch dieſer Heiland, um deſſen Haupt ein wunderbarer Lichtſchein ſtrahlt, einen großen Eindruck. Der landſchaftliche Hintergrund iſt großartig angelegt, aber vielleicht allzu complicirt. — Die Schüler Henſel's üben ſich an ſehr verſchiedenen Gegenſtänden. Das Meiſte verſpricht ein von Roſenfelder angefangenes und vom ſtettiner Kunſtverein bei ihm beſtelltes Bild: Arthur, der dem Hubert das Eiſen, womit ſeine Augen ausgeglüht werden ſollen, aus den Händen ſchmeichelt. — Begas, der in Compoſitionen ſinnreich und als Coloriſt unter den berliner Malern leicht der gediegenſte iſt, hat in ſeinem Atelier drei weibliche Portraits aufgeſtellt, welche vortrefflich ſind; es ſind die Portraits Ihrer Königl. Hoheiten, der Prinzeſſinnen Wilhelm und Karl, und das Portrait einer griechiſchen Gräfin. Ich kenne keinen, der weibliche Formen, und beſonders das Fleiſch an Arm und Hand, zarter wiederzugeben, die Stoffe durchſichtiger zu

Digitized by Google

behandeln wüßte, als Begas. Für weibliche Portraits eignet ſich Begas' welches Gemüth ganz beſonders. Als er ſich an den großen hiſtoriſchen Stoff „Heinrich IV. vor Pabſt Gregor" wagte, unterlag er dem mannhaften Gegenſtande. Auch in ſeinen religiöſen Bildern wählt er vor Allem das Liebliche, das neuteſtamentliche Stillleben. Ein von ihm angelegtes Bild: „Chriſtus, von den Jüngern umgeben, prophezeit den Untergang Jeruſalems" verſpricht etwas Treffliches zu werden. Dies waren die Hauptrichtungen der berliner Malerei. Von den Profeſſoren der Akademie ſchweige ich. Sie mögen gute Lehrer und zum Theil auch gute Zeichner ſein, aber die ganze Welt weiß, daß ſie mittelmäßige Maler ſind.

Einige hübſche Bilder erwarb man in jüngerer Zeit für das Muſeum, einen vortrefflichen van der Helſt, eine kleine Prinzeſſin darſtellend, welche in lieblicher Gemeinſchaft mit ihrer Milchſchweſter am Boden ſitzt, und von Govert Flinck ein trefflich in der wirkungsreichen breiten Manier Rembrandt's gemaltes Bild, von vieler Süße und Naturwahrheit, die heilige Anna darſtellend, welche Marien, die kleine Mutter Gottes, leſen lehrt — weniger ein Heiligenbild, als ein freundliches Familienſtück. Ein neu erworbenes Bild von van der Goes und ein in der Manier von Hieronymus Boſch gemaltes ſind zwar merkwürdig, aber in der Eigenſchaft als Gemälde nicht hervorſtechend. An ähnlichen Bildern aus der Incunabelnzeit iſt das berliner Muſeum zum Uebermaße reich.

Dem Kunſthändler Hrn. Sachſe verdanken wir eine fortwährende Anſtrömung von vorzüglichen franzöſiſchen Bildern. Sie kamen zur rechten Zeit, da ſich die Berliner und Düſſeldorfer bereits überſchmeichelt hatten; jetzt erkennen ſie, daß es auch jenſeits des Rheins Maler gibt, und reuevoll ſchlagen ſie an ihre Bruſt und geſtehen, daß der den Franzoſen gewöhnlich gemachte Vorwurf, als ſeien ſie zu excentriſch, unbegründet ſei. Was war uns nicht vordem der Seemaler Krauſe, der es unternahm, mitten im märkiſchen Sande und Angeſichts der trüb ſickernden Spree, Marinen zu malen und die Farben und Lichtſpiele des aufgeregten oder beſchwichtigten Meeres wiederzugeben! Was iſt Krauſe gegen Le Poittevin und Gudin, von denen der letztere ein wirkliches Seemannsleben geführt hat? — In der jüngſten Zeit ſahen wir bei Sachſe eine höchſt maleriſche und trefflich ausgeführte ſüdfranzöſiſche Gebirgslandſchaft von Giroux, und die ſchon durch Kupferſtich bekannten Bilder: eine Scene aus der Bartholomäusnacht von Delaroche, und einen Bazar, auf welchem reizendes und üppiges weibliches Fleiſch verkauft wird, von Vernet, Schwiegervater des Delaroche. Noch hat man nichts techniſch Vollendeteres geſehen, als dieſen Bazar, und doch hat Vernet bereits über 1000 Gemälde vollendet! Die letztgenannten beiden Bilder ſind von einem hieſigen Geheimerath angekauft.

Mf.

Notiz.

[Cuſtine, Goethe, Friedrich Schlegel.]

„Spanien unter Ferdinand dem Siebenten," dies iſt der Titel eines vom Marquis von Cuſtine mit glänzender Einbildungskraft dargeſtellten Gemäldes von Spanien, dem bei ſeiner Farbenpracht nicht ſchaden kann, daß die franzöſiſche Kritik den Titel ſelbſt ſchon einen Anachronismus nennt; als wenn das Spanien Ferdinand's nicht noch immer in allem Weſentlichen auch das Spanien Chriſtinens wäre! Doch wir beabſichtigen hier nicht, das Buch ſelber zu beſprechen, ſondern nur einen Zug herauszuheben, der unſre deutſchen Intereſſen, der Goethe betrifft!

Der Marquis ſchildert die Einſiedler bei Cordova. Er ſagt: „Jeder übt ein Handwerk, aber nicht um etwas zu ſchaffen, ſondern um beſchäftigt zu ſein; ſie haben mehr Sorge für das Werkzeug, als für das Werk. Dies erinnert mich, — fährt er fort, — an einen Ausſpruch des großen Dichters Goethe; mehrmals hat er mir geſagt, daß er bei ſeinen Arbeiten niemals an das Buch gedacht, das entſtehen ſolle, ſondern daß der einzige Zweck, der ihm aller ſeiner Anſtrengungen würdig dünke, die Vervollkommnung des eignen geiſtigen Lebens ſei. Goethe, — ſo ſagt er weiter, — dieſer Weiſe des Alterthums, dieſer moderne Platon, verkannt, wiewohl verabgöttert, von ſeinem Jahrhundert, war ein antiker Philoſoph, aber ſehr würdig ein Chriſt zu ſein. Er erſetzte durch Gravität, durch perſönliche Größe, was ihm mit dem Glauben an eine geoffenbarte Religion abging. Er war nicht gottlos, aber er irrte ſich im Gegenſtande ſeines Cultus: gleich den Heiden, betete er die Natur an, und wie in dieſer Natur das Beſte unbeſtreitbar er ſelbſt war, ſo machte er einen Gott aus ſeinem Geiſte. So iſt es denn wahr, daß der vollkommenſte Menſch, ſeiner eignen Vernunft überlaſſen, nur zu einem gereinigten Egoismus gelangt, zu dem Egoismus der Wiſſenſchaft? Wird das Maß unſres Begreifens als die Gränze aller Wahrheit für uns aufgeſtellt, ſo ſind wir, wie weltumfaſſend auch dieſer Geiſt ſei, doch nur arm, denn alles Begränzte iſt klein: Größe iſt nur im Glauben. Der Glaube iſt eine Huldigung der Vernunft für das Gefühl. Durch dieſe Opferung ſeines Stolzes gewinnt der Geiſt des Menſchen ſeine urſprüngliche Kraft wieder; er ſteigt zu ſeiner Quelle empor, und ergreift das Reich wieder, welches er durch Verkennung ſeines Herrn verloren hatte."

Der fremde, katholiſche Eiferer äußert ſich über Goethe wenigſtens glimpflicher, als wir es von unſern deutſchen Frömmlern zu ſehen gewohnt ſind. Freilich hat jener neben der höheren Geiſtesbildung auch die feinere, edlere Sitte vor dieſen voraus!

Gedenken wir hier, bei Gelegenheit obigen Spruches von Goethe, auch der ähnlichen Aeußerung von Friedrich Schlegel, welche dieſem ebenfalls vornehmen und hohen, in ſeinen Eigenheiten ſchwer zu faſſenden Geiſte zur größten Ehre gereicht. Er ſagt in der Vorrede zu ſeiner Geſchichte der Literatur, daß er für ſein Werk die größten, umfaſſendſten Studien gemacht, wiewohl dabei keineswegs das Buch, ſondern zunächſt die Befriedigung der eignen Wißbegierde ſein Zweck geweſen ſei.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 73. — den 12. April 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Weibliche Gedankenſtriche.

Von F. T.

Die Leidenſchaften — ich meine damit diejenigen, die dem Menſchen in ſeinem Naturzuſtande eigen ſind — bewahren und erhalten uns das Bischen Natur, das ſich noch in unſern künſtlichen Zuſtänden auffinden läßt.

Nichts iſt ſo gemüthslos, als wenn man das gute Zeugniß, das wir einem Menſchen geben, mit der Aeußerung abweiſt, man könne ſich nicht darauf verlaſſen, denn der Mann ſei unſer Freund. Nun ja, er iſt ja eben deshalb mein Freund, weil das Gute, das ich von ihm ſage, wahr iſt, und er ganz ſo iſt, wie ich ihn ſchildere. Warum ſetzt Ihr voraus, daß ich nur Gutes von ihm rede, weil er mein Freund iſt, und nicht, daß er mein Freund iſt, weil man Gutes von ihm reden kann?

Die mehreſten Adligen erinnern an ihre Vorfahren, wie die italieniſchen Cicerone an Cicero.

Es gibt eine Klugheit, die man den Adlerflug des menſchlichen Geiſtes nennen kann, und eine andere, die dem Maulwurfsgange ähnelt. Die erſtere erfordert, daß man muthig ſeinen Charakter behauptet und vor keiner Inconvenienz zurückſchreckt, die damit verbunden ſein mag, wenn man eine Eigenſchaft deſſelben geltend machen will.

Unſere Vernunft macht uns zuweilen eben ſo unglücklich, wie unſere Leidenſchaften; wir gleichen dann einem von ſeinem Arzte vergifteten Kranken.

Nur ſehr wenig Menſchen erlauben ſich den vollen, kräftigen und muthigen Gebrauch ihrer Vernunft bei Beurtheilung von Perſonen, Sachen und Verhältniſſen. Man verläugnet ſie, um nicht angefeindet zu werden, und noch viel öfter geſchieht es, um es ſich ſelbſt bequem zu machen. Wer hat in unſerer Zeit den Heldenmuth, wahr, ganz wahr zu ſein, und ſelbſt ſeinen eigenen inneren Gefühlen und ſeinen Grundſätzen nach ſich auszuſprechen? Keiner, keiner.

Für ſich ſelbſt und mit ſich ſelbſt zu leben, bedarf der Menſch der Tugend; zum Verkehr mit Andern bedarf er der Ehre.

Körperliche Leiden lehren uns den Tod, die Gebrechen der Geſellſchaft lehren uns das Leben verachten.

Zwiſchen einem geiſtreichen boshaften Manne und einem edlen, geiſtreichen Manne iſt derſelbe Unterſchied, wie zwiſchen einem Meuchelmörder und einem geſchickten Fechter.

Digitized by Google

Zwei Dinge muß man zu ertragen und ſich an ſie zu gewöhnen wiſſen, um das Leben nicht unerträglich zu finden: ſchlechtes Wetter und die Ungerechtigkeit der Menſchen.

Reichthum und Rang zwingen uns eine Repräſentation auf, die auf die Dauer auch den beſten Menſchen, gegen ſeinen Willen, zum Komödianten macht.

Ein Menſch ohne Grundſätze iſt gemeinhin auch ein Menſch ohne Charakter; beſäße er dieſen, ſo würde er auch das Bedürfniß empfunden haben, ſich Grundſätze zu bilden.

Die ſchwankenden Charaktere ſind die leichten Truppen in der Armee der Böſen. Sie richten mehr Schaden an, als das Hauptheer ſelbſt; ſie plündern und verwüſten.

Berühmheit gewährt den zweideutigen Vortheil, von denen gekannt zu ſein, die wir nicht kennen.

Es iſt nicht wahr, daß man um ſo weniger fühlt, je mehr man denkt. Die großen Gedanken kommen im Gegentheil aus dem Herzen; wohl aber liebt man die Menſchen weniger, je mehr man ſie zu beurtheilen vermag.

Es gibt eine gewiſſe gutherzige Milde gegen ſeine Feinde, die mehr den Schein alberner Schwäche als den der Güte und Großſinnigkeit hat. Solche Menſchen kommen mir wie Harlekin vor, wenn er zu ſeinem Nebenbuhler ſagt: Du haſt mir eine Ohrfeige gegeben, aber ſo etwas nehme ich noch nicht übel. Man muß ſo viel Verſtand haben, ſeine Feinde haſſen zu können.

Der Unverſöhnliche.

(Fortſetzung.)

Die Baronin ſaß auf einer der Marmorbänke an der äußeren Façade, das ſchöne, fromme Geſicht zu der heiligen ſtillen Bläue des Himmels erhoben, übergoſſen von dem letzten hellen Glühen der Sonne, und die Hände gefaltet vor die ſchmerzensvolle Bruſt gedrückt. Erſchüttert ſtand der Offizier unbeweglich und betrachtete die ſchöne Frau. Nie war ſie ihm ſo reizend, ſo unausſprechlich lieblich erſchienen. In der harten, männlichen Bruſt wird die Liebe zur höchſten Flamme getrieben, wenn zu der Bewunderung und Anbetung ſich auch das Mitleid geſellt, und um ſo ſicherer, wenn das Schickſal eine tiefe Kluft zwiſchen den Getrennten aufgeriſſen hat, wenn der Verſtand den ſchweren unheilbaren Kampf beginnt, bis er endlich in den Flammen untergeht, die eine zarte, ſtarke und doch ſo ungewiſſe Brücke über den Abgrund ſchlagen. — Rammont's Herz war im Aufruhr, ſeine Augen verſchlangen die Geſtalt der Geliebten, er fühlte nichts mehr als den einzigen Drang, zu ihren Füßen zu ſinken, die heiße Begier, ſie von einem Unwürdigen zu befreien, die ſelige Luſt, Troſt, Hoffnung und Zukunft in wechſelſeitigem Austauſch zu geben und zu nehmen, ihr nur ein Mal alle ſeine Empfindungen zu bekennen, und was er leide, wie er ſie beklage, wie er ihr Leid kenne und verſtehe, und wie er glühe, um von ihren Lippen Tod oder Leben zu empfangen. Leiſe trat er näher, ſie hatte das Geſicht abgewendet, aber ſie hörte das Rauſchen ſeines Trittes. Plötzlich kehrte ſie ſich zu ihm, er ſah das feuchte, ſchimmernde Auge und zwei Thränenſtröme, welche langſam über die bleichen Wangen rollten. In der Glorie des Himmels ſtand ſie vor ihm, eine Heilige, ein Engel Gottes im weißen Gewande, deſſen Flügel die azurblaue Schärpe bildete, welche leicht um ihre Schultern flatterte. Mild und ernſt ſchaute er ſie an, keiner war eines Wortes mächtig, endlich ermannte ſich der Obriſt und reichte ihr ſeine heiße, bewegte Hand.

„Fürchten Sie nicht, gnädige Frau,“ ſagte er, „ein treuer Freund bittet Sie darum; und Sie haben einen Freund nöthig.“

Sie ſetzte ſich an ſeine Seite, ſchweigend, die Augen unruhig an den Boden geheftet, und die zitternden Lippen faſt gewaltſam geſchloſſen.

„O, wie ungerecht iſt das Schickſal,“ ſagte Rammont leiſe und ſeufzend, „daß es den Edelſten und Beſten ſeine bitterſten Kelche reicht. Sie weinen, und dieſe Thränen ſind eine ſchwere Anklage. Kann ich nichts thun, ſie zu trocknen?“

Sie ſchüttelte verneinend das ſchöne Haupt, und hob es dann mit einem flehenden Blicke zu ihm auf. „Ich bin wohl ſehr unglücklich,“ ſagte ſie, „aber ich habe Niemanden anzuklagen, am wenigſten die gütige Vorſehung, welche über mich und alle Menſchen wacht.“

„O, mein Gott!“ rief Rammont leidenſchaftlich, „welche Krone haſt Du für dieſe Demuth. Nein, täuſchen Sie ſich nicht, Sie tragen keine Schuld, Sie ſind eine Magdalena, ein Engel, dem der Himmel gehört, und der auf Erden, vielleicht um die Sünden der Welt

Digitized by Google

zu büßen, einem Elenden, einem Unwürdigen anheimgefallen iſt, welcher mit roher Hand tauſend Dolche in Ihr ſchönes Leben bohrt."

„Schweigen Sie, aus Barmherzigkeit, ſchweigen Sie," rief die Baronin erſchüttert und ſtreckte flehend die Hände aus. „Ich kann und darf nicht hören, was Sie ſagen. Es iſt mein Gemahl, den Sie verdammen."

„Und darin," rief Rammont, „liegt die unendliche Quelle Ihrer Leiden. Seine finſtere Tyrannenſeele ſteht an dem ewigen Scheidewege, und ſein ganzes Leben, im Fluche böſer Thaten vollbracht, drängt ſich jetzt in Qualen zuſammen, die er ableitend auf Ihr theures, geduldiges Haupt ſchüttet. Ja, beim Himmel! darum ganz allein könnte ich eine blutige Rechenſchaft fordern."

Sie ſah ſtrafend und betrübt zu ihm auf. „Das werden Sie niemals," ſagte ſie, „meinetwegen werden Sie es nicht."

„Sie wiſſen nicht, was ich will und kann," erwiederte er und ſtrich mit der Hand über ſeine Stirn; „aber Sie haben Recht, Ihretwegen werde ich es nicht, es ſei denn, daß es zu Ihrem Schutze geſchähe." — Einen Augenblick ſchwieg er tiefſinnend, dann ergriff er mit der zärtlichſten Leidenſchaft ihre beiden Hände und drückte ſie an ſein heißes Herz. „Helene," ſagte er, „der Augenblick drängt, und ich bin ein Mann, gewiegt im Leben, geprüft vom Schickſale, herangereift unter tauſend Leiden und Qualen. — Was ſoll ich Ihnen ſagen, was Sie nicht wüßten; ach! Sie wiſſen nur allzuwohl, was in meiner Bruſt vorgeht. Ich ſcheide in wenigen Tagen von Ihnen, der Krieg beginnt aufs neue, und vielleicht umſchwebt mich ſchon jetzt der Engel des Todes. Aber ich will nicht ſterben, ohne einmal das Glück empfunden zu haben, Ihnen zu ſagen, daß ich Sie liebe, daß ich Sie mit der Leidenſchaft eines Mannes anbete, der hoffnungslos in eine ewige Trennung eilt. Geliebte, theuerſte Helene, ſoll ich hoffnungslos und unglücklich von Ihnen ſcheiden? Betrachten Sie mich als einen Todten, einen Abgeſchiedenen, aber ſprechen Sie es aus, daß ich erhört bin; o! gönnen Sie mir die unendliche Seligkeit, daß ich auf Erden ein Herz gefunden hatte, das mein, auf ewig mein geworden iſt."

Er hatte ſie umfaßt und ſie hinderte es nicht; ihre Arme legten ſich um ſeine Bruſt, ihr Kopf ſank an ſeine Schulter, und ihre heißen Thränen tropften auf ſein herabgebeugtes Geſicht. Die Seligkeit des ganzen Himmels ſtrömte durch ſeine Adern, ſeine Lippen berührten die ihren Kuß auf Kuß, und die göttliche Wonne hingebender Erhörung füllte die nächſten Minuten. „So iſt es wahr, was ich nimmer zu erreichen glaubte," rief Rammont, „ich bin geliebt, geliebt von dem edelſten Weſen auf Erden."

„Mein Geliebter, mein theuerſter Freund," flüſterte ſie weinend. „Ach, daß ich nie aus dieſem ſchönen Traume erwachte."

Als ſie dies ſeufzend ſprach, war ſie ſchon erwacht, und mit ſchreckender Gewalt zeigte ſich ihr der verrätheriſche Augenblick und die finſtere Zukunft. Sanft ſuchte ſie ſich ſeinen Armen zu entziehen, und mit einem leiſen Schrei legte ſie die Hand an ihre Stirn. „Wir müſſen ſcheiden," rief ſie ängſtlich, „o, mein Gott! wohin haben Sie mich geführt."

„Zum ſchönſten Augenblick meines Lebens," ſagte der Oberſt ſanft. „Ja, wir müſſen ſcheiden, meine Helene, „aber trennen können wir uns nicht mehr. Es gibt eine höhere, ewige Vereinigung der Seelen, die von irdiſchen Banden befreit, aus dem Himmel ſtammt und zu ihm zurückkehrt, wo getrennte Atome ſich ſehnſüchtig harrend wieder finden."

(Die Fortſetzung folgt.)

Zur Literatur der Reiſen.

Meine Reiſe nach Portugal im Frühjahre 1836. Von Guſtav v. Heeringen. 2 Bde. Leipzig, Brockhaus.

Der Verfaſſer, welcher einem on dit zufolge auch der Bearbeiter der merkwürdigen ſachſen-gotha-coburg-portugieſiſchen Correſpondenz-Artikel aus Liſſabon in der Augsb. Allg. Zeitung iſt, machte im Jahre 1836 in Begleitung des Prinzen Ferdinand die Reiſe, deren Beſchreibung er uns hier vorlegt. Daß bei einem Aufenthalte von nur einigen Monaten kein vollſtändiges Bild eines ganz fremden Landes geliefert werden kann, iſt ſehr natürlich, und der Verf. hat ſich deshalb auch klüglich aller ſtatiſtiſchen und ſonſtigen ſpeciellen Angaben enthalten, die in ein „wiſſenſchaftliches Werk" gehören, wie uns kürzlich vom Obriſten v. Eſchwege ein treffliches über Portugal geliefert wurde. Was er gibt, ſind leichte, aber angenehme und deutliche Crayon-Zeichnungen, flüchtig hingeworfene Skizzen, wie ſie der Wanderer ſammelt bei ſeinem vorübergehenden Aufenthalte in einer reizenden Gegend. Ueberall aber tritt ein achtungswerthes Auffaſſungs- und Portraitirungstalent uns entgegen; wo die Aehnlichkeit der Gegenſtände eine Einförmigkeit faſt unvermeidlich machte, flicht der Verf. geſchickt einige Nebendinge, pikante Anekdoten u. dgl. ein, und oft erſetzt irgend ein Charakterzug aus dem Volksleben die mangelnde Kenntniß der Zuſtände und läßt uns tiefer blicken als eine lange Beſchreibung. So entrollt ſich, aus gelungenen Einzelnheiten zuſammengeſetzt, ein Bild des herrlichen Luſitaniens, welches außer den ſeltenen Reizen der Natur noch außerdem geſchmückt iſt mit den mannichfachen Feierlichkeiten, die mit der Vermählung des Prinzen mit Portugals jugendlicher Köni-

Digitized by Google

gin verbunden waren. Mag auch Manches, was der Verf. über portugieſiſche Zuſtände ſagt, jetzt keine Anwendung mehr haben, da ſich die innere und politiſche Phyſiognomie des Landes ſeitdem verändert hat, ſo läßt ſich doch nicht verkennen, daß er bemüht geweſen iſt, ſeiner Schilderung ſo viel Wahrheit wie möglich zu geben. — Folgen wir dem Verf. auf ſeiner Reiſe, ſo bietet das majeſtätiſche London den erſten Anhaltepunkt; denn dem Verf. zu erklären, daß und wie Cöln wirklich einen Karneval im eigentlichen und großartigen Sinne des Wortes haben kann und hat, dazu genügt dieſer Artikel nicht. Londons Localitäten zwar gewinnen unter der Feder des Verf. keinen neuen Reiz, und wir können höchſtens ſeinen gerechten Unwillen theilen beim Anblicke des letzten Ruheplatzes für den größten Herrſcher, der Gartenbank Napoleon's zu Longwood, die in London unbeachtet in einem ſogenannten Panorama, einer Natur- und Alpenkomödie ſteht. Die einzige Erſcheinung, die in London in dieſer Reiſe intereſſiren könnte, hat der Verf. ſehr flüchtig gezeichnet. „Wir traten aus dem Hofe, ſagt er, von Kenſington-Palace und bemerkten aus dem gegenüberliegenden Wirthſchaftsgebäude eine junge Dame raſchen Schrittes auf den Raſenplatz treten. Ihr folgten unmittelbar zwei ſchlanke Huſaren, ſchöne blühende Jünglinge und dieſen nach erſchien eine ältere Dame, am Arm eines ältern Herrn. Es war eine Geſellſchaft die vom Spaziergang heimkehrte und die wir gar nicht beachtet haben würden ohne die ungariſche Tracht der jungen Herrn; unſer Franzoſe — der Cicerone — aber trat ehrerbietig zurück und zog den Hut mit den Worten: „„Messieurs, voilà Madame la Duchesse de Kent avec sa famille!““ Und dieſe Fürſtin war es in der That — die leichte anmuthige Geſtalt im weißen Morgenkleide und indiſchen Shawl, das jungfräulich friſche Antlitz unter dem Schirm eines kleinen Strohhütchens lächelnd, war ihre Tochter Victoria, Englands Thronerbin, vielleicht eine neue Eliſabeth. In der zarten Hand, die einſt das Scepter ſo vieler Reiche zu führen beſtimmt iſt, duftete ein Veilchenſtrauß. Wie ſie ſo leicht über den Raſenteppich ſchwebte, Großbritanniens Hoffnung! Und der ſchlanke Jüngling, ihren Sonnenſchirm tragend, den er zwiſchen den Fingern ſpielen ließ, war Dom Fernando von Portugal, der andere ſein Bruder und ihr Vater, der ſeine königliche Schweſter am Arm führte.“ — Man muß bedauern, daß die Hauptfigur dieſes fürſtlichen Idylls nicht mehr herausgehoben iſt. Nach einer ſehr ſtürmiſchen Seefahrt kommen die Reiſenden nach Liſſabon, deſſen Anblick unſern Autor ſehr entzückt, und nun beginnt die ganze Reihenfolge von Ceremonien und Feſtlichkeiten, welche die Leſer aus den politiſchen Journalen kennen, die ſich aber hier, zu einem Ganzen vereint, mit Intereſſe leſen. Hier gibt der Verf. ein Bild von der jungen Donna Maria da Gloria. „Die Geſtalt der Königin iſt von mittlerer Größe und zeigte eine Fülle, vielleicht ein wenig mehr, als die ſtrengſte Regel der Schönheit geſtattet, jedoch durchaus nicht ſo viel, um aus der Anmuth der Formen zu treten; die Züge ihres blendend weißen Antlitzes ſind ſanft und einnehmend, ihr Haar iſt blond, Nacken und Hals hätten den Schwan beſchämt, und ſie erſchien mehr bleich als blühend, was vielleicht in dem Angreifenden der Ceremonie, in der Hitze des Tages und in der dumpfen Luft der dichtgehüllten Kirche ſeinen Grund hatte. Außerordentlich reich und prächtig war ihr Anzug. Sie trug ein Kleid von weißem Atlas und ein Tunika mit Gold durchwirkt, deren Schleppe eine lange Reihe von Damen hielt. Die Ordensbänder, welche ihre Bruſt umfaßten und unter derſelben große Sterne von Edelſteinen wiegten, ließen kaum den Gürtel von Diamanten zwiſchen ihren bunten Farben durchſchimmern. Aber alle Pracht von Braſilien hatte ſich auf ihrem Haupte vereinigt. Auf ihren blonden, faſt noch kindlichen Locken ruhte ein Juwelenſchmuck, der deutlich zeigte, daß es keine Schäferin, ſondern eine Königin war, welche zum Altare ſchritt — die Krone. — Wie dieſe Krone glänzte und wie ſchwer ſie zu tragen ſein mochte — welche hellen Farbenblitze, welche Strahlen ſie warf, und ſie hatte doch ſo viel Blut gekoſtet, das zum Theil noch nicht verraucht war!“ Und dieſe reizende Königin hatte Mühe, einen zweiten Mann zu erhalten! Das Portrait des Prinzen iſt nicht minder reizend und ſeine körperliche Schönheit wird dadurch erhöht, daß, nach dem Ausſpruche des Verf., ſein Benehmen ſtets wahrhaft liebenswürdig iſt und er bei allen Begegniſſen männliche Ruhe, Unerſchrockenheit und Würde zeigt. — Wahrhaft rührend iſt das Bild der verwittweten Kaiſerin von Braſilien, „der blühendſten, ſchönſten Geſtalt, der lieblichſten Frau, die man ſehen kann, in einfachem, ſchwarzem Gewande, mit geſcheiteltem Haar. Ihr Kleid iſt Trauer und auch in ihrem Herzen wohnt wohl die Trauer. Sie hat viel verloren, ſie hat den Bruder, den Gemahl und Braſilien verloren — wahrlich, Verluſte von Bedeutung!“ So ziehen die Skizzen von intereſſanten Menſchen, Zuſtänden und Naturerſcheinungen an uns vorüber, wechſelnd in grellem Lichte und tiefem Schatten. Eines der gelungenſten Bilder iſt das der portugieſiſchen Theater, deren Bedeutung in künſtleriſcher Beziehung man höchſtens mit deutſchen Provinzial-Theatern dritten Ranges vergleichen kann. — Der Zuſtand der Literatur iſt ziemlich troſtlos und, die politiſche ausgenommen, ſehr unbedeutend; „in den Buchläden, denn Buchhandlungen wäre ein zu großer Name für dieſe düſtern antiquariſchen Gewölbe, liegen die Bücher haufenweiſe zuſammengebunden und werden — wenn nicht immer — zuweilen gewiß nach dem — Gewichte verkauft. Buchhandlungen nach engliſchen, deutſchen und franzöſiſchen Begriffen gibt es in Portugals Hauptſtadt gar nicht.“

R. B.

Notiz.

[Chriſtliches.]

Ein Pächter in England, der zur Quäker-Geſellſchaft gehörte, ward gefragt, ob er nicht Luſt habe, eine Petition um Kirchenreform zu unterzeichnen. „Mit dem größten Vergnügen,“ gab er zur Antwort; „denn er beſitze nur 30 Schafe. Von denen ſeien in den letzten Tagen 28 an einer Krankheit geſtorben, und die beiden übrigen ihm von der Kirche genommen, weil er den Zehnten noch nicht bezahlt habe.“ — Die engliſche Kirche hat auch einen guten Magen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 74. — den 13. April 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Unverſöhnliche.

(Fortſetzung.)

Die Gewalt dieſer Worte fiel mit erdrückender Laſt hoffnungslos auf ihr kaum empfundenes Glück. „So müſſen wir denn auf den Himmel hoffen," ſagte Helene erſchüttert, „und die Erde hat kein Glück für uns."

Dieſer Ton des zitternden Schmerzes drang mit neuer Gluth in Rammont's Bruſt. „Wer kann die Zukunft erforſchen," ſagte er, und zog ſie von neuem in ſeine Arme. „Sind wir Beide nicht noch in der Blüthe des Lebens? Die böſen Geiſter ſind zwar immer neidiſch auf die Hoffnungsträume des Menſchen, aber die Kugeln können mich verſchonen, der Tod in ſeinen tauſend Geſtalten geht an mir vorüber, und wenn der Friede wiederkehrt, finde ich wohl, daß er hier erlöſend erſchienen iſt, und eine ſchöne, freie Hand empfängt mich."

„Halten Sie ein!" rief die Baronin zitternd, „das iſt ein Gedanke, der mich ſchaudern macht. Soll ich den Tod meines Gatten wünſchen, ſoll ich verbrecheriſch darum zum Himmel flehen? O, mein Gott! ſchütze mich, rette mich vor mir ſelbſt!"

„Laſſen Sie dem Himmel den Ausgang," verſetzte er ſanft und kniete an ihrer Seite nieder. „Leben Sie wohl, geliebte Helene, ewig wohl und glücklich; kein Gedanke, kein Wort und Blick ſoll je verrathen, was in dieſer heiligen Stunde hier vorging. Ich ſcheide mit meinem Glücke und meinen Hoffnungen, nur um einen Kuß flehe ich noch, der als Segen mich begleiten ſoll."

Stumm drückte er ſie an ſein Herz, und mit Leidenſchaft berührten ſich ihre Lippen, als plötzlich die Geſtalt eines Mannes hinter einem der Pfeiler hervortrat. Es war der Baron, und mit einem durchdringenden Schrei ſank Helene leblos in den Armen des Oberſten zuſammen.

Beide Männer ſtanden ſich dicht gegenüber, und der letzte falbe Schein des Abends zeigte die verfallenen von Grimm verzerrten Mienen des Gutsherrn, gegenüber der kalten Ruhe ſeines Gegners.

„Mit welchem Namen," rief der Baron endlich, „ſoll ich Ihre Thaten hier belegen. Ein ehrvergeſſenes Weib in den Armen eines Menſchen, der auf ſeine Gewalt pocht, eines Buben, eines Schurken, der den Namen eines Offiziers entehrt."

„Wer hätte dieſen Namen jemals mehr entehrt als Sie ſelbſt," ſagte Rammont mit glühender Stirn. „Hier ſteh' ich und biete Ihrem Grimme Trotz, aber bei Allem, was heilig iſt, verſchonen Sie dieſen Engel, den Sie zu beſitzen nie werth waren."

„Was ich über Dieſe da beſchließen werde, ſteht mir zu," verſetzte der Baron ſtolz, „aber Worte ſind überflüſſig hier, haben Sie ſo viel Muth bewahrt, um mir gegenüber zu treten, ſo finden Sie ſich morgen früh ſechs Uhr hier wieder ein."

„Elender," rief Rammont, „ja, ich werde kommen, und der Himmel wird ſeine ganze Rache in meine Hand legen. Nicht die Rache für das unglückliche Weſen allein, auch für mich ſelbſt, für jenes unglückliche Mädchen, de-

Digitized by Google

ren Kind hier furchtſam Ihre Blicke vermeidet, ja für alle Menſchen, die unter Ihren Henkerhänden litten, trete ich in die Schranken.“

Der Baron trat erſtarrt zurück, ſtier blickte er auf den Oberſten. „Wer ſind Sie?“ fragte er er mit ſchwankender Stimme.

„Dämmert keine Ahnung in Ihr verſtocktes Herz,“ rief dieſer und trat näher zu ihm heran. „Betrachten Sie mich genau, ob keine Ihrer Erinnerungen ihnen ſagt, daß ein lang gequältes Opfer vor Ihnen ſteht.“

„Ewiger Gott!“ rief der Baron und taumelte an eine Säule, „Sie ſind —“

„Walberg,“ ſagte der Oberſt kalt. „Erkennen Sie darin die Fügungen und die Rache einer ſtrafenden höchſten Gewalt.“

Der Baron machte eine heftige Anſtrengung zum Reden. Er wollte ſich emporrichten und vermochte es nicht; plötzlich brach ein Blutſtrom aus ſeinem Munde, und beſinnungslos ſank er nieder.

Der Oberſt war in der peinlichſten Lage. Laut rief er um Hülfe, und glücklicherweiſe hörten ihn ein paar Gartenarbeiter, welche ſo eben durch den Park nach Hauſe kehrten. Die armen Leute ſahen mit Beſtürzung ihren Herrn im Blute ſchwimmend am Boden und neben ihm ſeine ohnmächtige Gattin, welche ſo eben die erſten Zeichen des wiederkehrenden Lebens gab.

Rammont erzählte ihnen, daß bei einem Spaziergange der Blutſturz plötzlich den Baron hier überfallen hatte, und Schreck und Sorge ſeine Gemahlin bewußtlos niederwarfen. Dann hieß er ſie eilig den Körper des Barons aufheben und ſorgſam in das Schloß tragen, und folgte mit der bleichen Dame, welcher er leiſe Worte des Troſtes und der Beruhigung zuflüſterte.

An der Treppe des Schloſſes überließ er ſie ihren Frauen. Die größte Verwirrung herrſchte, der alte Verwalter küßte ächzend die kalten Hände ſeines Herrn, die Diener liefen umher und ſuchten den Hausarzt, und der blonde Knabe, welcher dem Trauerzug begegnete, ſprang laut ſchreiend durch die Gänge und verlangte nach ſeiner ſchönen Mutter.

Der Oberſt ging in ſeine Zimmer und ſeine Ordonnanzen ſprengten bald darauf in den nahen Flecken, wo der größte Theil ſeines Regimentes und der Stabsarzt deſſelben, ein geſchickter Mann, ihre Quartiere hatten. In einer halben Stunde war er zur Stelle und eilte zu dem Kranken, der aufs dringendſte ſeiner Sorge empfohlen war.

Bange Stunden verfloſſen, und von bangen Zweifeln, von Furcht und Hoffnungen gequält, ging Rammont ruhlos auf und nieder. Jeder Ton drang mahnend zu ſeinem Herzen, das Nahen eines Fußtrittes weckte in ihm die verſchiedenartigſten Gefühle. Was hatte er von der Erhaltung des Lebens ſeines Feindes, was von deſſen Tode zu hoffen? In ſolchen bangen Minuten ſchweift die Phantaſie in ihren kühnſten und wildeſten Bildern, die Zukunft ſcheint ſich zu öffnen, und aus ihrem dunklen Schooße treten die unendlichen Ketten von Träumen und Verbindungen finſter und hell, ſüß und kummervoll vor den Menſchen, und der Geiſt der Lüge windet ſich um das reinſte Herz. Auch in Rammont's Bruſt erwachten Wünſche, verbrecheriſch, unheimlich, die er mit aller Gewalt ſeiner beſſern Gefühle nicht verbannen konnte. Er empfand ein ſehnſüchtiges Verlangen nach der Botſchaft, welche ihm den Tod eines Menſchen verkündigte, den er haßte, und deſſen Weib er anbetete. In dem Halbdunkel des Zimmers ſtand ſie vor ihm, Thränen in den Augen, mit bleichen Wangen, und ſah ihn an mit jenem verſtohlenen, ſüßen Blicke, der ſein nahes Glück verkündete. „O, meine Helene!“ rief er träumeriſch und breitete die Arme gegen das luſtige Bild aus, „vergiß den Schmerz, denn jetzt biſt Du frei und mein.“ — Dann fuhr er empor und deckte die Hände erſchüttert über beide Augen, als wolle er die blaſſen Geſpenſter von ſeiner Seele abſchütteln. „Frei mag ſie werden,“ ſagte er ſeufzend, „aber mein nimmermehr, denn zwiſchen uns liegen alle Höhlen des Todes, zwiſchen uns rauſcht der Styx, und die Vergeſſenheit rauſcht ſchnell über die Welt, welche des Lethe nicht mehr bedarf.“

Seinen Träumen überlaſſen lag er bis gegen Mitternacht, als die Thür ſeines Zimmers ſich leiſe öffnete, und der Haushofmeiſter mit einem Lichte hereintrat. Die alte, gebeugte Geſtalt des Greiſes, deſſen ehrwürdiges Silberhaar thränenfeucht über die kahle Stirne ſank, und die Auflöſung ſeiner ſtarren Züge in tiefen Kummer verkündeten dem Oberſten die Trauerbotſchaft.

„Er iſt todt!“ ſagte Rammont mit zitternder Stimme.“

„Noch nicht,“ verſetzte der Alte weinend. „Ach! das junge Leben will noch nicht in die ſtarre, kalte Gruft hinaus, es ringt einen ſchweren, furchtbaren Kampf. Aber bald wird's zu Ende ſein.“

Die Thränen des Greiſes erſchütterten den Obriſten. Die Anhänglichkeit des alten, treuen Menſchen an den finſtern, heftigen Herrn hatte etwas rührend Erhabenes, um ſo mehr, als der Oberſt wußte, wie manchmal auch der alte Mann unter deſſen ſtarrer Heftigkeit gelitten hatte.

Digitized by Google

„Du weinſt über ein Leben, das vielleicht ſich ſelbſt zerſtörte," ſagte er.

„Ich habe ihn auf meinen Armen getragen," verſetzte der Alte. „Großvater, Vater und Sohn habe ich treu gedient, und ich muß ſie Alle begraben ſehen. O! lieber Herr, der Tod löſcht alle Mängel aus, und wir ſind alle arme Sünder, die Gottes Gnade bedürfen."

„Wahr, wahr, alter Mann," rief der Oberſt gerührt, und indem er die Hand ſeufzend über die Augen legte, ſagte er leiſe: „Der Tod löſcht auch ſeine Mängel aus, und Thränen der Liebe werden auf ſein Grab fließen."

„So kommen Sie, mein gnädiger Herr," ſagte der Alte, „der Herr Baron hat eifrig nach Ihnen verlangt, es ſcheint ſein letzter irdiſcher Wunſch zu ſein, Sie zu ſehen."

„Der Wille eines Sterbenden iſt mir heilig," verſetzte der Oberſt. Plötzlich blieb er ſtehen und faßte die Hand des alten Mannes. „Weißt Du gewiß, daß er nach mir verlangte?" ſagte er.

„So gewiß ich ſelig zu werden hoffe!" rief der Alte feierlich. „Er hat mit Zeichen und Worten ſich verſtändlich gemacht; und meine gnädige Frau bittet Sie, zu eilen."

Der Oberſt folgte, und der Alte führte ihn ſo ſchnell er konnte durch die ſchallenden, öden Gänge. Endlich traten ſie in das Krankenzimmer. Eine Lampe flackerte trübe hinter dem deckenden Schirm und verbreitete das ſchauerliche, mattgebrochene Licht über das weite, hohe Gemach. Die blaſſe, todtenähnliche Geſtalt des Barons ſaß halb aufgerichtet auf dem Lager, eine Menge von Kiſſen unterſtützten Körper und Kopf, ſein dunkles Haar hing über die weiße Stirn, ſeine Augen, groß und ſtarr, blickten bewegungslos vor ſich hin; er ſchien nicht mehr zu athmen, ſo kalt, ſo ſtier, ſo durchſichtig, ſchattengleich war er, einem körperloſen Weſen ähnlich, das, vom nächſten Luftzuge gehoben, den irdiſchen Schranken zu entſchwinden eilt.

Der Oberſt blieb entſetzt an der Schwelle ſtehen; dann hefteten ſich ſeine Blicke auf die Baronin, welche an der Seite des Krankenbettes in gebeugter, halbknieender Stellung ſich auf die gefalteten Hände ihres Gatten zu lehnen ſchien. Ihr leiſes Weinen miſchte ſich mit dem lauten Schluchzen des alten Dieners, der die zitternde Hand über die Flamme der Wachskerze deckte und ſich vorbeugte, als wolle er mit den trüben Augen das brechende Leben im Geſichte des Barons feſthalten. Manche haſtige, ängſtliche, leiſe Frage that er an den Arzt, den fürchterlichen Richter über Sein und Nichtſein, der an der Seite des Bettes ſtand und den Pulsſchlag des Kranken mit der einen Hand aufmerkſam prüfte, während er den ſpringenden Zeiger der Secunden an der Uhr in ſeiner Rechten verfolgte, und blickte dann wieder, wie vorwurfsvoll, auf den blonden Knaben, das Bild des unſchuldsvollſten, friſcheſten Lebens, der, unbekümmert um den blaſſen Tod in ſeiner Nähe, auf dem weichen Polſterſtuhle am Haupte des Krankenbettes eingeſchlafen war, und die rothe, geſundheitſtrotzende Wange in das Kiſſen des Sterbenden drückte.

„Ich glaube," ſagte Rammont mit ſeiner weichen, ſanften Stimme, indem er nahe heran trat, „daß ich gekommen bin, um die Hand eines Geſchiedenen zu ergreifen."

Der Arzt hob winkend die Hand empor. „Noch nicht, ſagte er leiſe, „das Leben kehrt zurück, ich fühle den Puls wieder." Im Augenblick hob ſich die Bruſt des Kranken ſchwer und tief, und das ſtarre Auge gewann einen neuen Ausdruck. Plötzlich ſchien er den Oberſt vor ſich zu erkennen, und ein Widerwille, ein tiefes Entſetzen rang ſich in dem abgeſtorbenen Geſicht empor. Es war als erhöben ſich in ſeiner Bruſt noch einmal alle Erinnerungen ſeines Lebens und der Haß ſtritte gegen die Verſöhnung, die Verachtung und der Trotz gegen eine ſchuldbewußte Vergangenheit.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zur Literatur der Reiſen.

Skizzen über Deutſchland und die Deutſchen, von einem in Deutſchland wohnenden Engländer. Leipzig, literariſches Muſeum.

Soviel ich weiß, haben mehre deutſche Regierungen in neuerer Zeit auf ihren Straßen ein engeres Wagengleis eingeführt. Der Reiſewagen des in Deutſchland wohnenden Engländers muß jedoch nach der alten Spur gebaut geweſen ſein, denn etwas Breitſpurigeres als dieſe „Skizzen" wird ſchwerlich gefunden werden. Der Titel „Skizzen" gleicht einer deutſchen Einladung auf ein ſimples Butterbrot, dem, wie es zum Treffen, d. h. zum Eſſen kommt, noch eine halbe Legion Würſte, Schinken, wo möglich auch eine Tonne Häringe oder Sardellen beigegeben iſt. An ſo pikante Zugaben iſt aber allerdings bei obigen Skizzen nicht zu denken, denn was den Nerv des Inhalts betrifft, neue individuelle Belehrung über das Geſehene, ſo ſind's zwar auch wiederum keine Skizzen, aber doch ſkizzirte Skizzen. — Der edle Reiſende beginnt die Erzählung ſeiner Abenteuer mit der beruhigenden Verſicherung: man ſolle ihn ja nicht, wie mit Recht ſo viele ſeiner Landsleute, für einen Spion halten; er werde Niemand, dem er eine Aufklärung verdanke, mit Namen nennen und ſomit compromittiren, und überhaupt nicht erlauſchte Heimlichkeiten über deutſche Verhältniſſe indiscreter Weiſe ausplaudern. Der zartfühlende, rückſichtsvolle Maſter

Digitized by Google

kann hierüber ganz ruhig ſein: wir haben, offen geſtanden, gar nichts von Heimlichkeiten und dergleichen in dem Buche gefunden, und nur die eine Eigenſchaft theilt er mit vielen Spionen, nämlich die: daß er ſeinen Adlerblick meiſt auf Nebenſachen und Kleinigkeiten richtet. Darum ſpielen auch in ſeinen Berichten die verſchiedenen Wappen und namentlich die „Wahrzeichen" die ihm aufgeſtoßen, eine ſo große Rolle. So erfahren wir, daß das Wahrzeichen der Stadt Roſtock die Zahl VII iſt; da er die Mecklenburgerinnen ſchön nennt, ſo kann dies Zeichen beiläufig geſagt nicht ſo ominös ſein. Das Emblem von Stralſund ſind Sonnenſtrahlen. Natürlich vergißt er auch nicht, das Hufeiſen in dem Privatpalaſte des Königs in Berlin zu betrachten, weshalb es mich Wunder nimmt, daß er bei ſeinem Aufenthalte in Leipzig nicht auch das Wahrzeichen dieſer Stadt, das Hufeiſen an der Nikolaikirche, bemerkte. Wahrſcheinlich zog ihn der Anblick der neuen Buchhändlerbörſe, des „Stapelplatzes des deutſchen Gehirns," hiervon ab. Vorzüglich aber machen ihn die zahlloſen Büffelköpfe ſtumm, die er überall an den Häuſern der Mecklenburger angebracht ſieht. Jedoch ſcheint er auch tief hiſtoriſche Studien über die Geſchichte des beſagten mecklenburgiſchen Wappens gemacht zu haben, denn er bemerkt, daß ein Büffelkopf das Emblem Radegaſt's, Königs der Vandalen, geweſen ſei. — Noch iſt die Divinationsgabe des Maſter wohl zu berückſichtigen, der die Naivität ſeiner verſchiedenen Anſchauungen und Verwunderungen an pſychologiſchem „Intereſſe" nichts nachgibt. Nachdem er bereits Hamburg überblickt, ſtößt er ſpäter darin auf Reihen breiter, reinlicher Straßen mit ſchönen Gebäuden, und zieht endlich daraus den ſcharfſinnigen Schluß, „daß dieſelben wohl einer bedeutenden Stadt angehören müßten." Sogleich verräth ihm auch die geſunde Fulle der Hamburgerinnen, „daß man ſie nicht blos mit Salat und Sauerkraut füttert." Vorzüglich freut er ſich über die überall ſichtlich hervortretende Milde des deutſchen Charakters, welche ihm vor Allem gleich von vorn herein aus dem Umſtande klar wird, daß „während der Zeit, welche zwiſchen der Verurtheilung und der Hinrichtung liegt, die Verbrecher ihren Gaumen an Allem letzen können, was ihnen beliebt." — Holſtein, obgleich er in dieſer Landſchaft „die Abweſenheit der Wahrzeichen einer wohlhabenden Bevölkerung empfindet," dünkt ihn doch ein Paradies zu ſein. Hier begegnen ihm auf allen Tritten und Schritten fette, vollbuſige Milchmädchen, lebendigen Butterkannen vergleichbar. Aehnliche vollſaftige Roſeblüthen pflückt er in den Mecklenburgen, denn hier trifft er zu ſeinem andächtigen Erſtaunen unabläſſig auf fette Heerden. Dann jagt er durch die dürren Marken, wo ihm von Meile zu Meile die „Wahrzeichen" des preußiſchen Gebietes, die Adler, entgegenſtrahlen; ſpäter wittert der Scharfſichtige die „Wahrzeichen einer großen Stadt," als „Haufen gutgekleideter Leute u. ſ. f.," und endlich ſteht er vor Berlin und ruft: „Ich muß geſtehen, daß der erſte Eindruck von keiner Stadt ein ſo vortheilhafter auf mich war, als der von Berlin. Die Armuth der von mir durchreiſten Gegenden hob noch mehr den Glanz Berlins, und erregte mein Erſtaunen, daß ſie eine ſo reiche Hauptſtadt ernähren könnten." — In der preußiſchen Metropole ſelbſt intereſſirt ihn natürlich die Geſpenſtergeſchichte von der weißen Frau im königl. Schloſſe ganz abſonderlich; er thut wichtige Einblicke in den Charakter der Nation, indem er bemerkt, der vorzügliche Unterſchied zwiſchen den Preußen und den übrigen Deutſchen beſtehe darin, daß, während jeder andere ſich mit einem ſimpeln „Donnerwetter" begnüge, der Preuße allemal dagegen ein „hunderttauſend millionen Donnerwetter" ausſtoße. — Auch etwas Tragiſches gibt's in der Mitte des Buches, — der ehrenwerthe Maſter nimmt einen verbannten Polen als Bedienten mit und ſchmuggelt denſelben großmüthig in ſein Vaterland ein, verſteht ſich ohne ſein eignes Leben dabei aufs Spiel zu ſetzen. Doch bald gelangen wir von dem tragiſchen Seitenpas wieder in das alte Fahrgleis; wir ſtehen abermals vor „den beredten Wahrzeichen eines blühenden Zuſtandes," d. h. wir ſind in Schleſien angekommen, und treten mit dem Maſter in Breslau ein. Hier iſt es, wo ſich ihm „die Deſtillationen, Brauereien und Conditoreien in der ganzen Stadt gleich Meteoren auszeichnen;" doch blenden ihn dieſelben nicht ſo, daß er darüber vergeſſen ſollte, uns vorſichtig zuzuraunen: „ich muß allen Fremden, die ſich etwa an einem Regentage in Breslau umſehen, die Beherzigung meines Raths empfehlen: nehmt euch vor den Dachrinnen in Acht, welche vom Gipfel der Häuſer ihren Inhalt mitten auf die Straße gießen." Der wackere Mann hat großes Recht zu dieſer Vermahnung, da er uns ſelbſt ſchon ſo reichlich mit Flüſſigkeiten überſchüttet. Es ließ ſich wohl auch von ſo einem verſtändigen Reiſenden nicht anders erwarten; denn obwohl er der deutſchen Sprache nicht ſo mächtig zu ſein ſcheint, hat er doch ein weiſes, den Ausländern ſonſt wenig bekanntes Sprichwort ſich ſogleich zu eigen gemacht; er weiß es, wie er ſelbſt ſagt: „wo der Haſe im Pfeffer liegt." S.

Notizen.

[Joel Jacoby.]

In einer Beilage zur leipziger Allgemeinen Zeitung gibt Joel Jacoby eine famoſe Erklärung über ſich und ſeine Gegner. Er ſpricht von „literariſchen Banditen-Jünglingen," und ſchließt: „wer wiſſen will, was ich von ihnen denke, leſe meine eben erſchienene Schrift, „die Frevel der Revolution." Das iſt in Art der engliſchen Puffs, die mit einem tragiſchen Vers aus Byron anfangen und mit der Anzeige von Stiefelwichſe ſchließen, worauf es ihnen zumal ankam. — Man ſollte einmal eine Summe ziehen von dem, was Joel Jacoby anfänglich ſchrieb und was er jetzt ſchreibt.

$\pm = 0.$

[Für Gläubiger.]

In Stamford (England) nahm neulich ein Kaufmann zu einem ungewöhnlichen Mittel ſeine Zuflucht, um von ſaumigen Schuldnern die Rechnungen bezahlt zu erhalten. Er verfertigte nämlich eine Namenliſte derſelben, und ſtellte dieſe öffentlich an ſeinem Fenſter aus. Nach achtundvierzig Stunden hatten Alle bezahlt. —

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — **75.** — den 14. April 1838.

Redacteur: **Dr. F. G. Kühne.** Verleger: **Leopold Voß.**

Der Unverſöhnliche.

(Fortſetzung.)

Nach und nach aber wurden dieſe ſtarren Züge milder, und ein flehender Blick des düſteren, gebrochenen Auges hing ſich Vergebung fodernd an das Auge des Oberſten. Der Kranke ſtreckte die müde dürre Hand nach ihm aus, er faßte und drückte deſſen dargebotene Rechte und bewegte die Lippen ohne Worte. Plötzlich ergriff er auch die Hand ſeiner Gemahlin und ſuchte beide zuſammenzufügen. Dann deutete er mit ſichtbarer Angſt auf den ſchlummernden Knaben. — „Vergebung, Vergebung," ſagte er mit feſter Stimme, „und dem Kinde erſetzt die Mutter, welche ich" — Er ſank mit einem tiefen Seufzer zurück.

„Er iſt erlöſt," ſagte der Arzt, und legte die Hände des Todten zuſammen.

Helene that einen durchdringenden Schrei und ſtürzte ohnmächtig auf die Leiche. Ihre Frauen kamen herbei, die Diener, das ganze Hausgeſinde; das Kind erwachte und weinte der Mutter nach, die leblos in ihr Zimmer getragen wurde. Es war eine Nacht der Verwirrung, und Tage der Unruhe und des Grams folgten, bis am dritten der Sarg, welcher den letzten Sprößling einer erlauchten Familie umſchloß, in die Gruft ſeiner Väter geſenkt wurde.

Am Morgen darauf ließ ſich der Oberſt der Baronin melden, und er fand ſie in der ſchwarzen Witwentracht vor dem offenen Buche, welches dem Menſchen ſo vielen Troſt gewähret, wenn das Herz krank und kummervoll iſt, vor der Bibel.

Er küßte ſtumm ihre Hand und hielt ſie lange in der ſeinigen. „Helene," ſagte er endlich, „ich habe ein Recht auf Sie erhalten, als Ingenheim Ihre Hand in die meine legte. Es iſt das geheiligte ſchöne Recht eines Mannes, dem der Schutz eines edeln Kleinods übertragen iſt. Was wollen Sie thun?"

„Beten und weinen," erwiederte ſie leiſe.

„Beten Sie, weinen Sie," verſetzte der Oberſt, „aber denken Sie auch an das Leben. Der Krieg wird in wenigen Tagen von neuem dieſe Thäler verheeren. Sie können nicht hier bleiben, ſchutzlos, allein, allen Schreckniſſen der Geſetzloſigkeit und trauriger Zufälle preis gegeben. Vielleicht morgen ſchon, vielleicht in wenigen Stunden muß ich meinem Verhängniſſe folgen, und ich kann nicht gehen, ohne Sie in Sicherheit zu wiſſen."

„O, mein theurer Freund!" rief ſie erglühend, „wie unglücklich bin ich. Ich kann nichts denken, nichts empfinden, ich bin zum Tode betrübt."

„So laſſen Sie mich denken," erwiederte er. „Sie haben in Wien nahe Verwandte?"

Sie nickte ihm die Bejahung zu.

„Wohlan denn, Sie müſſen noch heute abreiſen. Ich habe die nöthigen Päſſe beſorgt, alle Anſtalten getroffen, daß nichts Sie aufhält. Wir müſſen ſcheiden, Helene."

„So ſchnell, ſo eilig," ſagte ſie erſchreckt. — „Aber wir müſſen," fügte ſie ſchnell hinzu, „um uns nie wieder zu finden."

Digitized by Google

Der Oberſt ging ſchnell hinaus. Bald ward der Reiſewagen herausgeſchoben, emſige Diener ſchnallten die Koffer feſt; zu Mittag war Alles bereit. Der Oberſt ordnete mit großer Umſicht, was geſchehen ſollte. Gerichtliche Inſtrumente wurden von dem verſtändigen Juſtitiar ausgeſtellt, der alte Haushofmeiſter an die Spitze der Verwaltung geſtellt, und als der Wagen mit der geliebten Herrin von dem Schloßhofe rollte, ſchallten ihr Segenswünſche und lautes Weinen nach. Der Oberſt begleitete den Wagen mehrere Meilen weit durch die Poſtenketten und Lager des Heeres, bis an die große Straße, welche ſich nach Böhmen hineinzieht. Endlich, als er die Weiterreiſe völlig geſichert ſah, kam der Augenblick der Trennung. Auf einem Hügel ließ er den Wagen halten und reichte Helenen die Hand in den offenen Schlag. Stumm drückte er ſeine zitternden Lippen zum letzten Male darauf, und eine heiße Thräne fiel mit ſeinem Kuß auf ihre krampfhaft geſchloſſenen Finger; noch einmal ſah er in ihre Augen, die von dem feuchten Schleier des Schmerzes verdunkelt wurden, dann bäumte ſich das Roß unter ſeinen Sporen, und als ſolle kein Abſchiedslaut, kein Gruß mehr das theure letzte Bild zerſtören, ſprengte er den Hügel hinab, und in die Dämmerung des Abends, der träumeriſch von den Bergen niederrieſelte. —

Wir haben wiederum eine lange Zeitfolge zu überſpringen, und finden an einem ſchönen Herbſttage des Jahres 1828 einen prächtigen Reiſewagen vor dem erſten Hotel einer großen nordiſchen Hauptſtadt. Der franzöſiſche General Rammont, ein rüſtiger Herr mit einem Stelzfuße, ſeine Gemahlin Helene, im reifen Sommer der weiblichen Blüthe, eine ſchöne Frau; ein junger Mann mit hellbraunem lockigem Haar, Lebensmuth und Kraft in den freundlichen Zügen, und eine junge Dame, an der Gränze vom Kinde zur Jungfrau, waren ſo eben ausgeſtiegen und hatten von den beſten Zimmern Beſitz genommen.

Der General aber hatte es ſich kaum bequem gemacht, als er ſchon Hut und Stock ergriff und lange Spaziergänge durch die verſchiedenen Theile der Reſidenz machte. Zur Verwunderung des Lohnbedienten wies er deſſen Führung ab, und ſchien ſo völlig vertraut mit Haupt- und Nebenſtraßen zu ſein, daß der neugierige Diener kaum ſeine Verwunderung verbergen konnte. Mit jedem neuen Spaziergange brachte der General halb erloſchene Erinnerungen mit, die ihn bald fröhlich, bald traurig ſtimmten, denn er beſuchte jedes Plätzchen, wo einſt der arme Corporal Leiden oder Freuden empfangen hatte. Nach einigen Tagen aber kam er in ungewöhnlich fröhlicher Stimmung nach Hauſe; er lächelte, er rieb ſich die Hände, er ſtreckte den Stelzfuß vor ſich aus und drückte ſein ſchönes Töchterchen, die immer lachende Thereſe, zwanzig Mal an ſeine Bruſt.

Endlich ſaß er auf dem Sopha ſeines Zimmers, als Guſtav hereintrat. Der junge Mann hatte viel zu erzählen, aber er war in Paris erzogen, und wenn auch die breiten, ſchönen, reinlichen Straßen und die modernen, ſtattlichen Häuſer vortheilhaft für dieſe nördliche Reſidenz ſprachen, er vermißte zu ſehr das lebendige Gewühl, das reiche Leben der Salons, die weltgroße Entfaltung der Verhältniſſe, und ſpottete über tauſend Gegenſtände, die ihm kleinlich, ſpießbürgerlich und lächerlich erſchienen.

Der General hörte ihn aufmerkſam und lächelnd an. „Es iſt mir nicht lieb, Guſtav, Dich ſo von Deinem Vaterlande urtheilen zu hören,“ ſagte er, „Du biſt ein Deutſcher, und Deine Landsleute haben freilich nicht den bunten Schein, der Paris zur Welthauptſtadt macht, allein dafür iſt ihnen ein reiches Gemüth, ein offenes, warmes Herz für das ſtille Glück des Lebens geblieben.“

„Ach, lieber Vater,“ rief der junge Mann lachend, „mit den Nationen im Ganzen mag es freilich ſo ſein, aber dieſe Hauptſtädte ſehen ſich alle gleich in ihrer Eitelkeit, ihrer Verderbniß, ihren Gelüſten und moraliſchen Gebrechen. Jede iſt ihr Paris im Kleinen, laſſen Sie eine ſo groß und wichtig werden, ſo haben wir dieſelbe Geſchichte, wenn nicht noch Aergeres. Das Luſtige iſt nur, wie ſie ihrem Vorbilde nachſtreben, und wie tölpelhaft es meiſtens gelingt.“

„Du aber, ein geborner Sohn dieſer Stadt, ſollteſt am wenigſten darüber ſpotten,“ ſagte der General, indem er halb gewaltſam das Geſpräch zu einem erwünſchten Punete lenkte. Ueberdies glaube ich, Dir eine Freude zu machen, wenn ich Deinen Geburtsort beſuchte.“

Drr junge Mann wurde ernſthaft. „Ich weiß nicht, lieber Vater,“ ſagte er, „Du haſt ſeit einiger Zeit öfter mit halben und ganzen Worten mir Andeutungen ertheilt, die mir geheimnißvoll und unverſtändlich ſind. — Ich weiß wohl, daß ich halb mit Unrecht Deinen Namen trage, daß ich der Sohn eines Mannes bin, deſſen düſteres Bild mir aus frühеſter Jugend noch träumeriſch vorſchwebt, allein nie haſt Du ſo wenig wie meine Mutter mir erzählt, daß ich hire geboren ſei.“

Der General zog ihn freundlich zu ſich auf das Sopha. „Setze Dich hierher, Guſtav,“ ſagte er, „und höre ruhig und geſetzt an, was ich Dir mittheile, denn

Digitized by Google

der Augenblick iſt gekommen, wo Dir Alles klar werden muß."

Vor dreiundzwanzig Jahren lebte ein Baron hier ein wüſtes, wildes Leben, nach der Sitte der Zeit, ausgelaſſen mit ſeinen jungen Gefährten. Er verführete ein junges, ſchönes Geſchöpf, die Tochter eines alten Mannes, dem er zu dieſem Zwecke wohlgethan hatte. Er verſprach der Verführeten die Ehe und verließ ſie, die verachtet und verſpottet das Elend des alten Vaters theilte, dem ein unglückliches Verhängniß und der nahende Krieg das Brot nahmen. Unter ſolchen Umſtänden erſchien es als eine Wohlthat, als nach einem Jahre der Verführer ſich bereit erklärte, für das Kind zu ſorgen. Es ward ihm übergeben, und nach einiger Zeit meldeten ſeine Agenten der Mutter, es ſei todt, aber das unſchuldige Weſen lebte.

Der junge Mann war todtenbleich geworden. „O, meine Ahnungen!" rief er. „Sprich es aus, ich bin dies Weſen."

„Du biſt es, und biſt mein guter Sohn," ſagte der General ſanft und ſchloß ihn in ſeine Arme. — Die Thür ging auf, die Generalin trat herein und betrachtete Beide. „Er weiß Alles," ſagte der General.

„Mein armer Guſtav!" rief die ſchöne Frau, „faſſe Dich, Du haſt Deine Eltern nie verloren."

Der junge Mann ſtürzte weinend zu ihren Füßen, umſchlang ihr Knie und preßte ihre Hände an ſeine Lippen. „So habe ich denn nichts mehr," rief er, außer ſich, „ſo ſtehe ich plötzlich fremd und einſam in der Welt. O, meine Mutter, meine theure, geliebteſte Mutter, ich kann nicht von Dir laſſen, was ſie auch ſagen mögen, es iſt nicht wahr, Du mußt meine Mutter ſein."

„Das will ich, ſo lange ich lebe, mein Guſtav," rief die Generalin ſanft weinend; „Du biſt nicht ärmer geworden, mein Sohn, Du biſt reicher als vorher, denn Du haſt zwei Mütter nun."

„Faſſe Dich, mein Sohn," ſagte der General, „ſei ein Mann und handle darnach. Sieh, nie hätteſt Du ein Wort von Allem erfahren, wenn die verſchiedenſten Umſtände mich nicht dazu beſtimmten. — Als wir im Sommer auf den Gütern Deines verſtorbenen Vaters waren, fand ſich in einem alten Schranke unter tauſend Papieren auch eins, welches auf Dich wichtigen Bezug hat. Eine vom Könige beſtätigte Legitimation nämlich, welche Dich zu ſeinem rechtmäßigen Sohne und Erben erklärt. Wahrſcheinlich hatte der harte Mann es heimlich in der Abſicht betrieben, Dich anzuerkennen, im Falle er keine Erben erhielte, im anderen Falle aber Dich zu verwerfen. Er iſt darüber ſchnell geſtorben, und im Gewirre der Zeiten und Verhältniſſe hat Niemand weiter danach gefragt. Nun war es Pflicht, Dich ſchnell zur klaren Verſtändigkeit Deiner Ausſichten zu führen, und dies ſchien mir um ſo gerathſamer, als ich die eifrige Zuneigung, ja, mein Freund, die etwas unbrüderliche Eiferſucht bemerkte, welche Du ſeit einiger Zeit für Deine Schweſter Thereſe an den Tag legteſt."

„O, mein Vater!" rief Guſtav, heftig bewegt, „welchen Himmel ſchließeſt Du mir auf."

(Die Fortſetzung folgt.)

Einem leipziger Gaſte.

Durch Straßen ging ich, wie durch weite Hallen,
Zur Kuppel wölbte ſich des Himmels Blau;
Gedränge rings, und vor den Gläub'gen allen
Trug ein Erlöſer ſeine Welt zur Schau.

Der Prieſter dort im faltigen Gewande,
Des guten Rechtes Heil'genſchein ums Haupt,
In ſeiner Hand zerſprengte Willkürbande,
Und das Geſetz im Arm', das er geglaubt;

Er hat gewagt, für eine Welt zu leben,
Für eine Welt, die er im Herzen trug;
Drum iſt die Welt ihm bis zum Tod ergeben,
Und zürnt dem Arm, der den Gerechten ſchlug.

Man hat ihn fortgeſtoßen, fortgeſchlagen;
Zu flieh'n verdammet, ohne Ruh' und Raſt:
Er hat ſein Kreuz genommen und getragen,
Und der Geſchmähte ward der höchſte Gaſt.

Caſtagne.

Correſpondenz.

Aus Mainz, d. 30. März.

[Dampfangelegenheiten. — Der Kunſtverein. — Letzte Romanzen der Malibran. — Künſtler-Lexicon von Fétis.]

Es wird dies Jahr auf dem Rheine gar lebhaft hergehen, denn nichts iſt jetzt einladender als eine Rheinreiſe mit Dampf. Die beiden Dampfſchifffahrts-Geſellſchaften wollen ſich gegenſeitig den Rang ablaufen, und der Reiſende fährt gut dabei. Die eine Geſellſchaft will es der andern in Ermäßigung der Preiſe zuvorthun, dafür will die andere den Weg raſcher zurücklegen, und werden die andern wohl Alles überbieten, was bisher an Bequemlichkeit und Eleganz geleiſtet worden. Da wird man am Ende noch Geld dazu bekommen! Sie reiſen für ſechs Thaler von Mainz nach Straßburg und zurück, beſehen ſich ganz behaglich den Münſter und die übrigen ſtraßburger Merkwürdigkeiten, und ſind, ehe ſie ſich's verſehen, wieder in Mainz. Nach Cöln und Düſſeldorf reiſen Sie weit ſchneller und billiger; ja die Geſellſchaft ſorgt dafür, Sie ſelbſt landeinwärts weiter zu ſchaffen, als wenn auch die Dampfſchiffe auf trocknem Boden ihren Dienſt verſehen könnten. Es lebe die Concurrenz! Früher

Digitized by Google

bekümmerte man ſich kaum um den Reiſenden; jetzt erdrückt man ihn faſt mit Höflichkeiten und Zuvorkommenheit. Schon in den Gaſthöfen geht der Spaß los. Kaum iſt der Fremde angekommen, als ſich ſchon ein geſchäftiger Kellner erkundigt, ob er zu Dampfſchiff und mit welcher Dampfſchifffahrt er reiſe. Es ſcheint faſt, als ob dieſe Leute im Solde der Dampfſchifffahrtsgeſellſchaften ſtänden. Neu iſt auch, daß die Dampfſchiffe jetzt ſogar auf- und abwärts Segelſchiffe nachſchleppen, wodurch dieſen die Reiſe äußerſt erleichtert wird. Mit welchen ungeheuern Hinderniſſen hatte ſonſt ein ſchwer beladenes Frachtſchiff zu kämpfen, wenn es rheinaufwärts fuhr? Jetzt hängt es ſich ganz behaglich an ein Dampfſchiff, und überläßt dem Dampf die Dienſte, welche ſonſt Pferde thun mußten. Die armen Pferde! gegen die ſcheint es jetzt überhaupt abgeſehen zu ſein. Dampfſchiffe und Eiſenbahnen machen dieſelben faſt ganz überflüſſig, und das nützliche Thier, das ſonſt ſeinen Mann ernährte, wird nun von ihm ernährt oder abgeſchafft werden müſſen. Dies alles haben die Civiliſation und die Fortſchritte in der Wiſſenſchaft gethan, und Kutſcher und Fuhrleute haben Recht, wenn ſie ſich über die leidige Civiliſation beklagen! —

Unſer Kunſtverein hat dieſer Tage den Beſchluß gefaßt, daß, für den Fall ſeiner Auflöſung, die Stadt Mainz Erbin ſeines Kunſt-Beſitzthums werden ſolle. Daraus wollen Sie nicht ſchließen, daß es mit dieſem Inſtitute zum Ende gehe. Es hat ſchon Mancher bei geſunden Kräften ſein Teſtament gemacht, und dachte nichts weniger als an ein baldiges Ende. Im Gegentheile glauben wir, daß dieſer Schritt unſern Kunſtverein erſtarke, da nun das Inſtitut nicht mehr als ein iſolirtes, ſondern mehr der Allgemeinheit angehörendes wird betrachtet werden, womit es zugleich auch im Intereſſe der Allgemeinheit liegt, um die Blüthe des Kunſtvereins beſorgt zu ſein. Unſere ſtädtiſche Gemäldeſammlung iſt reich an älteren Werken; der Kunſtverein kann und wird es ſich nun angelegen ſein laſſen, Werke der modernen Kunſt anzuſchaffen und zu ſammeln, wodurch das ſtädtiſche Kunſtbeſitzthum ein Ganzes wird. Eine andere Maßregel, die der neue Vorſtand des Kunſtvereins ergriffen hat, beſteht darin, daß nun an den wöchentlichen Abendverſammlungen keine Kunſtgegenſtände mehr ausgeſtellt werden, wohl aber in den Vormittagsſtunden der Sonntage, wo zwiſchen der Kirche und dem Mittagseſſen noch eine gar ſehr gelegene Zeit iſt, ſich an einem guten Kupferſtich oder an einem neuen Gemälde zu erbauen. Die Abendverſammlungen gehören nun ganz der Beſprechung von Kunſt- und Literaturgegenſtänden an, und auch die muſikaliſchen Unterhaltungen brauchen nun nicht mehr als profan im Locale des Kunſtvereins betrachtet zu werden. Ueberhaupt ſcheint es uns, daß das neue Präſidium des Kunſtvereins conſequent und energiſch in ſeinen Anordnungen zum Frommen des Inſtituts iſt, was in der That Noth thut. Es gab eine Zeit, wo ſich die tüchtigſten Männer unſerer Stadt das Gedeihen des Kunſtvereins angelegen ſein ließen. Damals war der Verein eine Zierde der Stadt, ein Concentrationspunct des ernſteſten Kunſt-Dilettantismus und ſelbſt der wahrhaften Künſtlerthätigkeit. Soll der Verein das wieder werden, ſo muß wie damals mit Einſicht und Nachdruck, vorzüglich aber mit Liebe gewirkt werden.

Unter dem neuſten Verlag der außerordentlich thätigen Handlung von Schott's Söhnen (Mainz, Paris und Antwerpen) iſt folgendes ſo eben erſchienene Werk hervorzuheben: „dernières pensées musicales de Marie Felicille Garcia de Beriot," die letzten Romanzen und Lieder der zu früh geſchiedenen Malibran. Jeder dieſer Romanzen hat die Verlagshandlung eine prachtvolle Lithographie beigegeben, die den Sinn derſelben bezeichnet. Wir heben daraus hervor: 1) die Braut des Räubers, Ballade; 2) Die Botſchaft, Romanze; 3) Gebet zur Madonna, Romanze; 4) Gebet der Matroſen, Romanze; 5) Die Hochzeit eines Seemanns, Lied; 6) Am Meeres-Ufer, Lied; 7) Lebewohl an Laura, Lied; 8) Die Gebirgsbewohner (Tyrolienne); 9) Die Räuber, Ballade; 10) Der Sterbende, Ballade. Die Ausſtattung des Werkes iſt höchſt geſchmackvoll. — In demſelben Verlag iſt ſo eben der vierte Band des nach größtem Maßſtabe angelegten Ton-Künſtler-Lexikons von Fètis erſchienen, ein Werk, wie es in dieſer Art kein ähnliches gibt, und wie es auch nur ein Mann wie Fètis unternehmen konnte, dem, bei eignem umfaſſendem Wiſſen, ſo viele Jahre die reichſten Kunſtſchätze der Weltſtadt Paris zu Gebote ſtanden. Was unter ſo eminent günſtigen Umſtänden der große Sammlerfleiß und der durch langjährige Studien genährte, ſyſtematiſche und kritiſche Sinn des Verfaſſers geſichtet und geordnet hat, wird in dieſem großartigen Werke der Kunſtwelt übergeben, eine friſche und unerſchöpfliche Quelle des Wiſſenswürdigen im Gebiete der Muſik. —

Notizen.

[Leopold Schefer als Componiſt.]

Die Appun'ſche Buchhandlung in Bunzlau kündigt von Leopold Schefer eine große vierhändige Sonate für Pianoforte an und deſſen Vater Unſer mit Pianofortebegleitung. Eine Beilage der prager Zeitſchrift „Oſt und Weſt" brachte zwei Lieder, Text und Muſik von dem Novelliſten in Muskau. Der originelle Mann hat in ſeiner Jugend in Wien unter Salieri Muſik ſtudirt; in ſeinem Pulte liegen auch Operncompoſitionen. Wenigſtens ſchrieb er einmal einem Freunde nach Berlin: Wir werden uns zuſammen im Opernhauſe eine Oper von mir erleben!

[Pietismus und Unſchuld.]

Ein puritaniſcher Prediger in den Vereinigten Staaten von Nordamerika bemerkte zu ſeiner größten Betrübniß, daß ein hübſches, zu ſeiner Sekte gehörendes Mädchen Locken trug. „Ach, Eliſa," ſprach er, „Du ſollteſt doch Deine koſtbare Zeit nicht mit ſo eiteln Dingen vertändeln, und Dir Locken drehen. Wäre es Gottes Wille geweſen, daß Du gekräuſeltes Haar hätteſt haben ſollen, ſo würde es der Allmächtige ſchon für Dich gekräuſelt haben." — „Entſchuldigen Sie," gab das witzige Mädchen zur Antwort, „daß ich dieſe Meinung nicht theile. Als ich noch klein war, hat mir allerdings der liebe Gott das Haar gekräuſelt; aber jetzt, da ich erwachſen bin, kann ich ihm das nicht mehr zumuthen, und muß es darum ſelbſt thun."

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

(Hiebei eine Beilage von G. Baſſe in Quedlinburg.)

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerſtags — 76. — den 19. April 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Unverſöhnliche.

Novelle von Th. Mügge.

(Fortſetzung.)

Der General umarmte Guſtav lächelnd. „Siehſt Du wohl,“ ſagte er, „auch aus den heftigſten Schmerzen ſprießen uns Freuden. Die Stimme der Natur in Deiner Bruſt ſprach für ſie, als ſie vor einem Jahre zuerſt aus der Penſion wieder zu uns kam, und ſchon darum hätte ich handeln müſſen; aber eben ſo wohl Deiner Mutter wegen. Ich ſchrieb hierher, ich ſtellte Erkundigungen an, und fand ſie auf. Sie lebt mit Deinem alten Großvater.“

„Wo, wo lebt ſie?“ rief Guſtav zitternd.

„Hier haſt Du ihre Adreſſe, mein Kind,“ ſagte der General gerührt. „Eile zu ihr, ich will in den erſten ſeligen Minuten Deine Freude nicht ſchwächen, aber ich komme nach, wir treffen uns dort.“

Haſtig ergriff Guſtav den Hut, an der Thür begegnete ihm Thereſe. Er drückte ſie an ſeine Bruſt und küßte den kleinen friſchen Mund, daß ſie laut aufſchrie.

„Was hat er denn wieder, der häßliche Menſch,“ ſagte ſie ſcheltend, „was gibt es denn, Papa?“

Der General zog ſie und die Mutter in ſeine Arme. „Nächſtens einen Bräutigam und in ein paar Jahren Hochzeit,“ rief er lachend, und legte die Hand auf ihre klugen, ungläubig fragenden Augen.

Drei Treppen hoch in einer Seitenſtraße ſaß Linchen emſig nähend am Fenſter, und blickte nur von Zeit zu Zeit von der Arbeit auf nach dem Sorgenſtuhle, in welchem der alte Vater ſchlief. O, wie war Alles ſo zierlich und reinlich in dem einfachen Stübchen. Der Kanarienvogel am Fenſter ſelbſt ſchien ſich darüber zu freuen, und ſang ſein ſchmetterndes Lied luſtig in das ſonnenhelle, heitere Zimmer, welches mit ſeinen ſpiegelblanken Möbeln, dem weißen Bettchen im Hintergrunde und dem buntgeblümten Sopha hinter dem runden polirten Tiſche einen gewiſſen Wohlſtand athmete. Von der Wand her tickte und tackte die Uhr in gemeſſenen Schlägen, und wenn der Großvater ſchlafend den Fuß ausſtreckte, knirrten die Sandkörner auf den weißgeſcheuerten Dielen.

Mit einem Blick ſtiller Freude überſah Linchen die heitere Ruhe, dann legte ſie die Arbeit in den Schooß und faltete die Hände nachdenkend darüber. „Gott hat Alles wohlgemacht,“ ſagte ſie leiſe, „und heut an meinem dreiundvierzigſten Geburtstage kann ich ihm aufrichtig danken, daß er durch Leiden und Trübſal vieler, vieler Art mich zur Erkenntniß und Genügſamkeit geführt hat. Freilich hätte Manches anders und beſſer kommen können,“ fuhr ſie fort, und fuhr betrübt mit der Hand über die Augen, „aber auch ſchlimmer,“ ſetzte ſie hinzu, „ja gewiß, auch viel ſchlimmer.“ — Der kleine Spiegel ihr gegenüber ſtrahlte ihr Bild zurück, das Bild einer vollen, friſchen, kräftigen Frau, mit ſchimmernden braunen Locken, rothen Wangen und zwei Reihen weißer ſchöner Zähne.

Digitized by Google

Dabei war alles ſo ſauber und zierlich an dem wohlgeſtalteten Körper, die Kleider ſo paſſend und anſchmiegend, an der runden, kleinen Hand ſaß eine ganze Gallerie von Ringen der verſchiedenſten Formen, und vor ihr auf dem Nähtiſchchen lagen Handſchuhe, Tücher, Kiſtchen mit wohlriechenden Seifen und Riechwaſſern ſammt allerhand zierlichen Kleinigkeiten aufgepackt; und mit dankbaren Blicken muſterte Linchen die verſchiedenen Schätze.

Noch war ſie damit beſchäftigt, als der alte Vater erwachte. Mit der Behaglichkeit einer wohlüberſtandenen, ſorgloſen Ruhe dehnte er ſich auf dem weichen Polſterſtuhle, gähnte ſo recht aus Herzensluſt und erwiederte mit väterlicher Liebe den Kuß der guten Tochter.

„Iſt Lorenz denn noch nicht hier geweſen?“ fragte er dann eifrig. „Der alte Burſche macht ſeit einiger Zeit ſeine Beſuche immer ſpärlicher und kürzer.“

„Da ſteigt er eben mit ſeinem Keuchhuſten die Treppe herauf,“ ſagte Linchen. „Er iſt ſo finſter und mürriſch, ſeit es nach und nach uns beſſer geht, ich glaube faſt, er beneidet uns.“

„O, Poſſen!“ rief der Alte, „geht es ihm doch auch dadurch beſſer; denn er findet ſein warmes Eſſen, und ſo mancherlei fällt nun für ihn ab.“

Linchen ſetzte den Hut auf und warf ein Umſchlagetuch über. „Heute,“ ſagte ſie freundlich, „ſoll es auch an einer Herzſtärkung nicht fehlen. Ich laufe ſchnell hinunter, und Ihr mögt Euch unterhalten.“

In dem Augenblicke ging die Thür auf und Lorenz trat herein. Die verfallene Geſtalt des Alten hatte ſich ſeit zwanzig Jahren wenig verändert. Sein Silberhaar hing in dichten Locken weit über den Kragen des ſchlechten blauen Rockes, ein gewiſſer ſoldatiſcher Trotz ſiegte über die gebeugte Haltung, und das finſtere Geſicht mit den weißen, unzerſtörbaren Zähnen und glanzvollen Augen blickte mürriſch über das feſtlich geſchmückte Zimmer.

Linchen grüßte den alten Bekannten ſo freundlich ſie konnte und eilte hinaus. Lorenz ſtellte den Stock in den Winkel, hing die Mütze an den Wandnagel und ſah dann mit einem ſpöttiſchen Lächeln auf die Geſchenke, welche das Tiſchchen füllten.

„Nun,“ ſagte er, „der Geburtstag iſt gut ausgefallen, alter Müller. Die jungen Mamſells haben es ſich etwas koſten laſſen und hundert Schnurrpfeifereien beſcheert.

„Das war eine Freude,“ verſetzte der Alte vergnügt und faltete die Hände. „Eine kam nach der Andern und keine kam leer. Da wurde geküßt, gelacht und geweint, immer bunt durch einander, wie das ſo bei den Frauenzimmern Mode iſt.“

„Es iſt doch ein einträgliches Ding, ſolche Nähſchule,“ brummte Lorenz. „Ich hätte es nimmermehr geglaubt.“

„Ich auch nicht,“ rief der Alte, „aber von Tage zu Tage geht es beſſer, und die halbe Stadt kommt und will bei uns etwas lernen. Künftig ſollſt Du auch nicht mehr drei Treppen ſteigen, Lorenz,“ fuhr er mit der Geſchwätzigkeit des Alters fort, „wir müſſen eine größere, bequemere Wohnung haben, denn Gottes Segen iſt mit meinem guten Kinde, Alles gedeiht bei ihr, und unſer Wohlſtand mehrt ſich ſichtlich.“

„Der meine nicht,“ rief Lorenz rauh und bitter. „Das lumpige Gnadengeld reicht kaum hin, das arme Leben zu friſten, und der Tod hat mich vergeſſen.“

„Laß ihn gehen, mahne ihn nicht,“ ſagte der Alte gutmüthig leiſe und ängſtlich. „Es iſt ein dummer Gedanke von Dir, Lorenz, Du haſt uns ja noch, und wir helfen Dir gern.“ Er hatte dabei in die Taſche gefaßt und drückte dem Invaliden Geldſtücke in die Hand, die dieſer ohne Wort und Dank einſteckte.

Ein ſtürmiſches Klopfen an der Thür ſtörte die Beiden, mit rauher Stimme rief Lorenz ſein: „Herein!“ und auf der Schwelle ſtand Guſtav, verlegen lächelnd und die Greiſe muſternd.

„Ich irre,“ ſagte er, „ich ſuche die Wohnung einer Madame Müller, die eine Nähſchule hält.“

„Da ſind Sie recht,“ erwiederte der Vater und richtete ſich auf. „Aber meine Tochter iſt nicht zu Hauſe.“

Der junge Menſch lächelte, ſeine Lippen zuckten zuſammen, als er zitternd vor den ehrwürdigen Greis trat, und ihn mit ſtarren, funkelnden, entzückten Augen betrachtete. „Wird ſie wohl bald zurückkommen?“ ſagte er, mühſam ſich faſſend.

„In wenigen Minuten,“ erwiederte der Verwalter. „Setzen Sie ſich, lieber Herr! Stühle haben wir heute überflüſſig. Sehen Sie, heute iſt meines Linchens Geburtstag, da iſt keine Schule, ſonſt würden Sie ſchwerlich Platz finden können vor lauter ſchönen, jungen, muntern, lachenden Mädchen.“

„Heute iſt Geburtstag, ihr Geburtstag!“ rief Guſtav entzückt und ergriff die Hand des Greiſes. „O, wie glücklich macht es mich. Nicht wahr, ſie iſt geſund, wohl, heiter, es geht Ihnen gut?“

„Recht gut,“ verſetzte der alte Mann, verwundert über die leidenſchaftliche Gluth des jungen Menſchen, „aber kennen Sie meine Tochter?“

Digitized by Google

„Das nicht," verſetzte dieſer lächelnd, „aber ich werde, ich will ſie kennen lernen." — Eine kleine Pauſe folgte, dann ſagte Guſtav raſch, um den ſpähenden Blicken der Alten auszuweichen: „Und wie alt ſind Sie, lieber alter Herr, wann iſt Ihr Geburtstag zu feiern?"

„Nächſtes Frühjahr ſieben und achtzig," ſagte der Verwalter und ſchaute vergnügt vor ſich hin. „Ja und rüſtig und kräftig vollauf. Weißt Du noch, Lorenz, wie der Anton mir damals prophezeiht, ich würde hundert Jahre werden und darüber?"

Der Invalide hatte mit ſeinen düſtern Augen den Fremden unabläſſig gemuſtert und ſchien inſtinktartig einen verborgenen Feind in ihm zu wittern. „Schweig ſtill, Alter, von dem Mörder und Mordbrenner," ſagte er, „dem Schurken, der uns alle unglücklich gemacht hat."

„Unglücklich," rief Guſtav, „wie iſt das geſchehen?"

Der alte Mann faltete ſeufzend die Hände; der Invalide aber blickte ihn mit einem grimmigen Blicke an. „Wie's geſchehen iſt?" rief er, „nun wie Vieles in der Welt geſchieht. Der da hatte eine hübſche Tochter, und ein ſchmucker Herr von hohem Stande liebte das Mädel, dann hatte er auch einen Vetter, Corporal, ein wilder Thunichtgut, der auch in das Mädel verſchoſſen war. Eines Abends überfiel der Corporal den Herrn Hauptmann, ſchoß ihn nieder und ſteckte das Magazin in Brand; Alles aus Eiferſucht und Rache, wofür er elend umgekommen iſt."

„Und Ihr?" fragte Guſtav beſtürzt.

„Nun," ſagte Lorenz grinſend, „der Baron war nicht todt, über unſere Häupter aber kam ein Donnerwetter von oben. Eine Commiſſion wurde errichtet, der Director ſeines Dienſtes entſetzt, der Verwalter hier, der gerade im Wirthshauſe ſaß, als der Spektakel losging, wegen Fahrläſſigkeit abgedankt, und ich, der Wächter, bekam eben ſo wohl den Laufpaß. Da kamen ſchöne Jahre, wo man gute Zähne hatte und nichts zu beißen und zu brechen, wo Hunger und Elend ihre Feilen an uns legten, und uns ſo klapperdürr machten, daß wir als Vogelſcheuchen gebraucht werden konnten."

„Schweig ſtill, Lorenz," rief der Verwalter eifrig, „nach den ſieben magern Kühen kamen die fetten; und was fehlt mir jetzt? Du haſt ein paar Gnadenthaler, und mein liebes Kind hat auf mein Alter den Ueberfluß gebracht."

„Der niemals wieder verſchwinden wird," ſagte Guſtav gerührt und drückte die Hand des greiſen Vaters.

„Wer kennt die Wege Gottes," erwiederte der Alte. Alles hängt davon ab, daß mein Linchen geſund bleibt, und ſie ſtrengt ſich ſo an, ſie arbeitet ſo viel, ihre Bruſt will das viele Sitzen nicht vertragen, und jedesmal, wenn der Huſten kommt, ſchneidet es mir durchs Herz."

„Sie ſoll nicht mehr arbeiten," rief der junge Mann heftig aus, dann legte er die Hand vor die naſſen Augen und ſagte leiſe: „Und ſie haben keine weitern Kinder, keine Enkel?"

„Nichts auf der Welt," erwiederte der Verwalter, „mein Linchen iſt mein einziger Schatz."

Guſtav kehrte ſich von ihm zum Fenſter, um ſeine Aufregung zu verbergen, der Invalide aber ſtand plötzlich auf und ſah wild vor ſich hin: „Ha!" rief er „meine Augen täuſchen mich nicht, das iſt ſeine Naſe, ſeine Augen, ſeine Stirn. Alter Müller, ſchade, daß Du nicht eine Enkelin haſt; wie die Alten ſungen, zwitſchern die Jungen, haha! der Vater ſchickt ſeinen Sohn her, um zu ſehen, ob keine Beute vorhanden iſt, ja, ich erkenne das verfluchte Geſchlecht, das nicht ausgerottet werden kann."

Ein dunkle Röthe ſtieg im Geſichte des Verwalters auf. Kräftig erhob er ſich von dem Lehnſtuhle und trat auf Guſtav zu. „Wer ſind Sie, Herr," rief er, „was wollen Sie bei uns?" (D. B. f.)

Zur Literatur der Reiſen.

Edinburger Cabinets-Bibliothek für geſchichtliche, geographiſche, naturhiſtoriſche und biographiſche Kenntniſſe. Aus dem Engl. von Dr. Diezmann, Joh. Sporſchill und Andern. Leipzig, Hartleben.

Von den ſechs erſten Bänden der Verdeutſchung dieſer vortrefflichen Bibliothek ſtatteten wie unſern Leſern bereits vor längerer Zeit Bericht ab. Die Edinburger Cabinet-Library gibt den großen Cyclus der vornämlich von England ausgegangenen Expeditionen zur Entdeckung neuer Meere, Straßen und Länder. Es ſchließt ſich daran die Geſchichte aller jener dem Dunkel entzogenen fernen Völkerſtämme, die Geſchichte der Erfindungen, ohne die jene Expeditionen nicht möglich waren, und eine Darlegung des Stufenganges in der Erweiterung unſerer dahin einſchlagenden Kenntniſſe in ſcientifiſcher und induſtrieller Hinſicht. Die Ueberſetzung iſt ein ſehr verdienſtliches Unternehmen, der Preis derſelben, 9 gGr. für das elegant gedruckte, mit Stahlſtichen und Holzſchnitten gezierte Bändchen erhöht die Gemeinnützigkeit desſelben. Der erſte Bd. gab eine Ueberſicht der erſten Entdeckungen in der Südſee, namentlich die Erzählung Magelhaen's, Franz Drake's Leben, Erdumſchiffung und Unternehmungen in Weſtindien, endlich des merkwürdigen Cavendiſh Expeditionen, ſeine von großen Erfolgen begleitete Reiſe um die Welt und ſeine zweite unglückliche Fahrt nach der Südſee, auf der er St. Helena vergeblich ſuchte, und von der nur ſein entſeelter Körper nach Altengland zurückkehrte. Der

Digitized by Google

2te Bd. brachte uns die nach Weſtindien und Neuholland gerichteten Reiſen des abenteuerlichen Seefahrers William Dampier und eine Geſchichte der Buccanier, mit denen Dampier's Leben und Fahrten ſo eng zuſammenhängen. Mit dem 3. und 4. Bde. erhielten wir Fraſer's vortreffliche Darſtellung von Perſien, nebſt einer genauen Ueberſicht ſeiner Hülfsquellen, Regierung, Bevölkerung, Naturgeſchichte und des Charakters ſeiner Bewohner, insbeſondere der wandernden Stämme. Der 5. und 6. Band der Ueberſetzung brachten Ruſſel's Gemälde der Berberei, eine Geſchichte und Darſtellung des gegenwärtigen Zuſtandes der ehemaligen Seeräuberſtaaten an der nordafricaniſchen Küſte. — In Bd. 7 und 8 erhalten wir aus England, was uns Deutſchen weit näher ſchon ſelbſt angehört. Hr. Macgillivray, Mitglied der naturwiſſenſchaftlichen Geſellſchaften von Edinburg und Philadelphia, ſtellte in einem Auszuge Alexander von Humboldt's Reiſen und Forſchungen dem allgemeinen Publicum zu Genuß, und ſo erhalten wir in der Ueberſetzung dieſes Auszugs ein Eigenthum Deutſchlands zurück; es iſt eine gedrängte Darſtellung von Humboldt's Reiſen in den Aequinoctialgegenden von America und im aſiatiſchen Rußland, mit beſtändiger Rückſicht auf die Reſultate ſeiner wichtigen Forſchungen. Eigenthümlich dem engliſchen Autor angehörend ſind manche eingeſtreute Notizen über das frühere Leben des großen Reiſenden, namentlich das erſte Capitel, das über Humboldt's Geburt und Erziehung, ſeine früheren Beſchäftigungen und ſeinen Aufenthalt in Spanien berichtet. Sodann folgen wir dem Columbus der Geologie nach Südamerica. Man kennt Humboldt's Zug. Er überſchritt die Höhenzüge und Ebenen von Venezuela, folgte dem Orinoko bis zu ſeiner Verbindung mit dem Amazonenſtrome aufwärts, fuhr den erſteren Fluß bis zur Hauptſtadt von Guiana hinab, ſtieg nach dem Beſuch auf der Inſel Kuba durch das Magdalenenthal zu den hohen Plattformen der Anden hinauf, erforſchte die majeſtätiſchen Einöden der großen Cordilleras von Quito, beſchiffte den Rand des ſtillen Oceans, wanderte durch die meiſten Provinzen von Neu-Spanien und kehrte über die vereinigten Staaten nach Europa zurück. In dem letzten Capitel finden wir einen kurzen Bericht über Humboldt's aſiatiſche Reiſe. Ein ſchöner Stahlſtich gibt uns das Bild des großen Mannes, mehrere Holzſchnitte zeigen Menſchen und Dinge aus der neuen Welt.

Mit dem 9. und 10. Bde. der Ueberſetzung erhielten wir Ruſſel's intereſſantes Werk über Paläſtina mit Charte und vielen Holzſchnitten.

Notizen.

[Türkiſche Muſik.]

Nach Muhammed's Ausſpruch iſt es für ſeine Anhänger Sünde, Muſik zu treiben; aber die Türken, welche für Muſik und Champagnergetränk eine natürliche Anlage haben, ſcheuen die Sünde nicht und trinken Champagner eben ſo gern, als ſie Muſik treiben. Muhammed's Verbote waren oft grauſam, das auf die Muſik bezügliche lautet ſo: „Muſik zu hören, iſt Sünde gegen das Geſetz; ſelbſt ſie ſpielen, iſt Sünde gegen die Religion; Vergnügen daran zu finden, iſt Sünde gegen den Glauben und macht Jeden des Verbrechens der Ungläubigkeit ſchuldig.“ Dennoch gab es ſelbſt unter den türkiſchen Herrſchern mehre, welche als Muſikfreunde berühmt waren. Tietz in ſeinen Reiſeſkizzen zählt deren acht auf, worunter der jetzt regierende Sultan. In den Liedern der Türken ſpielt unglückliche Liebe oder Klage um Abweſenheit der Geliebten eine Hauptrolle. Zärtlich nennt der Türke ſeine Geliebte „mein Lamm, mein Auge, meine Seele, mein Herz, meine Sultanin ꝛc.“ Der verliebte Sänger ſetzt dabei die Daumen der ausgebreiteten Hände hinter ſeine Ohren und ſchraubt ſeine Stimme bis zur entſetzlichſten Höhe und den gellendſten Trillern an. Ein ſolcher Geſang heißt „Miaul“ — ein Wort, welches mit unſerm „Miauen“ die unverkennbarſte Aehnlichkeit hat. Die dem Deutſchen unter dem Texte: „das Schiff ſtreicht durch die Wellen“ bekannte venetianiſche Barcarole iſt auch ein Lieblingslied der Türken.

[Merkwürdige Entdeckungen an Mond, Himmel und Hölle.]

Im J. 1753 erſchien ein Buch zu Regensburg unter dem Titel: „Luſtig- und Nützlicher Zeit-Vertreiber. Zum Luſt und Nutzen eines melancholiſchen und langweiligen Gemüths. Zuſammbgetragen von R. P. Odilo Schreger, Benediktiner in dem befreyten Kloſter Emsdorf in der obern Pfalz.“ Der würdige Verf. gibt uns darin die überzeugendſten Aufſchlüſſe über Himmel und Hölle und was dazwiſchen liegt. Der Verf. glaubt nicht, daß es Leut' im Monde gäbe, „denn“ ſagt er, „wo Leut ſeynd, da muß auch Speys und Trank ſeyn. In dem Mond aber iſt kein Speys und das Waſſer kann man nicht trinken.“ Wir erfahren auch durch den kenntnißreichen Benedictiner, daß wir im Himmel, wenn wir fein fromm auf Erden geweſen ſind, gewaltige Linguiſten ſein werden; „denn“ ſagt er, „Einige ſagen, man rede allda die lateiniſche, Andere aber, die hebräiſche Sprache. Ich meine aber, daß die Auserwählten die Vollkommenheit haben, alle Sprachen zu reden und zu verſtehen.“ Die Hölle liegt, nach Schreger, unter unſern Füßen 900 deutſche Meilen tief und iſt „ein großes Loch oder Gruben, 3 Meilen rund und eine Meile hoch, ringsum mit Seitenwänden umgeben, mit Feuer, Schwefel und Pech ganz ausgefüllt. Es iſt kein einziges Löchlein darin, wodurch der Rauch und Geſtank könnte hinausgehn, oder die Sonne oder Mond könnte hineinſcheinen ꝛc.“ Das iſt gewiß Waſſer auf die Mühle unſrer Pietiſten und Myſtiker!

[Gutzkow.]

Gegen Gutzkow's neueſte Federführung brachten wir eine Stimme aus dem Publicum. Gutzkow dankt dafür im Telegraphen und iſt erfreut, ſich nunmehr rüſten zu können. Es iſt nur ſchlimm, daß er ſelbſt dadurch dem Publicum vorerzählt, ſeine Polemik ergreife blos Repreſſalien. Merkwürdig, wie dieſe Literaturkraft, Gutzkow genannt, ſich immer die eignen Waffen zerſchlägt. Ich meines Theils kann verſichern, daß mein Handwerk nicht in ſolcher perſönlichen Abſichtlichkeit beſteht, daß mich blos das Sachliche leitet.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 77. — den 20. April 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Carl Banck.

Seit einer Reihe von Jahren ſchon beſchäftigen Banck's Lieder die muſikaliſche Geſellſchaftswelt, viele von ihnen ſind Lieblinge der geſangsluſtigen Soiréen in Deutſchland geworden, und werden neben Kurſchmann's und Mendelsſohn-Bartholdy's lyriſchen Productionen gehört. Das Lied iſt eigentlich das ſeltene Erzeugniß ſtiller Stunden, und Banck's Muſe gibt ganze Cyclen von Liedern, ſo daß jedes einzelne nicht immer in ſelbſtſtändigem Werthe, ſondern in ſeinem Verbande mit andern aufgefaßt werden ſoll. Manche ſeiner Arietten erklärt man für geſucht, wo nicht affectirt, wenn man ſie für ſich allein gültig nimmt, ihre Abſichtlichkeit ſollte aber nur dahin führen, ſie im Zuſammenhange zu betrachten. Nur wenige ſeiner Lieder ſind wirklich Lieder im alten Styl, ſie erwachſen zu Arietten, und ihre Künſtlichkeit iſt oft dramatiſche Berechnung, oder es liegt ihr irgend ein Bezug zu Grunde, der die Form der lyriſchen Einzelnheit überſchreitet. Der Componiſt hat eine Reihe von muſikaliſchen Reiſebildern und Lebensſcenen gegeben, und wir bedürfen eines überſichtlichen Blickes, um ſeine Intentionen richtig zu nehmen. Einen ſolchen Blick verſchafft uns ein Brief des Componiſten ſelbſt, der einem Freunde die Reihe von Eindrücken ſchildert, die ſeine muſikaliſchen Bilder hervorriefen, und es iſt erfreulich, zu ſehen, wie die Muſik, ſonſt ganz und gar der innern Klauſe der nur ſubjectiv erregten Seele angehörig, ſich ein freies Schwärmen in aller Welt erlaubt, um bienenartig aus den Zuſtänden des Menſchenlebens ihre Stoffe zu ſaugen. Dieſer Brief, den wir hier mittheilen, iſt als Selbſtgeſtändniß und als Zeugniß deſſen intereſſant, wie ſehr auch die innerlichſte der Künſte ſich nicht mehr abſchließt, um ein Inneres und Aeußeres im Menſchen im Widerſpruch zu belaſſen.

„Die älteſten meiner herausgegebenen Compoſitionen, um zuerſt von den „Liedern aus Italien und Deutſchland“ zu ſprechen, können nur bis zu meinem Aufenthalte in Rom zurückdenken. Anſchauendes Studium der bildenden Künſte und lebendiges Acclimatiſiren an Land und Volk ließ indeß dort wenig Eigenes aufkommen, und an dieſem waren meiſtens noch die Wehen von Italiens wohlthätigem Einfluß und dem Durchkampf der Selbſtſtändigkeit ſichtlich. Aufgenommen wurden davon nur „Leichter Sinn“, und der wehmüthige vierſtimmige Künſtlerabſchied „Die Segel ſind aufgezogen.“ — Die römiſchen Soldaten ſchrieen überall ihr zitterndes „qui vive?“, die von Romulus ſtammenden Traſteveriner durchſchlichen unter dem prieſterlichen Segen mit guten Meſſern die Straßen, die meiſten Künſtlerbärte waren, aus Scheu vor dieſen Meſſern, friedlicheren gefallen, und wir wollten die ewige Stadt verlaſſen und nach Neapel pilgern. Fünf ſtürmende Künſtler und eine Florentinerin, ſo ſchön, als ſie je die Büffel der pontiniſchen Sümpfe erblickten, die Geliebte des Fürſten L..... in Neapel, die eben, dieſem nach, ihrem Manne aus Genua entflohen war. — In dem lebenswirren üppigen Neapel, wo man mit jedem Schritte an ein poetiſches Sujet anrennt, in Si-

Digitized by Google

cilien, wo Leben und Poeſie in ewiger Umarmung liegen, auf der ſtillen Seefahrt nach Meſſina und der ſtürmiſchen von Catänea nach Trieſt wurden nun dir meiſten der Lieder „aus Italien", wo nicht vollendet — was in Venedig geſchah, denn hier trug ich eine heilige Scheu, dem Leben eine Stunde zu rauben — empfangen, und eine getreue Schilderung von allen Eindrücken und Erlebniſſen. Ich erinnere mich mit beſonderer Liebe einiger Pieeen, welche auf der Tour nach dem duftenden Sorrent, dem Felſenpallaſt Capri und dem wüſten Roſengefilde Päſto improviſirt wurden. Das „O Paradies" wurde untrr Sorrents goldenen Früchten zuerſt zu der Guitarre geſungen, wobei den Guitarriſten und Dichter nur die Begeiſterung des Moments vermochte, einige widerhaarige Schwierigkeiten mit muthiger Geduld zu beſiegen. Das Mädchen, oder wahrer, „die Blume von Amalfi", fand ſich in einer Fiſcherhütte auf einem jähen Felſenabſturz zwiſchen der ſprühenden Brandung; ihr Einfluß war ſtark genug, daß ich dies Lied noch einmal im Genre des Volksliedes componirte, was ich zurückbehalten. Ueberhaupt war's natürlich, daß ſich volksthümliche Charaktere, weniger in äußerer Form, als im ganzen innern Weſen der Poeſie und Muſik aufdrängten, z. B. im Puleinelliede, in der Sehnſucht „Mein Liebſter iſt der weiße Schwan", im Maulthiertreibergeſange, worin ſogar die recitirende Melodieweiſe vielmöglichſt nachgebildet wurde, wie ſie unſer luſtiger Mulattiere, auf ſeinem bedächtigen Packthiere ſich wiegend, in der faulen Sonnengluth auf unſern Reiſen in Sicilien fortwährend ablallte. — Dort in Catanea, wo wir in den erſten Familien herzlichſte Aufnahme gefunden, wurden auch einige meiner Compoſitionen zuerſt dem Kriterium eines Publikums vorgeſtellt, eines italieniſchen, das artig genug gegen den Fremden war. Der jetzt bekannt gewordene liebenswürdige Coppola war damals noch in ſeiner und ſeines Freundes Bellini Heimath, und dirſer Beiden Compoſitionen wechſelten in unſerm Kreiſe mit deutſchen, die von dem damals ſchönen Tenor des Dichters eingeführt wurden. Beſonders merkwürdig iſt mir der ſchlagende Effeet einer Compoſition des „Königs von Thule" geblieben, die freilich in ihrer energiſch dramatiſchen Weiſe von der Zelter'ſchen, die mehr eine paſſende Staffage zum Goethr'ſchen Gedichte bildet, ſehr verſchieden war. — So entſtanden, beſonders nach langem zweiten Verweilen in Venedig, wo ergänzt und ausgearbeitet wurde, und nach Anknüpfung der „Lieder aus Deutſchland" in gleicher Art — vornehmlich in Tyrol und gleich nach dem Wiedereintritte in Deutſchland gemacht, vollſtändige muſikaliſche Reiſebilder, deren momentan-lebendiges ſcharfgezeichnetes Weſen Veranlaſſung war, ihre Mängel zu toleriren, und zwar in viel bedeutenderm Umfange und Mannichfaltigkeit, als ſie in Opus 1 und 8 erſchienen ſind. — Aber bei meiner Rückkehr war das zur Schauſtellen der Perſönlichkeiten noch weniger ins Leben getreten, oder wenigſtens war ich, ziemlich fremd wieder in Deutſchland eintretend, noch nicht daran gewöhnt, und ſo zerrriß ich bei der Herausgabe dieſer Compoſitionen mit Abſicht faſt alle leitenden Fäden, und ließ Manches, was mir von zu regem ſubjectivem Intereſſe ſchien, zuzück, oder gab vom Zuſammengehörigen nur Einzelnes, und vieles ſogar erſt in ſpätern Heften zerſtreut, was Sie an dem Dichternamen C. Alexander erkennen können." (D. B. f.)

Der Unverſöhnliche.

(Beſchluß.)

Im Augenblick ging die Thür auf und Linchen trat herein.

„Da iſt ſie," rief der junge Menſch und eilte auf ſie zu. „Erkennen Sie mich nicht?"

Sie betrachtete ihn beſtürzt und forſchend; eine Ahnung ſchien ſie zitternd zu durchſtrömen. „In der That, ich weiß nicht," ſagte ſie leiſe. „Ihren Namen, mein Herr."

„Ich habe — ich heiße — Mutter," rief er außer ſich, und ſank vor ihr nieder, „erkennſt Du nicht Dein Kind, Deinen Sohn Guſtav, meine liebe, verlorene, geliebte Mutter!"

Sie ſank ohnmächtig in ſeine Arme. Er trug ſie auf das Sopha, ſeinr Thränen, ſeine Küſſe erweckten ſie; und in der ſchönen Scene des Erkennens vergaß die glückliche Mutter die Welt und ihre Schmerzen, denn ihre geheime Sehnſucht, ihre ſtillen Qualen hatten endlich die ſchönſte Befriedigung gefunden.

Dann warf ſich der Jüngling in die Arme des alten Mannes. „Mein theurer Großvater," rief er, „das brachte ich, das wollte ich," und unter ſeinen Liebkoſungen erwarmte das alte ſtarre Herz in zärtlicher Gluth und nie gekanntem Glück.

Erſt lange nachher kam es zu Erörterungen, und während Guſtav ſeine Mutter umarmt hielt und die Hand des Greiſes in der ſeinen drückte, erzählte er, was er von ſeinem Leben wußte. In aller Augen ſchimmerte die Seligkeit der ſchönſten Zukunft, nur der Invalide ſaß ſtumm und finſter in dem Winkel am Fen-

Digitized by Google

ſter, und in den verwetterten Zügen arbeiteten Leidenſchaften, welche ſie verzerrten.

„Alles ſoll gut und heiter werden,“ rief Guſtav. „Das Unglück iſt überſtanden und die ſchönen Tage kommen. Zwei böſe Menſchen haben Euer Leben getrübt. Den Einen muß ich leider Vater nennen; aber was iſt aus dem unglücklichen Vetter geworden, wo iſt er geblieben?“

„Hier iſt er,“ rief eine tiefe Stimme, und durch die geöffnete Thür trat der General herein.

„Mein Vater!“ rief der junge Menſch.

Der Invalide ſprang auf und ſtarrte die Erſcheinung an. „Verflucht!“ ſchrie er, „die Gräber öffnen ſich, die Todten kommen wieder, das jüngſte Gericht iſt da. Erbarmen! Erbarmen!“

„Anton!“ rief Linchen und ſtreckte betend die Hände aus.

„Mörder! Mordbrenner! entfliehe,“ rief der alte Verwalter.

„Dort ſteht er, der dieſe Namen verdient,“ ſagte der General ernſt und wies auf den Invaliden. „Bekenne, Alter, bei der Gnade des ewigen Gottes, vor deſſen Throne Du bald ſtehen wirſt! Sprich die Wahrheit!“

Die Würde des Generals, ſeine durchbohrenden Blicke und die dröhnende, mächtige Stimme machten den Sünder beben. Er ſchwieg und ſtarrte lange vor ſich nieder. „Ja,“ ſagte er dann gefaßt, „ich läugne es nicht, ich that den Schuß nach einem Verfluchten, welchen ich haßte, und meine Hand warf den Brand in das Magazin, denn ich haßte Euch Alle. Ihr habt mir das Leben geſtohlen, Ihr habt mich elend und unglücklich gemacht, ich wollte Euch werden laſſen, was ich bin, Bettler, Verbrecher, vom Fluche Gottes und der Menſchen verfolgt. Es iſt anders gekommen, Ihr ſiegt, ich habe umſonſt gethan, was ich that. Und jetzt geht hin, ruft die Henkerknechte, laßt mich fortſchleppen, ich werde nicht läugnen und lügen, enden will ich, enden muß ich, ob ſo oder ſo, iſt jetzt gleich.“

„Geh, alter Mann,“ erwiederte der General, „und bereue, wenn Du kannſt. Geh, auf Erden iſt kein Kläger für Dich, denn die Vergangenheit liegt abgeſchieden hinter mir, und niemals will ich ſie wieder wecken. Aber nimm meine Verzeihung mit Dir, nimm die Verſicherung, daß ich Deine letzten Tage erheitern will, wie ich kann; denn was Du mir auch Böſes thateſt, eine göttliche Macht hat Alles zum Guten gelenkt.“

„Ich mag nichts Gutes von Euch,“ rief der Alte, „thut, was Ihr wollt, ich haſſe Euch, ich verfluche Euch.“ So ſchnell er konnte, ging er hinaus, und eilte die Treppen hinunter, während Walberg den ſchönen Augenblick der Verſöhnung und Vergebung feierte.

Mit kurzen Worten erzählte er ſeine Geſchichte. An jenem ſchrecklichen Abende war er glücklich entkommen, und einige Zeit glückte es ihm, ſich in einem entfernten Dorfe verborgen zu halten, bis ſeine Verfolgung ſchwächer wurde, da man im Strome den entſtellten Körper eines jungen Mannes auffand, welchen man allgemein für den ſeinen annahm. Schnell kamen dann die Verwirrungen der Zeit, er nahm Dienſte in einem Regimente des Rheinbundes und ging mit dieſem in den Krieg nach Spanien, wo er durch Tapferkeit und Glück ſchnell von Stufe zu Stufe ſtieg, und ſich nun Begebenheiten anknüpften, welche ſchon bekannt ſind.

„Und nun begleitet mich, meine Freunde,“ ſagte er, „mein Wagen wartet unten, ich führe Euch zu meiner Gemahlin und Tochter, die bald Euch, wie ich hoffe, noch näher verwandt ſein ſoll.“

Drei Jahre ſpäter ward in dem Schloſſe des jungen Barons ſeine Hochzeit mit Thereſen gefeiert. Mutter und Großvater leben im Kreiſe der glücklichen Familie, dem alten Lorenz konnten ſie nur ein einfaches Begräbniß ordnen, er hatte ſein Daſein freiwillig geendet. —

Zur Literatur der Reiſen.

Mein Römerzug. Federzeichnungen von Franz Freiherren Gaudy. Berlin, Enslin. 3 Bände.

Es könnte ſicherlich ein anziehendes Büchlein geſchrieben werden über die verſchiedenen Römerzüge, die ſich ſeit beinahe zwei Jahrtauſenden ohn' Unterlaß folgten: welch' artige Contraſte würden uns entgegentreten! Den Reihen eröffnet Alarich, den ſeine Krieger im Bette des Stromes begruben, damit Niemand ſein Grab wiſſe, — ſtatt daß ſpäter dagegen ſich tauſend Reiſende in Ströme von Lob über Rom ergoſſen, um aus dem Grabe der Unberühmtheit erſtehen zu können. Dann folgen die allerhand Schildbürgerfahrten der deutſchen Kaiſer, die mehr oder minder alle vor St. Peter wie Peter in der Fremde ſtanden. Beſonders merkwürdig iſt dann ferner wohl die Wallfahrt des Auguſtinermönchs aus Wittenberg nach Rom, denn ihr folgte ein dreißigjähriger Krieg, während ſich die Folgen ſpäterer Reiſen auf einen einwöchentlichen Federkrieg beſchränken. Wer kennt nicht die Winckelmann'ſche Kunſtreiſeepidemie ein paar Jahrhunderte ſpäter? Jeder Marmorſtein am Wege nach den ſieben Hügeln ward da zum Steine eines ſeligen Anſtoßes. Auch der Fußreiſende im langen Philiſterrocke, Ehren-Seume, kann hier erwähnt werden, denn, wie er ſelbſt erzählt, zerriß er bis Rom nicht mehr und nicht weniger als ein Paar in

Leipzig gefertigter Schuhſohlen. Viele ſeiner Nachfolger zerriſſen deren mehr; ſie wußten ſich aber ſchadlos zu halten und, wie ein gemeines Sprichwort ſagt, verſohlten noch extra das Publicum mit ihren Wanderſkizzen im leipziger Meßkatalog. Zu ihnen gehört vielleicht der mediſante Mann, der den nach Italien-Wallenden im buchſtäblichen Sinne des Wortes einen Floh ins Ohr ſetzte, — bis endlich dem Meiſter Floh das Meiſterrecht durch neuere, unparteiiſche Beobachter genommen wurde, zu denen auch der Verf. obiger Federzeichnungen gehört. — Gaudy geht den tauſendmal vor ihm begangenen Weg auf ſeine eigne Weiſe. Ihn beſeelt die ächte Liebe zu dem Lande, das er zu ſeinem Reiſeziele wählte; er beſitzt die erforderliche Hingebung des Gemüths für ſeine Objecte; ſein Blick iſt, möcht' ich ſagen, liebendſcharf, aber nicht zu einer Helle geſchärft, daß er nichts als Scharfkantiges um ſich zu ſehen vermöchte. Ihm iſt Roma die ewige Stadt, die blühende Greiſin, die geheimnißvolle Sibylle der Gräber und Auferſtehungen von drei Jahrtauſenden. Ihm erſcheint Italia noch als das himmliſche Weib mit dem Januskopfe zweier Welten, mit dem zwiefachen Diademe römiſcher und biſchöflicher Herrſchaft, und dem tauſendfach verdienten Lorbeerkranze in den dunkeln Locken. Aber der Begeiſterungshauch ſeiner Phantaſie macht ihn darum nicht unempfindlich gegen die Hitze des Sirokko. Das deutſche, behädige Element der Ordnung und Nüchternheit in ihm beachtet an Europas Stiefel wohl das Zerlumpte und Abgelaufene. — Die von ihm gewählte Form der Darſtellung iſt neben den neueſten Neuigkeiten von Reiſenovellen neu zu nennen: nur ſieht man ihr zuweilen das Gemachte an. Die ſchattigen Laubengänge der Poeſie werden zuweilen zu altfranzöſiſchen Taxuswänden, und ſteifpapierne Stellen wie „der Nachtigallen ſchmetternde Wegweiſer-Stimmen," die wir nimmermehr ſchön finden können, ſind nicht gar ſelten. — Die Reiſe geht über Mantua, Florenz nach Rom, und von da über Piſa, Florenz, Ferrara, Verona, Venedig, nach Deutſchland zurück. Rom iſt natürlich der Glanzpunkt der Zeichnungen: die Berichte über das Römerleben überhaupt, mit beſonderer Rückſichtnahme des Volks- und Winkellebens, können höchſt reichhaltig genannt werden. Der kirchliche Ritus macht auf unſern Reiſenden wenig Eindruck: aber der hochheilige Geſichts- und Kunſtritus, in deſſen Feier ſich die drei Jahrtauſende hier ſchweſterlich vereinigen, ergreift ihn ſo, daß er nur unter Thränen von der ewigen Stadt Abſchied nehmen kann. Seine Urtheile über die verſchiedenen Kunſtgegenſtände tragen das Gepräge der größten Selbſtſtändigkeit, daher weichen ſie oft von dem ſeit langer Zeit tauſendfach wiederholt Behaupteten ab. Sehr umfaſſend und mit ſtetem Hinweis auf die Abwandlungen der verſchiedenen Jahrhunderte ſchildert er uns das alte Forum, das jetzige Campo vaccino. Nächſtdem feſſelt der Beſuch des Belvedere des Vatikans und die ſehr eigenthümlichen „Aphorismen über die vatikaniſche Gemäldegallerie." Durch beſondere Originalität zeichnen ſich noch aus: „ein Morgen in den albaner Bergen," und „der Schäfer der Campagna." Neben Rom iſt die Hauptfigur Florenz. Mit großem Vergnügen lieſt ſich unter andern auch die Beſchreibung von der Aufführung der Schiller'ſchen Maria Stuart auf dem Amphitheater zu Verona. Zum Schluß ſchildert uns der Verf. noch Venedig, ohne doch gerade etwas Neues hierüber zu ſagen. — S.

Notizen.

[Goethe's Briefwechſel mit der Gräfin Stollberg.]

Es war vor kurzem davon die Rede, der nächſte Jahrgang der Brockhaus'ſchen Urania werde dieſen kurzen, aber höchſt merkwürdigen Briefwechſel bringen. In den ſiebziger Jahren correſpondirte eine Gräfin Stollberg mit dem Dichter des Werther. Er ſeinerſeits mochte eine Freundin in ihr ſehen, obſchon auch ſeine Mittheilungen lebhaft waren und faſt ſtündlichen Bericht von ſeinem Verhalten brachten. Das Vertrauen ging ſo weit, daß er ihr ſeine Neigung zu Lilly (einem Fräulein v. Schönberg) geſtand und ihren Rath und Zuſpruch erbat. Nachdem ihn in Weimar eine neue Welt in Anſpruch genommen, wurde der Verkehr ſeltner und hörte endlich auf. Geſehen hatten ſich beide nie. Nach mehr als zwanzig Jahren — die Gräfin Stollberg hatte durchaus eine religiöſe, vielleicht pietiſtiſche Richtung erhalten — ſchrieb ſie wieder an den gefeierten Dichter und ſuchte ihn zu bekehren, ihm die weltlichen Dinge zu verleiden. Goethe's Antwort war höchſt merkwürdig. Mit der ſichern und ſtrahlenden Heiterkeit, die ſeinem Weſen eigen war, ſchrieb er ihr, daß der Himmel ihm nicht um deswillen entzogen werde, weil er der Menſchenerde und weltlichem Daſein alle ſeine Kräfte anheimgebe. Schon ſein Glück hienieden, inneres und äußeres, führe ihn zu dieſem Glauben, und droben ſeien der Wohnungen gar viele; für ein aufgeopfertes Erdenglück aber möge er nicht ſelig ſein. — So ungefähr lautet das Goethe'ſche Bekenntniß. Seine Briefe kamen in den Beſitz eines Arztes der Gräfin, der in Kiel lebte und dem ſie dieſelben aus Dankbarkeit für geleiſtete Dienſte auf dem Sterbebett ſchenkte. Von ihm kamen ſie in die Hände der Frau v. Binzer, der Gattin A. v. Binzer's in Cöln, der Verfaſſerin mehrerer unter dem Namen A. T. Beer erſchienenen Novellen. Den ſo werthvollen Bekehrungsbrief der Gräfin fügte der Kanzler v. Müller in Weimar der Sammlung bei; alle andere Briefe von derſelben Hand hatte Goethe vernichtet.

[Wieland's Coquetterie.]

Der alte Böttiger erzählt von Wieland folgenden Zug, der den lächelnden Myrtill mit der Schäfermiene bei Hofe ſehr gut charakteriſirt. „Wieland hat immer eine Art von Coquetterie mit ſeiner eignen Geſtalt gehabt und ſchimpft auf die Maler, die ihn ſo häßlich machen. Als er noch ſehr jung war, bekam er einmal eine Hitzblatter auf der Naſe. Dies ärgerte ihn ſo ſehr, daß er ſie ſich ſelbſt mit Gefahr und Schmerz ausſchnitt. Heute erſt ließ er ſich einen ſchwarzen Fleck an der Naſenſpitze vom jungen Doctor Herder beſehen, der ihn, ſo oft er ſich im Spiegel erſchaue, ſehr unglücklich mache. Herder ſagte dabei, daß dies das ſchwarze Fleckchen ſei, das der Engel Gabriel dem Muhammed aus dem Herzen als die Erbſünde genommen und auf die Naſenſpitze geſetzt habe."

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 78. — den 21. April 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gedichte von Theodor Creizenach.

Die jüdiſchen Auswanderer.

[Herrn Dr. Stern in Göttingen gewidmet.]

Seht jenen Hauf
Von Kindern und von Greiſen!
Er macht ſich auf,
In fernes Land zu reiſen.

Sie laſſen nie
Die Lehr' aus grauen Tagen
Und wollen ſie
Auch in die Fremde tragen.

Ihr habt geſeh'n
Die deutſchen Burgen thronen.
Ihr wollt nun geh'n
Und in dem Urwald wohnen.

An ſeinem Saum
Wird Euch im Schlaf erreichen
Ein wüſter Traum
Von Cedern und von Eichen.

Im Glück vereint
Lebt Ihr wie neugeboren.
Mein Herz doch weint
Und fühlt, was Ihr verloren.

Es fühlt ſo ſehr,
Was Eure Seele leidet,
Wenn Euch ein Meer
Von Eurer Hoffnung ſcheidet.

Es weht ein Sturm
Durch alle Erdenräume,
Verſchont den Wurm
Und trifft die edlen Bäume.

Er führt dich auch,
O Volk, du weit verſchlag'nes,
Durch ſeinen Hauch
Von Land zu Land getrag'nes!

Wird ſich der Kern,
Den Stürme jetzt verſtreuen,
In weiter Fern'
Zum Lebensbaum erneuen?

Wie, oder ſoll
Die Schaar in neuen Mauern
Nur ſehnſuchtsvoll
Vergang'ne Zeit betrauern,

Und jener Schrein,
Wo ihre Rollen lagen,
Nur alte Pein
In neue Welten tragen?

Echo im Harz.

Von bemooſten Felſenwänden
Eng umſchloſſen, rings umkreiſt,
Wollt' ich in die Lüfte ſenden,
Was erregte meinen Geiſt.

Und ich eilt' es zu verkünden;
Freiheit! war das Loſungswort.
Aus den Höhen, aus den Gründen,
Freiheit, Freiheit, hallt es fort.

Digitized by Google

Legt die Freiheit in den Bergen
Nieder ihr gequältes Haupt,
Weil ſo ganz die ſtolzen Schergen,
Menſchen, ſie von Euch geraubt?

Wenn der freiſte Mann ſein freiſtes
Wort in Sturmes Muthe ſprach,
Aus den Gründen Eures Geiſtes
Hallt es nimmer Freiheit nach!

Göttingen, 1838.

Carl Banck.

(Beſchluß.)

„So blieb eine Folge Lieder, „Sicilische Liebe", die in den Myrthenſteppen am Hybla unter Oleanderblüthen, und an der Arethuſe Duell unter dem Feuer des Muskatweins ſpielte, zurück bis auf Eins, das in Opus 16 abgedruckt iſt; in demſelben Hefte finden Sie auch den „Gondoliere Venedigs", worin die Weiſe der Sänger der Jerusalemme liberata frei nachgebildet iſt, deſſen Worte früher ſchärfer politiſirten, und ſogar den „Abſchied aus Italien" auf den Stufen des Amphitheaters zu Verona. Dagegen ſteht der Schlußſtein der „deutſchen" Lieder, „die Heimkehr" (Romanze) in Opus 7. — Zur „Räuberin Wiegenlied" (Op. 1) gehörten noch andere, z. B. „die Räuberin vor Gericht", wozu eine Räuber-Witwe in Rom, deren Mann in der Engelsburg, Modell geſeſſen. — Vieles aber war in ſo keckem Umſichgreifen der Phantaſie, ohne Rückſicht auf die prüde Salonſitte dieſſeit der Alpen, die ich bei meinem erſten Auftreten nicht erröthen machen wollte, oder durchaus mit Nichtbeachtung der Ausführbarkeit geſchrieben, und nur bühnenmäßig gedacht, ſo daß es ebenfalls ausgeſchieden blieb. Z. B. eine große Scene mit Chor in Rom: — ein Fremder erkennt bei einem Gelage in der verhöhnten Bettlerin mit ihrem Säugling die früher Verführte; — ein neapolitaniſches Ruffianlied — eine Scene der burlesk zudringlichen Eſeltreiber des Veſuvs; ein Duett: — eine Dirne dictirt einem öffentlichen Schreiber, der den Pasquino ſpielt, einen Liebesanklagebrief, wobei ein Biſchof der Delinquent; — eine Folge Piecen mit dem Hauptthema „Sturm", als wir von einer achtſtündigen Burasca nach Raguſas Küſte zurückverſchlagen wurden. — Endlich mußte aber Anderes auch aus kritiſchen Gründen durchaus verworfen werden."

„Dieſe bedeutungsvollere Weiſe, Geſangscompoſitionen als poetiſche Bilder zu einem faſt dramatiſchen Ganzen aneinander zu reihen, recht nach meinem Wunſche fortzuführen, war ſpäter faſt unmöglich, und andere nach fortführender innerer Vollendung und vielſeitiger objectiver Anſchauung ſtrebende Intereſſen mußten ſtatt deſſen eintreten. Den Willen indeß ſehen Sie ſogar an der künſtlichen Zuſammenſtellung der in Geiſtes- und Gefühlsrichtung gleicheren Compoſitionen, z. B. Op. 2—9, der „Frühlings- und Herbſttraum", die in den thüringer Bergen in wirklichen Dämmerſtunden empfangen ſind, des „Leiermanns Liederbuch" (Op. 21) u. A. — Zu Erſterem gehörte durchaus ein bewegteres vom Norden Deutſchlands entfernteres Leben, denn der Norddeutſche erkennt die Poeſie eher als der Süddeutſche, aber er bietet ihr weniger Stoff. — Die erregende Romantik der Eindrücke, die Thatkraft der Erlebniſſe, die poetiſch prägnante Bedeutung von Menſchen und Sitten fehlte, ſobald nur die erſten Empfindungen des Gegenſatzes nach der Rückkehr aus dem Süden durchlebt waren. Zudem werden Sie mir zugeben, daß unſere Dichter ſich in eine Gefühls- und Charakter-Monotonie lyriſch reflectirender oder didaktiſcher Art hineingearbeitet haben, und wenig geneigt ſind, ihre Phantaſie auf eine maleriſche Wanderung zu ſchicken: auch gehört dazu eigene Anſchauung. Endlich hören ſie ſich zu gern, wogegen ſich billig wenig ſagen läßt, um der Muſik den Befehlshaberſtab zu reichen, was ich liebe."

„Noch einen beſondern Cyclus bilden indeſſen Opus 18 u. 19, die gleich nach Op. 1 u. 8 entſtanden, ehe der Dichter noch einen andern Weg einſchlug, der von dieſen Arbeiten trennte: nur zwei Romanzen, die Sie leicht herausfühlen, obgleich ſie die Haltung des Ganzen nicht ſtören, ſondern nur vervollſtändigen, ſind aus ſpäterer Zeit. — Die melancholiſch trüben Liebeslieder des Müllerburſchen in Mond- und Morgenklagen, die ſich nur mit innerlich bewegtem Leben in monotoner Steigerung zum tragiſchen Schluß fortrollen und in einander eingreifen (1. Morgenlied, 2. Mondlied), ſind bis auf den Schluß, der im umgekehrten Verhältniſſe zur Wirklichkeit ſtand — richtig genug: denn die deutſche Liebe muß durchaus ihr Theil Unglück haben, um ein poetiſches Geſicht zu zeigen. Die Farbe ihres Geburtsortes tragen ſie wohl in ſich. Dieſer iſt ein — wohl oder übel — romantiſches Eiland der Mark, denn auch dieſe herbergt ihre ſtumme Romantik. Es gibt dort Scenen mit weißen und gelben Lotoskelchen, orientaliſch geſchmückt, ſchilfbewachſene Uferhügel mit lauſchenden Nixen, geheimnißvoll rauſchende Kiefern, eintönig lebendige Mühlräder und Mondſchein genug. Bei Madelitz, zwiſchen Frankfurt und Berlin, wo Grelli geboren, finden Sie die Oaſe. Hierbei fällt

Digitized by Google

mir ein, daß das letzte Lied in den Frühlingsträumen, „Auf dem See", und ein anderes in den Herbſtträumen: „Ich liege auf ſonnigem Hügel", eben daher ſtammen, wie Sie an ihrer Färbung bald erkennen werden, nur gingen ſie in anderer Spur als die Müllerlieder. — Die Idee zu den „nordiſchen Liedern" lag nahe, weil der Charakterton des höhern Nordens nur ohne Selbſtanſchauung durch dichteriſche Werke am nächſten liegt. Den Zuſammenhang dieſes Liederkreiſes mußte ich leider durch Hinweglaſſung einiger muſikaliſcheren Texte etwas verdunkeln. Es iſt ein Wechſelgeſang zwiſchen Thela, die von Falgar dem Sänger verlaſſen, deſſen Todesbotſchaft ihr ſein Falke bringt, und Volundur dem Krieger, der, in ſeiner Liebe von ihr verſtoßen, zuletzt freiem Tode entgegenzieht."

„Um dieſen Commentar, da ich Ihre Aufmerkſamkeit nun einmal ſo lange in Anſpruch genommen habe, nach meinem Wunſche zu ſchließen, möcht' ich Ihnen nur noch die „Volkslieder" erwähnen, deren Titel ſchon oft mißverſtandenerweiſe auf die Muſik, ſtatt auf die Texte allein bezogen wurde. Mit dem Volksgeſange in jeder Richtung vertraut, konnte ich ſolchen ſtumpfen kritiſchen Mißgriff kaum für möglich halten. Dem Volke in ſein Recht, ſich ſeine Lieder ſelbſt zu ſingen, das auf einer größern Legitimität der Jahrhunderte, als die Sitte der Throne beruht, einzugreifen, iſt gefährlich, und ſchwieriger, als allzeit fertige Componiſten ſich träumen laſſen, obwohl für Norddeutſchland im Erfolge höchſt wünſchenswerth. Dazu gehörte aber auch neue Poeſie, die ſich im Kreiſe der jetzigen Volksbegriffe und Sitten bewegt, denn ältere Volkslieder, welche ſchon einmal aus dem Munde des Volks mehr oder weniger verſchwanden, durch neue Melodien wieder en vogue zu bringen, wär' ein lächerliches Doctrinairunternehmen. — Um auf die Volkslieder" zurückzukommen, ſo ſind ſie im Styl von Miniaturbildern gehalten, und in gleicher Weiſe vorzutragen. Sie ſind auf feinſte und freiſte Ausführung und warme Auffaſſung der romantiſchen Färbung, die in einigen vorherrſcht („An Meieli", „Ich hab' die Nacht geträumet"), bedacht: — en gros geſungen, wird es ihnen wie Miniaturbildern ergehen, die man aus der Ferne ſieht, und Manches wäre dann geradezu verwerflich. Nur einige („Treue", „Ein Knabe, der hat ein Mägdlein lieb") berühren den Volkston, aber ſie berühren ihn auch nur ſoweit er auf ihrem Wege lag, ohne ſich darin feſtzuhalten." —

Wir fügen hinzu, daß Opus 22 und 23, jenes in Berlin bei Cranz, dieſes in Magdeburg bei Wagner und Richter, des Ausgezeichneten gar Manches enthalten, und die Quelle dieſer Lieder- oder vielmehr Bilder-Compoſition noch unermüdlich fortſprudelt. In Op. 22 nennen wir den „Deſerteur", eine kleine burleske Tragödie aus des Knaben Wunderhorn: „Zu Straßburg auf der Schanz" u. ſ. w. In Op. 23 hat „des Fiſchers Liebeslied" überall viel Freundinnen und noch mehr Freunde gefunden, denn es möchte für Tenor beſonders wirkſam ſein. Und das „Soldatenweh" iſt gleich an Werth. In ſolchen beſtimmten Charakterſituationen iſt der Componiſt am glücklichſten, weshalb es uns Wunder nimmt, daß er nicht ſchon längſt Singſpiele producirte, zu denen freilich die Ausartung des Theaterweſens bedenklichen Raum gibt, die aber im Salon und im Concertſaale ihre völlige Ausführung erleben könnten.

Zur Literatur der Reiſen.

Portfolio eines deutſchen Journaliſten. Darmſtadt, Leske.

Man erwarte in dieſem Buche nicht etwa eine Nachahmung des engliſchen Portfolio; man erwarte keine politiſchen Actenſtücke und Erörterungen, wie ſie dort zu finden ſind. Ob ſich auch zuweilen ein politiſcher Beigeſchmack findet, ſo iſt das Ganze doch ziemlich harmloſer Natur und wird keinem Diplomaten Kopfſchmerzen, keinem Cabinette Europas Unruhe bereiten. Dieſer Veröffentlichung der Actenſtücke der ruſſiſchen Politik ſchreibt der Verf. eine ſo weitgreifende und wunderbare Wirkung zu, daß er alle Beſorgniſſe entfernt glaubt, die der Einfluß Rußlands auf die europäiſchen Angelegenheiten in mancher Bruſt erweckt hatte, und „zur dankbaren Erinnerung an dieſes wunderthätige Portfolio — ſagt der Verf. — hänge ich hiermit meine kleine Gabe in dem Tempel der Literatur auf und nenne das Buch ſtatt: Mappe, Brieftaſche, Portefeuille: Portfolio! Es iſt nur Dankbarkeit, beſcheidene, aber innige Dankbarkeit; weiter nichts." Das Buch enthält flüchtig hingeworfene Notizen und Aquarell-Bildchen, wie ſie ſich den aufmerkſamen und denkenden Reiſenden überall darbieten. Wenn man gleich anfangs beim Anblicke der dickleibigen Reiſebeſchreibung erſchreckt und alle die tauſendmal wiedergekäuten Bemerkungen der Profeſſions-Reiſe-Schriftſteller wieder zu finden fürchtet, ſo wird man um deſto angenehmer überraſcht, von dem Allen nichts, wohl aber manches nicht Geſuchte und Erwartete zu finden. Von Warmbrunn aus durch einen Theil von Deutſchland, dann durch Frankreich und die ganze Schweiz und wieder zurück bis nach Mainz begleiten wir unſern Journaliſten und finden den angenehmſten und freundlichſten Geſellſchafter an ihm; er erzählt ſo unermüdlich, ſo lebendig, ſo gewandt und geiſtreich, daß wir die Länge des Weges gar nicht bemerken und bedauern, uns unerwartet ſchon am Ziele zu finden. Tauſend Anekdötchen, Witze, Bonmots wechſeln mit grö-

ſern Notizen übee Localitäten und Perſönlichkeiten, Sitten und Culturzuſtände, politiſchen Reflexionen und novelliſtiſchen Kleinigkeiten. R. B.

Aus dem Reiſeportefeuille eines Deutſchen. Herausgegeben von Eeich Gothenburg. 2 Bändchen. Hamburg, Erie.

Dieſee „Deutſche" reiſt von Dresden aus durch Deutſchland und die Schweiz nach Italien und durchzieht das letztere in mehrfachen Richtungen; nach einee anziehenden novelliſtiſchen Einleitung gibt der Verf. nun in achtundzwanzig Briefen ſeine Notizen über dieſe Reiſe. Die Alterthümer ſind dem Verf. zunächſt beachtenswerth, und er widmet denſelben ſeine beſondere Aufmerkſamkeit, manches Schätzens- und Beherzigenswerthe über dieſen Gegenſtand hat er niedergelegt in ſeinem Buche und demſelben dadurch eine mehr als gewöhnliche wiſſenſchaftliche Bedeutung gegeben. Aber nach dem Beſuche der Muſeen zieht er den Gelehrten und Alterthumsforſcher aus und eilt fröhlich hinunter auf den Corſo in das friſche Volksleben, betrachtet daſſelbe mit gleicher Aufmerkſamkeit, und indem er ſich hineinmiſcht in das lebendige Gedränge und daran Theil nimmt, ſammelt er Stoff zu wahren und intereſſanten Schilderungen. Auch hier ſucht er zwar nach Antiquitäten, aber nach ganz andern, als man in Muſeen und Sammlungen findet: er ſucht das alte freie Völkerleben, die alte Oeffentlichkeit, Regſamkeit, Aufgewecktheit und Freiheit des Bürgers, die ſich nach dem Verfalle der römiſchen Republik in den kleinen italieniſchen Freiſtaaten zuerſt wieder emporhob aus der langen Nacht und ſich licht und glänzend entfaltete, mächtige und herrliche Städte gründend und Kraft, Reichthum und Leben verbreitend im ganzen Lande. — Ueberall lüftet er die Eisdecke langee Unterdrückung, überall räumt er den Schutt einer leeren und wüſten Spießbürgerei hinweg, um die Spuren ſeines Lieblings zu finden. Und iſt das Geſuchte wirklich erdrückt unter den Laſten, worunter es begraben war, ſo bemüht ſich dee Verf. wenigſtens den unverdorrten und grünenden Keim zu zeigen, welcher im Geiſtesfrühlinge, der ſich geltend macht in Wort und Schrift, neu und kräftig emporzuſteigen verſpricht. — Das anziehende, friſch und lebendig geſchriebene Buch endet mit einem bedeutungsvollen Schlußworte, in welchem dee Verf. eine Skizze der Culturgeſchichte der Menſchheit niedeegelegt hat, die ſeinem Herzen und ſeinem Geiſte gleich viel Ehre macht; daß dieſes Schlußwort, wie überhaupt der reflectirende Theil des Buches, etwas ſtark kantirt iſt, geht uns nichts an; zeigt doch Kant auch einen Weg zum wahrhaften Menſchenglück. R. B.

Notizen.

[Häßliche und hübſche Frauen.]

Wieland — erzählt Böttiger — behauptete gegen Dem. Schröder, daß er nie ein Frauenzimmer wegen ihrer Schönheit geliebt habe, ſelbſt die in iheer Jugend unwiderſtehliche La Roche nicht. Julie Bondeiy wae ſo häßlich, daß er ſich erſt an ihren Anblick gewöhnen mußte; doch hatte ſie ein Paar ſehr ſchöne ſprechende Augen und eine ſüße Stimme. Die Liebe zu einer häßlichen Frau iſt die dauerhafteſte. Die klugen Weiber lieben nie die Schönheit an den Männern, ſie ziehen ſogar, ſagte Herder, aus Coquetterie und Widerſpruchsgeiſt die unanſehnlichern, aber klugen Männer vor. Ich, ſagte Herder, bin nie durch die Liebe einer Frau gehätſchelt worden. Und ich, ſagee Wieland, bin Alles, was ich bin, durch edle Weiber. Aber die Männer, ſagte Dem. Schröder, ſuchen doch zuerſt die Schönheit an der Frau oder vielmehe an den Frauen, denn an Einer genügt nie. „Lieben Sie nur Eine Blume?" fragte hierauf Herder. Das war eine ſehe männliche Frage, erwiederte die Schröder. — Sehr bezeichnend iſt Göthe's Wort über Wieland; er nannte ihn die zierliche Jungfrau von Weimae.

[Mendelsſohn-Bartholdy.]

Wir waren läſſig in Anführung der intereſſanten Leiſtungen, welche die Donnerſtags-Concerte im leipziger Gewandhauſe brachten. Die vier hiſtoriſchen Concerte lieferten eine Reihenfolge von Meiſterwerken ſeit Sebaſtian Bach bis auf unſere Zeit, und der Kenner wie der Laie war im Stande, dieſen Curſus der muſikaliſchen Entwickelung nach geſchichtlicher Folge zu durchlaufen. Nachträglich geſchehe noch der beiden Pſalme von Mendelsſohn-Bartholdy Erwähnung, die zu den ausgezeichnetſten Leiſtungen im Kirchenſtyl gehören dürften. Pſalm 42 und 115, nur noch Manuſcripe und nirgend ſonſt gehört. Sein Paulus wurde kürzlich in Dresden aufgeführt. Die Chöre gingen vortrefflich, die Soli waeen weniger gelungen, wie Privatbriefe melden.

[Sängerfeſt in Frankfurt a. M.]

Ende Juli findet das frankfurter Muſikfeſt Statt. Spohr componirt einige Oden von Klopſtock, deren Aufführung er ſelbſt dirigiren wird. Auch das Klopſtock'ſche „Zeit und Ewigkeit," von dem gelehrten Muſiker Schnieder von Warteníee componirt, wird executirt werden. Am zweiten Tage Männer-Chöre im Freien. Das Ganze zum Beſten eines Mozart-Couverſatoriums, das man in Frankfurt gründen will, um junge Muſiker zu unterſtützen.

[Ein Profeſſor der Bewegung.]

Ein Tanzmeiſter wurde neulich, wir wiſſen nicht weshalb, vor eines der vielen londoner Polizeibüreaux geführt. Als der Beamte ihn nach Namen und Stand fragte, entgegnete ee: „Karl Albert Hamilton, Profeſſoe der Bewegung." In Deutſchland dagegen gibt es auch Profeſſoren des Stillſtandes, Profeſſoren der Bewegung „nach" hinten u. dgl.

[Chatterton.]

Auch in England iſt man jetzt eifrig daran, Denkmale zu ſetzen. In Briſtol iſt eine Subſcription füe ein Monument zu Ehren Chatterton's eröffnet worden. Es ſind beeeits anſehnliche Summen unterzeichnet worden.

[Deſſaur.]

Am 1. Mai ſoll in Dresden von Joſeph Deſſaur eine neue Oper: „das Penſionat" aufgeführt werden. Der Text, nach einem franzöſiſchen Roman, von Bauernfeld.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

(Hierbei eine Beilage von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 79. — den 23. April 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Peter von Cornelius.

Von Hermann Marggraff.

Cornelius iſt für viele unſerer Landsleute eine mythiſche Perſon, ein Heros, den man vom Hörenſagen kennt, und der von einem chriſtlichen Nimbus wie von einer heidniſchen Götterdämmerung zugleich eingewickelt wird. Dieſer chriſtliche Nimbus und dieſe heidniſche Götterdämmerung bezeichnen zugleich ſeine Doppelrichtung, die eine, die ſich der griechiſchen Mythologie, die andere, die ſich dem alt- und neuteſtamentlichen Mythus zuwendet. Jene Richtung manifeſtirt ſich in der Glyptothek, dieſe in der neuen Ludwigskirche. Jeder Deutſche, der ſich einigermaßen mit Büchern und Bildern beſchäftigt, weiß, daß Cornelius ein großer Künſtler iſt, er weiß es vom Leſen, vom Hören, von der Anſicht einiger lithographiſchen Umriſſe, die einmal dem Morgenblatte beigegeben wurden und eine entfernte Ahnung von der Größe der Cornelius'ſchen Fresken an die Hand gaben — aber die wenigſten, und höchſtens ſolche, welche München, des Künſtlers Werkſtatt, ſelbſt beſuchten, kennen ihn ſeinem Umfange, ſeinem geiſtigen Inhalt nach, und ſelbſt unter dieſen zumeiſt nur die, welche in näherem Umgange mit ihm den Menſchen in ihm neben dem Künſtler zu Geſicht bekamen. Die Werke eines Künſtlers oder Schriftſtellers treten uns um ſo näher, je weniger uns ſeine Perſönlichkeit ſelbſt in der Vogelperſpective blieb. Ein Sollicitant, der um irgend eine Stelle im Miniſterium betteln geht und überzeugt iſt, daß er eine angenehme Erſcheinung abgibt, thut wohl, ſich in Perſon dem Vorgeſetzten anheimzuſtellen; was er vorher als Schriftſteller und denkender Kopf in Bittſchriften und ähnlichen unangenehmen Verſuchen der Schreibekunſt geleiſtet, erhält jetzt erſt durch die Perſon Leben und Nachdruck. Napoleon's und Friedrich's des Großen Thaten, Leben und Denkweiſe rücken uns in ihren Abbildern näher. Und Cornelius' geiſtige Natur iſt weſentlich eine ſolche, deren Umfang ſich geſprächsweiſe am klarſten herausſtellt; ſeine Perſönlichkeit iſt der beſte Interpret ſeiner Leiſtungen. Cornelius malt nur Fresken, die ſich nicht ablöſen und auf die verſchiedenen Kunſtausſtellungen ſchicken laſſen; wie viele Norddeutſche kennen ihn in ſeinen Werken? — Es möchte einmal an der Zeit ſein, den Künſtler im Ganzen, Großen ſeinen Landsleuten näher zu rücken. Ich wage hier nur eine Bleiſtiftzeichnung.

Wer die im Bau begriffene Ludwigskirche in München beſucht und auf der improviſirten Treppe das unterſte der ungeheuren thurmhohen Gerüſte, womit das Schiff der Kirche ausgefüttert iſt, erſtiegen hat, erblickt vor ſich ein koloſſales zur Zeit faſt zur Hälfte vollendetes Bild al fresco, und davor auf einem Malergerüſt, cigarrenrauchend, den Meiſter des Bildes, Peter von Cornelius. Nur mittelgroß imponirt er ſogleich durch ſein ſcharfgeſchnittenes, wohlgebildetes Geſicht, die Feſtigkeit ſeiner Züge, die geiſtreiche Schärfe des Blicks. Es iſt etwas Gebietendes in dieſem Auge. Feſt wie ſeine Geſichtszüge ſind ſeine Bewegungen, ſcharf, ohne eckig zu ſein. Trotz ſeiner funfzig Jahre iſt er an keiner Stelle ſeines äußern

Digitized by Google

und innern Menſchen vom Grau des Alters angeflogen; er iſt in Allem feurig wie ein Jüngling und ſicher wie ein Mann in ſeinem blühendſten Alter.

Wir Norddeutſchen, und vor Allem die Berliner, ſind nicht daran gewöhnt, mit einem Menſchen auf eine rein menſchliche Weiſe zu verkehren und auf eine rein menſchliche Weiſe von ihm empfangen zu werden; wir richten unſer Benehmen nach dem Titel, dem Vermögen, dem Rufe, dem Stande desjenigen ein, den wir beſuchen und bei dem wir uns einführen wollen; wir unterſcheiden den Maler, der nicht Profeſſor iſt, von dem, der zugleich Profeſſor iſt, und dieſen wiederum von demjenigen, der nicht blos Maler, nicht blos Profeſſor, ſondern zugleich Hofmaler iſt. Iſt der Künſtler Inhaber eines Ordens, oder hören wir von ihm, daß er ein großes Haus macht und glänzende Abendgeſellſchaften gibt, ſo wird auch dieſe Accidenz auf unſer Benehmen influiren. Ueberall unterſcheiden wir das Windſpiel, den Mops, den Spitz, mit oder ohne Band, obgleich ſie, wie Shakſpeare ſagt, doch alle Hunde heißen. Zwiſchen einem Hofrath und einem Geheimerath — welch ein Unterſchied, und welche feine Nüancen werden ſich daraus für unſer Verhalten gegen Beide ergeben! Der Titel Hofrath fordert ſogar zu einer Art Cordialität, einem gewiſſen Humor auf — und wer je Gelegenheit hatte, in einem Kreiſe ſolider Hofräthe einen genußreichen Weißbierabend bei Volpi in der Mohrenſtraße, oder Sommer in der Roſenthaler zu verleben, wird zugeben müſſen, daß dieſe Herren ein ſehr gemüthliches und anſpruchsloſes Völkchen bilden, und daß ſie ſo gut wie der Nachbar Schneider und Handſchuhmacher an allerlei Witzen und Stadtanekdoten den herzlichſten Antheil nehmen und, wie der gebildetſte Rante, Glasbrenner's tiefe Zeittendenzen zu würdigen wiſſen. Man fürchte ſich nicht vor der vornehmen Miene, welche dieſe guten wackern Männer häufig zu Hauſe oder in ihren Bureaus annehmen — man meint's nicht ſo, man thut — oder im berliniſchen Dialekt — man duht nur ſo. Das „man ſo duhn" iſt ſehr bezeichnend für das berliner Leben. — Unſere conventionelle Höflichkeit unterſcheidet ſich von der der Franzoſen nur dadurch, daß ſie ſteifer, ceremonieller, rückhaltender, abgemeſſener, vorſichtiger, in gewiſſen Provinzen ſlaviſch-knechtiſcher, ſchüchterner und im Allgemeinen herzloſer iſt. Wir vergeben unſer Herz nur an einzelne Vertraute, wir tragen mit unſerm Herzen, ſo reich, ſo umfaſſend es iſt; der Franzoſe verſchwendet ſein Herz, er hat für Alle ein Herz, aber er gibt ſich leichter aus, und im Nothfalle hat er vom Herzen nicht viel mehr übrig.

Der Norddeutſche findet ſich mit ſeinem ceremoniellen Weſen, welches als ein in infinitum fortgeſetzter Bückling erſcheint, deſto ſchwerer zurecht, je weiter er im deutſchen Süden vordringt. Norddeutſche Höflichkeit — ich kenne Beiſpiele davon — iſt dem Münchner ungefähr das, was den Römern die fides Punica war; man iſt vor ihr auf der Hut und hält jedes noch ſo gut gemeinte Compliment für ein Calcul der Schlauheit. Es fällt einem Norddeutſchen ſchwer, mit einem Baier in ein Geſchäftsverhältniß zu treten. Die geweckteren Frauen verſtehen uns ſchon beſſer; wir wiſſen doch zu reden und in eine ſcherzhafte Wendung des Geſprächs einzugehen, was nicht jedem Baier gegeben iſt.

Dieſe oder ähnliche Betrachtungen — ich ſchäme mich nicht, es zu ſagen — erſchwerten mir einigermaßen den Gang zu Cornelius. Es hat immer etwas Eigenes, Befangenes und Erwartungsvolles, vor einen genialen Mann zu treten, der ſogar eine europäiſche Berühmtheit iſt. Man möchte vor ihm wenigſtens nicht zu Schanden werden, man möchte ihn ſogar ein weniges intereſſiren — gewiß ein billiger und höchſt natürlicher Wunſch. Mir aber drängten ſich in Bezug auf Cornelius folgende Fragen auf: Cornelius iſt ein Genie, ein Künſtler, ein geborner Rheinländer, jetzt ein Münchner — welche Veranlaſſungen für den Beſucher, ſeine norddeutſche Complaiſance und formelle Steifheit von ſich zu ſtreifen! Aber Cornelius iſt zugleich ein Adliger, Director der münchner Akademie, Ritter des Civilverdienſtordens der baierſchen Krone, gewohnt, mit gekrönten und fürſtlichen Häuptern umzugehen, wie mit Seinesgleichen. Wie nun?

Dieſe Fragen löſten ſich zu Gunſten des Meiſters, mir und meinem Bruder Reiſegefährten zum Vergnügen. Wir fanden ihn nicht in der Stellung, wie ich ihn oben beſchrieben; er hatte vielmehr auf einer Plattform des Gerüſtes, welches an mancher Stelle einem Tanzſaale gleicht, unter Skizzen, Umriſſen, Farbentöpfen und Reibeplatten ſeinen Standpunct genommen, um die Wirkung ſeines jüngſten Gerichts aus weiterer Entfernung zu obſerviren. Hier, unter den Emblemen ſeines Künſtlerthums, auf der Werkſtätte ſeines Genies, Angeſichts ſeiner erhabenſten Productionen, empfängt er die ihm Empfohlenen oder Nichtempfohlenen, welche ſeine und ſeiner Werke Bekanntſchaft machen wollen, am liebſten. In der Regel kümmert er ſich um die Fliegenſchwärme der Fremden, welche von Gerüſt zu Gerüſt ſtürmen, wenig; eine kurze Verbeugung mit dem edlen Kopfe, während er ruhig weiter malt, iſt gewöhnlich das einzige Zeichen ſeiner den Fremden geſpendeten Aufmerkſamkeit. Anders

verhielt es ſich mit uns, die wir ihm ſpecieller bekannt und im voraus empfohlen waren.

Ich ahnte die Nähe, die Wirkſamkeit eines Genies, ſo ſtürzte, noch eh' ich den Meiſter zu Geſicht bekommen, ſein jüngſtes Gericht auf mich ein mit allen ſeinen Schrecken und Lieblichkeiten, den poſaunirenden Gerichtsengeln, den pſalmodirenden Erzvätern und Propheten, dem wilden Knäuel der Verdammten und den lichten Ordnungen der ſelig Geſprochenen. Nur einen Augenblick überließen wir uns dem Erſtaunen, dann ſtanden wir vor Cornelius. Er empfing uns wie Leute, denen man Gutes zutraut, von denen man erwartet, daß es ſich mit ihnen umgehen, daß ſie Verſtändniß für unſere Wirkſamkeit haben werden. Da war nichts Formelles, nichts Ceremonielles, nichts vornehm ſich Ueberhebendes; nichts, was da ſagte: vor Euch, Unbehauſte, ſteht der Ritter, der Director Cornelius; vor euch, ihr jüngern Leute, der funfzigjährige große Cornelius; da ſind meine Werke; bewundert die, und wenn ihr euch ſatt gewundert habt, ſo ſagt mir's und ſetzt eure Floskeln zurecht, „wunderbar, herrlich, ſeit Menſchengedenken nicht dageweſen, excellent, magnifik" und ähnliche Redeblumen, womit ich erſt neulich in einem berliner Atelier den Meiſter des Gemäldes „Judith" von mehreren hochadligen Damen bewirthet ſehen mußte. Cornelius empfing uns mit einem treuen und biedern Handſchlag. Ich glaube nicht, daß er Kopf und Rücken in Bewegung ſetzte, ich glaube ſogar, daß auch unſer Bückling mehr einem Anſatz dazu ähnlich ſah, dem Verſuche, einen zu machen; man fühlt ſich zu ſehr Menſch, wenn man Cornelius gegenüber ſteht. Vor Allem habe ich die Meinung, daß z. B. Böniſch und Herr von Klöber, Maler in Berlin, vornehmer, reſpectvoller und ihren maleriſchen Verdienſten gemäßer zu empfangen wiſſen werden. Doch fehlt mir darüber die Gewißheit. Ich habe noch nicht Anlaß genommen, einem oder dem andern der beiden Herren inmitten ihrer künſtleriſchen Thätigkeit die Aufwartung zu machen.

Nach einigen Einleitungsworten gönnte uns Cornelius Zeit und Ruhe, ſein Frescobild näher zu betrachten und mit der Skizze, die gerade vor uns ſtand, zu vergleichen. Dieſe Skizze gab uns deutlicher, als etwa ein Schlachtplan von einer Schlacht, ein architektoniſcher Umriß von dem Gebäude, ein Schema zu einem Trauerſpiel von dem Trauerſpiele ſelbſt, eine Idee von der Anordnung, dem Gedankenreichthum, der reichen Gruppirung ſeines Gemäldes, des epiſchen Gedichts, welches hier in gewaltigen Farbenrhythmen und großartigen Arſen und Theſen auf die Wand gezeichnet werden ſoll. Wenn man bedenkt, daß die Figuren dieſes weltgerichtlichen Dramas weit über Lebensgröße, und die in der Höhe, wie der Weltrichter, wohl drei Leibeshöhen hoch ſind, ſo erſchien die Skizze zwar räumlich klein; aber der Gedanke des Bildes greift über dieſen Raum hinaus, und indem wir das bereits Ausgeführte mit dem blos Skizzirten verglichen, war es uns möglich, nach der übrigen Skizze uns die Geſammtwirkung des Bildes, wenn es vollendet ſein wird, vorzuſtellen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zur Literatur der Reiſen.

Vierzehn Tage im Gebirge. Ein Fragment aus meinem Wanderbuche. Von L. Starklof. Bremen, Kaiſer.

Starklof, ſo viel ich weiß, auch Romanſchriftſteller, beſchreibt in dieſem Buche ſeine Reiſe im baierſchen Hochgebirge, zum Königsſee, ins Salzburgiſche, nach Golling, in das Tyrol, zum Hirſchbühel u. ſ. w. Die Reiſe iſt munter, lebendig, flott, ein wenig zu behaglich breit und nachläſſig geſchrieben; die Gegenden, von denen Referent ſelbſt im vergangenen Sommer die größere Anzahl bereiſte, ſind im Ganzen naturgetreu aufgefaßt und geſchildert, und es iſt ein Verdienſt des Verfaſſers, daß er die Charakteriſtik der Bewohner nicht minder als die Charakteriſtik der Gegenden im Auge behält. Bloße Localitäten darſtellen, reicht in einer Reiſebeſchreibung nicht hin; der Leſer ermüdet; es bedarf hier der menſchlichen Staffage noch mehr als auf farbigen Landſchaftsgemälden; die Wirkung einer in ihrer Abgeſchloſſenheit und Einſamkeit großen und überwältigenden Localität wird, wenn dieſe Schilderungen ſich häufen, im Worte mehr ſchreckend und ermüdend, als anziehend und anſpannend. Wenigſtens gehört ein farbigerer und geſättigterer Pinſel dazu, als der Starklof's. Der Verf. fühlte, daß das Wort, nach einem einfachen Geſetze, und beſonders ſein eigenes Wort, mehr zur Darſtellung der Erſcheinungen in der Menſchenwelt als der Natur ſich eignet, und demgemäß ſpricht er viel von und über Menſchen, aber allzu redſelig, und ohne daß er mehr als die Oberfläche derſelben aufgefaßt hätte. So liebenswürdig ihn ſeine fortgeſetzt jocoſe Stimmung als Menſch macht, ſo ſehr ſchadet ſie ihm als Reiſebeſchreiber. Der Verf. hatte meiſt ſchlechtes Wetter, z. B. am Königsſee, und dieſer böſe Umſtand läßt ihn gegen die Umgebungen deſſelben, im Verhältniſſe zu andern Partieen, offenbar ungerecht ſein. Die Beleuchtung iſt das geiſtige Leben einer Localität und verändert ihren Charakter häufig in ihr gerades Gegentheil; es kommt hier eben ſowohl, wie auf einem Gemälde, darauf an, daß die Gegend in das rechte Licht geſetzt werde. „Die glücklichen Menſchen," ſagt der Verf. gegen das Ende ſeines Buches, „blieben alle hier in dem herrlichen Gebirgslande — und ich mußte fort! — Heimweh! Heimweh nach den Bergen! — Es überfiel mich hier mit ſeiner ganzen Gewalt!" — Wer, der ein Gebirgsland bereiſt hat, und ſo eben das Flachland betreten ſoll, theilte

dieſe Empfindung mit dem Verf. nicht? Es iſt ein eignes Ding um die Berge. Da iſt der Wechſel, die Größe, die Freiheit, das Mährchen und eine anziehende magnetiſche Kraft, eine eiſerne Kraft, die einen langen Faden ſpinnt, und daran den Reiſenden, je weiter er ſich entfernt, deſto inniger feſthält. H. M.

Reiſeſkizzen aus Tyrol. Von Heinrich Wenzel. Bunzlau, Appun.

Der Verf., welcher zum Theil ziemlich unbekannte und wenig beſuchte tyroler Gegenden bereiſte, liefert in dieſer Scheift weniger eine fortgeſetzte Reiſebeſchreibung, als eine Aufſtellung abgeſondertee Tableaux, Einzelbilder, welche in beſchränktem Rahmen lebendig wirken. Er malt uns nach einander das Zillerthal, das Oetzthal, den Oetzthaler Ferner, Meran, die wormſer Jochſtraße, Heiligenblut und den Großglockner, Gaſtein und ſeine Waſſerfälle, Salzburg und ſeine Umgebungen; er läßt ferner im bunten Wechſel die landſchaftlichen Bilder, welche die Donaufahrt dietet, am Leſer vorübergehen und ſtellt eine intereſſante Betrachtung über die charakteriſtiſchen unterſcheidenden Merkmale zwiſchen der Schweiz und Tyrol an, eine Betrachtung, die, was das Landſchaftliche betrifft, doch im Ganzen zum Vortheil der Schweiz, was aber das Volk betrifft, zum Vortheile des Tyrolerlandes ausfällt. Wenzel hat offenbar ein größeres Talent für die Schilderung landſchaftlicher Hintergründe als Starklof; er ſtellt plaſtiſcher dar, er faßt die Gegenden mehr im Ganzen, Großen auf, und malt auch geſchickt ins Detail, er hat Sinn, Gefühl und Ausdruck für die Beleuchtung, welche die ſtarre Natur erſt recht in Bewegung ſetzt. Auf einigen gefährlichen halsbrechenden Partien folgt man dem Verf. mit intereſſantem Schwindel, den er durch ſeine lebendige Anziehungskraft auch im Leſer zu erregen weiß. Wenzel iſt mehr ein poetiſch-tiefes, Starklof mehr ein weltlich oberflächliches Talent; aber ſich auf der Oberfläche und im weltlichen Element geſchickt und conſequent zu erhalten, erfordert auch Talent. Dort ſinnt und reflectirt man, hier genießt man und läßt ſich's auf der grünen Weide des Lebens überaus wohl ſein. H. M.

Reiſeabentener und Reiſenovellen, von G. P. R. James, Verfaſſer der Romane: „Die Zigeuner", „Eine unter Tauſend" ꝛc. Aus dem Engl. von W. A. Lindau. 3 Thle. Leipzig, Kollmann.

Der Verf. hat ſeiner Reiſebeſchreibung eine ganz neue Form gegeben, wodurch ſie aus dem Genre der gewöhnlichen Reiſejournale vollſtändig heraustritt. Er gibt ihr eine romanhafte Unterlage, die ſich wie ein Faden durch das Ganze hindurchſpinnt, um ſich in Südfrankreich in den Knoten einer lange verzögerten Heirath zur Gemüthsergetzung der Leſer zu concentriren. Er reiſt wie große Herren incognito, unter dem Namen Young, deſſen Lebenslauf nach engliſchem Brauch von Geburt an als Vorläufer der Reiſe erzählt wird. Kommt nun Young in eine Stadt oder Landſchaft und hört dort eine der Gegend angehörige Erzählung, ein Mährchen, eine Anekdote oder Aehnliches, ſo wird das Gehörte in die Reiſebeſcheeibung verflochten, und auf dieſe Weiſe der Titel „Reiſenovellen" mehr als bei den Laube'ſchen Reiſenovellen gerechtfertigt. Man bekommt dadurch einen ganzen Pack Novellen und Novellchen, von denen die meiſten gut erzählt, aber auch inhaltlos ſind. Eine der ſpannendſten und rührendſten Geſchichten befindet ſich gegen den Schluß des Buches unter dem Titel: „Eine Scene aus der Julinsrevolution" — ſchlimm genug, daß die großen Strömungen und Ueberſchwemmungen der Weltgeſchichte, die über ganze Reiche und Königshäuſer hinweggehen, der ſtillen Familienbauden an der Seite ihres zerſtörenden Pfades nicht Acht haben und auf Kinderleichen, Vernichtung des einzelnen Hausſtandes ꝛc. keine Rückſicht nehmen können; denn die Geſchichte iſt heißhungerig und bedarf der Sättigung; ſie reutet das Unkraut aus, und die Gefahr, hier und da ein Blümchen mit zu entwurzeln, kann ſie von ihrem Geſchäft nicht zurückſchrecken. Sind die Conſtellationen zu etwas Ungeheurem vorhanden — was kümmert ein unglückliche Arbeiter, eine Kinder- oder Frauenleiche mehr? — Die Rührung, welche James im Leſer hervorzurufen und ihn damit gegen die Juliusrevolution zu erbittern nicht undeutlich die Abſicht hat, fällt der rollenden Weltgeſchichte wahrlich nicht in die Speichen, und wird ſie eben ſo wenig in ihrem zermalmenden Gange aufhalten, wie ein weinendes Kind einen Laſtwagen, der ſo eben einen Bergabhang hinunterrollt. — Das Beſte am Buche ſind die Reiſeſkizzen ſelbſt, die Beſchreibung franzöſiſcher Land- und Ortſchaften, die Schilderung der Volksſitten, der Pyrenäenreiſe. Das Anziehendſte indeß möchte eine vorzüglich gelungene Parallele ſein, die der Verf. Th. II. S. 125—137 zwiſchen franzöſiſcher und engliſcher Geſittung gezogen hat. H. M.

Notizen.

[Keine Perſönlichkeiten!]

In einer Verſammlung, welche ſich in einer engliſchen Stadt über kirchliche Angelegenheiten berieth, trat auch ein Herr Buſſey auf und ſprach zu einem der Kirchenälteſten: „Sie! es kommt mir wahrhaftig auch nicht entfernt in den Sinn, gegen meinen vortrefflichen Freund, Hrn. N. N., die mindeſte Perſönlichkeit vordringen zu wollen; allein es iſt meine innigſte Ueberzeugung, daß derſelbe ſchon ſeit Kindesbeinen das Kirchſpiel geplündert hat, und der größte, unverſchamteſte Dieb auf Erden iſt. Ich möchte nicht gern perſönlich werden, aber das muß ich ſagen, er iſt ein Schurke, ein nichtswürdiger Schuft, ein Radikaler (hic haeret aqua!). Es wäre am Beſten, jeder nähme eine tüchtige Peitſche, und triebe dieſes Ungeheuer damit von einem Ende der Welt bis zum andern." — Alle Anweſenden lachten, und der „nicht perſönlich" Angegriffene am meiſten. Der Tory fiel durch und der Radikale wurde wieder gewählt.

[Eine Schaale ohne Auſter.]

Gutzkow's Telegraph in Hamburg machte folgenden Witz: „Von der Gräfin Ida Hahn-Hahn iſt erſchienen Auſtergeſellſchaft, eine Novelle. Hoffentlich wird man den Champagner nicht vermiſſen." — Sehr ſchade! Die Novelle heißt: Aus der Geſellſchaft.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Dienſtags — **80.** — den 24. April 1838.

Redacteur: Dr. G. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Peter von Cornelius.

(Fortſetzung.)

Es iſt eine eigene Situation, voe einem Kunſtwerke zu ſtehen, deſſen Werkmeiſter gegrnwärtig iſt. Es gibt große, berühmte, mit Lob vollgeſättigte Künſtler, welche doch immer noch eine Lobeserhebung mehr vertragen können und von dem Beſchauer erwarten, ſo daß die Situation für Jemand, der keinen ins Geſicht zu loben und mit allgemeinen überſchwänglichen Redensarten umzugehen weiß, ihr gewiß Unangenehmes hat. Und ich wae hier ſo voll, ſo überraſcht, daß ich mich keines Wortes fähig hielt und nur in feierlichee Stille genießen mochte. Sonſt bin ich eben kein Recenſent, dem Loben leichter fiele als Tadeln; ich habe zu viel Schnickſchnack und Quisquilien als etwas Großes preiſen hören, um nicht voe mir und der Lobphraſe, die mir auf der Zunge liegt, auf der Hut zu ſein.

Anders bei Cornelius. Rein menſchlicher Geſinnung und natürlicher Urtheilskraft, wie er iſt, verſtand er die zarte Situation zu würdigen, in welcher wir uns ihm und ſeinem Werke gegenüber befanden, und überließ uns uns ſelbſt und unſerm ſtill verarbeitenden Nachdenken. Mit einer Lobeserhebung gewöhnlichen Styls wüede ihm ſchlecht gedient ſein, und als ein überzeugtes Genie würde er durch eine fragende, zweifelnde, iegend ein Motiv in kritiſchen Betracht ziehende Bemerkung in ſeiner Sicherheit, daß ee das Rechte im Verhältniß zum Ganzen getroffen, nicht geſtört werden können.

Nachdem wir des Eindrucks, den das jüngſte Gericht auf den Beſchauer macht und künftig in ſeiner Vollendung verdoppelt machen wird, uns verſichert hatten, ſo weit es bei erſtem und einmaligem Anſchauen möglich iſt, begaben wir uns auf die höchſte Abtheilung des Gerüſtes, mehr unter der mittlern Kuppel, von wo aus der Hinabblick auf den Eſtrich der Kieche faſt Schwindel erregen möchte. Hier malten einige Schüler, darunter der bekannte Heemann, an einer Verſammlung der Patriarchen und Propheten, dee Apoſtel, Märtyrer und Propheten, wie ſie von Cornelius entworfen ſind. Ich breche jedoch hier ab, weil es mein Vorſatz iſt, auf dies koloſſale Kunſtwerk, dies umfaſſende, in einzelnen Partieen dramatiſch-lebendige, chriſtliche Epos, wie es in ſolcher Größe der Combination noch nicht gemalt und gedichtet worden, ſpäterhin zurückzukommen.

Wir wechſelten mit Cornelius zum Abſchiede noch einige Woete, welche beſonders ein in München zu gründendes Kunſtblatt zum Gegenſtande hatten. Cornelius faßte den Gedanken mit einer ungemeinen Wärme auf; durch ſein natürlichrs, richtiges Urtheil geleitet, überſah er mit überraſchender Schnelle die Vortheile und durchgreifenden Wirkungen eines ſolchen Inſtituts; er ſah ein, klarer fühlend als die größere Anzahl unſerer Künſtler und Kunſtfreunde, daß es in unſeeee Zeit, und beſonders in dem an Kunſtformen und deren Verſtändniß wenig gewöhnten Deutſchland nicht hinreicht, immee nur zu produciren, wie etwa in den ſchönen Zeiten der griechiſchen Kunſt und ſpäter der Medici, ſondern daß eine Vermittlung des

Digitized by Google

Verſtändniſſes gefunden werden müſſe, und dies ſei eine objective kritiſche, auf die Grundſätze des Schönen baſirte Kunſtkritik und die in lithographiſchen Umriſſen bewirkte Veranſchaulichung bedeutender Kunſtwerke, welche ſomit auf dem möglichſt ſchnellſten und wenigſt koſtſpieligen Wege dem deutſchen Publikum zugänglich und näher gebracht würden. Dies ſei eine National- und Ehrenſache, ein Bedürfniß. Vieles, was jetzt als etwas maßlos Großes geprieſen würde, werde auf dieſem kritiſchen Wege in ſeiner Nüchternheit und Richtigkeit erkannt werden. Wie die Begründung eines ſolchen Kunſtblattes im Intereſſe aller Kunſtſchulen, Künſtler und Kunſtfreunde Deutſchlands liege, ſo beſonders im Intereſſe der münchner Kunſt, die, weſentlich monumental, nicht von ihrer Stelle gerückt werden könne, und bis jetzt wenig, ſelten ſogar in Abbildungen, der deutſchen Kunſt und Kundſchaft vor Augen gebracht worden ſei. Das Kunſtblatt zum Morgenblatt habe, ſo lange ſich Schorn in München aufgehalten und für artiſtiſche Beilagen geſorgt habe, außerordentlich viel Theilnahme gefunden, die es jetzt zum großen Theil eingebüßt hätte. Alles in Allem verſprach er ſeinen Rath, ſeine Hülfe, ausgebreitete Unterſtützung von den münchner Künſtlern, von den Mitgliedern der Akademie, und daß er ſeine neueſten Werke gern zur Dispoſition ſtellen wolle*).

Als wir nach einigen Wochen von unſerer Reiſe durch die baierſchen und ſalzburger Alpen zurückgekehrt waren, begann für uns erſt das wahrhafte Zuſammenleben mit Cornelius. Ich kann unſer Verhältniß nicht anders als mit dem Ausdrucke „Zuſammenleben" bezeichnen, wenn Zuſammenleben heißt, bei dem älteren erfahrenen Freunde ein Gefühl wahrhafter Sympathie, eine theilnehmende Stimmung in Freud' und Leid, Unterſtützung mit Rath und That, nie ablaſſendes Wohlwollen, warm werdende Steigerung des Gefühls, Offenheit, zwang- und harmloſen Umgang, und ein gewiſſes nicht näher zu bezeichnendes Etwas vorfinden, welches ſich als geiſtige Brücke zu den Jüngeren hinüberſchlägt, und eine fortgeſetzte leichte Communication der Ideen und Anſichten bewirkt. Das waren keine ſteifen, kalten Beſuche mehr, die man ſo über's Knie bricht, um ſie abzumachen und den Regeln der conventionellen Höflichkeit zu genügen — es waren Stunden der Erholung, des wechſelſeitigen Ideentauſches — woran bekanntlich in München ſonſt kein Ueberfluß iſt — der erhebenden aber nie beabſichtigten Belehrung, welche wir aus dem unerſchöpflichen Unterhaltungsborn unſers verehrten Freundes zu ſchöpfen hatten.

Cornelius, deſſen Abendtafel Jedem, dem er wohl will, ohne vorhergehende Einladung offen ſteht, ſah es gern, wenn wir ihn an ſchönen Sonntagsnachmittagen von Hauſe, oder nach Abſchluß ſeiner Arbeitsſtunden, von der Werkſtatt ſeines Genies, der Ludwigskirche, zu einem Spaziergange abholten. Wurde das Gerüſt heruntergeſchraubt, ſo daß die Arbeit einen Tag ſtillſtehen mußte, ſo gab es gewiſſermaßen einen Schulfeiertag, welcher auf das Beſte zu einem Ausfluge aufs Land benutzt wurde. Bei mehrern dieſer Ausflüge hatten wir noch einen Begleiter an dem Verfaſſer des Romans: „Der Pſychologe," Ehrenbaum, der durch uns mit Cornelius bekannt wurde, und ebenfalls ein Norddeutſcher iſt. Stieglitz hätte dabei ſein können, wenn er es nicht vorgezogen hätte, ſich an den ſtarnberger See und ſpäter in den baierſchen und den tyroler Hochalpen umherzutummeln und nach poetiſchem Schwarzwild zu jagen, alten dunklen Berg- und Volksmährchen — ein Genuß, um den ich ihn nur dann nicht beneidete, wenn ich mich am münchner Volksleben ergetzte, bei dem biedern patriarchaliſchen Geſchichtsprofeſſor Zöltl zu Abend frugal ſpeiſte, oder mit Cornelius über Land und, geſprächsweiſe, über das Feld der Kunſt ging und herging.

Wir lebten auf dieſen Ausflügen in der Regel ganz münchneriſch und ließen uns durch ein paar Kannen baierſchen Bieres Geſprächs- und Lebensluſt ein wenig anfeuern; denn das münchner Bier gehört, bis auf den bekannten ſtößigen Bock, nicht zu den ſtärkeren Bieren, wie etwa das nürnberger oder bamberger; es feuert an, ohne Kopf und Blut zu verdicken und ſchwer zu machen. Nur einmal kehrten wir abtrünnig dieſer Nationalſache

*) Dies von meinem Bruder Rudolf beabſichtigte Kunſtjournal wird nun wirklich zu Stande kommen, nicht in dem buchhändleriſch matten München ſelbſt, ſondern hier, im regſamen Leipzig, in dem Doppelverlage der Herren Weigel und Engelmann. Die münchner Schule wird zuerſt in lithographiſchen Umriſſen repräſentirt werden; aber es iſt auch Zweck und Bedingung für die Exiſtenz des Journals, daß die übrigen Kunſtſchulen Deutſchlands nach und nach für daſſelbe gewonnen werden, wie denn auch bereits mehrere Künſtler Berlins ihre Theilnahme zuſicherten. Dies Journal hat in Deutſchland keine Nebenbuhler. Das Kunſtblatt zum Morgenblatt vertritt, da ihm artiſtiſche Beilagen mangeln, auf keine genügende Weiſe die Intereſſen der deutſchen Kunſt, und Kugler's Muſeum iſt, wie es zu erwarten war, in eine Auflöſung und Blutſtockung gerathen, welche einem wirklichen Tode ähnlich ſieht.

Digitized by Google

den Rücken und ſchwoeen zu einer ausländiſchen Fahne, ſo viel lch weiß, einem trieoloren Detachement franzöſiſchen Weins, wobei nur der ſehr ſchätzbare Feind eine Niederlage erlitt, nicht wir, die wir ihn, durch ein Gericht von Krebſen durſtig und blutdüeſtig gemacht, zu vernichten beſtens bemüht waren. Dieſes Vorpoſtengegefecht fand in Neuberghauſen Statt, weil dee bereits zweideutige nnd waſſerſüchtige Himmel ſich zu entladen begonnen hatte, und der Fußweg, welchen wir weiter hinwärts nach Böhring einſchlagen wollten, für eine Fußmannſchaft, wie wir, unwegſam geworden war. Dazu kam, daß vier Köpfe wohl unter dem weiten Gotteshimmel, aber nicht unter einem einzlgen Seidenſchirm — mehr Bedeckung hatten wir gegen den unerbittlichen Regenhimmel nicht — nach allen Geſetzen des Raumes Platz haben. — Bei dieſer Gelegenheit lernten wir Cornelius kennen, als einen Freund alles Starkmüthigen, Gewaltigen, ſelbſt Uebermenſchlichen, als einen Freund des Shakſpeare und Dante — weiterhin als einen für das Epiſche und urſprünglich Menſchliche, wie es ſich in Homer's Heldengedichten und den Nibelungen offenbart, und füe den Titanenkampf einer nach unendlicher Sinnen- und Wiſſensgenüge ringenden Menſchenbruſt, wie er in Goethe's Fauſt vorgezeichnet iſt, eedlich und rein Begeiſterten. Alle dieſe Dichter hat Cornelius entweder in Skizzen und Fresken bereits commentirt und verherrlicht, oder wenigſtens ihre Elemente in ſich aufgenommen und auf eine geniale Weiſe verarbeitet. Die reine Lrrik ſchlägt nicht in den Umfang des Cornelius'ſchen Geiſtes. Er geſtand, von Uhland noch nichts geleſen zu haben, noch irgend ein Bedürfniß darnach zu fühlen. Das blos Subjective, und was ſich daraus ergibt, das Sentimentale, Blaßwangige, Blaurändige, Weinerlche, Schwammige iſt ihm verhaßt und ſeiner epiſchen Natur, die indeß die Hauptmomente in einen deamatiſchen Kern und zu einem tragiſchen Abſchluß zu concentriren weiß, durchaus zuwider. — Allmälig wurden wir wärmer, und es erhob ſich ein ziemlich hitziger Diſpüt über eine äſthetiſche Anſicht Ehrenbaum's, gegen welche Cornelius mit Feuer und der klarſten Auseinanderlegung ſeiner gegentheiligen Anſicht opponirte, ſo zwar, daß ehee der Aeltere wie Achilles, der Jüngere wie Agamemnon daſtand, und daß die kluge, kriegeriſche Minerva hinter Jenem mit der klingenden Aegis zu ſtehen ſchien. Der Eifee des jüngern Mannes gefiel Cornelius mehr, als daß er ihm mißfallen und ihn incommodirt hätte. So habe er's gern, ſagte er; er liebe die Oppoſition; man müſſe ſich reiben; wir wüeden uns übee ſeinen Zorneifer wundern; aber das ſei noch gae nichts; heute ſei er noch wie ein Kind ſo ſanft; er könne noch ganz anders dreinfaheen und habe davon mehr als einmal die körnigſten Beweiſe abgelegt. Kurz, Coenelius war in ſeinem Eifer in hohem Grade liebenswürdig. Wir Beüder, mehr an den Schranken ſtehend, und nur hier und da mit einer blitzſchnellen Meinung — man mußte nämlich den günſtigen Moment raſch ergeeifen — zwiſchen die Duellanten ſpringend, hatten dabei den Genuß, eine intereſſante Anſicht und Belehrung von dee Art zu erhalten, wie Coenelius die Idee zu ſeinen Productionen empfängt, verarbeitet, geſtaltet, die Combinationen ordnet, in Verhältniß ſetzt, dann, vom Feuer des Moments ergriffen, über die erſte Aniage hinausgreift, neue Combinationen erſinnt, neue Figuren erfindet, und die überall hervorquellenden Gießbäche der augenblicklichen Begelſterung mit dem ſchon an ſein Bett gewieſenen Hauptſtrom ſich vereinigen läßt. Ich dachte dabei an Michel Angelo, dem gewiß die Statue, die er ſo eben aus dem Marmorblocke herausaebeitete, dem Ganzen nach vor Augen ſchwebte, der aber zugleich, wie von einem wilden Dämon getrieben, auf den Block unter immerwährenden donnernden Exelamationen losſchlug, mehr als geſchähe es aus Wuth denn mit künſtleriſchem Bewußtſein. Es iſt bei einem genialen Künſtler gewiſſermaßen das techniſche zugleich mit dem Fingerzeig der Inſpiration verbundene Bewußtſein, welches ihm, ſelbſt im begeiſtertſten und losgelaſſenſten Moment, wo er wild im Stoffe wühlt, vernehmlich ſagt: bis hierher! — Ich glaube, die Debatte drehte ſich um die Aeußerung Ehrenbaum's, daß dem Künſtler und Dichter ſein Kunſtwerk bis aufs geringſte Detail in allen Theilen ſchon vor der Ausführung in der Art ſich darſtellen müſſe, daß während der Ausführung keine Abweichung mehr gedacht werden könne; es müſſe eigentlich ſchon vorher geworden ſein, ehe es werde. Ein Genie, wie Cornelius, konnte ſich dieſe ſchablonenartige Anſicht dem norddeutſchen beſonnenen Caleül gegenüber nicht gefallen laſſen. Der Gedanke zu einem Kunſtwerke iſt das Chaos; der Geiſt ſchwebt über den Waſſern; die Elemente ſcheiden ſich aus; die Phantaſie iſt in jedem Augenblicke thätig, weiter zu greifen und neue Miſchungen zu erſinnen; aber das künſtleriſche Bewußtſein zügelt und iſt eigentlich eins mit der Phantaſie, die bel einem wahren Künſtler, wie etwa bei den Indern, nicht ins Maßloſe hinausſchweifen kann, die künſtleriſche Phantaſie iſt die eigentlich bildende Kraſt, mit einem Worte: das Kunſtwerk wuß eeſt werden durch das Weeden. So ungefähr drückte ſich Cornelius über

Digitized by Google

dieſen Gegenſtand aus; ſo wenigſtens war der Sinn ſeiner Worte, wenn auch nicht ſeine Worte ſelbſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zur Literatur der Reiſen.

Reiſe durch Nord-Amerika bis zur Mündung des großen Fiſchfluſſes und an den Küſten des Polarmeeres, in den Jahren 1833, 1834 und 1835. Von Capitain Georg Back. Aus dem Engliſchen von Dr. Karl Andrée. Leipzig, Weber.

Dieſe beſchwerliche Reiſe, unternommen, um den verloren geglaubten Capitain John Roß und deſſen Gefährten, wo möglich, aufzuſuchen, ſchließt ſich auch in wiſſenſchaftlicher Hinſicht der Reiſebeſchreibung des genannten Entdeckers eng an. Capitain Back wählte den Weg durch Canada an die Küſten des Eismeeres, um die noch unbekannten Gegenden, die jenſeits des oberen See's und der mit dieſem zuſammenhängenden Gewäſſer liegen, zu durchforſchen. Unter unſäglichen Entbehrungen und Mühen gelingt es den Reiſenden, im zweiten Jahre das Polarmeer zu erreichen. Da ihnen ſchon im Anfang der Expedition die glückliche Rückkehr von John Roß gemeldet wurde, ward der urſprüngliche Zweck der Reiſe aufgegeben und die vergönnte Zeit allein der Entdeckung gewidmet, vorzugsweiſe aber der Beſtimmung des Laufes und der Mündung des großen Fiſchfluſſes, von den Eingeborenen Thlew-ee-choh-dezeth genannt. Von großem Intereſſe ſind die Schilderungen einer Natur, die im Moment der Erſchaffung erſtarrt zu ſein ſcheint. Wilde romantiſche Landſchaften wechſeln mit Gefilden, die reizend genannt werden können, bringt man die hohen Breiten, in denen ſie liegen, mit in Anſchlag. Nur der Menſch iſt verkümmert in jenen Regionen, wo die Natur noch immer gigantiſche Formen hervorzubringen vermag. Nächſt den geographiſch-wichtigen Beſtimmungen ſind die naturhiſtoriſchen Bemerkungen von Wichtigkeit, und ſelbſt die an ſich ſpärlichen Mittheilungen über die an jenen Seen und Flüſſen wohnenden Indianer und Eskimos erregen unſere Aufmerkſamkeit und erwecken Theilnahme. Was ſich in ſo kurzer Zeit von Reiſenden, deren erſtes und faſt einziges Augenmerk unter einem eiſigen Himmel nur auf die nöthigen Lebensbedürfniſſe gerichtet ſein muß, beobachten läßt, iſt von Back und ſeinen Gefährten geſchehen. Manche intereſſante Notiz über die religiöſe Entwickelung jener armen Völkerſtämme flicht ſich in die Erzählung, Anekdoten ſcherzhaften Inhalts und Mährchen, die nicht ganz eines poetiſchen Hauches entbehren, werden mitgetheilt. — Angehängt ſind dem eigentlich erzählenden Theil der Reiſebeſchreibung eine ſehr ſchätzenswerthe Abhandlung über das Nordlicht, meteorologiſche Tabellen, zoologiſche Bemerkungen und anderes für Naturforſcher Intereſſantes. Die Ueberſetzung iſt lobenswerth und die Ausſtattung glänzend. Die beigegebenen Abbildungen zweier Eskimos vom großen Fiſchfluſſe werden jedem Leſer angenehm ſein. W.

Notizen.

[E. v. d. Haide, angeblicher Student und Schriftſteller.]

Die Mitternachtzeitung theilt jetzt von Zeit zu Zeit berliner Correſpondenzen mit, deren Verf. ein ſo eben entlaufener Student aus Berlin ſein ſoll. Namen, nenne dich nicht — der Herr Studioſus hat dieſen Spruch im Auge und hat ſich daher den falſchen Namen E. von der Haide beigelegt, vielleicht, weil eine Haide mit „grün" etwas Verwandtes hat. (Man denke hierbei ja nicht an Anaſtaſius Grün, der auch ein Pſeudonym iſt.) Dieſer ſtudiöſe Correſpondent bemüht ſich, eine gewiſſe Anzahl von berliner Schriftſtellern möglichſt oft, und zwar angeblich aus perſönlicher Rachſucht, verläumderiſch anzugreifen, und macht es durch ſeine Pſeudonymität und jüngſt erfolgten Durchbruch aus Berlin unmöglich, ihn vor die hier allerdings übel angebrachte Piſtole oder das Univerſitätsgericht zu ziehen. Die Angelegenheit iſt an ſich unbedeutend und eigentlich der Rede nicht werth; aber ſie beweiſt doch, bis zu welcher Stufe der Degradation ſelbſt ehemals angeſehene Journale in Deutſchland zu ſinken vermögen, wenn ſie ſich nicht entblöden, Studenten, welche die Collegien ſchwänzen und die Meß', als muthmaßlich gratis ſchreibende Berichterſtatter anzunehmen, und ſie in ihrer wirren, wüſten und zerfaſerten Lebensrichtung zu erhalten und zu fördern — nach Leibesnöthen. 12.

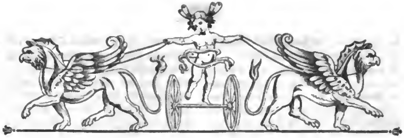
[Republikaniſche Freiheit auf den ioniſchen Inſeln.]

Die Verfaſſung der ſogenannten Republik der ioniſchen Inſeln beſtimmt freilich einen aus ſechs Mitgliedern beſtehenden Senat und eine „geſetzgebende Verſammlung;" aber die Wahl zu den Stellen im Senat und deren Dauer hängt vom Protector ab und die geſetzgebende Verſammlung iſt eine, die zu den Geſetzvorſchlägen des Lordobercommiſſair in allen Fällen ja ſagen muß. Jede Inſel hat zwar einen aus den Eingebornen gewählten Regenten, aber zugleich einen britiſchen Reſidenten, deſſen Drahtpuppe jener iſt. Die Preſſe iſt engliſches Monopol; die öffentliche Meinung könnte, wenn ſie eben könnte, nur durch die Druckerei des Lordobercommiſſair laut werden. Vier engliſche Regimenter überwachen dieſe nationalen freien Zuſtände und republikaniſchen Inſtitutionen.

Die Briten haben auch in der Art, wie ſie ihre Colonieen und Schutzunterthanen behandeln, Aehnlichkeit mit den Römern. Ebenſo in Betreff der militäriſchen Disciplin. Uebertreter der Kriegsgeſetze wurden bei den Römern zu Tode gepeitſcht; den Reformern iſt es noch nicht gelungen, die Aufhebung der Peitſchenſtrafe auf Tod und Leben im engliſchen Heere zu bewirken. Das Marſch-Exercitium bei den Engländern iſt auch merkwürdig. Ein Corporal mißt den Recruten mit einem koloſſalen hölzernen Zirkel die Gleichmäßigkeit des Schrittes ab, und die Differenz um nur einen Zoll zieht eine nachdrückliche Erinnerung der gewichtigen Corporalfauſt nach ſich. 12.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerſtags — 81. — den 26. April 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Peter von Cornelius.

(Fortſetzung.)

Einer unſerer ſpäteren Ausflüge brachte uns nach Böhring, einem am hohen Iſarufer gelegenen Vergnügungsorte, von wo aus der pfeilſchnelle Fluß mit der jenſeit liegenden Waldpartie im glänzenden Licht der Abendſonne einen trefflichen Anblick bot. Nach Süden und Südoſt zu ſtreckte ſich das Hochgebirge in dunkelblauer Abzeichnung in der Richtung gen Salzburg hin. Das Licht der münchner Sonne feierte heute ein glänzendes Feſt; die Oſtſee-Niederung hat von dieſer Lichtverklärung keine Ahnung. Schon früher hatte uns Genelli auf die prächtigen Wolkenbildungen aufmerkſam gemacht, welche ſich über der Hochebene Münchens geſtalten und, beſonders im Spätherbſt, den Wolkenbildungen Italiens ähneln ſollen. Auch heute führte uns der Schimmer, welcher ſich rings über Fluß, Gebirg und Waldgrün ergoß, auf die Schönheiten des heſperiſchen Landes. Es war wohl eine Luſt, Cornelius zuzuhören. Auch die Fähigkeit, mit Worten zu malen, beſitzt Cornelius im hohen Grade. Er ſprach ſich beſonders über die Gegenſätze zwiſchen den Gebirgsgegenden Italiens und Deutſchlands aus, ein Capitel, worüber ſich ſpäterhin Genelli in ganz ähnlicher Weiſe ausließ. Deutſchland ſtellt auch in ſeinen Gebirgsformen den maſſenhaften, derben, mährchenhaft düſteren, gothiſch ausgezackten und romantiſch phantaſtiſchen Charakter ſeiner Einwohner und deren Hervorbringungen dar; die Gebirgsgegenden Italiens haben ſanfte Schwingung und klaren claſſiſchen Styl. In Deutſchland iſt es Salzburg allein, das an ſich ſelbſt und durch ſeine Umgebungen mit den Städten und Gebirgsgegenden Italiens wetteifern darf.

Einen ähnlichen genußreichen und mit reiner Luft und Sonnenduft geſegneten Nachmittag brachten wir ſpäterhin in Heſſellohe zu, dem älteſten und uralten Vergnügungsorte der Münchner, wohin von München aus ungefähr zwei Stunden Weges ſind. Wir hatten die Partie Tags vorher, an welchem wir unerwartet Cornelius in Unterſendling ohne geſellſchaftlichen Anhang ſitzend trafen, verabredet. Das Ufer der Iſar erhebt ſich bei Heſſellohe bis zu einer bedeutenden und ſteil abfallenden Höhe. Weithin ſchlängelt ſich und ſpiegelt der Fluß und rauſcht zwiſchen den hohen, dicht mit Wald bewachſenen Geſtaden. Dieſe Punete, deren die münchner Umgegend am Ufer der Iſar (z. B. bei Böhring, auf der Menterſchwaige) viele hat, widerlegen die Vorwürfe, womit man dieſe Hochebene der Oede und Einförmigkeit beſchuldigt; ſie erſetzen reichlich das Uniſono von Grasſteppe, welches ſich von Nymphenburg und München aus nordwärts und ſüdoſtwärts auf beiden Seiten der ſalzburger Chauſſee ſchläfrig ausdehnt. Cornelius führte uns durch den Wald zu einer hervortretenden Anhöhe, von wo aus die Alpen ſich in ihrem prächtigen Zuge ſo klar und bis auf die einzelnſten Umriſſe verfolgbar darſtellten, als müſſe man ſie in wenigen Stunden erreichen können. Cornelius geſtand, daß er ſelten, vielleicht nie, das Gebirge in gleich vortheilhafter Beleuchtung geſehen habe, und wünſchte uns

Digitized by Google

zu dieſer Gunſt des Himmels, der heute unſer Schickſal und uns eine frohe Stunde machte, herzlich Glück.

Obgleich ſeine Familie — ſeine Frau, eine geborne Römerin, und ſeine Tochter erſter Ehe — des Meiſters warteten, und der Wagen, der ihn herausbefördert, bereits angeſpannt war, zog er es doch vor, mit uns eine Fuß- und Geſprächswanderung nach München zurückzumachen. Denn Meiſter Cornelius iſt ein wackerer Fußgänger, und ſein kräftiger Körper hält es wohl noch mit dem Jüngſten aus. Funfzig Jahre ſind kein Alter für einen Geiſt wie Cornelius; ſein Genie hält ihn jung, und es wäre, nach ſeiner Conſtitution zu urtheilen, wenigſtens nicht unmöglich, daß er ſo lange, oder doch nahe daran, leben und in ſeiner Kunſt thätig ſein dürfte, wie der beglückte Titian. — Mit heiteren Geſprächen und Scherzreden wanderten wir aus; allmälig nahm die Unterhaltung eine ernſtere Wendung; wir kamen auf Goethe, des Künſtlers Liebling, und deſſen Gegner zu ſprechen, den Wolfgang Menzel, welchen zu beobachten Cornelius in Rom Gelegenheit hatte. Als Menzel ſeinen Römerzug machte, um nicht den Papſt, aber wohl das „geſchmackloſe" Gebäude der Peterskirche, den „ſchreienden alten Mann" Laokoon, die mediceiſche Venus und den belvederiſchen Apoll zu Gunſten einer andern Venus- und Apolloſtatue zu bekämpfen, befand ſich Meiſter Cornelius gerade in Rom und konnte wohl auch ſeinerſeits die Bemerkung machen, daß Menzel ein wenig anmaßender aufträte, als ſich für ihn ſchicken mochte. Menzel äußerte damals auch, daß man das Intereſſe für ſich immer friſch erhalten und gegen das ſich wenden müſſe, was zu bekämpfen im Augenblicke gerade das meiſte Anſehen brächte und Aufſehen erregte.

Je kürzer die Tage und je kühler die Abende wurden, deſto mehr ſahen wir uns und unſere Spaziergänge auf die nächſten Umgebungen und die Etabliſſements innerhalb der Stadt beſchränkt. Wir beſuchten z. B. den Glasgarten, wo man ein ſäuerlich weinartiges Weißbier ſchenkt, und die Schießſtätte, den Sammelplatz mehrerer jüngerer Künſtler, mit denen freilich keine Annäherung Statt fand. Hier gab's auch luſtige Muſik, und beſonders gern hörte man ein wirkungsreich componirtes Künſtlerlied aufſpielen, welches ſtets applaudirt und mehr als einmal da Capo verlangt, auch wohl von den Künſtlern mit den Textesworten begleitet wurde. — Sonſt ſahen wir noch Cornelius häufig zu Abend in ſeiner Wohnung, wo wir Gelegenheit hatten, intereſſante Männer der Kunſt kennen zu lernen. So Hermann Stielke aus Düſſeldorf, früher Cornelius' Schüler, den beredten, kenntnißreichen, ſcharf kritiſchen Olivier, jetzt Secretair der Akademie, Bertram, ehemals Miteigenthümer an der bekannten Boiſſeréeſchen Sammlung altdeutſcher Gemälde, welche jetzt der münchner Centralgalerie einverleibt iſt. Bertram iſt ein echter, ungenirter Rheinländer, voll Munterkeit und Humor, ein origineller Anekdotenerzähler, in Scherzreden unerſchöpflich. Was er uns beim Nachhauſegehen von Goethe, dem alten reinlichen Herrn, und deſſen Aufenthalt in Heidelberg Wiſſenswürdiges und Charakteriſtiſches berichtete, iſt bereits an einem andern Orte mitgetheilt worden. Cornelius war auch im häuslichen Kreiſe liebenswürdig wie immer. Feuriger italieniſcher Wein oder ein vortrefflich bereiteter Punſch bildeten die Wärmeleiter der Unterhaltung.

Ehe ich noch einige für Cornelius charakteriſtiſche Aeußerungen aus ſeinen Geſpächen mit uns anführe, geſtatte ich mir, folgendes von ſeiner liebevollen und rein menſchlichen Theilnahme für uns norddeutſche Wandervögel zeugendes Beiſpiel mitzutheilen. Wir beabſichtigten, in München ein kunſtkritiſches Journal zugleich in Verbindung mit einem literariſchen Blatte herauszugeben. Der Proſpect wurde von Cornelius geleſen, die Einholung der Erlaubniß allſeitig betrieben, mit einem münchner Buchhändler eine Unterhandlung angeknüpft. Obgleich letztere zu einem glücklichen Fortgange ſich anzulaſſen ſchien, zeigte es ſich ſpäter doch, daß die Regierung, welche uns die Herausgabe des Journals unter dem Titel „Walhalla" geſtattete, minder bedenklich war, als der von mehrern Zwiſchenträgern eingeſchüchterte Buchhändler. Ich ſelbſt fühlte, daß ein literariſch-kritiſches Journal in München noch nicht an der Zeit ſei, und gab die Redaction deſſelben und ſomit die Einbürgerung in dem mir lieb gewordenen München auf. Aber an einem traurigen, ſonſt ſonnenhellen Tage zerſchlug ſich auch die Angelegenheit des Kunſtjournals. Cornelius hörte nicht ſobald von dieſem ſchmerzlichen Reſultate, dem wir eine lange Zeit und die beabſichtigte Reiſe nach Wien geopfert hatten, als er auch ſchon ſich ſelbſt gegen neun Uhr Abends nach unſerer ziemlich entfernten Wohnung auf den Weg machte, um uns zu tröſten, aufzumuntern und mit uns die ferneren Maßregeln zu beſprechen. Welche erquickende Theilnahme von einem Manne wie Cornelius! In Norddeutſchland würde man die Wellen einer wenn auch nur angenommenen Gleichgültigkeit über eine ſo verfehlte Unternehmung haben ſchlagen laſſen, um ſich nicht fernerhin zu compromittiren und zu incommodiren.

Ueber Cornelius' religiöſe und politiſche Anſichten ausführlicher ſprechen, hieße jenen indiscreten Weg ein-

Digitized by Google

ſchlagen, der jetzt ſo breit und von ſo Vielen betreten iſt, daß wir Schriftſteller, Angeſichts der Beſſern, insgeſammt darunter zu leiden haben. Es gibt heilige Stätten in der Perſönlichkeit eines Menſchen, die man nicht enthüllen, deren Vorhang man nicht vor aller Welt lüften ſollte. Die Gaſtfreundſchaft, womit ein großer Menſch Einzelne in dieſe Heiligthümer einführt, darf nicht gemißbraucht werden. Man ſoll nicht das Garderobezimmer, wo die bunten Kleider unſerer politiſchen Anſichten und die Meßgewänder unſerer religiöſen aufbewahrt ſind, Stück für Stück ausbeuten und in der Krämerbude ſeines Buches aller Welt zur Schau ſtellen; es gibt manches Stück darunter, welches wir nur vor uns und wenigen Erwählten anlegen, worin wir um aller Welt willen nicht vor der geſchwätzigen Menge erſcheinen möchten. Nur ſo viel von Cornelius: er iſt von Herzen ein Katholik, aber als ſolcher einer der aufgeklärteſten; er gehört nicht zur ſtricten Obſervanz, zu den Katholiken quand même; aber ſein religiöſer und Kunſtcultus fallen bei ihm zuſammen; er kann unmöglich treulos ſein gegen eine Religion, welche an ſeiner bildenden Phantaſie, ſeiner Kunſtbegeiſterung die unveräußerlichſten Mutterrechte erworben hat; er kann ſich dem Proteſtantismus nicht zuwenden, innerhalb deſſen jedes Individuum ſich ſeine eigene innere Kirche macht, eine Kirche, die eben ausſieht, wie unſer Inneres, meiſt kahl, nackt, bildlos, oder monſtrös myſtiſch, mit verzerrten und geſchmackloſen Gebilden unſerer eigenen Phantaſie ausgeſchmückt. Er kann nicht proteſtiren gegen ſeine Kirche, er müßte denn zugleich gegen die innere Wahrheit ſeiner eigenen Kunſtgebilde Proteſt einlegen. — Daß er aber ein freiſinniger, dem geiſtigen Fortſchritte der Menſchen entſchieden das Wort redender Mann iſt, daran zu zweifeln, hieße ihm Unrecht thun. „Das macht die Mönchserziehung!“ rief er aus, als er von den betrübenden Mordthaten vernahm, welche die wüthende Menge in den von der Cholera heimgeſuchten Städten Siciliens begangen hat.

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus Schwerin.

[Anmuthige Umgebungen der Stadt. Schloß und Schloßgarten. Alter Garten. Bauliches. Gefährliches Pflaſter.]

Durchblättere ich ſo manchmal die gewaltige Maſſe der erſcheinenden Journale, ſo find' ich wohl gar oft in ihnen große, wenigſtens lange Berichte aus kleinen Orten, ſelten aber, oder faſt nie, aus Schwerin. Das betrübt denn mein patriotiſches Herz immer gar gewaltig, und ich denke dann ſo bei mir ſelbſt: Sollte Schwerin, dieſe kleine Reſidenzſtadt eines kleinen Großherzogthums, einen Vergleich mit ſolchen Städten zu befürchten haben? Sollte ſich nicht auch Merkwürdiges in ihrem Schooße befinden? Warum bleibt ſie denn immer in ein ſo myſtiſches Dunkel gehüllt, und gibt ſo wenig Zeichen des Lebens von ſich? Jede dieſer Betrachtungen koſtet mir immer ein Paar trübe Stunden, und regt auch wohl bisweilen den Wunſch in mir auf, ſelbſt einmal eine Correſpondenz aus Schwerin zu ſchreiben, aber ſchüchtern ob des ungeheuren Wagniſſes verſteckte ſich immer wieder dieſer Gedanke. Heute jedoch — ich weiß nicht mehr in welchem Journal — las ich einen ganz langen Bericht aus den Fürſtlich Reuß-Greiz-Schleiz-Lobenſtein-Ebersdorfiſchen Landen, und dieſer Reuß-Greiz-Schleiz-Lobenſtein-Ebersdorfiſche Artikel begeiſterte mich ſo gewaltig, daß es feſt bei mir beſchloſſen ſtand, ein Correſpondent der Stadt Schwerin zu werden. Raſch nun, damit dies edle Feuer nicht verloderte, eilte ich nach Hauſe, legte den größten feinſten Briefbogen zurecht, nahm, damit doch etwas Scharfes an der Correſpondenz mitarbeite, meine ſchärfſte Stahlfeder, und ſchrieb mit kecker Hand die Ueberſchrift: „Correſpondenz aus Schwerin.“ Soweit war nun auch Alles gar leicht und ſchnell gegangen, jetzt aber ſtockte es ganz gewaltig; wie ſollte ich den großen, intereſſanten Stoff, den Schwerin mir darbot, beherrſchen? wie ihn ordnen? womit ſollte ich beginnen? womit enden? und faſt hätten dieſe Schwierigkeiten mich von meinem Wagniß wieder abgeſchreckt: aber, was man anfängt, muß man auch vollenden, dacht' ich, und ſchrieb weiter, und ſo möge es mir verziehen werden, wenn ich mich an keine beſtimmte Ordnung kehre, und Alles ohne zierliche Uebergänge bunt durcheinander werfe.

Erhielt' ich in Schwerin einen Beſuch von einem Fremden, ſo würde ich gewiß, und jeder Schweriner, wenn anders er ſeinen Vortheil nur recht verſtände, würde es eben ſo machen, meinen Gaſt, um ihm eine günſtige Meinung von unſerer Stadt abzugewinnen, ſo ſchnell wie möglich aus der Stadt ſelbſt weg und in die Umgegend führen, würde da mit ihm den Schelfwerder mit ſeinen düſtern Eichen- und Buchenhainen beſuchen, würde das freundliche, an den Ufern des großen See's ſo traulich erbaute Zippendorf und andere ähnliche Punkte nicht vergeſſen, und ich wäre ſicher, mein Gaſt würde, wenn er nur ein Quentchen Gefühl für Naturſchönheiten beſäße, nicht anſtehen, zu erklären, daß Schwerin, umgürtet von ſeinen Seen, ſich hinſichtlich der Lage wohl mit den meiſten Städten Norddeutſchlands meſſen könne. — Müßten wir nun in die Stadt zurückkehren, ſo würde ich es, wo möglich, einzurichten ſuchen, daß wir zuerſt den Schloßgarten beträten, jenen Schloßgarten, angelegt nach den Regeln Le Notre's, mit hohen geraden Alleen, ſtehenden Canälen und weiß angeſtrichenen Statuen, griechiſchen Götter-Fratzen, der dem Schweriner iſt, was der Thiergarten dem Berliner, der Prater dem Wiener und der große Garten dem Dresdner. Dann wird das Schloß beſehen. Ich muß bekennen, das alte Schloß iſt mir bei weitem das liebſte Gebäude in Schwerin. Betrachtet man deſſen Theile einzeln und genau, ſo wird man ſie alle für plump, geſchmacklos und den architektoniſchen Regeln widerſtrebend finden, und doch macht es, wie es ſo einſam, von hohen Bäumen

Digitized by Google

umlaubt, auf ſeiner Inſel ſteht, mit ſeinen Zinnen und Thürmchen und dem Gemiſch von gothiſcher, morgenländiſcher und moderner Bauart, einen ſo eigenen, faſt wehmüthigen Eindruck. Ich glaube, ich könnte ſtundenlang vor dieſem grauen, in ſich zerriſſenen, Gebäude ſtehen, und würde immer Stoff zu neuen Betrachtungen finden. Wär' ich ein Poet, was leider nicht iſt, und hätte die Verwegenheit, in Schwerin dichten zu wollen, ſo ging' ich gewiß an einem ſchönen ruhigen Sommerabende, oder auch, wenn der Sturm die Wolken am düſteren Horizonte peitſchte, auf den Wall des Schloſſes, da wo der See ſeine Waſſerfläche vor meinem Auge hinbreitet. Würd' ich dann nicht begeiſtert, ſo wäre wohl kein Fünkchen von Poeſie in mir! — Vom Schloß hätten wir nicht allzuweit bis zum Alten Garten, dem Stolz der Schweriner. Es iſt auch wahr, der Alte Garten iſt unbedingt der ſchönſte Platz in Schwerin. Dazu gehört freilich nicht gerade beſonders viel, aber der Garten kann vielleicht mit der Zeit noch ein recht ſchöner Platz werden, nur fehlt gegenwärtig noch ziemlich viel dazu. Hier auf dem Alten Garten würde ich nun meinem Gaſte zuerſt das vor einigen Jahren neu erbaute Schauſpielhaus zeigen, welches ein ganz ſtattliches Gebäude iſt, obgleich zwar Läſterzungen hier behaupten wollen, es habe von Außen große Aehnlichkeit mit einer im vergrößerten Maßſtabe erbauten Scheuer. Sie haben aber wohl Unrecht. — Und das Innere des Hauſes iſt über jeden Tadel erhaben; ich wenigſtens habe noch wenige Theater gefunden, welche einen ſo heiteren fröhlichen Eindruck gewähren, als das ſchweriner, wenn die dreifache Reihe der weiß und goldnen Logen gut beſetzt iſt. — Nun einen raſchen Sprung zum Regierungsgebäude, welches, im edelſten Styl nach Schinkel's Idee erbaut, auch der größten Stadt zur Zierde gereichen würde. Hier auf dem Alten Garten werden übrigens auch in Schwerin die meiſten Götter verehrt: im Schauſpielhaus die Thalia und Terpſichore, im Regierungsgebäude der Jupiter, deſſen Statue es auch ſchmückt, und noch ein Halbduzend andere. Jetzt würde ich aber dringend bitten, auf dem weiteren Wege durch die Stadt, wo möglich, die Augen zu ſchließen, oder, wenn dies auch nicht gut anginge, doch wenigſtens das Umherblicken und Muſtern ſo viel wie möglich zu laſſen, denn was man ferner noch in Schwerin ſieht, erweckt nicht die günſtigſte Meinung von dieſer Stadt. Es iſt aber auch wiederum nicht zu leugnen, daß in neuerer Zeit ſehr viel für die Verſchönerung gethan iſt, ſo daß, wer ſie binnen 10 Jahren nicht geſehen hat, ſie an einigen Stellen kaum wieder erkennen würde. Wo früher wüſte Plätze und nur noch im Geripp zuſammenhangende Baraken dem Wanderer entgegenſtarrten, da lächeln jetzt anmuthig neue und meiſt auch geſchmackvoll erbaute Häuſer, ja das alte Rathhaus, früher ſeiner Schrecklichkeit wegen ausgezeichnet, hat auch ſeit einigen Jahren ein neues Gewand angethan. Die meiſten Hauptſtraßen ziert ſchon ein anſtändiges, wenn auch nicht gerade vorzügliches Pflaſter, in einigen Nebenſtraßen hingegen iſt es noch ſo beſchaffen, daß einem etwas vorſichtigen Menſchen dringend zu rathen iſt, ſein Teſtament zu machen, bevor er ſich in dieſelben wagt.

(Der Beſchluß folgt.)

Notizen.

[Louis Huth.]

Der als Liedercomponiſt in Berlin mit Curſchmann concurrirende Componiſt Louis Huth, ein Mecklenburger, iſt in dieſen Tagen hier angekommen, und zwar nicht leer, da er eine Oper, „Genoveva,“ mitgebracht hat, um ſie hier, wo möglich, zur Aufführung zu bringen. Schreiber dieſer Zeilen kennt nur die Ouverture nach dem Clavierauszuge und muß geſtehen, daß ihm das Romanzenthema darin ſehr anmuthig und das Allegro zwar in ſtrengerm Style gehalten, aber doch im Ganzen frei und ungezwungen erſcheint. Die Oper hat bereits in Neu-Strelitz eine Aufführung erlebt und, nach Ausweis mehrerer unabhängiger Journale, die günſtigſte Aufnahme gefunden. Bei dem Mangel an neuen deutſchen Opern iſt die Genoveva des Herrn Huth wohl zu beachten. — Wir bemerken noch, daß ſein Lied „der Reiter und ſein Liebchen“ (der Verfaſſer des Liedes theilt jetzt leider, wie es heißt, das unglückliche Loos von Lenz, Hölderlin und andern deutſchen Dichtern) auf der Königsſtädtiſchen Bühne mit entſchiedenem Beifall aufgenommen worden iſt. Möge das gaſtfreie Leipzig dem beſcheidenen Componiſten freundlich entgegenkommen! 12.

[Johanna Schopenhauer.]

Am 17. April entſchlief die Hofräthin Schopenhauer in Jena, 73 Jahre alt, ſanft vom Schlage gerührt. Wenige Tage vor ihrem Tode hatte ſie noch mit einer leipziger Buchhandlung wegen ihrer Memoiren, mit denen ſie in der letzten Zeit beſchäftigt geweſen, abgeſchloſſen. Sie waren auf drei Bände berechnet. Nun findet ſich nur der erſte Theil im Manuſcript vor; er erzählt ihre Kindheit und erſte Jugend bis zu ihrer Flucht aus Danzig. Die wichtigſten Erlebniſſe hatte ſie offenbar in Weimar, wo ſich ſeit ihrer Bekanntſchaft mit Fernow ein Kreis der glänzendſten Geiſter um ſie verſammelte, die ſich gern in ihrer wohlthuenden Nähe erſchloſſen.

[Deutſche Monumentomanie.]

Die Sucht der deutſchen Nation, ihre merkwürdigen Menſchen erſt nach dem Tode zu ehren, erinnert an ein altes Luſtſpiel von Stephan Schütze: „Der Dichter und ſein Vaterland,“ das im Jahre 1808 in Leipzig bei Steinacker erſchien. Es iſt ein Vorſchlag zu einer Todtenfeier für alle Dichter, die geſtorben ſind und noch ſterben werden. Myrtengrün, der Poet, will im Stücke Hungers ſterben. Allein der Hunger giebt ihm einen witzigen Einfall. Er fingirt ſeinen Tod. Da trauert das Vaterland, und Enthuſiaſten erheben ſich, ihm ein Denkmal zu errichten. Man ſubſcribirt, und eine anſehnliche Summe kommt zuſammen. Nun tritt Hr. Myrtengrün wieder vor und dankt im Namen ſeiner Leiche, bei lebendigem Leibe, für die ſchätzbare Summe. Das Vaterland kann nicht zurücktreten, Myrtengrün iſt ein reicher Mann.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 82. — den 27. April 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Peter von Cornelius.

(Fortſetzung.)

Ob Cornelius Abſolutiſt, Republikaner oder ein conſtitutionelles Mittelding iſt, weiß ich eigentlich nicht zu ſagen, bleibt ſich auch bei einem Künſtler wie Cornelius ziemlich gleich. Jedenfalls wird ihm der Staat der liebſte ſein, welcher am meiſten das begünſtigt, was ihm am meiſten am Herzen liegt, die Intereſſen der Kunſt. Mithin iſt es jetzt Baiern. Am liebſten, ſagte er, lebte er in Rom, und nach Rom in München. Er möchte München mit keiner andern Stadt Deutſchlands vertauſchen. Aber in welchem Staate auch Cornelius lebte, ſo würde er unter keiner Bedingung gegen deſſen Gebrechen blind ſein. Bureaukratie, Beamtenſtolz, Hof-Hoffarth und Ceremonienweſen, einſeitiges Vorwalten militairiſcher Inſtitutionen, ſpeculirender Kaufmannsſinn, Einſchränkung der Volksthümlichkeit und der Volksluſt müſſen Cornelius verhaßt ſein und ſind es. Der Künſtler gilt ihm, der Dichter — der Menſch. Was man ſo „zu Hofe gehen" nennt, thut er wohl ſelten, und iſt darum von ſeinem Könige nicht weniger geſchätzt. Sonſt könnte er auch wohl, wenn er es wünſchte, den Kammerherrenſchlüſſel tragen. Nie ſah ich ihn mit dem Abzeichen ſeines Ordens, nie auch nur im Leibrock, der bei ihm als ein ſteifes unkleidſames Kleid gewiß nicht in Gunſt ſteht. Man erſcheint bei ihm am beſten im Oberrock, und Stieglitz durfte, trotz ſeines majeſtätiſchen Bartes, der weit über den nackten Hals herabfließt, bei Cornelius zu Tafel ſitzen. Meiſter Cornelius lachte laut auf, als ich von einigen Abendgeſellſchaften in Berlin erzählte, wobei man verbunden iſt, den Hut zwiſchen den Knieen zu halten, ſo lange man ſitzt, oder gar einen Armhut zu tragen, wie es jetzt hier und da in Berlin geſchieht. Einmal war er genöthigt, ſeine Staatsuniform anzulegen, was ihm gewiß einige Ueberwindung gekoſtet hat. Es war zu der Zeit, als der kunſtſinnige Kronprinz von Preußen in München verweilte und Cornelius den Auftrag hatte, in den Kunſtſälen der Cicerone Se. königlichen Hoheit zu ſein. Der Kronprinz, welcher Cornelius von Rom her kennt und ſein Genie und ſeinen Charakter zu ſchätzen weiß, war höchlich erſtaunt, Cornelius ſo blank und ſteif uniformirt zu ſehen. Er lachte einmal über das andere und äußerte ſcherzend, daß er kaum ſeinen Augen traue; er habe nie geglaubt, daß ſich Cornelius und eine Uniform mit einander vertragen könnten. — Cornelius liebt keine Uniformen, nur Kunſtformen.

Gewiß iſt, daß Cornelius auch nicht im entfernteſten revolutionnairer Geſinnung iſt, aber eben ſo gewiß, daß er an unſerer Gegenwart keine Freude, kein Wohlgefallen hat. Er hält ſie, wie andere wackere Männer auch, für nüchtern, abgeblaßt, philiſterös, des Heroismus, der wahren Begeiſterung, der Verleugnung des Egoismus, der Luſt zur großen raſchen That für unfähig. Er findet ſie abſchmeckend, ſäuerlich, und ſprach es einmal geradezu aus, daß ein Volkskrieg, der die ſchlaffen Menſchen aufrüttele und Aufopferungen hervorriefe, jetzt gar

nicht ſo ſehr von Uebel wäre. Dieſer Ausſpruch iſt durch Cornelius' epiſche Natur bedingt. Um ſich darüber einem ſogenannten „Weltſchmerze" hinzugeben, iſt Cornelius, ein durch funfzig Jahre geſtählter Mann, zu wenig modern zerriſſen, und um in eine elegiſch nachklagende Stimmung zu gerathen, zu wenig lyriſch und zu thatkräftig dauerſam. Cornelius ſah ein ungeheures Stück Weltgeſchichte, eine Lawine, wie ſie in ſolcher Mächtigkeit von dem Gebirge der Hiſtorie ſich noch nicht losgeriſſen, vor ſeinen Augen in die Tiefe der Zeit ſtürzen und ſie ausfüllen, bis das allgemeine Niveau da war; er iſt mit den blutigen Thaten der Iliade und der Nibelungen, den Kämpfen der rothen und weißen Roſen, wie ſie Shakſpeare ſchildert, angefüllt, wie ſollte er da der Leerheit nicht inne werden, die für unſere Zeit bezeichnend iſt! — Mit den Conſtitutionen und Landſtänden mag es ihm gehen, wie mir. Auch ich erkenne ſie an als gediegene Baſis des Völker- und Staatslebens, als ein nie aufzugebendes Princip, und ich freue mich, daß dies Princip in die Welt gekommen iſt — aber die Trivialität und Flauheit, das bloße Nützlichkeitsſyſtem und das Princip der größtmöglichſten Sparſamkeit, und die perſönliche Friedensliebe, die ſich Alles gefallen und mit diplomatiſchen Sophismen irre führen läßt — alle jene mattherzigen Motive der Gegenwart haben ſich auch der franzöſiſchen Kammer, wie mehreren deutſchen Ständeverſammlungen, mitgetheilt. Das Volk erhält in vielen derſelben — rühmliche Ausnahmen gibt's auch hier — eine Anleitung, wie man geizt und ſpart und nichts Großes wagt noch daran ſetzt. Habe ich doch ſelbſt in einer ſüddeutſchen Kammer mit angehört, wie man um tauſend Gulden, die für eine wohlthätige Anſtalt angeſetzt waren, knickerte, und eine ſchöne Zeit vergeudete, um ſie ſchließlich aus dem Budget zu ſtreichen! — Hatte man auch triftige Gründe dafür, ſo kenne ich ſie nicht, ſo mag ich ſie nicht kennen. — Die Kunſt zumal muß überall zurückſtehen, aber die Kunſt iſt des Meiſters Cornelius' Augapfel.

Wäre mein Gedächtniß haltiger, ſo würde ich hier die tiefen und großartigen Anſichten des Meiſters über ſeine Kunſt mittheilen; ihre Reſultate liegen in ſeinen Werken vor. In vieler Hinſicht ſcheint er den am meiſten vollendeten Werken Buonarotti's den Vorzug vor allen übrigen, ſelbſt denen des Raphael, einzuräumen, ohne daß er deshalb die Künſtlergröße des göttlichen Jünglings von Urbino irgendwie verkleinern will. Im Gegentheil zeigen viele ſeiner reizenden himmliſchen Perſonen und kindhaften Engel (Kind-Engel würde der dresdner Katalog ſagen), daß er Raphael's ſchlanke oder quellende Anmuth ſehr wohl aufgefaßt und weiter fortgeführt hat. Ueber die düſſeldorfer Malerſchule urtheilt Cornelius minder ſchroff und abſprechend, als andere Münchner, denen freilich die Düſſeldorfer nur aus Abbildungen in Kupferſtich oder Steindruck bekannt zu ſein pflegen. Aber die elegiſche und — um ſo zu ſagen — gemüthszuſtändliche Auffaſſung der Düſſeldorfer liegt einmal der epiſchen Natur unſers Meiſters fern. Ueberhaupt betrachtet er die Oelmalerei als untergeordnet. Er hat ſich damit wenig befaßt und, ſo viel ich weiß, nur ein einziges Oelbild gemalt, welches ſich im Beſitz des gleich berühmten Thorwaldſen befindet, der es auch durchaus nicht wieder herausgeben will.

Cornelius iſt ſich ſeiner Künſtlergröße und ſeines Genies ſehr wohl bewußt, ohne deshalb von ſich und ſeinen Leiſtungen viel zu ſprechen, das Geſpräch darauf zu leiten, oder von Andern zu erwarten, daß ſie die Unterhaltung nach dieſer Seite hin lenken werden. Ganz entgegengeſetzt ſo Vielen, welche tief unter ihm ſtehen, und ſich nur wohl befinden, wenn von ihnen und ihren Werken die Rede iſt. Schweift man von ihrer Perſon ab, ſo empfinden ſie Heimweh nach ihrem eigenen Ich und vergehen vor Langweile. Nur wenn Cornelius warm wird, hört man wohl von ihm ein entſchiedenes Wort in Bezug auf ſich. So ſprach er einmal von einer Skizze, welcher daſſelbe Sujet zu Grunde lag, das auch ein anderer ſonſt von Cornelius rühmlich anerkannter Künſtler behandelt hatte. „Den Moment" rief Cornelius aus, „habe ich beſſer aufgefaßt; ich hab' es beſſer gemacht; warum ſoll ich's nicht ſagen, Ihr Herren? — Ich fühl' es, ich weiß es." — Wo aber ein Cornelius etwas weiß, da iſt kein Zweifel daran, daß er es gewiß weiß. — „Ich ſtehe Jedem gleich," ſagte er ein anderes Mal, „ich bin ſo gut ein König in der Kunſt, wie ein König König iſt in ſeinem Lande." — Es iſt nicht wahr, was ich hier und da in München hörte, daß Cornelius auf mehrere ſeiner Schüler und beſonders auf Caulbach eiferſüchtig ſei. Dieſem lügneriſchen Gerücht muß ich widerſprechen. Cornelius äußerte ſich in unſerer Gegenwart ſtets mit großer und warmer Anerkennung über Caulbach, den er auch, trotz Caulbach's phantaſiereicher und gewaltiger Hunnenſchlacht, einer drohenden Ueberflügelung wegen nicht zu fürchten hat. — Seinen deutſchen (nicht preußiſchen, nicht baieriſchen, nicht fürſtlich lichtenſtein'ſchen oder ſonſt privilegirten Binnen-) Patriotismus beurkundete er häufig. „Ich bin ſtolz darauf," ſagte er,

Digitized by Google

„ein Deutſcher zu ſein. Wenn ich etwas gewirkt habe, ſo möchte ich's für Deutſchland gewirkt haben. Dem deutſchen Vaterlande gehört meine Liebe, meine Kraft, meine Wirkſamkeit!" —

Dieſe Worte denke ſich der Leſer als Facſimile unter dem von mir flüchtig umriſſenen Portrait eines Mannes, den ſein Charakter und ſeine Werke unbedenklich zu einem der größten unter ſeinen deutſchen Zeitgenoſſen ſtempeln. Manche Züge, welche das Bild vervollſtändigen konnten, mußte ich unterdrücken, um nicht indiscret zu erſcheinen. Aber über Cornelius zu ſprechen, war mir Herzensbedürfniß und, der deutſchen Nation gegenüber, auch Pflicht, wenn als Pflicht erſcheint, der Nation ihre wahrhaft großen Charaktere näher zu rücken.

Ich kann mir nicht verſagen, über Cornelius' Leiſtungen, wie ſie in der Glyptothek und der Ludwigskirche vor uns aufgeſchlagen ſind, einige Worte hinzuzufügen. Ich habe bereits geſagt, daß ſeine Natur eine epiſche ſei, die ſich indeß in ihren Hauptmomenten zu einem dramatiſchen Kern zu condenſiren wiſſe. So in der berühmten Darſtellung des Unterganges von Troja in der Glyptothek. Hier iſt keine epiſche Expanſion und Auseinanderlegung, hier iſt dramatiſche Concentration, Vereinigung mehrerer Unteractionen zu einer Hauptaction im Raum einer und derſelben Scene, hier iſt tragiſcher Abſchluß, die Kataſtrophe des Dramas, der Hereinbruch des Fatums, die plötzliche Entladung der Wolken, welche donnernd hingen über Ilium. Dieſe Darſtellung hinterläßt einen eben ſo gewaltigen und lang nachhaltenden Eindruck, wie nur immer die tragiſche Kataſtrophe der Nibelungen, des Lear oder Hamlet. Wie das Geſicht einer geliebten Perſon, welche man ſterben ſah, nie unſer Lebelang verwiſcht werden kann, ſo dieſe Greiſin Hekuba mit ihrem ſtarren, thränenloſen, verſteinten Antlitz, worin ſich die Verzweiflung incruſtirt hat; dann vor ihr der langgeſtreckte, todte Rieſenleib des Königs, ringsumher aber die verzweifelnden, reſignirenden, abwehrenden und wahrſagenden ſchönen Töchter und all' das mordluſtige Gewühl der griechiſchen Helden, Flammen, Tod und Ruin! — Man kann nicht ſagen: hier iſt Raphael, hier iſt Buonarotti, man muß ſagen: hier iſt Cornelius, hier iſt ein unabhängiges Werk! Es iſt darin, bei aller Combinationsgabe, die verſtändige Anordnung der Modernen ſichtbar. Nichts iſt müßig, keine Figur der bloßen ſchönen Füllung oder der ſymmetriſchen Anordnung wegen da, wie es uns ſelbſt bei Raphael hier und da begegnen mag — jede Figur iſt individualiſirt, dient zum Ausdruck einer beſtimmten Leidenſchaft, und greift in die Handlung des Ganzen mit ein.

(Der Beſchluß folgt.)

Correſpondenz.

Aus Schwerin. (Beſchluß.)

[Geſelliges und literariſches Leben. Theater.]

Vom Pflaſter der Stadt gehe ich nun ohne Weiteres zu den Menſchen über, die es betreten. Das geſellige Leben und Treiben hier ſtimmt eigentlich mit dem Aeußeren der Stadt ſelbſt überein; es bietet einige Glanzpunkte, aber auch viele Schattenſeiten dar. Zu den erſteren rechne ich, wie billig, die hier während des Carnevals Statt findenden Subſcriptions-Bälle, zu welchen jeder Gebildete, ohne Unterſchied des Ranges, Zutritt findet. Gewiß, Niemand, er müßte denn ein arger Miſanthrop ſein, wird immer dieſe heitern Geſellſchaften, die in dem ſchönen, ja prachtvoll zu nennenden, Tanzſaal des Schauſpielhauſes Statt finden, unbefriedigt verlaſſen. — Deſto mehr ſticht aber das übrige geſellige Leben hiervon ab, denn dies iſt wirklich ſo ſteif und ſo ſtreng nach Ständen und Kaſten geſchloſſen, wie es wohl ſonſt nirgends mehr in Deutſchland zu finden iſt. Schwerin mit ſeinen 14,000 Einwohnern beſitzt 5 oder 6 ſtreng abgeſonderte Klubs und Vereine. Dieſe Angabe möge genügen. Von dem Geiſte, der in dieſen Klubs herrſcht, kann ich Ihnen nichts berichten. Dieſer Artikel iſt überhaupt, auch wenn man des Diogenes Laterne in die Hand nimmt, ſchwer zu finden, zumal da Theater und Klatſchereien den Stoff zur Converſation liefern. Dieſe Klatſchgeſchichten dagegen werden aber auch hier mit einer Virtuoſität und Kunſtfertigkeit betrieben, die faſt an Geiſt erinnern und den Mangel daran kaum merklich machen. Selbſt die unſchuldigſten Begebenheiten werden aufgeſpürt und ſo lange verdreht und verändert, bis am Ende ganz artige Geſchichten daraus entſtehen. Würde Alles hier mit ſolchem Geſchick und Eifer betrieben wie die Erfindung ſolcher Geſchichten, Schwerin würde unbezweifelt bald eine der erſten Städte werden. — Literariſches Leben herrſcht hier, wie überhaupt in Mecklenburg, bis jetzt noch wenig, wird ſich mit der Zeit aber wohl mehr und mehr entwickeln. Einige in unſern Mauern lebende Schöngeiſter und Gelehrte haben ſich übrigens im Auslande Namen und Ruf erworben. Für geiſtige Nahrung ſorgen hinlänglich die zwei ſehr gut aſſortirten Buchhandlungen der Firma Stiller und des Hrn. Kürſchner, und die trefflich eingerichtete Leihbibliothek deutſcher und franzöſiſcher Bücher des Letzteren. Dieſe Anſtalt iſt wirklich für Schwerin von großem Werth, und die Leitung derſelben muſterhaft zu nennen; wenigſtens iſt es mir, einem ſehr eifrigen Leſer, nie vorgekommen, vergebens nach einem neuen bedeutenden Werke der ſchönen Literatur zu fragen. Der damit verbundene Journal-Leſezirkel hat noch manche Lücken. Soll ich nun auch vom Hoftheater berichten? Wenn ich ſchriebe: D. G. oder X. beſitzt die herrlichſte mir bekannte Silberſtimme, oder H. H. oder Z. wetteifert an Feinheit und Durchdachtheit des Spiels mit Seidelmann, ſo hätte ich meine lieben

Digitized by Google

Landsleute gegen mich; ein Theil von ihnen würde behaupten, ich hätte dies nur aus bitterer Ironie geſagt, der andere hingegen, ich hätte ſchreiben müſſen: Die G. oder X. iſt bei weitem die beſte Sängerin, die jemals exiſtirt hat, exiſtirt und exiſtiren wird, oder H. H. oder Z. übertrifft Seidelmann und andere Koryphäen der deutſchen Bühnenkunſt bei weitem. Darum will ich lieber nichts von unſerem Hoftheater erwähnen, als daß es ein Theater von außerordentlichem Glanze ſei. Dies möge ſich Jeder nach Belieben auslegen. An Gäſten hatten wir Hrn. Meyer aus Hamburg, und Hrn. Gern aus Berlin, der zehn Abende hintereinander den größern Theil des Publikums erfreute. Erwartet wurde Mad. Deſſoir aus Leipzig. In der Oper gaſtirten Mad. Fiſcher-Moneaſſa, vom Theater in Kadix, eine ſchöne ſtarke Stimme mit ausgezeichneter Methode, Dem. Kunth, vom Kärnthnerthor-Theater in Wien, in vielen Dingen eine Anfängerin. An fremden Virtuoſen hörten wir im Theater den Pianiſten Tauſig aus Wien, den Kammermuſikus Belke aus Berlin, auf der Baßpoſaune, und den Violiniſten Ole Bull, an deſſen gewaltigem Spiele meine Kritik verſtummen möge. —

Notizen.

[Feuerbach über Bayle.]

In Nr. 67.—69. der berliner Jahrbücher leſen wir einen vortrefflichen Artikel von L. Feuerbach über Erdmann's Geſchichte der neuern Philoſophie. Die Pedanten haben ohne Zweifel mancherlei daran auszuſetzen; wer es aber nicht mit ſchwerfälligem Wortkram, ſondern mit friſchem Geiſte hält, wird ſich an der Weiſe des Verfaſſers erquicken, der ſeine gründliche Gelehrſamkeit an das Leben und die Intereſſen der Gegenwart heranbringt, und mit dieſer die Vergangenheit erhellt und erwärmt. Sehr gut nimmt er ſich Baco's an, und vortrefflich des verkannten Bayle, dem unſer zimperliches Jahrhundert ſogar die „Obſcönitäten" ſeines Dictionnaire vorwerfen will. Hr. Feuerbach ſagt darüber ſchlagend: „Bayle geht auf das Particuläre, Perſönliche ein. Die Beſchaffenheit ſeines Werkes führt ihn nothwendig nicht nur in die Gaſtzimmer, ſondern auch in die geheimſten Cabinette ein. — Was ſoll er thun? weglaufen, oder gar eine moraliſche Standrede halten? Nein! Er iſt Hiſtorienmaler, er ſchildert alſo. Aber wie? mit „Wohlgefallen?" Warum nicht? das Wohlgefallen iſt verſchiedener Natur. Bayle ſchildert ſchlüpfrige Situationen allerdings nicht mit moraliſchem Mißfallen, aber auch nicht mit moraliſchem, ſondern mit komiſchem Wohlgefallen. Die obſcönen Sachen ſind für ihn keine Schau-, ſondern Luſtſpiele. Sie haben aber auch oft für ihn eine ernſte Bedeutung, indem ſie ihm die Gewalt der Natur darſtellen. Daher die ſchönen Stellen über die Liebe: er nennt ſie l'ame du monde. Worüber man aber lacht, darüber drückt man ſein Befremden aus, ſeine Verwunderung, — und zwar darum, weil man das Ding ſo findet, wie es nicht ſein ſoll. — Ueberdies verdanken wir dieſem freien und unbefangenen Wohlgefallen Bayle's oft höchſt intereſſante hiſtoriſche und pſychologiſche Notizen. Ehren wir alſo auch in dieſer Beziehung Bayle's Andenken und laſſen ſeine Aſche in Frieden, aber am Leben ſeinen kritiſchen Geiſt!"

[Schriftſteller-Honorare in der alten Zeit.]

Unter dem Klatſch aus der weimarſchen Genieperiode, den der Nachlaß des alten Böttiger auftiſcht, finden wir auch Folgendes: „Das Erſte, wofür Wieland einen Ducaten Honorar bekam, war Araspes und Panthea. Für den Shakſpeare erhielt er pro Band, im Deutſchen gedruckt, 10 Carolin. Es war etwas Unerhörtes, als Reich Wielanden 2 Louisd'or pro Bogen zahlte. Reich wußte dies aber auch in allen ſeinen Briefen recht geltend zu machen, zumal da er allerdings das Unglück hatte, daß immer in vier Wochen auch ſchon ein Nachdruck des Wieland'ſchen Werkes da war."

Eine andere Mittheilung deutet an, daß Goethe für den Wilhelm Meiſter, erſte Auflage, 4 Louisd'or pro Bogen bekam, indem Wieland, wie Böttiger, der lachende Philiſter, erzählt, geäußert habe: anfänglich ſei der Roman auf vier Bände beſtimmt geweſen, allein die 4 Louisd'or pro Bogen hätten ihm „ſo gut geſchmeckt," daß es noch ſechs oder acht Bände werden könnten.

[Ungedruckte Verſe von Goethe.]

In Böttiger's Nachlaß ſteht die Geſchichte einer Selbſtmörderin, die, den Werther in der Taſche, in der Ilm bei Weimar aufgefunden wurde. Dies erinnert an die vielen verkehrten Wirkungen jenes Buches, die auf das Gemüth des Dichters trüben Einfluß hatten. Man hat einige ungedruckte Verſe, zu den römiſchen Elegien gehörig, die dieſen Unmuth ausſprechen, den Goethe über die Verfolgungen um Werther's und Lottens willen empfand. Wer Goethe's Arbeitszimmer in Weimar betreten hat, erinnert ſich des alten Manuſcriptes der römiſchen Elegien, das Bibliothekar Kräuter, damals Secretair bei Goethe, ohne deſſen Mitwiſſen vor dem Flammentode rettete. In dieſem ſind viele Varianten befindlich, oft ſehr naive, oft ſehr proſaiſche erſte Lesarten, die der Dichter verbeſſerte, bevor er die Verſe veröffentlichte. Gleich in einer der erſten Elegien ſtehen die alten, ausgemerzten Verſe:

Ach, wie hab' ich ſo oft die thörichten Blätter verwünſchet,
Die mein jugendlich Leid unter die Menſchen gebracht,
Und wenn Werther mein Bruder geweſen, ich hätt' ihn erſchlagen:
Kaum verfolgte mich ſo rächend ſein trauriger Geiſt.

[Moritz Carriere über Herbart.]

Das berliner Converſationsblatt will Moritz Carriere tadeln, daß er mehr Pietät für Spinoza als für Herrn Herbart in Göttingen hegt, und dieſem ſeine Mißverſtändniſſe des hohen Philoſophen, ſeine Blößen und Schäden mit friſcher Dreiſtigkeit aufdeckt. Einſichtige freuen ſich an dieſer friſchen Rüſtigkeit Carriere's.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 83. — den 28. April 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Peter von Cornelius.

(Beſchluß.)

Dieſe Kraft, zu concentriren, iſt Cornelius eigenthümlich*). Welch ein Gewirr von Lebenden und Todten, von Angreifenden und ſich Vertheidigenden, von Flüchtenden und Nachſetzenden, von Verwundeten und Sterbenden, von Roß und Mann, bietet eine andere Darſtellung des Künſtlers, die Darſtellung des Kampſes zwiſchen Hektor und Ajas, dem Telamonier, um des Patroklus Leiche. Und doch iſt Alles klar, ſcharf gegliedert und bis ins Einzelnſte zu verfolgen, ſo daß man nicht weiß, was man hier mehr bewundern ſoll, die anhäuſende Unruhe der dichteriſchen Phantaſie, oder die ſichtende Ruhe des künſtleriſchen Verſtandes. — Weniger hatte des Meiſters Genie Gelegenheit, ſich auf einer dritten Hauptdarſtellung zu bethätigen, ich meine des Achilles Streit mit Agamemnon. Die Hauptfiguren ſind ſchön, trefflich gedacht, die weiblichen beſonders reizend, lieblich, wie man ſich nur die roſige Briſeïs denken kann, aber das Bild gewährt keinen rechten Haltpunct für das Auge, welches von einer Figur zur andern ſchweift, weil es jede an ſich anziehend aber doch mehr vereinzelt findet. Das Bild hat bei alledem viel Mannichfaltigkeit und Verſtand, und trägt mit ſeinen Seitengruppen und der landſchaftlichen Umgebung einen heitern, idylliſchen Anſtrich. Aber die Größe des Cornelius'ſchen Genies zeigt ſich am hervortretendſten im Gewühl, im Widereinanderrennen der Leidenſchaften, im Aeſchylei'ſchen Pathos. — Ich ſchweige von den übrigen Darſtellungen in der Glyptothek, die eine ſo reiche Erfindungsgabe, ein ſo tiefes Eingehen in den Mythus, eine ſo große Fülle von bildneriſchen Gedanken beurkunden, daß man billig erſtaunen muß.

Wie Cornelius in der Glyptothek ein vollſtändig heidniſch-homeriſches Epos zur Erſcheinung brachte, ſo dichtet er jetzt ein chriſtlich-bibliſches Epos in der Ludwigskirche, welche gewiſſermaßen nur gebaut iſt, um dem Genie des raſtlos thätigen Meiſters zur Unterlage für ſeine ungeheure Compoſition zu dienen. Ich nenne ſie eine ungeheure, ſie wird den größeren Raum der Kirche in Anſpruch nehmen; ſie wird uns an den Seitenwänden des Presbyteriums einerſeits die Geburt — eine gedankenſchwere figurenreiche Compoſition — andrerſeits die Kreuzigung Chriſti zur Anſchauung bringen; ſie vertheilt an die mittlere Kuppel und die Seitenkuppeln die Gemeinſchaft der Heiligen — die Evangeliſten, die Kirchenväter, die Patriarchen und Propheten, die Apoſtel und Märtyrer; endlich nimmt ſie den Raum des Altarbildes der ganzen Höhe der Kirche nach für die Darſtellung des jüngſten Gerichts in Beſchlag. Hier haben wir alſo wieder eine Kataſtrophe, wie in der Zerſtörung Troja's, und zwar die furchtbarſte, die Kataſtrophe des Weltgerichts, wobei freilich die himmliſche Gerechtigkeit die poetiſche vertreten muß. Dies Freskobild iſt das koloſ-

*) Auch in Skizzen. Auf einem Blatte weiß Cornelius faſt den ganzen Fauſt zur Anſchauung zu bringen.

ſalſte, was man ſehen kann. Die Figuren in der Höhe, obgleich wohl zwei Mal über Lebensgröße, dürften vom Boden aus ſchwerlich halb lebensgroß erſcheinen, und der ſonſt ſo markirte Ausdruck in den Geſichtern mit unbewaffnetem Auge nicht zu eckennen ſein. — Gott Weltrichter ſchwebt in der Höhe, umgeben von pſalmodirenden Heiligen. Darunter der Engel mit dem aufgeſchlagenen Buche des Lebens und Todes. Sein kurzes lichtes Haar wird wie von einem Sturm zurückgeweht. Sein Verhalten iſt parteilos, ſein Geſicht ohne eigentlichen Ausdruck, unbeweglich, ſtarr, ſein Blick groß, ſcharf, aber theilnahmlos — eine gewaltige Figut. Links vom Standpuncte des Beſchauers aus ſteigen die Seligen in die Verklärung hinauf; da winken die Engel mit Palmenzweigen, da iſt ſüße Gemeinſchaft, Friede, Freude und Seligkeit. Der Künſtler hat manche zarte Idee in dieſe geordneten ſanft aufſchwebenden Gruppen gelegt; ſo führt ein Engel, deſſen Haupt mit Roſen bekränzt iſt, den Petrarka, den Repräſentanten der Liebe und Dichtung, und ein zweiter Engel, deſſen Haupt mit Lorbeer gegürtet iſt, den Dante, den Repräſentanten des Kriegsruhms und der Dichtung, gen Himmel. Vortrefflich iſt in den wunderbar lieblichen Engelsgeſtalten das Geſchlechtsloſe derſelben ausgedrückt; aber ſie nähern ſich mehr dem Jünglinghaften, als dem Magdlichen, um den Halbzuſtand des allzu Zwitterhaften zu vermeiden. Zwiſchen dieſer Gruppe und der Gruppe rechts, oder vielmehr über beiden in der Schwebe, ſind die poſaunirenden vier Engel des Gerichts, ſitzend auf einer Wolke, mit mächtiger Anſtrengung und heiligem Eifer blaſend, die Todten nach allen vier Weltgegenden aus den Gräbern hervorrufend. Rechts iſt gewaltiges Gewühl, leidenſchaftlicher Kampf, Grimm und Zorn; da iſt der Sturz der Verdammten — ein Knäuel in einander gewickelter Gliedmaaßen, menſchlicher Leiber und gräßlicher Teufelsgeſtalten *). Es iſt nicht die blos phyſiſche und fleiſchliche Angſt, wie ſie **Rubens** in ſeinem Höllenſturze malt in der Abſicht, ſeine Kunſt in der Darſtellung quellenden aber gewaltſam convulſirenden Fleiſches zu zeigen, es iſt hier zugleich die Angſt der Pſyche, die proteſtirende Verzweiflung der gemarterten Seele, ein mit Ueberlegung begonnenes und fortgeſetztes Gegenringen. Es iſt hier viel weniger verworrene Fleiſchmaſſe; der denkende Künſtler hat die Leidenſchaften mehr individualiſirt, die Körper, trotz aller Ineinanderflechtungen, einen von dem andern zu löſen gewußt. Und mitten inne die wilden in mannichfachen Farben ſchillernden Geſtalten der Höllenfürſten, in deren Darſtellung der Künſtler auf unſere ungläubigen und zarten modernen Nerven wahrlich wenig Rückſicht genommen hat, und weiter oben die edleren Bildungen der Zornengel — welche **Heine** vielleicht ſpöttiſch die himmliſche Gensdarmerie nennen würde — die mit ſcharfen Schwertern die gottloſe Menge zwingen, ſich in den Abgrund der Hölle hinabſtürzen zu laſſen. Dieſe wird ſich unten öffnen und darin wird thronen der Satan Statthalter, eine gräßliche Phyſiognomie, den einen Fuß ſtützend auf Segeſt, den Verräther am Vaterlande, den andern auf Judas Iſcharioth, den Verräther am Heilande; denn Verrath, am Vaterlande oder an der Religion begangen, iſt in Cornelius' Augen unter allen Verbrechen das niedrigſte, dasjenige, welches man mit Füßen treten muß. Dieſe Verräther ſind ſelbſt dem Satan zu gemein, um ſie auf eine ehrliche, redliche Weiſe martern zu laſſen, er braucht ſie nur als Fußſchemel — und dieſes Joch, dieſe Laſt werden nicht leicht ſein.

So ſteht dieſe wunderbare Compoſition vor uns, trotz der von manchen Zarten und Bedenklichen gerügten Teufelsleiber die größte, welche je von einem deutſchen Künſtlergenie erfunden und ausgeführt wurde.

Oben an der Mittelkuppel iſt heilige Ruhe; da ſind die Propheten und Märtyrer — würdige Antlitze, und darunter vor Allem ein Kindesgeſicht, wie es lieblicher und frommer kaum von Raphael gemalt worden — mitten unter dieſen bärtigen, ernſten Helden des Märtyrerthums und alten Teſtaments ein freundliches, verſöhnendes, unbewußt in die Welt hinausſchauendes Kindesgeſicht. Cornelius iſt wie jedes Genie Meiſter in der Handhabung der Contraſte, in der Gegeneinanderſtellung des Ernſten und Freundlichen, des Anmuthigen und Entſetzlichen.

In dem Atelier des Künſtlers, im Gebäude der Akademie befindlich, ſahen wie einen ebenfalls für die Ludwigskirche zur Ausführung beſtimmten Carton, Gott Vater als Weltſchöpfer darſtellend, umgeben von den Dienern und Boten ſeines Willens: den Tugenden, den Weiſen, den Herrſchaften und Gewalten — eine ideale,

*) Man bemerke wohl, daß Caulbach an dieſer Darſtellung und ähnlichen älteren gewiſſermaßen ſeinen Weg für ſeine bekannte „Hunnenſchlacht“ vorgezeichnet fand. Auch hier ſteigen die Kämpfenden zu beiden Seiten in die Höhe, links vom Beſchauer aus die Chriſten, die ſeligen Krieger, geordnet, in aller Ruhe ihres religiöſen Bewußtſeins, rechts die Hunnen, ordnungslos, mordſüchtig, gottverlaſſen, ſchon vor ihrer Verdammung ſichtbar zur Verdammung prädeſtinirt.

tiefſinnig ſymboliſirende Compoſition, voll einfacher Größe, Keuſchheit des Geſchmacks und Lieblichkeit.

Während ſo Großes in der Ludwigskirche geſchieht, führt ein Künſtler (Zimmermann, wenn ich nicht irre) in den Loggien der Pinakothek die Darſtellungen aus dem Leben berühmter Maler aus, ebenfalls nach Entwürfen von Cornelius *).

Dies ſind Cornelius' Schöpfungen, auf den Wink ſeines Genies hervorgebracht, Schöpfungen, deren genauere Darlegung einen größeren Raum erfordern würde, als ich hier für mich in Anſpruch nehmen kann. Wer den ehrwürdigen Boden Nürnbergs betritt, fragt und ſucht zuerſt nach den Schöpfungen Dürer's, aber er wird deren wenige finden, und ſelbſt dieſe ſind in ihrer Eigenſchaft angeblicher Originalität meiſt fraglich; unſere Nachkommen werden mit den Schöpfungen des Meiſters Cornelius, wenn ſie deren Geburtsſtätte München beſuchen, glücklicher ſein, und dieſe Werke werden im Laufe der Jahrhunderte an Ruhm zunehmen und die Kunſtjünger des zukünftigen Deutſchlands um ſich verſammeln, oder wenn das Kunſtleben erloſchen iſt, ein angeſtauntes Zeugniß von der genialen Kraft eines ihrer würdigſten Vorfahren ſein. Man wird ſie, wenn man ſie auch nachzuahmen und zu erreichen nicht fähig ſein ſollte, als ein Unnachahmbares und Unerreichtes bewundern und als ein Heiligthum der Stadt München in Pflege und Schutz nehmen. Nur die Mitwelt iſt karg, kritiſch und ſpart ſelbſt noch am verdienteſten Lobe ab.

Zur Literatur der Reiſen.

Flüchtige Bemerkungen eines Flüchtig-Reiſenden. Herausgegeben von C. D. L. v. Arnim. Berlin, Nauck.

Die Männer unſerer haute volée ſchwören jetzt in immer größerer Anzahl zur literariſchen Fahne und bereiten uns aus den Bouillontäfelchen ihrer Salons- und Reiſeerfahrungen eine ziemlich ſchmackhafte Brühe, die zwar nicht direct von nahrhaftem und unausgekochtem Rindfleiſch komme, aber doch anſtändig, klar und hin und wieder mit humoriſtiſchen Blaſen verſehen iſt. — Des Herausgebers der „flüchtigen Bemerkungen" angenehme Nonchalance iſt, wie ich denke, bekannt, und nicht weiter darüber zu ſprechen. Und wer wäre in Conſtantinopel geweſen, ohne etwas Neues geſehen zu haben? Jede Reiſe dahin iſt eine Entdeckungsreiſe. — Der Herausgeber hatte bei mehreren Diners Gelegenheit, die Großen des osmaniſchen Reiches kennen zu lernen; ſo den Seeminiſter Tahir Paſcha, deſſen Geſichtszüge Härte genug zeigen, um an die Grauſamkeiten glauben zu laſſen, die er verübt haben ſoll. Auch Bethüne, der engliſch-perſiſche Geſandte, fiel dem Reiſenden, ſeiner imposanten Größe und athletiſchen Formen wegen, auf; Lord und Lady Ponſonby wegen ihrer Schönheit. Bei einem nach europäiſchem Zuſchnitt angeordneten Gaſtmahl ſetzte ſich der Reis-Effendi in einen Winkel, und rauchte ruhig ſein Pfeifchen, weil er ſich, wie er offen ſagte, am Tiſche langweile. Es iſt alſo mit der Accomodation der Türken, und ſogar der Reformers, der Staatsbeamten, an europäiſche Formen nicht ſo weit her, als man uns einreden will. Viel Anziehendes erzählt der Herausgeber noch von dem Haſſe, welchen die Franken bei den türkiſchen Männern, und von der Zuneigung, welche ſie bei den türkiſchen Weibern genießen. Die ſchon etwas ältliche Schweſter des Sultans, Prinzeſſin Helbetulia, ſoll beſonders eine große Freundin europäiſcher Männercultur ſein, und darin ſogar weiter gehen, als dem doch auch culturſüchtigen Sultan angenehm iſt. Unter den Miniſtern iſt Hamik Paſcha der einzige, mit dem man ſich unterhalten kann; er ſpricht das Franzöſiſche vollkommen fertig. Er verdankt dieſe Fertigkeit einem Erziehungsinſtitute, das nun auch eingegangen iſt — ein Loos, welches wahrſcheinlich auch die übrigen Neuerungen des Sultans treffen wird. Die Türkei wird dereinſt europäiſirt werden, aber nur auf demſelben Wege, wie das ehemalige arabiſche ſo hoch civiliſirte Spanien — durch völlige Unterdrückung oder Vertreibung des morgenländiſchen Volkes. Der Muhammedanismus kann einmal auf europäiſchem Boden nicht für die Dauer beſtehen. Nur die Diplomatik und die gegenſeitige Eiferſucht ſchützen noch den Sultan in unſern friedfertigen Zeitläufen. Der Umſturz kann eher da ſein, als wir meinen. Der erſte allgemeine Krieg, und ein ewiger Friede ſteht nicht im Regiſter unſerer Aſſecuranz-Geſellſchaften, noch in den Regiſtern der Weltgeſchichte, kann ihn herbeiführen. Der Herausgeber muß ſpäter noch eine leidige Quarantäne in Gallatz aushalten, beſucht ſodann Jaſſy, wird zu einem Diner beim Hospodar eingeladen, wo, wie im Orient überhaupt, die Reiſen des Fürſten Pückler-Muskau, des Modells unſerer vornehmen Reiſebeſchreiber, den Hauptſtoff der Unterhaltung abgaben, und kehrte ſodann über Lemberg, Krakau, Wieliczka und Teplitz in die Heimath zurück. Eine fragliche Zierde des leichten und angenehmen Büchleins ſind zwei lithographiſche Zeichnungen, welche die königlich preußiſche Geſandtſchaftsgondel und einen melancholiſchen Köter aus Conſtantinopel darſtellen, der ſich ſchnüffelnd in den Text des Buches verirrt hat. M.

*) Einige Umriſſe nach dieſen Entwürfen werden die erſten Hefte des von meinem Bruder Rudolf gegründeten Kunſtblattes bringen, z. B. Raphael's Tod. Dann aus der Pinakothek die Decke des Buonarotti. Von Genelli die Zerſtörung Sodoms — eine in ihrer Einfachheit grandioſe Compoſition. Schade, daß Genelli kein eben ſo großer Techniker iſt, wie Componiſt.

Reiſe durch die Schweiz, das ſüdliche Frankreich, Italien, Tyrol und Baiern. Von Guido v. Meyer. Erſter Band. Frankf. a. M., Sauerländer.

Wieder ein vornehmer Reiſender, der im Fluge, d. h. auf einer Reiſe, zum Schriftſteller wird. — Die Hauptpartie des erſten Theils ſpielt in Süd-Frankreich, aber wahrlich, es pulſirt darin kein ſüdliches Blut. Was wäre über Volk

und Land in Süd-Frankreich zu erzählen geweſen? — Dafür beſchäftigt ſich der Verf. lieber mit der alten Geſchichte von Laura und Petrarca, worin freilich manches Intereſſante, aber auch längſt Bekannte und von Meyer Aufgewärmte. Konnte der Verf. nicht lieber in das volle, glühende Leben der Gegenwart greifen? — Auch die Zurückführung der Sagen und Dichtungen von Roland auf ihre Quellen laſſen wir, da ſie zu reich mit unerwieſenen, wenn auch nähere Betrachtung verdienenden Hypotheſen verſetzt iſt, auf ſich beruhen. Die Darſtellung iſt durchaus loſe und unplaſtiſch, und der Styl, wie die Reflexionsweiſe des Verf., aus einander gefallen. Namentlich entbehrt der erſtere aller Schönheit, Wärme und Färbung. — Die tagebuchähnliche Reiſepartie durch ſchweizer Gegenden bringt des Bemerkenswerthen nicht viel mehr als nichts, und iſt für den Leſer in hohem Grade ermüdend. M.

Correſpondenz.

Aus Düſſeldorf.

[Firmenich's Tragödie „Clotilda Montalvi.“]

Wir ſahen auf unſerer Bühne nun ſchon zum dritten Male die in den Blättern ſo vielfach beſprochene Tragödie Clotilda Montalvi.

Die dramatiſche Kunſt, wenn wir überhaupt die zum Schattenbilde erniedrigte noch ſo nennen dürfen, liegt an einer lebensgefährlichen Krankheit darnieder, die bis zur Kriſis geſteigert iſt, von der Alles zu hoffen, Alles zu fürchten iſt. Wenige hoffen noch und vertrauen mit Recht, daß die Nahrung, die ſie in ihrer Jugendzeit erhalten, Kräfte hervorrufe, die ihr ein neues, ſchöneres Leben verſprechen. Ein ſolcher Hoffnungsſtrahl erſcheint uns obengenannte romantiſche Tragödie, das jüngſte Geiſtesproduct des unter uns lebenden geſchätzten Dichters und Sprachforſchers Dr. J. M. Firmenich.

Wenn es immerhin gewagt erſcheinen mag, ſich über ein Kunſtwerk, ohne es geleſen zu haben, ein Urtheil zu erlauben, ſo glauben wir doch nicht zu viel zu ſagen, wenn wir behaupten, daß ein ſehr befähigter Geiſt, ein nicht gewöhnliches Productionsvermögen, dieſes Werk geſchaffen hat. Es trägt überall die Weihe der Muſen und die lebendig friſche Färbung der Poeſie. Die Mittel, Gebilde zu ſchaffen, die höheren Kunſtanforderungen genügen, beſitzt der Verfaſſer; ſie bekunden ſich in jeder Scene, in jeder Situation. Die Sprache iſt voll Kraft und Wärme, die Verſe fließen leicht und raſch, und halten ſich von hohlem Phraſengeklingel wie von lyriſchem Schwulſte gleich fern, und genügen der Reflexion, wie dem Gefühle. Die Reflexionen, in denen man bei Andern gewöhnlich die Perſon des Dichters ſalbadern hört, ſind hier durch die augenblickliche Stimmung der Charaktere und durch die Situation bedingt. Sie ſind durchaus nothwendig und keine windgefüllten Auswüchſe, die man wegſchneiden kann, ohne daß das Ganze verſchrumpft. Es kann der Dichter uns nicht immer auf die Lichtpuncte des Lebens führen, wo letzteres wie ein lachendes Eden vor uns ausgebreitet liegt, er muß auch in die ſonnenloſen Tiefen und Gruben der Menſchenſeele hinabſteigen, wo das Licht der Gedanken, die hier als emſige Bergleute arbeiten, zu erlöſchen droht im Qualm der unterirdiſchen Stickluft. Vorzüglich die Jünger der romantiſchen Schule waren es, die in dieſen unheimlichen Schacht hinabfuhren, um nach dem Golde der Dichtkunſt zu graben. War es auch nicht immer gediegenes Metall, was ſie bis jetzt zu Tage förderten, ſo war das gewonnene Erz doch durchwachſen von den Goldadern der Poeſie. Das in Rede ſtehende Stück ſchließt ſich auf eine ehrenvolle Weiſe der Shakſpeare'ſchen romantiſchen Schule an, und tritt gegen die neuere franzöſiſche Romantik auf. Es iſt reich an Effectſcenen, obgleich kein Haſchen darnach ſichtbar iſt und das Licht immer den Schatten beherrſcht. Das Gefühl wird nicht, wie dies bei jenen Romantikern der Fall iſt, mit glühenden Zangen gefoltert, oder der Zuſchauer aus dem Siedepuncte plötzlich in den des Gefrierens geſchleudert. Das rein Menſchliche bleibt immer vorherrſchend in Zeichnung der Helden der Tugend, wie jener des Laſters. Die Löſung der Kataſtrophe iſt überraſchend und verſöhnend; Stolz, Leidenſchaft und Verirrungen ſind beſtraft, und das heilige Recht der Natur trägt den Sieg davon. Es würde zu weit führen, das ganze Kunſtwerk zu zergliedern und Mängel aufſpüren zu wollen, die dem Ganzen keinen Eintrag thun, das, wie die Einzelnheiten, reiche Phantaſie und ungewöhnliche Kraft bekundet. Und ſomit glauben wir in Firmenich ein für das dramatiſche Fach hochbegabtes Talent begrüßen zu können, welches den Beruf zum dramatiſchen Dichter durch ſein erſtes Auftreten auf das Glänzendſte dargethan hat. Er wurde unter Pauken- und Trompetenſchall einſtimmig hervorgerufen. E—h.

Notizen.

[Der alte Böttiger.]

Alle deutſchen Blätter ſind moraliſch empört über Böttiger's Nachlaß. In den „halliſchen Jahrbüchern,“ die ſchon ſo viel Treffliches brachten, ſchrieb Ruge, in der „Mitternachtzeitung,“ die unter Brinkmeier ſich ſehr vortheilhaft geſtaltet, ſchrieb Laube einen Bericht. Wir unſrerſeits nehmen weniger an der Empörung Theil, wir erluſtigen uns mehr. Aber einen kleinen Zug, um Böttigers Weſen zu bezeichnen, wollen wir aus Weimar beitragen. Merkwürdiger Weiſe war blos Goethe durch und durch widrig afficirt von der Perſönlichkeit jenes literariſchen Bedienten, der überall ſervirte und den Klatſch herumtrug. Goethe witterte überall ſehr beſtimmt die impotente Gemeinheit. Aber Böttiger hatte es ſpeciell bei ihm verdorben. Er hatte einmal in Goethe's Abweſenheit deſſen Haus betreten und dem Bedienten einen Thaler geboten, wenn er ihn in des Dichters Arbeitszimmer führte, um zu erfahren, was für Sachen auf ſeinem Arbeitstiſch ihn gerade beſchäftigen möchten. Der Bediente widerſtand der Verſuchung; der Lauſcher und Schnüffler war ein für allemal in Mißcredit.

[A. v. Sternberg.]

Auf den Fortunat (bei Brockhaus in 2 Bdn. erſchienen) läßt Freiherr Sternberg ſofort ein andres Buch erſcheinen, einen Salon-Roman: „Pſyche,“ in Frankfurt bei Sauerländer.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 4.)

Digitized by Google

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — **4.** — den 28. April 1838.

Alle hier angezeigten Bücher und Muſikalien ſind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichſte ausgeführt werden. Leopold Voß in Leipzig.

Berlin, den 27. März 1838.

In Bezug auf den in No. 101 und 102 pro 1837 des Kometen befindlichen Artikel: „Licht und Schattenſeite" ꝛc. angeblich von W. Rohloff, welcher die amtliche Stellung ſowohl als die künſtleriſche Wirkſamkeit des Herrn Spontini angreiſt, ſehen wir uns veranlaßt, nachſtehende Ehrenerklärung des eigentlichen Verfaſſers, Herrn Thomas, bekannt zu machen. Es iſt dies nicht nur an und für ſich ein merkwürdiges Actenſtück, ſondern daſſelbe verbreitet auch ein grelles Licht über die vielfachen Anfeindungen und Verläumdungen aller Art, welchen Spontini in ſeiner dienſtlichen und künſtleriſchen Stellung und hinſichtlich ſeiner Perſönlichkeit, ſeit Jahren ausgeſetzt geweſen, indem daraus deutlich hervorgeht (was freilich keinem unbefangenen Beobachter entgangen ſeyn wird), daß es nicht an Individuen fehlt, welche, ohne den Muth zu haben, ſelbſt aufzutreten, Andere zu ihrem Werkzeuge mißbrauchen, um Spontini als Beamten, Künſtler und Menſch anzuſchwärzen. Die feige Nichtswürdigkeit dieſer Umtriebe würde noch mehr in Erſtaunen ſetzen, wenn diejenigen Perſonen, welche, wie der Verfaſſer jenes Artikels ſagt: „ſeine Leichtgläubigkeit und Unerfahrenheit, zur Erreichung verwerflicher Parteizwecke ſo arg getäuſcht und gemißbraucht, und welche Herr Spontini ganz genau kenne," — öffentlich genannt würden. Spontini, in ſeiner edlen Verfaſſungsweiſe ſich ſtets gleich bleibend, hat darauf, ebenſowohl als auf die Beſtrafung des Herrn Thomas Verzicht geleiſtet. Uebrigens wird noch bemerkt, daß, nach Inhalt der uns vorgelegten glaubhaften Beweisſtücke, Herr Spontini in Hinſicht auf die, in dem mehrerwähnten Artikel enthaltenen, falſchen Angaben, über ſeine amtliche Stellung, Wirkſamkeit und Handlungsweiſe ꝛc., auch von dem königlichen General-Intendanten Herrn Grafen von Redern, auf officielle Weiſe, höchſt ehrenvolle und völlig zufriedenſtellende Erklärungen erhalten hat, und daß zwiſchen dieſen beiden Dirigenten jetzt das vollkommenſte Einverſtändniß herrſcht.

Ehrenerklärung.

Ich Endesunterſchriebener erkläre hierdurch öffentlich, daß alle von mir in No. 101 und 102 des „Kometen" vom Jahre 1837 gegen den Königl. General-Muſik-Director Ritter Dr. Spontini in Bezug auf ſeine Perſon und ſeine Verwaltungsweiſe vorgebrachten Anſchuldigungen ſich mir nach Einſicht des wahren Sachverhältniſſes, im Ganzen, wie in den einzelnen Punkten, völlig grundlos und der Wahrheit durchaus widerſtreitend erwieſen haben. Zugleich nehme ich keinen Anſtand zu erklären, daß bei dieſen fingirten Anſchuldigungen eines in jeder Hinſicht höchſt achtbaren und ehrenvollen Mannes, welche ich unberufen veröffentlicht, meine Leichtgläubigkeit und Unerfahrenheit von gewiſſen Perſonen — die Herr Ritter Spontini ganz genau kennt und deren Namen er, wenn nicht wichtige Umſtände es erfordern, großmüthigerweiſe geheim halten will — zur Erreichung verwerflicher Parteizwecke ſo arg getäuſcht und gemißbrauche worden iſt. Indem ich dieſe meine Erkläeung im Angeſichte der Welt abgebe, und ſomit der Wahrheit gerecht werde, füge ich noch hinzu, daß Herr Ritter Spontini in Folge dieſer ihm ſchriftlich von mir zugefertigten Declaration mit dem Geſtändniß meiner innigſten Reue und der Bitte, Beides wohlwollend aufzunehmen und mir zu verzeihen, keinen Augenblick Anſtand nahm, die gegen mich eingeleitete und bereits abgeſchloſſene fiscaliſche Unterſuchung, die mit der ganzen Strenge des Geſetzes mich getroffen haben würde, ſofort zurückzunehmen und dadurch auf das Entſchiedenſte bewieſen hat, daß jedes Rachegefühl ſeinem edlen Herzen ſtets fremd geweſen iſt.

Berlin, den 25. Februar 1838.

W. Thomas.

So eben iſt bei Friedr. Volckmar in Leipzig erſchienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Wilhelm Heinſe's
ſämmtliche Schriften.

Herausgegeben und mit einer biographiſch-kritiſchen Einleitung begleitet von H. Laube.

Jeder gebildete Deutſche kennt Heinſe's Namen und ſeine nie veraltenden trefflichen Leiſtungen, die dem Beſten angehören, was unſere Literatur beſitzt. Sein Ardinghello, ſein Laidion, die Hildegard, werden ſtets als die trefflichſten, herrlichſten Kunſtbilder unter allen Literaturen glänzen. Das Vermögen des Genuſſes, Reizes und Glückes, das griechiſche Daſeinsprincip der

Freude, der olympiſchen Heiterkeit und was ſonſt Glückliches, Beſeligendes und Hohes gebildet werden mag, liegt gluthvoll auf Allem, was Heinſe ſchuf. Es iſt hier nicht der Ort zu weiterer Hervorhebung, und wir beziehen uns auf den ausführlichen Proſpect, der in jeder Buchhandlung zu haben iſt.

Dieſe Ausgabe erſcheint aufs Eleganteſte ausgeſtattet in 10 Bänden, von denen der 1te und 2te (Ardinghello enthaltend) in allen Buchhandlungen vorräthig iſt.

Der äußerſt niedrige Pränumerationspreis fürs Ganze iſt 6 Thlr. 16 Gr., oder 10 Fl. Conv. M., oder 12 Fl. rhein.

Polytechniſches Centralblatt,

4. Jahrg. f. 1838. No. 13—18 mit 42 Abbildungen.

Daniel Chambers und Joseph Hall verbesserte Pumpe. — Samuel Hall's Dampfmaschinen. — Verbesserungen von Danforth und R. Montgomery an den Spindeln der Drosselstühle. — Dörell über die Fahrmaschinen beim oberharzer Bergbau. — J. Hague's Wasserhebungsmaschine. — W. Boarder's verb. Dampfmaschine. — Henry Booth's Verbesserung an der Feuerung der Dampfwagen. — D. Ledson und W. Jones Verbesserungen in der Fabrikation von Bolzen, Stiften, Nägeln und Schrauben. — Runkelrübenzuckerfabrikation in Ungarn. — Frankreichs Dampfmaschinenkraft. — P. Spence's Verbesserungen in der Fabrikation von Berlinerblau, eisenblausaurem Kali und Sparkalk. — Wedding, über Wasch- und Walkeinrichtungen für wollene Gewebe. — Hawkin's verbesserter Dampfkessel. — Bray's Seilbohrapparate. — Die Eisenbahn von Mailand nach Como. — Erste ungarische Pressburg-Tirnauer Eisenbahn. — Eisenbahn auf der Insel Cuba. — Die sächsische Maschinenbau-Compagnie in Chemnitz. — Dampfwagenbau. — Die Grand-Junction-Eisenbahn. — Heeren, über den englischen Mastic-Cement. — Kaiser, über hydraulischen Kalk aus England. — Steinheil's Versuche mit verschiedenen Beleuchtungsmitteln. — Ueber Chrysorin. — Ueber Anwendung von Pressen zum Trocknen der Farben, namentlich Erdfarben, von Engelhardt. — Fourneyron's Plan einer Eisenbahn und eines Kanales von Basel nach Strassburg. — Die Form der Dampfboote. — Sächsische Elb-Dampfschifffahrt. — Chantar's und Gray's Heizvorrichtung für Dampfwagen u. Dampfboote. — Bake, Mittel gegen Incrustirung der Dampfkessel. — Maschine zur Verfertigung der Drahtnägel. — Hechelmaschine. — Porcellanerde-Abfälle. — Versuche mit Cementstahl von Bormann und Haussner. — Schwarze Ziegel. — Monnain's Perrücken aus Pflanzenseide. — Maschine zum Aufzeichnen der Handschuhe. — Wiedergewinnung des Indigo. — Holzgeist. — Polens Eisenfabrikation. — Ueber die Cämentation, von Leplay und Laurent. — Oechsle's Goldlegirungswage. — Bereitung des Kalkblaus nach Gentele. — Ueber Bestimmung der Güte des Mostes, von G. Osann. — Literar. Nachweisungen. — Tombakanalysen. — Künstlicher Cement. — Stabstab-Geläute. — Metallhobelmaschine. — Bänder zum Uebertragen der Bewegung. — Röstung des Kupfersteins. — Ersparung an Kochsalz bei der Amalgamation. — Flugstaubkammern. — Holzbedarf zu einem Linienschiffe von 74 Kanonen. — Balersche Patente. — Jordan, über die Wassersäulenmaschine im Silbersegener Richtschachte bei Clausthal. — Der mechanische Aufschütter (distributeur mécanique) am Dampfkessel im Etablissement von Payen zu Grenelle. — Karmarsch über einen Holzbohrer zum Gebrauch auf der Drehbank. — Linz-Gemundener- und Budweis-Linzer-Eisenbahn. — Leipzig-Dresdner Eisenbahn. — Heathcoat's Webemaschine für schmale Bänder, Borten und Besatz. — Saint Léger über das Bremsdynamometer. — David Napier's verbesserte Buchdruckerpresse. — Oechsle's Linirmaschine. — Carliczeck's Beleuchtung von Egeo's Aufsatz: Geschichte der ersten in Preussen erbauten Kreiselräder.

Diese verbreitetste gewerbliche Zeitschrift, von welcher alle 5 Tage ein Bogen mit den nöthigen Abbildungen erscheint, kostet jährlich nur 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, den 2. April 1838.

Leopold Voss.

NEUE MUSICALIEN

im Verlage von

Julius Wunder in Leipzig.

Für das Pianoforte allein.

	Thlr.	Gr.
Marschner, Heinr., Das Schloss am Aetna, romantische Oper in 3 Acten, vollständiger leichter Auszug ohne Worte	4	—
— Ouverture aus derselben Oper	—	16
Marschner, A. E., Potpourri nach den beliebtesten Themen, aus der Oper: „das Schloss am Aetna"	—	16
Tänze, 1 Polon. und 2 Gallop. nach Melod. aus der Oper: „das Schloss am Aetna", arrangirt	—	8

Für das Pianoforte zu vier Händen.

	Thlr.	Gr.
Genast, Ed., Divertissement. Op. 10.	—	20
Marschner, Heinr., „das Schloss am Aetna", für das Pianof. zu 4 Händen eingerichtet von F. L. Schubert	5	—
— Ouverture zu derselben Oper	1	—
Marschner, A. E., Introduction et Polonaise	—	10

Gesang-Musik.

	Thlr.	Gr.
Becker, J., Reiterlieder von Lampadius für eine Singst. mit Pianof.-Begl. Op. 5.	—	12
— Lieder von Chamisso etc. für eine Singst. m. Pianof.-Begl. Op. 6	—	14
Genast, Ed., 2 Gesänge; der Thürmer von Stieglitz; Mönch und Schäfer von Uhland, mit Pianof.-Begl. Ihrer Kaiserl. Hoheit, Maria Paulowna, Gross-Herzogin von Sachsen-Weimar und Eisenach gewidmet. Op. 11.	—	12
— Schwerting, der Sachsenherzog, Ballade von K. E. Ebert, mit Pianof.-Begl. Ihrer Kaiserl. Hoheit gewidmet. Op. 12. (Die geschriebene Partitur ist für 2 Thlr. 12 Gr. netto zu haben.)	—	20
Irische Volkslieder, gesungen von Miss Clara Novello, und ihr gewidmet	—	12
Lemcke, Heinr., Nic. Lenau's Schilflieder, mit Pianof.-Begl. Op. 4. (Die Singst. liegt auch besonders abgedruckt bei.)	1	8
Marschner, H., „Das Schloss am Aetna", grosse romantische Oper in 3 Acten, das Buch von Klingemann, vollständiger Clavier-Auszug vom Componisten, Seiner Majestät Friedrich II., König von Dänemark gewidmet. Op. 95.	6	—
Sämmtliche Piecen daraus einzeln:		
No. 1. Introduction: Golden brennt	—	12
— 2. Duettino: Mild' auf rosigem (Sopran und Bass)	—	8
— 3. Chor und Tanz: Evan Evoe!	—	20
— 4. Recit. u. Cavat.: Wie fühlt ich sonst (Sopran)	—	4
— 5. Recit. und Duett: Hinweg den Blick (Tenor und Sopran)	—	8
— 6. Recit. und Arie: Um meine Wiege (Sopran)	—	12
— 7. Finale: Ha, sieh'!	—	8
— 8. Scene und Arie: Das griff mir nun ans Vaterl. (Bass)	—	12
— 9. Duett: Flieh' die Lust. (Sopran und Bass)	—	8
— 10. Recit. und Arie: Träum' ich zurück (Tenor)	—	8
— 11. Finale: Hier ist der Aufenthalt	1	12
— 12. Romanze: Röslein hold in Liebe (Sopran)	—	8
— 13. Recit. u. Arie: Mein Schloss liegt (Bariton)	—	8
— 14. Terzett: Tauch' diese goldne Feder (Sopran, Tenor und Bass)	—	20
— 15. Duett: Willst du mir nicht (Sopr. und Barit.)	—	12
— 16. Lied: Hör' Schützchen (Tenor)	—	8
— 17. Scene und Duett: Gesunken ist der (Sopran und Tenor)	—	12
— 18. Finale: Wie pocht mein Herz	—	16
Marschner, A. E., 6 Lieder für eine Bass- oder Baritonstimme. Op. 3.	—	14

Digitized by Google

So eben ist erschienen:

Immanuel Kant's
sämmtliche Werke.

Herausgegeben
von
Karl Rosenkranz und *Friedr. Wilh. Schubert.*

Neunter Theil. (Metaphysik und Pädagogik.)
Subscriptionspreis: 1 Rthlr. 18 Gr.

Wir überliefern hiermit dem Publicum in schneller Folge auf den ersten, den neunten Theil von Kant's sämmtlichen Werken, den Herr Prof. *Schubert* edirt hat. Er enthält die Metaphysik der Sitten in den zwei Abtheilungen der Rechtslehre und der Tugendlehre, und die Pädagogik. Der Metaphysik der Sitten schickte Kant eine „Grundlegung" voraus, welche im Jahr 1785 zuerst erschien und bereits 1797 ihre vierte Auflage erlebte, als die Rechtslehre und die Tugendlehre bekannt gemacht wurden. Diese Grundlegung zur Metaphysik der Sitten wird der achte Theil unserer Ausgabe bringen. In Bezug auf Kant's Pädagogik, die dem neunten Theile angehängt ist, wird Herr Prof. *Schubert* in seiner Biographie des grossen Philosophen, seine Erläuterungen bringen.

Zunächst werden die anthropologisch-praktischen Schriften, herausgegeben von Herrn Prof. *Schubert*, und die Kritik der reinen Vernunft, herausgegeben von Herrn Prof. *Rosenkranz*, erscheinen.

Leipzig, den 14. Febr. 1838.

Leopold Voss.

Freunden der Inſecten- und Schmetterlingskunde erlauben wir uns auf zwei ältere, aber empfehlenswerthe Bücher aufmerkſam zu machen, die bei A. Wienbrack in Leipzig erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen ſind:

K. v. Tiſcher's encyklopädiſches Taſchenbuch für Anfänger in der deutſchen Schmetterlingskunde, und überhaupt für Freunde dieſer Wiſſenſchaft. 2te vermehrte Auflage. Mit 5 Kupfern. 8. 1 Rthlr.

Deſſelben, die kleinen Schmetterlingsfreunde. Mit 4 Kupfern. 4. 1 Rthlr.

Dr. *J. G. Flügel,*
Triglot or Commercial-Dictionary

in 3 languages: English-French-German; compreh. the technical expressions in Trade Manufactures, Navigation and Law. gr. in 8. (25½ B.) 1838. cart. 1½ Thlr.

Der erſte Deutſch-Engliſch-Franzöſiſche Theil, 1836, wurde mit verdientem Beifall aufgenommen; der dritte Franzöſiſch-Engliſch-Deutſche Theil wird im Laufe dieſes Jahres fertig werden. Der rühmlichſt bekannte Verf. liefert hier ein ſo vollſtändiges als neues Werk, welches in der Bibliothek keines Rechtsgelehrten, Kaufmanns und Manufacturiſten fehlen ſollte.

Dr. *C. B. Schade,*
complete practical Grammar

of the German language. Fifth edit. thoroughly altered and improved in every part of speech by many additions. 8. (32 B.) Velinpap. Leipsic, London, Philadelphia. cart. 1837. 1½ Thlr.

Dieſe anerkannt praktiſche Sprachlehre hat die weiteſte überſeeiſche Verbreitung gefunden, und iſt beſonders den, ſich auf dem Continente aufhaltenden Briten und Nord-Amerikanern zur leichten und gründlichen Erlernung des Deutſchen mit Erfolg zu empfehlen.

J. C. Hinrichs'ſche Buchh. in Leipzig.

Anzeige für Leihbibliotheken und Leſevereine.

Als eine intereſſante Lectüre iſt der eben erſchienene hiſtoriſche Roman:

Jacob von Molay,
der letzte Templer.

Hiſtoriſcher Roman
von
F. Th. Wangenheim.

3 Bände. 8. Altona, Hammerich. 1838. geh. 3 Thlr. zu empfehlen.

Wangenheim's Romane werden überall gern geleſen und dürfen in einer gutverſehenen Leihbibliothek nicht fehlen.

Iſt in ſämmtlichen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben.

In meinem Verlage iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

F. G. Wetzel's
geſammelte Gedichte
und
N a ch l a ß.

Herausgegeben von
Z. Funck.

8. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

Der Herausgeber hofft mit Recht, durch eine Auswahl von Wetzel's Gedichten, welche in Taſchenbüchern und Zeitſchriften bisher zerſtreut waren, den Dank der Beſten zu verdienen und dem Dichter ein Denkmal zu errichten.

Leipzig, im Januar 1838.

F. A. Brockhaus.

So eben iſt in Appun's Buchhandlung in Bunzlau erſchienen und in allen Buchhandlungen Deutſchlands und der Schweiz zu haben:

Eichel, E., Lathonia. 8. geh. 1 Thlr. 4 Ggr.

Frieſen, H. von, Grillen. Eine Novelle. 8. geh. 18 Ggr.

Gaudy, Fr. Freih., Venetianiſche Novellen. 2 Thle. 8. geh. 2 Thlr.

I. Theil: Der öffentliche Erzähler an der Riva degli Schiavoni. — Antonello, der Gondolier. — Das Modell. — Villa Tornaquinci. — Der Schatzgräber. — Frau Venus.
II. Theil: Die Gefangenen. — Comaletta. — Die Braut von Ariccia. — Die Maske. — Die Brenta-Blume. — Giannettino l'Ingenſe.

Heuſinger, E., Aus den Wanderungen eines Invaliden. 2 Theile. 8. geh. 1 Thl. 16 Ggr.

Digitized by Google

Kannegießer, K. L., Abriß der Geſchichte der deutſchen Literatur. gr. 8. 12 Ggr.

Riſpart, E., Familienbilder. 2 Thle. 8. geh. 2 Thlr. 12 Ggr.

Inhalt: I. Mutter und Sohn. II. Tante und Neffe. — Bruder und Schweſter

Sand, G., Der Geheimſchreiber; deutſch von Louiſe Claudé, herausgegeben von Th. Mundt. 2 Thle. 8. geh. 2 Thlr.

Appun's Buchhandlung.

Die grosse Chronik,

oder

Geſchichte des Weltkampfs

in den Jahren

1813, 1814 und 1815

von

Johann Sporſchil.

Mit 40 — 50 Stahlſtichen nach berühmten Gemälden, hiſtoriſch-geographiſchen Ueberſichtscharten und Plänen.

Subſcriptionsbedingungen.

Die große Chronik erſcheint in 12 — 18 Lieferungen. Jede Lieferung mit 3 Stahlſtichen und 1 Bogen Text auf feinem Velinpapier koſtet 8 Gr., 10 Sgr., 36 Kr. rhein. Ausgabe in Royal-Quart mit Abdruck auf chineſ. Papier 16 Gr., 20 Sgr., 1 Fl. 12 Kr. rhein.

Man ſubſcribirt auf das ganze Werk, zahlt aber nur bei Empfang einer jeden Lieferung. Subſcribenten-Sammler erhalten auf 12 bezahlte Exemplare eins frei. Das erſte Heft iſt in allen Buchhandlungen vorräthig.

Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Im Magazin für Induſtrie und Literatur in Leipzig und in allen Buchhandlungen iſt zu haben:

M. G. Saphir,

Humoriſtiſche

Damen-Bibliothek.

2 Theile. Broch. 2 Thlr. 4 Gr.

Intereſſante Neuigkeit.

Dr. Ferdinand Hand,

Prof. und Geh. Hofrath.

Aeſthetik der Tonkunſt.

Erſter Theil.

26 Bogen. gr. 8. Geheftet. Preis 2 Thlr.

Eine Aeſthetik der Tonkunſt wurde ſeit langer Zeit gewünſcht und von vielen Seiten angeregt, denn unſere Wiſſenſchaft beſaß noch keine vollſtändige und wiſſenſchaftlich durchgeführte Unterſuchung. Was wir hier darbieten, ſoll darauf hinwirken, daß in die äſthetiſchen Grundanſichten von der Muſik Einheit und Klarheit komme, ſowie es überhaupt beſtimmt iſt, den Freunden der Tonkunſt das Urtheil über muſikaliſche Werke und Meiſter zu befeſtigen, und das Schwanken in den Grundbegriffen zu mindern.

Fern von aller Polemik will das Buch als ein Product der reinſten Liebe für die Sache der Kunſt aufgenommen ſein und eine lebendigere Begeiſterung für das Schöne vermitteln.

(Der 2te (letzte) Theil zu Oſtern.)

Leipzig. **E. Hochhauſen und Fournes.**

Bei J. M. Gebhardt in Grimma erſchien und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

National-Verſammlung

der

deutſchen Lyriker

des 18. und 19. Jahrhunderts

von

Ferdinand Stolle.

Dieſes Werk, welches in circa 10 Lieferungen von je 6 Wochen, à 9 Bogen in 8. auf feinſtem Velinpapiere erſcheint, wird aus 3 Bänden beſtehen, von welchen jeder eine Periode der deutſchen Lyrik enthält. Der erſte Band geht von Haller bis Goethe, der zweite von Goethe bis Heine und der dritte Band umfaßt die neuere Dichterſchule, welche mit Heine ihren Anfang nimmt. Jeder in der Entwickelungsgeſchichte der deutſchen Lyrik berühmt gewordene Dichter wird durch ein und zwar durch das beſte Gedicht aus den verſchiedenen Gattungen der Lyrik, in welchen er ſich auszeichnete, repräſentirt, und ſomit wird dieſes Werk eine Literaturgeſchichte der deutſchen Lyrik in Beiſpielen ſeyn.

Noch iſt zu bemerken, daß ſämmtliche lebende Dichter, bis auf ſehr wenige, deren Theilnahme noch zu erwarten ſteht, dieſem nationalen Unternehmen dadurch fördernd zur Seite ſtehen, daß ſie durch eigne Wahl, ihrer ſchönſten poetiſchen Leiſtungen ihr dichteriſches Portrait in dieſes National-Album der deutſchen Lyrik eingetragen haben.

Die erſte Lieferung liegt in allen Buchhandlungen zur Anſicht bereit und wird für 12 Gr. oder 54 Kr. rhein. verkauft.

Ferner:

Mährchen

der

Tauſend und Einen Nacht

für

die Jugend bearbeitet

von

Albert Ludw. Grimm.

Dieſe dem Publicum ſchon längſt als ausgezeichnet bekannte Jugendſchrift erſcheint in 10 Halbbänden in Zwiſchenräumen von je 4 Wochen, auf feinſtem Velin-Papier à 6 Gr. oder 27 Kr. rhein, ſo daß das ganze Werk, welches früher 7 Thlr. 12 Gr. koſtete, nicht mehr als 2 Thlr. 12 Gr. koſten wird. Später tritt der Ladenpreis von 5 Thlrn. ein. Der 1. Halb-Band iſt in jeder Buchhandlung einzuſehen.

Auf 12 Exemplare wird von jeder Buchhandlung ein Freiexemplar gegeben.

So eben ist im Verlage des Unterzeichneten erschienen:

Erste Eindrücke eines Laien auf der Leipziger Kunstausstellung im Herbst 1837. Von *Heinrich Paris*. gr. 8. elegant broch. 12 Gr.

Da das kunstliebende Publicum dem Erscheinen dieses gehaltvollen Schriftchens mit Verlangen entgegen sah, so fühle ich mich zu einer nochmaligen Empfehlung desselben veranlasst, um so mehr, da der geistreichen Behandlung des Stoffes die gefällige äussere Form vollkommen entspricht.

Leipzig, im April 1838. ***B. G. Teubner.***

Druck von Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 84. — den 30. April 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Sonette von R. E. Prutz.

In die Heimath.

1.

Will ruhn nnd ſchlummern! — Ich vermag es nicht,
Es ſenkt kein Schlaf ſich auf die müden Glieder;
Vom Lager ſpring' ich, wandle auf und nieder,
Und harr' und ſinne bis zum Morgenlicht.

Ach, mich verfolgt ein liebliches Geſicht!
Der mir entfloh'n, der ſel'ge Mai, kehrt wieder,
Ich ſehe ſie, ich höre ihre Lieder,
Die Lippe küß' ich, die von Liebe ſpricht.

Will ruh'n nnd träumen! — Ob ich das vermag?
Nicht von vergang'nen, von zukünft'gen Zeiten,
Von neuer Sonne, die aus Nebeln bricht, —

Vom Wiederſehen, von dem ſel'gen Tag,
Da ſie die Meine wird für Ewigkeiten —:
Ja, träumen will ich; ruhen kann ich nicht.

2.

Hab' ich geliebt? Hab' ich das Glück empfunden,
Das wie ein Mährchen durch den Sinn mir ſchwebt?
Hat Herz an Herzen glühend heiß gebebt,
In ſüßem Kuß ſich Mund dem Mund verbunden?

Kaum weiß ich's mehr: die Wonne jener Stunden, —
Wie die Raquete ſich gen Himmel hebt,
Ein Mal nur flammt, dann ſich in Nacht begräbt,
So iſt auch ſie begraben und verſchwunden.

Und dennoch, horch! was flüſtert mir im Herzen
Von der entſchwund'nen, ſelig ſüßen Pein,
Von meinem Glück —, dem meinen und dem ihren?

Ach! meine Luſt ahn' ich aus meinen Schmerzen:
So ganz verarmt, ſo elend ganz zu ſein,
Mußt' ich unſäglich großes Glück verlieren.

3.

Wie oft, mein Lieb, bin ich mir Dir gegangen,
In ſpäter Nacht! Mit Dir ich ganz allein!
In meiner Hand hielt ich die Hände Dein,
Auf meine Schulter lehnteſt Du die Wangen.

Kein Sternchen ſchien, Nacht hielt die Welt umfangen —
Nicht Nacht für mich! Mir ſchien ein Stern darein,
Ein wundervoller — Deines Auges Schein,
Tag ward die Nacht, und alle Himmel klangen.

Jetzt, da ich Dich, Du ſüßes Licht! verlaſſen,
Kein Tag für mich! Licht iſt in Nacht verkehrt,
Und dunkel ſind die ſonnenhellen Gaſſen.

O, Liebe! ſprich, kannſt du das Wunder faſſen,
Das alſo mir die Sinne hat bethört? —
Ich hab' ja Dich, Du ſüßes Licht! verlaſſen.

4.

Haſt Du die Alp im Abendroth geſehen?
Die Thäler ſchlummern, Nacht umhüllt die Flur,
Die Alp allein im dämmernden Azur
Scheint leuchtend noch in Sonnenglanz zu ſtehen.

Und ſehnſt Du Dich hinauf zu jenen Höhen,
Zu ew'gen Tages gold'ner Roſenſpur?
Das iſt kein Tag, — iſt Abendſchimmer nur,
Die Sonne mußte längſt zur Ruhe gehen.

Digitized by Google

— Der Alpe mag ich ſelber mich vergleichen:
Noch glänzt mein Blick, noch athmet hoch die Bruſt,
Noch ſchwebt ein Lächeln um die jungen Wangen;

Doch was Du deuteſt als der Freude Zeichen,
Iſt nur ein Schimmer längſt geweſ'ner Luſt, —
In mir iſt's Nacht, die Sonn' iſt untergangen.

5.

Schau' ich der Blumen buntgeſchmückten Flor,
Der Blumen denk' ich da mit ſtillem Bangen,
Die ich aus Deinen Händen einſt empfangen,
Und unaufhaltſam bricht die Thräne vor.

Tönt Lerchenlied mir ins erſchrockne Ohr,
Denk' ich der Lieder, welche ehmals klangen,
Da Du und ich um Mitternacht gegangen,
Und jeder Ton ſagt, daß ich Dich verlor.

Doch wenn gen Himmel dann mein Auge ſieht,
Zu jenem Stern, der Dich und mich geſehen,
Dann gießt ins Herz ſich Paradieſesruh'.

Die Blume welkt, es ſchweigt der Lerche Lied,
Der Himmel nur, der ewige, bleibt ſtehen, —
Und wie der Himmel ewig bleibſt mir Du!

6.

Schilt mich nicht treulos, ſchau' ich nach den Frauen!
Nur Dein gedenkend, einzig, Liebe! Dein,
Geh' ich bedachtſam durch die bunten Reih'n,
Ob ich nicht Eine, die Dir gleicht, kann ſchauen.

Sieh, Jene dort! die Stirne ſieh, die Brauen,
Am Kinn das Grübchen — ſollteſt Du es ſein?
Doch nein! das ſind nicht Deine Locken, nein!
Das ſind die Augen nicht, die wunderblauen.

So tödt' ich ſpielend mir die langen Stunden:
Schilt mich nicht treulos! Immer ahn' ich Dich,
Und immer ſeh' ich wieder Dich entſchwinden.

Und fänd' ich Alles, Alles auch verbunden,
Was Dich allein ziert, — holde Liebe! ſprich,
Das Eine doch, Dein Herz, wo ſollt' ich's finden?

7.

Wir leſen viel von jenen alten Rittern,
Die im Gefecht mit Drachen, Rieſen, Feen,
Der Heißgeliebten Namen zu erhöh'n,
Die Welt durchzogen ohne Furcht und Zittern.

Und kehrten heim gleich fruchtbelad'nen Schnittern,
An Ehre groß, von Wunden ſchmuck und ſchön,
Und legten ihr zu Füßen die Trophän
Von Siegsgeſchmeide, Fahnen, Lanzenſplittern.

Ach, daß auf ewig dieſe Zeit entſchwunden!
Ja, kämpfen wollt' ich, wär' es mir vergönnt,
Daß ſich vor Dir die Erde ſollte neigen.

So hätt' ich Raum für meine Gluth gefunden;
Jetzt aber, ach! was mir im Innern brennt,
Kann ich Dir nur in ſchlechten Reimen zeigen.

8.

Nichts Schön'res weiß ich, als mich zu verſenken
In jene Tage, welche nicht mehr ſind,
Als jenen Frühling, unausſprechlich lind,
Da ich bei Dir war, raſtlos durchzudenken.

Zwar weiß ich wohl: auf Andres ſollt' ich lenken
Den jungen Muth; die Jahre flieh'n geſchwind,
Ruhmloſe Namen flattern hin im Wind,
Drum Thaten gilt es ſeiner Mitwelt ſchenken.

Ich acht' es nicht! Inbrünſtig ganz verſunken
In jene Zeit, bin ich der Larve gleich,
Die ſich ihr Grab in Roſen hat geſponnen.

Doch hoffe nur! Bald blitzt der Lebensfunken,
Ein Wiederſehn an Freuden überreich,
Ein neuer Mai von kaum geahnten Wonnen. —

9.

Wahnwitzig hör' ich oft den Frommen ſchmähen,
Der Jahre lang im fernen Morgenland
Gen Himmel ſtarrte nach der Sonne Stand,
Im Lichte dort den Ewigen zu ſehen; —

Ward Mann und Greis, und ruhte nicht zu ſpähen,
Ja, da die Gluth das Aug' ihm ausgebrannt,
Kehrt' er geblendet, dennoch unverwandt
Den todten Blick empor zu jenen Höhen.

So ſchaut' auch ich mit Wonne, nicht zu faſſen,
Auf Dich allein, Du Sonne mir und Licht!
Und konnte nicht von Dir die Seele kehren.

Jetzt aber, ach! da Du mich haſt verlaſſen,
Sprich, ſüßes Lied! gleicht meine Seele nicht
Dem Auge jetzt, dem ausgebrannten, leeren?

10.

Ich weiß, Du liebſt mich; doch ergreift mich Zagen,
Ob Du mir treu wirſt in der Ferne ſein,
Ob Du mein Bild in Deines Herzens Schrein
Wirſt ungetrübt und unverloren tragen.

Du biſt ſo ſchön; ſo Viele, die Dir's ſagen, —
So luſtig lacht des Lebens Morgenſchein:
Wer bin nur ich mit meinen Träumerei'n,
Daß ich zu Dir die Augen aufgeſchlagen.

Digitized by Google

— Und frag' ich noch? Ich frage, ſüßes Leben?
O, zürne nicht dem allzuſchwachen Muth:
Das eigne Herz kann mir ja Antwort geben.

Ich war ſo ſchwach und bin ſo treu geblieben,
Du biſt ſo gut, ſo mehr, als engelgut —:.
Mit welcher Treue mußt nicht Du mich lieben!

11.

Heimkehr.

Ich habe Dich, nicht haſt Du mich geſehen.
Am Fenſter ſtand ich, lauſchte bang hinein,
Da ſaßeſt Du bei Deiner Lampe Schein,
Still war's umher, den Pendel hört' ich gehen.

Mir ſchien's wie Gram auf Deiner Stirn zu ſtehen,
Feucht ſchien Dein Blick — gewiß, Du dachteſt mein,
Daß ich von Dir muß gar ſo ferne ſein,
Und ahnteſt nicht, was heimlich iſt geſchehen.

Schlaf, ſüßes Lieb! Gut' Nacht auf wenig Stunden!
Träume von mir, und biſt Du bald erwacht,
Dem Traume zürnend, der ſo bald verſchwunden:

Dann weck' ich Dich mit meinen Flammenküſſen,
Taghelle Wahrheit wird das Bild der Nacht,
Nicht ob Du wachſt, ob träumeſt, ſollſt Du wiſſen.

Clotilde von Vallon-Chalys *).

Clotilde von Vallon-Chalys, auch nach ihrem Gemahl Surville genannt, iſt um das Jahr 1405 unweit Vallon in Languedoc geboren. Sie ſtammt aus jener Dichterſchule, welche von Heloiſe, der Geliebten Abälard's, geſtiftet wurde, mehrere gefeierte Dichterinnen zu Zöglingen zählte, in unſerer Clotilde ihren Höhepunct erreichte, und bald nach deren Ableben erloſch. Der bekannte Gelehrte Vanderbourg gab ihre Gedichte — das Manuſcript war ihm durch Zufall in die Hände gerathen — 1804 heraus, und begleitete die Edition mit einer Biographie der Dichterin. Dieſe Sache erregte Aufſehen. Niemand wußte etwas von Clotilden; keiner ihrer Zeitgenoſſen hat ein Document hinterlaſſen, worauf man den Beweis, daß ſie wirklich exiſtirt habe, ſtützen könnte. Man witterte eine Myſtification. Dazu kamen gewiſſe in Clotildens Dichtungen bemerkbare Eigenthümlichkeiten, welche von der zu ihrer Zeit gangbaren Manier, zu dichten und ſich auszudrücken, entſchieden abwichen. Man fand in den Gedichten neben dem naiv Natürlichſten auch viel des Manierirten, was mehr dem ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte anzugehören ſchien als dem funfzehnten. Ganz beſonders fiel in dieſen Liedern die ſtandhafte Beobachtung des metriſchen Geſetzes und das Abwechſeln mit männlichen und weiblichen Reimen auf, eine Regel, die man ſonſt von den provenzaliſchen Dichtern jenes Jahrhunderts nicht beobachtet findet, und welche Marot ſelber nicht gekannt zu haben ſcheint. Wer aber, fragt man weiter, iſt denn eigentlich der Verfaſſer dieſer zärtlichen, rührenden und im hohen Grade wohllautenden Gedichte? War es Joſeph Stephan von Surville, der ſelber Dichter geweſen iſt, die von ihm im Manuſcript vorgefundenen Dichtungen ſeiner Ahnin ordnete, und 1798 als ehemaliger Emigrant zu Puy en Valay erſchoſſen wurde? Das Manuſcript, welches Surville hinterließ, iſt eben dasjenige, welches Herrn Vanderbourg durch Zufall in die Hände geſpielt ward. Oder wie — argwohnte einer der jetzt geachtetſten deutſchen Schriftſteller, welcher im berliner Converſationsblatt einige von Roſa Maria verfaßte einfach ſchöne Ueberſetzungen der Clotilde'ſchen Lieder mittheilte — wenn Vanderbourg ſelbſt der Verfaſſer iſt? — Denn, ſetzte er hinzu, Vanderbourg iſt immer ein närriſcher Kauz geweſen. War aber Vanderbourg der Verfaſſer, ſo hat er nicht blos die Gedichte untergeſchoben und eine Lebensbeſchreibung der Clotilde erdacht, er mußte ſich auch einen Lebenslauf des J. Stephan von Surville combiniren und dieſem die langwierigen Beweiſe, daß Clotilde exiſtirt habe, in den Mund legen u. ſ. w. In der That, das wäre eine bewundernswerthe und noch dazu uneigennützige Speculation, vortreffliche Gedichte zu verfaſſen und damit einen fremden Namen aus dem 15ten Jahrhundert namhaft zu machen! Welche complicirte Erdichtungen, nur um eine Caprice zu befriedigen! Gewiß, ein noch größerer Kunſtwerk — weil wahrſcheinlicher — als Wagner's neu entdeckter Sanchuniathon! — Gaudy zweifelt an der Aechtheit dieſer Gedichte durchaus nicht, obgleich er nichts geradezu beweiſen und ſich mehr auf blos moraliſche Ueberzeugung ſtützen kann. Er ſagt: der vollgültigſte Beweis für die Aechtheit dieſer Gedichte liegt in ihnen ſelber. Wer anders als eine Frau war wohl im Stande, jene liebeathmenden Rondeaux, oder die Reime „an meinen Erſtgebornen" zu ſchaffen, Dichtungen, in denen die leidenſchaftlichſte Liebende, die zärtlichſte Gattin, die glücklichſte Mutter ihre Gefühle ſo treu, ſo wahr, ſo innig ausſpricht? Alle Zweifel, welche gegen den Styl, die Verſification mit

*) Auswahl in freier Bearbeitung, von Franz Freiherrn Gaudy. Berlin, Enslin.

Digitized by Google

einem Anſchein von Recht erhoben werden könnten, ſcheitern an der Macht des moraliſchen Beweiſes, und nicht unpaſſend dürfte hier der Ausſpruch Jean Jacque's angewandt werden: si c'est une fable poétique, l'inventeur en serait plus étonnant que le héros.

Wie dem nun auch ſei — wir haben in dieſem überaus zierlich ausgeſtatteten Bändchen eine nur vielleicht zu kleine Anzahl von Liedern vor uns, welche die ungeſchminkteſte Naivetät, das rein urſprüngliche Leben eines glühenden Herzens, die wärmſten Gefühle der Gatten- und Mutterliebe, die zärtlichſten Klagen während der Abweſenheit des Geliebten, die innigſte Empfängniß für die Eindrücke der umgebenden Natur in lieblichen Rhythmen ausathmen. Jene umfaſſende Liebesgluth ſprudelt am mächtigſten in der Heroide „an meinen Gatten Berengar;“ alle nur denkbaren Gefühle einer Mutter überſtürzen ſich in dem Gedicht „an meinen Erſtgebornen.“ Wie anmuthig iſt dieſe Strophe:

Das Aermchen ſinkt — Schlaf hat ihn ſanft umfangen —
Sein Aeuglein ſchloß — er regt ſich nicht — ſchlief ein —
Wenn nicht des Apfels Farb' auf ſeinen Wangen,
Man glaubte faſt, er könne leblos ſein.

Und dann:

Wie willig wird mein Gatte Deinem Streicheln
Sich leih'n! Um Deinen Kuß wie häuf'ger Streit!
Schelm, hoffe nicht, er werde Dir nur ſchmeicheln —
Clotilden ſpart er gleiche Zärtlichkeit. —

Es iſt ſein Weſen — es ſind ganz die Züge
Des Vielgeliebten — ſeiner Wangen Roſ' —
Sein Flammenblick — und ſtaun' ich noch? — Wie trüge
Ein anders, als ſein zweites Selbſt mein Schooß?
u. ſ. f.

Die Ueberſetzung iſt im hohen Grade gewandt, fließend und im Ganzen auch wohllautend. Nur ſelten ſtört eine Härte, aber unnatürlich hart iſt folgender Vers:

Raſch ziſchet ihre thör'chte Freude auf.

Ich bin ſonſt ein Recenſent, der ſich, ſo gut wie Franz Mohr, nicht mit Kleinigkeiten abgibt, aber ich meine, daß man mit keiner Sprache delicater verfahren darf, als mit der deutſchen, und daß der ziſchende Uebellaut hier ſo leicht, und zwar gerade von einem ſo bedeutenden Versvirtuoſen wie Gaudy, zu vermeiden geweſen wäre. Dergleichen ſtört, wie an einer einzigen Stelle ein ſchmuziger Farbenauftrag auf einem ſonſt ſchönen Gemälde.

M.

Engliſche Romane.

Nathan der Quäker, oder der Satan des Urwaldes. Nordamerikaniſcher Roman von Dr. Bird, herausgegeben von W. Harriſon Ainsworth, überſetzt von Joh. Sporſchil. 3 Bde.

Die Theilnahme der europäiſchen Welt hat ſich auf die Seite des „rothen Mannes“ geworfen, der von ſeinen anglo-amerikaniſchen Feinden ohne Gewiſſensbiſſe von Land und Beſitzung vertrieben ward. Hier haben wir ein Buch, das uns die Ureingebornen Nordamerikas von einer ganz andern Seite zeigen möchte. Doctor Bird, der Verfaſſer, iſt in der Literatur der Vereinigten Staaten wohlbekannt. „Calavar“, „der Ungläubige“ und „Spartakus“ haben ihm unter ſeinen Landsleuten ſeinen Ruf geſichert. Sein Nathan iſt vielleicht ſein beſtes Werk. Es iſt voller Abenteuer, wie ſie ſich nur in jenen unermeßlichen Urforſten zu einer Zeit zutragen konnten, wo der wilde Indianer beſtändig in blutigen Fehden mit dem kaum minder wilden Hinterwäldler verwickelt war, der auf ſeinen höchſt fragmentariſchen Zuſammenhang mit der civiliſirten Welt pochte. Doctor Bird zeigt uns an den Ureinwohnern nicht jene heldenmüthigen Tugenden, welche ihnen ſonſt zugeſchrieben werden, vielmehr als liſtig, treulos, grauſam, feig, ſogar mit der Schuld des Weiber- und Kindermordes befleckt. Der Verf. iſt jedenfalls von Nationalfeindſchaft erfüllt, bei alledem bleibt ſein Gemälde als Parteiſchrift intereſſant. Seine Schilderung der Waldwelt Nordamerikas iſt reizend; das Dunkel, die Einſamkeit, die rieſige Vegetation, das verworrene Ineinander der Wildniß, das iſolirte Blockhaus, der brauſende Strom und die unendlichen Weiten, die ganze großartige Naturwelt nimmt uns auf und feſſelt uns. Unter den komiſchen Figuren, die er aus dem Volke aufgreift, iſt der Pferdedieb Brüll-Ralf ſehr ergötzlich. Der landdurchirrende Nathan, der ſeinem Rachegefühl unzählige Opfer ſchlachtet, iſt ein großartiges Bild.

Notiz.

[Deutſche Pedanterie.]

Der alte Böttiger äußerte einmal in einem Briefe: es hätte Schiller'n an Kenntniſſen gefehlt, und er hätte, um ein ſolider Menſch zu werden, am beſten gethan, die Tochter des Buchhändlers Schwan zu heirathen. — In dieſem Ausſpruch hören wir die Stimme der tauſend und aber tauſend deutſchen Werkeltagsmenſchen, welche ſich in eine amtliche Stellung eingewühlt haben! — Vielleicht hätten wir an Schiller einen geſetzlichen und geſetzten Spießbürger gewonnen, aber über dem Spießbürger Schiller den Dichter Schiller verloren. Hundert Gelehrte wiegen das nicht auf, was der ungelehrte Schiller an Deutſchland, oder der noch ungelehrtere Shakſpeare an der geſammten germaniſchen Welt gethan und gewirkt hat. Das Beſte freilich wär's, wir Alle gingen Rüben ſchaben und Kraut und Kartoffeln bauen — das iſt doch eine nützliche Wirthſchaft und läßt uns Zeit genug übrig, Kinder zu warten und Gellert's Troſtgründe für ein ſieches Leben zu ſtudiren. 12.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Inhalt.

No. 104. Der Spieler. Novelle von Karl Beck.
Correſpondenz. Aus Stuttgart.
Notiz.

No. 105. Der Spieler. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Berlin.
Aus Stuttgart. (Fortſetzung.)
Notiz.

No. 106. Der Spieler. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Stuttgart. (Fortſetzung.)
Notizen.

No. 107. Den leipziger Freunden, die mir zu meinem Geburtstage einen kunſtreich gearbeiteten Becher überſandten. Von Rückert.
Der Spieler. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Heidelberg.
Aus Stuttgart. (Fortſetzung.)
Notizen.

No. 108. Der Spieler. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Stuttgart. (Fortſetzung.)
Aus Heidelberg. (Fortſetzung.)
Notiz.

No. 109. Der Spieler. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Heidelberg. (Beſchluß.)
Aus Stuttgart. (Fortſetzung.)
Notiz.

No. 110. Der Junker und das Müllermädchen. Von Karl Haltaus.
Der Spieler. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Stuttgart. (Fortſetzung.)
Notizen.

No. 111. Eingekauftes auf dem Markte des Lebens. Von M. H.
Der Spieler. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Stuttgart. (Fortſetzung.)
Notizen.

No. 112. Ein Brief aus Conſtantinopel.
Notiz.

No. 113. Ein Brief aus Conſtantinopel. (Beſchluß.)
Notizen.

No. 114. Der Spieler. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Stuttgart. (Fortſetzung.)
Notiz.

No. 115. Der Spieler. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Stuttgart. (Fortſetzung.)
Notiz.

No. 116. Der Spieler. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Stuttgart. (Fortſetzung.)
Notizen.

No. 117. Guſtav Schleſier, der deutſche Doctrinär. Von K.
Correſpondenz. Aus Stuttgart. (Fortſetzung.)
Notiz.

No. 118. Der Spieler. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Stuttgart. (Beſchluß.)
Notizen.

No. 119. Der Spieler. (Beſchluß.)
Correſpondenz. Aus Berlin.
Notizen.

No. 120. Gepanzerte Lieder von Karl Beck.
Correſpondenz. Aus Berlin. (Fortſetzung.)
Notizen.

No. 121. Beurmann über Börne. Von K.
Gepanzerte Lieder von Karl Beck. (Beſchluß.)
Correſpondenz. Aus Berlin. (Beſchluß.)
Notiz.

No. 122. Vier Wochen in Ems. Von Amalie Winter.
Correſpondenz. Aus Frankfurt a. M.
Notiz.

No. 123. Vier Wochen in Ems. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Frankfurt a. M. (Fortſetz.)
Notiz.

No. 124. Vier Wochen in Ems. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Frankfurt a. M. (Beſchluß.)
Notizen.

No. 125. Vier Wochen in Ems. (Beſchluß.)
Notizen.

(Hierbei ein Intelligenzblatt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Verlags-Bericht 1836, von Leopold Voß in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten ſind Commiſſions-Artikel.)

*Adernson, E., die Regenwürmer auf den Feldern der orientalischen Numismatik. gr. 8. geh. 8 Gr.

Agardh, C. A., Icones algarum europaearum. Représentation d'algues européennes suivie de celle d'espèces exotiques les plus remarquables récemment découvertes. Livr. 4me et dernière avec 10 planches coloriées. gr. in 8. 1 Thlr. 16 Gr.

*—, J. G., Synopsis generis Lupini. Acced. tabb. II. lithogr. 8. Lundae, 1835. geh. 16 Gr.

*Barkow, J. C. L., Disquisitiones neurologicae. Acced. tabula lith. 4. Vratislaviae, 1836. 6 Gr.

— —, Monstra animalium duplicia per anatomen indagata. Habito respectu ad physiologiam medicinam forensem et artem obstetriciam. T. II. et ultimus. 4 maj. cart. 4 Thlr. 12 Gr. (Tom. I. Acced. tabb. 15 aen. 1828. 5 Thlr.)

*Bericht an S. M. den Kaiser über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1835. gr. 8. St. Petersburg, 1836. geh. 6 Gr.

Berthier, P., Handbuch der metallurgisch-analytischen Chemie. Nach d. Franz. bearbeitet und mit Zusätzen n. eignen Erfahrungen vermehrt von C. M. Kersten. 2r und letzter Band, mit 1 Kupfertafel. gr. 8. 5 Thlr. (1r Band, mit 5 Kupfertafeln, 1835. 3 Thlr. 12 Gr.)

*Brandt, J. F., Mammalium exoticorum novorum vel minus cognitorum musei academici zoologici descriptiones et icones. Acced. tabb. XIX col. 4 maj. Petropoli, 1835. 5 Thlr. 8 Gr.

*— —, Prodromus descriptionis animalium ab H. Mertensio in orbis terrarum circumnavigatione observatorum. Fasc. I. 4 maj. Petropoli, 1835. 18 Gr.

*— —, Bemerkungen über die Mundmagen- oder Eingeweidnerven (*Nervus sympathicus seu nervi reproductorii*) der Evertebraten, Mit 3 Kpft. gr. 4. 1 Thlr. 8 Gr.

*— —, Descriptiones et icones animalium Rossicorum novorum vel minus rite cognitorum. Aves. Fasc. I. Cum 6 tabb. pictis. 4 maj. Petropoli, 1836. 2 Thlr. 12 Gr.

*Bulletin scientifique de l'académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. I. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Phyſiologie als Erfahrungswiſſenſchaft. Erſter Band, mit Beiträgen von K. E. von Baer und H. Rathke. Zweite berichtigte und vermehrte Auflage, mit Beiträgen von E. Meyer, H. Rathke und G. Valentin. Mit 6 Kupfertafeln. gr. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 7r Jahrgang f. 1836. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 2r Jahrgang für 1836. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Choulant, Ludwig, Anleitung zur ärztlichen Praxis. gr. 8. 1 Thlr. 9 Gr.

Drobiſch, M. W., neue Darſtellung der Logik nach ihren einfachſten Verhältniſſen. Nebſt einem logiſch-mathematiſchen Anhange. gr. 8. 18 Gr.

Hartmann, Ph. C., Glückſeligkeitslehre für das phyſiſche Leben des Menſchen, oder die Kunſt das Leben zu benutzen und dabei Geſundheit, Schönheit, Körper und Geiſtesſtärke zu erhalten und zu vervollkommnen. Dritte, verbeſſerte Auflage. 8. 1 Thlr. 8. Gr.

Herſchel, J. F. W., Einleitung in das Studium der Naturwiſſenſchaft. Nach dem Engliſchen von Dr. Albert Weinlig. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Hülsse, J. A., die einfache und zusammengesetzte Zinsrechnung mit ihrer Anwendung auf Rechnung von Interessen, Disconto, Zahlungstermine, mittlere Zahlungen, Zeit- u. Leibrenten, Lebensversicherungen u. Schuldentilgung. 4. 6 Gr.

*Jomini, Baron de, Tableau analytique des principales combinaisons de la guerre et de leurs rapports avec la politique des états. 4me édition consid. augmentée. Avec 2 planches. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1836. 3 Thlr.

Leti, Calvidii i. e. Claudii Quilleti Callipaedia seu de pulchris prolae habendae ratione poema didacticon. Secundum editionem alterum seu Parisiensem cum integra lectionis varietata editionis primae seu Leidensis edidit Ludovicus Choulant. 12. cart. 18 Gr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome III. gr. in 4. St. Petersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Sciences naturelles. Tome II. gr. in 4. St. Petersb., 1836. 11 Thlr. 6 Gr.

Sciences politiques, Histoire et Philologie. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersb., 1836. 4 Thlr. 12 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partic. XI. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 1 Thlr. 12 Gr.

*Meyer, E. H. F., Commentariorum de plantis Africae Australioris quas per octo annos collegit observationibusque manuscriptis illustravit J. F. Drege. Vol. I. Fasc. I. 8 maj. 1 Thlr. 20 Gr.

Minding, J., das Leben der Pflanze. Ein Gedicht. gr. 8. geh. 12 Gr.

Miles, Dr., Schutzmittel für die Cholera, nebſt einem Anhange, enthaltend die vornehmſten Meinungen der Aerzte über den Sitz und das Weſen oder die nächſte Urſache, die Contagioſität oder Nichtcontagioſität dieſer Krankheit. Zweite verbeſſerte Auflage. 8. 15 Gr.

*Pallas, P. S., Icones ad geographiam Rosso-Asiaticam. Fasc. III. Cum 8 tabb. aen. pictis. 4 maj. Petropoli, 1836. 1 Thlr. 21 Gr.

Pinder, E., das Provinzial-Recht der königl. preußiſchen vormaligen königl. ſächſiſchen Landestheile mit Ausſchluß der Lauſitz, nebſt Beweisſtellen, Gründen und Bemerkungen. Im Auftrag d. königl. Juſtiz-Miniſteriums für die Geſetz-Reviſion bearbeitet. 2 Theile. gr. 8. 5 Thlr.

Pogodin, Michael, hiſtoriſche Aphorismen. Aus dem Ruſſiſchen von E. Göring. gr. 8. geh. 12 Gr.

Prinz, E. G., das Verſchneiden oder die Caſtration der Milchkühe, eine landwirthſchaftliche Operation für Oekonomen und Thierärzte. 8. geh. 6 Gr.

Radius, J., auserleſene Heilformeln zum Gebrauche für praktiſche Aerzte u. Wundärzte. Mit Berückſichtigung d. neueſten Bereicherungen der Arzneimittellehre. 16. cart. 1 Thlr. 18 Gr.

Schmidel, C. T., Verwandlungstafeln verschiedener Maasse in pariser Fusse, Zolle und Linien berechnet. I. Heft. Millimeter, Meter und engl. Fusse. 12. 6 Gr.

*Schmidt, J. J., die Thaten des Vertilgers der zehn Uebel in den zehn Gegenden, des verdienstvollen Helden Bogda Gesser Chan; eine mongolische Heldensage, nach einem in Peking gedruckten Exemplare aufs Neue abgedruckt. Herausgegeben von der k. Akademie der Wissenschaften. gr. 4. St. Petersburg, 1836. 3 Thlr.

Spieker, C. W., Einſame Stunden der Andacht und des Nachdenkens. Für die erwachſenen Töchter der gebildeten Stände. Fünfte, durchgängig verbeſſerte und vermehrte Auflage. 2 Bände, mit Titelkupfer. 8. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

*Trinius, C. B., Species graminum iconibus et descriptionibus illustravit. Fasc. 29 et 30. 4 maj. Petropoli. 1836. 3 Thlr. (Complet III Vol. s. 30 Fasc. cum 360 tabb. 1823 — 1836. 45 Thlr.)

Wagner, R., Prodromus historiae generationis hominis atque animalium sistens icones ad illustrandam ovi primitivi, imprimis vesiculae germinativae et germinis in ovario inclusi, genesin atque structuram, per omnes animalium classes multosque ordines indagatam. Acced. tabb. II. aere incisae. Fol. maj. cart. 3 Thlr. 12 Gr.

*Weinmann, C. A., Hymeno- et Gastero-Mycetes hucusque in imperio Rossico observatos. Pars prodromi florae rossicae. 8 maj. Petropoli, 1836. 3 Thlr.

Weissenbach, C. G. A. von, Abbildungen merkwürdiger Gangverhältnisse aus dem sächsischen Erzgebirge. Mit 32 lithographirten Tafeln. gr. 8. geh. 2 Thlr. 16 Gr.

Digitized by Google

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Achtunddreißigſter Jahrgang.

Mai.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1838.

Digitized by Google

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kuezere Auffäße vermiſchten Inhalts:
   a) Schilderungen intereſſantee Gegenſtände aus allen Zweigen der Natue und Kunſt (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darſtellung einzelner Charaktere, Ereigniſſe und Zuſtände der neueſten Zeit, — einheimiſcher und ausländiſcher Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritiſche Anzeigen allgemein-intereſſantee Erſcheinungen aus dem geſammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correſpondenzartikel, Muſik- und Theaterberichte aus verſchiedenen Ländern, Provinzen und Hauptſtädten, — (gelegentlich mit muſikaliſchen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthſel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitiſche und ſtrengwiſſenſchaftliche Aufſäße ſind ausgeſchloſſen.)

Von dieſee Zeitſchrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingeſandte Bekanntmachungen, gegen feſtgeſeßte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umſchlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebſt vollſtändig ausgearbeitetem Sachregiſter, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt ſich nicht darauf einlaſſen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu verſenden (die Verſendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihee Commiſſionnaire ausgenommen), ſo müſſen die wöchentlichen und monatlichen Beſtellungen bei den eeſp. Obee-Poſt- und Poſtämteen, Zeitungsexpeditionen, ſo wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächſt gelegenen, gemacht werden.

Hauptſpeditionen haben folgende Obee-Poſtämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. ſächſ. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberſte Hof-Poſtamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmiſche Obee-Poſtamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Poſtamts-Zeitungsexpedition in Beeslau.
— — — Gränz-Poſtamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Poſtamt in Hamburg.
Die königl. baierſche Ober-Poſtamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergſche Haupt-Poſtamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürſtl. Turn- und Taxiſche Obee-Poſtamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Obee-Poſtamts-Zeitungsexpedition in Beemen.
— königl. Ober-Poſtamtsexpedition in Hannovee.
— kurfürſtl. heſſiſche Ober-Poſtamts-Zeitungsexpedition in Caſſel.

Dee Preis des Jahrganges iſt 8 Thlr. ſächſ., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheiniſch, und dafür überall innerhalb Deutſchland zu bekommen. Da von denen, welche dieſe Zeitung unmittelbae von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichſte Zahlung verlangt werden muß, ſo iſt nöthig, daß jeder der reſp. Intereſſenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des erſten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, ſind entweder unter der unten ſtehenden Adreſſe, oder mit dee Ueberſchrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzuſenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Zeitung für die elegante Welt.

Dienſtags — 85. — den 1. Mai 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Marquiſe von Spinaroſa.

1.

Am Johannisabend des Jahres 16.. hatten die Rathsherren der guten Stadt Aix, dem alten Herkommen gemäß, einen großen aus Reiſig und Holzklötzen erbauten Scheiterhaufen anzünden laſſen, der auf dem Predigerplatze errichtet war, und über dem hoch in der Luft die Fahne mit den franzöſiſchen Lilien- flatterte. Bald erhellte die Flammenlohe die hohen Häuſer dieſes Platzes und ſeine hundertjährigen Ulmen, und die Fenſter des Palaſtes der ehemaligen Grafen von Provence erglänzten in ihrem Widerſchein. Das Volk klatſchte jubelnd in die Hände und tanzte die Farandola um das Freudenfeuer herum; von Zeit zu Zeit fiel ein Schwärmer mitten unter die Menge, die dann mit lautem Geſchrei auseinander fuhr. Die beſonnenen, ruhigeren Menſchen begannen ſchon ſich weg zu begeben.

Gegen neun Uhr, als der Holzſtoß niedergebrannt war, entfernten ſich auch die Rathsherren, und nun begann der kleine Krieg. Seit der Erfindung des Schießpulvers hatte man am Johannisfeſte jedes Jahr eine große Menge deſſelben verbraucht; der Magiſtrat duldete dieſe Art von kriegeriſcher Luſtbarkeit, ob ſie gleich jedes Mal einigen Menſchen das Leben koſtete, da man bei dem Werfen der Raqueten und der Schwärmer durchaus keine Art von Vorſicht beobachtete.

Auch fand man am Johannisabende in dieſer Hauptſtadt der Provence noch vor Sonnenuntergang alle Thüren und Fenſter ſorgfältig verſchloſſen; rechtliche Leute zogen ſich in ihre Häuſer zurück und wagten ſich nicht auf die Straßen hinaus, wo die Officiere des Regiments Royal-Comtois, die Schreiber des Gerichtshofes und die Studenten der Univerſität Tauſende von Feuerrädern, Schwärmern und Raqueten abbrannten. Auf dem erſt erwähnten Platze ging es am feurigſten her, denn hier kämpften die Schreiber und die Officiere ſchon ſeit einer Stunde mit einander. Der Pöbel, der dabei die Rolle der Kampfrichter ſpielte und jede ausgezeichnete Waffenthat dieſer Schlacht mit Jubelgeſchrei begrüßte, war ſchon bis in die benachbarten Straßen zurückgewichen. Nur ein in einen weiten Mantel gehüllter Mann, deſſen Geſicht durch einen breiten, niedergeſchlagenen Hut verdeckt wurde, blieb, dem Hotel des Parlaments-Präſidenten gegenüber, unbeweglich an einen Baum gelehnt ſtehen.

„Holla! Meiſter Briſſot,“ rief ihm im Vorbeigehen einer der Gerichtsſchreiber zu, „Ihr ſeid unbewaffnet. Nehmt Euch in Acht!“

Ruhig ſah ſich der Advokat um.

„Bravo! Marius Magis,“ antwortete er; „die Officiere ſetzen Euch tüchtig zu, allein Ihr bleibt ihnen nichts ſchuldig.“

„Sie ſollen uns wohl das Feld räumen müſſen,“ erwiederte er, „aber ihr thätet wirklich beſſer, Meiſter Briſſot, wenn Ihr nach Hauſe ginget. Ihr lauft Gefahr, im Geſicht verſengt zu werden; es geht hier heiß her.“

„Ein Bischen Pulverdampf, und der thut mir nichts, da ich gut dagegen geſchützt bin,“ ſagte Briſſot und wie-

Digitized by Google

ckelte ſich feſter in ſeinen Mantel. „Ich will indeſſen doch nach Hauſe gehen, um mich in einer kühleren Luft zu erfriſchen. Gute Nacht, Marius Magis.“

Er winkte ihm hier mit der Hand ein Lebewohl zu, und ging nach einem kleinen in der Straße Portalet gelegenen Hauſe. Die Thür war, wie zur Zeit eines bürgerlichen Krieges, verrammelt und verſchanzt, und hinter keinem Fenſter ſah man Licht ſchimmern.

Der Advokat öffnete leiſe die Hausthür und ſchlich in einen ſchmalen Gang, der zum Vorplatz diente und nach dem Hofe führte. Kaum hatte er die Thür wieder hinter ſich zugemacht, als eine Petarde vor der Schwelle derſelben zerſprang.

„Welches alberne und tobende Vergnügen!“ murmelte Briſſot vor ſich hin, als er ſein im Erdgeſchoß gelegenes Arbeitszimmer aufſchloß.

Die Gardinen von blauem Wollenzeuge waren dicht vor den Fenſtern zugezogen; auf dem mit Acten und Papieren bedeckten Schreibtiſche brannte eine Lampe; gepolſterte Bänke und einige Strohſtühle ſtanden an der Wand umher, und eine Wanduhr und einige hundert Bücher, die auf zwei ſchwarzen Bretern aufgeſtellt waren, vervollſtändigten das Ameublement dieſes Zimmers, in dem der berühmte Advokat Jaques Briſſot ſeine Clienten empfing.

Er warf ſchnell ſeinen Mantel ab und ſetzte ſich in den großen rothledernen Lehnſtuhl, der viel älter war, als er ſelbſt; nun tauchte er die Feder in ein Tintenfaß aus ſchwarzem Horn, aus dem die Briſſot's ſchon ſeit drei Generationen ihre langen und gelehrten Gutachten geſchrieben hatten. Doch diesmal fehlte es dem Advokaten an der erforderlichen Sammlung; eine unüberwindliche Zerſtreuung hatte ſich ſeiner bemächtigt, und der weiße Bogen Papier, den er vor ſich hingelegt hatte, blieb unbeſchrieben. Der Kampf zwiſchen ſeinem Willen und der fixen Idee, die ihn beſchäftigte, wurde ihm bald läſtig, er warf die Feder weg, ſtützte den Kopf auf die Hand und verſank in ſeine Träumereien. Sein Blick irrte gedankenlos auf den Papieren umher, die auf dem Schreibtiſche aufgehäuft lagen; maſchinenartig las er die Aufſchriften einiger Klagſchriften; allein ein tiefes, zärtliches Gefühl leuchtete dabei aus ſeinen ſchönen blauen Augen; er lächelte ſeine Bücher, ſeine eingeſtäubten Acten freundlich an, eine wonnevolle Erinnerung erfüllte ſein ganzes Herz. Doch zuweilen trübte ein bitterer, ſchmerzlicher Gedanke dieſe ſtumme Begeiſterung; er drückte die Hände gegen die Stirn und fragte ſich ſelbſt, wohin ihn dies führen ſolle? — „Herr, mein Gott!“ flüſterte er, „welche vermeſſene Gedanken! — es iſt Tollheit, ſich ihnen hinzugeben!“ —

Und von neuem tauchte er die Feder ein und wollte ſchreiben; allein dieſer eine, unwandelbare Gedanke kam bald wieder, und er verſank abermals in tiefe Träumerei.

„Vetter Jaques!“ rief vor der Thür des Zimmers eine ſanfte, helle Mädchenſtimme, „gefällt es Euch, zu Tiſche zu kommen?“

Er ſtand raſch auf, und plötzlich in den Kreis ſeiner gewöhnlichen Beſchäftigungen zurückverſetzt, begann er ſeine Papiere zu ordnen.

„Meine Tante wartet auf Euch; kommt Ihr, Vetter?“ fragte ſchüchtern dieſelbe Stimme.

Nun ergriff er die Lampe und folgte dem jungen Mädchen.

Zu jener Zeit waren die Advokaten noch nicht wie heut zu Tage vornehme Herren und ihre Häuſer waren keine Hotels; Briſſot's Arbeitszimmer war das ſchönſte Gemach im ganzen Hauſe; ein Vorzimmer gab es nicht und die Küche diente der Familie zum Salon. Hier hielten ſich die Mutter und die Couſine des jungen Advokaten für gewöhnlich auf; alles, was man darin ſah, war reinlich, glänzend, wohlerhalten, und die ganze Einrichtung zeugte von der beſcheidenen Wohlhabenheit einer anſtändigen, bürgerlichen Familie, in der die Frau des Hauſes ſich ſelbſt um das kleinſte Detail ihrer Wirthſchaft bekümmert.

Gerade über dem Kamin ſtand ein übergroßes Kannenbret, deſſen Reihen mit ſilberblankem Zinn und bunten Blumentöpfen und gemalten Taſſen beſetzt waren. Der nußbaumene Tiſch, auf dem das Abendbrot aufgetragen war, war mit einem ſchneeweißen leinenen Tuche bedeckt, auf dem eiſerne Gabeln und zinnerne Becher zu ſehen waren. Ein mit ſchwarzem Leder überzogener Lehnſtuhl deutete den dem Herrn des Hauſes gebührenden Platz an, und in einer ehrerbietigen Entfernung ſtand der Seſſel der alten Magd, die an demſelben Tiſche mit ihren Gebietern ihre Mahlzeit theilte.

Die Mutter des Advokaten war eine eben ſo verſtändige als fromme Frau, die in dem ganzen Stadtviertel wegen ihres muſterhaften Lebenswandels und wegen ihrer Wohlthätigkeit verehrt wurde. Ob ſie gleich ihrem Manne 3000 Thaler zugebracht hatte, wagte ſie es doch nicht, ſich Madame nennen zu laſſen, ſondern begnügte ſich mit der einfachen Benennung Miſé Briſſot *). Ihre Nichte Katharina Briſſot war achtzehn Jahre

*) Dies Wort iſt jetzt veraltet, würde ſich aber mit „wackere Frau“ verdeutſchen laſſen.

Digitized by Google

alt; ſie war ein zartes blondes Mädchen, ein ſo ſanftes und reines Geſchöpf, daß ſelbſt böſe Menſchen, wenn ſie ſie ſahen oder mit ihr redeten, für den Augenblick gut wurden. Früh verwaiſt, war ſie mit ihrem Vetter, dem Advokaten, verlobt, und noch vor Ablauf des Jahres ſollte die Hochzeit gefeiert werden.

„Ihr leſet zu viel, Vetter Jaques," ſagte ſie, und ſah ihn mit ihren klaren frommen Augen liebevoll an, „Ihr ſchadet Euch dadurch. Eure Augen ſehen ſo trübe aus, als wenn Ihr geweint hättet.

„Es hat nichts zu ſagen," unterbrach der Advokat ſie ſchnell; „ich habe die ganze vorige Nacht gearbeitet, aber dafür will ich auch in dieſer recht ausſchlafen."

Katharina ſetzte ſich bei Tiſche neben die Mutter und entfaltete maſchinenmäßig ihre Serviette; als aber jetzt ihr Blick auf den neben dem Advokaten leer gebliebenen Platz fiel, zerfloß ſie in Thränen.

„Faßt Euch, Katharina," ſagte er mit einem ernſten, beinahe ſtrengen Tone. „Ihr habt ſchon zu viel Thränen um das unglückliche Mädchen vergoſſen. Gott erbarme ſich ihrer! wir können nichts mehr für ſie thun."

„Meine arme Schweſter!" erwiederte Katharina, „wer weiß, wo ſie in dieſem Augenblicke iſt, und wie unglücklich ſie ſich vielleicht fühlt! Ach, Vetter Jaques, wenn Ihr mir nur wenigſtens Nachricht von ihr verſchaffen könntet!"

Der Advokat und ſeine Mutter warfen ſich hier einen betrübten Blick zu.

„Du kannſt ſie nicht wiederſehen, mein Kind," ſagte die Mutter, „für uns iſt ſie ſo gut wie geſtorben. Sie war mündig, als ſie unſer Haus verließ, und wir konnten ſie nicht gegen ihren Willen hier behalten. Möge Gott ſie leiten und ſchützen! — Die Schönheit iſt ein gefährliches Geſchenk, liebe Katharina, wenn man nicht ſeine Pflichten liebt und die Sünde verabſcheut!"

„Laßt uns nicht mehr von ihr reden," ſetzte der Advokat hinzu; „der Name Clara muß in dieſem Hauſe vergeſſen werden, und Ihr, Katharina, müßt Euch an den Gedanken gewöhnen, daß Ihr nie eine Schweſter gehabt habt. Verſprecht mir, daß Ihr es thun wollt."

„Ich verſpreche, Ihrer nur in meinem Gebete zu gedenken," antwortete ſie mit einem Seufzer.

Während dieſes Geſprächs ging es draußen ſehr tumultuariſch her; der Lärm, das Geſchrei, das Schießen wurde immer heftiger und drang ſelbſt bis in die kleine, abgelegene Straße Portalet.

„Heilige Jungfrau!" rief die alte Magd, „wenn nur kein Menſch dabei zu Schaden kommt!"

„In dem Jahre, in dem der König ſtarb," ſagte Miſé Briſſot, „fuhr einem der Gerichtsſchreiber eine Petarde ins Geſicht und verbrannte ihn ſo ſchrecklich, daß er daran ſterben mußte."

In dieſem Augenblicke ſchien das Getümmel näher zu kommen. Man hörte rufen und laut lachen; wahrſcheinlich ſetzte man irgend einem Flüchtlinge nach; man vernahm das Platzen einiger Petarden und den Angſtſchrei einer weiblichen Stimme, und faſt in demſelben Augenblicke klopfte man heftig an die Hausthür. Der Advokat ſtand auf und tappte im Dunkeln hin, um ſie zu öffnen. Kaum hatte er den Riegel weggezogen, als auch Jemand hereinſtürzte, die Thür hinter ſich zuwarf und mit gebrochener Stimme fragte:

„Sind wir allein, Meiſter Briſſot? Mich darf in dieſem Augenblicke Niemand ſehen."

Zitternd und ſo voll Erſtaunen, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte, ergriff er dieſe Perſon beim Arme und ſtieß ſie ſchnell in ſein Zimmer hinein, da Katharina eben mit Licht kam. Der Advokat nahm ihr die Lampe aus der Hand.

„Geht zu meiner Mutter," ſagte er ihr, „ich will allein ſein."

In der Straße dauerte das Toben und Schreien fort. Briſſot verſchloß ſein Zimmer hinter ſich. Die Dame, die bei ihm Zuflucht geſucht hatte, war ganz erſchöpft in den rothen Lehnſtuhl geſunken und ſchien mit Todesangſt auf die Stimmen ihrer Verfolger zu horchen. Der Advokat ſtand bleich und unentſchloſſen neben dem Schreibtiſch.

(Die Fortſetzung folgt.)

Cuſtine über Murillo*).

1.

An Frau Varnhagen von Enſe.

Sevilla, 5. 31.

— — In einer Sacriſtei der Hauptkirche fielen mir die Portraits zweier Biſchöfe, des h. Iſidorus und des h. Bonaventura, auf. Nie brachte man wohl die Täuſchung durch Farben weiter. Die Kunſt iſt auf dieſem Puncte Zauberei. In der nöthigen Ferne erſcheinen dieſe Gemälde ganz vollendet; ſteigt man aber auf die Leiter und nähert ſich der Leinwand nach Gefallen, ſo ſieht man nur die gröbſten Pin-

*) L'Espagne sous Ferdinand VII, par le Marquis de Custine. 2 tomes. Paris, Ladvocat. 1838. Die ſpaniſche Galerie Louis Philipp's zieht von neuem das Auge der Welt auf die ſpaniſche Malerſchule, ſo daß es von Intereſſe ſcheint, die begeiſterten Schilderungen Cuſtine's auch deutſchen Leſern theilweis vorzuführen.

ſelſtriche, und das Meiſterſtück wird zur Sudelei. Uebrigens iſt dies nicht die gewöhnliche Manier Murillo's; er hat hier zeigen wollen, daß er auf den Effect zu malen verſtehe, wenn er wolle. Im Allgemeinen war er äußerſt ſorgſam in der Ausführung, und ſeine Gemälde zeichnen ſich durch die Feinheit des Strichs wie durch die Weichheit ſeines Pinſels aus. Es charakteriſirt ihn, daß er die Geduld in gleich hohem Grade beſitzt wie die Begeiſterung. Die außerordentliche Sorgfalt, die er auf ſeine Pinſelführung verwendete, war eine Art von Achtung vor ſich ſelbſt, wie vor dem Publikum. Dieſes ängſtliche Arbeiten hat dem Aufſchwunge ſeines Talents ſo wenig geſchadet als dem Fluge des Raphael'ſchen Genius. — Der Saal des Capitels faßt 3 oder 4 Gemälde Murillo's, unter andern eine Madonna und zwei Heilige, die ſeinen beſten Werken gleichzuſtellen ſind. Vor Allen fiel mir ein Bild dieſes Meiſters auf, welches in einer der abgelegenſten Sacriſteien ſtand, um dort von einem jungen Maler copirt zu werden. Es war hier beſſer erleuchtet als in der Kirche, und ich konnte mich deſſen ungeſtört erfreuen. Nichts machte bis jetzt von der ſpaniſchen Malerei ſo großen Eindruck auf mich als dieſe Compoſition, welche eben ſo einfach als poetiſch war. Vorzüglich herrſcht in den Werken Murillo's das Gefühl chriſtlicher Poeſie vor. Er iſt verſchiedenartig, glänzend, voller Ausdruck, Bewegung und Einbildungskraft; zuweilen iſt er ſelbſt großartig, wenn auch nur ſelten, immer jedoch religiös. Im Allgemeinen fehlt der ſpaniſchen Schule der Ernſt des Styls; auf dieſem Punct bleibt ihr die italieniſche überlegen. Man ſieht, daß das Chriſtenthum in Andaluſien nicht auf das Alterthum gepfropft ward, wie der Katholicismus in Rom. Der Gegenſtand iſt ein Engel, welcher ein Kind in den Himmel einführt. Der Engel zeigt mit einer Hand die Glorie, welche die befreite Seele des neuen Seligen erwartet, doch ſeine Augen folgen der Bewegung nicht, ſie richten ſich mit einer Art von engelgleicher Sorgfalt auf das Kind. Der Ausdruck der Züge des jungen Geſchöpfes iſt Sorgloſigkeit, Unkenntniß jeder Gefahr, in der reizendſten Anmuth. Dieſes menſchliche Weſen, welches eine höhere Macht vor den Gefahren ſeines Standes bewahrte, weiß nicht, wo es iſt, woher es kommt, wem es entgeht, wohin es eilt; es kennt weder Furcht noch Reue, weder Hoffnung noch Erinnerung, weder Wunſch noch Verlangen: es iſt das Ideal der Kindheit, es ſind die Züge eines Kindes, dem es verſagt ward, Mann zu werden. Man ſieht, daß es nicht leiden, nur genießen kann. Es entgeht nicht nur dem Uebel, ſondern es kennt nicht einmal den Schmerz, dem es entzogen wird. Es ſchwebt durch die Lüfte als ſpränge es über Wieſen; es athmet Freiheit, ohne den Begriff der Sklaverei zu kennen. Ein Schmetterling des Himmels ſegelt, es wie Blumenſtaub auf den Frühlingslüften durch den unendlichen Raum. Dieſe tiefe Sicherheit der Unſchuld, im Begriff, die höchſte Seligkeit zu theilen, die in ſeinen Augen nur reine Gnade, nicht Belohnung iſt; dieſes Glück ohne Furcht, ohne Ungeduld im Augenblick des höchſten Gerichts, iſt ein Zug des Genies vom Maler. Raphael's Kinder haben zu viel Dinge im Kopf. Niemand verſtand es bisher ſo gut als Murillo, die Kindheit zu vergöttern und ſie zu laſſen, wie ſie iſt. Das ganze Geheimniß unſerer Beſtimmung, der Abſichten Gottes mit den Menſchen, jede Gefahr, die uns droht, iſt in dem ſchützenden Blick des Engels zu leſen. Dieſer Engel erklärt Alles; in dem Ausdruck ſeiner Züge iſt ein ſchnell ergreifender Ernſt; ein tiefes Mitgefühl zwingt uns zur Einkehr in uns ſelbſt und erinnert uns an den Zuſtand des Menſchen mit allen ſeinen Schmerzen, ſeinen Gefahren und Bedürfniſſen. Man verſetzt ſich in die Täuſchungen, die Todesfurcht, den Verrath, endlich in das Leben, wie es iſt. Dies iſt die irdiſche Seite. — Zu gleicher Zeit iſt jedoch in den ernſten Zügen des göttlichen Boten ein Gemiſch von Zufriedenheit, ich möchte faſt ſagen eine heilige Wichtigkeit, welche mir die Wunder des Himmels offenbarte. Murillo rechtfertigt den Glauben an die Schutzengel. Die Verrichtung dieſer vermittelnden Weſen, welche neben der menſchlichen Seele ſtehen, ihr Einfluß auf die Ordnung der Schöpfung, unſere ganze chriſtlich-poetiſche Philoſophie des Mittelalters, welche inniger als die griechiſche Mythologie iſt, endlich all' das Unausſprechliche im Glauben der Einfalt, Alles iſt in der allegoriſchen Scene offenbart.

Für Murillo iſt die Leinwand der Spiegel der Seele, einer reichen, gefühlvollen Seele; für ihn wird die Allegorie zur Wirklichkeit, und das Gefühl der Wahrheit vermiſcht ſich in ſeinen Werken mit poetiſcher Begeiſterung. Nie wurde eine flüchtigere, idealere, metaphyſiſchere Poeſie den Bedingungen unſeres groben Verſtandes glücklicher angepaßt. Ueberall erkennt man den Meiſter, der in den Schwierigkeiten ſeiner Kunſt nicht blos Mittel zum Effect ſucht. Für ein Genie iſt ein Hinderniß immer eine Quelle der Schönheit. Mit Thränen der Bewunderung im Auge rief ich vor dem Engel und dem Kinde knieend aus: Großer Mann! aus welchem Quell haſt Du geſchöpft? Wie glücklich muß man ſein, wenn man Murillo war! Wer ſein Kind ſterben ſah, kann das Gemälde dieſes Schutzengels nicht ohne Troſt und Rührung betrachten! — — — Murillo war Vater, das ſieht man aus dieſem Werke. Die Arbeit daran iſt weniger zart und vollſtändig als die berühmteren Meiſterſtücke des Künſtlers, doch die Auffaſſung, der Ausdruck ſind göttlich; es iſt eine unkörperliche Religion, eine geiſtige Philoſophie, welche durch den Genius der Malerei ſichtbar gemacht wird.

(Die Fortſetzung folgt.)

Notiz.

[Wirkung der Muſik.]

Neben dem Opernhauſe in Berlin ſteht die bronzene Bildſäule Blücher's. Nach der Aufführung der Spontini'ſchen Agnes von Hohenſtaufen fand man am Morgen darauf einen Zettel in der Fauſt des alten Feldmarſchalls. Er enthielt das dringende Geſuch um Verſetzung. An den Donner der Kanonen ſei er gewöhnt; aber gegen die Muſik der Agnes ſeien ſeine Nerven zu ſchwach.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerſtags — 86. — den 3. Mai 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Marquiſe von Spinaroſa.

(Fortſetzung.)

„Ihr ſeid es, Frau Marquiſe!" rief Briſſot endlich, „um dieſe Stunde und allein! — Um Gotteswillen! was iſt bei dem Herrn Oberpräſidenten vorgefallen?"

„Nichts," antwortete ſie mit kaum hörbarer Stimme, „nichts! Ihr ſollt erfahren, warum ich ausgegangen bin —— Eine Unbeſonnenheit —"

Die Dame war ſo klein und ſo zart, daß man ſie, ihrem Wuchſe nach, noch für ein Kind hätte halten können; aber ihr Geſicht, ſo regelmäßig und auffallend ſchön es auch war, doch um Vieles älter als ihre Geſtalt. Aus den falben Augenſternen funkelte eine leidenſchaftliche, glühende Seele, und auf der Stirn lag ſchon zwiſchen den Augenbrauen eine tiefe Falte, die ihrer Phyſiognomie einen ſtrengen Ausdruck gab, den aber ihre ſeidenweichen, blonden Haarlocken milderten. Sie trug Trauer und war in einen weiten ſchwarzen Mantel mit Kapuze gehüllt.

„Meiſter Briſſot," ſagte ſie und ſuchte ihrer Verſtörung Herr zu werden, „es iſt ein Glück für mich, daß ich Euer Haus fand und erreichte. — Ich wurde von einigen frechen Menſchen verfolgt, ſie haben mich beſchimpft, aber ſie haben mich nicht erkannt —"

„Mein Entſetzen war unbeſchreiblich, als ich Eure Stimme, gnädige Frau, erkannte. — Wie habt Ihr aber nur allein und unbegleitet ausgehen können?"

„Ich hatte," antwortete ſie, ſo abgebrochen, als ob ihr bei jedem Worte der Athem ausgehen wolle, „vergeſſen, daß heute Johannisabend war, und wollte, nach dem Unglück, das heute vorgefallen iſt, meine Schweſter beſuchen. — Bei Anbruch der Nacht bin ich aus der kleinen Thür des Gartens gegangen, ohne irgend Jemand etwas davon zu ſagen; man glaubt, daß ich mich in mein Betzimmer eingeſchloſſen habe; ich habe eine Stunde bei ihr im Kloſter zugebracht, und auf dem Rückwege ſtieß ich auf jene Menſchen."

„Der Herr Oberpräſident wird die Frevler beſtrafen laſſen, die —"

„Nein, nein," unterbrach ſie ihn lebhaft, „Ihr bedenkt nicht, was Ihr ſagt, ich wäre ja verloren, wenn man erführe, daß ich heute Abend ausgegangen bin! — Mein Oheim würde es mir nie vergeben! — Sein Neffe, mein Gatte, heute erſt geſtorben, die Leiche noch in ſeinem Hotel ausgeſtellt, und ich ausgegangen! — Und, o mein Gott! mein Gott! wie ſoll ich nun wieder nach Hauſe kommen?"

Sie ſchlug hier voll Entſetzen die Hände zuſammen und ſchien zu horchen. Der Lärm verlor ſich, und man hörte Niemand mehr auf der Straße. Der Advokat, der noch immer an den Schreibtiſch gelehnt ſtand, zerknitterte maſchinenartig die Papiere, die vor ihm lagen; auch er zitterte, wenn er die Marquiſe anſah. Plötzlich näherte er ſich ihr mit einer Geberde des heftigſten Erſchreckens. „O, Himmel, Ihr blutet, gnädige Frau!" rief er und zeigte auf ihren linken Arm.

Digitized by Google

Dieſer war bis an den Ellnbogen unbedeckt, voller ſchlecht abgewiſchter Blutflecke, und der andere, an dem ſie einen ſchwarzen durchſichtigen Handſchuh ohne Finger trug, ganz blutig. Sie ſchlug ſchnell den Mantel über die Bruſt zuſammen; ihr Geſicht wurde todtenbleich und ſie bewegte die Lippen, ohne ein Wort hervorbringen zu können.

„Ihr ſeid verwundet, Frau Marquiſe, am Arme verwundet," fuhr Briſſot fort.

„Ich fiel, als ich vor jenen Menſchen floh. Es hat aber nichts zu ſagen. Seid ganz ruhig, Meiſter Briſſot, ich befinde mich wohl, ganz wohl, ich fühle keinen Schmerz."

Sie verſuchte, während ſie dieſe Worte ſprach, den Handſchuh auszuziehen, aber ihre zitternde Hand vermochte nicht, damit fertig zu werden; ſie ſchien von einem fürchterlichen Schwindel ergriffen zu werden; endlich riß ſie mit gewaltſamer Anſtrengung das ſeidene Gewebe herunter, das ihren Arm bedeckte.

„Dies Blut ängſtigt mich," murmelte ſie, „Briſſot, ich erſticke, mir vergeht die Beſinnung."

Er trat näher, um ihr beizuſtehen, aber ſie ſtieß ihn erſchrocken zurück. „Ich ſage Euch ja," rief ſie, „es hat nichts auf ſich, eine bloße Schramme, bekümmert Euch nicht darum, Meiſter Briſſot, ich fühle ſie gar nicht."

„O, wenn ich wüßte, wer ſo frevelhaft geweſen iſt, Hand an Euch zu legen!" rief er mit funkelnden Blicken.

In dieſem Augenblick ſchlug es 11 Uhr, die Marquiſe zählte bebend die Schläge.

„Ich muß nach Hauſe!" rief ſie, „ich muß durchaus nach Hauſe! Aber wie ſoll ich in all' dem Getümmel und in all' dem Feuer über den Platz kommen? — Ich mache mir nichts daraus, verbrannt zu werden, aber wenn ich erkannt würde!"

„Herr, mein Gott! welche Lage!" ſagte Briſſot, „die Officiere und die Studenten werden ſich bis zum Anbruch des Tages auf dem Platze herumtreiben."

„Ich muß aber nach Hauſe!" wiederholte ſie. „O, wie gern wollte ich mein Vermögen, meinen Rang, alles, was ich beſitze, dafür geben, jetzt in meinem Betzimmer zu ſein! Und ich kann nicht anders zu der Thür des Gartens gelangen, als über den Platz hin: wie ſoll das werden?"

Sie ging wie wahnwitzig im Zimmer auf und nieder; Briſſot ſah beſtürzt durch die Ritzen der Fenſterladen auf die Straße. Nach Verlauf einiger Augenblicke trat die Marquiſe plötzlich an ihn heran.

„Ich bin gerettet!" rief ſie; „hört mich, Briſſot. Ihr ſeid ſehr groß, ich ſehr klein. Ihr könnt mich unter Eurem Mantel forttragen."

Der Advokat erblaßte, die Knie brachen unter ihm zuſammen. Ohne ein Wort zu erwiedern, nahm er den Mantel um, bebend warf ſie ſich in ſeinen Arm, er hob ſie auf. Ihre kleinen Füße berührten nicht den Boden, und ſie war ganz verhüllt.

„Nur fort," flüſterte ſie, „nur geſchwind."

Furchtſam und bebend drückte Briſſot ſie an ſich und eröffnete behutſam die Thür. Katharina ging gerade über den Hof und er rief ihr zu, daß er bald wiederkommen werde; dann trat er leiſe auf die Straße hinaus.

Hier und da ſtreiften noch einige Neugierige umher, und auf dem Platze ſelbſt wurde noch immerfort gefeuert. Die Studenten und die Schreiber hatten dem Pallaſte gegenüber auf dem dort errichteten ſteinernen Galgen Poſto gefaßt, und vertheidigten ſich, als ſei er ein Feſtungswerk. Die Officiere ſtürmten ihn und wurden oft mit Verluſt zurückgeſchlagen. Der ganze Platz ſchien in Feuer zu ſtehen und ein Regen von glühenden Funken fiel immerwährend auf die Bäume nieder.

Der Advokat ſchlich längs der Dominikanerkirche hin und ging im Angeſichte der beiden feindlichen Parteien ganz langſam. Was konnte ihm in dieſem Augenblicke daran liegen, ob ſein Geſicht geſchwärzt, ſein Haar verbrannt, oder er ſelbſt von einer der geſchlängelten Raqueten verwundet wurde? Dies kümmerte ihn nicht, dies war nicht der Grund ſeiner tiefen Bewegung. Er trug die Marquiſe nicht auf, ſondern vielmehr unter dem Arme; er athmete den Wohlgeruch ihrer Haare ein; ihn dünkte, ihr Herz, das er unter ſeiner Hand ſo gewaltig ſchlagen fühlte, müſſe ihre zarte Bruſt ſprengen; mit wonnevoller Angſt umſchloß er die Geſtalt, die ſo zart und behende war, daß er fürchtete, ſie könne ihm unbemerkt entſchlüpfen. Er blieb endlich, von dieſen ſo ſüßen und doch auch fürchterlichen Empfindungen überwältigt, einen Augenblick ſtehen; da drückte die Marquiſe ſanft ſeinen Arm und flüſterte ihm bittend zu, er ſolle um des Himmels willen vorwärts eilen.

Endlich kamen ſie bis zu der entgegengeſetzten Seite des Platzes und ſtanden am Eingange einer kleinen dunklen Gaſſe. Hier glitt die Marquiſe aus ſeinem Arme, und während die hohe Geſtalt des Advokaten ſie verdeckte, öffnete ſie ſchnell die Thür des Gartens und ſchlüpfte hinein. Der Gerichtsſchreiber Marius Magis

Digitized by Google

war nur wenig Schritte von ihnen entfernt, und er erkannte den Advokaten.

„Holla!" ſagte er, „ſeid Ihr auch noch hier? Wollt Ihr das Ende der Schlacht mit anſehen? Wir kämpfen, als wenn jeder von uns ein Cäſar wäre; aber Royal-Comptois iſt beſſer mit Munition verſehen als wir."

„Da gilt es, auf einen geſchickten Rückzug zu denken."

„Noch nicht, Meiſter Briſſot, noch nicht! — Aber ſagt mir doch, wer war das Frauenzimmer, dem die Studenten nachgeſetzt haben, und das ſich in Euer Haus geflüchtet hat?"

Der Advokat antwortete nicht.

„Ich wollte ſie ſchützen," fuhr Marius Magis fort, „aber ſie wollte meinen Arm nicht annehmen. Sagt mir doch, wer es war."

„Es war meine Couſine Briſſot," ſagte er nach einigem Bedenken ſehr trocken.

„Katharina Briſſot!" wiederholte Marius Magis erſtaunt.

„Ja, und wenn mir die bekannt wären, die ſie ſo verfolgt und geängſtigt haben, ſo würde ich ſie lehren, welche Achtung ſie einem jungen Mädchen ſchuldig ſind."

„Wißt Ihr denn," unterbrach ihn Marius Magis mit einem gewiſſen Lächeln, „wo ſie um dieſe ſpäte Abendſtunde geweſen war?"

„Sie kam aus dem Kloſter der Urſulinerinnen," antwortete der Advokat um ſo gleichgültiger, als er innerlich unruhiger und durchaus nicht aufgelegt war, dies Verhör zu dulden.

Der Schreiber drehte ſich rundum. „Seht, Meiſter Briſſot," ſagte er, „wie unſere guten alten Traditionen verloren gehen! — Da ſchwatzt der Cadet Beauregard ganz traulich mit dem Hauptmann von Lanſac; ſie ſind den ganzen Abend unzertrennlich geweſen, und Beauregard hat, ob er gleich ein Stadtkind iſt, mit auf uns gefeuert. Kennt Ihr den Hauptmann Lanſac, Meiſter Briſſot?"

Es lag in dieſer Frage etwas Abſichtliches, das dem Advokaten nicht entgehen konnte. Er fand darin eine boshafte Anſpielung auf ſeine Couſine Clara, ein junges, coquettes Mädchen, dem man in der Stadt den Namen: die ſchöne Lubette, beigelegt hatte. Briſſot erröthete lebhaft. „Eure Zunge," ſagte er und drückte den Arm des Schreibers, „iſt ein zweiſchneidiges Schwert; ich ſehe, daß Ihr noch irgend etwas auf dem Herzen habt, das Ihr mir gern anbringen möchtet. Warum fragt Ihr mich nach Herrn von Lanſac?"

„Ich habe mir nichts dabei gedacht, Meiſter Briſſot, Ihr fangt gleich Feuer, und es iſt nicht möglich, mit Euch vernünftig zu reden und Euch irgend etwas erzählen zu können. Uebrigens iſt auch in Allem, was ich Euch ſagen könnte, nichts Böſes. Herr von Lanſac iſt in die ſchöne Lubette verliebt, und er iſt ſo wenig der Erſte, der ihr den Hof macht, als er der Letzte ſein wird. Sie iſt, ob ſie gleich ſchon dreiundzwanzig Jahr alt iſt, noch ſo friſch, wie eine Roſenknospe, und noch eben ſo blühend, wie ihre jüngere Schweſter —"

„Vergleicht Beide nicht mit einander," fiel hier Briſſot ein; „die eine iſt ein frommer, reiner Engel, und die andere — Gott möge ſie vor einem böſen Ende behüten! Ich habe ihr oft prophezeiht, daß ihr dies bevorſteht."

(Die Fortſetzung folgt.)

Cuſtine über Murillo.

(Fortſetzung.)

2.

An Herrn L. Boulanger.

Sevilla, 5. 31.

Welch ein Menſch iſt dieſer Murillo!.... Die Natur ſcheint ſich ſeiner Phantaſie zu Gefallen zu bilden, welche zum Vorbild einer poetiſchen, doch immer wahren Welt wird. Die ganze Kunſt der Malerei iſt ſein; jeder Gegenſtand paßt ſich ſeinem Talent an; er ſteht auf dem Gipfel göttlicher Begeiſterung, und dennoch bleibt ihm die irdiſche Kraft, die Anmuth und Natürlichkeit getreu. Welch ein Colorit beſitzt er! Sein Auge iſt ein lebendiger Feuerheerd: er hat ſich eben ſo mit dem Licht des afrikaniſchen Himmels vertraut gemacht als mit der Zartheit flammändiſcher Tinten, die man an mehreren ſeiner jugendlichen Köpfe findet. Die Sonne der Berberei ſtrahlt auf europäiſchen Geſichtern wieder. Man folgt der Circulation des Blutes unter der Haut auf der Stirn und dem Hals ſeiner Jungfrauen; feucht erglänzen die Augen ſeiner Engel in Zärtlichkeit und Liebe.

Murillo war ein Spätling in ſeiner Kunſt, er wurde hundert Jahre nach Raphael's Tode geboren, im Jahre 1618 (nach Einigen in Pilas, nach Andern in Sevilla), aber er war doch in vielen Dingen glücklicher als die Väter der Malerei*). Er benutzte die Arbeiten der Flammänder, beſonders Van Dyck's, dann ſtudirte er in Madrid die Meiſterſtücke der italieniſchen Schule, welche dort von den Königen von Spanien vereinigt wurden. Er machte ſich verſchiedene Arten zu eigen. In einigen ſeiner Werke ſcheint er dem Correggio zu gleichen, in der Anmuth, im Glanz der Farben, in der klugen Anwendung des Halbdunkels, in der Kunſt, ſeine Figuren mit Luft zu umgeben, die Flächen ſeiner Compoſitionen gehörig auszufüllen und jeden Gegenſtand in eine duftige Atmoſphäre zu kleiden, endlich in der immer maleriſchen und zugleich ſtets natürlichen Wirkung, die er

*) Murillo ſtarb 1682.

Digitized by Google

durch den Contraſt von Licht und Schatten hervorzubringen weiß. In einigen andern gleicht Murillo dem Domenichino, in der Wahrheit und dem Ausdruck. Uebrigens übertrifft er Paul Veroneſe in der Kunſt, ſeine reichen Compoſitionen zu ordnen, und in der Größe der Zeichnung. Moſes, welcher das Waſſer aus dem Felſen ſpringen läßt, vereinigt mehrere dieſer Eigenſchaften in verſchiedenen Graden: es iſt eins der erſten Gemälde der Welt. Es ſteht in der Kirche des Hoſpitals zu Marité. Die meiſten Gegenſtände, welche zur Zierde dieſer ſchönen Einrichtung beſtimmt ſind, haben Bezug auf wohlthätige Handlungen. Das Hauptbild iſt ſein Moſes. Schon hat der Schlag mit dem Stab das wunderbare Waſſer hervorſprudeln laſſen, und während das plumpe Volk Iſrael in Menge nach dem Felſen ſtürzt, um ſeinen Durſt an der belebenden Quelle zu ſtillen, erhebt der Prophet ſeinen Stab zum Himmel, und dankt dem Herrn, durch deſſen Kraft er das Wunder hervorgebracht hat. Dies Bedürfniß, zu danken, dieſer Durſt der Seele, der über den des Körpers triumphirt, bildet einen bewundrungswürdigen Contraſt mit der großen Begierde der Menge, und iſt allein ſchon fähig, fein fühlende Herzen zu rühren. Nirgends fand ich noch etwas ſo tief Empfundenes, oder ſo edel Ausgedrücktes: es iſt groß wie Himmel und Erde, groß wie die Bibel. Die Figuren ſind von mehr als natürlicher Größe, die Gruppen, welche die Epiſoden dieſer ungeheuren Compoſition bilden, bieten dem Auge eine Verſchiedenheit des Details, eine Wahrheit des Ausdrucks, die eine Täuſchung hervorbringt, welche ſelbſt die berühmteſten Meiſterwerke der Kunſt nur ſelten verurſachen. Der Anblick der Wüſte iſt erhaben, und die Coſtüme ſind ſo maleriſch, die Figuren ſo belebt, daß das Auge ſich nicht von der Scene losreißen kann: es iſt ein anſchaulich gemachtes Gedicht. Derſelbe Gedanke ſchwebt über der ganzen Compoſition; dieſer Gedanke iſt die Ueberlegenheit des Geiſtes über den Stoff. Moſes, durch den Himmel begeiſtert, das jüdiſche Volk, durch körperliche Begier beherrſcht, dies ſind die Sinnbilder des einfachen und erhabenen Gedankens, aus welchem eine Reihe Nebenhandlungen hervorgehen, welche alle in ihrer unerſchöpflichen Verſchiedenheit dahin wirken, den Effect des Hauptgedankens zu ſteigern. Ich brachte faſt den ganzen Morgen vor dieſem Meiſterſtück zu, deſſen Styl nicht das Weichliche, Kleinliche hat, was man einigen andern Werken Murillo's zum Vorwurf macht. Das Gemälde nimmt faſt eine ganze Seite vom Schiff der Kirche ein, deren Zierde es iſt. Man hat ihm eine andere Compoſition deſſelben Meiſters zum Gegenſtück gegeben, die eben ſo groß, doch minder ſchön iſt: Chriſtus, welcher durch ein Wunder die Brote und Fiſche in der Wüſte vervielfältigt. Trotz dem geringen Werth dieſes Gemäldes habe ich es doch mit Intereſſe in ſeinen Einzelnheiten geprüft. Die Landſchaft iſt herrlich, Anordnung und Bewegung in der Menge ſind mit Meiſterhand dargeſtellt, aber dem Chriſtus fehlt alle Begeiſterung; die Hauptfigur iſt verfehlt. Ich zweifele nicht daran, daß dieſes Gemälde erſt nach dem des Moſes componirt ward. Man ſieht, daß ein dem Gegenſtand fremder Gedanke in dieſer Arbeit vorherrſcht. Murillo war durch die Furcht gequält, ſich diesmal nicht erreichen zu können. Ein Künſtler muß ſich ſelbſt, wie ſeine Nebenbuhler, vergeſſen können. Doch auch in ſeinen geringern Bildern bleibt er immer der große Murillo: dann erſetzt er die fehlende Größe durch die Schönheiten der Anordnung, die Verſchiedenheit der Zeichnung, die Bewegung der Compoſition, durch die verdoppelte Kraft des Colorits, den Contraſt von Licht und Schatten, die Tiefe des Gefühls, die Poeſie, die Anmuth der Köpfe, das Dramatiſche der Handlung, die maleriſche Darſtellung, mit einem Wort den andaluſiſchen Styl, mit welchem der Gegenſtand gegeben iſt. Murillo iſt noch immer zu wenig bekannt, kaum macht man ſich, ſelbſt in Madrid, einen Begriff von ſeinem Talent. Nach Sevilla muß man gehen, um den Raphael Spaniens zu ſtudiren und ſchätzen zu lernen.

Seine heilige Eliſabeth, Königin von Portugal, welche die Ausſätzigen verbindet, die ich kürzlich in Madrid ſah, gehörte ſonſt auch zu den Gemälden des Hoſpitals in Sevilla. Einer unſerer Generale ſchickte es nebſt andern nach Paris; zum Glück für Spanien wurde es im Namen des Gouvernements genommen und im Jahre 1815 von den Spaniern zurückgefordert. Dies Bild ward jedoch nicht mit Moſes und einigen andern nach Sevilla zurückgeſchickt, ſondern vom ſpaniſchen Gouvernement unter dem lächerlichen Vorwand in Madrid behalten, daß es zur Entſchädigung für die Transportkoſten der übrigen gerechnet werden ſolle. Der verſchwenderiſche Sohn, die Erſcheinung der Engel bei Abraham, endlich zwei andere ſchöne Gemälde, die ſonſt in der Hoſpitalkirche waren, ferner Mariä Himmelfahrt und viele andere theilen dies Schickſal nicht.... ſie ſind für Spanien, doch nicht für die Kunſt verloren, nicht für den Ruhm ihres Urhebers, deſſen Ruf ſie in fremden Landen begründet haben.

(Der Beſchluß folgt.)

Notiz.

[Schlauheit der Türkinnen im Zuſtande der Liebe.]

Man muß als bekannt vorausſetzen, wie ſehr den ſchönen Türkinnen die Liebesabenteuer, beſonders mit Europäern, erſchwert werden. Aber die Weiber ſind ſchlau und erfinderiſch — mithin die Türkinnen auch. Hiervon ein Beiſpiel. Eines Tages gehen ſieben türkiſche Weiber in ein Haus und verlaſſen es ſchon nach einigen Minuten. Sie wiederholen des andern Tages ihren Beſuch und ſo die ganze Woche hindurch. Dieſe täglichen Beſuche erregen endlich die Aufmerkſamkeit der Nachbarn; man forſcht nach und erfährt endlich, daß in dieſem Hauſe eine ſehr gefällige Frau wohne, welche gemiſchte Geſellſchaften von verſchiedenen Religionen bei ſich zu empfangen liebe. Die Türkinnen gingen jedesmal zu ſieben in das Haus, aber man hatte überſehen, daß nur ſechs wieder herauskamen, ſo daß jede der Freundinnen nach der Reihe Gelegenheit fand, der europäiſchen Civiliſation unter vier Augen näher zu treten. — Etwas deutlicher findet man dies Ereigniß in v. Arnim's flüchtigen Reiſebemerkungen erzählt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 87. — den 4. Mai 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Marquiſe von Spinaroſa.

(Fortſetzung.)

Marius Magis hob mit einer Miene ſpöttiſcher Theilnahme die Augen gen Himmel. „Mein armer Briſſot," ſagte er und legte ihm die Hand auf die Schulter, „zum Glück verläßt das Regiment Royal-Comptois morgen unſere Stadt. Die Officiere ſind furchtbare Nebenbuhler! — Der da," fuhr er fort und zeigte mit dem Finger auf Herrn von Lanſac, „kann ſich rühmen, der Tugend vieler Frauen in Aix gefährlich geworden zu ſein."

Hier verließ er Briſſot, um ſich wieder zu ſeinen Cameraden zu begeben.

Ein Gefühl des Zornes und der Beſchämung verdrängte jetzt in Briſſot's Seele die ſüßeren Eindrücke und Empfindungen, die ihn an dieſem Abend beherrſcht hatten. Marius Magis hatte in ſeinem Herzen eine ſchwere Sorge, eine tiefe, peinliche Demüthigung wieder erweckt; er warf es ſich vor, die ſchöne Lubette nicht ſtrenger bewacht und nicht beſſere Mittel angewandt zu haben, ihre Coquetterie in Schranken zu halten.

Den Kopf voll von dieſen quälenden Gedanken, lehnte er ſich gegen einen Baum und ſtarrte maſchinenmäßig vor ſich hin. Der Kampf wurde matter; es fehlte an Munition, und Einzelne zogen ſich ſchon zurück. Marius Magis hatte eben ſeinen letzten Schwärmer verpufft und lief hin, ſich neuen Vorrath zu holen; als er bei Briſſot vorüber kam, rief er ihm zu:

„Die ſchöne Lubette hat heute Abend noch eine Zuſammenkunft mit Herrn von Lanſac. Laßt Euch das geſagt ſein, Meiſter Briſſot."

Der Advokat ſagte nichts, aber er näherte ſich dem Hauptmann. Es ſchlug gerade Mitternacht.

Herr von Lanſac warf ſeinen leeren Munitionsbeutel fort und faßte den Cadet Beauregard unter den Arm, indem er ſeinen Hut tief ins Geſicht niederſchlug.

„Für heute habe ich genug Pulver verbraucht," ſagte er, „und ich hätte bald über dieſem Spaß die Stunde zu meiner letzten Zuſammenkunft verſäumt. Kommt mit mir, Beauregard, und deckt mir den Rücken, wenn wir noch auf Feinde ſtoßen ſollten."

Der Cadet drückte ſich ſeinen Hut feſter auf den Kopf. „Zu Eurem Befehle, Hauptmann," erwiederte er.

Der Advokat folgte ihnen von fern. In einer einſamen Gaſſe, die nach dem Kloſter der Urſulinerinnen führte, lag ein kleiner, ringsum mit hohen Mauern umgebener Garten. Vor der Thür deſſelben ſtand eine alte Platane, deren ſtarke Aeſte die Straße beſchatteten, in der, wie in freiem Felde, Gras wuchs. Auf der andern Seite ſtanden einige baufällige Häuſer, und in dieſer ſpäten Nachtſtunde war weit und breit kein lebendes Weſen mehr zu ſehen. Ein tiefes Schweigen herrſchte in der ganzen Gegend.

Herr von Lanſac ging mit ſeinem Begleiter in den Garten und Briſſot, der in der Erwartung war, ſie in ein benachbartes, von der ſchönen Lubette bewohntes

Digitized by Google

Haus gehen zu ſehen, blieb vor der Pforte deſſelben als Schildwache ſtehen.

Es war eine jener wunderſchönen Nächte, in denen die Nachtigall bei dem friedlichen Schein des Vollmondes ſich ſelbſt ihre Liebe mit ſeliger Wehmuth vorzuſingen ſcheint; ein leichter Wind ſäuſelte in den breiten Blättern der Platane; der ganze Garten glich einem Blumenkorbe; die blaue Iris und die tauſendblätterige Roſe faßten die ſchmalen Gänge deſſelben ein; blühende Granaten und perſiſcher Flieder bildeten eine Laube, über der die gelben Blumen des Cytiſſus herabhingen. In dieſem kleinen Bezirke war Alles ſtill und lachend, und für den Hauptmann war er ein wahres Paradies der Liebe. Er ging gleich auf einen kleinen Pavillon im Hintergrunde des Gartens zu.

„Lubette, meine ſchöne Lubette, wo biſt Du?" rief er leiſe.

Niemand antwortete.

„Sie iſt nicht hier," ſagte Beauregard, „die Thür ſteht auf, und es iſt kein Licht darin."

„Sie iſt es wahrſcheinlich müde geworden, auf mich zu warten, und doch lag es ihr, wie ſie ſagte, ſo ſehr am Herzen, mich noch einmal zu ſehen. O, die Weiber! die Weiber!" —

„Sie hat ohne Zweifel darauf gerechnet, daß Ihr ſie in ihrem Hauſe aufſuchen würdet."

„Da hat ſie ſich geirrt. Glaubt ſie, daß ich ihr als ihr gehorſamer Diener meine Aufwartung machen werde? — Nein, ihr Liebhaber bin ich, weiter auch nichts, und das will ich ihr auch beweiſen."

„Das wird Euch aber mit ihr entzweien."

„Ich werde mich darüber zu tröſten wiſſen, und dies um ſo mehr, da ich abreiſe."

„Aber, wenn Ihr wieder kommt?"

„Wer weiß, ob mir dann noch ſo viel wie jetzt an Lubettens ſchönen Augen gelegen ſein wird! — Ich geſtehe Euch, Beauregard, ich bin dieſer Bürgermädchen und Bürgerfrauen ſatt; allein meine Lubette iſt wirklich ſo ſchön, daß es Wenige ihres Gleichen gibt. — Ich werde es ihr auch nie vergeben, daß ſie heute Abend nicht länger auf mich gewartet hat."

Er ging in dem Garten auf und nieder, als wolle er dieſem reizenden Aufenthalte Lebewohl ſagen. „Wahrlich," ſagte er, „ich gehe ungern von hier weg, und Ihr werdet mich bald wieder in Aix ſehen. Ich mache mir nichts daraus, an der Gränze von Piemont irgendwo in Garniſon zu kommen, und vorläufig werde ich die zwei Monate Urlaub, die ich bekommen habe, in der Grafſchaft Venaiſſin zubringen."

„Warum nicht hier?"

„Weil ich nicht zurückbleiben will, wenn das Regiment fortgeht. Erſt war ich Willens, Lubette mitzunehmen."

„Das war ein ſchlechter Einfall, Hauptmann, deſſen Ausführung Euch von Seiten ihrer Familie manche Unannehmlichkeit hätte zuziehen können."

„Das hätte ich doch ſehen mögen!" erwiederte Lanſac mit übermüthiger, verächtlicher Miene.

„Nun, erſtlich einen Proceß."

„Den würde ich freilich mehr als zwanzig Zweikämpfe fürchten, aber das iſt es eben bei dieſen verwünſchten bürgerlichen Liebſchaften, ſtatt die Sache mit dem Degen auszufechten, hängen ſie einem einen Proceß an!" —

„Meiſter Briſſot hätte Euch aber doch auf keine andere Art zur Rechenſchaft ziehen können!"

„Warum nicht? ich habe noch nie irgend Jemand Genugthuung verſagt, und alles, was ich in ſolchem Falle verlange, iſt, daß mein Gegner mit dem Degen umzugehen weiß. Jenſeit des Vars habe ich ſchon fünf Zweikämpfe gehabt, und ohne die kürzlich erſchienene Ordonnanz des Königs, die es uns bei Todesſtrafe unterſagt, uns die Hälſe zu brechen — — doch wir wollen gehen, Beauregard. Ich werde es Lubetten nie verzeihen, daß ſie nicht die Geduld gehabt hat, heute Abend länger auf mich zu warten."

„Ich glaube doch, mögt Ihr auch ſagen, was Ihr wollt, daß Euch das Bürgermädchen mehr am Herzen liegt, als eine gewiſſe vornehme Dame."

„Ich leugne es auch nicht; vor jener vornehmen Dame fürchte ich mich."

„Ihr, ein Mann wie Ihr könnte ſich vor einem Weibe fürchten!" —

„Ja, ſie liebt mich zu leidenſchaftlich," ſagte Lanſac mit einer geckenhaften Naivetät, die ihn bei ſeinem ſchönen Geſicht und ſeiner ſchönen Geſtalt nicht übel kleidete.

Er ging noch einmal in dem Garten herum, und trat dann in den Pavillon, um das Fenſter zuzumachen, das noch halb offen ſtand. Er ſchloß den Laden, und dann auch die Thür, indem er zu Beauregard ſagte: „Sonderbar! es riecht da drinnen nach Blut."

Sie gingen fort, und der Advokat ſah ſie in das Wirthshaus zum ſchwarzen Roß gehen, wo der Hauptmann wohnte. Er war jetzt halb und halb überzeugt,

Digitized by Google

daß Marius Magis ihm etwas vorgelogen habe, und beſchloß, ſich jetzt gleichfalls nach Hauſe zu begeben.

Das Erſte, was ihm bei Eröffnung ſeines Cabinetes in die Augen fiel, war der ſchwarze Handſchuh, den die Marquiſe beim Weggehen hatte fallen laſſen. Schnell hob er ihn auf; er war ganz blutbefleckt, doch drückte er ihn inbrünſtig an ſeine Lippen, bedeckte ihn mit Küſſen und verſchloß ihn dann ſorgfältig in einen Auszug ſeines Schreibtiſches.

Als der Tag anbrach, ſaß Briſſot noch unbeweglich auf derſelben Stelle; vor den erſten Strahlen deſſelben ſanken ſeine Augen zu, und er flüſterte, wie in einem Traume, leiſe vor ſich hin: „Ines Spinaroſa! — wie ſchön klingt dieſer Name! — die ſchöne Ines Spinaroſa! — die Witwe eines ſpaniſchen Granden! — ich habe ſie im Arme gehabt! — ſie an mein Herz gedrückt! — Armer Thor! — armer Jaques Briſſot! — du läßt dir einfallen, die Marquiſe von Spinaroſa zu lieben!" —

2.

Am folgenden Morgen begab ſich Briſſot nach dem Hotel des Oberpräſidenten; er war der Sachwalter der Marquiſe von Spinaroſa und hatte als ſolcher freieren Zutritt zu ihr, als alle anderen jungen Männer von Adel, deren Beſuche nur mit großer Förmlichkeit angenommen wurden. In dem Hauſe des Oberpräſidenten herrſchte ein unſäglich ſteifer Ton; ſein Hochmuth bannte Jedermann in gehörige Form, und ſelbſt in ſeinen Familienverhältniſſen wich er nie von dem ſchwerfälligſten Ceremoniel ab. Seine Nichte, die Marquiſe, redete er nie anders als mit entblößtem Haupte an; nie kam er zu ihr, ohne ſich vorher melden zu laſſen, und eben ſo wenig würde er es ihr vergeben haben, wenn ſie ihn nicht beim Weggehen ehrerbietig bis an die Thür des Vorzimmers begleitet hätte.

Das Leben dieſer jungen Frau war bis zu dem Todestage ihres Mannes in der Beſchäftigung mit unzähligen, höchſt kleinlichen Dingen vergangen; man hatte ſie mit einem dreifachen Wall von Andacht, Rang und Etiquette umgeben, der nicht vielen Menſchen den Zutritt zu ihr vergönnte. Im Allgemeinen wußte man, daß ſie ihren Mann nicht liebte, und daß er ſie nicht glücklich machte; doch war ihr Ruf durchaus rein und makellos geblieben, und die Art, wie ſie bewacht und eingezogen gehalten wurde, ſchien ſie vor jeder Gefahr und vor jedem Verdacht ſchützen zu müſſen. Was Meiſter Briſſot anbetrifft, ſo war er viel zu niedern Standes, um nicht für unverfänglich gehalten zu werden.

Der Leichenzug des Marquis von Spinaroſa zog über denſelben Platz, wo ſich vor wenig Stunden die Schreiberzunft und das Regiment Royal-Comtois eine ſo heiße Schlacht geliefert hatten. Der Advokat war in der Hoffnung gekommen, die Marquiſe einige Augenblicke ſprechen zu können. Der Zuſtand, in dem er ſie am vorigen Abend verlaſſen hatte, flößte ihm die lebhafteſte Unruhe ein, und er zitterte, wenn er an die Verwundung dachte, deren blutige Spuren er noch vor ſich zu ſehen glaubte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Cuſtine über Murillo.

(Beſchluß.)

Das Seitenſtück zu dem berühmten Gemälde der heiligen Eliſabeth iſt wieder nach Sevilla gekommen; ich ſah es dieſen Morgen in der Kirche, und es fiel mir unter dieſer Sammlung von Kunſtwerken am meiſten auf. Die Compoſition iſt einfach, die Handlung geht zwiſchen drei Figuren vor: ein Engel, ein Sterbender und ein Heiliger. Es iſt dunkle Nacht, das Licht geht nur vom Engel aus. Das iſt der Gegenſtand des chriſtlichen Gedichtes. Es iſt auch eine Handlung der Barmherzigkeit, und ein Beweis für die Macht des Glaubens in Spanien iſt, daß, trotz dem nationalen Widerwillen, Murillo doch nicht fürchtete, zwei Züge aus der Geſchichte Portugals zum Gegenſtand ſeiner Bilder zu nehmen: Das Werk der Barmherzigkeit des heiligen Jean de Dieu und das der heiligen Eliſabeth.

St. Jean de Dieu, ein portugieſiſcher Mönch, iſt in Spanien wegen ſeiner evangeliſchen Tugenden und die durch ſolche hervorgebrachten Wunder berühmt; er wurde der Stifter eines geiſtlichen Ordens, deſſen Zweck es war, Kranke zu pflegen, und wurde endlich heilig geſprochen. Folgenden Zug aus dem Leben des Heiligen ſtellte Murillo dar. — Am Abend eines, guten Werken geweihten, Tages brachte St. Jean ſeinem Kloſter einen Kranken, den er von der Straße aufgehoben. Mit Mühe hatte er den Sterbenden auf ſeine Schultern geladen; mitten auf dem Wege fühlt der Mönch, daß ſeine Kräfte ſchwinden, er fällt ſelbſt faſt ſterbend unter der Laſt, die ihn überwältigt, zu Boden. Plötzlich fühlt er ſich durch eine Hand unterſtützt, die ihm aufhilft und zugleich ſeine Bürde leichter macht. Seine erſte Bewegung iſt Furcht; man ſieht, daß er auf die Kniee gefallen war und ſich mit den Händen auf die Erde ſtützte, wie Chriſtus unter dem Kreuz im Spasimo von Raphael. Erſchrocken wendet er den Kopf und erblickt einen Engel des Lichts, der vom Himmel geſandt iſt, um ihm bei ſeinem Liebesdienſt beizuſtehen.

So iſt die Handlung, die Murillo vorſtellt, und hier fangen die Wunder von Gefühl, Kunſt und Zartheit an, welche vorzüglich das poetiſche Talent dieſes Meiſters charakteriſiren. Staunen, Rührung, Bewunderung, Dankbarkeit, Glaube, Liebe und Demuth ſind bereit, den Schrecken aus

Digitized by Google

dieſen durchſichtigen Zügen zu verſcheuchen, in welchen ſich alle Contraſte zu gleicher Zeit abſpiegeln, wo Alles redet und lebt, wo alle Bewegungen der menſchlichen Seele vereinigt ſcheinen. Murillo allein könnte in dem Ausdruck einer einzigen Figur ſo viele Abſtufungen ſo verſchiedener Gefühle ſchildern. Es iſt ein Wunder an Feinheit und Geſchicklichkeit, ohne von dem poetiſch-religiöſen Gedanken zu reden, der ſo geiſtreich wiedergegeben iſt, daß man ſelbſt Verſtand haben muß, um die ganze Abſicht des Malers zu errathen, und es iſt keine von den allzuſinnreichen Ideen, die der Kunſtfreund kalt zergliedernd dem ſchaffenden Künſtler leiht, es iſt der beſtimmte Wille des Meiſters, der aber ſo geheimnißvoll ausgedrückt iſt, daß man ſich mit dem Gefühl der Perſonen befreunden muß, um ihn zu erkennen, obgleich man ihn, einmal erkannt, nicht mehr in Zweifel ziehen kann. Der Kranke iſt ganz im Schatten; Niemand denkt daran, man iſt von ſeiner baldigen Geneſung ſo überzeugt! Der Glaube des Künſtlers und der dargeſtellten Perſonen theilt ſich mit. Uebrigens ſagt die Legende, es ſei der Teufel, welcher den Muth des Heiligen prüfen wolle. Der Heilige aber iſt zum erſten Mal in ſeinem Leben über ſeine eigene Tugend erſtaunt; er iſt von einer directen Verbindung mit dem Himmel überzeugt; der belohnte Büßende fürchtet in ſeiner Beſcheidenheit eben ſo ſehr, ſtolz durch die ihm zu Theil gewordene Gnade zu werden, als er beſorgt, ſich undankbar zu zeigen, der wahre Chriſt hält durch die Demuth den Ausdruck ſeiner frommen Erkenntlichkeit zurück; dies Alles in einem Geſicht bildet eine wahrhaft ſpaniſche Schöpfung, es iſt ganz Murillo, nur er allein. Wer anders, als dieſer natürliche Dollmetſcher des katholiſchen Chriſtenthums, hätte ſo in den Geiſt eines ſo dichteriſch-religiöſen Gegenſtandes eingehen können!

In der Capuzinerkirche findet man die berühmteſten Gemälde Murillo's. Ein Crucifix, welches durch das Gebet des heiligen Franz von Aſſiſi lebendig wird; die Heiligen Juſtine und Rufina, zwei ſchweſterliche Märtyrinnen, welche die Schutzheiligen von Sevilla wurden. Man findet ferner die Heiligen Leander und Bonaventura, bewundrungswürdige Gemälde, wegen des kräftigen Colorits ſowohl, als des edlen Ausdrucks. Neben dieſen beiden Bildern ſieht man noch eine Madonna mit dem Jeſuskinde. Sie iſt von kleinem Umfang; die Jungfrau iſt als Bruſtbild gemalt, doch iſt dies Meiſterſtück en miniature von einer Farbe und Vollendung, welche es über jedes Lob erhaben.

Das Lieblingswerk des Meiſters iſt ein heiliger Thomas von Villa-Nueva. Dieſer fromme Mann wird vorgeſtellt, indem er den Armen Almoſen austheilt. Eine Frau mit dem Kinde ſteht im Schatten auf dem Vordergrund des Gemäldes. Dieſe kräftig gemalte Figur dient der Hauptperſon als dunkler Gegenſatz. Ein faſt nackter Mann kniet vor dem heiligen Thomas und ſtreckt die Hand aus, um die Gabe zu empfangen, welche ihm der Heilige reichen will. Dieſer Körper, deſſen Rücken man unbedeckt ſieht, dieſer leidende Kopf, der nicht ohne Schönheit iſt, das verkürzte Bein, der Fuß, welcher aus dem Bilde heraustritt, werden ewig Gegenſtände des Studiums für die Künſtler bleiben, die da lernen wollen, wie viel Vorſicht, Scharfſinn, Klugheit, Taſtſinn dazu gehört, um in der Kunſt kühn zu werden. Heut zu Tage glauben Viele da anfangen zu können, wo die Meiſter aufhörten; doch ſehen wir die Reſultate davon! —

Neben dem heiligen Thomas ſieht man noch ein andres Gemälde von gleicher Größe, welches die neuern Maler jenem noch vorziehen: es iſt eine Erſcheinung des heiligen Felix, eines Capuzinermönches. Dieſer heilige Mönch ſah eines Tages, als er in der Kirche betete, die Jungfrau zu ihm herniederſteigen und das Jeſuskind in ſeine Arme legen. Der Maler hat den Augenblick gewählt, wo ſich die Mutter zu dem Mönche neigt, um ihren Sohn wieder abzufordern. Nichts gleicht der Anmuth dieſer eben ſo poetiſchen als katholiſchen Compoſition. Der ſchöne Greis, das Kind, die Mutter, drei ganz verſchiedene Perſonen, ſind durch, ich weiß nicht welchen, Ausfluß himmliſcher Seligkeit, der in ihnen und um ſie her erglänzt, vereinigt. Ein übernatürliches Licht beleuchtet dieſe Drei. Die Jungfrau iſt eine ganz göttliche Geſtalt. Der feine, zarte Murillo hat ſich ſelbſt übertroffen in dieſem mehr als menſchlichen Kopf, dieſem Hals, dieſen Schultern, welche zu bewundern ſich ein profanes Auge zum Vorwurf macht. Es giebt hier weder Umriſſe, noch Linien, Alles iſt Farbe und glänzender Duft; man ſieht nur Luft, durch welche die Strahlen der andaluſiſchen Sonne und der Geiſt Gottes dringen. Es iſt der Traum eines liebenden, aber religiöſen Dichters. Ein Gewebe, feiner als der Staub, trennt das Fleiſch von den umgebenden Gewändern, keine Linie iſt bezeichnet, man weiß weder, wo etwas anfängt, noch wo es aufhört; das Gotteskind ſchwebt mehr in der Luft, als es getragen wird von den Armen des heiligen Greiſes. Es ſcheint zu ſchlafen und lächelt im Schlummer; der Mönch ſucht ſeine ſtrengen Züge zu mildern. Man ſieht, wie gern er der Mutter ſeines Gottes würdig danken möchte, und dieſe chriſtliche Höflichkeit, dieſe Anmuth eines Greiſes, dieſer Skrupel eines Heiligen, das heißt eines Höflings des Himmels, das Alles hat einen unausſprechlichen Reiz. Hier iſt ohne Zweifel mehr als Kunſt vorhanden, doch kann die Kunſt allein, auf der höchſten Stufe, die Mittel bieten, um ihre eigenen Grenzen glücklich zu überſchreiten. Bei Meiſterſtücken fängt der Gedanke erſt da an, wo das Handwerk aufhört; dann bringt er ſeine ganze Wirkung hervor, und geht unmittelbar aus der Seele des Dichters oder Malers in die des Hörers oder Beſchauers über: dann bringt die Kunſt Wunder in den Seelen hervor und hilft der Vorſehung in ihrer Macht der Civiliſation nach. Auf dieſen Punct gelangt, wird die Kunſt zur andern Natur, eine zweite Schöpferin, welche die Ruinen der erſten Schöpfung wieder herſtellt.

Ich kam entzückt aus dieſem Kloſter wieder und konnte lange nur an die Wunder des Glaubens denken. Ich ſah die Mutter Gottes in heiliger Freude über das Entzücken eines armen Greiſes und den Schlummer eines Kindes! Das iſt mehr als ein Gemälde, es iſt eine höhere Erſcheinung.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 88. — den 5. Mai 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Marquiſe von Spinaroſa.

(Fortſetzung.)

Der ganze Adel der Stadt war im Hotel des Oberpräſidenten verſammelt, und man ſah in dem Salon der Marquiſe mehr als hundert Perſonen in Trauerkleidung. Der Advokat blieb im Vorzimmer ſtehen und überlegte, ob er es wohl wagen dürfe, ſich anmelden zu laſſen.

„Wollt Ihr etwas, Meiſter Briſſot?“ fragte ihn eine der Kammerfrauen der Marquiſe, die eben aus dem Schlafzimmer ihrer Gebieterin kam.

„Ich wollte mich nur nach dem Befinden der Frau Marquiſe erkundigen. Wie geht es ihr heute?“

„Schlecht, Meiſter Briſſot, recht ſchlecht. Sie hat heute ihr Bett noch nicht verlaſſen, und den Herrn Oberpräſidenten ausgenommen, hat noch Niemand Zutritt zu ihr erhalten.“

Die Kammerfrau blickte hier um ſich her, um ſich zu vergewiſſern, daß Keiner ſie hören könne, und ſetzte dann ganz leiſe hinzu: „Ich hätte nie geglaubt, daß die Frau Marquiſe ſich dieſen Todesfall ſo zu Herzen nehmen würde. Seit geſtern iſt ſie wie ganz von Sinnen.“

„Herr, mein Gott! was ſagt denn der Arzt?“

„Sie hat ihn nicht vorgelaſſen. Geſtern Abend verſchloß ſie ſich bei Anbruch der Nacht in ihr Betzimmer und verbot uns, ſie zu ſtören. Ich begreife nicht, wie ſie das Herz haben konnte, ganz allein darin zu bleiben, während die Leiche des Herrn Marquis noch oben auf dem Paradebette lag. — Wir lagen alle in ihrem Schlafzimmer auf den Knieen und beteten, als ſie um Mitternacht aus ihrem Betzimmer wieder zu uns kam. Ihr hättet ſie ſehen ſollen, Meiſter Briſſot! ſie ſah ſelbſt ſo bleich wie eine Leiche aus. Sie mußte viel geweint haben, denn als ich ſie auszog, war ihr Buſentuch ſo feucht, als wenn es aus dem Waſſer gezogen wäre.“

„Sie iſt alſo nur betrübt und nicht eigentlich krank?“

„Ja, wenn das aber ſo fortgeht, ſo wird ſie vor Kummer und Gram ſterben. Ich habe die ganze Nacht bei ihr gewacht; ſie weinte nicht mehr, aber alle Augenblicke rang ſie die Hände und ächzte und ſchrie, als ob ſie ein ſchwerer Traum ängſtige. Gegen zwei Uhr ſagte ſie uns, ihr graue, und wir mußten ſo viel Kerzen anzünden, daß ihr Schlafzimmer einer Todtencapelle ähnlich ſah. Erſt gegen Morgen ſchlief die Frau Marquiſe ein, und ich hoffte, ſie werde nun ein wenig ruhen; aber plötzlich hörte man die Trommeln auf dem Predigerplatze; das Regiment Royal-Comtois zog aus, und ſie fuhr erſchrocken aus dem Schlafe hoch in die Höhe; ich eilte hinzu, zog den Vorhang weg, und wir erſchraken alle, als wir ſie ſahen. Sie ſaß mit fliegenden Haaren und ausgeſtreckten Armen aufrecht im Bette und ſtarrte mit gläſernen Augen vor ſich hin; nach einigen Augenblicken ſank ſie zurück und weinte nun viel.“

„Und was hat ſie ſeitdem geſagt und gethan?“ fragte der Advokat voll ſchmerzlicher Beſorgniß; „habt Ihr den Herrn Oberpräſidenten nicht von ihrem Zuſtande benachrichtigt und den Arzt holen laſſen?“

„Die Frau Marquiſe hat uns Beides zu thun ver-

Digitized by Google

boten. Jetzt eben iſt der Herr Oberpräſident bei ihr geweſen und hat ihr angekündigt, daß ſie ſich anſchicken müſſe, die ganze zur Leichenfolge verſammelte Geſellſchaft zu empfangen. Die Etiquette fordert dies. Die Frau Marquiſe iſt nicht im Stande, eine ſolche Anſtrengung zu ertragen; doch wenn ihr Herr Onkel einmal geſagt hat: es muß ſo ſein! ſo iſt ſein Ausſpruch eben ſo unwiderruflich, wie ein Urtheil des Parlaments."

„Ich werde vor Abend noch einmal wiederkommen, um mich nach dem Befinden der gnädigen Frau zu erkundigen. Ihr habt eine gütige, edelgeſinnte Gebieterin, Genoveva, und ich bin auch von Euch überzeugt, daß Ihr ſie aufs Beſte und Treulichſte pflegen werdet."

Thränen ſtanden ihm bei dieſen Worten in den Augen, und er entfernte ſich ſchnell, um die Bewegung zu verbergen, mit der er dieſe Erzählung angehört, die ſeine ganze Seele mit Wehmuth und Zärtlichkeit erfüllt hatte.

Sie leidet, ſie weint! dachte er, warum habe ich ihr nicht mit meinem Blut und Leben die Angſt erſparen können, die ſie in dieſer unglücklichen Nacht ausgeſtanden hat! Der Tod ihres Mannes hat ſie nicht in dieſen Zuſtand verſetzt; er verdiente ſo wenig beklagt zu werden! — So geringen Standes ich auch bin, ſo fühle ich mich ihrer doch würdiger, als es dieſer Mann, trotz ſeines hohen Ranges, war. Wie abſchreckend ſah er aus! wie unliebenswürdig war ſein ganzes Betragen gegen ſie! Von welcher Eiferſucht würde ich mich auch gefoltert gefühlt haben, wenn ſie ihn geliebt hätte; aber ihr Herz hat noch für Niemand geſchlagen, weder für ihn, noch für einen Andern. Ach, dieſe Nacht ſchlug es unter meiner Hand vor Angſt und Schrecken!

Als er wieder über den Platz nach ſeinem Hauſe ging, erblickte er Marius Magis, den zehn bis zwölf Bürger und einige Gerichtsſchreiber und Häſcher umringten. Alle dieſe Menſchen richteten ihre Blicke auf Meiſter Briſſot, ſobald ſie ihn erblickten, und Marius Magis kam gleich auf ihn zu.

„Nun," ſagte er mit einer betrübten Miene, durch die aber doch die Schadenfreude leuchtete, ihm eine unangenehme Neuigkeit zuerſt verkünden zu können, „die ſchöne Lubette iſt dieſe Nacht von ihrer Zuſammenkunft mit dem Hauptmann von Lanſac nicht wieder heimgekehrt, ſondern mit ihm davongegangen..."

„Wie könnt Ihr das ſo dreiſt behaupten?" unterbrach ihn der Advokat mit einem Blicke, vor dem Marius Magis das Auge ſenkte; „wenn dies wieder eine jener Lügen iſt, die ſo oft über Eure Vipernzunge gehen, ſo werde ich Euch zu einer öffentlichen Ehrenerklärung und Abbitte zwingen." —

„Laßt mir doch mehr Gerechtigkeit widerfahren, Meiſter Briſſot, ich bin wahrlich Euer Freund und ſuche Euch ſchon ſeit zwei Stunden, um Euch von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen. In der ganzen Stadt iſt nur davon die Rede."

„Sagt mir alles!" rief Briſſot mit mühſam verhaltenem Zorne; „ein ſolcher Freund, wie Ihr, wird mir beſſer als jeder Andere von einem Vorfalle Nachricht geben können, der meine Familie entehrt und uns alle unglücklich macht."

„Es bedarf keiner weitern Nachforſchung, um die Thatſache ſelbſt außer allen Zweifel zu ſetzen. Die ſchöne Lubette hat geſtern bei Anbruch der Nacht das Haus verlaſſen und iſt nicht wiedergekommen. Ihre Magd hat ſie in der ganzen Nachbarſchaft geſucht; ſie kam ſogar auch zu mir, allein man hat ſie nirgends gefunden. Seid Ihr nun nicht auch, wie wir alle, der Meinung, daß ſie mit dem ſchönen Hauptmann Hector von Lanſac den Weg nach der Gränze eingeſchlagen hat?"

Briſſot ſchlug die Arme in einander. „Es iſt möglich, ja ſelbſt wahrſcheinlich, daß ſie es gethan hat?" antwortete er kalt; „ich will gleich zu dem Cadet Beauregard gehen und ihn darum befragen."

„Der iſt auch abgereiſt, und Ihr könnt alſo von ihm keine Auskunft erhalten."

„Vielen Dank für Eure freundliche Benachrichtigung, Marius Magis," ſagte der Advokat und verneigte ſich, Abſchied nehmend, gegen ihn mit ſtolzer Ironie.

Als er nach Hauſe kam, fand er Katharina, die ſeiner weinend an der Thür ſeines Arbeitszimmers wartete.

„Ach, Vetter," rief ſie ihm mit von Schluchzen gebrochener Stimme zu, „wißt Ihr, was vorgefallen iſt?" —

Sie hielt plötzlich inne, denn das finſtere, zürnende Geſicht des Advokaten verrieth ihr, daß er alles wußte.

„Fahrt fort, Katharina," ſagte er und warf ſich in den Lehnſtuhl.

„Marius Magis, dieſer Herumträger böſer Nachrichten, iſt hier geweſen — er wollte Euch ſprechen — er hat mit meiner Tante geſprochen —"

„Und hat ihr Alles geſagt! — und meine Mutter hat vor ſeinen Augen eine ſolche Demüthigung erleiden müſſen!" rief er ganz außer ſich.

„Sie hat ihm keine Sylbe geantwortet; allein wie er fort war, wurde ihr ſo ſchlecht zu Muthe, daß wir ſie zu Bette bringen mußten. O, lieber Gott! ſiehe uns bei!"

Er ging unruhig und bewegt im Zimmer auf und

Digitized by Google

nieder; Katharina ſtand, an die Mauer gelehnt, mit gefalteten Händen da und weinte bitterlich.

„Wenn es aber doch nicht wahr wäre!“ fing ſie wieder an, „wenn Marius Magis gelogen hätte! Meine arme Schweſter! Es iſt vielleicht nur Verläumdung!“

„Darüber will ich bald ins Klare kommen,“ antwortete Briſſot mit finſterer, entſchloſſener Miene. „Auf eine oder die andere Art muß dies ein Ende nehmen. Meine Mutter! welche Kränkung, welche Schmach, für dieſe ehrwürdige und fromme Frau! — Ein Glück iſt es noch, daß Ihr, armer Engel, da ſeid, um ſie zu tröſten!“

Er ging zu Miſé Briſſot hinauf. — „Jaques,“ ſagte ihm die alte Frau, „die ſchlechte Aufführung dieſes unglücklichen Mädchens wird mich ins Grab bringen; ſage ihr dies, wenn Du ſie künftig nochmals wiederſehen ſollteſt. Vielleicht wird ſie es dann bereuen!“

In alten Zeiten zeichnete ſich der Bürgerſtand durch eine Strenge und Reinheit der Sitten aus, die ihn im Punct der Ehre eben ſo empfindlich machte, als es der hohe Adel nur immer ſein konnte; Briſſot's Mutter war ihr Lebelang ein vollkommenes Muſter der Tugend geweſen, die noch nie eine Frau, ſowohl aus ihrer eigenen, als aus ihres Mannes Familie, verletzt hatte. Die ehrloſe Aufführung ihrer Nichte war für ſie ein Todesurtheil; ſie hatte nicht die Kraft, eine ſolche Schmach ertragen zu können. Die alte Magd, die ſeit 40 Jahren mit zu der Familie gehörte, war eben ſo tief betrübt als ihre Gebieterin; ſie nahm ſich dieſe kränkende Demüthigung eben ſo zu Herzen, als wenn ihr eigener Ruf dabei betheiligt geweſen wäre, und bangte ſchon vor dem Geſchwätz und vor den Fragen, mit denen man auf ſie einſtürmen werde, wenn ſie ſich den Nachbarn zeigen müſſe.

Briſſot betrachtete einige Augenblicke mit ſchmerzlichem Mitleid ſchweigend die Thränen, welche ſeine alte Mutter vergoß; dann ſank er vor ihrem Bette auf die Kniee nieder: — „Ich will mich gleich auf den Weg machen,“ ſagte er zu ihr, „um dies unglückliche Mädchen aufzuſuchen und ſie wieder zurückzubringen. Dann wollen wir auf Mittel ſinnen, ſie zu einer Beſſerung ihres Lebenswandels zu bewegen.“

„Sage ihr, Jaques, daß ſie durch aufrichtige ernſtliche Reue ihren Fehltritt und unſere Schmach wieder gut zu machen vermag,“ rief Miſé Briſſot, indem ſie ihren Sohn umarmte. „Sage ihr auch, ich könne und werde nie vergeſſen, daß ſie die Schweſter des Engels iſt, den Gottes Gnade Dir zur Frau beſtimmt hat.“

Der Advokat ſchlug bei dieſen Worten traurig die Augen nieder; die Leidenſchaft, die ſich in die tiefſten, geheimſten Falten ſeines Herzens eingeniſtet, hatte daraus die Liebe verdrängt, von der er früher das Glück ſeines ganzen Lebens erwartete. Er empfand für dies ſanfte, demuthsvolle Weſen, das ſeiner Liebe ſo unbedingt vertraute, nur noch eine brüderliche Freundſchaft, und erſchrak vor dem Bündniß, an das die Worte ſeiner Mutter ihn erinnerten. Er wünſchte in dieſem Augenblicke, daß irgend ein Ereigniß ſein Leben aus dem ſtillen Gleiſe reißen möge, in deſſen Form ſeit vielen, vielen Jahren das Leben ſeiner Vorfahren ſich eingefügt hatte, und er hätte nicht Bedenken getragen, ſich ſeine Freiheit mit Allem zu erkaufen, was er ſein nennen konnte, und würde vor keinem jener Schritte zurückgebebt ſein, durch die ein Mann ſein Leben und ſein Glück aufs Spiel ſetzt.

Briſſot traf alle Anſtalten und Einrichtungen, welche eine lange Abweſenheit erforderlich machte, und verließ dann Aix, ohne die Marquiſe wieder geſehen zu haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Notizen.

[Gutzkow über Görres.]

In Gutzkow ſind ſo viel ſchadhafte und nutzbare Elemente dieſer Zeit, daß die Betrachtung, die den Entwickelungen mit Theilnahme zuſieht, ſich nicht lange von ihm abkehren kann. Gutzkow iſt der Mann der Debatte. Poeſie, Philoſophie, Zeitgeſtaltungen, Volksbewegungen, Alles dient ihm nur zum Mantelwurf, um hinter ihm die eigenen Glieder ſeines immerfort bewegten Naturells zu poſtiren. Dieſen Mantelwurf nimmt er meiſt als nemeiſche Löwenhaut um die Schulter und ſteht als kritiſcher Herkules Modell. Aber er verſucht allerhand Stellungen, allerhand Coſtüme, auch als Fee, als Faun, als Satyr, als Cerberus. Oft genug gibt er in ſolchen Poſitionen Blößen. Immer aber beſchäftigt er. — In Gutzkow iſt ſehr viel ſchadhafter und ſehr viel nutzbarer Zeitſtoff. Man kann die Zeit in ihm beobachten. In ſeiner Schrift gegen Görres Athanaſius haben alle ſeine guten Elemente wirkſam ineinandergegriffen, um das Bewußtſein des jetzigen Geſchlechts über die cölner Wirrung hinauszuheben. Warum? Man ſtelle Gutzkow auf die Tribune, und ſein beſſeres Selbſt rafft ſich immerfort kräftig zuſammen und hält Ziel und gebotene Mittel feſt. Inzwiſchen iſt er nur Literat, und die Wachſamkeit ſeines Kopfes verſinkt in kleinliche Ränkeſucht. Dann ſteht er blos Modell und zeigt nach Gelegenheit dem Zeitalter ſeine üble Seite. Indeſſen ſoll er das Zeitalter nicht an Wachſamkeit überbieten. — Er beleuchtet in ſeiner Schrift ſehr ſcharf die rothe Mütze und die Capuze, die Görres ſchwingt. Er meint, die demagogiſche Vergangenheit des Mannes hätte ſich, wie ein alter Rheumatismus, nun in heiligen Geſchwüren auf die Haut geworfen. Er erinnert an andere Wandlungen renegatenhafter Männer Deutſchlands, Zach. Werner, Fr. Schlegel, Stollberg, und deutet auf die Einheit, die ſich doch in deren Metamorphoſen an den Tag geſtellt. „Doch

Digitized by Google

hat, ſagt er, dieſe Einheit bei Görres nicht wie bei jenen den Vorzug, daß ſie ſich tief im edleren Theile ſeines Herzens gebettet hätte, daß ſie einen unauslöſchlichen Durſt nach Erkenntniß, Beruhigung, Wahrheit verriethe und durch die großartigſten Veränderungen in der allgemeinen Zeitgeſchichte bedingt würde. Das, was Görres unter allen Umſtänden beibehielt, war die Leidenſchaft, der formelle Widerſpruchsgeiſt, der kleinliche coblenzer Localegoismus. Das Talent der Sprache umgaukelte ihn verführeriſch, ſo daß er Alles vertheidigte oder angriff, was ſeiner Ausdrucksweiſe ſchlagendere Effecte darbot. Den Styl St. Juſt's ahmte er als Republikaner nach, dann pfiff er den Ton der Naturphiloſophie, dann folgte er den Bahnen, die Schlegel und Kanne gezeichnet hatten, dann, als Herausgeber des rheiniſchen Merkur, poetiſirte er die trockne Derbheit Jahn's und Arndt's, dann machte er umgekehrt den La Mennais'ſchen Weg vom Demokraten zum Jeſuiten, opferte den theokratiſchen Einflüſſen der neu-franzöſiſchen Speculation und den hiſtoriſchen Rechtsbegründungen eines Haller, bis die Kirche ihr weites Gewand ausbreitete, alle verworrenen Ideen und Eindrücke, die in dem Chamäleon noch zuckten und galvaniſch vibrirten, umhüllte und über die allmälige Abtakelung dieſes Fahrzeugs, die Penſionirung und Inruheſtandverſetzung eines ſtark geweſenen Mannes ihren heiligen Segen ſprach. Wohl dem, der ſeinen Frieden hat! Aber wer möchte den Frieden um den Preis ſeiner Ehre erkaufen? — Iſt ſich aber etwas unter allen Umſtänden in Görres gleichgeblieben, ſo iſt es ſein Talent zur Demagogie. Welche vortreffliche Proben liefert davon ſeine Anrede an die Rhein- und Münſterländer! Görres, in der Capuze, blickt ſich einen Augenblick ſcheu um und wirft, ohne daß es ſeine Oberen ſehen, ſchnell die rothe Mütze unter ſeine alten Landsleute, die denn auch endlich zeigt, daß ſie ihre Aufwiegelungskünſte noch verſteht. Dieſe Anrede iſt ein Meiſterſtück der revolutionären Beredſamkeit, über das man ſich ordentlich freuen möchte, wenn nicht doch darin mehr Talleyrand als Mirabrau nachgeahmt wäre, wenn nicht Mephiſtopheles ſich lächerlich machte durch die alte Pelzkappe, mit der er in die Hütten der Rhein- und Münſterlander tritt und ſich als alter Gevatter zu erkennen gibt, hinter den Ofen ſetzt, in Töpfe und Tiegel lugt und der Dummheit und dem Aberglauben friſch zum Munde redet."

[Einzige Aehnlichkeit der Portugieſen mit den Deutſchen.]

Die erſte und einzige Aehnlichkeit, welche die deutſche Nation mit der portugieſiſchen hat, liegt auf Seiten der bühnlichen Darſtellung. Heeringen erzählt, daß, wenn er das Ohr vor der fremden, auf den Theatern Liſſabons ertönenden Sprache verſchloß, er ſich ganz der ſüßen Täuſchung hingeben konnte, in einem deutſchen Schauſpielhauſe zweiter, vielleicht dritter Claſſe zu ſein. Es war ganz dieſelbe Art von Pathos, jenes Fechten mit den Armen, jenes geräuſchvolle Abgehen der Helden und Heldinnen, wie es auf unſern deutſchen Theatern Statt findet. Daß die ſpaniſche Darſtellungsweiſe, namentlich in der Tragödie, mit der deutſchen verwandt ſei, war längſt bekannt. Sollte man indeß hieraus und aus dem Gefallen daran nicht auch auf eine gewiſſe geiſtige Verwandtſchaft ſchließen? — Wir wiſſen ſo gut wie der Spanier und Portugieſe eine gewiſſe Grandezza in vielen Fällen zu behaupten, eben ſo überſpreizt zu ſein, ein falſches Pathos für den Ausbruch wahren Gefühls zu halten, und ſo titel-, rang- und ordenſüchtig wie der Spanier iſt auch der Deutſche.

[Gefahren der Cameraderie.]

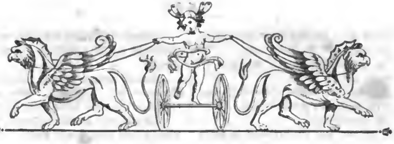
Ueber die literariſche Cameraderie und deren Gefahren ſpricht ein franzöſiſches Blatt weitläufig, indem es nachweiſt, daß eine Cameraderie ſich nie auf wirkliche Sympathien ſtütze, ſondern ſich berechneterweiſe zuſammengefunden habe und eine Anſtalt gegenſeitigen Lobens und Hätſchelns ſei. Es ſei alſo nicht zu verwundern, wenn ein Umſchlag ins Gegentheil erfolge. Man würde doch des gegenſeitigen Herausſtreichens endlich müde, man könne ſich einander gar nicht mehr ohne Lachen anſehen, und zuletzt träten die alten Antipathien um ſo mächtiger hervor, ein Ereigniß, welches in der Regel mit einer obligaten Erniedrigung verbunden ſei. — Gewiß! auch in der Literatur bewährt ſich das treffliche Wort, daß der Starke am beſten allein ſtehe. Zu viel geſellſchaftlicher Anhang theilt die Aufmerkſamkeit, die Kraft, und bricht die Conſequenz. Man fängt leider an, in Deutſchland faſt dieſelben Erfahrungen mit der Cameraderie zu machen, wie in Frankreich. 12.

[Berliner Enthuſiasmus — Warnung vor Nachdruck.]

Ein Berliner Journal, welches, früher mehr literariſch, ſich allbereits ſehr an den ſtrudelköpfigen Enthuſiasmus der Berliner für Alles, was ſingt, klatſcht, das Pianoforte, ſein Stimmchen oder die Beinchen rührt, zu gewöhnen beginnt, ſpricht von dem Aufenthalte der Dem. Löwe in Frankfurt. Es heißt, ihr Triumph ſei von 1000, ſchreibe tauſend, Zungen wiedergehallt, ſie (iſt Dem. Löwe denn Directrice des königl. Theaters?) werde in Berlin Auber's „ſchwarzen Domino" zur Aufführung bringen; Meyerbeer's herrlichen „Robert" werde die geniale Künſtlerin (die Wiener ſprechen ſogar von ihrem „genialen" Fleiße) zur Feier ihres Wiederauftretens wählen. — Gleich darauf wird von der unvergleichlichen Frau Gräfin Roſſi (Henriette Sontag) und von ihren unverwelklichen Kränzen raiſonnirt, welche die Vergangenheit ihr bereits geflochten, ſo daß leider die Gegenwart keine mehr flechten könne. Gräfin Roſſi habe auch zum Beſten der Ueberſchwemmten geſungen und Dem. Löwe zuerſt beſucht — freilich ein Ereigniß, welches bisher noch nicht in der Weltgeſchichte erlebt worden, mindeſtens ſo wichtig wie des Hannibal und Scipio Zuſammenkunft auf dem Felde von Zama. Daſſelbe Journal, welches von einem begüterten Muſikalien- und Buchhändler, der Akademie gegenüber, verlegt wird, ſollte ſich doch, da die Nachdruckfrage ſo ſehr und erſt neuerlich von Duller in Bezug auf Journale angeregt worden, vor Nachdruck in Acht nehmen. Man überlaſſe dies Geſchäft den Provinzial- und Wochenblättern. Die Ehre bringt thalerweis ein, was man ſo groſchenweis erſpart. Ein Journal muß darauf bedacht ſein, wenn es unterliegt, ausrufen zu können wie Friedrich der Große nach der Schlacht von Collin: Alles verloren, nur nicht die Ehre! 3.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 89. — den 7. Mai 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Marquiſe von Spinaroſa.

(Fortſetzung.)

3.

Seit dem Abend des Johannisfeſtes ſchien Briſſot's Haus ganz unbewohnt zu ſein; die Fenſter blieben Tag und Nacht geſchloſſen und die Nachbarn ſahen nicht Katharinens reizendes Geſicht zwiſchen den Blumen hervorſchimmern, die ſie ſonſt auf einem Brete vor den Fenſtern ſtehen hatte und ſorgſam zog und pflegte. Das arme Mädchen verließ nie das Haus, welches, ehemals der Wohnſitz ſtillen, friedlichen Glückes, jetzt ſo einſam und traurig war.

Der Advokat kam nicht zurück und gab auch keine Nachricht von ſich; die Mutter lag im Sterben, die alte Magd war kindiſch geworden; ſie ſaß den ganzen Tag in dem Arbeitszimmer ihres Herrn und antwortete den Clienten, die nach ihm fragten, er wohne einer Sitzung des Parlaments bei, da ſie es ganz vergeſſen hatte, daß er ſchon ſeit einiger Zeit abweſend war.

Katharina pflegte die beiden alten Frauen mit frommer Liebe; die bangen Sorgen, die an ihrem Herzen nagten, wurden durch die ſorgſamſte Erfüllung ihrer Pflichten beſchwichtigt; ſie ertrug ihr Unglück mit der kindlichen Ergebung einer wahrhaft frommen Seele. Alle Morgen und alle Abende betete ſie für ihre unglückliche Schweſter und für Jaques Briſſot. Den Tag über hoffte ſie auf ſeine Ankunft, und wenn ſie des Abends die Hausthür verriegelte, durch die kein Menſch gegangen war, ſeufzte ſie und flehte inbrünſtig zu Gott, er möge Jaques nicht zu ſpät hereinſenden.

Briſſot's Stillſchweigen beunruhigte ſeine Mutter weit mehr; ſie fürchtete, ihm könne ein großes Unglück begegnet ſein, und ſprach oft gegen Katharina ihre Furcht aus, ihn nicht wiederzuſehen. „Ich fürchte," ſagte ſie, „daß ich vor ſeiner Rückkehr ſterben werde! Wer weiß, wohin er gegangen iſt, um das unglückliche Mädchen aufzuſuchen! Wer weiß, wann er wiederkommen wird!"

Vierzehn Tage nach Johannis ſtarb Miſé Briſſot.

Am folgenden Tage, zwiſchen 11 und 12 Uhr des Nachts ſaß Katharina allein im Arbeitszimmer des Advokaten. Die alte Magd war ſchlafen gegangen, und in dem kleinen Häuschen war alles ſo ſtill, düſter und einſam, wie in der Capelle eines Kirchhofs. Katharina überſann weinend die Begebenheiten, die in ſo kurzer Zeit das Glück ihres bisherigen Lebens getrübt hatten; doch ihre heißeſten Thränen floſſen bei dem Gedanken an den Schmerz, den Jaques Briſſot empfinden werde, wenn er ſie ganz allein da wiederfinden werde, wo er ſeine Mutter und ſie gelaſſen hatte.

Ein leiſes Klopfen an die Hausthür riß das junge Mädchen aus dieſen traurigen Gedanken; ſie ſprang blitzſchnell auf, denn ſie erkannte die Art, wie der Advokat anzuklopfen pflegte. Er war es auch wirklich. Katharina wich zurück, als ſie ihn erblickte, doch im nächſten Augenblicke warf ſie ſich, in Thränen zerfließend, in ſeine Arme.

Digitized by Google

„O, Gott!“ rief ſie, „Ihr ſeid krank geweſen! — Wie elend ſeht Ihr aus!“ — Er weinte auch.

„Wie geht es meiner Mutter, gute Katharina?“ ſagte er und küßte ſie auf die Stirn.

Sie fuhr zuſammen und drückte krampfhaft ſeine Hände, indem ſie die Augen gen Himmel erhob.

Er verſtand ſie augenblicklich.

„Todt!“ rief er und ſank wie vernichtet in ſeinen Lehnſtuhl.

Katharina kniete neben ihm nieder und fand keine Worte, um ihn in einem ſo großen Schmerz zu tröſten. Das blaſſe und abgezehrte Geſicht des Advokaten hatte einen ſo finſtern Ausdruck, daß ſie davor erſtarrte. Beide weinten ſchweigend; endlich wagte ſie es, ihn zögernd zu fragen:

„Und meine arme Schweſter?“

„Marius Magis hatte gelogen,“ antwortete er mit dumpfer Stimme, „ſie hat Herrn von Lanſac nicht begleitet.“

„Ha!“ rief Katharina mit einer Aufwallung von Freude, „ich wußte wohl, daß es eine ſchändliche Verläumdung war! Meine arme Schweſter! Aber wo iſt ſie denn? Hier hat ſie Niemand wieder geſehen, was iſt denn aus ihr geworden?“

Der Advokat war aufgeſtanden; er warf einen fieberhaft glühenden Blick im Zimmer umher und drückte die beiden Hände an ſeine Stirn, als wolle er gewaltſam ſeine Gedanken ſammeln.

„Katharina,“ ſagte er mit ſichtlicher Anſtrengung, „Ihr wißt unſer Unglück noch nicht ganz; ich bin in einer ſchrecklichen Lage — ich muß Frankreich verlaſſen — mein Leben ſteht auf dem Spiele — morgen ſchon muß ich fliehen.“

„Ich werde Euch begleiten.“

„Nein, Katharina, nein! das iſt unmöglich. Wer weiß, ob ich vermögen werde, mich vor meinen Verfolgern zu retten.“

Starr vor Schrecken hörte ſie ihn an; ſie begriff nicht, was er ſagte, und wagte doch keine Frage zu thun.

„Begebt Euch zur Ruhe, Katharina,“ ich bleibe auf; ich bedarf der ganzen Nacht, um meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen.“

„Laßt mich bei Euch wachen,“ bat ſie und ſank ihm zu Füßen. In Eurem Geſichte liegt etwas, das mir bange macht. Guter Gott! was hat ſich denn zugetragen? Warum wollt Ihr es mir nicht ſagen? Ich bin ja kein Kind mehr. Gewiß, Ihr könnt mir vertrauen.“

Er hob ſie auf und zog ſie neben ſich nieder.

„Wenn Ihr wüßtet,“ ſagte er ihr, „wie mich Eure Betrübniß peinigt! Ach! ich bin ſo ſchon unglücklich genug!“

Schnell trocknete ſie ihre Thränen und ſuchte ihres Schmerzes Herr zu werden. Aber ihr Herz floß über; die Ankündigung der nahen Trennung hatte es gebrochen.

„Erzählt mir von meiner armen Mutter,“ ſagte der Advokat nach einer langen Pauſe.

Welche Nacht! Ueberwältigt von Schmerz und Verzweiflung lag Katharina in dem Lehnſtuhle; der Advokat ſaß ſchreibend vor ſeinem Arbeitstiſche; von Zeit zu Zeit floß eine Thräne über ſeine Wangen, und Katharina hörte ihn flüſtern: „Meine Mutter! meine arme Mutter!“

Als der Tag anbrach, ſtand er auf und legte Katharina die Hand auf die Schulter.

„Katharina,“ ſagte er, „da auf meinem Schreibtiſche liegen Papiere, die Euch betreffen: das Teſtament meiner Mutter, welches Euch zu Ihrer Univerſalerbin ernennt, und noch einige andere Schriften, die die Gerichtsperſonen Euch erklären werden. Hier iſt auch eine Adreſſe, unter der Eure Briefe ſicher zu mir gelangen werden. Jetzt müſſen wir uns trennen. Gott mache Euch, liebe Katharina, ſo glücklich, als ich unglücklich bin.“

Sie weinte nicht, ſie betete mit gefalteten Händen. Briſſot küßte ſie auf die Stirn. „Armer Engel!“ ſagte er mit gebrochener Stimme, „Du warſt der Schutzengel, den Gott dieſem Hauſe geſchenkt hatte, in dem Du nun allein zurückbleibſt! Leb' wohl! leb' wohl!“ —

Noch einen Abſchied hatte der Advokat zu nehmen, und dieſen mit Gefahr ſeines Lebens. Die Marquiſe bewohnte ſeit einigen Tagen ein reizendes Landhaus, das nur eine halbe Stunde von Aix in einem kleinen von einem klaren Bach durchfloſſenen Thale lag. Sein Gemurmel verbreitete eine erfriſchende Kühle; die ganze Blumenfülle des Südens entfaltete in den Wieſen dieſes Thales, und auf den baumbekränzten Hügeln, die es einſchloſſen, ihre Schönheit und ihre Pracht.

Das Landhaus ſelbſt lag hinter hohen Kaſtanienbäumen verborgen; ein mit Jasmin und Flieder eingefaßter Schlangenpfad führte zu demſelben. Briſſot irrte den ganzen Morgen wie beſinnungslos in den Gebüſchen umher. Ermattung und Schmerz hatten alle ſeine Seelen- und Geiſteskräfte abgeſtumpft; wie von einer unſichtbaren Hand fortgeſtoßen, ging er maſchinenartig vorwärts und näherte ſich gegen Mittag dem Landhauſe.

Die Marquiſe war allein in einem Salon, deſſen niedergelaſſene Jalouſien die Sonnenſtrahlen abhielten;

Digitized by Google

ein ſanftes Dämmerlicht, wie es Alabaſterlampen zu verbreiten pflegen, herrſchte hier; die Marquiſe lag in tiefer Trauerkleidung in einem Krankenſtuhle. Sie fuhr zuſammen, als ihr eine ihrer Kammerfrauen den Advokaten anmeldete. „Was will er von mir?“ fragte ſie und richtete ſich plötzlich in die Höhe.

Er trat ein. Die Marquiſe erſchrak, als ſie ihn ſo blaß und entſtellt vor ſich ſah.

„Guten Tag, Meiſter Briſſot,“ ſagte ſie ihm und bemühte ſich zu lächeln. „Ihr habt Euch lange nicht ſehen laſſen.“

Zitternd näherte er ſich ihr. „Ich habe,“ antwortete er mit dumpfer Stimme, „eine Reiſe gemacht, eine unglückliche Reiſe, Frau Marquiſe, und bin im Begriff, von neuem zu verreiſen.“ —

„Doch nur auf kurze Zeit?“

„Vielleicht für immer.“

Sie ſah ihn an, denn der Ausdruck ſeines Geſichts machte einen tieferen Eindruck auf ſie, als ſeine Worte, und ſtammelte dann einige unverſtändliche Laute.

„Ich habe von Euch Abſchied nehmen und Euch ſelbſt ſagen wollen, was Ihr durch das Gerücht ſonſt morgen, vielleicht ſchon heute erfahren würdet; ich fliehe und muß mich in ein fremdes Land begeben, denn ich habe in einem Zweikampfe das Unglück gehabt, einen Menſchen zu tödten!“

Mit einem leiſen Ausruf wandte hier die Marquiſe das Geſicht weg.

„Man wird glauben, daß ich dieſen Menſchen getödtet habe, um die beleidigte Ehre meiner Familie zu rächen, und ich werde auch vorgeben, daß es deshalb geſchehen iſt, aber Ihr ſollt die Wahrheit erfahren. Der Niederträchtige wagte es, mir ins Geſicht zu behaupten, daß er Euer Liebhaber, Euer begünſtigter Liebhaber ſei — ich habe Euch gerächt, gnädige Frau.“

„Ihr habt Lanſac getödtet! Lanſac iſt todt!“ rief die Marquiſe und richtete ſich auf.

Beide ſtanden ſich einige Augenblicke ſchweigend gegenüber. Die Marquiſe wollte noch etwas ſagen, aber ihre Zunge verſagte ihr den Dienſt; eine furchtbare Verzweiflung ſprach aus ihrem Blicke und allen ihren Zügen.

„Ha!“ murmelte Briſſot voll Entſetzen, „er hat die Wahrheit geſagt.“

Die Marquiſe verlor das Bewußtſein und ſank zu Boden. Er ſtarrte ſie lange an; dann verließ er langſam das Zimmer und entfloh durch den Garten.

Am Abend dieſes Tages brachte der Cadet Beauregard von Avignon die traurige Nachricht mit, daß der Advokat Briſſot den Hauptmann Hektor von Lanſac im Zweikampfe erlegt habe.

Marius Magis war einer der erſten, die nach dem Gaſthofe zum ſchwarzen Roß eilten, wo bald alle Müßiggänger der ganzen Stadt ſich verſammelten, um die geheimnißvollen Umſtände dieſes Ereigniſſes zu beſprechen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus Dresden.

[Bendemann, Meyerbeer, Bier- und anderes Vergnügen.]

Ein ganzer Winter, welch' ein Lebensalter von on dit und on a dit, liegt vor mir! — Was ſoll man zuerſt berichten über dieſe energiſche Saiſon, die Dresden erlebte? — In einer Woche Hugenotten und Waldſchlöſſelbier; an demſelben Tage Bendemann's Einholung und der ſtürmiſche Ruf im Theater: Meyerbeer! Meyerbeer! Die Kette der Ereigniſſe wirrt ſich faſt durcheinander. Zum Glück kann ſich der pragmatiſch Erzählende an einen Faden für dieſes Labyrinth von Begebniſſen halten, ans Waldſchlöſſelbier, dieſen Generalſtoff der Stoffe; „ans Bier, ans vaterländ'ſche ſchließ' dich an; hier ſind die feſten Wurzeln deiner Kraft“ — denn da herrſcht Ganzheit, Einheit, All- und andere Gemeinheit; Krügel wechſeln in fataliſtiſcher Verbindung mit Prügel, ihrem reinſten Reime. Man hat dem ſchlummernden Leu endlich Blut zu koſten gegeben, der Dresdner trinkt jetzt das Glas Bairiſch zu 1 Groſchen, und es löſen ſich alle Bande der Geſellſchaft! Das Linke'ſche Bad, ſeit der Epoche 1830 bekanntlich doch ſehr republicaniſirt, reicht dem Waldſchlößchen nicht einmal das Waſſer, oder, was gleichbedeutend iſt, ſein bisheriges Kannenbier; dort iſt der Freiſtaat als Muſter; der „Hut“ herrſcht unumſchränkt; der Menſch gilt nicht mehr nach dem, was er heißt, ſondern nach dem, was er — hat, nämlich an Bier, ſobald ihm der große Wurf gelungen, eines Krügels Herr zu ſein. Bier und Krügel ſind die furchtbaren Vorläufer einer neuen Umgangsſprache; man verhandelt, wettet, ſchwört Liebe auf ſo und ſo viel Krügel. „Heute iſt wahres Bierwetter! Sie hatten geſtern keine Bierlaune ꝛc.“ Sogar die Aerzte und Chirurgen fördern ihre Subſiſtenz durch Erlaubniß des neuen Bieres; wie Viele haben nun erſt recht de quoi vivre; Alles weiß de quoi causer. Dresdens altes Bierrenommee iſt gerettet; denn es ſind eben die Enkel jenes „Koswiger“, der unter dem Kurfürſten Johann Georg dem Erſten 22 Maß in einem Zuge leerte. Einem ſolchen müßte jetzt ſelbſt von Altmünchnern die Hopfenpalme zuerkannt werden. Nach Oſtern folgte die Auferſtehung der jetzt geſchloſſenen Wirthſchaft; nun kann man wieder ſtolz hinabſchauen mit bedeckeltem Haupte und dito Glaſe hoch vom Plateau über der Landſtraße, die links, nunmehr einſam, nach dem ariſtokratiſchen Findlater führt, rechts von den durſtigen Zügen einer ganzen Städtewanderung wimmelnd; — welche

Digitized by Google

Luſt für den, der eine Frage frei hat an ſeinen Beutel! Doch das Gold iſt ja nur Chimäre, wie es im Robert heißt, um deſſen Aufführung man dringend bittet. Natürlich; Meyerbeer überwältigt uns; iſt Beethoven der Jean Paul, ſo wird Meyerbeer eine Art Klopſtock in der Harmoniſtik; eine ſolche Subjectivität löſt alle Probleme oder durchſchneidet ſie gordiſch. In Paris ließ er, wie dort der Witz ſich ausdrückte, chanter les fusils. Hier hört man jetzt Pelotonfeuer auf der Bühne. Wer hatte dieſes je dem zarten Gliederbau unſerer Bühne und unſerer Damen zugemuthet! Nichts über die Stürme an der Caſſe und nach dem letzten Acte! Auch dieſer Enthuſiasmus der Dresdner hat nur geſchlummert; denn es waren unſere Großväter, die z. B. bei Haſſe's Oper Ezio (1755) ein ſo ſchallendes Bravo hören ließen, daß die Pauken des Hoforcheſtertympaniſten zerſprangen. Unſer Prometheus-Meyerbeer bleibt, wie es heißt, dieſen Sommer bei uns; Madame Schröder-Devrient ſingt in Leipzig; an ihrer Stelle Dem. Wüſt (die Braut des nach allem Verdienſte unſerm Theater erhaltenen Herrn Kriete) in den Hugenotten. Nicht ſo lärmend, aber eben ſo eindringlich und wohl reichhaltiger war der Eindruck des nun ſchon öfter aufgeführten „Pflegevaters", ſicherlich des zweiten beſten Stückes der königlichen Hoheit. Sind Dialog und Situationen, wie bei den Werken der hohen Frau immer, ungeſucht; ſo iſt namentlich in dieſem neueſten die Zeichnung der Charaktere noch treffender, ihre Beziehungen unter einander folgerecht, und die Entwickelung ſo überraſchend, daß jede Darſtellung zum lebhafteſten Applauſe hinriß. Freilich kommt hier die durchgängig competente Beſetzung, nicht ſelten eine ſtadtkundige Portraitirung, ſehr zu Statten. Was läßt ſich vom meiſterhaften Zuſammenſpiele unſeres Porth, Pauli, Heckſcher und der Madame Werdy nicht erwarten! Die Bonhommie des altjunggeſelligen Hofraths, die ſchroffe Pünktlichkeit Gerhard's und ſeines Sohnes herrliches Gemüth werden, ſo aufgefaßt und durchgeführt, wahre Vorbilder, was man gleich an dem Fleiße wahrnahm, den die noch Mitſpielenden (Dem. Anſchütz und Herr Klaner) bekundeten. Iſt die Rolle Karl's auch nicht frei vom Parallelismus mit dem „Landwirthe" und „Vetter Heinrich", ſo ſichert ihr dennoch ihr ſo reichbegabter Darſteller (Hr. Heckſcher) durch ſeine Innigkeit und Lebendigkeit durchaus den Vorzug der Friſche und Naturfülle. An jugendlichen Repräſentanten ſind wir überhaupt nicht arm, ſeitdem Herr Baiſon günſtig debütirt, Herr Otto (einmal ein Zögling unſerer Bühne ſelbſt) kleinere Partien ſchon recht wacker ausgeführt, und Herr Porth ſeine Tochter — eine liebliche Erſcheinung — in den neueinſtudirten: „Welcher iſt der Bräutigam?" und Kotzebue's „Verſöhnung" uns zu allgemeinem Erfreuen vorgeführt hat. Von neuen Stücken ſahen wir Scribe's „Cameraderie", ein feines, die pariſer Zuſtände treffend wiederſpielendes Converſationsſtück, dem zur Theilnahme des größern Publicums nur Verſtändlichkeit fehlte, denn es war mit den Damen Bauer, Devrient, den Herren Devrient, Porth, Pauli, Weimar gewiß gut genug beſetzt, — und „Corona von Saluzzo", abermals ein Raupach'ſches Kunſtſtück aus Unnatur und Rhetorik zuſammengeſetzt, worin Dem. Berg, jetzt bei dem Urlaube der Dem. Bauer entſprechend beſchäftigt, alles Lob verdient. Nur getheilt war das der britiſchen Sängerin Miß Clara Novello, die unſern Hitzköpfen zu kalt erſchien. — Unſere Muſeen ſind bereits offen; ſehr zweckmäßig die neuerdings reſtaurirten Bilder unſerer Galerie vorerſt einzeln ausgeſtellt; auch hierin wird ſich zeigen, was unſere Tüchtigen, z. B. Herr Inſpector Renner, ſchon längſt, anſtatt der koſtſpieligen Miſſion Palmaroli's, geleiſtet haben würden. Vom Bau eines Geſammtmuſeums verlautet nichts mehr, und über den des neuen Theaters übt man ſich immer noch im Conjugiren des j'ai oui dire, tu as oui dire etc. — Privatim geht es deſto anhaltender; das Maternihoſpital, ein echtes Hôtel à la Rococo, ſteht fertig und ziert den ohnehin ſehr vernachläſſigten freiberger Vorſtadttheil, — die Freimaurerloge und das Haus der Zuckerſiederei-Compagnie werden nächſtens, ſo wie die ganze Marienſtraße fertig. Auch vor den Thoren geht es lebhaft zu. So ſiedelt ſich wieder eine reiche Familie aus Berlin in der ſonſt Villiers'ſchen Villa an. Schon kommen die Fremden herbei, mit ihnen ſo viele Willkommene, wie das Haizinger-Neumann'ſche Künſtlerhaus zu einem Cyklus von Gaſtrollen. Das Intereſſanteſte wäre nun, wenn Herr Meaubert wirklich noch das Theater auf dem Linke'ſchen Bade übernähme: eine Sommer-Volksbühne. Schauſpieler und Dichter kann er aus Budiſſin recrutiren, wo erſt kürzlich der mit fünf Thalern für ein ganzes Sittendrama honorirte poeta loci ſtürmiſch gerufen worden iſt.

Notiz.

[Deutſche und portugieſiſche Eleganz in Druckſachen.]

Vor mehrern Jahren las man die Bemerkung, daß in den Kaffeehäuſern von Paris unter allen dort ausgelegten Zeitungen nächſt den portugieſiſchen die deutſchen am übelſten ausgeſtattet wären. Auch dies Verhältniß hat ſich geändert, nämlich ſo, daß die liſſaboner Journale jetzt in ihrer äußern Erſcheinung mit den franzöſiſchen, die deutſchen Zeitungen nur mit ſich ſelbſt wetteifern können, indem ſie noch gar nicht aus ihrem lumpenhaften Anſehen herauskommen. Einem deutſchen Zeitungsleſer wäre es begreiflicherweiſe auch gleich, ob er ſeine Zeitung auf Seidenpapier oder wirkliche Lumpen gedruckt erhielte, wenn nur der Preis auf eben ſo viel Pfennige, wie jetzt Thaler oder Groſchen herabgeſetzt werden könnte, und derſelbe lumpige und geſinnungsloſe Klatſch darin ſich breit machte. Von Heeringen (in ſeiner Reiſe nach Portugal) ſpricht hierüber weitläufiger und knüpft ſeine Betrachtung an eine gerade vor ihm liegende Nr. der berliner Voß'ſchen Zeitung, die er ihrem Inhalte nach gut, aber ihrer äußern Erſcheinung nach, obgleich ſie in der eleganteſten Hauptſtadt Deutſchlands gedruckt würde, abſcheulich nennt. Es wären noch ganz die Typen von 17.., deren man ſich beim Entſtehen des Journals bedient habe. Ein Engländer, ſetzt er hinzu, würde ſo ſchmuziges Löſchpapier entweder gar nicht, oder nur mit Handſchuhen anfaſſen. 12.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienſtags — **90.** — den 8. Mai 1838.

Redacteur: **Dr. F. G. Kühne.** Verleger: Leopold Voß.

Die Marquiſe von Spinaroſa.

(Fortſetzung.)

Das Erſtaunen und die Verwunderung erreichten den höchſten Gipfel, als Beauregard auf ſeine Ehre betheuerte, die ſchöne Lubette, die ſeit vierzehn Tagen verſchwunden war, habe den Hauptmann von Lanſac bei ſeiner Abreiſe von Aix nicht begleitet. Einige waren der Meinung, daß ſie mit irgend einem andern Officier des Regiments davon gegangen ſei; andere verſicherten, ſie thue in einem Kloſter Buße. Marius Magis gab ſich viele Mühe, ſich bedeutend zu machen, und bot dem Cadet Beauregard ſeinen Beiſtand an, um die Verlaſſenſchaft des Verſtorbenen in Ordnung zu bringen. Dieſe war nicht beträchtlich; er hinterließ nur ſo viel, daß es gerade zur Bezahlung ſeiner Schulden hinreichte."

Gleich am folgenden Morgen begaben ſich Beauregard und Marius Magis in Begleitung eines Notarius nach dem Garten, den ſeit dem Johannisabend kein Menſch wieder betreten hatte, um ein Inventarium von den Möbeln des Pavillons aufzunehmen.

„Der arme Hauptmann!" ſagte Beauregard bei dem Eintritte in den Garten, „wer hätte glauben können, daß es mit ſeinem Leben und mit ſeinen Liebſchaften ein ſo ſchnelles Ende nehmen werde!"

Es hatte in der Nacht geregnet; das Laub war friſch und duftig, die Blumen ſchimmerten, die Knoſpen entfalteten ſich, die Vögel zwitſcherten in den ſchlanken Zweigen des Cytiſſus; alles in dieſem engen Bezirke war friedlich, lachend und anmuthig.

„Dies iſt wahrlich eine dem Amor geweihte Einſiedelei," rief Marius Magis, „und der Hauptmann mag hier viel ſchöne Schäferſtunden gefeiert haben! Laßt uns nun den Tempel betreten."

Er eröffnete hier die Thür des Pavillons und fuhr mit einem lauten Schrei des Entſetzens zurück; der Notarius und Beauregard blickten über ſeine Schulter hinweg in das Zimmer — die Haare ſträubten ſich ihnen empor. „Abſcheulich! abſcheulich!" riefen ſie, wie aus Einem Munde.

Im äußerſten Winkel des Saales lag der ſchon halb verweſte Leichnam eines Frauenzimmers, mit dem Geſicht auf der Erde, und auf dem Fußboden ſah man große Flecken eingetrockneten Blutes. Marius Magis erkannte ſogleich an der Kleidung, daß ſie die Leiche der ſchönen Lubette vor ſich ſahen.

„Meine Herren," ſagte er, „indem er die Thür wieder zumachte, „hier müſſen wir augenblicklich dem Gerichte unſere Anzeige machen."

Einige Stunden ſpäter nahmen einige Gerichtsperſonen an dem Orte, wo das Verbrechen begangen worden war, ein Protokoll darüber auf. Man fand neben dem von mehrern Stichen durchbohrten Leichnam einen Damenhandſchuh von ſchwarzer Seide und ein Meſſer mit buchsbaumenem Griff, von dem Beauregard behauptete, daß er es ſchon irgendwo bei einer Mittagsgeſellſchaft geſehen habe.

Alles war voll Entſetzen und neugieriger Erwartung, da dieſe Anzeichen nicht zur Entdeckung des Mörders zu führen ſchienen. Mehrere Stimmen erhoben ſich, um den Hauptmann von Lanſac dieſer That anzuklagen; aber dagegen erhob Beauregard ſeine Stimme.

„Ich habe ihn den ganzen Abend nicht verlaſſen!" rief er laut und beſtimmt, „und wir ſind zuſammen zu der Zuſammenkunft gegangen, die er hier, in dieſem Pavillon, mit der ſchönen Lubette haben ſollte. Er rief ſie, und da er keine Antwort erhielt, ging er in dies Zimmer, um das Fenſter zuzumachen, und ich erinnere mich, daß er mir, als er die Thür zuſchloß, ſagte, es rieche darin nach Blut. In der Dunkelheit hatte er nichts ſehen können, allein ich bin überzeugt, daß ſie damals ſchon ermordet hier gelegen hat."

Plötzlich von einer Erinnerung ergriffen, trat jetzt Marius Magis vor; mit bebenden Lippen und zum Himmel erhobener Hand rief er: „Ich habe am Johannisabend gegen 10 Uhr Jemand hier aus dem Garten kommen ſehen — ich weiß, wer das Verbrechen begangen hat — Katharina Briſſot hat ihre Schweſter ermordet, und ich bin bereit, meine Ausſage vor Gericht zu wiederholen."

4.

Der Juſtizpallaſt in Aix war ein altes Gebäude, deſſen neueſter Theil doch ſchon vor einigen Jahrhunderten angebaut worden war. Ueber ſeine düſtern Mauern ragten drei alterthümliche Thürme in die Höhe; der höchſte von ihnen war ein prachtvolles Mauſoleum, das zum Andenken eines römiſchen, in dieſer von Cajus Sextus gegründeten Colonie geſtorbenen Patriziers errichtet worden war. Die ehemaligen Grafen der Provence hatten dieſes Denkmal, welches wunderbarerweiſe die Barbarenhorden verſchont hatten, die ſonſt alle Spuren der Civiliſation vertilgten, in den Umkreis ihres Pallaſtes mit eingeſchloſſen. Doch die Pracht dieſes von Berengar erbauten und einſt vom König René von Anjou bewohnten Schloſſes war ſeit lange verſchwunden, und in denſelben Räumen, wo einſt der Liebeshof ſeine Urtheile ſprach, hielt jetzt das Parlament von Aix ſeine Sitzungen.

Die verſchiedenen Gerichtshöfe des Bezirkes hatten ihre Gefängniſſe im Innern des Schloſſes; das leidlichſte von dieſen war in dem mittlern Thurme; in daſſelbe fiel in der Mittagsſtunde ein Sonnenſtrahl, und man hörte auch die Uhr, die oben im Thurme angebracht war, ſchlagen.

Seit langen Jahren hatten die Spinnen ungeſtört die ſchwarzen Wände dieſes Gemachs mit ihrem Gewebe überzogen; eine Schwalbe hatte innen vor dem vergitterten Fenſter ihr Neſt gebaut, und in den Ritzen der Mauer blühte eine Staude Goldlack.

Hier wurde Katharina Briſſot eingeſchloſſen, nachdem ſie die erſte Nacht in einem fürchterlichen, tiefer gelegenen Kerker zugebracht hatte. Man hatte dies Gefängniß für ſie eingerichtet. Das Bett, das in einem Winkel ſtand, glich einer Leichenbahre; am Kopfende deſſelben war ein Weihkeſſel und ein Crucifix angebracht; unter dem Fenſter ſtand ein wackeliger Tiſch, auf dem neben einem Waſſerkruge ein Stück Brot und einige Andachtsbücher lagen.

Die Gefangene ſaß mitten in dieſem Zimmer, das ſo kühl und ſo düſter wie ein Grabgewölbe war; ein einziger Sonnenſtrahl fiel ſchräg auf ſie hin und erhellte ihr Geſicht wie mit Verklärungsglanz. Ihre Stellung verrieth eine ſchwermuthsvolle, ſtill ergebene Faſſung; ſie hatte die reine, bleiche Stirn auf die Hand geſtützt; ihre Lippen bewegten ſich lautlos; ſie las ganz leiſe in einem Gebetbuche, das auf ihrem Schooße lag.

Lange war ſie nur mit dem Buche beſchäftigt; dann erhob ſie den Blick und ſah durch das Gitter zum Himmel hinauf. Die Schwalbe ſtreckte ihren kleinen ſchwarzen Kopf und die weiße glänzende Bruſt aus dem Neſte hervor, hob die Flügel und flog durch die Stangen des Gitters hindurch ins Freie; mit naſſem Auge ſah ihr Katharina nach.

In dieſem Augenblicke wurden die Riegel ihres Gefängniſſes weggezogen und das Schloß der Thür mit jenem Geräuſch aufgeſchloſſen, das in den Ohren des Gefangenen ſo ſchmerzlich wiederhallt. Katharina wandte erſchrocken den Kopf weg und blieb in banger Erwartung unbeweglich ſitzen. Sie glaubte, man wolle ſie holen, um vor ihren Richtern zu erſcheinen.

„Gott ſei mit Euch, Katharina Briſſot!" ſagte der Eintretende ernſt und feierlich.

„Pater Athanaſius!" rief ſie und ſtand bebend auf und faltete die Hände in einander; „Ihr ſeid es! Ihr kommt zu mir! Ihr habt mich nicht verlaſſen! Ich glaubte, Niemand, ſelbſt nicht mein Beichtvater, dürfe hier im Gefängniß zu mir kommen!"

Pater Athanaſius war ein alter einfacher und frommer Trinitarier. Er war kein großer Gelehrter und auch eben kein beſonderer Redner, aber man verehrte ihn um ſeines heiligen Lebenswandels willen.

„Meine Tochter," ſagte er und warf auf Katharina

Digitized by Google

einen Blick der Trauer und der Theilnahme, „ich wußte, daß Ihr meiner bedurftet, und habe mir von dem Herrn Oberpräſidenten die Erlaubniß erbeten, Euch noch vor gefälltem Urtheil ſehen zu dürfen. Ich komme, um Eure Beichte zu hören. Ihr werdet ruhiger vor dem Tribunal der Menſchen erſcheinen, wenn Ihr Euer Gewiſſen im Beichtſtuhle erleichtert habt. Euer Leben ſteht in Menſchen Hand, doch das Heil und die Rettung Eurer Seele allein in Gottes Hand."

„Auf dieſer Zuverſicht beruht auch mein Troſt und alle meine Hoffnung," antwortete ſie. „Ihr ſeid gekommen, um meine Beichte zu hören, und ich bin bereit, ſie abzulegen. Ach, ich habe hier ſchon Zeit genug gehabt, mich zu prüfen und mein Gewiſſen zu erforſchen."

Der Mönch ſetzte ſich auf den einzigen hölzernen Schemel, der im Gefängniſſe war; Katharina kniete vor ihm und betete, nachdem ſie ſich einen Augenblick geſammelt hatte, das Confiteor her. Auch der Pater betete mit gefalteten Händen und ſeine Augen ruhten mit dem Ausdrucke banger ſchmerzlicher Erwartung auf Katharina. Er forderte ſie mit einem ſtummen Blicke zur Ablegung ihrer Beichte auf, indem er ihr das Crucifix vorhielt, das an ſeinem Roſenkranz hing, allein ſie ſchwieg, nachdem ſie das Confiteor hergeſagt hatte.

„Meine Tochter," ſagte er ſanft und mit abgewendetem Blick, „Ihr kniet vor einem Gott des Erbarmens und der Gnade, der dem reuigen Sünder das größte Verbrechen verzeiht, wenn er es bekennt und Buße thut."

„Vor beinahe vier Wochen, mein Vater," antwortete ſie demüthig, „habt Ihr mir Abſolution ertheilt, und ſeit dieſer Zeit glaube ich keine Todſünde begangen zu haben."

Der Mönch ſah ſie hier feſt an. „Ihr ſprecht," ſagte er mit einem Anfluge empörten Gefühls, „mit Eurem Beichtvater und nicht mit Eurem Richter; Gott ſieht in das Innerſte Eures Herzens, und vor ſeinem allwiſſenden Auge iſt nichts verborgen."

„Das glaube ich feſt, mein Vater, und meine ganze Hoffnung beruht auf ihm, denn vor ihm bin ich frei von Schuld und Sünde. Man beſchuldigt mich, ein ſcheußliches Verbrechen begangen zu haben; man hat mich mit Schmach und Schande überhäuft; die menſchliche Gerechtigkeit iſt bereit, mich zu verdammen, allein vor Gottes Richterſtuhle bin ich unſchuldig."

Das junge Mädchen hob hier ihren ſanften frommen Blick zum Himmel empor und ſchien ihn in einem ſtummen Gebete anzuflehen. Der Friede eines reinen Herzens, eines ruhigen Gewiſſens leuchtete von ihrer Stirn. Pater Athanaſius ſchrak zuſammen; Katharinens Blick und Worte hatten die Ueberzeugung von ihrer Strafbarkeit plötzlich umgewandelt, und er vergaß ſeine Rolle als Beichtvater, um die eines Rathgebers und Advokaten zu übernehmen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus einem Winkel Deutſchlands.

Schoppe an Albano.

Ich habe Dir, lieber Albano, lange nicht geſchrieben. Die Proſa des Lebens hat mich etwas eingemummelt, doch brachte ich noch immer von Zeit zu Zeit den Kopf wieder heraus, um poetiſche Lebensluft einzuathmen und nach den Sternengefilden des Himmels zu ſchauen. Wenn man, wie ich, täglich umgeben iſt von den Erſcheinungen des Unwahren, Schlechten und Häßlichen, wenn man täglich ſtreitende Parteien Grimm, Zorn, Geſchrei und Läſterung ausſtoßen hört, wenn man ſieht, wie die Lüge und nichts als Lüge ihren Wohnplatz weit und breit aufgeſchlagen hat unter den Menſchen, wie ſie ihren heiligſten Verpflichtungen mit höhnendem Spott und Ungehorſam ſich entziehen, dann hat man Mühe, die Ideen des Wahren, Guten und Schönen lebendig in ſich zu erhalten und ihren Abglanz im Menſchenleben wieder zu finden. Man liefe gern davon, fände man's nur irgendwo beſſer, und ich möchte gern mit dem goldnen Schmetterlinge, den ich als holden Frühlingsboten heute zum erſten Male ſah, weit hinweg fliegen in wärmere, ſtillere Fluren, wo Liebe und Freude einträchtig bei einander wohnen, wüßte ich nicht, daß auch auf den ſchönſten Stellen dieſes Gottesgartens die Gemeinheit und Selbſtſucht, leider oft noch in grauſigeren Ausbrüchen, als bei uns, ihr ſcheußliches Gorgonenhaupt erhebt. Ein Richter, der Freude hat an der Friedfertigkeit, hat's ſchlimm genug, und nur das kann mich tröſten, daß es meines Amtes iſt, ſie wenigſtens äußerlich herzuſtellen, wenn ſchon es mir leider äußerſt ſelten, ich möchte ſagen niemals gelingt, ſie innerlich hervorzubringen, eine chriſtliche Verſöhnung der Gemüther zu bewirken. Und doch — geh' ich weder in ein Kloſter, noch tret' ich feige vom Schauplatze zurück, denn was ſoll ich im faulen Schlaraffenleben eines Kloſters, da ich viel mehr im großen Kloſter, der Welt, kämpfend die ehrwürdigen Gelübde des Kloſterlebens, die eigentlich jedem Menſchenleben aufgegeben ſind, durchführen ſoll, als in dem engen Steingebäude, wo ihre Erfüllung, durch äußern Zwang herbeigeführt, keine Früchte für Geiſt und Herz bringt! Auch bleiben will ich auf dem Kampfplatze, und weder nach Italien gehen noch in die andere Welt, denn in Italien glänzt nur das Land, nicht das Leben; zwiſchen den Gebilden einer entſchwundenen, kunſtbegeiſterten Zeit grinſen uns die Larven niedrigen Sinnes und dumpfer Unwiſſenheit entgegen, und in der andern Welt möchte mir, wenn ich ungerufen erſchiene, kein freudiges Willkommen eines Seligen entgegentönen. So drückend auch die Bürde meines Amtes bisweilen auf mir

laſtet, ſo ermattend auch oft die Schlichtung der feindſeligſten Zerwürfniſſe auf Geiſt und Körper wirkt, ſo erhebt mich doch ſtets wieder das Bewußtſein, daß ich meinen Platz, ſo weit es überhaupt menſchlicher Schwäche und Kurzſichtigkeit möglich iſt, ausfülle, daß ich die Schranken aufrecht erhalte, welche die Geſetze haben ziehen müſſen, damit ſich nicht bisweilen die Menſchen, wie wilde, reißende Thiere, von ihren tollgewordenen Leidenſchaften hinreißen laſſen, an einander die Stärke der Fäuſte zu prüfen und das Recht auf die Entſcheidung der rohen Leibesgewalt zu gründen. Wie verſchieden von den Chriſten, denen ihre, nur liebenden Gehorſam gegen den göttlichen Gebieter athmende, Lehre befiehlt, den rechten Backen hinzuhalten, wenn der linke einen Schlag empfing, den Rock zu laſſen dem, der den Mantel nahm, deren Vorbild ſich von den rohen römiſchen Kriegern ins Angeſicht ſpeien ließ, während er von ſeinem Vater Legionen von Engeln erbitten konnte, die ihn aus dem tobenden Umdrängen der Feinde emporgetragen hätten in die Arme des Weltenſchöpfers, während ein Wort von ihm hinreichte, und die geißelnden Arme wären, wie morſche Zweige, abgefallen vom ſündigen Leibe, die übermüthigen höhnenden Spötter hätten ſich in vernichtender Verzweiflung hölliſcher Angſt im Staube gekrümmt vor dem blendenden Leuchten des göttlichen Heilandes.

Außer den beruhigenden Ergebniſſen meines Amtes freut mich auch das Leben, in das jetzt wieder der Kampf eingetreten iſt zwiſchen dem Licht und der Finſterniß, zwiſchen der Aufklärung und der Verdummung, zwiſchen der Freiheit und der Verknechtung des zur ewigen Freiheit berufenen Menſchengeiſtes, denn — die Wahrheit wird euch frei machen. Dem uns benachbarten preußiſchen Staate iſt von dem Regierer der Welten der hohe Beruf zugetheilt worden, wie er einſt kräftig mitgewirkt hat zur Zerbrechung des Joches, das der eiſerne Corſe der Welt auflegen wollte, ſo auch jetzt die Mauern niederzureißen, welche die Gewalt des Abgrundes aufbauen will, um die Strahlen der Wahrheit und Freiheit von der Welt abzuhalten, ſo auch jetzt die Bande zu zerbrechen, an welche der Haß die chriſtlichen Brüder feſſeln will, daß ſie ſich nicht als ſolche einander erkennen und ſich einander die helfenden Hände reichen in der Trübſal des Lebens unter den feindlich ankämpfenden Elementen der Natur. Es kann auch nicht anders ſein. Der brave Kant könnte ja nicht aus den Räumen der höhern Vollendung in liebender Erinnerung herniederblicken auf ſein irdiſches Vaterland, er, welcher der Gottestochter Vernunft die Wege bereitete unter den Völkern, wenn nicht dieſes ſein Vaterland ferner die Bahnen der Vernunft frei machen wollte von den Schranken, die Aberglaube und Bosheit ihr ſtellen wollen, von den Schlingen, die ſie ihr legen und in die ſie, zur Strafe für ihr ungöttliches Gebahren, ſelbſt fallen werden. Einer der Vorkämpfer der Finſterniß iſt, wie Du, lieber Albano, wohl wirſt geleſen haben, der mittelalterliche Görres in ſeinem Athanaſius. Mein ſeliger Menſchbruder Chriſtian Moritz Pauli hat ihn ſchon einmal geſchüttelt, als er ſich in Bezug auf Sand's Meuchelthat unverſtändig äußerte, was ich Dir, da es nicht weit ab vom Wege unſerer Unterhaltung liegt, herſetze. Görres hatte in Bezug auf Sand geſagt: „Kennſt Du noch nicht das finſtere Reich des Abgrundes, das die Natur beſchließt? Glücklich Du, wenn es immer beſchloſſen Dir geblieben. Alle ſeine dunkeln Mächte hat der Geiſt beſiegt und ſie in ſeine Tiefe eingeſchloſſen; aber durch des Menſchen Herz gehen tiefe Brunnen wieder in ihre Finſterniß; um den Eingang drängen ſich, Freiheit ſuchend, alle Leidenſchaften, aber ihn hält Religion und Sitte feſt geſchloſſen und verſiegelt, und ſo lange die Pforten im Beſchluſſe bleiben, ſpielet oben das heitere Leben. Aber hat die Siegel eigene Schuld oder (Pauli: es findet neben der eigenen Schuld kein Oder Statt) das Unglück der Zeit erbrochen und die Thore zum Unterreiche aufgeriſſen, dann ſteigen alle Schrecken aus der Tiefe auf, wie Unwetter zieht es aus dem Abgrund; es faßt den Menſchen mit dämoniſcher Gewalt, und der einzelne Wille vermag nichts mehr gegen die furchtbare Macht, die ſich gegen ihn entkettet hat. Die Nacht und alle Furien des Lebens ſteigen durch jenen Schlund herauf, der Selbſtmord und jeder blutige Frevel.“ Hierauf Pauli: „Sehr wahr, Du jeſuitiſch wirrender Redner, nur muß Kant erſt Unrecht haben in dem, was er Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft, Seite 43. Aufl. 2., ſagt: „Wenn Jemand bis zu einer unmittelbar bevorſtehenden freien Handlung auch noch ſo böſe geweſen wäre, ſo iſt es nicht allein ſeine Pflicht geweſen, beſſer zu ſein, ſondern es iſt jetzt noch ſeine Pflicht, ſich zu beſſern; er muß es alſo auch können, und iſt, wenn er es nicht thut, der Zurechnung in dem Augenblicke der Handlung eben ſo fähig und unterworfen, als ob er mit der natürlichen Anlage zum Guten begabt aus dem Stande der Unſchuld zum Böſen übergeſchritten wäre.“ Dürfen wir des Perſius Wort: Velle suum cuique est anſchließen? oder dürfen wir nicht mit ſolchen unerfahrenen Jünglingen, vielleicht aber mit dem Geübten (Paul Winkler) kommen, der in den Gedanken, Breslau 1686, ſagte: Gott giebt den düſtern Gemüthern wohl gute Speiſen, der Teufel aber (die böſe Ueberzeugung) iſt der Koch dazu.“ So weit Pauli.

(Die Fortſetzung folgt.)

Notiz.

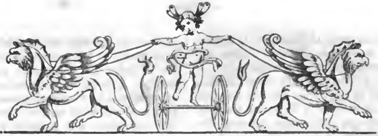
[Francilla Piris in Italien.]

(Brieflich.)

Francilla Piris wurde von Mailand nach Piacenza gerufen, um bei der Frühling-Stagione, welche die Erzherzogin Marie Louiſe der Stadt gibt, als Primadonna assoluta in zwei Opern zu ſingen, nämlich in der Sonnambula und in der Gabriella di Vergy, einer neuen, ſehr ernſten, Oper von Mercadante. Man ſpendete der Sängerin außerordentlichen Beifall, obſchon die Muſik Mercadante's, der zu charakteriſiren ſucht, zu wenig lyriſch und gefällig iſt, um den Italienern zuzuſagen. Geſtern, am 18. April, wurde die Oper unter geſteigertem Beifall wiederholt; Francilla Piris riß durch Spiel und Geſang zu ungewöhnlich lautem Jubel hin.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerſtags — **91.** — den 10. Mai 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Cuſtine — Rouſſeau — literariſcher Erwerb.

In Frankreich und Deutſchland iſt alles beeifert, durch Geſetze und Vereine das ſogenannte geiſtige Eigenthum, oder richtiger den literariſchen Erwerb auf möglichſt ſichern Fuß zu bringen. Unvermuthet läßt ſich aber, und zwar von gutem Orte her und in würdiger Weiſe, eine ganz entgegengeſetzte Stimme vernehmen, und wir können nicht umhin, dieſelbe zu beachten. Der Marquis von Cuſtine ſpricht in ſeinem Buche über Spanien, das auf allen Seiten eine hohe und ungemeine Lebensanſicht kund gibt, folgende Betrachtungen aus, die wir als Merkwürdigkeit und als zeitgemäßen Stoff weiteren Nachdenkens hier mittheilen. Der Autor trägt ſeine Meinung in folgender beredter Weiſe vor:

„Während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts erblick' ich in Frankreich nur den einzigen Rouſſeau, der durch ſeine Handlungen eben ſo wie durch ſeine Reden Zeugniß gibt von der Größe des literariſchen Prieſterthums. Anſtatt von ſeinen Schriften zu leben, ſeine Gedanken zu verkaufen, ſchrieb er Muſiknoten ab, und beſtritt von dieſem Erwerbe ſeine Bedürfniſſe. Dieſes edle Beiſpiel, von einer blinden Welt ſo ſehr verſpottet, dünkt mich ſchon allein hinreichend, die Irrthümer ſeines Lebens zurückzukaufen. Sein Benehmen war eine Predigt in Handlung; denn, ohne die Berühmtheit, welche er ſeinen Schriften verdankte, hätte er von der Muſik nicht einmal das Brot gehabt, das ſie ihm brachte: doch war in dieſer Art von Lüge, die er ſich ſelber vorſpiegelte, mehr edle Kraft des Stolzes, als in dem glänzenden, aber leeren Redeſchwall ſeiner Nebenbuhler. Durch ſeine Lebensweiſe ahnete und bezeugte er im voraus das Reich eines Meſſias, deſſen Erhebung wir noch nicht geſchaut haben: das Genie. Man findet in dem cyniſchen Trotze des Philoſophen von Genf etwas von der Größe der hebräiſchen Propheten, jener Männer, deren ganzes Daſein nur ein Symbol war, das die Wahrheit ihrer Worte den Juden darthun ſollte. Von der Würde der Handlungsweiſe des armen Rouſſeau iſt ein weiter Abſtand zu dem glänzenden literariſchen Ertrage der Speculanten in der Philanthropie, Voltaire's und ſeines fernen Echos Beaumarchais. Dieſe beiden Männer, ungeachtet des Glanzes ihrer Geiſtesgaben, und wegen des Glanzes ihres Reichthums, ſind nur die Reihenführer dieſer Ideenhändler, die man heutiges Tages Schriftſteller nennt. Dieſe Bücher-Unternehmer, dieſe Buchhändler-Schriftſteller haben aus unſerer Literatur eine Meierei gemacht, die eben ſo einträglich, aber auch eben ſo ſtaubig und ſchmuzig iſt, wie ein Runkelrüben- oder Rappsfeld. Ich ſelbſt wie jeder Andere, ich möchte durch das Talent, welches ich haben mag, erworben, daſſelbe mit Geld aufwiegen laſſen; ich möchte verkaufen, und ſehr theuer verkaufen, ſogar dieſe Briefe, welche ich an Sie ſchreibe; und ich würde mich mehr nach dem Preiſe ſchätzen, den ſie erlangen, als nach dem Zeugniſſe meines innern Bewußtſeins!! — Inzwiſchen werde ich doch nie lügen, um ihren Preis zu erhöhen, auch wenn dieſer mir den nothwendigen Lebensunterhalt verſchaffen müßte. Aber ohne die Werke meines Geiſtes

Digitized by Google

deshalb zu verfälſchen, werde ich ſuchen, ſie ſo vortheilhaft als möglich anzubringen. Rouſſeau erſcheint mir in ſeinem Jahrhundert als eine Ausnahme, nicht nur durch ſein Talent, ſondern auch durch ſeinen Charakter. Ich finde, daß man in neueſter Zeit ungerecht gegen ihn iſt. Er war der Vorläufer eines Geſchlechts von höheren Menſchen, welches die Welt erneuen ſoll durch Geiſtesmacht; dieſes Geſchlecht iſt freilich noch nicht geboren, aber ich erwarte daſſelbe auf das Zeugniß des prophetiſchen Schriftſtellers; ein Prophet iſt dieſer aber mehr durch ſeine Handlungen als durch ſeine Bücher: denn in einem ſchon wahrlich geldgierigen Zeitalter hat er uns einen Literator gezeigt, der lieber arm bleiben, als ſich durch den Ertrag ſeiner Werke bereichern wollte. Dieſes Genie im Handeln iſt mehr werth als alle Zauber eines ſchönen Styls; das Talent Rouſſeau's hat bis jetzt mehr Nachahmer gehabt, als ſein Trotz; aber wer weiß, was die Zeit uns noch vorbehält?"

„Der Reichthum behilft ſich ſo gut ohne Ruhm, daß man hoffen muß, der Ruhm werde endlich auch des Reichthums entbehren können, und dann erſt wird er ſeinen ganzen Einfluß erlangen: daß Rouſſeau mich dies vorempfinden läßt, dafür dank' ich ihm. Der feile Ruhm, der ſo viel verſpricht und ſich mit ſo wenigem begnügt, iſt nur ein Schatten, ein Zerrbild des wahren Ruhms; dieſer begleitet die wahrhaft hohen Namen, jener verzögert das Reich des Genies, indem er ſich deſſen Amt und Stelle anmaßt. Ich werde nur an die Herrſchaft der Männer von Talent glauben, wenn ich ſehen werde, daß der Geiſt den irdiſchen Gewinn verſchmäht; aber ſo lange die Werke des Gedankens mit den übrigen Erzeugniſſen der Geſellſchaft auf gleicher Liſte ſtehen, wie ein mittelſt Dampf geſtickter Stoff oder ein Knäuel künſtlichen Wollgeſpinnſtes, ſo lange muß ich ſagen: die Männer des Geiſtes haben ihre Sphäre nicht gefunden, ſie ſind Kaufleute, Lügner wie alle andere Kaufleute; denn aller Handel artet in Lüge aus. Aber die Lügen der Wahrheitshändler ſollten ſtrenger beſtraft werden, als der Betrug eines Gewichtes oder Maßes; die betrügeriſchen Talente ſtehlen nicht nur die Börſe; ſie fälſchen die Erkenntniß. Die Verräther: es iſt die reine Nahrung des Geiſtes, die ſie zur Verderbniß des Geiſtes anwenden: ſtatt Beifalls müßte Hohn und Schmach ihnen zu Theil werden."

Wir ſehen, der edle Marquis iſt nicht gemeint, den literariſchen Erwerb durchaus zu verdammen, oder den gegenwärtig eingerichteten plötzlich abgeſchafft wiſſen zu wollen, im Gegentheil, er bekennt freimüthig, daß er ſelbſt — der vornehme, und wir dürfen hinzuſetzen, ſehr reiche Mann — den herrſchenden Eifer theilt, und für ſeine Schriften das größtmögliche Honorar zu erlangen wünſcht. Tauſende von Menſchen aus allen Claſſen ſind auf den Ertrag der Autorſchaft angewieſen, nicht nur um mit den Ihrigen davon zu leben, ſondern auch, um einer edlen und wieder neue Thätigkeit belebenden Unabhängigkeit zu genießen. Hier iſt nicht vom einzelnen Falle die Rede, ſondern von allgemeinen Einflüſſen und Richtungen, wie man mit Recht gegen die übertriebene Geldherrſchaft warnen kann, ohne deshalb ſein eigenes Geld wegzuwerfen, oder zu wünſchen, daß es gar nichts mehr vermögen ſoll. Ohne Zweifel hat das Honorarweſen einen großen Einfluß auf die Literatur, und in vielen Beziehungen — wie ſich ſogar an namhaften Beiſpielen nachweiſen läßt — einen unläugbar ſchlechten. Schon oft iſt auch uns der Gedanke gekommen, daß es wohl beſſer wäre, wenn von Honorar wenig oder gar nicht die Rede wäre, und der Erwerb durch Schriftſtellerei nur untergeordneter Zweck beim Schreiben ſein könnte. Doch hüten wir uns, über einen ſo verwickelten Gegenſtand voreilig abzuſprechen, vielmehr möchten wir ihn fernerer Ueberlegung anempfehlen. Wie deren Ergebniß aber auch ausfalle, die Betrachtungen Cuſtine's und ſeine Lobrede auf Rouſſeau ſich aus hohen Geſichtspuncten, und gereichen Beiden, dem Gelobten wie dem Lobenden, zur wahren Ehre. — °.

Die Marquiſe von Spinaroſa.

(Fortſetzung.)

„Es ſind gegen Euch, mein Kind," ſagte er und zwang ſich aufzuſtehen, „ſchwere Anklagen erhoben und furchtbare Beweiſe haben ſich gefunden — — Um unſers Heilandes willen! verhehlt mir nichts! beantwortet mir alle meine Fragen ohne Furcht und ohne Rückhalt. Wo waret Ihr am Johannisabend?"

„Still zu Hauſe bei meiner armen Tante Briſſot, die ich mit keinem Schritte verlaſſen habe."

„Ihr wißt aber doch, was Marius Magis ausgeſagt hat?"

„Ja, ich habe es gehört, als man uns mit einander confrontirte," antwortete ſie, indem ſie vor Empörung erröthete; „was konnte ich aber auf dieſe ſchändliche Lüge antworten, die mich entehrt und mich in den Tod ſchickt? Die Wahrheit? Dieſe habe ich geſagt, ohne ſie durch irgend etwas beweiſen zu können."

Digitized by Google

„Wißt Ihe denn gar Niemand, der Euch bezeugen kanu, daß Ihr am Johaunisabend zu Hauſe geweſen ſeyd?“

„Nein, ich weiß Keinen, der ſeine Stimme erheben könnte, um mich zu vertheidigeu! Meine Tante iſt todt, unſere alte Magd iſt nicht mehe bei Sinnen; unſer Ungiück hat ihr den Verſtand geraubt, und mein Vetter Jaques Briſſot hat das Königeeich verlaſſen.“

„Aber dieſer Handſchuh, Kathaeina, dieſer blutbefleckte Handſchuh, der durchaus dem ähnelt, den man neben dem Leichnam Eurer ungiückiichen Schweſter gefunden hat? — Man hat Euch feüher ſolche Handſchuhe tragen ſehen.“

„Ach, meine gute Tante hatte ſie für mich gemacht! Doch der, den man in dem Auszuge des Schreibtiſches gefunden hat, gehört mir nicht. Wer ihn abee da hineingelegt hat? ich weiß es nicht; unter alleu dieſen Umſtänden liegt irgend ein ſchreckiiches Geheimniß veeborgen; es wied entdeckt werdeu, wenn es zu ſpät ſein wird, um mich zu eetten.“

Sie baeg hier ihr Geſicht in ihee Hände und lehnte ſich, von ihrem Gefühl überwältigt, gegen die Mauer. Der Mönch erhob Hände und Augen gen Himmel.

„Ich erinnere mich,“ nahm Katharina wieder das Wort, „daß an jenem Abend an unſere Hausthür geklopft wuede; der Vettee lief hin, um ſie zu öffuen; ich eilte ihm nach, allein er ſandte mich ſogleich wiedee foet. Ohne Zweifel hat er damals em Feauenzimmer eingelaſſen — wer ſie aber war, und wie ſie das Haus wieder verlaſſen hat, weiß ee allein und kein Anderer kann darüber Auskunft geben.“

„Er muß duechaus durch ſein Zeugniß dieſe ſchreckliche Begebenheit aufkiäreu!“ eief der Patee; „ich eile zu dem Herrn Oberpräſidenten und zu allen Euren Richteen, um einen Aufſchub Eurer Veruetheilung zu erhaiteu —“

„Aber Jaques kann nicht ohne Lebensgefahr für ſich zueückkommen; er hat im Zweikampfe einen Menſchen getödtet —“

„Das iſt ein großes Unglück und vor Gott eine entſetziiche Sünde, die ee nur durch ein ganzes Leben voll Buße und guter Thaten verſöhnen kann; doch würde ee vielleicht nicht ſein Leben aufs Spiel ſetzen, wenn er zurückkehrte, um Euch zu vertheidigen: er hat ſich auf päpſtiichem Gebiet geſchiagen, und die königl. Ordounanz beſtraft uur den Zweikampf auf franzöſiſchem Geund und Boden mit dem Tode. Wenn die Familie des Herru von Lanſae nicht klagbar gegen ihn auftritt, ſo wird die ganze Sache veetuſcht bleiben. Wir wollen jetzt nue Aufſchub zu eehalten ſuchen; Beiſſot kann Euch als Zeuge und ais Advokat das Leben retten.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus einem Winkel Deutſchlands.

(Fortſetzung.)

Ich wünſchte, Görres hätte ſich nicht lächerlich gemacht. Er nennt die Sprößlinge aus gemiſchten Ehen zweiſchlächtige Baſtarde. Ais ich dem alten bideeben Jahn die Stelle vorlas, warf er einen ingrimmigen Blick auf ſeinen Reiſe-Knüttel, der beſtaubt im Winkel ſtand, und murmelte Etwas von „durchwamſen die Römlinge,“ „die finſtern Umtriebler“ und dergleichen in ſeinen eisgrauen Bart, ich aber kiopfte ihm, ihn begütigend, auf die Schultern, ſprechend: es hat nicht Noth, alter Herr, er hat ſchon widerrufen, auch iſt die Injurie bereits verjähet. Denn ſehr weiſe verordnete der Geſetzgeber, daß, wer nach 3 Monaten noch ſeinen unchriſtlichen Groll feſthaite, keine Adieitung deſſelben finden ſolle voe dem Gerichte, ſondern ihn in ſich zerſetzen ſolle, wenn er ihn nicht feſthäit bis zum großen Tage des Gerichts, wo ſein feindſeliger, unverſöhnlicher Sinn ihm ſelbſt zum Gerichte dienen wird. Görres' Widerruf iſt noch ſchlechter als ſein Schimpf; ich würde ihn, wäre ich aus einer gemiſchten Ehe entſproſſen, von mir abiehnen und mir den Schimpfnamen wieder ausbitten, denn man weiß mit ihm doch, woean man mit einem ſoichen jeſuitiſchen Trugredner iſt; es iſt doch ein aus der Wahrheit der Seele geſprochenes Wort, und kommt nicht aus dem dunkeln Hinteehaite des Truges, voe dem man ſich oft nicht zu waheen vermag. Ich habe mich ſchon öfters mit ihm herumgeſtritten. Vor langen Jahren ſtanden wir einſt, es war eine himmliſche Mondnacht, in einer Burgruine am Rheine. Mir war auch die nüchterne Vernunft etwas entſchwunden vor den Nebelgeſtalten der dämmernden Landſchaft, vor den Gebiiden, welche die Einbiidungskraft aus der Zeit der gottbegeiſterten Kreuzzüge, der worttreuen, mannhaften Ritter, der dichtungsfreudigen Minneſänger heraufführte; vor meinen inneren Augen nebelte und ſchwebelte es von lauter Recken und Degen, und Lanzen und Schilden, im Abendgolde wehten die Banner der muthigen Ritter, der treuen Knappen. Görres ſprach empfindungsvoll von der Zeit, wo noch nicht eine Kirchenſpaltung das unglückliche Zerwürfniß in die Chriſtenheit gebracht, wo noch der Glaube in den hohen, ahnungsreich dämmernden Domen ein ſeiiges Leben entfaitet, wo noch nicht die Zweifel der ſelbſtſüchtigen Vernunft die Einheit des Daſeins geſtört, wo der gute, untrügliche Papſt auf ebener Bahn die Chriſtenheit geieitet habe zu dem hohen Ziele gemeinſamer Beſeligung. Untrüglicher Papſt! das Wort ſchreckte mich auf aus meinen Träumen; erſchreckt fuhr ich mit der Hand nach meiner Stirn, als wollte ich die entrinnende Vernunft feſthalten. Wie meinen Sie das, untrüglicher Papſt, Herr Görres? fragte ich ihn höflich. Worin un-

Digitized by Google

trüglich? in der Erdbeſchreibung, in der Geſchichte, in der Naturkunde, in der Sternkunde, in fremden Sprachen, in Gewiſſens- und Glaubens-Sachen? Ich kann Ihnen in allen Facultäten Männer nennen, denen er in ihrem Fache nicht das Waſſer reicht; nehmen Sie — nun, ich will Dir die Namen aller jener Heroen der Wiſſenſchaften nicht herſetzen, die ich ihm vorführte. — In Gewiſſens- und Glaubens-Sachen? Zuvörderſt muß ich bevorworten, daß ich beides für gleich halte. Glauben iſt: das in ſich Tragen der lebendigen Ideen der Gottheit, der Tugend, der Unſterblichkeit. Der chriſtliche Glaube iſt derjenige, in welchem dieſe Ideen erſt ihr wirkliches Leben gewonnen haben, durch Chriſtus aus ſeinem himmliſchen Vaterlande ins irdiſche Leben herniedergebracht, in welchem ſie durch die Sünden der Völker verdunkelt und verzerrt worden waren, derjenige Glaube, in welchem dieſe Ideen vollendete Klarheit gewonnen haben, in welchem ſie ihren Urbildern vollkommen entſprechen. Urſprünglich aber ruhen ſie in dem unverdorbenen Gewiſſen, welches, nach innen gewandt, Vernunft heißt. Deshalb ſage ich, Glaubens- und Gewiſſens-Sachen ſind eine und dieſelben. Dieſe Vernunft, dieſes Gewiſſen, iſt die jedem Menſchen ins Erdenleben mitgegebene Gottesſtimme und deshalb untrüglich. Trüglich ſind nur die Leidenſchaften, welche das Gewiſſen übertäuben, es ganz verdrängen und ſeine Stelle einnehmen; deshalb mag der Papſt untrüglich ſein, ſofern er dem innerſten Gewiſſen folgt, aber auch jeder Menſch iſt es, wenn er dies thut. Gut mag der jetzige Papſt auch ſein, nämlich der damalige, von welchem wir ſprachen, und deſſen Name mir entfallen iſt, denn Sie ſagten mir ſelbſt, es überlaufe ihn jedes Mal ein tödtlicher Schauder, wenn ihm Jemand die Füße küſſe und er dabei an die mit Nägeln durchſtochenen Füße ſeines göttlichen Bevollmächtigers denke, aber ich kann doch mein Bedenken nicht unterdrücken, er würde gut thun, ſtatt der goldenen Pantoffeln einfache Filzſchuhe anzuziehen, dann würde ſich das Fußküſſen von ſelbſt geben, und er würde nicht unſchuldig den Schein eines unchriſtlichen Hochmuths auf ſich laden.

(Der Beſchluß folgt.)

Notizen.

[Fresco-Malereien in Weimar.]

Im Schloſſe zu Weimar läßt die Großherzogin zum Andenken an die Männer der „goldenen“ Literaturperiode mehrere Zimmer in Fresco malen, ein Schiller-Zimmer, ein anderes mit Bildern aus Wieland's Dichtungen, ein drittes auf Herder bezüglich, einen größern Saal mit Darſtellungen aus Goethe's Poeſien. Ueber den beiden Flügelthüren dieſes Saales ſind bereits die beiden antiken Basreliefs, zur Iphigenia bezüglich, die der jetzige Erbprinz von Weimar in Italien kaufte, angebracht. Die ganze intereſſante Kunſtarbeit iſt erſt im Werke, nur im Schiller-Zimmer ſind bereits einige Wände der Vollendung näher gebracht; eine Scene aus Fiesco, die letzte, wo Verrina den Herzog am Mantel ergreift, aus Carlos, ebenfalls die letzte, wo der Prinz in der Mönchsverhüllung von der Königin Abſchied nimmt, aus Wallenſtein die Scene, wo Friedland die Geliebten trennt; dieſe drei ſind zum Theil ganz fertig. Eine Kritik der Auffaſſung wäre vor der Vollendung unſtatthaft; was das Techniſche betrifft, ſo darf die Farbenpracht eine in jeder Beziehung ausgezeichnete genannt werden. Neher, aus Stuttgart gebürtig, iſt der Künſtler, der aus München zu dieſem Zwecke nach Weimar berufen wurde, derſelbe, der das große Frescogemälde am Iſarthor in München, den Einzug Ludwig des Baiern, lieferte. (Der Carton dazu iſt in Weimar befindlich.) Ein in Weimar heimiſcher Künſtler, Herr Preller, wird das Wieland-Zimmer malen.

[Lißt.]

Lißt, der eine Gräfin aus Paris entführte, ſcheint Geld zu brauchen, denn die Frau Gräfin iſt mittellos. Lißt ging von Mailand nach Wien und benutzte die Gelegenheit, um über Clara Wieck zu triumphiren. Er gab zwei Concerte, das erſte zum Beſten ſeiner verunglückten Landsleute in Peſth, das zweite zum eignen Beſten. Der Andrang war ſehr bedeutend; die muſikliebenden Wiener jubeln nun über Lißt, wie ſie für Clara Wieck ſchwärmten, und die ſeichten Kritiker machen tollhausleriſche Artikel. Die einzige vernünftige Kritik, welche die Wiener über die Künſtlerin vorgebracht, war aber auch keine Kritik, ſondern ein poetiſcher Ausſpruch, das ſchöne Gedicht von Grillparzer. Sonſt iſt entſetzlich viel gefaſelt in Wien. — Nach Allem, was wir hören, gibt Lißt als Spieler ein Nonplusultra von raffinirten Leiſtungen; er ſcheint dem augenblicklichen Blendwerk Alles zu opfern, zumal aber die Schönheit. Als Componiſt iſt er ebenfalls ein Raffineur, ein Verſtandes-Calculant ohne alle Phantaſie.

[Sprachſchatz der deutſchen Proſa.]

Von dieſer Sammlung von Muſterſtücken deutſcher Proſa, die Dr. Künzel, in Frankfurt bei Sauerländer, in drei Büchern herausgibt, iſt bereits die vierte Lieferung erſchienen. Das erſte Buch ſchloß in der zweiten Lieferung mit einem Bruchſtück aus dem Weißkunig und aus der „Teutſch-Theologia“ aus dem J. 1518. Das zweite Buch geht von Luther bis Leſſing, dieſen beiden großen Wendepuncten in der Geſchichte unſerer Sprachentfaltung. Von Luther gibt uns Künzel auserleſene Stellen ſeiner Bibelüberſetzung aus der wittenberger Ausgabe vom J. 1522 mit daneben gedruckten Uebertragungen von andern Federn aus älterer Zeit, Luther's „Vermanungsſchrift an die Ratherrn aller Stedte Teudſches Landes, das ſie Chriſtliche Schulen auffrichten vnd halten ſollen,“ und ſeine koſtbaren Predigten von der Auferſtehung der Todten und der letzten Poſaune. Dann folgen Stucke von Zwingli, Hutten, Agricola, Melanchthon, Sebaſtian Frank, Fiſchart, aus dem Volksroman Eulenſpiegel, von Jakob Böhme, Zinkgref, Opitz, aus der Geſchichte des Dr. Fauſt (vom J. 1599), aus dem Volksbuch „die Schiltbürger,“ u. a. Das dritte Buch hat zwei Abtheilungen, von denen die erſte bereits dem Publikum übergeben iſt. Die zweite wird Sprachproben von Jean Paul bis auf die neueſte Zeit bringen. — Dieſe vortreffliche Sammlung iſt ein wahrhaftes Bedürfniß des Publikums.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 92. — den 11. Mai 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Marquiſe von Spinaroſa.

(Fortſetzung.)

„Wenn es nur dies eine Mittel zu meiner Rettung gibt, mein Vater, ſo ſchlage ich es aus.“

„Das würde Selbſtmord ſein, mein Kind, und Ihr würdet vor Gott ſehr ſtrafbar werden, wenn Ihr nicht alle Mittel benutzen wolltet, die Euer Leben retten können.“

„Kann es aber Gottes Wille und Befehl ſein, daß ich das Leben meines Vetters aufs Spiel ſetze, um das meinige zu retten? Mein armer Vetter! Wenn Ihr wüßtet, wie edel und großmüthig er geſinnt iſt! wie bereit, ſich für Alle aufzuopfern, die er liebt! Bei der erſten Nachricht von meinem Unglück würde er ſogleich zurückeilen, ohne auf ſeine eigene Sicherheit bedacht zu ſein, und ohne ſich darum zu kümmern, ob ihn die Familie Lanſac nicht als den Mörder des Mannes verklagen wird, der meine Schweſter entehrt und ihren Tod veranlaßt hat. — Und ich, die ich der menſchlichen Gerechtigkeit verfallen, im Begriff bin, von ihrer Blindheit unſchuldig verurtheilt zu werden, ſollte ihr nun auch noch ſein theures Haupt preisgeben? — Nein, Vater Athanaſius, das kann, das werde ich nie thun! — Ich werde vor meinen Richtern die Wahrheit ausſagen, wie ich ſie hier vor Euch und vor Gott bekenne — und dann werde ich geduldig mein Schickſal erwarten.“

„Unglückliches Kind! bedenkt, daß man Euch auf die Folter legen wird!“

„Ich weiß es,“ antwortete Katharina erblaſſend, „und ich fürchte mich davor mehr als vor dem Tode. Heilige Jungfrau! verleihe du mir die Kraft, dieſe fürchterliche Prüfung zu ertragen und bis zu meinem letzten Athemzuge meine Unſchuld behaupten zu können!“

„Gott wird eine ſolche Ungerechtigkeit nicht zulaſſen, er wird Euer Leben retten, mein Kind,“ rief der Mönch und trocknete ſich die Augen. — Katharina ſank vor ihm auf die Kniee nieder.

„Ich fürchte nicht den Tod, mein Vater,“ ſagte ſie; „das Leben liegt ſo traurig und jammervoll vor mir da! — Wenn ich meine Lage betrachte, ſo empfinde ich eine glühende Sehnſucht nach jener ſchöneren Welt, deren Pforten mir meine Hinrichtung eröffnen wird. Ich danke Gott innig, daß er mich auf dieſem Wege zu ſich ruft. Die Unglücksfälle, die meine Familie betroffen haben, ſind ſo ſchrecklich, daß ich bei weitem noch nicht die Beklagenswertheſte von uns bin. Meine unglückliche Schweſter! — ach! ſie bedarf unſeres Gebetes! — ſie iſt ohne Beichte geſtorben, ermordet, ohne daß man ihr eine Minute zur Reue über ihre Sünden vergönnt hat. Die arme Seele! — in welchem Zuſtande iſt ſie vor Gottes Richterſtuhl erſchienen! — und Jaques Briſſot, er, der ſo gut, ſo gerecht, ſo allgemein geachtet war, hat einen Menſchen umgebracht! — Der Friede ſeines Gewiſſens iſt nun unwiederbringlich verloren! Tag und Nacht wird er die Stimme deſſelben hören, die ihm das Wort: Mörder! zuruft. — Ich, mein Vater, habe mir nichts vorzuwerfen. Was mache ich mir aus Gefängniß,

Digitized by Google

Schande und Hinrichtung! Dort oben iſt meine Heimath. Vor Gott und vor Euch, mein Vater, der Ihr meine letzte Beichte hören werdet, ſtehe ich unſchuldig da. In meiner Seele iſt kein Gefühl der Furcht oder des Haſſes; ſterbend werde ich von ganzem Herzen meinen Feinden, meinen Richtern und meinen Henkern vergeben!"

Voll frommer, ruhiger Ergebung wandte Katharina bei dieſen Worten ihren Blick gen Himmel; ihr Muth war fern von jeder Prahlerei, ihre Feſtigkeit von allem Stolze; ein geheimer Schmerz machte es ihr leicht, ſo willig vom Leben abzuſcheiden.

Ihr Unglück flößte dem alten Mönch eine unausſprechliche Theilnahme ein. „Scheint Euch denn nichts auf dieſer Welt, mein Kind," ſagte er, „Eures Bedauerns beim Scheiden werth?"

„Nichts, mein Vater."

„Und doch waret Ihr vor dieſem entſetzlichen Unglück ein heiteres, glückliches, junges Mädchen?"

Sie ſchüttelte traurig den Kopf. „Mein Glück," antwortete ſie nach dem Schweigen einiger Augenblicke, „war ſchon lange dahin. Ich habe viel gelitten, ohne daß irgend Jemand darum gewußt hat."

Der Mönch ſah ſie überraſcht an.

„Ja," wiederholte ſie, „ich habe viel gelitten und im Geheimen viel Thränen vergoſſen, während man mich für ſo ruhig und glücklich hielt. Auch war ich entſchloſſen, der Welt zu entſagen und noch vor Ablauf des Jahres den Schleier zu nehmen."

„Ihr waret ja aber mit Jaques Beiſſot verlobt!"

„Unſere Heirath wäre aber nicht vollzogen worden. Jaques hätte mich gegen ſeine Neigung, aus Gehorſam gegen ſeine Mutter, geheirathet; allein ich hatte tief in ſeine Seele geblickt; er liebte mich wie eine Schweſter, aber er mochte mich nicht zur Frau; ich würde ihm durch meinen Eintritt ins Kloſter ſeine Freiheit wiedergegeben haben."

„Ihr würdet alſo keinen Anſtand genommen haben, alle Eure irdiſchen Neigungen zum Opfer zu bringen, und verzichtet auch jetzt nur darauf, Euer Leben vertheidigen und retten zu wollen, um nicht das Leben Eures Vetters dadurch in Gefahr zu bringen? — Ihr liebt ihn alſo mehr als alles Andere und mehr als Euch ſelbſt?"

„Ja, mein Vater," antwortete ſie unbefangen, „tauſend Mal würde ich mich mit Freuden für ihn aufopfern, und mein letzter Gedanke wird noch ein Gebet für ihn ſein."

Der Mönch ſtand auf.

„Mein Kind," ſagte er mit der Würde und dem Gewicht, die ihm ſein Alter und ſein Charakter gaben, „Gott verbietet Euch eine ſo unbedingte Hingebung an den Gegenſtand einer irdiſchen Liebe, und erlaubt Euch nicht, die Sorge für Euer Leben und für Eure Ehre ſo rückſichtslos zu vernachläſſigen. Jaques Beiſſot muß Euch das eine wie die andere durch ſein Zeugniß retten; noch kann eine von ſeiner Hand geſchriebene und unterzeichnete Erklärung zu rechter Zeit ankommen. Ihr wißt, wo er iſt?"

Katharina antwortete nicht.

„Sagt mir nur, nach welchem Orte ich den Brief adreſſiren muß, der ihn von Eurer Lage benachrichtigen ſoll!"

Sie ſchlug die Augen nieder und zögerte, da ſie keine abſchlägige Antwort zu geben wagte.

„Fort mit allen nichtigen Bedenklichkeiten," fuhr der Mönch fort; „ich befehle Euch, zu reden."

„Nun, ſo ſei es denn, mein Vater, ich will Euch gehorchen und verlaſſe mich in Allem, was ſich auf Jaques bezieht, ganz auf Eure Klugheit und auf Eure Menſchenliebe. Er hält ſich in Genua auf, bei einem Kaufmann, Namens Pietro Filomarini, an den Ihr auch Euren Brief adreſſiren müßt, wenn Ihr es für nöthig haltet, an ihn zu ſchreiben. Wer weiß aber, ob der Brief in ſeine Hände kommen wird, und ob es ihm gelungen iſt, über die Gränze zu entkommen!" —

„Iſt er nach dem unglücklichen Zweikampfe noch wieder hier geweſen? Habt Ihr ihn geſehen?"

Sie nickte bejahend.

„Könnt Ihr mir ſagen, an welchem Tage dies war?"

„Zwei Tage vor meiner Verhaftung."

„Alſo erſt vor fünf Tagen; die Marechauſſee hat ihm nicht nachgeſetzt, denn ich weiß ganz gewiß, daß kein Verhaftsbefehl gegen ihn erlaſſen iſt, und da iſt er vielleicht noch nicht ſo fern, als Ihr glaubt. Vielleicht hält er ſich nur in der Umgegend verborgen und wartet erſt ab, welche Wendung ſeine Angelegenheit nimmt, denn wo kein Kläger auftritt, gibt es auch keinen Richter."

„Vor allen Dingen, mein Vater," unterſagt ihm nur, mag er auch ſein, wo er will, daß er nach Aix zurückkehrt. Seine Freiheit und ſein Leben iſt wichtiger als alles andere."

„Ich verbürge Euch Beides, meine Tochter; man muß ſich für ihn bei den Herren Parlamentsräthen verwenden. Ob ich gleich nur ein armer Mönch und der niedrigſte unter den Knechten Gottes bin, habe ich doch einigen Einfluß auf Perſonen von Bedeutung. Ich will

zu einer vornehmen, ſehr frommen und tugendhaften Dame gehen, und ſie bitten, ſich für Euch zu verwenden. Es wird ihr gewiß nicht fehlen, für Euch noch eine Friſt bis zur Verurtheilung zu erhalten, und wenn es uns nur nicht an Zeit fehlt, ſo wird die Wahrheit gewiß durch die ſie verhüllende Finſterniß ſiegreich durchbrechen. Faßt nur Muth, ich werde Euch alle Tage beſuchen."

Der Kerkermeiſter eröffnete hier wieder die Thür des Gefängniſſes und blieb vor der Schwelle derſelben ſtehen.

„Ich laſſe Euch in Gottes Schutz," fuhr Pater Athanaſius fort und ſtreckte ſeine Hand gegen Katharina aus, um ihr ſeinen Segen zu ertheilen; „betet, mein Kind, um Eure Seele zu ſtärken. Täglich werde ich eine Meſſe für Euch leſen."

„Gott vergelte Euch, mein Vater, Eure Barmherzigkeit gegen mich!"

Nach der Entfernung des Mönchs ſetzte ſich Katharina auf ihr Lager und weinte lange und ſchmerzlich. Die Hoffnung, ihr Leben gerettet zu ſehen, konnte dieſe Seele nicht wieder aufrichten, die der Verluſt von allen, die ſie liebte, zu tief niedergebeugt hatte. Ihr Herz war gebrochen, und ſie wandte ſich mit einer Art von Geringſchätzung und mit Widerwillen von einer Welt ab, in der ſie ſich für immer von dem einzigen Gegenſtande ihrer Liebe getrennt ſah.

Pater Athanaſius begegnete auf ſeinem Wege nach dem Hotel des Oberpräſidenten Marius Magis, Beauregard und einigen Andern, die vor demſelben auf und nieder gingen und auf die Eröffnung der Sitzungen warteten; alle ſprachen von Katharina Briſſot, denn ſeit drei Tagen war in der ganzen Stadt von ihr die Rede. Marius Magis trug, vielleicht ſchon zum hundertſten Male, ſeine Anſicht von dieſer Begebenheit vor, in der ſein Zeugniß eine ſo wichtige Rolle ſpielte. Es gewährte ihm eine Art von Befriedigung, bei einem Proceß, der gewiß in Schriften wie in Liedern und Balladen behandelt und beſprochen werden würde, eine Rolle zu ſpielen; von Natur war er nicht ſchlecht und boshaft; er war nur ein geſchwätziger und klatſchſüchtiger Menſch, der ſich gern in alles miſchen und gern bei allem ſeine Hand mit im Spiele haben mochte. In der ganzen Stadt fiel nichts vor, um das er nicht wußte und von dem er nicht ſprach. Gab es irgendwo einen Streit, ſo konnte man ſicher ſein, daß er, wie aus den Wolken gefallen, dabei ſtand; fiel irgend ein Skandal vor, ſo wußte er aus erſter Hand alle nähern Umſtände deſſelben, und ſeine ganze Beſchäftigung war, alle guten und böſen und alle falſchen Neuigkeiten in der Stadt umherzutragen und ſie mit Zuſätzen und Erläuterungen zu verſehen.

„Alles, was Ihr gehört habt, meine Herren," ſagte er zu den Umſtehenden, „findet Ihr in meiner Ausſage angeführt, die ich an dem Orte, wo das Verbrechen begangen wurde, gleich zu Protokoll gegeben habe. Gott iſt mein Zeuge, wie ſchwer es mir geworden iſt, als der Ankläger dieſes unglücklichen Mädchens aufzutreten; aber mein Gewiſſen legte mir die Pflicht auf, es zu thun. Keines meiner Worte iſt unbedacht ausgeſprochen; wo es einen Criminalfall betrifft, muß man ſich durchaus an die reine Thatſache halten."

„Und wer kann auch da noch ſicher ſein," unterbrach ihn Pater Athanaſius, indem er die Hand auf ſeine Schulter legte, „daß unſere Kurzſichtigkeit uns nicht getäuſcht und betrogen hat! Ich komme eben aus Katharinens Gefängniß; ſie bleibt dabei, daß Eurer Ausſage, Marius Magis, irgend ein entſetzlicher Irrthum zum Grunde liegt."

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus einem Winkel Deutſchlands.

(Beſchluß.)

Wieder auf die gemiſchten Ehen und den Erzbiſchof von Cöln zu kommen, ſo iſt das ſo recht ein Stoff, mit dem ſie waſchen und wirren können, daß es eine Luſt iſt. Man darf nun ſagen: Es iſt Gewiſſens-, es iſt Glaubensſache; die Kirche, als das Geiſtige, ſteht über dem Staate, dem Weltlichen; wie kann die Regierung ſich anmaßen, Jemandem zu befehlen, gegen ſein Gewiſſen, gegen ſeinen Glauben zu handeln; wie kann ſie verlangen, er ſolle ſein Amt, in dem er, ſeinem Glauben gemäß, Gutes wirken ſoll, niederlegen, wenn er nicht nach ihren Befehlen ſich richten wolle; wie kann ſie Forderungen aufſtellen, die ins Gebiet des Geiſtigen hineinreichen; wie kann ſie Gewalt eintreten laſſen in das Reich des Glaubens; der Erzbiſchof handelt ganz recht, er folgt ſeiner Ueberzeugung. Halt, ihr Wäſcher, wir wollen doch dieſe Sätze ein wenig näher beleuchten und auseinanderſetzen. Iſt der Staat nicht ein Gebäude, welches auf chriſtlicher Vernunft aufgeführt iſt? Muß alſo nicht der Staat Alles aus ſeiner Gliederung entfernen, was Unvernunft in ſich enthält und mithin etwas ſeinem Baue Fremdes iſt? Was ſagt nun die chriſtliche Vernunft ferner? Sie ſagt unwiderleglich, daß die Spaltung der chriſtlichen Kirche in mehrere Glaubensthümer ihrer Einheit widerſpricht, ein in ſie getretenes Mißverhältniß iſt, daß mithin Alles, was dieſe Spaltung mindert, was ſie nach und nach wohl wieder ganz aufhebt, was die Einheit allmählig wieder herſtellt, vernunft-

Digitized by Google

mäßig iſt. Was mindert nun dieſe Spaltung? Wird dieſelbe dadurch gehoben, daß jedes Glaubensthum ſich mit ſtarren Schranken umgibt, alle Gemeinſchaft mit dem andern aufhebt und ſich in einen undurchdringlichen Bau verſchanzt, oder dadurch, daß die Glieder jedes Bekenntniſſes in Bruderliebe ſich einander öffnen, in chriſtlicher Liebe einander die Hand reichen, ihre Ueberzeugungen gegenſeitig austauſchen, ſie in demüthigem Glauben an die frei machende Kraft der göttlichen Wahrheit hingeben dem im Angeſichte und unter der Obhut Gottes durch die Welt gehenden Strome der menſchlichen Fortbildung, der in unaufhörlicher Bewegung nach dem endlichen Ziele ſtrömenden Aufklärung des Menſchengeſchlechts? Iſt der nicht ein Unvernünftiger, ein Aufwiegler gegen Gottes Ordnung, der dieſen Strom eindämmen will, der aus dem hellen Tageslicht, das der Weltenherrſcher unſeren Tagen immer mehr heraufführt aus der Morgenröthe des Geiſtererwachens, die Seelen zurückführen will in die Dunkelheit der Nacht, welche der Herr zerſtören will? Muß nicht ein ſolcher Unvernünftiger ausgeſtoßen werden aus einem Staate, der in freudiger Demuth empfangt die Strahlen der göttlichen Erleuchtung? Recht glaubt Jeder zu handeln, der der Vernunft abtrünnig geworden iſt und an deren Stelle ſeine verkehrte Meinung geſetzt hat. Von da aus ſind alle Fanatiker, alle Schwärmer zu beloben: man darf aber nicht nach ihrer Meinung, nach ihrer Ueberzeugung fragen, ſondern nach der Vernunft, die ihre Ueberzeugung ſein ſoll; nur von dieſer aus iſt Ausgang zu nehmen, um das Rechte zu finden. Zu dieſer ſeine Glieder hin zu zwingen hat der Staat nicht nur das Recht, ſondern auch die heilige, ihm von Gott auferlegte Verpflichtung. Von zweien, in einem Staate herrſchenden, Glaubensbekenntniſſen das eine als das allein ſeligmachende zu preiſen und das andere als das irrthümliche aufzuſtellen, die innige Verbindung zwiſchen den beiderſeitigen Bekennern als etwas Tadelnswerthes zu verbieten, oder nur unter gewiſſen Bedingungen als ein zu duldendes Unglück zu geſtatten, iſt Ausgeburt des wahnwitzigſten geiſtlichen Hochmuths, iſt ein Gebahren, welches die Einigkeit des Staats in ihrem innerſten Weſen zerſtört und die zur Eintracht, zur chriſtlichen Friedfertigkeit beſtimmten Glieder deſſelben in der heilloſeſten Spaltung als feindliche Parteien einander gegenüber ſtellt. Solch aberwitziges Treiben darf der Staat in ſeinem Innern nicht dulden; er würde ein unchriſtlicher Staat ſein, wenn er nicht Alles aus dem Wege räumen wollte, was das Walten der chriſtlichen Liebe, der chriſtlichen Duldung unter ſeinen Gliedern hemmt. Wir ſind nicht ſo vermeſſen, daß wir meinen ſollten, das aus der Reformation hervorgegangene Glaubensbekenntniß ſei in allen ſeinen Theilen der reinen Chriſtus-Idee vollkommen entſprechend, es könne nicht im Laufe der Zeiten der Idee noch näher gebracht werden, es ſeien in dem katholiſchen Glaubensbekenntniſſe, mit Ausſchluß der irrthümlichen Menſchenſatzungen, nicht auch Elemente vorhanden, die ehrwürdig und heilig ſeien und ſich befruchtend eingliedern können in die reformirte Glaubensanſicht; aber eben deshalb verlangen wir auch mit dem Rechte, das Gott jedem vernunftbegabten Menſchen gegeben hat, und das er heilig halten ſoll, daß nicht Römlinge ihre Kirche als die allein ſeligmachende anſprechen, und mit dem, dem Geiſte des Chriſtenthums ſchnurſtracks entgegen laufenden, Verketzerungs-Syſteme die Spaltung immer mehr auseinanderklüften und die beſeligende Befreundung deutſcher Brüder mit lateiniſchem Wirrſal zerſtören.

Ich muß zu meinen Acten zurück. Ein andermal mehr hiervon.

Dein

alter Schoppe,
Stadtrichter in Babuz.

Notizen.

[Athen's Größe und Verfall, von Bulwer.]

Bulwer, Romanſchriftſteller und Parlementsmitglied, will ſich jetzt auch als gelehrter Schriftſteller einen Namen machen. Er ſchreibt zu viel. Faſt wird es Zeit, ein Buch unter dem Titel: Bulwer's Größe und Verfall, zu ſchreiben. Erſt neulich widmete er „dem großen deutſchen Volke, einem Volke (lieber Horde) von Kritikern, wohlmeinenden und gerechten zugleich,“ einen langen Roman — was, unbeſchadet der Anerkennung, welche wir ſeinem ſchuldigen Dankgefühl widmen, für uns langweilige deutſche Patrone keine beſondere Schmeichelei iſt. Raiſonnirt Bulwer — nach allen Nachrichten bekanntlich ein ſehr eitler, immer faſhionabel gekleideter Mann — als Parlementsmitglied von ſeinem Wollſack aus, ſo wird ſich ſeine Muſe nächſtens auf den Aſchenſack niederlaſſen und über den Tod, der ihr droht, trauern müſſen, wie Jeremias vor, während und nach der Zerſtörung Jeruſalems. — Bulwer iſt der Aufgabe, die er ſich in ſeinem Buch über Athen geſtellt hat, keineswegs vollkommen gewachſen. Seine Anſichten ſind nicht ſo neu und ſeine Widerlegungen früherer Autoritäten im Einzelnen nicht immer ſo ſchlagend, als er ſelbſt, laut ſeinen Anmerkungen unter dem Text, zu glauben ſcheint. Er kennt nicht genug die deutſchen Forſchungen über die altgriechiſchen Zuſtände. Indeß hat ſein Buch einen bedeutenden Vorzug, welchen viele geſchichtliche Bücher der Deutſchen nicht haben, — es iſt angenehm zu leſen und ſtellt ein zuſammenhängendes lehrreiches Bild von der Geſchichte Athens vor des Leſers Augen auf. Anziehend ſind auch des Verfaſſers praktiſche Betrachtungen über das griechiſche Drama, obgleich nicht immer neu und häufig unhaltbar. Das Werk iſt mit dem 4. Bde. der Ueberſetzung von Czarnowski (Aachen bei Meyer) noch nicht beendigt und ſchließt für jetzt mit der Verwaltung des Perikles ab. Der frei blickende Engländer läßt ſich, wo es auf Hervorhebung republikaniſcher Vorzüge und Eigenthümlichkeiten ankommt, nirgends verkennen. 6.

[Staats-Lexikon.]

Von dieſem in ſeiner vielfachen Tüchtigkeit anerkannten Werke erſchien bereits des ſechſten Bandes erſtes Heft. Wir leſen unter Anderem von Welcker über Franklin und deſſen Politik, über Friedens- und Schiedsgerichte, u. a. Zſchocke lieferte einen intereſſanten Artikel über Freiburg in der Schweiz, G. F. Kold über Friedrich den Zweiten. Ueber Frieden erhalten wir zwei Artikel, von Rotteck und von S.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 93. — den 12. Mai 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Marquiſe von Spinaroſa.

(Fortſetzung.)

Marius Magis erhob ſtatt zu antworten zwei Finger bis zu ſeinen Augen, und drückte durch ſeine Geberde aus, daß er, leider! nur zu ſehr von der Wahrheit ſeiner Anklage überzeugt ſei. Rund umher erhob ſich ein Gemurmel; die allgemeine Empörung über die ſchreckliche That forderte ein Opfer und die öffentliche Stimme Rache an dem Mörder der ſchönen Lubette; Katharina, gegen die ſo furchtbare, augenſcheinliche Beweiſe zeugten, wurde allgemein für ſchuldig gehalten.

Traurig entfernte ſich der Mönch; dieſer Ausbruch der öffentlichen Meinung hatte ihn beſtürzt gemacht; er zagte, die Richter eben ſo geſtimmt zu finden, und ſtatt, wie er gewollt hatte, geradezu ſich an den Oberpräſidenten zu wenden, beſchloß er, zuerſt die Marquiſe von Spinaroſa um ihren Beiſtand zu bitten.

In dem Augenblicke, wo er das Hotel betrat, kam auch Genoveva, die erſte Kammerfrau der Marquiſe, von ihrem Landhauſe an.

„Die Vorſehung," ſagte ſie, indem ſie ſich ihm näherte, „führt Euch, ehrwürdiger Vater, mir entgegen, um mir in einer großen Angſt und Verlegenheit mit Eurem Rathe beizuſtehen."

„Wenn es eine Sache betrifft, die Ihr mir nur im Beichtſtuhl anvertrauen wollt, ſo begebt Euch in die Kirche, und in Zeit von einer halben Stunde werde ich bereit ſein, Eure Beichte zu hören."

„Nein, ehrwürdiger Vater, die Sache betrifft nicht mich, ſondern eine Perſon, in deren Dienſten ich ſchon lange ſtehe, die ich liebe und verehre, und deren Gewiſſensrath Ihr ſeid."

„Dann bin ich bereit, Euch gleich anzuhören."

„Wenn Ihr ſo geneigt ſein wolltet, mich in den Garten zu begleiten, ſo würde ich dort mit Ew. Ehrwürden unbeſorgter reden können, als hier in dieſem Saale, wo wir vielleicht von einem der Diener behorcht werden könnten. Was ich Euch zu ſagen habe, fordert tiefes Geheimniß."

Die kummervolle Miene dieſer Frau ſetzte den Pater in Erſtaunen, und er folgte ihr in den Garten. Als ſie hier zu einem abgelegenen Platze gekommen waren, wo ſie ſicher ſein konnte, von Niemand gehört und geſehen zu werden, brach ſie in Thränen aus.

„Ach, ehrwürdiger Herr," ſagte ſie ſchluchzend, „meine Gebieterin, die Marquiſe von Spinaroſa, iſt, wie ich fürchten muß, wahnwitzig geworden, und ich weiß nicht, wie ich dies Unglück länger verheimlichen ſoll!"

„Heilige Mutter Gottes! was ſagt Ihr mir da!"

„Kein Menſch ahnet es noch, ſelbſt nicht der Herr Oberpräſident, und ich wage nicht, es ihm zu entdecken."

„Was iſt denn aber vorgefallen? — Ihr hättet mich rufen laſſen müſſen, Genoveva. Hat die Frau Marquiſe nicht nach mir verlangt?"

„Ach nein, ehrwürdiger Vater! ſie will Niemand ſehen und weint ſeit einer Woche Tag und Nacht; allein ich glaube, daß ihr Uebel ſchon viel älter iſt. Seit dem

Tode des Herrn Marquis zehrt ſie ſichtlich ab. Hier in ihrem großen, ganz ſchwarz ausgeſchlagenen Zimmer war ſie dem Tode nahe; der Herr Oberpräſident beſtand darauf, daß ſie der Etiquette nach alle Beſuche annehmen mußte, die ihr gemacht wurden; da war ſie denn vom Morgen bis zum Abend nur von düſteren, ſchwarzgekleideten Geſtalten umgeben, die ſie nur von ihrem Unglück unterhielten, und das brachte ſie an den Rand des Grabes. Ich hoffte, ſie werde ſich erholen, als ſie die Erlaubniß erhielt, einen Monat in ihrem Landhauſe zubringen zu dürfen. Da nimmt ſie nun gar keine Beſuche an, und ſelbſt der Herr Oberpräſident begnügt ſich damit, täglich hinaus zu ſenden und ſich nach ihrem Befinden erkundigen zu laſſen. Die Frau Marquiſe fing auch ſchon an, ſich ein wenig zu faſſen; ſie befand ſich ſchon um Vieles beſſer — da kam vorigen Sonntag der Advokat Briſſot —“

„Der Advokat Briſſot! er war am vorigen Sonntage bei der Frau Marquiſe von Spinaroſa?“

„Er ſelbſt. Er ſah ganz verſtört aus, und ich glaubte gleich, als ich ihn ſah, es müſſe ihm etwas ſehr Unangenehmes begegnet ſein. Die gnädige Frau nahm ihn in dem Gartenſaal an; er blieb kaum eine Viertelſtunde bei ihr, und ich weiß nicht, was zwiſchen ihnen vorgefallen iſt; aber als ich wieder zu der Frau Marquiſe kam, fand ich ſie in einem erbarmungswürdigen Zuſtande; ſie zerfloß in Thränen und ſchrie und ächzte ganz laut. Ich verſchloß ſogleich die Thür, damit ſie von Niemand in dieſem Zuſtande geſehen werde, und verſuchte ſie zu tröſten —“

„Was ſagte ſie denn?“

„Nichts. Ich konnte kein Wort von ihr herausbringen; bald weinte ſie ſo entſetzlich, daß ſie beinahe das Bewußtſein verlor, und dann ſtarrte ſie mich wieder mit Blicken an, vor denen mir das Blut in den Adern erſtarrte. Endlich fiel ſie wie todt in meine Arme. Ich rief nun die andern Kammerfrauen herbei, die mir behülflich waren, ſie ins Bett zu bringen, und ſobald ſie wieder zur Beſinnung kam, war es ihr Erſtes, daß ſie uns ſtreng verbot, den Arzt holen zu laſſen und dem Herrn Oberpräſidenten Nachricht von ihrem Zuſtande zu geben; ſeitdem habe ich kein Wort wieder aus ihrem Munde gehört. Sie bringt die Nächte ganz ſchlaflos zu, und verweigert es, Nahrung zu ſich zu nehmen; man ſollte meinen, daß ſie entſchloſſen ſei, ſich zu Tode hungern zu wollen, und wenn es ſo fortgeht, ſo werden auch keine vierzehn Tage mehr vergehen, und ihr Sarg wird im Gewölbe neben dem des Herrn Marquis ſtehen. Ihr Zuſtand muß irgend eine uns unbekannte Veranlaſſung haben, und ich zweifle nicht, daß der Advokat Briſſot ihr eine unglückliche Nachricht überbracht hat.“

„Dieſe konnte aber in jedem Falle nur ihn ſelbſt betreffen, und bei aller ihrer Herzensgüte hat ſich doch die Frau Marquiſe ſein Schickſal nicht ſo zu Herzen nehmen können. Weiß ſie alles, was man ſeitdem entdeckt hat?“

„Den Tod der ſchönen Lubette und das Verbrechen, deſſen ſich Katharina Briſſot ſchuldig gemacht hat? — Nein, ehrwürdiger Vater, ich habe ihr von allen dieſen Dingen nichts erzählt, denn in dem Zuſtande, in dem ſie iſt, würden ſie ihre Einbildungskraft nur noch mehr mit finſtern Schreckbildern erfüllt haben. Ich habe es im Gegentheil verſucht, ſie durch Erzählungen und kleine luſtige Geſchichtchen zu zerſtreuen; doch alles umſonſt. Dieſe der Verzweiflung ähnliche Schwermuth, der ſie erliegt, kann nicht mehr verheimlicht werden; es werden einige von ihren Verwandten und Freunden zu uns kommen, und wie ſoll es dann werden? Die Frau Marquiſe kann ſich nicht auf längere Zeit ſo einſchließen, und kann nicht darauf beſtehen, mit keiner lebenden Seele ein Wort reden zu wollen. Ich war eben im Begriff, trotz ihres Befehls, den Herrn Oberpräſidenten davon zu benachrichtigen — rathet mir nun, ehrwürdiger Vater, was ich thun ſoll?“

„Ich kann nichts ſagen, ehe ich die Frau Marquiſe ſelbſt geſehen habe,“ antwortete der Mönch, nachdem er ſich einige Augenblicke beſonnen hatte, „und ich will, ob ich gleich einen andern Gang vorhatte, Euch doch gleich nach dem Landhauſe begleiten.“

5.

Alle Fenſter des Zimmers waren dicht verſchloſſen und es herrſchte beinahe eine völlige Dunkelheit in dem weiten Gemache, in dem man keinen andern Laut vernahm, als den des Perpendikels in der großen Uhr, die auf dem Kamin ſtand. Die Marquiſe von Spinaroſa lag in ihrem Krankenſtuhl mit geſchloſſenen Augen und mit kreuzweis auf die Bruſt gelegten Händen. Sie war dem Scheine nach ganz ſtarr und unbeweglich; nur von Zeit zu Zeit verrieth ein leichtes Zucken, daß die Seele noch in dieſem Körper weile; ſchmerzliche Gedanken ſchienen über ihre Stirn hinzuziehen, wie Wolken, die bei ſtürmiſchem Wetter über die Fluren hinfliegen; ſie hatte gebetet, denn ihr Roſenkranz war noch um ihren einen Arm geſchlungen.

„Pater Athanaſius wünſcht Euch zu ſprechen, gnädige Frau,“ ſagte Genoveva, die leiſe eingetreten war.

Digitized by Google

„Pater Athanaſius!" rief die Marquiſe und fuhr raſch auf; „er will vielleicht Geld für ſeine Armen haben, Genoveva: laß ihn kommen und gib mir meine Börſe."

Der Mönch näherte ſich ihr, von der Kammerfrau geführt, da ſeine Augen in der Dunkelheit nichts zu unterſcheiden vermochten; tappend ſetzte er ſich neben der Marquiſe nieder und redete ſie an, ohne ſie zu ſehen.

„Gott ſei mit Euch, Frau Marquiſin!" ſagte er. „Bekommt Euch der Aufenthalt auf dem Lande ſo gut, als ich hoffte?"

„Ja, ehrwürdiger Vater, ich befinde mich ſehr gut und denke auch noch lange hier zu bleiben."

„Doch dürft Ihr nicht länger in einer ſolchen einſamen Abgeſchiedenheit von allem Umgang fortleben, Frau Marquiſe; eine ſolche Abſonderung von den Menſchen macht ſeelenkrank; nur die Heiligen konnten und durften in der Wüſte leben. Ich werfe es mir vor, Euch nicht ſchon früher beſucht zu haben, allein die Pflichten meines Berufs laſſen mir ſo wenig Muße! Immer gibt es Kranke, die man Beichte hören muß, und Unglückliche, die des Beiſtandes bedürfen. Den Weltleuten bleibt ſtets Zeit übrig, die ſie ihren Vergnügungen widmen können, doch für den, der ſich dem Dienſt der Armuth und des Elendes widmet, gibt es keinen freien Augenblick."

„Man ſagt," unterbrach ihn hier die Marquiſe, „daß Gott die Armen und Elenden liebt, und daß ſie mehr als die Reichen und Vornehmen Gnade vor ihm finden. Ich will Euch Geld für ſie geben, ehrwürdiger Vater, und habe mich entſchloſſen, den größten Theil meines Vermögens zu guten Werken anzuwenden. Gott wird ſie mir vielleicht zu Gute rechnen! Man muß an ſein Seelenheil denken, wenn man auch noch keine Ausſicht auf den Tod hat."

Hier ſtieß Genoveva einen Fenſterladen auf; plötzlich drang das helle Tageslicht in das Zimmer ein und ein Sonnenſtrahl beleuchtete das Geſicht der Marquiſe. Sie war leichenblaß; um ihre entfärbten Lippen lag ein grünlicher Wiederſchein, und ohne das düſtere Feuer, das in ihren falben Augen funkelte, hätte man ſie für eine Leiche halten können. Ihr Anblick hatte etwas Furchtbares. Die Krankheit, die ihre Jugendblüthe und ihre Schönheit zerſtört, hatte die Falten zwiſchen ihren Augenbraunen viel tiefer gegraben; ihr Kopf, der von einer Fülle dicker, rothblonder Locken umgeben war, hatte etwas Löwenartiges im Ausdruck ihrer Phyſiognomie, und Pater Athanaſius erſchrak vor der ſchnellen und ſchrecklichen Verwandlung der noch vor Kurzem ſo blühenden und ſchönen, kaum 20jährigen Frau.

„Jeſus, mein Heiland!" rief er; „mit Eurer Geſundheit ſteht es ſchlecht, Frau Marquiſe, wie es mir ſcheint; Ihr müßt viel gelitten haben!"

„Ich habe mich in dieſen letzten Tagen nicht ganz wohl befunden," antwortete ſie kalt, „und Genoveva hat mich gezwungen, das Bett hüten zu müſſen. Doch jetzt geht es beſſer, und ich befinde mich ganz wohl."

„Die Ergebung in den Willen Gottes iſt das einzige wirkſame Heilmittel bei den Leiden dieſes Lebens, und er will nicht, daß das Unglück, welches Euch betroffen hat, Euch gegen die Sorge für Eure Geſundheit gleichgültig mache. Ihr müßt einen Arzt zu Rathe ziehen, Frau Marquiſe." Sie ſchüttelte mit dem Kopf und überreichte ihm die Börſe, die Genoveva ihr gebracht hatte.

„Nehmt dies für Eure Armen," ſagte ſie. „Ihr braucht mit dieſem Gelde nicht zu ſparen, Pater Athanaſius, und ſo oft Ihr Gelegenheit zu einem guten Werke findet, ſo kommt zuerſt zu mir; die Armen ſind die Lieblingskinder unſeres Erlöſers; man befördert ſein Seelenheil, wenn man ſie unterſtützt."

Pater Athanaſius war, da er ſie ſo fromm und zuſammenhängend ſprechen hörte, überzeugt, daß ſie im ungeſtörten Beſitz ihrer Verſtandeskräfte ſei und nur einem Gram erliege, der ihr Leben verzehre, und von dem man ſie durch Uebung guter Werke abzuziehen und zu tröſten ſuchen müſſe. Die Vorſehung ſelbſt ſchien ihm für die arme Katharina einen mächtigen Schutz und Beiſtand anweiſen zu wollen. — „Wenn Eure fromme, chriſtliche Menſchenliebe," ſagte er ihr bewegt, „mir beiſtehen will, ſo könnt Ihr, Frau Marquiſe, vielleicht einem jungen, unglücklichen Mädchen das Leben retten."

Die Marquiſe richtete ſich auf, um ihn anzuhören.

„Es iſt die Rede von einem Verbrechen, von einer gräßlichen Mordthat, von der Ihr vielleicht noch nichts gehört habt. In einer der geachtetſten bürgerlichen Familien unſerer Stadt, in der Familie Briſſot, haben ſich ſchreckliche Unglücksfälle zugetragen: man hat Clara Briſſot ermordet gefunden und hat ihre Schweſter Katharina ins Gefängniß gebracht, weil man ſie beſchuldigt, die Mörderin ihrer Schweſter zu ſein."

Die Marquiſe ſank hier zurück und bewegte ſich nicht, während ihr der Mönch, ohne den kleinſten Umſtand auszulaſſen, umſtändlich erzählte, wie man den Mord entdeckt habe und worauf ſich die Anklage gegen Katharina gründete.

Während der ganzen, langen Erzählung ſprach die Marquiſe kein Wort; ihre halb geöffneten Augen blickten ihn an, ohne ihn zu ſehen; ſie hielt die Hände feſt auf

Digitized by Google

ihre Bruſt zuſammengedrückt, kalter Schweiß lag auf ihrer Stirn, ihre Pulſe ſchlugen gewaltig, aber ſie blieb, dem Schein nach, ganz ruhig und gefaßt.

„Wollt Ihr Euch nun nicht,“ fragte der Mönch am Ende ſeiner Erzählung, „dieſes armen unglücklichen Mädchens annehmen, das Ihr gewiß durch Euren faſt allmächtigen Einfluß zu retten vermögt? Sie iſt unſchuldig; davon würdet Ihr ſo feſt wie ich überzeugt ſein, wenn Ihr ſie im Gefängniß geſehen hättet; ſie iſt ruhig und ergeben wie eine Heilige, allein es liegen gegen ſie Beweiſe vor, die ihren irdiſchen Richtern unwiderleglich erſcheinen werden, und man wird ſie zum Tode verurtheilen, wenn das Urtheil geſprochen wird, ehe Jaques Briſſot zu ihrer Vertheidigung herbeieilen kann. Er allein kennt den Mörder, er allein vermag die Wahrheit zu enthüllen, allein es bedarf, damit ſie ans Tageslicht komme, eines Aufſchubs; wenn Katharina dieſen erhält, iſt ſie gerettet, und wollt Ihr, gnädige Frau, ihr dieſen nicht bei dem Herrn Oberpräſidenten auswirken?“

(Die Fortſetzung folgt.)

Notizen.

[Die Kunſtausſtellung in Paris.]

(Aus einem Privatbriefe.)

Folgende Zuſammenſtellung gibt den Ueberblick über die Quantität des Ausgeſtellten im Vergleich gegen 1837:

	1837	1838
Gemälde	1865	1807
Bildhauer- und Gußarbeiten	131	122
Architektoniſche Zeichnungen .	37	33
Kupferſtiche	61	54
Lithographien	36	16

Noch ſind uns die ſchönen Bilder der letzten Ausſtellung von A. Scheffer, Bendemann, Paul Delaroche und Leſſing in zu friſchem Andenken, als daß wir uns mit ſo mittelmäßigen Leiſtungen wie die diesjährigen Salons bunt genug darbieten, begnügen könnten. Aus den Meiſterhänden von H. Vernet, A. Scheffer, P. Delaroche u. m. a. findet ſich auch nicht ein Pinſelſtrich dabei. Mit Ausnahme von 7 oder 8 Bildern, worauf wir ſpeciell zurückkommen werden, iſt ſie unter aller Kritik und dennoch glänzend zu nennen, nämlich in Rahmen. Vor Goldputz ſieht man die Gemälde nicht. Die übrigen Werke ſind, mit einzelnen Ausnahmen, nicht beſſer, denn auch hier fehlen die erſten Meiſter. Allgemein beklagt man ſich über die Commiſſion; Unkenntniß und Parteilichkeit werden ihr vorgeworfen. Der rühmlichſt bekannte Bildhauer David iſt in einem langen und kräftigen Artikel, worin er zugleich eine Aufforderung an alle brave Künſtler macht, gemeinſchaftlich nach Liebe und Einigkeit zu ſtreben, gegen dieſelbe zu Felde gezogen und hat ihr eine tüchtige Schlappe beigebracht. Er hat bewieſen, wie mangelhaft die Einrichtungen der Commiſſion ſind, und wie ſie, ihren Zweck verfehlend, nur böſes Blut macht. Hoffentlich wird in dieſer Hinſicht eine Abänderung getroffen werden.

In der Mitte des viereckigen Hofes am Louvrepalaſt ſteht kühn und erhaben auf einem aus Bretern wohl eingerichteten Fußgerüſt das großartige und ritterliche Standbild des Herzogs von Savoyen, Emanuel Philibert, genannt Eiſenkopf. Emanuel Philibert iſt ein Sohn Karl des Dritten. Er wurde in Chambery im Jahre 1528 geboren, heirathete eine Tochter Franciscus des Erſten, Margaretha von Frankreich, wurde zum Gouverneur der Niederlande ernannt, folgte in der Regierung ſeinem Vater 1553 und ſtarb zu Turin 1580. Dieſe Erzſtatue iſt ein Meiſterwerk ſeltener Art, ſie iſt ein Beweis, wie weit die alten Erzgießer in dieſer lobenswerthen Kunſt zurückgeblieben. Faſt iſt es unmöglich, der Natur in einer ſo koloſſalen Maſſe näher zu kommen; man glaubt wirklich, vor einem baumſtarken Ritter des ſechzehnten Jahrhunderts zu ſtehen, ſo voll Leben iſt die Stellung. Philibert ſcheint aus einem gewonnenen Treffen zurückzukehren; ſein Viſir iſt zurückgeſchlagen, ſeine regelmäßigen und kühnen Geſichtszüge, ſo wie ſein Auge, ſind freudig und ſcheinen den Sieg zu verkündigen. Mit der linken Hand zieht er den Zügel ſtark an, um ſein muthig forteilendes Pferd zu ſtellen, damit er, etwas zurückgelehnt, mit der rechten bis über das Geſicht erhoben, bequem den Degen in die Scheide ſtecken kann, die ſeine Spitze bereits erfaßt. Roß und Reiter bilden jedes für ſich einen Guß, mithin beſteht das Ganze nur aus zwei Theilen. Marochetti hat den Plan dazu entworfen, und die pariſer Bronzegießer Soyer und Ingé haben ihn unter deſſen Mitwirkung für Rechnung des Königs von Sardinien, Karl Albert, ausgeführt. Daſſelbe iſt beſtimmt, den Karlsplatz in Turin zu zieren; Anfangs Mai wird es dahin abgehen. Die Turiner können ſich freuen, ein ſolches Monument zu beſitzen; die Pariſer ſehen es mit ſcheelen Augen an.

[Adolph Henſel in Petersburg.]

(Brieflich).

Henſel hat in Petersburg ſein erſtes großes Concert unter glänzendem Beifall gegeben. Eine reine Einnahme von 12,000 Papierrubel iſt das Vorſpiel ſeiner nunmehrigen Erfolge in äußerer Hinſicht. Schon vorher hatte er bei Hofe mehrmals geſpielt; nach dem Concerte wurde er von der Kaiſerin aufgefordert, ihr ſeine Variationen über Thema aus Robert zu widmen. — Außer ihm ſind in Petersburg gegenwärtig die drei Violinvirtuoſen Lipinsky, Vieuxtemps und Ole Bull. Letzterer gab bereits ein bedeutendes Concert.

[Molière.]

Von der Ueberſetzung Molière's, welche Louis Lax herausgibt, ſind bereits Lief. 10, 11 und 12 erſchienen, unter anderem die Schule der Frauen und den eingebildeten Kranken enthaltend.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 94. — den 14. Mai 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das neueſte Werk von Chateaubriand.

Chateaubriand's Congrès de Vérone iſt gewiß ein merkwürdiges Buch. Zwar die politiſchen Aufſchlüſſe, die es bringt, wollen wir nicht allzu hoch anrechnen, auch iſt es dieſe Seite des Buches nicht, mit der wir uns hier zu beſchäftigen haben. Aber zur Charakteriſtik der Perſonen, Umſtände und Verhältniſſe empfangen wir reiche Beiträge; leider nicht ſehr erfreuliche! Am wichtigſten erſcheint uns das Buch in Betreff des Verfaſſers ſelbſt, und er ſelbſt auch nimmt dies als die Hauptſache. Seinen Zweck aber, ſo ſcheint es uns, hat er gänzlich verfehlt. Anſtatt des Pracht- und Glanzbildes ſeines Erſcheinens und Wirkens als Staatsmann, worauf es abgeſehen iſt, liefert er wider Willen das Gegentheil, ein Jammerbild ſeiner Unfähigkeit, ſeiner haltungsloſen, irreſchweifenden Phantaſterei. Die Verblendung, die Unanſtändigkeit, ja man möchte ſagen der Wahnſinn der Eitelkeit können nicht weiter gehen! Chateaubriand will das ganze Verdienſt, die ganze Ehre des Krieges gegen Spanien vom Jahre 1823 auf ſein Haupt nehmen, die ganze Entſcheidung der Sache für ſich anſprechen, — und theilt die Actenſtücke mit, die das Gegentheil beweiſen! Um ſich aus den Widerſprüchen zu retten, die er doch in ſeinen eigenen Depeſchen nicht verläugnen kann, ſtürzt er ſich lieber in das Bekenntniß, er habe nicht immer aufrichtig, ſondern bisweilen mit Falſchheit berichtet. Er behauptet, durch ſeine Mittheilungen plaudere er nichts aus, noch ſtelle er Andere bloß, ſondern nur allein ſich; ſich — ja wohl, doch in anderem Sinne, als er es meint, dann aber auch die Andern ohne Maß und Fug. Wir haben viele Indiscretionen und Veruntreuungen geſehen in unſern Tagen, aber daß ein geweſener Staatsminiſter noch ſo friſche, durch die Zeitumſtände neu aufgeregte Verhandlungen, mit allen Actenſtücken, die ihm nur als Dienſtgeheimniß bekannt geworden, die zum Theil fremden Cabinetten angehören, ohne Bedenken veröffentlicht, zu eigener Schmeichelei, zu Tadel und Schaden aller andern Theilhaber veröffentlicht, — davon iſt uns bis jetzt noch kein Beiſpiel bekannt geworden. Und ein Franzoſe aus der höchſten Sphäre der Geſellſchaft und Literatur, ein Mann, der den höchſten Ruhm des Takts und des Zartgefühls, der Ritterlichkeit anſprechen will, gibt dieſes Beiſpiel! Aber die Ritterlichkeit leidet noch ganz anderen Bruch. Der edle Vicomte und Pair, der treue Kämpe für die Legitimität, für das Herrſcherhaus der Bourbons, der gefühlvolle Redner für den Herzog von Berry, — er wirft die heuchleriſche Maske ab, ſagt, er ſei in ſeinem Herzen nie recht für die Könige geweſen, und gibt ſeinen Herrn und Meiſter Ludwig XVIII. den ſchmachvollſten Urtheilen preis. Ob der Herr ſchlecht war, wir wollen es hier nicht unterſuchen, aber der Diener zeigt ſich unwiderſprechlich als ein ſchlechter! Dienen aber muß er, das iſt einmal ſeine Beſtimmung, und da er keinen andern Herrn jetzt haben kann, ſo ſchmeichelt er dem Volk, und iſt aus einem ſchlechten Royaliſten ein ſchlechter Freiheitsprediger geworden. Meint er denn, daß wir alle ſeine ſchönen Reden, ſeine Schriften und

Digitized by Google

Betriebe rein vergeſſen haben? Jetzt freilich nennt er die Bonaparte'ſchen Soldaten, die bei Belleallianee geſchlagen wurden, ſchamlos „unſre", wir aber wiſſen noch recht gut, wie ſein damaliger Bericht als Miniſter Ludwig's XVIII. in Gent über den Zuſtand Frankreichs lautete. Wir würden nicht enden, wollten wir alle Züge von Unſchicklichkeit, Ungebühr, ja Sinnloſigkeit in dieſen Zuſammenſtellungen anführen und rügen. Wie geſagt, die Eitelkeit geht bis zum Wahnſinn. Aber auch als Schriftſteller war Chateaubriand nie geringer und trauriger, als in dieſem Buche; die ſchwülſtige, gezierte Phantaſie ſchlägt geradezu in Faſeleien um. Und wie weit iſt dieſer Mann von allem politiſchen Talent entfernt! Kein Wunder, daß er, bei ſtets erneuetem Verſuche einer politiſchen Rolle, in keiner ausdauern konnte, als in der eines politiſchen Rhetors, am ſchnellſten aber von der Höhe herabſtürzte, die er einen Augenblick durch die Umſtände erklettert hatte, und daß er gerade in dem Augenblicke ſtürzte, wo er im größten Erfolge geſtanden haben will! Nein, dieſer Mann war nicht gemacht, ſich neben den Metternich, Canning, Pozzo di Borgo, Bernſtorff, oder auch nur neben einem Villele, in gleicher Höhe zu halten. Nichts iſt in der That lächerlicher, als wenn Chateaubriand ſich rühmt, in jener Zeit „par le court et passager succès d'une année" den Fürſten von Metterich überflügelt zu haben. Wie mag dieſer Staatsmann, wenn ihm das Buch zu Geſichte kommt, über die eitle Ruhmredigkeit lächeln, die, indem ſie Andere beeinträchtigen will, nur ſich ſelber bloßſtellt! Die merkwürdige Thatſache, daß bisher durch alle Veröffentlichungen, die man unternommen hat, nur immer heller und heller das Verdienſt, nur immer ſtrahlender der Ruhm des Fürſten von Metternich hervorgegangen, beſtätigt ſich auch hier. Gerade durch die hier mitgetheilten Actenſtücke muß jeder Unbefangene ſich überzeugen, daß die damalige Politik Oeſterreichs, ſo wie die mit ihr einſtimmige Preußens, die einſichtsvollſte, beſonnenſte, mäßigſte geweſen; die Unzufriedenheit Chateaubriand's iſt ſchon an ſich eine Lobrede. Daß auch ihrerſeits dieſe Politik mit dem Phraſenprunke des politiſchen Schöngeiſtes nicht zufrieden war, und froh, ihn los zu werden, ergibt ſich aus dem ganzen Zuſammenhange klar genug, und ſelbſt die herkömmlichen, für einen franzöſiſchen Miniſter und Schriftſteller ſich von ſelbſt darbietenden und faſt unverſagbaren Artigkeiten und Lobreden laſſen jenes durchblicken. — °.

Die Marquiſe von Spinaroſa.

(Fortſetzung.)

Die Marquiſe richtete ſich von Neuem wieder auf; ihre ſchreckliche Lage gab ihr in einem Augenblick alle ihre Geiſtesgegenwart, ihre Beſonnenheit und ihre Willenskraft wieder.

„Das Mittel, das Ihr vorſchlagt, iſt viel zu ungewiß, mein Vater, und würde aller Wahrſcheinlichkeit nach zu nichts helfen," ſagte ſie ſtark und entſchieden. „Seid Ihr denn gewiß, Jaques Briſſot auffinden zu können? Wird er je zurückkehren? — Sein Leben ſteht dabei auf dem Spiele — Nein, nein, ſein Zeugniß wird Katharina nicht retten — Sie muß ſich ſchuldig bekennen — dann bürge ich mit meinem Leben für das ihrige! — Hört Ihr es, Vater Athanaſius, mit meinem eigenen Leben verbürge ich mich dafür, daß ihr dann kein Haar gekrümmt werden ſoll. Wenn eine Entweichung aus dem Gefängniß unmöglich ſein ſollte, ſo werde ich ihre Begnadigung auszuwirken ſuchen."

„Auf dieſem Wege würde freilich ihr Leben gerettet werden, allein ihre Ehre!"

„Die Friſt, die Ihr für ſie zu erhalten wünſcht, vermag ſo wenig das eine als die andere zu retten."

„Nun, allmächtiger Gott! ſo erbarme Du Dich dieſer Unſchuldigen! Beſchütze und rette ſie!"

Beide ſchwiegen lange. Die Marquiſe ſaß mit ſtarrem Blick und in die Hand geſtütztem Kopfe da und ſchien die Gegenwart des beſtürzten Mönches ganz vergeſſen zu haben. Dieſer ſtand endlich auf.

„Ich werde morgen wieder kommen, Frau Marquiſe," ſagte er, „nachdem ich Katharina Briſſot von dem benachrichtigt haben werde, was Ihr für ſie thun wollt."

„Die Marquiſe antwortete ihm nur mit einer Neigung ihres Hauptes; doch in der Thür kehrte der Mönch wieder um; der Zuſtand, in welchem er die Marquiſe zurückließ, beunruhigte ihn ſehr, und ſeine Frömmigkeit ſah nur ein Mittel, ſie demſelben zu entreißen.

„Meine Tochter," ſagte er ihr mit einfacher Unbefangenheit, „Ihr habt lange nicht gebeichtet; vielleicht bedarf Eure Seele geiſtlicher Erquickung; Ihr wißt, welchen wirkſamen Troſt man im Beichtſtuhle findet."

Die Marquiſe von Spinaroſa ſchrak zuſammen. „Ich werde Euch," ſagte ſie mit bebender Stimme, „in einigen Tagen beichten; allein ich bedarf vorher noch einer genaueren Prüfung meines Gewiſſens und einer ſorgſamen Unterſuchung meines Seelenzuſtandes."

Genoveva wartete im Vorzimmer auf den Mönch.

Digitized by Google

„Nun, ehrwürdiger Vater," redete ſie ihn an, „was denkt Ihr von dem Zuſtande meiner Gebieterin? Mit Euch hat ſie doch endlich wieder einmal geſprochen!"

„Ich halte ſie nicht für geiſteskrank, allein ich finde ſie ſehr niedergeſchlagen und unglaublich angegriffen und entſtellt durch ihre Krankheit."

„Soll ich gegen ihren Befehl den Herrn Oberpräſidenten und den Arzt davon benachrichtigen?"

„Wartet bis morgen, Genoveva; ich will ſie erſt noch einmal wiederſehen und mit ihr reden."

Gegen Abend ließ die Marquiſe ihren Krankenſtuhl an ein Fenſter ſchieben, das nach dem Garten hinausging. Der Tag war drückend heiß geweſen, doch jetzt ſäuſelte der Abendwind erfriſchend und kühlend in den Wipfeln der alten großen Kaſtanienbäume, die die Terraſſe vor dem Fenſter beſchatteten. In der Stille einer ſchönen Nacht, in den Düften, die dann die Blumen aushauchen, in dem Murmeln der Quellen, in dem Geliſpel der Blätter liegt ein geheimnißvoller, mächtiger Zauber, der auch den tiefſten Schmerz, ja ſelbſt Furcht und Gewiſſensbiſſe zu beſchwichtigen vermag; die Marquiſe empfand es; ſie bog ſich aus dem Fenſter, um die Nachtluft und den Duft der Blumen einzuathmen. Einen Augenblick vergingen ihr die Gedanken; Vergangenheit und Zukunft verſanken vor ihr; ſie vergaß der grauſamen, furchtbaren Aengſten der Gegenwart und der Erinnerungen, die ſie tödteten. Ein tiefer Seufzer entfuhr ihrem brennenden, glühenden Buſen; ſie gab ſich dieſem Gefühl des Wohlſeins, dieſer augenblicklichen Erholung hin, wie ein Unglücklicher, deſſen Folterqualen für eine Minute unterbrochen werden, und flüſterte ganz leiſe: „O, welche ſchöne Nacht!"

Genoveva verdeckte die Lampe und ſetzte ſich in eine Ecke des Zimmers. Alle Thüren ſtanden offen, es war Niemand im Vorzimmer; die Dienſtboten ſaßen plaudernd vor der Hausthür des Gärtners, deſſen Wohnung kaum hundert Schritte von dem herrſchaftlichen Hauſe entfernt lag.

In dem Zimmer der Marquiſe herrſchte das tiefſte Schweigen; die Lampe warf einen bleichen Schein auf den ſchwarz und weiß getäfelten marmornen Fußboden; die Grau in Grau gemalten Bilder der Wand ſahen wie geſpenſtige Schattenbilder aus, und von außen hörte man nur das Geſäuſel des Windes und das leiſe, leiſe Plätſchern der Quellen und Springbrunnen.

Plötzlich wurde in der Thür des Zimmers die Geſtalt eines Mannes ſichtbar; erſchrocken ſprang Genoveva auf und fragte: wer da ſei?

Es war der Advokat Briſſot. Sein unordentlicher Anzug, ſein langer Bart und ſeine eingeſtäubten Schuhe gaben ihm den Anſchein eines Bettlers oder eines Diebes; ſein Geſicht war braun geworden, und er ſchien um zehn Jahr älter geworden zu ſein. Schweigend näherte er ſich der Marquiſe, die unbeweglich ſitzen blieb; ihr war, als preſſe ihr eine eiſerne Fauſt den Hals zu. Nur mit gewaltiger Anſtrengung vermochte ſie nach einigen Augenblicken, Genoveva zuzuwinken, daß ſie das Zimmer verlaſſen ſolle. (D. F. ſ.)

Correſpondenz.

Aus Mainz.

[Ein Volksdichter, das Armenweſen, Anſicht über die cölner Sache.]

Statt erquickender Sonnenſtrahlen hatte uns dieſes Frühjahr ein böſes Fieber gebracht, das manche Menſchenblume zerknickt hat. Auch einen Dichter hat es hingerafft, ein edles Herz, das ſehr warm für Menſchenglück fühlte! Ich meine den Volksdichter Friedrich Lennig, deſſen Humor gar wohl that, ſowohl in ſeinen Gedichten wie in ſeinem perſönlichen Umgange: Lennig ſuchte die Objecte für ſeine Poeſieen bei einem geſunden, kernigen, lebensfrohen Volksſchlage, bei den Landleuten unſerer rheiniſchen Umgebung, beſonders bei den pfälzer Landleuten, die ſo viel Eigenthümliches und Originelles haben, daß ſie ſeinem ſprudelnden Humor eine erwünſchte und paſſende Unterlage gaben. In der Volksſprache dieſer Leute dichtete er ſeine ſchönſten, gemüthlichſten Sachen, die alle einen um ſo größern Werth haben, da ſie friſch aus dem Leben genommen ſind. Für unſer geſelliges Leben, für das Leben in dem Salon, ſo wie für die engern Freundeskreiſe, war Lennig's Tod der ſchmerzlichſte Schlag. Wer konnte wie er erheitern und zum ungemeſſenſten Frohſinn ſtimmen? Ein Glas Rheinwein und ein paar von Lennig's launigen Gedichten — und ein froher Abend war gewiß! Dabei war Lennig ein liebenswürdiger Menſch, offen, bieder und redlich, mit einem Worte, das Muſter-Exemplar eines Volksdichters! Bei dem letzten Carneval noch hat Lennig wie ein Genius der Freude gewirkt; es gab keinen liebenswürdigeren Narren beim Feſte. Poor Yorick!

Vor mir liegt der gedruckte Rechenſchaftsbericht der hieſigen Central-Armen-Commiſſion, welche darin den Bewohnern von Mainz Kunde gibt von ihrer Wirkſamkeit im vergangenen Jahre, ſo wie von der Lage, von den Anſichten und Hoffnungen des Inſtituts der Armenpflege. Es iſt eine kleine Broſchüre, die aber mehr zu erwägen und zu bedenken gibt, als manches dickleibige Buch. Wir ſehen darin im Kleinen das Räthſel vorliegen, an deſſen Löſung Staaten und Regierungen ſchon ſo lange und ſo ernſtlich laboriren. Wie ſollen 4000 Arme unterſtützt werden, ohne daß ſie eines Theils der Geſammtheit der Population allzu läſtig, oder andern Theils allzu gefährlich werden? Das iſt die Frage, und dieſelbe Frage, nur in einem größern Maßſtabe, beſchäftigt heut zu Tage Staatsmänner, Philoſophen und Menſchenfreunde, und ſie iſt ernſt genug, um alle Be-

Digitized by Google

achtung herauszufordern. Wohl uns, wenn es in dieſer Beziehung überall nicht ſchlechter ſtünde, als hier in Mainz! Unſere Armenunterſtützung nimmt jährlich nicht weniger als 40,000 Fl. in Anſpruch, eine Summe, die für unſere Population gerade nicht klein iſt. Dieſe Summe wird auf verſchiedene Weiſe herbeigebracht, einmal durch die Zinſen des Fonds der Armenpflege, dann durch freiwillige Subſcriptionen der Bürger, dann durch beſondere Schenkungen, die von wohlthätigen Privaten in die Caſſe fließen, endlich durch den Zuſchuß, den der Stadtvorſtand der Central-Armenpflege leiſtet. So ſind wir ſchon zwanzig Jahre lang (ſo lange beſteht dies treffliche Inſtitut) der läſtigen und gehäſſigen Armenſteuer entgangen, und in dem entfernteſten Winkelchen hat kein Armer gedarbt. Es ruht ein beſonderer Segen auf dieſem Inſtitute, und ein Mann ſteht ihm vor, deſſen Eifer und Uneigennützigkeit wohl ſchwerlich noch einmal gefunden wird — ein Bürger im ſchönſten und edelſten Sinne des Worts. Nur die drei letzten Jahre haben dem ſchönen Inſtitute Verlegenheiten zugezogen durch Krankheiten und Elementar-Widerwärtigkeiten, wodurch die Anſtalt bedeutender in Anſpruch genommen und etwas zurückgeworfen wurde. Außerdem — es iſt ſchmerzlich, daß man es ſagen muß — nimmt die Armuth offenbar mit der ſteigenden Population zu, aber nicht auch in demſelben Grade die Mittel der Armenpflege, und aus dieſen letztgenannten Gründen erklären ſich die Klagen der Central-Armen-Commiſſion und die dringliche Aufforderung an unſere Bewohner, noch eifriger als bisher die Milde vorherrſchen zu laſſen. Noch andere beachtenswerthe Dinge kommen zur Sprache, und ich will hier die Central-Armen-Commiſſion ſelbſt reden laſſen: „Es ſtellen ſich dem Wohlſein unſers bürgerlichen Vereins immer noch zwei gewaltige Hemmniſſe entgegen, deren Wegräumung die Kräfte einer Armenweſens-Verwaltung überſteigt, obſchon es ihr die Amtspflicht gebietet, ſolche den Oberbehörden anzudeuten, als Hauptquellen der überhandnehmenden Verarmung und Verſchlechterung. Dieſe beſtehen erſtens — als moraliſches Gebrechen unſerer Zeit — in den ſogenannten wilden Ehen, oder vielmehr in dem zuchtloſen Zuſammenleben entſitteter Paare, welche ſich eben ſo leichtſinnig verlaſſen, als ſie zuſammengetreten ſind, indem ſie der Geſellſchaft die Sorge für die Steuer ihrer unausbleiblichen Noth, und die Früchte ihrer oft zehnjährigen, geſetzloſen Verbindung überlaſſen. Sodann: der täglich fühlbarere Mangel eines Zwangsarbeitshauſes, deſſen Beſtand allein die zahlreiche Menge von läſtigen Müßiggängern, Trunkenbolden, Schwelgern und mehr dergleichen jedem Sittengeſetze trotzig entſchlüpften Unverbeſſerlichen zu verringern fähig wäre, zu der Geſammtheit und der Müßiggänger eigenem Wohl.“ Das iſt ein Thema, das, trotz aller Preisaufgaben, die deshalb ſchon geſtellt worden ſind, immer noch erſt ſeiner gründlichen Löſung entgegenſieht, und ſie vielleicht erſt in der Zukunft finden dürfte. —

Noch eine andere Broſchüre, in ein ganz anderes Feld ſchlagend, iſt unlängſt aus der Feder eines geiſtreichen jungen Mannes hervorgegangen; es iſt die Broſchüre des hieſigen preußiſchen Lieutenants Hoffmann, betreffend die cölner Angelegenheit, und betitelt: „Das Beſtreben nach Wiedererlangung des hierarchiſchen Abſolutismus in Verbindung mit den Handlungen des Erzbiſchofs von Cöln.“ Dieſer religiöſe Zwiſt hat uns überfluthet mit Streitſchriften, die aber keineswegs alle der Maſſe munden, die ſich für dieſe merkwürdige Angelegenheit intereſſirt. Der Eine ermüdet uns mit Documenten, der Andere durch maßloſe Parteilichkeit, der Dritte durch eine befangene Anſicht, die dem Standpuncte unſerer Bildung und unſerer heutigen Denkweiſe zuwider iſt. Hoffmann's Schrift hat vor dieſen allen den Vorzug, daß ſie uns die Sache offen, freimüthig und unparteiiſch, vom Standpuncte der Humanität und Aufklärung vorführt, und, des Erzbiſchofs und des Königs Streit mehr bei Seite ſchiebend, die Frage mehr von ihrer menſchheitlichen Bedeutung auffaßt, und dadurch gewährt ſie eine anziehende Lectüre. Es iſt überhaupt merkwürdig, daß man am Rheine dieſen unſeligen Zwiſt gleich von vornherein von dieſer Seite betrachtete, weshalb auch jede Aufregung der Gemüther bald ſich legte, und weshalb auch die trübſelige Stimme eines Görres, der in der Jeſuiten-Maske, und zugleich mit der Sprache von 1793 zu den Rheinländern ſprach, keinen Anklang finden konnte. Wer glaubt heute noch an eine Gefährdung der Religion von Seiten eines Fürſten? Der Fürſten Intereſſe iſt es, die Religionen, wie ſie beſtehen, aufrecht zu halten. Nur Mangel an Vertrauen in die gute Meinung des Publicums und fortgeſetzte Verweigerung der offenen Rede kann dieſe Zuverſicht brechen. Wohl aber glaubt man daran, daß die Hierarchie die goldene Zeit der Oberherrſchaft über weltliche und geiſtige Intereſſen noch nicht vergeſſen kann, und da dieſe goldene Zeit der Menſchheit ſo ſchmerzliche Wunden ſchlug, ſo kann der Vernünftige ſich nur betrüben, wenn man dieſe Zeit wieder heraufzubeſchwören trachtet, niemals aber gemeinſame Sache mit denjenigen machen, die dieſen unglückſeligen und undankbaren Verſuch in unſerer aufgeklärten Zeit wagen! Man hat deshalb am Rheine keinen Augenblick aufgehört, Katholiken und Proteſtanten in den vertraulichſten Verhältniſſen brüderlich neben einander leben zu ſehen, wenn auch hier und da ein Fanatiker ſich lächerlich genug machte, indem er dieſes wahrhaft menſchliche Verhältniß zu ſtören ſuchte! Der Glaube ſteht am Rheine feſt, daß die Aufklärung ſiegend aus dem Streite, den das cölner Ereigniß herbeiführte, hervorgeht, und eben ſo die Ueberzeugung, daß die preußiſche Regierung, weit entfernt, ſich die Gemüther entfremdet zu haben, vielmehr an Popularität und Achtung durch ihr entſchiedenes und doch ſo loyales Auftreten gewinnen wird. —

Notiz.

[Nationalverſammlung der deutſchen Lyriker.]

Unter dieſem etwas pomphaften Titel gibt Ferdinand Stolle eine Sammlung von Proben, eine Muſtercharte deutſcher Lyrik, wie Dr. Künzel von der deutſchen Proſa. Allein Stolle's Unternehmen hätte größern Werth, wenn es, wie Künzel's Stylproben der Proſa, die geſammten Schätze aller Epochen ausbeutete; es beſchränkt ſich auf die Dichter des 18. u. 19. Jahrhunderts. Bd. 1. Lief. 1. beginnt mit Albrecht v. Haller. Bd. 3. Lief. 1. mit Heine. Die Geburts- und reſp. Todesjahre der Poeten ſind nicht immer angegeben.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienſtags — **95.** — den 15. Mai 1838.

Redacteur: **Dr. F. G. Kühne.** Verleger: Leopold Voß.

Die Marquiſe von Spinaroſa.

(Fortſetzung.)

Briſſot machte hinter Genoveva die Thür zu und kam dann zur Marquiſe zurück, vor der er mit ineinandergeſchlagenen Armen und mit finſterem, ſchreckensvollem Blick ſtehen blieb. Sie ſtand jetzt auf und ſtreckte beide Hände wie abwehrend gegen ihn aus.

„Ihr kommt,“ ſagte ſie, „um mich anzugeben! Aber ihr habt keine Beweiſe. Wer wird Euch glauben?“

„Niemand, ich weiß es. Auch will ich nicht Euch, ſondern mich dem Gerichte überliefern. Auch auf meiner Seele laſtet ein Mord! denn ich habe Euren Geliebten getödtet, Frau Marquiſe! ich habe Hektor von Lanſac getödtet, weil Eure beleidigte Ehre ſein Blut forderte! — Ich war ein elender Thor! ich liebte Euch, ich betete Euch als die reinſte, keuſcheſte, als die edelſte aller Frauen an, da Ihr doch ein eben ſo ſchamloſes als grauſames Ungeheuer ſeid!“

„Habt Mitleiden mit mir, Briſſot,“ murmelte ſie; „ſprecht nicht ſo beſchimpfend und ſo drohend mit mir — — Mein Verbrechen habe ich nicht vorſätzlich begangen, und ich würde mein Blut, mein Vermögen, alles, alles dahin geben, um es zu büßen — nur nicht meine Ehre! — Ihr glaubt mir nicht?“ —

„Nein,“ antwortete er und wandte ſich ab. „Ich bin zurückgekommen, um das Leben des unſchuldigen Schlachtopfers, das für Euer Verbrechen das Blutgerüſt beſteigen ſoll, mit meinem Leben zu erkaufen. Gott ſei gedankt, daß ich dieſe ſchreckliche Nachricht noch zur rechten Zeit erhalten habe! — Wenn ich zu ſpät gekommen wäre!“ —

„Katharina wird nicht ſterben; ihr Leben iſt geſichert, mag auch das Urtheil ausfallen, wie es will. Ich werde ihr Gelegenheit und Mittel verſchaffen, aus dem Gefängniß zu entfliehen — und ſpäter werde ich ihr die Begnadigung auswirken — —“

„Ihre Begnadigung! die würde ihr das Leben retten, ſie aber nicht vor Schande und Ehrloſigkeit ſchützen! Nein, nein, Katharinens unſchuldiges Haupt darf nur durch die vollkommenſte, öffentliche Rechtfertigung gerettet werden. — Der Todtſchläger wird die Strafe erleiden, die das Geſetz dem Meuchelmörder zuerkennt; dies iſt das Urtheil der göttlichen Gerechtigkeit. Sie ſchont Euer für den Augenblick, Frau Marquiſe, allein früher oder ſpäter müßt Ihr auch vor dem Thron Gottes erſcheinen, um Euer Urtheil zu empfangen. Erinnert Ihr Euch der Blutflecken, die ich am Johannisabend auf Eurem Arm ſah? — ſie werden dort in jener furchtbaren Stunde von neuem ſichtbar werden!“ —

Unwillkürlich verbarg hier die Marquiſe ihre Arme unter dem weißen Nachtmantel, den ſie trug. — „Gott wird ſich meiner vielleicht erbarmen,“ ſagte ſie mit dumpfer, gebrochener Stimme; „wenn er mich aber verdammt, Jaques Briſſot, ſo können die Qualen der Hölle nicht entſetzlicher ſein, als die, die ich ſchon in dieſem Leben erdulden muß. Mein Gewiſſen iſt mein Henker und Gott hat mich durch den Tod des Mannes geſtraft, den

Digitized by Google

ich ſo unendlich geliebt habe. — Auch Eure Hände ſind mit einem Blute befleckt, für das ich mit Freuden all das meinige vergoſſen haben würde. — Lanſac ruht im Grabe! — Nie, nie werde ich ihn wieder ſehen! — Er iſt todt und ich lebe noch! Tag und Nacht nagt der namenloſe Schmerz ſeines Verluſtes an meinem Herzen und an meinem Leben!" Sie brach bei dieſen letzten Worten in Thränen aus.

„Ihr habt dieſen ungetreuen Mann ſehr geliebt," antwortete Briſſot mit einem verächtlichen Mitleiden; „er liebte Euch aber nicht."

Sie drückte hier krampfhaft die Hände feſt zuſammen; dieſe Worte erweckten noch in ihrer Seele Gefühle des Haſſes und der Rache.

„Ihr müßt mir jetzt beichten," fuhr der Advokat fort, „und mir die volle Wahrheit ſagen. Ihr habt mit Vorſatz gemordet und ſeid nur nach Herrn von Lanſac's Garten gegangen, um Eure Nebenbuhlerin zu tödten?" —

„Nein, nein!" unterbrach ſie ihn, „ich ſchwöre es Euch bei dem allwiſſenden Gott, der mich hört und mich richten wird, daß ich die einzige Frau zu ſein glaubte, die jemals dieſen Garten betreten habe, als ich die ſchöne Lubette dort fand —"

Sie hielt hier ein; der Name kam kaum hörbar über ihre Lippen.

„Weiter!" rief Briſſot befehlend.

„Sie erkannte mich, nannte mich bei Namen — ſie beſchimpfte mich — ſie drohte — — mein Geheimniß, mein Ruf, meine Ehre waren in ihren Händen — — die Unglückliche ſagte mir, die ganze Stadt ſolle am nächſten Morgen unſer Zuſammentreffen erfahren — man werde es ſehr luſtig finden, daß die Marquiſe von Spinaroſa ſich mit der ſchönen Lubette zu gleicher Zeit zu einer Zuſammenkunft eingefunden habe! — Ich war außer mir — auf dem Kamin lag ein Meſſer — ich ergriff es — ſie ſchrie — weiter weiß ich von nichts — ich war wie von Sinnen und ſtieß blindlings zu — und ſie fiel — "

Die Marquiſe verſtummte, Stimme und Athem gingen ihr aus, ſie drückte das Taſchentuch vor den Mund und zog es ſogleich wieder voll ſchäumenden Blutes weg. Von tiefem Abſcheu ergriffen, wandte Briſſot den Kopf fort.

„Seit dieſem Abend," nahm die Marquiſe wieder das Wort, „hat kein Schlaf mein Auge geſchloſſen! Mein Daſein iſt eine ununterbrochene fürchterliche Qual geworden! Die Sprache hat keine Worte für das Entſetzen und die Angſt, die mich foltern. Ich hoffe, daß ich nicht lange mehr leben werde; aber was erwartet mich jenſeits? Gott! großer Gott! erbarme Dich meiner!" —

„Möge er uns allen gnädig ſein und meine Hinrichtung auch Eure Verbrechen büßen!" ſagte Briſſot mit ſchwermüthiger, finſterer Ergebung. „Morgen werde ich Katharinens Stelle eingenommen haben! — der arme Engel! Ohne Schutz und ohne Stütze bleibt ſie in der Welt zurück; was wird aus ihr werden? welcher Mann wird ſie noch heirathen wollen? in welchem Kloſter wird ſie noch Aufnahme finden? Jedermann weicht vor der nahen Anverwandtin eines Mannes zurück, der öffentlich gerädert worden iſt — "

Die Marquiſe von Spinaroſa fiel vor ihm auf die Kniee nieder. „Briſſot!" rief ſie voll Entſetzen, „Ihr werdet nicht ſtandhaft bleiben, Ihr werdet mich angeben!" —

„Nein, nein! Ihr wißt ja auch, daß ich keine Beweiſe habe! Aber auf meinem Wege zum Blutgerüſte werde ich mich vor der Pforte Eures Pallaſtes neigen, Marquiſe von Spinaroſa! Ihr werdet doch gegenwärtig ſein, um Euch durch Eure eigenen Augen zu überzeugen, daß der Tod Euch von dem einzigen Zeugen befreit hat, der es der Welt verkünden könnte, daß die Marquiſe von Spinaroſa, die Witwe eines Granden von Spanien, die ſchöne Lubette mit Meſſerſtichen ermordet hat!"

Aechzend verbarg die Marquiſe ihren Kopf in die Kiſſen des Lehnſeſſels und winkte ihm zu, ſich zu entfernen. Er ergriff ihren Arm. „Ich gehe nun," ſagte er, „ſtatt Eurer in das Gefängniß und auf das Blutgerüſt, wenn Ihr aber wünſcht, daß Gott Euch in der Stunde Eures Todes gnädig ſein ſolle, ſo ſcheidet dereinſt nicht von der Erde, ohne das Andenken des armen Jaques Briſſot wieder zu Ehren zu bringen!" —

6.

In jener Zeit war in Criminalfällen das gerichtliche Verfahren kurz, und die Sache wurde ſchnell abgemacht; Briſſot's Proceß konnte ſich nicht in die Länge ziehen; er hatte ſich ſelbſt gefangen gegeben, und ſeine Geſtändniſſe beſchleunigten noch einen Proceß, deſſen Ausgang nicht in Zweifel gezogen werden konnte. Die ſeltſamen Verſchlingungen dieſes Dramas hatten auf die Bewohner von Aix einen tiefen Eindruck gemacht, und an dem Tage, wo das Urtheil geſprochen werden ſollte, wurde der Eingang zum Juſtizpallaſte ſchon am frühen Morgen von einer zahlloſen Menge belagert. Marius Magis hielt mitten auf dem Platze, von vielen Zuhö-

Digitized by Google

rern umgeben, eine lange Rede; nicht ganz ohne Verdruß ſah er ſich durch Briſſot's Dazwiſchenkunft gezwungen, die wichtige Rolle aufzugeben, die er in dieſem Proceß zu ſpielen gedachte, da jetzt ſein Zeugniß ſeine frühere entſcheidende Bedeutung verloren hatte. Sein ſinnreicher Verſtand hatte ihn aber auf eine neue Vermuthung geführt, die auch im Publicum hier und da Glauben fand.

„Ich bleibe dabei, meine Herren," ſagte er zu einigen zwanzig Prokuratoren und Advokaten, die ſich um ihn verſammelt hatten, daß Jaques Briſſot ſich heldenmüthig zu einem Opfer für ſeine Liebe weiht, und daß er ſich nur angeklagt hat, um Katharinen das Leben zu retten. Wie ſoll man ſich ſonſt einen Umſtand erklären, den er nicht zu erklären vermocht hat, und der doch durch mein Zeugniß zu einer unwiderleglichen Thatſache geworden iſt? Wer war das Frauenzimmer, das ich aus dem Garten, wo das Verbrechen begangen wurde, mit eigenen Augen habe herauskommen und ſich in Briſſot's Haus flüchten ſehen? Er ſelbſt hat mir damals Katharina Briſſot genannt; es war ein auffallender Umſtand, und ich habe ihn damals gleich Mehreren von Euch mitgetheilt. Und dieſer Handſchuh? Gewiß, meine Herren, wer nur einige Kenntniß von gerichtlichen Verhandlungen hat, muß dies klar durchſchauen, und ich bleibe dabei, Katharina Briſſot iſt des Verbrechens ſchuldig, und der Advokat liebt ſie ſo gränzenlos, daß er ſich, um ſie zu retten, für den Thäter ausgegeben hat. Das gegen ihn eingeleitete Verfahren ſtützt ſich auf einen Thatbeſtand, dem es an aller Wahrſcheinlichkeit fehlt, und mir ſcheint ſeine Schuldloſigkeit ganz erwieſen zu ſein. Er wird indeſſen doch verurtheilt werden; früher oder ſpäter wird aber die Wahrheit an den Tag kommen, und ſtatt eines Criminalproceſſes werden wir deren zwei erleben. Behaltet meine Worte in Eurem Gedächtniſſe, Ihr Herren, das Andenken des armen Advokaten Briſſot wird wieder zu Ehren kommen und das vielleicht ſehr bald!"

Ein Gemurmel des Beifalls lief hier durch die Reihen ſeiner Zuhörer; triumphirend nahm er wieder das Wort:

„Das iſt noch nicht alles, meine Herren! mir ſind noch einige Umſtände bekannt, die ich Euch zu guter letzt aufgeſpart habe." (D. F. f.)

Correſpondenz.

Aus Prag.

[Literariſcher Zuſtand, böhmiſch und deutſch. Theater. Muſik.]

Wer dieſe königliche Hauptſtadt ſeit einigen Jahren nicht geſehen, würde ſo bedeutende Veränderungen finden, daß er ſeinen Augen und Sinnen kaum trauen möchte; ſeinen Augen in Hinſicht der vielen Bauten, neuen Anlagen und Verſchönerungen, womit wir ſo plötzlich bereichert wurden; ſeinen Sinnen in Rückſicht der geiſtigen Bewegung, die ſich ſeit kurzem hier kund gibt. Literariſche Thätigkeit herrſchte hier zu Ende des vorigen Jahrhunderts und auch noch zu Anfange des jetzigen, als Pelzel, Born, Dobrowſky, Dobner, Mader, Bienenberg, Cornova, Pubitſchka, Schaller, Meißner u. m. A. hier lebten und wirkten. Seitdem ging es ſtets abwärts. Die Hohlheit gewann Platz, weil man ihr alles einblaſen konnte, während tüchtige Köpfe feiern mußten. Einzelne Blitze zuckten durch die trübe Luft, verziſchten jedoch in Sumpf und Pfütze. So lange Dobrowſky, dieſer wiſſenſchaftliche Rieſe, lebte, hatte die deutſche und böhmiſche Literatur in Prag noch immer einen Anhaltspunkt. Seitdem iſt in einem Zeitraume von 25 Jahren kein einziges, Epoche machendes Werk, in irgend einem Zweige der Literatur, hier erſchienen. Die Urſache dieſer traurigen Thatſache liegt tiefer, ſo daß es nicht geſtattet iſt, hier darauf einzugehen, und ohnehin hat die neueſte Zeit einige geringe, doch freudige und hoffnungerregende Aenderungen herbeigeführt, welche wenigſtens der Stagnation ein Ende machen.

Die ſlaviſche Literatur verdient zuerſt erwähnt zu werden. Der gelehrte Saffarik (ſpr. Schaffarſchik) gibt die ſlaviſchen Alterthümer heraus; ein giganteskes Unternehmen, wenn man bedenkt, wo überall die Quellen aufzuſuchen ſind. Jungmann ſetzt ſein großes böhmiſches Wörterbuch rüſtig fort, und hilft dadurch einem ſtark gefühlten Bedürfniſſe ab. Die beiden Brüder Preßl haben ſchon eine Zoologie, Botanik, Technologie und Chemie geliefert, geben die Zeitſchrift „Krok" heraus und haben die größten Verdienſte um die böhmiſche Sprache. Hanka beſorgt die neuen Ausgaben von Dobrowſky's Werken. Es erſchienen viele theologiſche Schriften, gegen 7 Journale, und ſehr viele belletriſtiſche Bücher in böhmiſcher Sprache. Unter den Schöngeiſtern iſt, beſonders, wegen ſeines enormen Fleißes, Tyl zu erwähnen. Ein bedeutendes Talent, das ſchon Gedichte, Erzählungen und über 50 Theaterſtücke, theils Ueberſetzungen, auch von Shakſpeare, theils Originale lieferte, und ſelbſt beim böhmiſchen Theater beſchäftigt iſt. Es wird ſehr viel producirt, und man ſtaunt um ſo mehr über dieſe Thätigkeit, wenn man weiß, daß das höchſte Honorar eines Verlegers 8 Fl. für den Bogen beträgt, ja daß die Meiſten ganz umſonſt arbeiten müſſen, wenn ſie nicht ihre Erzeugniſſe ſelbſt verlegen. Wie viele Manuſcripte finden gar keinen Verleger!.. Ein Geiſtlicher überſetzte die Iliade, eine ſiebenjährige mühevolle, aber ſo gelungene Arbeit, daß ſie ein Ehrenzeugniß von den anerkannteſten Autoritäten erhielt; aber ein Verleger findet ſich nicht, nicht einmal 5 Fl. für den Bogen will ein Buchhändler daran wagen, und doch exiſtirt nur dieſe böhmiſche Ueberſetzung der Iliade. —

Das lebhafteſte Regen iſt unter den böhmiſchen Literaten; allein auch ein tadelnswerthes Eifern, ein mißliches Streben macht ſich bemerkbar. Es gibt Czechomanen, welche eine Regeneration der böhmiſchen Literatur erſt dann für vollkommen halten, wenn ſie jede fremde Beimiſchung verſchmäht. Dieſe Leute glauben zwar nicht wie die Magyaren, daß im

Digitized by Google

Himmel nur ungariſch geſprochen wird; aber ſie meinen doch, daß die böhmiſche Sprache einmal die franzöſiſche aus allen Cirkeln verdrängen und Weltſprache werden muß. Mit hämiſchen Blicken ſehen ſie auf die deutſche Literatur, während doch nur durch Beihülfe und Benutzung dieſer die 200jährige Lücke in der böhmiſchen einigermaßen ausgefüllt werden kann. —

In deutſcher Sprache erſchien ungeſtört die Fortſetzung von Sommer's Topographie, die veraltete von Jaroslaus Schaller erſetzend; Palacki's Geſchichte Böhmens, jene von Pelzel verdrängend. Wenn ein geſchwätziger Gelbſchnabel eine Kritik über den ausgegebenen erſten Band abplapperte, worin dieſes Werk dem eines Ranke oder Raumer an die Seite geſtellt wird, ſo iſt es eben das Schwatzen eines Unberufenen, während die Sachkundigen erſt die Fortſetzung abwarten, ehe ſie ein Urtheil über dieſe gewichtige Schrift abgeben. — Graf Sternberg edirte den erſten Band einer Geſchichte der böhmiſchen Bergwerke. — Legis-Glückſelig kündigt eine Geſchichte des böhmiſchen Rechtes an, und gab eine Biographie Dobrowſky's, und eine Stammtafel der böhmiſchen Regenten heraus. — Die Calve'ſche Buchhandlung verlegt ein landwirthſchaftliches Converſationslexikon von Lengerke u. m. A. — In der ſchönen Literatur iſts friſch und lebendig. Unſere Journaliſtik, früher auf ein Lokalblatt „Bohemia" und eine Monatsſchrift „Erinnerungen" beſchränkt, hat ſich durch 2 neue Inſtitute bereichert. Glaſer's „Oſt und Weſt" iſt ſchon ſo bekannt und anerkannt, daß nur das von Einheimiſchen darin Gedruckte erwähnt werden ſoll. Ein junger Mann, Iſidor Heller, debutirte mit der Novelle „der erſte April" und erregte große Erwartungen. — Exner, Tomaſchek, Ebert, Kuranda und Glaſer lieferten Einzelnes. Das tüchtige Blatt wird gerne geleſen, nur Schade, daß der Theaterreferent, welcher das lokale Intereſſe befriedigen ſollte, mehr von Muſik als von Aeſthetik zu verſtehen ſcheint. — Ein anderes Blatt iſt „der Novelliſt," von Johann Umlauft redigirt. Es erſcheint in Form von Lewald's Europa, die Hauptrubrik füllen moderne Erzählungen. Originale lieferten von den Hieſigen: Neuſtadtl, Kleeroth, Heinemann, Wilh. Storch; Gedichte von Ebert, Reland, Edward u. A. — Das Feuilleton beſorgt der Redacteur ſelbſt. —

Auch in Thalias Gebiete tummelten ſich einige Prager herum, aber leider ritten ſie nicht den beflügelten Pegaſus, ſondern hölzerne Pferde, ja Einer ſogar einen Bock aus Pappendeckel. Die Poſſe „Mathilde von Spoleto," das Drama „drei Verlobungstage" von Ernſt und F. — das Luſtſpiel „der Naturmenſch" von Gerle und Horn, alle drei fielen total durch. Und doch ſteht ſchon wieder ein neues Stück auf dem Repertoir, „die Wortbrüchigen," Luſtſpiel in 3 Acten von Felix Wagner, hinter welchem Namen ſich ein hier ſehr bekannter Literat verbirgt. Die dabei beſchäftigten Schauſpieler prädiciren einen ſehr günſtigen Erfolg; nous verrons.

Das Theater iſt zu gänzlicher Bedeutungsloſigkeit herabgeſunken; weder in der Oper noch im recitirenden Schauſpiele eine bedeutende Perſönlichkeit. Einige talentbegabte Anfänger haben Intereſſe; ſo der Sänger Kunz, der mit einem ſehr ſonoren und biegſamen Bariton ein ſo linkiſches Spiel verbindet, daß man ihn nur hören, nicht ſehen mag. Zwei Opern wurden neu einſtudirt; allein „Ludoviko," von Herold und Halevy mißfiel gänzlich, und „Beliſar" von Donizetti erhielt ſich nur auf ſchwachen Beinen. — Die wiener Poſſen „das Haus der Temperamente" von Neſtroy, und „Liebeleien" von Told wollen auch nicht ziehen. — Von den Schau- und Luſtſpielen hat nur Eines angeſprochen. Weder Leutner's „Geſchwiſter" noch Bauernfelds „Vater" konnten ſich erhalten, während Töpfer's „Zurückſetzung" binnen 14 Tagen viermal bei ſtets vollem Hauſe gegeben wurde. Dieſes Schauſpiel iſt ein wahrer Schatz für's Repertoir. Einige kritiſche Richter haben in neuer Zeit bei Beſprechung deutſcher Bühnendichter Töpfer mit wenigen Worten berührt, und ihn hinter Bauernfeld, Blum und die Prinzeſſin poſtirt; jedoch ſein „Taugenichts" und „die Zurückſetzung," obwohl nur Bearbeitungen nach dem Franzöſiſchen, zeigen von ſolcher Bühnenkenntniß, daß der Erfolg ſeiner Theaterſtücke ſtets die beiden Letztgenannten und die Preisluſtſpieldichter dazu weit überflügeln wird. Seit einem Decennium wurde für die deutſchen Theater kein ſo gutes Schauſpiel geliefert, als die „Zurückſetzung." Unrecht iſt es von Töpfer, daß er das franzöſiſche Original nicht angibt. — —

Zum Schluſſe noch einige Notizen aus dem muſikaliſchen Prag. Clara Wiek hatte hier viel Aufſehen erregt und gerechte Würdigung gefunden, keineswegs aber ſo tollhäusleriſche Referate ins Leben gerufen, wie es in Wien der Fall. — Daß ſie unſern hieſigen Pianiſten als Muſter dienen möge, iſt nur zu wünſchen; beſonders ſollte Herr Dreyſchok dieſer Künſtlerin nachſtreben. Mechanik, die ausgebildetſte und ſtaunenerregendſte, iſt doch nur Mittel, nicht Zweck. Das Concertſtück für die linke Hand, welches Hr. Dreyſchok producirte, trug er mit außerordentlicher Fertigkeit vor; allein ſo ein equilibriſtiſches Kunſtſtückchen beſchäftigt blos Aug und Ohr des Zuhörers, und zwar auf Unkoſten des Geiſtes und Gemüthes. Hr. Dreyſchok iſt ſehr jung und ſchon weit über die techniſchen Schwierigkeiten ſeines Inſtrumentes; aber die Seele fehlt. —

Unter den Concerten zeichnete ſich jenes für das iſraelitiſche Spital glänzend aus. Das Chorperſonale des hieſigen iſraelitiſchen Tempels trug einen Pſalm, Muſik von Würfel, in jüdiſcher Sprache vor. Ein Geſangſtück und die Ouvertüre zu den Hugenotten wurden mit brauſendem Beifalle aufgenommen. Lächerlich iſt es, daß der Name Hugenotten verboten wurde; auf den gedruckten Annoncen ſtand: Ouvertüre aus der letzten Oper von Meyerbeer. — Das Conſervatorium führte ſeine Schüler in einigen Concerten vor und bewies wieder, daß es Muſiker zu bilden verſteht. — Von Componiſten ſind Kittl, Veith und Kleinwächter als Talente zu nennen.

Ueber die Kunſtausſtellung, welche nächſter Tage eröffnet wird, bald ein Näheres. L....

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerſtags — **96.** — den 17. Mai 1838.

Redakteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Marquiſe von Spinaroſa.

(Fortſetzung.)

Der Kreis ſeiner Zuhörer drängte ſich näher an ihn heran und Aller Blicke hingen erwartungsvoll an ſeinem Munde.

„Ich habe,“ fing er an, „dieſen Morgen den Bauer geſprochen, bei dem ſich Briſſot jenſeit der Dürance verborgen aufgehalten hat; es iſt ein braver, rechtſchaffener Mann, ein alter Client der Familie Briſſot, und er hat mir erzählt, wie der Advokat Katharina's Gefangennehmung erfahren hat: ein Hauſirer erzählte ſie als Neuigkeit, und die Schäfer ſprachen, morgen vor acht Tagen, davon, als ſie Abends vor den Thüren ſaßen. Der Advokat wurde beinahe ohnmächtig, als er Katharina's Schickſal erfuhr; er wollte augenblicklich fort und ſchrie wie ein Menſch, der ganz ſeinen Verſtand verloren hat: „Ich muß ſie retten! ich muß ſie retten! und wenn es mein Leben koſten ſollte!“ —

Hier mußte Marius Magis inne halten, weil eine lebhafte Bewegung vor den Pforten des Pallaſtes die Aufmerkſamkeit ſeiner Zuhörer auf ſich zog; jeder eilte dahin, um die öffentliche Verkündigung des Urtheils mit anzuhören. Nach Verlauf einiger Minuten verkündigte ein dumpfes Gemurmel das Ende der Sitzung. Beauregard ſtürzte zuerſt aus dem Saale, und hinter ihm die bewegte, lärmende Menge.

„Verurtheilt, einſtimmig zum Tode verurtheilt!“ rief er. „Wie es heißt, ſoll er morgen ſchon hingerichtet werden!“

Bei dieſen Worten hob Marius Magis die Hände gen Himmel empor.

„Meine Lippen laſſe ich mir nicht verſchließen!“ rief er; „laut und öffentlich will ich es bezeugen, daß ich am Johannisabend den Advokaten Briſſot hier auf dieſem Platze geſehen und geſprochen habe! Der arme Mann hatte ſeine Freude an unſern Waffenthaten und dachte wahrhaftig nicht daran, ſich nach dem Garten zu ſchleichen, um die ſchöne Lubette zu ermorden! — Er iſt unſchuldig! aber da kommt die Verbrecherin!“

Er zeigte bei dieſen Worten auf Katharina, die, vom Pater Athanaſius geführt, aus der kleinen Straße Portalet hervorkam, um nach dem Gefängniſſe zu gehen. Das arme Mädchen wankte wie eine Leiche einher; ſie hörte nicht das Murren, das bei ihrem Anblicke laut wurde, und die Drohungen, die ihr folgten; man hätte ſie ſteinigen können, ohne daß ſie den Blick aufgeſchlagen hätte.

Der Mönch aber erſchrak; er umſchlang ſie mit einem Arme und winkte mit der andern Hand dem Volke zu, ſie durchzulaſſen.

„Was wollen ſie von mir?“ fragte Katharina leiſe ihren Beſchützer, der ſich nur mühſam einen Weg zu bahnen vermochte.

„Gerechtigkeit!“ rief hier eine Stimme ganz in ihrer Nähe; „der Advokat iſt unſchuldig! — ſie iſt die Verbrecherin!“

Die Ehrfurcht gegen den frommen, ehrwürdigen Pater Athanaſius vermochte es allein, ſie gegen Mißhand-

lungen zu ſchützen, und machte es dieſem möglich, mit ihr bis zu den ſchweren Pforten des Gefängniſſes durchzudringen, die ſich augenblicklich hinter ihnen ſchloſſen.

Der Advokat hatte, ſobald ihm ſein Todesurtheil bekannt gemacht wurde, darum gebeten, ſeinen Beichtvater und Katharina zu ihm zu ſenden, da das Geſetz dem Verurtheilten die Vergünſtigung zugeſtand, Jeden ſprechen zu dürfen, den er noch zu ſehen wünſchte.

Das junge Mädchen ſank vor Jaques Briſſot auf die Knie nieder und ergriff ſeine Hände.

Blaß und bange ſagte ihm Pater Athanaſius leiſe, wie aufgeregt draußen das Volk ſei, und wie man ihn für unſchuldig halte und Katharinen gedroht habe, die man immer noch für die Mörderin halte.

„Armes Mädchen!“ rief Briſſot ſchmerzlich, indem er ſie in ſeine Arme ſchloß, „ich habe ihr nur ihr Leben retten können! — Ergebt Euch in den Willen Gottes, Katharina! — betet für das Heil meiner Seele! — ich aber will dieſe Welt nicht verlaſſen, ohne Euch zu Eurem Troſte zu ſagen, daß ich an dem Verbrechen, deſſen man Euch beſchuldigte, eben ſo unſchuldig bin als Ihr ſelbſt.“

„Ihr hättet mich ſterben laſſen ſollen!“ ſagte ſie heftig, „die Richter haben geglaubt, was Ihr ihnen geſagt habt, aber ich habe es nie, nie geglaubt, auch nicht einen Augenblick!“

Schmerzlich erſtaunt hörte Pater Athanaſius dieſe Worte.

„Wie?“ ſagte er, „Ihr habt Euch nur für ſchuldig angegeben, um ſie zu retten? — Auch Ihr ſeid unſchuldig an dieſer Mordthat! Wer iſt denn aber der Thäter?“

„Ihr ſollt dies in meiner Beichte erfahren, mein Vater,“ antwortete Briſſot ruhig; „ich will nur Katharina mein Lebewohl ſagen, und dann ſoll die kurze Zeit, die mir noch vergönnt iſt, nur Euch gehören.“

Er wandte ſich hier wieder zu Katharinen und ſprach lange leiſe mit ihr. Sie hörte ihm knieend, mit gefalteten Händen und niedergeſchlagenen Augen zu.

„Lebe wohl, Katharina,“ ſagte er ihr zuletzt, und drückte ſie einen Augenblick innig an ſein Herz. „Lebe wohl! — wir müſſen uns trennen! — Deine Gegenwart raubt mir allen Muth — in Deiner Nähe bedaure ich das Leben — wir hätten ſo glücklich ſein können! — ich habe mein Glück verkannt! — zu ſpät habe ich es wieder würdigen lernen! — O, wenn ich es jetzt noch mein nennen dürfte!“

Sie richtete ſich bei dieſen Worten auf; ein Strahl der Freude belebte ihr Auge, ein mattes Lächeln ſchwebte um ihre Lippen. —

„Ich werde bald ſterben,“ flüſterte ſie leiſe, „noch vor Ablauf des Jahres werde ich wieder droben bei Dir ſein. Bin ich nicht im Tode wie im Leben mit Dir verlobt?“

Er küßte ſie auf die Stirn und übergab ſie dann den Händen des Mönches.

„Lebe wohl, lebe wohl, Katharina!“ ſagte er mit gebrochener Stimme. „Führt ſie fort, mein Vater! ich muß mit Euch allein bleiben, um mich auf meinen Tod vorbereiten zu können.“

Jaques Briſſot war ein wahrhaft frommer Mann; er war es auch in dem Sinne ſeiner Kirche, und ſo beichtete er dem Pater die volle Wahrheit, ehe er ihn um die Losſprechung von ſeinen Sünden zu bitten wagte.

Thränen floſſen über die Wangen des ehrwürdigen Greiſes bei Anhörung dieſer Beichte, die ſein Herz mit Abſcheu und Mitleid erfüllte. Als Briſſot endigte, ertheilte er ihm in articulo mortis die Abſolution.

„Und nun, mein Sohn,“ ſetzte er hinzu, „gehe ich, um einen Aufſchub der Vollziehung Eures Urtheils zu erbitten.“

„In welcher Abſicht wollt Ihr dies thun, mein Vater?“

„Wenn die Vorſehung uns auch nur einen Tag, eine Stunde Friſt ſchenkt, ſo kann dieſe kurze Zeit ſchon hinreichen, eine ſchuldbelaſtete Seele zur Reue zu bringen. Das Geheimniß Eurer Beichte iſt mir heilig; allein ich will das Gewiſſen dieſer unglücklichen Frau bewachen; ihr Leben iſt im Verlöſchen.“

Briſſot ſchüttelte traurig den Kopf.

„Ich habe keine Hoffnung,“ ſagte er, „mein Opfer muß vollbracht werden.“

Es gelang dem Pater Athanaſius, einen Aufſchub von drei Tagen bis zur Vollziehung des Urtheils zu erlangen. Sobald ihm dieſer zugeſtanden war, eilte er nach dem Landhauſe der Marquiſe. Auf dem halben Wege kam ihm eine von vielen Menſchen umgebene Sänfte entgegen, der die Kutſche des Oberpräſidenten folgte. Athanaſius ſchauderte, als er die ſchwarze Livree der Dienerſchaft erkannte, er glaubte, die Marquiſe von Spinaroſa ſei ſchon todt. Der Trauerzug kam langſam näher; der Präſident befahl ſeinem Kutſcher, zu halten, als er am Rande des Weges den Mönch erblickte, der demüthig, mit entblößtem Haupte, ſtehen geblieben war.

„Steigt ein, ehrwürdiger Vater,“ ſagte er ihm, indem er ſich aus dem Kutſchenſchlage beugte; „ich bringe

die Frau Marquiſe von Spinaroſa nach der Stadt zurück: ſie iſt ſehr krank, und ich wollte eben zu Euch ſchicken, um Euch holen zu laſſen."

Er winkte hier dem Pater, ſich neben ihn zu ſetzen. Es war zum Erſticken heiß; kein Lüftchen rührte, kein Blatt bewegte ſich.

„Welche Gluthatmoſphäre!" rief der Mönch; „dieſe Hitze kann der Frau Marquiſe in ihrem Zuſtande tödtlich werden, Herr Oberpräſident!"

„Gott ſteh' ihr bei! Aber ſie mußte durchaus wieder nach der Stadt kommen und konnte nicht länger in dem Landhauſe bleiben. Die Zimmer dort ſind viel zu klein, um mit gehörigem Anſtande Beſuche annehmen zu können, und ſobald man morgen, ja ſchon heute, erfährt, daß ſie in Gefahr iſt, wird die ganze Stadt herbeieilen, um ſie zu ſehen. Ich will vierzigſtündige Gebete für ſie anordnen laſſen; die Kirche iſt dieſe Auszeichnung einer Dame, die derſelben durch ihren hohen Rang und durch ihre Tugenden gleich würdig iſt, ſchuldig."

Nach Verlauf einer Stunde lag die Marquiſe in ihrem großen, mit ſchwarzem Sammet ausgeſchlagenen Zimmer, in ihrem gleichfalls ſchwarzbehangenen Bette, dem gegenüber ein elfenbeinernes Crucifix über einem kryſtallenen Weihkeſſel hing. Fünf bis ſechs Damen ſaßen im Halbkreiſe um ihr Bette herum und ſprachen leiſe mit einander. Pater Athanaſius und Genoveva ſtanden zu Häupten des Bettes, in dem die Marquiſe mit nach der Wand gerichtetem Geſichte lag. Sie ſprach nicht, ſie beklagte ſich nicht; man hörte nur ihre ungleichen, zuweilen von einem trockenen Huſten unterbrochenen Athemzüge.

„Ihr leidet viel, meine Tochter," ſagte der Mönch mit leiſer Stimme; „faßt aber Muth; Gottes Barmherzigkeit iſt unermeßlich, und er ſendet mich zu Euch, um Euch beizuſtehen, wenn es ſein Wille iſt, daß Ihr Euch auf den furchtbaren Uebergang vom Leben zum Tode bereit machen ſollt. — Wünſcht Ihr nicht die heil. Sacramente zu empfangen?"

Die Marquiſe antwortete nicht. Er wiederholte dieſe Frage zwei bis drei Mal, endlich antwortete ſie ungeduldig: „Noch nicht, ehrwürdiger Vater, vielleicht morgen."

„Wie Ihr wollt, meine Tochter; ich verlaſſe Euch nicht mehr."

Genoveva winkte ihm, ihr in das anſtoßende Cabinet zu folgen. — „Die Frau Marquiſe ſtirbt," ſagte ſie ihm weinend, „die Aerzte haben erklärt, daß ſie vielleicht nicht zwei Tage mehr zu leben hat; ſie kann jeden Augenblick in unſern Armen den Geiſt aufgeben, und noch hat ſie nicht gebeichtet! — Sie iſt doch ſonſt eine Heilige —"

„Gott gebe, daß ſie nicht als eine Ungläubige dahin ſtirbt, ohne die heiligen Sacramente empfangen zu haben!"

Genoveva bekreuzte ſich.

„Ehrwürdiger Vater," fing ſie an, „Ihr könnt mir glauben, der letzte Beſuch des Advokaten Briſſot koſtet der Frau Marquiſe das Leben. Der Menſch muß ſie behext haben! Man ſagt, daß er für die von ihm eingeſtandenen Verbrechen gerädert werden ſoll, aber wahrlich, ihm widerführe nur ſein Recht, wenn er öffentlich auf dem großen Platze lebendig verbrannt würde!"

„Still, Genoveva, ſtill! Ihr läſtert!" unterbrach ſie der Mönch und kehrte in das Zimmer zurück, wo er ſich oben am Bette der Marquiſe niederließ.

Welch ein Schauplatz gehaltloſer, eitler Beileidsbezeigungen wurde dies Sterbelager! Das Zimmer wurde wie eine Todtencapelle betrachtet, in die Jeder im Vorbeigehen einen neugierigen Blick werfen wollte. Der Adel der ganzen Stadt erhielt Zutritt zu demſelben.

(Der Beſchluß folgt.)

Correſpondenz.

Aus Frankfurt am Main.

[Literaten, Diplomaten, Sängerinnen u. ſ. w.]

Zur Zeit der Anweſenheit Gutzkow's war hier ein literariſches Treiben bemerkbar, während ſonſt Frankfurt kaum die Möglichkeit literariſcher Perſonen begreift. Mehrere Literaten befanden ſich zugleich hier und machten ſich einander den Hof. Ein inniges Zuſammenleben entſteht aber nie durch ſolche Sommervögel, da ſich unſere jungen Literaten alle für ſelbſtſtändig genug halten, um ſich an andere feſtee ſtehende zu lehnen. Die Ausfälle der baltiſchen Blätter gegen Gutzkow ſind denn doch etwas zu unliterariſch. Die Leute ſchlagen mit Beſenſtielen drein und Gott weiß, was ſie zuerſt damit gekehrt haben. Solche Fehden ſind ärgerlich und dem Auslande gegenüber kleinlich und ſpießbürgerlich. Als ob die deutſchen Literaten Grund hätten, bei der Gunſt des Publicums viel zu wagen! — Unſer Theater bleibt definitiv unter der frühern Leitung, das heißt unter einem Kaufmann, der es bereits ſo weit in den Schlamm geführt hat, daß es kein anderer mehr herausziehen will. Zwar wollten es die Herren Guhr und Malz übernehmen, es iſt aber noch lange die Frage, ob es dann beſſer beſtanden haben würde, und unſere Kaufleute ſind einmal in Frankfurt für den Status quo, obſchon ſie ihn in Holland nicht wünſchen. Ein Franzoſe, Herr Laſalle, der eine Gemäldeſammlung von einer Million Werth beſitzt, ſtellte neulich hier „die heilige Familie" von Titian zum Beſten der Ar-

Digitized by Google

men aus und machte eine Einnahme von 14 Gulden, ſage vierzehn Gulden. Nur der ruſſiſche Geſandte mit ſeiner Familie und drei Engländer waren neugierig, ein Gemälde von Titian zu ſehen. Die hieſige Kaufmannſchaft zog es vor, den berühmten Elephanten einmal anzuſchauen. Das hieſige Orcheſter brachte vergangene Woche der Gräfin Roſſi eine Serenade zum Zeichen ſeines Dankes. Der Capellmeiſter ſelbſt dirigirte, und es wurden vier Ouvertüren aus verſchiedenen Opern geſpielt. Die Gräfin reiſt dieſe Woche noch über Paris nach Turin, wohin ihr Gatte ihr vorgeeilt iſt, um ſich dann nach Petersburg zu begeben. Man erzählt ſich hier in diplomatiſchen Zirkeln, der König von Sardinien habe dem Kaiſer von Rußland eine Liſte von vier Geſandten präſentiren laſſen, worauf dieſer ſich für Roſſi entſchieden habe. Unſere Liebhabertheater ruhen jetzt bis künftigen Winter wieder. Herr Durand gab neulich den Barbier von Sevilla von Beaumarchais, der außerordentlich gefiel. Obſchon die Geſellſchaft faſt ganz aus dem diplomatiſchen Corps beſtand, ſo wußte doch mancher nicht, daß Beaumarchais den Barbier geſchrieben habe, ehe Roſſini ſeine Muſik dazu componirte, der aber dadurch faſt allen ſeinen Witz verlor. Figaro ſagt, combien de maîtres y-a-t-il qui sont dignes d'être valets? Die Herren klatſchen außerordentlich bei dieſen Worten, obſchon ich heute noch nicht weiß, warum. Madame Schodel hat hier nach der Löwe gaſtirt. Man kann ſich denken, daß ſie viele Hinderniſſe zu beſeitigen hatte. Auch gefiel ſie nur zum Theil, denn der Enthuſiasmus hatte ſich an der Löwe erſchöpft. Was auch die hieſigen Blätter darüber berichten mögen, darauf kann man nicht rechnen. Blos das Converſationsblatt, das Pro und Contra über theatraliſche Gegenſtände aufnimmt, kann zum Maßſtab für theatraliſche Leiſtungen gelten. Dr. Rouſſeau will hier Vorleſungen über lyriſche und epiſche Poeſie halten. Es iſt immer gut, wenn ſolche Leute öffentlich auftreten. Man lernt aus den Geſprächen des Publicums darüber den Geiſt der Stadt kennen. Ich weiß zwar nicht, ob hier ein Sinn für ſchlechte oder gute Literatur herrſcht, ſo viel weiß ich aber, daß man hier beſonders den Nachdruck liebt, der nichts koſtet. Auch nehmen nach und nach alle hieſige Blätter den Nachdruck in Schutz. Er iſt ihr tägliches Brot. —

Notizen.

[Offenes Schreiben an die Zeitung für die elegante Welt.]

Meine Verehrteſte! Sie beliebten, und zwar ganz recht und gut, neulich zu ſagen: „Was für Viehzeug — hier kein Schimpfwort, ſondern nur Gattungsname — mitunter in deutſchen Recenſiranſtalten weidet, davon gibt uns die halleſche Literatur-Zeitung (bei Gelegenheit der Beſprechung von Taſchenbüchern) wieder einmal rechte Proben.“ Allein ſolches literariſche Viergefüß weidet auch bisweilen in andern wohllöblichen deutſchen Inſtituten. Es iſt nicht blos an den vier Füßen des Styls, in dem es einherſchreitet, ſondern auch an der breiten Stirn erkenntlich, womit es die Ignoranz offen zur Schau trägt. Leſen Sie nur, liebe geſtrenge Elegante, unter andern in der jenaer Literaturzeitung No. 226 ꝛc., wo ein soi disant Recenſent, mit R unterzeichnet, indem er Reichard's Sammlung kleiner Schriften aus dem Gebiete der mathematiſchen und alten Geographie zu beſprechen vermeint, folgende himmelſchreiende Gelehrſamkeit auftiſcht: „Jedem, der ſich übrigens um Geographie intereſſirt, empfiehlt Recenſent das aufmerkſame Leſen der Darſtellungen des Verfaſſers, der mit großem Aufwande von geographiſchen Kenntniſſen jene durchführt, und die meiſten neueſten Forſchungen, namentlich die Beobachtungen Browne's, Edriſi's und Hornemann's, verſtändig und fleißig benutzt hat“... Wenn nun ein mathematiſcher und geographiſcher Recenſent nicht einmal weiß, daß Edriſi im zwölften Jahrhunderte lebte, und wenn er dieſen Araber unter die neueſten Forſcher, zu denen man Browne und Hornemann rechnen kann, inmittenſtellt, ſo kann man wohl mit Fug und Recht ſagen, daß es jetzt im gelehrten Deutſchland Recenſenten gibt, die auf vier Füßen wandeln, obſchon ſie um deswillen nicht feſter und ſicherer auftreten. Die gedachten Recenſiranſtalten wandeln ſo trägen, langſamen Schrittes, daß man ſich wundern muß, wenn ſie dann und wann auch noch leichtfertig ſind und die dürftigſten Blößen zeigen. Schlimm aber ſteht es um das wegen ſeiner allzu pünktlichen Gelehrſamkeit verſchriene Deutſchland, wenn es der Eleganten vorbehalten bleibt, dergleichen zu rügen.

Ich unterzeichne mich ꝛc. ꝛc.

[Deſſauer's neue Oper in Dresden.]
(Brieflich.)

Der bekannte Liedercomponiſt Joſeph Deſſauer, aus Wien, hat ſeine neue komiſche Oper „der Beſuch in St. Cyr“ auf die dresdner Bühne gebracht. Der Text, aus dem Leben Ludwig des XIV., iſt von Bauernfeld. Der Beifall war anhaltend, Darſteller und Componiſt wurden am Schluß gerufen; nur die Abreiſe der Dem. Wüſt behindert jetzt fortgeſetzte Wiederholungen. Deſſauer's Muſik iſt ſehr geſangreich, lyriſch melodienvoll, ohne an Bellini zu erinnern. Als beſonders ſchön nenne ich das Finale des zweiten Actes, die Tenor-Romanze, das Duett zwiſchen Adele und Tenor. Der Componiſt verließ uns in dieſen Tagen, um über Leipzig nach Weimar zu gehen, wo zweifelsohne ſeine Oper ebenfalls aufgeführt wird. Deſſauer machte ſich in Paris beſonders durch ſeine für Francilla Pixis componirten Lieder bekannt. Seine frühere Oper „Lidwina,“ Text von Egon Ebert, kam, ſo viel ich weiß, nur in Prag zur Aufführung.

[Shelley].

Im Verlag der Claſſiker zu Stuttgart erſchien von Felix Adolphi eine Ueberſetzung der Cenci von Shelley, nebſt vorgeſtellter Lebensſkizze des Dichters. Dieſer Beitrag zur Kenntnißnahme des in Deutſchland zu wenig gekannten Shelley iſt allen Freunden der Literatur willkommen. Ich enthalte mich hier eines Weitern und verweiſe auf meine Charakteriſtik des Dichters im zweiten Band der „weiblichen und männlichen Charaktere,“ die in Leipzig bei Engelmann nächſtens ausgegeben werden.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 97. — den 18. Mai 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

IV.

Haben Sie das Büchlein: „Claſſiker und Bibel", von Eyth, ſchon zu Geſicht bekommen? Der junge Verfaſſer wirkt in Kirchheim als Schulmann, wo er ſich eng an Eſchenmayer und Knapp angeſchloſſen hat. Sie erkennen auch in jener Schrift noch den Ueberſetzer der Odyſſee, den mit den Claſſikern Vertrauten, und das bewahrt ihn vor allzu greller Färbung. Die Bibel ſoll, ſo will er, nicht gerade an die Stelle der Claſſiker, doch über ſie geſetzt werden. Er ſteht mit ſeinem Vorſchlage nicht allein; ein ſtuttgarter Profeſſor hat über denſelben Gegenſtand ein Programm geſchrieben, und im Dienſte derſelben Richtung. Ich glaube, dieſe iſt ſich ihres Zweckes noch nicht klar geworden, oder hält vorerſt noch hinter dem Berge. Die Claſſiker haben ſo viel Schönes, aber Chriſtum — den kennen ſie nicht. Und ſo ſind ihre Vorzüge doch nur ſchöne Fehler, ihre Tugenden, wie Auguſtin ſagte, glänzende Laſter! Das eigentliche Ziel iſt die Chriſtianiſirung des Alterthums, d. h. ſeine Vernichtung. Eine erzwungene Taufe iſt keine. So richtet denn Eyth die Bibel wenigſtens einſtweilen im modernen Geſchmack zu; jene edle, körnige Sprache Luther's wird in hohle Verſe verwaſchen. So ſehr verkennt der Pietismus ſich ſelber, daß er dem Zeitgeiſte gewiſſe Zugeſtändniſſe macht, die ihn von ſeinem eigentlichen Boden ablöſen. Doch ich verfolge dieſen Gegenſtand hier nicht, ich werde ſpäter auf dieſe allerchriſtlichſte Poeſie zu ſprechen kommen. Ich gehe nun näher auf die Erziehung und Entwickelung des Schwaben ein.

Wenn Häuslichkeit das Element des ſchwäbiſchen Lebens iſt, das Familienleben, die innere, nicht die äußere, die kleine, nicht die große Welt, ſo erſehen Sie leicht, daß die Erziehung und Bildung nur eine häuslich-gemüthliche ſein wird; der innere, nicht der äußere Menſch wird cultivirt, die Natürlichkeit zur Sittlichkeit, der einfache Wille zum feſten Charakter gebildet. Es lagert ſich nicht die Welt mit ihren tauſendfachen Bezügen peripheriſch um das Ich; die Selbſtergreifung und Verſelbſtſtändigung der Individualität iſt das Ziel. Daher jene tiefe Unbefangenheit, jenes naive Sichgehenlaſſen, als ob es nichts außer dem Ich gäbe, jenes rückſichtloſe Dreinſprechen und Dreinſchlagen, das nur das nächſte Beſte ergreift, aber mit ganzer Kraft verfolgt, unbekümmert um die Kette der Verwickelungen und Bezüge, die ſich ſonſt in einem reicher ausgebreiteten Leben geltend machen. Indem ſo nicht das accidentelle, ſondern das ſubſtanzielle Bewußtſein cultivirt wird, lernt der Geiſt früh die Einkehr in ſich ſelber, oder beſſer, er kommt nicht aus, nicht über ſich hinaus; befangen im Inhalte, an den ſich das Subject unbedingt hingibt, erſcheint es nach außen in jener Unbefangenheit, die dem wachern, ſchnellern Bewußtſein als Beſchränktheit oder Einſeitigkeit erſcheint. — Nicht die Welt, ſondern das Gemüth und die Religioſität iſt Grundlage jener Erziehung. Sie erwarten es nicht anders von einer ſchwäbiſchen Mutter. Dadurch vertieft ſich das innere Leben

zu jener ſittlichen Selbſtmacht und zu jener intenſiven Frömmigkeit, die ſelbſt in der äußerſten Negativität eine Vollkraft des Poſitiven begründet, wie ſie bei einem Hegel und Strauß tief und kräftig nachtönt. Die religiös-ſittliche Grundlage gibt den Lebensfond jener gediegenen Charakterfülle, welche nie den Ernſt der Geſinnung, die Redlichkeit der Ueberzeugung und die Beharrlichkeit des Strebens einbüßen darf. In dieſe enge, gemüthliche Sphäre der Häuslichkeit können auflöſende, kritiſche Tendenzen, alle die modernen Bedürfniſſe und Zerwürfniſſe nur mit Mühe gelangen. Die Karl v. Hohenhauſen wachſen nicht ſo leicht auf dieſem Boden. Denn wenn auch die Unmittelbarkeit des Familienlebens ſich auflöſt, iſt noch keine Gefahr für das jugendliche Gemüth, es bleibt in ſeiner Sphäre, in ſeinem natürlichen Grund und Boden; wohin es auch verſetzt werden mag, es findet ſtets heimiſche Erde. Die Schulen und Anſtalten ſind ſtets in der Nähe, Sitte und Sprache iſt überall dieſelbe, in denſelben Freuden und Leiden tummelt ſich das geſunde, derbe Völkchen der Scholaren. Die Anſtalten ſelbſt ſind durch und durch ſchwäbiſch, Schwaben Vorſteher und Lehrer, Schwaben Mitglieder und Schüler. Dazu kommen die ſchwäbiſchen Vetterſchaften, und wo dieſe nicht ausreichen, da iſt von irgend einer Seite, von der Univerſität, vom Beruf, von irgend einer gemeinſchaftlichen Mahlzeit, vom rannſtadter Feſte her, die Bekanntſchaft wenigſtens eingeleitet. Alsbald ergibt ſich unter Lehrern und Schülern ein familiäres Verhältniß. Fremde Einflüſſe können ſich nicht geltend machen, ſie würden ſich bald der Geſammtheit fügen müſſen. So iſt es auf den Gymnaſien, in den Seminarien, in den lateiniſchen Schulen. Bekannt und wohlverdient iſt der Ruhm der letztern; intereſſant und bezeichnend ihre Verhältniſſe. Da iſt ein „Präceptor", grimmig, ſtreng, pünctlich, mit einem großen Schulſack und noch größern Stecken. Er beherbergt in ſeinem Hauſe vielleicht 10, ja 20 Koſtgänger, die unter beſtändiger Aufſicht beſtändige Streiche machen und bekommen. Die Präceptoren ſind eine große, gefürchtete Macht — für Groß und Klein — ſelbſt vom Auslande ſtrömen ihnen Koſtgänger zu, und Schelling und Thierſch verſäumten nicht, ihre Sohne in der nürtinger Schule beizen zu laſſen. — In dieſen Schulen werden denn die Jungen, die ſchon etwas ertragen können, tüchtig im Feuer exercirt; zarte Zimperlichkeit erwarte in einer Schwabenſchule Niemand, der die Schwabenſtreiche kennt... Dann rückt das herbſtliche Landexamen herbei, der Präceptor fährt mit ſeinen jungen Eleven, die der wachhabende Soldat vor dem ſtuttgarter Thore pflichtſchuldigſt als „junge Löwen" notirt, in die Reſidenz zum großen, jüngſten Gericht. Dreißig Beſte werden in Seminarien, die übrigen in Gymnaſien und ſonſt in der Welt untergebracht; der wichtige Schritt iſt gethan, der ſehnlichſte Wunſch der Mutter erfüllt, das Examen beſtanden, und Hegel und Schelling, Hölderlin und Schwab, Pfizer und Strauß, Zimmermann und Viſcher, der göttinger Reuß und Graf Reinhart, der franzöſiſche Pair, ziehen ins Kloſter. Durch ſolche Namen erhalten dieſe Inſtitute eine gewiſſermaßen welthiſtoriſche Bedeutung, für die Charakteriſtik Schwabens ſind ſie aber von ganz beſonderem Intereſſe.

So viel ich weiß, ſind dieſe Pflanzſchulen für künftige Geiſtliche in der Zeit der Reformation aus aufgehobenen Klöſtern geſtiftet worden. Die Einrichtung blieb, wie in den ſächſiſchen Fürſtenſchulen, bis auf die neuere Zeit ſtreng klöſterlich — Zellen, Clauſur, beſtimmt vorgeſchriebene Koſt, Kleidung und Lehre. Aus den niedern Seminarien ergänzt ſich das höhere Stift in Tübingen. Die Bildung war nur eine gelehrte und theologiſche. Fremde Sprachen und Realien wurden ſo wenig als deutſche Literatur geduldet. Rührend iſt es, alte Paſtoren erzählen zu hören, wie ſie einſt verſtohlen Goethe's Iphigenia laſen und halb officiell von Klopſtock's Meſſias ſich begeiſtern ließen — das war die Zeit, welche einen Hegel im ſchwarzen Mäntelchen, weißen Prieſterüberſchlägen, kurzen ſchwarzen Beinkleidern, ſchwarzwollenen Strümpfen und Schuhen, das dreieckige Klapphütchen unter dem Arm aus- und eingehen ſah. Doch ſchon damals wurden die Vorſchriften mit aller Sorgfalt umgangen, und ſobald die Schwelle des Kloſterhofes verlaſſen war, ward das Mäntelchen abgeſchnallt, der Ueberſchlag losgebunden und in den Sack geſteckt, um erſt bei der Rückkehr wieder applicirt zu werden. Mit der Morgenröthe der neuen Zeit, in den Tagen Napoleon's, regte und dehnte ſich's auch in dieſen Mauern. Der Ruf nach Freiheit hallte hier doppelt ſtark wieder; — eines Abends, als die Nachricht von dem angeblichen Siege der Deutſchen bei Lützen erſcholl, ſchrie das ganze Stift, wie aus Einem Halſe, zu Thüren und Fenſtern die eingeſperrte Begeiſterung in donnerndem Vivat und Pereat hinaus.... Alle mußten dafür ins Carcer wandern. Indeſſen haben ſich die Zellen erweitert, die Kleider wenigſtens, ich weiß nicht, ob auch die Mienen, wurden freundlicher und heiterer, nur noch ein Weniges theologiſcher Schwärze zeichnet die jungen Leute vor den übrigen Studirenden mehr aus. Man muß ja wohl mit der Zeit, wie ſie's heißen, fortſchreiten.

Digitized by Google

„Wißt Ihr, wie ein tübinger Seminariſt erzogen wird?“ Laube gibt kein übles Bild davon. Liegt es doch in jedem Inſtitute, zu beſchneiden, zu dreſſiren, zu ziehen — zu verziehen. Deſto wichtiger die innere Entwickelung des begabteren Subjeets. Der Drang nach Freiheit und Unabhängigkeit, der des Jünglings Bruſt ſchwellt, muß bier ſich in ſeiner ganzen Kraft Luſt zu machen ſuchen. Wie dieſe Kriſis beſtanden wird, das beſtimmt das ganze Leben. Hier erweitert ſich der ideelle Blick, hier muß der Riß in das Gewölbe des bisher ſo beſchränkten Geſichtskreiſes geſchehen, und auf die innere Keaſt wird es ankommen, ob er ſich zu einer bleibenden Spalte verklemmt, ob er gar nicht geſchieht, oder ob er ſich kühn zu einer neuen Welt ausweitet. Es iſt rein inneeliche Selbſtbeſtimmung, kein Anklang äußerer Einflüſſe, kein Wechſelverkehr mit allgemeinern Welt- und Lebensbedingungen. Es iſt Charakterbildung, das Individuum hat die Aufgabe, ſich eine ſittlich-religiöſe Weltſtellung zu erobern, ſich zu ſich ſelber zu bringen und in ſich zu verfeſten. Fehlt die Kraft, das eigene Selbſt in den gegebenen Verhältniſſen zu bejahen und zu bewahren, ſo wird ſich ein knechtiſches, verſchloſſenes Weſen conſtituiren, das ſeine Tücke hinter den Ohren trägt, oder es wird das Gemüth ſich von dem Gegebenen losreißen, die Verhältniſſe übeeſpringen, und in dieſem Todesſprunge über die eigene Wirklichkeit ſich hinausſtürzen. Die Engbrüſtigkeit des wirklichen Lebens ſucht in eine ferne Weite hinauszutoben oder hinauszuſchwindſüchteln: ach, wie ſchön muß es da drüben ſein! So verſumpfen die Waſſer des Lebens, Irrlichter ſteigen auf und verführen den Unkundigen auf die Wege des Jammers. Nur wer von Haus aus ſtetig und kräftig genug angelegt iſt, mag in geeegelter Entwickelung ſich an der Hand der Idee für das Leben erziehen. Doch nicht für das weite und große Weltleben, ſondern für das innere, füe einen feſtbeſchloſſenen Kreis, in dem die gefeſtete Innerlichkeit ruhig aus- und abwogen mag. Sie denken ſich, wen ich unter den erſtern Unglücklichen zumeiſt im Auge hatte. Waiblinger hat in den „Zeitgenoſſen“ Hölderlin's Biographie geſcheieben und beredt und eindringend den Fluch, der auf ſolchen Anſtalten laſtet, auszufüheen gewußt. Entſchieden poetiſche Talente müſſen in ihnen verkümmern, wenn ſie ſich nicht mit Gewalt und früh genug Luft machen. Schiller rettete ſich durch die Flucht, aber auch an ihm rächte ſich das Inſtitutsleben, das in das eigene Ich zurückwirft und ein Grübeln veranlaßt, das nicht keck in die Welt und Wirklichkeit, ſondern über die Welt hinaus in ideale Abſtraetionen greift. Der Dichter muß ſehen und höeen lernen — wie aber, wenn man ihn in ein Loch ſteckt, in dem ihm vollends alles Sehen und Hören vergeht?

(D. F. ſ.)

Die Marquiſe von Spinaroſa.

(Beſchluß.)

Die Maequiſe war von all dem düſtern Prunk umgeben, den dee katholiſche Cultus für Sterbende hat. Tag und Nacht brannten geweihte Keezen um ſie her; die Reliquien des heil. Jaeob und der heil. Magdalene wurden in Proceſſion zu ihr geteagen; in ihrem Sterbezimmer wurde ein Altar errichtet, um davor zu beten; ſie ſollte in aller Repräſentation ihres Standes ſterben, wie ſie auch in derſelben gelebt hatte, um noch in ihren letzten Augenblicken ein Beiſpiel von der Größe und der Frömmigkeit ihres Hauſes zu geben; ihr Onkel ſetzte ſeinen Stolz darein, einen ſo erbaulichen Tod — ihr klagloſes Verſtummen galt ihm für fromme, heldenmüthige Ergebung eines Herzens, das der Schmerz um den Verluſt ihees Gemahls gebrochen hatte — zu einem öffentlichen Schauſpiel zu machen. Die Marquiſe von Spinaroſa hatte keine Kinder, und keine nahe Verwandte; ſie war eine Schweſteetochter des Oberpräſidenten und ſehr jung mit dem Grafen von Spinaroſa vermählt worden; trotz ihees hohen Ranges und der beneideten Stellung, die ſie in der Geſellſchaft eingenommen hatte, weinte kein Auge Thränen wahrer Theilnahme um ſie. Sie wurde in ihren letzten Lebensſtunden ſchon wie eine Todte behandelt und die Leiden deeſelben nicht beachtet. Von den Aerzten aufgegeben, lag ſie unbeweglich mit geſchloſſenen Augen und gefalteten Händen da, ohne, wie es ſchien, mehr zu beachten, was um ſie her vorging. Alle Fähigkeiten ihrer Seele ſchienen ſchon erſtorben zu ſein, und der letzte Kampf des entfliehenden Lebens dem Tode nur noch auf Augenblicke einen ſchon erſtorbenen Körpee ſtreitig machen zu wollen. Einmal indeſſen ſchlug ſie mitten in der Nacht die Augen auf und warf einen noch hellen und belebten Blick um ſich her; doch in demſelben Augenblick verſank ſie auch wieder in ihee ſcheinbare Eeſtarrung.

Pater Athanaſius wich nicht von iheem Sterbelager; in unausſprechlicher Angſt wartete er auf einen Blick, einen Wink von ihr, doch vergebens! vergebens! alle ſeine Ermahnungen entlockten ihr kein Wort — ſie zuckte nur zuweilen ſchmerzhaft zuſammen, wenn er ſie ihr leiſe zuflüſterte.

In der letzten Nacht ſagten zwei Prieſter in dem

Sterbezimmer die Gebete für Sterbende her; ihre Frauen wachten bei ihr; Pater Athanaſius, der vor ihrem Lager kniete, murmelte maſchinenmäßig das Miſerere her; ſeine Augen ſchloſſen ſich; von Ermattung und Gemüthsbewegung überwältigt, ſchlummerte er ein. Die Wachskerzen warfen auf alle dieſe erſchöpften und verwachten Geſtalten ihr falbes Licht, die Fenſter waren halbgeöffnet; der erſte Dämmerſchein des anbrechenden Tages ſtieg am Himmel auf, und der Morgenwind ſäuſelte in den Wipfeln der hohen Ulmen, die auf dem großen Platz vor dem Hotel des Oberpräſidenten ſtanden.

Genoveva legte die ſeidenen Decken zurecht, die über das Bett gebreitet waren, und befühlte dabei die Füße der Marquiſe; ſie waren ſchon eiſig kalt und abgeſtorben. In demſelben Augenblick bewegte ſich die Marquiſe lebhaft; ein Strom von Blut ſtürzte aus ihrem Munde. —

„Sie ſtirbt!“ rief Genoveva, „gebt ihr ſchnell das Crucifix zu küſſen!“ —

Plötzlich richtete ſich die Marquiſe auf, mit weit geöffneten Augen und ausgeſtreckten Armen rief ſie röchelnd: „Ich ſterbe! ich muß beichten! — Der Herr Oberpräſident ſoll kommen! auch ein Notarius und Zeugen! — ruft ſo viel Menſchen herbei, als nur immer da ſind! Es hat Eile!“ — o mein Gott! friſte mir nur noch einige Augenblicke das Leben!“ — —

„O geſchwind, Zeugen her! Zeugen her!“ rief Pater Athanaſius; — „noch iſt es Zeit, meine Tochter! redet! — erleichtert Euer Gewiſſen.“

Die Frauen der Marquiſe waren nach der Thür geeilt, um nach den Dienern zu rufen, die im Vorzimmer wachten; man weckte den Präſidenten; in Einem Augenblick war das ganze Haus auf den Füßen. Pater Athanaſius ermahnte die Marquiſe und hielt ihr das Crucifix vor.

„Muth, meine Tochter, Muth!“ ſagte er ihr. „Gott iſt den bußfertigen Sündern gnädig! — Er wird ſich auch Euer erbarmen!“

Nach Verlauf einiger Minuten eilte der Präſident, von einigen Perſonen gefolgt, herbei. Schrecken und Angſt lagen auf allen Geſichtern.

„Wo iſt ein Notarius?“ fragte die Marquiſe laut und ſtark; „er ſoll meinen letzten Willen niederſchreiben. Es hat Eile.“

„Wollt Ihr noch ein Teſtament machen?“ fragte der Oberpräſident; „ich muß Euch aber daran erinnern, daß Ihr über Euer Vermögen, nach unſerem Familienvertrag, nicht verfügen könnt.“

„Nein, ich habe nur ein Bekenntniß abzulegen. Seid Alle Zeugen deſſelben!“

Sie wandte ſich nun zu dem Pater; eine Todtenſtille herrſchte im Zimmer, als ſie laut und vernehmlich ſagte: „Mein Vater, ich erkläre hier in Eurer Gegenwart und vor allen hier anweſenden Zeugen, daß Jaques Briſſot unſchuldig iſt. Ich habe die ſchöne Lubette ermordet!“

Ein Schrei entfuhr jedem Munde. Pater Athanaſius ſtreckte die Hand gegen die Marquiſe aus und ſprach die Formel der Abſolution über ſie aus.

„Eure Reue, meine Tochter,“ ſagte er, „rettet einem Unſchuldigen das Leben! Einige Stunden ſpäter wäre es nicht mehr Zeit geweſen!“

Sie ſank zurück, und ſo leiſe und ſchwach, daß der Mönch es kaum zu hören vermochte, ſagte ſie: „Nur erſt in meiner Todesſtunde durfte ich reden! Gott ſei Dank! — ſie iſt endlich gekommen!“

Fanny Tarnow.

Notizen.

[Neue Bilder der Düſſeldorfer.]

Leſſing malt an einem „Enzio,“ den ſo eben zwei Mönche verlaſſen, mit der Miene des Bedauerns, ihn nicht bekehrt zu haben. In einem Aufſatz über die düſſeldorfer Schule theilt Dr. Ruge in den halle'ſchen Jahrbüchern Folgendes mit: Schrödter malt ein vortreffliches Genrebild: Fallſtaff's Enrollirung ſeiner Rekruten, die Einſchreibungsſcene beim Friedensrichter. Fallſtaff dictirt die Namen und gibt jedesmal ſeinen Senf dazu, nachläſſig auf einen Stuhl geſtützt, der unter ſeiner Wucht zuſammenknickt. Die einzelnen Kerle ſind ſtudirt und mit Genie gezeichnet, nur Schade, daß ſie nicht eben ſo berühmt ſind als der Ritter ſelbſt. — Sohn malt „Romeo's Abſchied,“ und Ruge beſchreibt das Bild: „Das Tageslicht iſt ſchon angebrochen, man ſieht durch das Fenſter, auf deſſen Sims Romeo ſitzt, in die Morgenlandſchaft hinaus, während Juliens Gemach von der Sophaniſche aus noch von der Ampel beleuchtet wird. Sie kniet auf einem Polſter am Fenſter, umfaßt ihn mit der Rechten und legt die Linke auf ſeine Schulter, um ihn mit der Rechten zum letzten Kuſſe herabzuziehen, indem ſie den innigſten und hingebendſten Blick zu ihm emporhebt, und er ſcheidend in die Tiefe herabſieht.“

[Geographiſche Curioſität.]

Wer bisher den Lauf der thüringiſchen und voigtländiſchen Saale nicht kannte, der leſe Ziegler's Schriftchen: „das Erforderlichſte aus der Geographie vom Königreiche Baiern,“ dritte Auflage, und er wird finden, daß ſich dieſelbe „bei Barby in den Rhein“ ergießt. Sehr merkwürdig, und dabei iſt das Buch, wie geſagt, zum dritten Male aufgelegt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 98. — den 19. Mai 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Fortſetzung.)

Den Dichter muß das Leben und die Welt erziehen; der Zwang des Geſetzes verkrüppelt und verzieht die jungen Sproſſen in eine unnatürliche Schiefe. Poetiſch angelegte Geiſter, die doch in dieſes Leben ſich finden und in ihm ausharren, werden nie den vollendeten Dichterberuf zeigen. Die Schwingen bleiben ihnen gelähmt, und mag auch der innere Kern ſich nicht verlieren, in die volle Entäußerung künſtleriſcher Gebilde tritt er nicht leicht hervor. Das praktiſche Leben — ein Aemtchen, eine Stelle nimmt ſie in Beſchlag und macht ſie zu tüchtigen Lebemännern, wie Schwab, oder ſie bleiben in der Klemme der Speculation ſtecken, ſind nicht genug Philoſophen, um der Phantaſie, und nicht genug Dichter, um dem Begriff ſeine Stelle zu geben, wie Pfizer. — Aber ein philoſophiſcher Geiſt findet in dieſen Kloſterverhältniſſen, die ihn zur Stille der Beſchauung anhalten, mit dem nöthigen Bedarf von Hulfsmitteln, tüchtigen Lehrern und Bibliotheken verſehen, gewiß, was ihm gut iſt. Die Einkehr in ſich ſelbſt, der lebendige Verkehr ſtrebſamer Freunde gibt Beides, die Zucht des Gedankens und die Gewandtheit der Dialektik. Schelling hat ſein erſtes Buch im Stift geſchrieben, und ſicherlich hat Hegel ſeinen guten Grund hier gelegt, trotz dem, daß ſein Abgangszeugniß gelautet haben ſoll — in philoſophia parum! — Alſo in wiſſenſchaftlicher und gemüthlicher Hinſicht, wo das Ich ſeiner innern Vermittlung in dem Gegebenen froh werden kann, wo es in die Tiefe, nicht in die Weite geht, im Gebiete des Zweifels, des Gedankens mag dem Inſtitute ſein Vorzug ungeſchmälert bleiben. Allein es gibt nicht blos eine ideale, ſondern auch eine reale Welt — ſie heißt Leben!

Ich habe länger von dieſen Verhältniſſen geſprochen, als Ihnen lieb ſein mag. Allein ſie hängen mit der Geſchichte und Entwickelung des ſchwäbiſchen Geiſtes ſo weſentlich zuſammen, daß das ganze Schwabenthum ſich in letzter Inſtanz darauf bezieht. Welche ſchwäbiſche Mutter, um von der Wiege anzufangen, blickt nicht mit ganz beſonderem Intereſſe auf einen Ort, wo ihre liebſten Wünſche in Erfüllung gehen können? Der Schwarzrock ſtellt den Geiſtlichen ins Licht der Gottheit, in ſeiner Anſchauung gehen die höchſten Intereſſen einer fromm-gemüthlichen Seele zuſammen. Sie wiſſen, wie Fichte's, wie Leſſing's Mutter ſich über die ungeiſtlichen Lieblinge gehärmt; Sie ſehen den kleinen Schiller mit der Schürze umhangen von dem Stuhle herabkanzeln. Vom Mutterleibe an alſo, könnte man ſagen, ſieht der Schwabe Angeſichts der Theologie, und folglich des Seminars, das ihn aufnehmen ſoll. *Einen* Sohn ins Kloſter zu bringen iſt für jede Familie — bis zum Miniſter hinauf, ein ſüßer Zweck — gelingt es vollends mit zweien, ja mit dreien, ſo iſt des Glückes Gipfel erreicht. So national ſind jene Inſtitute. Kein Wunder, wenn das Schwabenthum, in Proſa und Poeſie, in der „Stunde" und in der Caffeeviſite ſtark nach Theologie riecht. — — Sofern der Geiſtlichkeit die Bildung auf Kanzel und Ka-

theder eben durch jene Inſtitute anheimfällt, beſtimmen ſie den ganzen Culturſtand.

Der Bildungsgang des Schwaben zeigt ſich in der theologiſchen Laufbahn nur in ſeiner Spitze. Mag ſich auch der Nichttheolog das Leben faebenheller anſehen, umfaſſender wird darum ſein Geſichtspunkt nicht. Das Land hat nur eine Hochſchule, die Lehrer ſind meiſtens ſelbſt Schwaben, in ſchwäbiſchen Schulen und Inſtituten gebildet. Fremde Studirende kommen immer ſeltener nach dem kleinen, ſo wenig ſocíale Reize bietenden Tübingen. Mehrere Univerſitäten werden ſelten beſucht, und ſo kommt allerdings keine Störung in das traditionelle Leben. Würden ſich auch mehr fremde Einflüſſe geltend machen wollen, auf dieſe gefeſtete Natur würden ſie keinen Eindruck machen. Nichts iſt intereſſanter als Varnhagens „Scheidewege.“ Dieſe flüchtige, flüſſige, weltgewandte, weltüberſpringende Perſönlichkeit inmitten der trockenen, unbewegten Figuren, die Unheimlichkeit, mit der ſie ſich angezogen und abgeſtoßen fühlt, wie ſie darüber hinaus ſein möchte und doch nicht hineinkommen kann in dieſes geſchloſſene Leben, das ungeirrt ſeinen ſchweren Gang thut und mit Weile die innern Schätze ausmünzt!

Die eigentliche große Welt iſt und bleibt dem Schwaben „mit Bretern vernagelt.“ Von der Schule und dem Fachſtudium entlaſſen, fällt er dem noch engern Kreiſe individuellen Wirkens und Lebens anheim. Ein Bureau, eine Studirſtube, eine Praxis mit der Ausſicht auf ein fixes Einkommen und ein gutes Schöppchen „wenn am Abend ſinkt die Sonnen“..... Wo wären auch die größern Städte und Geſellſchaften, wo die Zuſammenflüſſe und Centralpunkte großer, allgemeiner Intereſſen, in deren Wirbel die Anſchauung erweitert, der ſchwerfällige Gang beflügelt, der langſame Blick befeuert, der Geiſt in der Mühle der Dialektik gerädert, die Gelenke gebrochen, die Zunge gelöſt, kurz ein neuer Menſch angezogen wird im Nothſchrei des Lebens: „hilf dir ſelber!“ Iſt das Leben eine Schule, ſo iſt dem Schwaben die Schule das Leben. Sie ſorgt für ihn, daß er durchs Leben kommt, wenn er anders nur ein Wenig von ihren reichen Gaben einſackt. Das beſtandene Examen gibt Brot, kaum iſt nöthig, daß der Candidat ſich beſonders umthue; er ſoll es nur gehen laſſen, es geht Alles ſeinen „gewieſten Weg.“

Sie ſehen, wie ſich dem Schwaben das Leben von allen Seiten her zu einer Enge und Beſchränktheit abſchließt; welche ſich dem ſtill-zufriedenen Sinn recht heimich und traulich erweiſen mag. Von der Kinderſtube bis zur Amtsſtube, von der Elementarſchule bis zur Hochſchule immer dieſelben Intereſſen, dieſelbe Unmittelbarkeit des Gegebenen und zu Gebenden, eine ruhig beſchloſſene Einfachheit und Inſichverſchlungenheit, ein tiefbewegtes inneres Leben, aber keine Ausweitung, keine Entwicklung.

V.

In dem Mangel an Entwickelung und Form, den ich Ihnen bisher nachwies, liegt nun ganz die künſtleriſche Unzulänglichkeit der Schwaben. Der innere Gehalt kommt nicht zum Durchbruch, und kann ſich nicht in die Gliederung der Beziehungen ergießen. — Soll ich von ſchwäbiſcher Architektur anfangen? In den größern Städten baut man nicht ſchöner und beſſer, als es überhaupt bei dem modernen Zwitterſtyl geſchieht. Aber eine gewiſſe Plumpheit und Maſſenhaftigkeit bemerke ich, — namentlich an neuen ſtuttgarter Bauten, die ſolid und trefflich gearbeitet, aber blockhäuſermäßig aufgeführt ſind. So das Palais für die Prinzeſſinnen; ſo der neue Bazar, ein vollendetes Zuchthaus. Auf dem Lande nichts Leichtes, Zierliches, ſcharf und entſchieden Vorſpringendes. Meiſt kleine, etwas verdeückte Häuſer, ganz zum Hausgebrauch eingerichtet, ohne allen künſtleriſchen Ueberfluß. Auf das Feſtungsartige der Kiechthürme, die maſſig, dauerhaft, ſchwäbiſch-ſolid ſich erheben, macht Mone aufmerkſam. An äſthetiſchem Sinn gebricht es ſehr. Die Dörfer am Rhein und Main ſind ſchöner, freundlicher, wohnlicher als die ſchwäbiſchen Städtchen. Ach, es gibt ſo viel zu ſoegen und zu thun, wer wird an das Schöne denken können! — Der Sinn für das Mittelalter iſt noch heute wenig ausgebildet; röthliche oder weiße Anſtriche, Schnörkel, proteſtantiſche Emporkirchen, nüchtern quadrirte Wände entſtellen manche alte Kirche bis zum Scheunenmäßigen. Die mittelalterlichen Baudenkmale ſelbſt ſind offenbar nicht aus dem nothwendigen Bedürfniß einer künſtleriſchen Natur hervorgegangen. Einige Klöſter, wie Babenhauſen, Maulbronn, Blaubeuern, die byzantiniſchen Kirchen in Gmünd und Ellwangen, die eßlinger Frauenkirche, dieſe bekannt durch D. Quaglio's geiſtreiche Aufnahme, der ulmer Münſter, geben dem Künſtler und Kunſtfreund reichen Stoff der Betrachtung. Aber gerade das letztere ungeheure Werk zeigt am entſchiedenſten den Mangel an künſtleriſchem Vermögen. Der ulmer Münſter iſt ein verſteinter Schwabe, — breit, maſſig, derb bis zum Formloſen. Umſonſt ſuchen Sie an ihm jene zierlichen Geſtalten und Formen, die ſo üppig ſonſt um die gothiſchen Dome herumklettern. Wo ſind die zierlichen

Digitized by Google

Fenſterroſen, wo die kühngeſchwungenen Blumengewinde, welche an jenen ſproſſen und knoſpen? Nichts als Maſſe. Man könnte in ſein Schiff den Straßburger ſtellen; man erſchrickt vor der ungeheuern Breite und Weite, aber der Geiſt hat die Materle nicht durchdrungen, daß er an ihr herausſchlüge in tauſend Gebilden, in die reichumrankten Pfeiler, in die flüchtigen Pilaſter, in die leichtgeſchwungenen Strebebogen. Da iſt kein Thurm, an dem ſich die Subſtanz, der Erdſchwere entnommen, zu der Spitze hinaufſchwingen ſollte, wo ſie die reine Geiſtigkeit in der Exiſtenz erhabener Formvollendung ahnungsvoll erreicht. Man nahm breiten Anſatz, ließ es gehen, ſo lange es ging, und als es nicht mehr ging, ließ man es wieder gehen. Dieſer thurmloſe Münſter erſchien mir ſtets als ein rieſenmäßiger Todtenkaſten, ein ungeheurer Sarg, in dem die ſchwäbiſche Kunſt der Auferſtehung entgegenſchlummere. Das iſt der Mangel an Plaſtik, von dem ich Ihnen ſchon einmal ſagte. Die feine Rundung und Entfaltung des Gegebenen, die Herausarbeitung aus dem trockenen Körper in die leiſern Bezüge und Windungen fehlt, — ein Baum ohne Blätter, ſie ſind nicht abgepflückt oder abgewelkt, ſie ſind noch nicht entfaltet. Die Frühlingswärme des Gedeihens und Sproſſens gab ein anderer Himmel. In Franken haben ſich die Matz Beblinger und Enſingen, die Syrten und Schäuffele, die Meiſter von Ulm und Eßlingen gebildet, Peter Viſcher und Karl Heideloff in Nüenberg ſind urſprünglich Schwaben.

Die neuere *Plaſtik* ſelbſt zehrt von der Perrücken- und Zopftradition. Der Herzog Karl Eugen ſtiftete, wie es die Mode mit ſich brachte, eine Akademie der ſchönen Künſte. Guibal, Harper, La Joune leiteten ſie und bildeten den verſtorbenen Heideloff, Schaffauer, Seele, Maller, Hetſch, Thouret, Wächter — Dannecker. Die Saluccі, Cremoni, Gajani, Mutti, Tarchini, Retti und Friſoni wußten auch da aus jeder Wüſte ein Paradies zu machen. — Nirgends habe ich eine größere Menge von Kirchen in jenem Styl geſehen, als im ſüdöſtlichen Schwaben und in ſeinen katholiſchen Theilen überhaupt. Elchingen, Wiblingen, Neresheim, Ellwangen, Schönthal u. ſ. w. bieten eine Menge ſolcher vielbewunderter Ballethäuſer.

Bedeutſamer Weiſe ſteht Dannecker's Chriſtus in der Neresheimer Kirche. Ich trete dem „deutſchen Canova" nicht zu nahe, aber den höhern Genius beſitzt er nicht. Unbegreiflich, wie er ſo geſchmacklos ſein konnte, das Thonmodell ſeines Chriſtus grellroth angeſtrichen, dieſen Kothklumpen in der ſtuttgarter Hoſpitalkirche aufzuſtellen. Sein Chriſtus iſt der gute Meiſter, der geduldige, liebevolle Rabbi, nimmermehr aber der Gottmenſch. Die Statue, an der jeder Zoll Gott ſein ſollte, hat nichts Impoſantes, ich ſah das Werk einmal bei feierlicher Fackelbeleuchtung, aber auch da mußte ich es lau und leer in den gypsmarmoenen Wänden und vergoldeten Schnitzeleien des Chores ſtehen laſſen. Dannecker hat keinen bedeutendern Schüler.

Auch die *Malerei* hat zu keiner Zeit in Schwaben beſonders geblüht. Durchwandeen Sie die Kirchen — Sie finden kein ausgezeichnetes älteres Bild. In der Blüthezeit der Niederländer, im 17. und 18. Jahrhundert, ward eben ſo wenig Etwas geleiſtet, nichts, das über die Manier und Praktik des Handwerks, des Gemachten, ſich bedeutend erhöbe. Selbſt die ludwigsburger Gemäldegalerie, die einzige im Lande, vermag nicht ein allgemein berühmtes Bild aufzuweiſen. Die Boiſſeree'ſche Sammlung ließ man nach München ziehen. Neuerdings wirkt allerdings der Kunſtverein erfreulich; der Bau eines Antikenſaales, einer Galerie in Stuttgart iſt beſchloſſen, Privatſammlungen entſtehen; in Tübingen wurde eine Sammlung von Abgüſſen in der Bibliothek aufgeſtellt, aus Mangel an Raum ſtehen ſie in den Fenſterniſchen und laſſen ſich — den Rücken beleuchten. — Scheitzer, Dieterich, Steinkopf ſind gefeiert in der Schlachtenmalerei, in der Hiſtorie und in der Landſchaft, ſie wirken zum Theil an der ſtuttgarter Kunſtſchule, aber dieſe Wirkſamkeit iſt, wie der ganze ſchwäbiſche Kunſtbetrieb, ſporadiſch. Eine Kunſtſchule iſt noch keine Künſtlerſchule. Dazu fehlt die hiſtoriſche Anſchauung und eine Sphäre des Geiſtes, die weniger der Natur und ihrer Unmittelbarkeit verſchrieben iſt. — Wächter hat zwar auf die Entwickelung der deutſchen Kunſt einen bedeutenden Einfluß gehabt, allein ſo ſchön ſein Wirken in Wien war, ſo hatte er doch nicht das Vermögen, eine bleibende Richtung anzugeben, oder gar eine Schule zu bilden. Nicht die äußere Technik, auch nicht das blos Lehrhafte ſtiftet die Schule, ſondern jene höhere, innere Form, welche unbewußt und unwillkürlich ausſtrahlt und einen artiſtiſchen Dunſtkreis um ſich bildet, innerhalb deſſen die lebendigſte Kunſtmitleidenſchaft innerlich nothwendig angeregt wird. Dieſe innere Form iſt weſentlich Bildungstrieb, ſchöpferiſche Luſt, freithätiges, geniales Wirken. Die ſchwäbiſche Natur aber erfaßt ſich nicht ſo leicht in ihrer innern Totalität, um ſich zur lebendigen Form abzurunden, ſie bethätigt ſich in naturfroher, naturgemäßer Entwickelung; es iſt mehr ein Werden und Wachſen, als Schaffen und Formen. Das Centrum der ſelbſtbewußten Ichheit iſt gleichſam noch eingehüllt in die peripheriſche Breite des

Digitized by Google

Stoffs, ſie kann ihn nicht gewältigen und zu ihrem Dienſte productiv verwenden. Im Gegentheil, das Ich gibt ſich der Sache, dem Stoffe faſt unbedingt hin, wird, lebt und webt in ihm; erhebt ſich nur ſchwer über das Gegebene zu freier Verarbeitung aus der Höhe künſtleriſchen Bewußtſeins.

Sie bemerken es namentlich bei der Poeſie, wie mehr die Einbildungskraft, das aufnehmende, dem Gegenſtande folgende und in ihn ſich vertiefende Vermögen als die productive Phantaſie im ſchwäbiſchen Geiſte waltet. Noch hat ſich die tabula rasa der Empfindung nicht gefüllt, es fehlt die Objectivität der Anſchauung, das äußerlich Gegebene, daß dem innern Gehalte zur Erfüllung diente. Erſt muß die Welt ins Ich zurückgeſchlungen werden, damit die volle Bruſt ſich wieder zur Welt erweitere und entäußere. Das iſt das holde Geſchäft der Einbildungskraft, hier und da ſich eine Blume zu pflücken und ans Herz zu ſtecken, ſo oft es möglich iſt, ein Bildchen einzurahmen und in der inneren Galerie der Seele aufzuſtellen. Aber die Arbeit iſt eine unendliche, der eingeſchränkte ſchwäbiſche Genius würde nie damit fertig werden. Sehen und Hören würde ihm vergehen, wollte er nur ſehen und hören; er muß das Erworbene alsbald wieder verausgaben, denn ſchon das Wenige füllt ſeine noch nicht erweiterte Anſchauung aus. Nur wer hat, dem wird gegeben, wer nicht hat, dem wird genommen, was er hat. Der Schwabe aber, wenn er aus der Schule kommt, hat noch ſehr wenig Welt in ſich aufgenommen. So durchwandert er die Natur und das Leben mit dem ſinnig beobachtenden Auge, das über dem Nächſten und Oberflächlichen das Entfernteſte und Tiefſte nicht vergißt, das in der Metamorphoſe der Pflanze die allgemeinen Weltzuſammenhänge verfolgt — nicht ſo, ſondern wie das Kind im Frühling wird er von dem Erſten, Beſten vollſtändig in Anſpruch genommen: das Schellen des Glöckchens, das unſcheinbare Blümlein am Wege, der Wirbel der Lerche zieht die ganze Aufmerkſamkeit auf ſich und wird zum Selbſtzweck. Die Perſon geht in der Sache auf, ſtatt daß die Sache in die Perſon eingehen und mit einem neuen Capital den Grundſtock vermehren ſollte. Ein Verslein, ein Liedchen verkündet alsbald den frohen Fund.

(Die Fortſetzung folgt.)

Notizen.

[Mozart-Concert in Leipzig.]

Am 13. Mai fand zum Beſten des Mozart-Denkmals das Concert in Leipzig Statt, unter Leitung des Muſikdirectors Pohlenz. Herr Schenk vom Theater ſprach ein Weihegedicht von Hermann Marggraff, das die Schöpfungen des Meiſters im Umriß ſchilderte. Fräul. Charlotte Fink ſpielte einen Concertſatz, Fräul. Luiſe Schlegel ſang eine Arie aus Cosi fan tutte. Von gediegnen Dilettanten wurden zwei Chöre aus Davide penitente, Terzett und Chor aus Idomeneo, der Chor „O Iſis und Oſiris," das Quintett aus Cosi fan tutte und das erſte Finale aus Don Juan ausgeführt. Das Orcheſter ſpielte mit ſeiner anerkannten Bravour die Symphonie in C dur mit der Schlußfuge und der Ouvertüre zu Figaro's Hochzeit.

[Leipziger Eiſenbahn.]

Am 11. Mai begannen die Fahrten bis Machern. „Machern gewonnen, alles gewonnen!" war längſt das Sprichwort geweſen, der Durchſtich eines nicht unbedeutenden Plateaus bot die mühſamſten Anſtrengungen und eine Ausdauer ſeltner Art. Jetzt iſt es erreicht, und ein Feſtzug eröffnete die Fahrten nach Machern, deſſen freundliche Localität den ganzen Sommer hindurch die zahlreichen Schaaren anlocken wird. Erhebend war der Anblick, als die vielen tauſend Arbeiter den ſchnaubenden Blitz, dem der Komet nachhalf, und die 17 Waggons mit lautem Hurrah begrüßten. Es war ein zeitgemäßes Volksfeſt, es galt dem Aufſchwung der induſtriellen Kräfte. — Im Laufe der letzten ſieben Tage erwieſen die Liſten beinahe 14000 Perſonen, welche die Fahrt machten, mithin auf den Tag 2000. Die Einnahme am vorigen Sonntag belief ſich auf 670 Thlr.

[Die Briten als Antiquitätenräuber.]

Wie wenig Achtung die Briten vor der Integrität der claſſiſchen Ruinen in Griechenland haben, iſt bekannt und erweiſt ſich noch immer. So erzählt Schwarzwälder, in ſeinen „Erinnerungen an Griechenland" (Verlag bei K. Schwarz), er habe junge engliſche Seeofficiere mit Steinen nach den Capitälen an den Säulen des Olympieion zielen und werfen ſehen, um wo möglich ein Stück von ſchöner Arbeit herunterzubekommen. Sie bezahlten auch arme Griechen, die da herumliefen, als Beiſtände ihrer Spitzbüberei. Gefiel ihnen ein abgeworfenes Stück nicht, ſo warfen ſie es fort und zielten von Neuem. Ein andermal wollte ſich ein Engländer mit dem Fragmente eines Marmorkopfes unter dem Rocke von der Akropolis hinwegſchleichen, aber die Wächter haben es ihm wieder abgejagt. Schwarzwälder beſchuldigt die Engländer deshalb der Barbarei, indem er behauptet, daß Kunſtraub ſo gut wie Kirchenraub ein Verbrechen ſei. Von den franzöſiſchen Seeofficieren habe man nie dergleichen erlebt.

[Pöppig's maleriſcher Atlas.]

Die fünfte Lieferung bringt wieder drei ausgezeichnete Stahlſtiche, zur Natur- und Menſchenſchilderung in Südamerika gehörig, eine Fahrt auf dem Maranhon, die merkwürdige Stromſchnelle Eſtero in Peru und die Kathedrale in Lima, der Hauptſtadt des Landes. Der beſchreibende Text gibt ein Gemälde von Oſt-Peru.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

(Hierbei eine Beilage von G. Baſſe in Quedlinburg.)

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 99. — den 21. Mai 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Mundt's Spaziergänge und Weltfahrten.

Zweiter Band.

Wenn Theodor Mundt eine Kritik ſchreibt, ſo weiſt er aus dieſer oder jener Literaturerſcheinung den Lebensgewinn nach, den der Geiſt des Jahrhunderts daraus zu ziehen habe. Wenn er über Philoſophie ſchreibt, ſo will er die freigeborne Menſchenſeele von der Knechtſchaft der ſtarr gewordenen Dogmen retten. Wenn er von der Nothwendigkeit der Geſetze ſpricht, ſo ſchirmt er die Freiheit des perſönlichen Willens. Er ſchreibt über Görres und ſichert das Gewiſſen der fortſchreitenden Menſchheit. In der Novelle gibt er eine Symphonie von Lebensſtimmungen. Wenn er ſitzt und ſinnt, ſo brütet er über die Rettung des verfolgten Zeitgeiſtes, und denkt wie ein kleiner David auf neue Harfenmelodien, womit er den umdüſterten Saul erheitern könnte. Wenn er in die Weite hinausläuft und in den zwei großen Culturſtätten der modernen Welt ſich herumtreibt, ſo hält er die Diogeneslaterne mit beiden Händen feſt, und lacht und weint und kann ſein Herz nicht halten, bis er ein Menſchenleben findet. Und ſie ſagen, er ſei kein Poet. Was mag wohl Poeſie ſein nach der Meinung ſolcher Leute? Lorenz Sterne hatte ſeinen langweiligen Triſtram Shandy geſchrieben, und man nannte ihn unter den Romandichtern. Wie er ſeine Feder in ſein eigenes Herzblut tauchte und ſeine Reiſe beſchrieb, wo der ganze Zauber der ſüßeſten Empfindung ein Bild vom lieben armen Menſchenleben hervorrief, da ſagten die Kritiker, Sterne ſei ein empfindſamer Reiſebeſchreiber, aber kein Dichter. Daß doch die Leute wüßten, was Poeſie iſt! Wenn einer Versmaße übt, oder zwei hergebrachte Liebesleute auf der Bahn mit Hinderniſſen drei Bände hindurch abhetzt, ſo rangiren ſie ihn unter die Dichter; und durchwanderte einer die ganze Welt, bliebe bei jeder Trophäe des Menſchengeiſtes, bei jedem Grabe der Vergangenheit und Gegenwart ſinnend ſtehen und ſtiege zur Unterwelt hinab, um die Geiſter über das Geſchick der Zukunft zu befragen: ſie würden ſagen, er ſei kein Dichter. Mich dünkt, Theodor Mundt ſei nur ein Dichter. Und wenn er über ein ABC-Buch ſchreibt, er kann euch nichts anders geben als Dichtung, nämlich eine Symphonie, in welcher der Geiſt des Jahrhunderts ſeine Diſſonanzen harmoniſch löſt. Armes Zeitalter! Du biſt bei alle deinem ſelbſtverſchuldeten Unglück, bei allem Irrſinn deiner falſchen Maximen doch kein echter Lear, ſonſt würde Mundt dein guter Junge ſein, der die Narrenkappe vor dir ſchüttelt und dir den Trödel deiner Wirklichkeit mit muntern Einfällen auf kurze Minuten erträglich macht.

Unſere Geſchichtsepoche iſt weit weniger tragiſch als burlesk, ſelbſt Königsmörder geben nur eine Farce, kein Trauerſpiel. Mundt beſieht ſich in Paris die Welt und ſchildert die poſſenhaften Züge des Zeitalters. Er beleuchtet die angebliche Sympathie mit Deutſchland, und ſchildert Couſin, der gern Deutſch verſtehen will, und Mignet, der von der Bedeutung des Proteſtantismus in Frankreich und Deutſchland etwas wiſſen möchte, und in der Prinzeſſin Helene die vermeintliche Vermäh-

lung beider Völker. Er ſchildert die religiöſen Stimmungen und hält es für möglich, daß die katholiſche Frömmigkeit in Paris — Mode werden könnte. Er ſpricht von der Amneſtie und erklärt ſie als eine Hofgnade, von der großen Oeffentlichkeit des franzöſiſchen Lebens und von Louis Philipp, dem weiſen Manne, der alle Parteien zu einer Principloſigkeit abſchwächt, von dem Namenstage des Bürgerkönigs, den das ſchöne Wetter zufällig populair macht, von den Fortſchritten der Freiheit, die ihres Lebens müde iſt, von der Liberalität, die gern abſolut ſein möchte, von Talleyrand und ſeinem verunglückten Schüler Thiers, von dem Ernſt des theoſophiſchen Ballanche, der ſich wie ein Einſiedler verſteckt hält, und von der Toilettenweisheit der Dejacet, die in Frankreich über alle Philoſophie des Tiefſinns den Triumph davonträgt, von dem jeſuitiſchen Lamennais, der gern demokratiſch wäre, und von den Doctrinairs, die gern praktiſch ſein möchten, — und um Alles in Eins zuſammenzufaſſen, ſo ſchildert Mundt mit verliebter Gemüthlichkeit im Jardin des plantes die räthſelhafte Giraffe als den großen Repräſentanten des Zeitgeiſtes in Paris. Hinter den Ausplaudereien ſeines guten Herzens liegt ſo viel Verſtand, daß einer mit dieſem ohne jenes ſchon einen leidlichen Haushalt machen könnte. Hat aber ein Autor viel Herz und viel Verſtand, und bringt rr beides auf die Tafel des Lebens, ſo werden die Leute verlegen und aus Verlegenheit unwillig. Solchen embarras de richesse bereitet Mundt dem deutſchen Publicum. Wer blos verſtändig iſt, erregt ſchnell die Sympathien des Verſtandes, wer blos gemüthlich ſchreibt, den ſchlagen die Gemüthlichen gleich auf ihren Leiſten; wie aber Beides, das gute Herz, das um den Blüthenkelch des Lebens flattert, und der Tiefſinn, der an der Wurzel nagt, in freier Verſöhnung zur Perſon geworden, das erſcheint den Leuten wie eine wilde Ehe.

Das „gute Herz" der jetzigen Deutſchheit iſt ſehr verſchieden von dem guten Herzen und der Gemüthſeligkeit unſerer literariſchen Altvordern. Das alte hockte hinter dem Ofen, es machte Familie und Gelegenheitsgedichte, es trank Bier, um ſeine Gedanken aufzufüttern. Das gute Herz von heute trinkt Champagner und treibt ſich auf der Landſtraße herum. Seit Jean Paul gab es in Deutſchland kein ſo gutes Herz, als es in Mundt laut wird, und im Fortgange der Zeiten iſt es tiefſinniger geworden, gedankenklarer, ſchwermüthiger, aber auch verwegener in Luſt und Scherz. Es entwickelt an den Beinſchwenkungen einer Taglioni eine transſcendentale Philoſophie, und die Grobſchmiede der deutſchen Kritik nehmen das für eine ernſtlich gemeinte Doctrin, und warnen die Philiſter vor der Frivolität des guten Herzens, das mit den Grazien coquettirt, um den Leuten Spaß zu machen. Die Deutſchen haben immer ihr eigenes gutes Herz verkannt, aber das gute Herz läßt ſich das nicht verdrießen, es entläuft der Heimath, aber entgeht nicht der Sehnſucht nach Hauſe. Börne ſtarb ſogar an Deutſchland, und Heine jammert faſt auf lächerliche Weiſe nach einem Tropfen deutſchen Blutes, das nur ſehr ſparſam noch in ſeinen Adern perlt. Heine beſchäftigt ſich nur aus Langerweile mit ſeiner Griſette Mathilde; von früh Morgens bis ſpät Abends lieſt er deutſche Journale und zittert knabenhaft vor dem Gedanken, das er nur noch Mr. Eene ſei und nicht mehr Heinrich Heine, der Reiſebilderdichter, der von der Einſamkeit der deutſchen Verzweiflung ſang. Mundt ſchildert ihn als bon enfant; aber ſeine komiſche Poſition als deutſches Herz im fremden Lande hat Beurmann am eindringlichſten ins Licht geſtellt und in Scene gebracht.

Mundt ſuchte Deutſches auf in Frankreich. Er ſchilderte die franzöſiſchen Weiber mit glänzenden Farben, und die Liebe zur Frauenhaftigkeit der deutſchen Weiber wuchs doch wie ein Veilchen durch das Tulpenbeet ſeiner Darſtellung. Seine Mittheilungen über Paris im zweiten Bande führen den Titel: Deutſchland in Frankreich. Es ſind Briefe an einen deutſchen Kleinſtädter, aber ſie entſprechen nicht weiter der Vermuthung, die deutſche Kleinſtädterei als Gegenſatz zu Paris vertreten zu ſehen; ſie ſind nur Fortſetzung des Tagebuchs. Er ſchildert die Bemühungen der Franzoſen, ſich etwas Deutſches zu acquiriren. Statt der Rheinufer haben ſie nun die Prinzeſſin Helene, eine zartſinnige Frauengeſtalt mit der Univerſalität des deutſchen Geiſtes und der ſtillen Traulichkeit des deutſchen Gemüthes. Ein Beſuch bei Victor Couſin gibt Gelegenheit zur Betrachtung, wie viel Deutſch die Franzoſen verſtehen, d. h. wieviel nicht. Das pariſer Conſervatoire veranlaßt eine treffliche Phantaſie über Beethoven's Muſik. Ein Beſuch bei Mignet führt auf die verſchiedene Bedeutung der Reformation für Frankreich und für Deutſchland. Die Kunſtausſtellung im Louvre nöthigt zu einem Blick auf die deutſchen Maler, welche dort anfangen, Geltung zu gewinnen. Der theoſophiſche Katholicismus des Herrn Ballanche nöthigt zu Rückblicken auf deutſche und franzöſiſche Befähigung zur Philoſophie. An Börne's Grabe, auf einem der höchſten Berghügel des Père Lachaiſe, wo der Gram des Zeitalters ſeine Lippen ſchloß, endet das Tagebuch.

Zu dem, was Mundt über Frankreich ſelbſt in Frank-

Digitized by Google

reich ſagt, zögen wir grrn rine fortlaufende Parallele mit Beurmann's Mittheilungen, von deſſen „Brüſſel und Paris“ man das deitte Bändchen erwaetet. Vor der Hand ließe ſich vergleichen, was Beide über den Journalismus, die Theaterfiguren, über Louis Philipp, Thiers n. A. berichten. Beurmann greift die öffentlichen Charaktere und Verhältniſſe feſter und praktiſcher auf, und legt den Nerv der Perſönlichkelten ſchneller an den Tag. In Mundt's Darſtellungen webt ſich geen das Gemüth ſeine Illuſionen, umſpinnt ſeinen Gegenſtand mit verſchlungenen Fäden und möchte jedes Menſchenleben recht nmſtändlich motiviren, um ſeine Poſition völlig begreiflich zu finden. Man leſe, wie beide unter andern Thiers' Charakter verſchieden darſtellen, während ſie ungefähr dieſelbe Anſchauung von ihm haben.

Der zweite Band bringt uns noch eine „Meerfahrt.“ Der Reiſende ſucht eine ſchöne Miß zu amüſiren mit Phantaſien über Gott, Leben und Tod, mit einer ſentimentalen und einer lächerlichen Liebesgeſchichte, mit allerlei Kurzweil deutſcher Redſeligkeit; allein die Miß zerreißt ihm ſeine Tagebuchblätter, aus Ennui oder Zerſtreuung oder Urbermuth. Mithin brauchen wir die loſen Blätter des Humoriſten nicht weiter zu zerpſtücken.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Fortſetzung.)

Aber weil der Gegenſtand nie ganz innerlich wird, wird er auch nie ganz äußerlich, weil er nie ganz in das Subjeet aufgeht, entfaltet ſich dieſes nie ganz zur Objeetivität. Die ganze Umgebung iſt zu arm an größern Verwickelungen und weitern Beziehungen, als daß ſie zu tieferer, gewaitigerer Durchdringung aufforderte, mit einer harmloſen Anſchauung und Anempfindung iſt es abgethan, der bewußten Verſenkung und Vertiefung bedarf es nicht. Und weil der ſchwäbiſche Geiſt dazu von Hauſe aus weder angelegt noch eingeübt iſt, ſo würde er nur mit Mühe jenes Geſchäft vollziehen, er wüßte nicht, wo anfangen und aufhören, es fehlte an Gegenwart, und ſtatt in die Wirklichkeit einzugehen, würde er ſich über ſie hinausſtürzen und in bodenloſer Höhe der realen Geundlage verluſtig weeden. Das ſind Schiller's Ideale, jene Abſtraeta ohne Fleiſch und Blut, ein ſchwindſüchtiger Extract der Wirklichkeit, die nothwendig zerrinnen, der rauhen Wirklichkeit „zum Raube werden müſſen.“ Erſt als Schiller von Goethe ſich an der Realität eoneret geſchichtlicher Stoffe zu beſchränken lernte, zeigte ſich, wie immer, in der Beſchränkung der Meiſter. Aber Beſchränkung, nicht Beſchränktheit. Die Selbſtzügelung, die bewußte That in der Kraft und Höhe des gediegenen Selbſts, das die Welt und die Stoffe überſchaut und in ihren gegebenen Verhältniſſen anerkennt und anbaut. Bis das Subject zu dieſer Höhe gediehen iſt, iſt es der — Reflexion verſchrieben, es will die Welt hereinholen, aber es bleibt bei einem unkräftigen Umbiegen; ganz zu ſich zurückkehren, ganz ſich in der Welt finden, kann das Ich nicht, weil es ſich noch nicht ſtark genug ſelber erfaßt hat. Nur durch die Welt hindurch geht der Weg in das innerſte Ich. Sie muß durchdrungen werden in allen ihren Ritzen und Spalten, in den heimlichſten Winkeln ihrer Verhältniſſe und Zuſtände, die letzten Fäden der Weltdialektik müſſen aufgeſponnen werden, damit der Menſch wiſſe, nichts ſei ihm fremd, Alles „Fleiſch von ſeinem Fleiſche“, nichts zu groß und nichts zu klein, daß er ſich, den Geiſt, nicht in ihm fände. Zu dieſer Höhe der Vermittlung gelangt der Schwabe nur in der Wiſſenſchaft, die ſich unmittelbar im Centrum des Geiſtes bewegt. In der Kunſt muß er vor dem Ziele umkehren, reflectiren, nicht ſpeculiren. Schiller's herrlichſte Leiſtungen liegen außerhalb des nationalen Geſichtspunctes, — die fränkiſche Natur hat auch in dieſem Gebiete die ſchwäbiſche über ſich ſelbſt hinausgehoben. Daher wird das Drama und der Roman von dem eigenthümlich ſchwäbiſchen Genius nicht ſo leicht mit Glück cultivirt werden. Den Verſchlingungen der Verhältniſſe zu folgen, die feinern Bezüge herauszufühlen, das ganze Netz des Daſeienden zu umſpannen, über der Sache nicht die Sachen, über dem Einzelnen nicht das Allgemeine, die eine Seite nicht über der andern, über dem Recht nicht das Unrecht und umgekehrt zu vergeſſen, iſt dem noch nicht zu ſich ſelbſt durchgebildeten Bewußtſein unmöglich. — Die Wirklichkeit liegt dem Schwaben zu unmittelbar, zu ſpeöde und maſſig vor, alles iſt zu einfach, als daß weitgreifendere Motive ſich anregten, die Lichter und Schatten ſind von Haus aus zu harmloſer Natürlichkeit abgedämpft. Es iſt in dieſem Leben den Culturſtoffen nicht vergönnt, vollſtändig ſich darzulegen; der gute deutſche Handſchlag, das alte gute Recht, ein unbekümmertes Sichgehenlaſſen, höchſtens kleine Neckereien und Tücken — das ſind Potenzen des wirklichen Lebens und Treibens. Keinem ſchwäbiſchen Dichter gelang es, den unendlichen Gehalt der Idee ſo in lebendige Geſtalten einzugießen, daß die mikrokosmiſche Welt ſelbſtkräftig als Bild des ganzen Lebens zu uns ſpräche. Schiller's frühere — ſchwäbiſche — Dramen gehen von einer abſtrakten Idee aus und überſchweben den Weltzuſam-

Digitized by Google

menhang. Uhland's Dramen lehnen ſich an naive Zuſtände an, legen ſich an das Freundesherz, an die Treue in einfach gediegener Bethätigung. Und hier iſt es, wo Sie einen merkwürdigen Charakterzuz der ſchwäbiſchen Poeſie bemerken. Sobald ſie ſich über das Unmittelbare aufſchwingen will, wird ſie phantaſtiſch — bietet ſtatt Gebilde der Phantaſie gar leicht nur Phantaſien. Die Romantik iſt dem ſchwäbiſchen Geiſte darum ſo weſentlich, auch ſie hat die concrete Wirklichkeit, weil ſie ihr nicht anders beikommen konnte, in geiſterhafte Spukgeſtalten verflüchtigt. „Herzog Ernſt" hat ſchon in der Volksſage ſo viel Geheimnißvollrs, im „Ludwig dem Baier" übt Albertus Magnus in eigener Perſon ſeine zauberiſchen Luftfahrten. W. Hauff, der Verfaſſer der „Phantaſien und Bilder" liebte es ohnehin, ſeinen leichtbeſchwingten Genius neckiſch und grheimnißvoll-mährchenhaft durch ſeine Erzählungen ſich hindurchſchlingen zu laſſen. Und ſelbſt E. Morike, ein viel zu wenig beachtetes Talent, deſſen Gedichte wir hoffentlich bald geſammelt erhalten, und von dem das Jahrbuch ſchwäbiſcher Dichter und Novelliſten ein ſo wundrrliebliches Mährchen mittheilte, mochte jenes dunklen, zauberiſch-räthſelhaften Grundes nicht entrathen.

Sein ausgezeichneter Roman — Maler Nolten — iſt durchweg auf ſympathetiſch-myſtiſche Zuſtände und Bezüge gegründet. Die Spukgeſtalt einer Zigeunerin zieht ſich als ein ſchöner, aber feeund- und freudeloſer Dämon durch das Ganze hin. Es iſt niegends gebener, doch ſtort nichts den klaren Aether der Poeſie. Dieſer iſt purer Kryſtall, lautere Subſtanz, in claſſiſcher Reinlichkeit und Gediegenheit, die wie bei Uhland's reinen, glockenhellen Liedern an Meiſter Goethe's Einfluß erinnert. Aber das Ganze leidet an einer Ueberfülle von Poeſie, — ein ſeltener Vorwurf! — ein ganzes tiefes, reiches Dichterlrben iſt darin niedergelegt, aber die Unmittelbarkeit der Dichtung iſt zu groß, ihrem Reichthum wurde eine durchgebildete Einheit zum Opfer gebracht. Eine Menge einzelner, wunderlieblicher Bildee ſind — nebeneinander — eingerahmt, nicht in einander mit innerer Nothwendigkeit verſchmolzen. Von allen Seiten quoll die Poeſie mit ihren lebendigen, aber auch wilden Waſſern entgegen, ſie konnten nicht gewältigt und kunſtleriſch abgebaut werden. Daher etwas feagmentariſch Unfertiges trotz der ſorglichen Feile. Offenbar ragt das lyriſche über das epiſche Element vor, und deutlich iſt zu erkennen, wie das Ganze zu wenig von der Subjectivität abgeloſt und in die freie Bewegung des allgemeinen Lebens hineingeſtellt wurde. So geläufig dem Dichter die lieblichſte Naturanſchauung iſt, ſo ſchwee bewegt er ſich in den höhern ſocialen Verhältniſſen, ſo nahe ihm ſein Vaterland die ſchönſten Bilder und Blumen bot, ſo ferne ſtand ihm die Welt. Statt die Proſa eines realen Culturſtoffes in das Licht der Poeſie hinaufzurücken, hat er unmittelbar aus dem Quell der Poeſie geſchöpft und berauſcht ſich und uns in dem ſüßen Blüthendufte. — Das vermittelnde Maß, die künſtleriſche Geſchloſſenheit und Rundung, der Rahmen fehlt dem ſchwäbiſchen Roman. An Hyperion und Waiblinger's Phaëton darf ich nur erinnern, um das maßloſe Ueberſchweben dieſer Phantaſieen zu bezeichnen, und Schiller's Geiſterſeher zeigt Ihnen in ſeiner feagmentariſchen Spukgeſtalt das Unvermögen dieſer mehr romantiſchen als Roman-Poeſie, ſich mit realem, concret abgegränztem Stoffe zu füllen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Notiz.

[Zſchocke über Freiburg.]

Das neueſte Heft des Rotteck-Welcker'ſchen Staatslexikons bringt einen längern Artikel über Freiburg in der Schweiz, von dem alten würdigen Zſchocke. Es iſt ein kleines, intereſſantes Bild zur modernen Sittengeſchichte. So geeing Freiburg ſcheint, ſo wichtig iſt es durch die dortige jeſuitiſche Propaganda. Freiburg iſt eine hierarchiſche Demokratie. Was Lamennais im Ganzen und Großen theoretiſch aufſtellt, hat ſich hiee en miniature in der Peaxis vollzogen. Hier nämlich hat ſich die Hierarchie gewiſſermaßen durch allen Umſturz dee Zeitverhältniſſe durchgefreſſen, wie auf dee Wartburg in Luther's Zelle der Tintenfleck, der den Teufel treffen ſollte, ſich trotz allee Uebertünchung immer wiedee durchätzt. Seit der Reſtaurationszeit (1814) wurden die Ligurianer und die Geſellſchaft der Jeſuiten wieder in Freiburg eingeführt, mit ihnen wuchs das Patricierthum. Allein 1830 geſchah von neuem ein Durchbruch der Demokratie. Die Mehrheit der ſchweizeriſchen Völkerſchaften verwarf die im J. 1814 aufgedeungenen Verfaſſungen und rief ihre ehemaligen Rechte wieder ins Leben. Auch der Canton Freiburg bildete in raſchem Sturm ſeine demokratiſche Form aus, vernichtete alle Vorrechte der Geburt, regierte ſich durch ſelbſtgewählte Vertretee, ſchaffte die Tortur ab, gab Freiheit der Preſſe u. ſ. w. Das Prieſterthum zitterte um ſeine Exiſtenz, es fürchtete, mit dem Patriciat zu ſtürzen; allein bald bedachte es ſich, wohl wiſſend, es könnte untee einee Demokratie noch weit mehr als untee einem Monarchen oder einee eiferſüchtigen Oligarchie herrſchen. Der Jeſuitismus huldigte dem neuen Souverain, dem Volk, und hat ſich in ſeinen Beechnungen nicht geirrt. Der geſetzgebende große Rath, der ganze republikaniſche Staat, iſt ein Knecht des Prieſterthums, alle Stellen ſind nue mit Männern „vom Herzen Gottes," wie man ſich ausdrückt, beſetzt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienſtags — 100. — den 22. Mai 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Fortſetzung.)

Auch der komiſche Roman wurde in neuerer Zeit von ſchwäbiſchen Dichtern gepflegt. L. Bauer, Profeſſor in Stuttgart, ſchrieb die „Ueberſchwänglichen.“ Seine Freunde ſtießen mächtig in die Trompete, es wollte nicht recht wiederhallen. Er zeigt komiſches Talent, aber ſchon die Wahl des Stoffes — die Deutſchthümelei iſt der Ausgangspunct, alſo etwas ganz Particuläres — verräth zu wenig Originalität. Wer hätte nicht von Heine I. bis Heine XCIX. über dieſe Tollheiten ſich luſtig gemacht — und mit wie geringen Mitteln! Auch Bauer nimmt das Gegebene zu unmittelbar auf, daher ein loſer, fragmentariſcher Charakter, — je mehr er carikirt, deſto widerlicher. Wenige Leſer werden ſeinen Roman zu Ende gebracht haben.

Wie beim Schwaben der Idealismus an die Stelle der Idee tritt, das Phantaſtiſche an die der Phantaſie, ſo an die Stelle der Komik die Caricatur. Denken Sie an Schiller. Selbſt Kerner's Reiſeſchatten haben mehr Phantaſtiſches und Carikirtes als Phantaſie und Humor. Wer lacht nicht über den dicken Brunnenmacher, über die wandernde Stockbibel und all das tolle Zeug, aber es iſt offenbar zu wenig ins Ganze verarbeitet und vermittelt, es trägt einen fragmentariſch-anekdotenhaften Charakter und weicht bald genug dem bloßen Schattenleben der Mondſcheinnächte, Waldcapellen und Heiligenſcheine. Sie erinnern ſich, wie ich in einem frühern Briefe dem Schwaben den eigentlichen Humor abſprechen zu müſſen glaubte. Dieſer nämlich ſetzt den vollſtändigen Bruch des Geiſtes voraus, den vollen realen Gegenſatz, der in der Idee aufgehoben, in der Wirklichkeit ſich zum humoriſtiſchen Nebeneinander geſtaltet. Der Humor iſt eine Weltanſchauung, ein Geiſt, der die Schwächen des Daſeins überblickt. Dieſen Weltblick erreicht die ſchwäbiſche Poeſie nicht, ſie bleibt im unmittelbaren Leben verhaftet. Eben jener letzte Durchbruch, der das Subject über die Gegenſätzlichkeit hinaufrückt, auf eine Höhe, von wo es in heiterer Klarheit ſich das Leben beſehen und in der Welt ergehen kann, um ſich wahrhaft in ihre concreten Verhältniſſe einzulaſſen, weil es wahrhaft darüber hinaus iſt, hinaus über ſeine Einſeitigkeiten und Unzulänglichkeiten — jener Durchbruch gelingt dem ſchwäbiſchen Genius nicht in der Poeſie. Sie iſt nicht ſo entwickelungsfähig, ihre Phantaſie nicht ſo elaſtiſch, ihre Anſchauung nicht ſo naturfrei, daß ſie unbeſchadet ihrer Exiſtenz und vielmehr zu Begründung derſelben die dialektiſche Vermittlung durchführen könnte. Dafür iſt der Schwabe zu gründlich, zu ausdrücklich, zu unmittelbar, zu poſitiv. Läßt er ſich einmal in den Vermittlungsproceß ein, ſo iſt keine Ruhe, bis die letzten Tiefen des Geiſtes durchforſcht ſind und mit dem Letzten gebrochen iſt. Und in jener Poſitivität findet er dann auch die Kraft, den abſoluten Bruch zu ertragen.

So iſt die ſchwäbiſche Poeſie auf das Lied und die Lyrik angewieſen, den höhern Kunſtgattungen nähert ſie ſich in der Romanze; in ihr vereinigt ſich das Epiſch,

Digitized by Google

dramatiſche mit dem Lyriſchen, und die Phantaſie, die über den großen Weltzuſammenhang überzugreifen unfähig iſt, vertieft und entfaltet ſich leicht in dem an ſich ſchon beſchränkten Stoffe.

Indeſſen iſt das moderne Bewußtſein darauf angewieſen, das Kreuz jener Vermittlung auf ſich zu nehmen, wenn es die Auferſtehung zu ſeinem eigenſten Leben feiern will. Daher ergibt ſich von ſelbſt die prekäre Lage der ſchwäbiſchen Poeſie in dieſer unſerer Zeit. Unerbittlich vollzieht ſich der Auflöſungsproceß — die einfach-naiven Zuſtände ſchwinden, das gute Alte macht Neuerem Platz, deſſen Beſſeres nicht alsbald ſich erkennen läßt. Die Wälder lichten, die Thäler bevölkern ſich, überall klappern die Maſchinen, der Luxus ſteigt, durch das ganze Leben zieht ſich ein Riß hindurch, es iſt nicht mehr möglich, ſich in ein Jenſeits, in ein holdes Vergangene hinüberzuretten, und da den Druck der Gegenwart zu vergeſſen. Die ſchwäbiſche Lyrik kann nichts thun als ſchweigen.... Erſt wenn die Stürme ſich gelegt, die Wellen ſich geebnet, die kritiſchen Zuſtände geſchwunden ſind, wenn die Wuth der Vermittlung ausgetobt hat und einer neuen Unmittelbarkeit des Welt- und Völkerlebens Platz gemacht haben wird, dann wird der Frühling auch für die ſchwäbiſche Poeſie wieder blühen, des Grabes Deckel, in den ſich das todesmatte Herz eingeſargt, wird aufſpringen und neue Lieder werden in das neue Leben tönen.

VI.

Singe, wem Geſang gegeben,
In dem deutſchen Dichterwald!
Das iſt Freude, das iſt Leben,
Wenn's von allen Zweigen ſchallt!

So ruft es Ihnen zu aus dem ſangesreichen Schwabenlande. Man muß geſehen haben, wie auf dem Lande an ſchönen Sommerfeiertagen die zierlich und reinlich geputzten Dirnen mit blendend weißen Aermeln und Schürzen, langen Zöpfen und kurzen Röcken Hand in Hand in langen Reihen durch Feld und Wald, über Weg und Steg einherziehen, wohlgemuth, friſch und keck ihre ſchelmiſchen und melancholiſchen Liedchen trillernd; man muß Guſtav Schwab inmitten des Volkes wiſſen, und Ludwig Uhland im Kreiſe liederfroher Feſte, aus deren jubelndem Chore ſeine Lieder wiederhallten, geſehen haben, um ſich einen Begriff von dem Verwachſenſein dieſer Poeſie mit ihrem Volke zu machen. Wirklich iſt Lied und Geſang ein wahrhaft volksthümliches Element Schwabens, und nirgends möchte das eigentliche Volkslied mit ſeinen tiefen, ſinnigen Lauten ſo tiefe, gründliche Wurzeln geſchlagen haben, als hier. Durchreiſen Sie die Thäler und die Berge, in allen Städten, ja in den meiſten größern Dörfern treffen Sie Liederkränze und Geſangvereine, namentlich aber blüht auf dem Schwarzwalde ein friſcher, kräftiger Geſang. Nirgends zwar eine tumultuariſche Freude, keine aberwitzige, fratzenhafte Ausgelaſſenheit in dem proteſtantiſchen Lande, aber ein reiner, ſeelenvoller Ton ſteigt aus dem tiefſten Gemüthe empor. Mögen ſich andere Stämme mehr an der Poſſe heiterer Luſt und ungebundenen Scherzes ergehen, in dieſem Gemüthe werden nachhaltigere Accorde angeſchlagen.

Ganz der lyriſchen Grundſtimmung des ſchwäbiſchen Geiſtes gemäß ſcheint er auch im Reiche der Muſik mehr für das unmittelbare Gefühl, für das ſtille Sichgehenlaſſen der Empfindung angelegt zu ſein, als für die wirbelnden Triller und die mächtig über die Motive übergreifenden Fugen. Die hieſige Phantaſie entbehrt einmal jedes ausgreifenden Zuges, der eine ſelbſtſtändige Welt neuer Geſtalten herausbildet. So hören Sie nicht die Kunſt, nicht die Schule, nicht den Verſtand, ſondern die Natur, das unmittelbare Leben, das Gemüth durch die ſchwäbiſchen Töne klingen. Ich wüßte keinen ſchwäbiſchen Tonkünſtler, der ſich in den weitern, ausgebildetern Sphären der Muſik beſonders hervorgethan hätte. Lindpaintner hat in München einen Anflug ſicherer Kunſt errungen, aber auch er ſcheint wie Zumſteeg der naiven und einfachen Muſik des Gemüthes mit naturgemäßer Vorliebe zu huldigen. Der Schwabe iſt einmal nicht für jene freie Beweglichkeit, für den ungebundenen Weltblick angelegt, mit dem ſich allein die künſtleriſche Entfaltung verfolgen, in ihrer ganzen Weite überſchauen und zu beſtimmter Geſchloſſenheit abrunden läßt. Der Menſch vermag Alles, wenn er nur erſt ruhig geworden iſt, ſagt Jean Paul, aber das wird der Schwabe ſo leicht nicht. Es iſt in ihm ein ſtetes Gähren und Weben, ein unruhiges Kämpfen und Arbeiten, um loszukommen von ſich ſelber und ſich herauszubilden zu einer gediegenen, gerundeten Geſtalt. Das iſt die ſeufzende Creatur, von der ich Ihnen geſchrieben, die nach Luft und Licht, nach Leben und Bewegung, nach der Freiheit der Kinder Gottes, der Erſtlinge des Geiſtes ſich ſehnt. So iſt die Poeſie nicht ſo ſehr Selbſtzweck als Mittel zum Zweck. An ihr rankt ſich der Geiſt hervor aus der ſtillen Tiefe zu einem höhern Ziele. Sie iſt die Vorläuferin zum Meſſiasreiche des Geiſtes, ſie tauft auf die Erlöſung von der Natur; nach ihr wird kommen, was ſtärker iſt denn ſie, — die Idee. Auf dieſen Augpunct ſchauend iſt ſie in ihrem

Digitized by Google

innerſten Weſen ſpeculativ. Natürlich, hat nicht einmal die vollendete Kunſt in ihr ſelber die volle Befriedigung in den Gebilden, in denen ſie ſich anſchaut, wie ſollte eine Poeſie Ruhe und Frieden finden, die es noch nicht über das einfach unbeſtimmte Weben des Gemüthes herausgebracht hat, der es nicht vergönnt iſt, die Staffel zu erreichen, wo ſie in voller Klarheit ihre Seligkeit genießt, und an der Hand der Harmonie die heitere, ſorgenloſe Gegenwart feiert, mit leichten Blumen ſich vor der Vergangenheit und Zukunft verbauend. Aber in der Gegenwart kann ſich das dichteriſche Schwabenherz nimmer mit Ruhe anſiedeln; es iſt nicht geheuer, Vergänglichkeit, Dunkel, Geheimniß umfängt ſie allenthalben, nirgends Sicherheit, Gewißheit und Befriedigung — nicht die Natur, nur der Geiſt und ſeine Geſchichte könnte ſie bieten, — daher zuckt ein elegiſcher Grundton durch dieſe ganze Lyrik, und am Ende nach allem Sehnen und Ringen, nach allen Freuden und Leiden legt ſie ſchwermuthsvoll und hoffnungslos, lebensſatt und todesſelig die Leier aufs Grab. Wenn es hoch kommt, iſt's Mühe und Arbeit geweſen. Auch ein Goethe mußte das ſagen, aber nicht der Goethe, den wir in ſeinen Werken haben. Hier iſt frieden- und freudenvolle Götterruhe, hier blinken die Thränen in heiterm, roſigem Lichte vollendeter Schönheit. Aber die Künſtlerhöhe erklimmt die ſchwäbiſche Poeſie nur ſelten, auf der ſie ihre Empfindung, wie ſie wahr und vollgefühlt iſt, ausſprechen darf; wie ſie nicht in die Beſonderheit des Subjects einroſtet, ſondern hinausſtrahlt in jedes Menſchenherz und zur Menſchheit ſich erweitert. Nur wenn das Gefühl ungehemmt ſeinen ganzen Verlauf vollziehen darf, wenn die Saiten ruhig ausſchwingen, der angeſchlagene Ton vollſtändig austönen darf, mag es Form und Geſtalt gewinnen, die in künſtleriſcher Rundung der angemeſſene Träger des vollen Gehaltes iſt.

Uhland's Muſe iſt es, welche am öfterſten mit dieſen harmoniſch ausklingenden Tönen uns bezaubert, in ihm feiert die ſchwäbiſche Lyrik ihre Triumphe — ſeine Lieder ſchallen zumeiſt von Mund zu Mund und dringen durch das ganze Volk. Den andern ſchwäbiſchen Lyrikern gelingt nur hier und da ein vollerer Ton, und außer Uhland haben wir nur noch Schwab und Kerner'n einige Lieder von bleibendem Werthe zu verdanken. Aber immer ſind es die einfachſten, anſpruchloſeſten, die in naiver Unbefangenheit — echte Enkel des Volksliedes — ihre Leiden und Freuden uns ſingen. Als Endpuncte des ſchwäbiſchen Liedes möchte ich K. Mayer und G. Pfizer bezeichnen. Bei jenem erhebt es ſich kaum über den erſten Naturlaut, trotz dem, daß ſeine Verſeſammlung ſich als „Lieder“ ankündigt. Sangbar iſt keines; der Gehalt iſt zu dünn, als daß er die Ausarbeitung zu einer vollendeten Form ertrüge. Bei Pfizer ſind die üppigſten, melodiereichſten gerade am wenigſten Lieder. In ſeiner dithyrambiſch-Schiller'ſchen Begeiſterung, die eine gemachte iſt, zieht er die Muſik gleichſam mit den Haaren herbei, blendet und kitzelt uns mit den üppig wogenden Natrum, das berauſcht, aber nicht entzündet und erquickt. Je einfacher und naiver die Mittel, deſto wahrer und tiefer die Poeſie. Ein wahrhaft poetiſcher Gehalt ſchafft ſich ſelber die angemeſſene Form. In der Beſchränkung zeigt ſich die Meiſterſchaft derſelben; mit Wahl und Beſinnung zu ordnen und zu walten iſt aber ſchwerer, als im Geſchwindſchritt trunkener Begeiſterung einherzutaumeln. Wer mit Weile eilt, kommt endlich auch weit, laßt es nur gehen, aber jene ſich ſelbſt überſtürzende Kurzathmigkeit bringt ſich ſelber ums Leben.

Nun aber haben wir ſchon lange genug aus der Ferne die Vögel zwitſchern und trillern hören — treten wir ein in den ſchwäbiſchen Dichterwald.

VII.

Sehen Sie die Lerche? Sie

„Iſt meinem Mayer zu vergleichen,
Regt ſich ſein Lied, regt ſich ſein Fuß,
Denn er, als ging's nach fernen Reichen,
Still ſingend rüſtig wandern muß.
Und wie, wenn in die Saaten nieder
Die Lerche ſinkt, ihr Lied löſcht aus,
Erlöſchen auch in ihm die Lieder,
Kehrt er zurück ins enge Haus.
Die Lerche iſt ein Stern, ergießend
In Tönen ſich in's Himmelblau,
Mein Mayer iſt ein Herz, zerfließend
In Liedern licht mit Wald und Au.“

So führt Ihnen Kerner ſeinen Freund Mayer vor. Er eröffnet die Reihe der ſchwäbiſchen Lyrik mit den lieblichen Naturlauten ſeines harmloſen Stilllebens. Die Muſe meidet es, bei ihm zu raſten, — „Ein Gruß — und ſie iſt abgewandt!“ deſto ſchneller kehrt ſie wieder. „Doch auf einmal ward ich Meiſter ſchnell erhaſchter Liedergeiſter.. Wehten Lüſtchen ſie mir zu?“ — Aber auch kein Wunder! „Vogelflug und Wolkenzug, Wieſenblühe und Waldesgrün locken aufwärts, locken nieder, Augen, Wünſche, Herz und Lieder.“ Von der Natur, die in ſo holden Zungen ſpricht, wagt ſich dann der Dichter auch keinen Augenblick zu entfernen. Ein neues, wiegenfrohes Kind liegt er im Grünen und macht die Blumenwieſe ſich zum kleinen Paradieſe. Und dann fährt

Digitized by Google

er auf, der kieine Springinsfeid, biäſt die Blumenglocken aus und rupft Herrgottsbrot und Sauerampfer.

„Etwas von der Wildnatur
Iſt in mir, geſteh' ich's nur,
Daß ich mich nur wenden will,
Wo es grün und menſchenſtill.

Nur nichts von Menſchen mit ihren läſtigen Grüßen — wie ungern iäßt ſich die blühende Wange von dem ſtachlichten Backenbart küſſen, wohi iſt's erſt dem Inngen, wenn er den Lieb-Ergüſſen entſprungen iſt ins freie Feld. Da iſt er ſtets zu finden.

Sollt ich einmal verloren geh'n,
Und Treue wollte nach mir ſeh'n,
So laſſe ſie von Stadt und Welt,
Wo's friſchem Herzen nicht gefällt.

Nichts Schreckiicheres für den Knaben, der am Penſum, für den Oberamtsrichter, der über den Aeten ſitzt, ais Hausarreſt:

Ach! und wie die offnen Augen
An dem Blau der Berge ſaugen!
Alles an mir will hinaus
Selbſt mein Geiſt iſt nicht zu Haus!

Wenn's nur nie zur Schule ginge, wenn die Glocke nur nie in das Bureau rieſe:

O ſelig, wer kein Stundenblatt
Vor ſeinem freien Auge hat,
Daß er die Raſt nicht ſcheue
In Gottes Himmelsbläue!

Draußen ſchaut er ſich immer wieder geſund; wandern, wandern iſt das große Wort: wie iuſtig nimmt ſich Wandern aus, wie trüb und eng iſt es zu Haus. Aber ja nicht zu weit!

Ein ſchlimmer Scherz iſt ferneſein!
Wie fiel es je dem Herzen ein;
In Herz und Muth
Wird nur daheim es wieder gut.

Feellich auch im Stübchen ebner Erde, auch am Heimathsheerde gibt es manche Kiagen, Sorgen und Seufzer, aber

Auch das Trübe ſoll im Leben
Mir ein Liedesglanz durchweben.

Und die Natur bleibt doch immer ſchön, gibt ſie nicht Biumen auf der Aue, ſo doch am Fenſter. Wenn nur des Menſchen Bruſt weit genug wäre, all den Reichthum der Schöpfung in ſich aufzunehmen. Noch etwas fehlt — die Geſpielin ſeiner Freude:

Die Wieſe ſteht in Dolden,
Der Lenz iſt vorgerückt,
Ach! mir mit meiner Holden
Noch nicht ein Wort geglückt!

Doch auch das findet ſich ein, und Hand in Hand ſpazieren ſie durch ſtillummwohnte Tannenwieſen, durch Waldnacht, durch Thal und Berg, durch Stadt und Land in ieichtem Wechſel Jahr aus, Jahr ein. Auf dieſen Spaziergängen werden die holden Biidchen eingerahmt, die ſchönen Blümchen gepflückt und eingelegt ins Büchlein. — Dieſer Poeſie gilt allerdings, wenn auch nicht der „Duetſchenbaum," ſo doch Maienbiümchen und Gelbveigelein über Alles. Das ſind die Elemente, die Anfangsgründe der ſchwäbiſchen Lyrik, eine heitere Naturbetrachtung, der jeder Baum, jeder Strauch bedeutſam iſt. — Wer lieſt nicht Karl Mayer's Verſe mit einem unendlichen Wohlgefallen — es iſt wahr, nichts Weltüberwindendes, Weltbezwingendes iſt darin, aber eine ſtilie Anmuth, eine liebenswürdige Gemüthlichkeit, nach der wir uns in den „Welt-Schmerzen und Stürmen" vergeblich ſehnen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Notizen.

[Marheineke ge:en Görres.]

Endlich iſt die Geſchichte mit dem Ezzbiſchof von Cöln, mit der katholiſchen Kirche und dem Papſt, und allem, was dran hangt, auch aus dem Standpunkt proteſtantiſcher Confeſſion und Wiſſenſchaft beſprochen worden. Der Doctor der Theologie, Obeeconſiſtorialrath und Profeſſor Maeheineke hat in den berliner Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik eine Reeenſion des Athanaſius von Göeres geliefert, die den ganzen Handel von Grund aus erläutert und in ſeiner waheen Geſtalt und Bedeutung daeſtellt. Hier wird unumwunden die ganze Waheheit gradezu herausgeſagt, furchtlos, würdig, ſcharf, und dabei doch mit großer Feinheit und Gewandtheit, ja ſogar mit Laune und Witz. Ein Meiſterſtück dialektiſcher Entwicklung und gediegner Folgerungen! Die Freunde Luther'ſcher Polemik finden dieſelbe hier im Lichte der neueſten Zeit. In Beelin ſagte Jemand, der Artikel ſei wie eine Baarzahlung in klingendem Courant.

[Neugriechliſche Sprichwörter.]

Seit die Deutſchen in Griechenland ſind, gibt es in dem an Eſeln reichen Athen ein Sprichwort, welches Schwarzwälder in ſeinen trefflichen „Erinnerungen an Griechenland" überſetzt: O Athen, des Landes erſte Zier, wie viel Eſel hauſen jetzt in Dir. Auch iſt das Stichwort auf die Barberini in Rom ſchon auf die Baiern übergegangen: quod non fecerunt Barbari faciunt Bavari: Schwarzwälder's „Erinnerungen an Griechenland" ſind überhaupt durch die Aufſchlüſſe, welche ſie über den Zwieſpalt zwiſchen Deutſchen und Griechen und über deſſen letzte Geünde geben, ſehr intereſſant.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerſtags — 101. — den 24. Mai 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Fortſetzung.)

Nun aber muß ſich die Poeſie mehr in die Ferne und unter die Leute machen, muß Welt und Menſchen kennen lernen, ihnen ihre Geheimniſſe abfeagen, ſo weit ſie gutwillig und gerne antworten; denn ſo weit verſteigt ſie ſich noch nicht, daß ſie mit Goethe ausriefe: es muß heraus und ſollte der Stein es verkünden müſſen.

Eine geſunde, joviale Natur tritt vor uns, den Knotenſtock in der Hand deingt ſie duech Beeg und Thal, in Stadt und Land und hoecht, woher die ſeltſamen Töne kommen. Guſtav Schwab iſt ganz ein Mann des unmittelbaeen Lebens, feiſch und feoh auf der Wandeeſchaft und im einfach geſelligen Keeiſe. Ee quillt von Geſundheit und Lebensluſt — ſehen Sie ihn nur an, wie rothwangig er iſt, wie gut es ihm ſchmeckt — und deſto beſſee, je mehr dieſe Welt, „die vergehen muß," das memento mori ihm zueuft.

„Laß Dich nicht den Frühling täuſchen —
Lauſcheſt Du, ſo iſt's der Tod."

Das aber darf das Leben nicht veegällen, genießen wir's, weil es da iſt.

„Noch ſchwillt, du halbgeſchloßner Mund
Das Lied auf meinen Lippen,
Auch leerſt du Becher noch zu Geund
Und weißeſt nichts vom Nippen.
Du Bruſt auch biſt noch weit und warm,
Und Du ſelbſt biſt nicht welk, mein Arm!
Ich din ein Mann und ſtrebe,
Ich fühl's mit Luſt und lebe!

Wer ſingt ihm das nach? Etwa Laube, dee Schwab's gutes, dickes Ausſehen beneidet? Nein, luſtig gelebt und fröhlich geſtorben, das heißt dem Teufel und dem Neide die Rechnung verdorben! das iſt der immer frohe und friſche Muſenſohn, wie er rüſtig die Becher zu Grund leert — die akademiſche Tradition feiert den Helden noch jetzt — und wie er endlich auszieht, ſein Pereat dem Caecer bringend und den Straßen gead und krumm Lebewohl zurufend. Wo geht es hin? An den Rhein, auf die Alp, an den Bodenſee, auch wohl in ein ferneees Land. Und ſo friſch und frei er iſt, ſo fromm iſt auch der joviale Mann:

„Singen möcht' ich Liederweiſen,
Meinen Heergott möcht' ich preiſen,
In dem Tempel möcht' ich ſtehen..."

Nun ſteht er wieklich darin und erbaut ſeine Bauern, die, wie ich aus gutee Quelle weiß, ihn hoch vereheen, ſonntäglich von der Kanzel heeab. Der ſtuttgarter Profeſſor iſt bekanntlich ſeit einiger Zeit Pfarrer in Gomaringen bei Tübingen, wo ee in ländlicher Muße von den läſtigen Gäſten und Beſuchen, von denen er doch nur „des Teufels Dank hatte," auseuht. Schwab iſt eecht eigentlich der Gevattee dee jungen Lyeik, faſt alle Poeten derſeiben hat er aus der Taufe gehoben, gaſtfreundlichen Sinnes öffnete er jedem Anliegen ſein Haus. Er

Digitized by Google

kam in neuerer Zeit beſonders in Mißcredit dadurch, daß er Heine's Bildniß nicht auf ſein Banner ſticken wollte. Es iſt wahr, die kleinliche Mäkelei kann nicht ganz entſchuldigt werden, obgleich es keines übergroßen Puritanismus bedurfte, um dem Heine von 1836 den Zutritt zu verwehren, den der von 1826 ohne Weiteres erhalten durfte. Sie wiſſen übrigens, wie billig und anerkennend, ja bewundernd ſich Schwab in Recenſionen über Heine ausgeſprochen hat. Schwab ſtand damals unter Einflüſſen — Stuttgart iſt gar fromm —, denen er ſich nicht ſo leicht entziehen konnte; er war auch der Pietät etwas ſchuldig und ſein Schwabenthum konnte er nicht mit Rückert'ſcher Unbefangenheit vertauſchen. Er iſt und bleibt doch ein Ehrenmann.

G. Schwab wurde von Uhland auf das romantiſche Element hingeführt, weniger wohl durch urſprünglich genialen Inſtinct. Man ſieht es, er läßt die Stoffe an ſich kommen, wie ſie ſich bieten, er ſucht nicht lange, er greift einfach zu. Begleiten Sie nur den Beſchreiber der „Neckarſeite der ſchwäbiſchen Alp" und des „Bodenſees" auf ſeinen Fußwanderungen über die ſchönen Gaue, die grünen Wälder, an den Rebenhügeln auf und ab zu den verfallenen Bergen und alten Capellen, immer im Volke, mitten in der Natur; wie muſſen Hohenſtaufen, Teck, Hohenzollern ꝛc. ein Schwabenherz anregen; wie muß es aufjauchzen beim Anblick alter Größe, beim Anhören der ſchönen Sagen und Mähren, Mythen und Lieder, von denen das Schwabenländchen ſo voll iſt. Da durfte der Empfängliche nur Augen und Ohren aufthun, er durfte nur hineingreifen in den wuchernden Stoff, um die reichſte Ausbeute zu machen. Aber der Genius mußte ſich bei der Verarbeitung ſchon in der Wahl des Stoffes bewähren. Nicht jede Legende, nicht jede Ritterſage, nicht jedes Volksmährchen hat Gehalt und Kern genug, um zu einem dichteriſchen Producte verſelbſtſtändigt zu werden. Leicht mochte ein Anhauch von Poeſie — und wo wäre die nicht allenthalben in der Sage — blenden und zu Bearbeitung des Unbedeutenden verlocken. Das begegnete manchmal unſerm Dichter. Er hörte mit gierigem Ohre, nichts fiel ungenützt zu Boden und mit leichter Mühe wob ſich das Romanzen-Mäntelchen um die dünne Geſtalt. Anders freilich wußte faſt immer Meiſter Uhland den Schwerpunkt herauszufühlen, den Gehalt zu ertiefen und in die unſcheinbare Form die Unendlichkeit der Idee hineinzugießen. Dieſe zittert denn auch durch jedes Wort und tönt wunderſam nach, wie Glockengeläute, wie ferne, ſüße Muſik. Dieſes Nachtönen iſt die Probe aller Poeſie, es iſt die unmittelbare Bedeutung des ideellen Gehaltes. Niemals nämlich vermag die Idee — wenn ſie voll und wahr gefaßt wird, ganz in die Erſcheinungsform einzugehen, kein Gefäß iſt ihr ganz adäquat: ſie durchdringt es wohl in allen Poren und Fugen, verklärt, vergeiſtigt das Material, aber ein Ueberſchuß muß immer bleiben. Dieſer wird ſtill und unwillkürlich das Gemüth anregen, die Phantaſie, unſre ganze Mitleidenſchaft in Anſpruch nehmen und ſeine Unendlichkeit, die Seele des Gedichtes unmittelbar im Ton als Geſang und Muſik aushauchen.

Ohne Widerrede iſt unſerm Schwab dies mehr als einmal herrlich gelungen, aber während die Poeſie durch ſo manche ſchöne Gedichte hindurchblitzt wie Wetterleuchten, kommt ſie in manchen andern auch kaum zum erſten Dämmerſchein. Der Stoff iſt zu leicht, er könnte die Idee nicht ertragen, wenn ſie auch der Dichter hineinzulegen vermöchte. Was nicht urſprünglich mit der Anlage zu einem allgemeinen, unendlichen Gehalte geboren iſt — und den muß der Dichter herausfühlen — dem wird er ſchwerlich jemals anerzogen werden. In ſolchen Fällen greift Schwab gern nach ſeinen Kunſtgriffen — er läßt die Natur in den Chor einſtimmen, bringt Dies und Jenes, das ihn Volkspoeſie und Shakſpeare lehren; aber Alles hat ſeine Zeit und ſeinen Ort. Wo das Gewebe nicht urſprünglich angezettelt iſt für einen ſolchen Einſchlag, da helfen alle Donner und Wetter nichts. Eine Unfähigkeit, die Stoffe zu gewältigen, zeigt er auch in den häufig eingeflochtenen Notizen über Zeit, Ort, Sitte, Tracht u. ſ. w. Die vollendete poetiſche Anſchauung führt uns mitten in die Sache, ſie gibt im Vorüberfluge Alles zu ſehen und zu hören, ſie wendet ſich an das geiſtige Auge und Ohr. Iſt die Phantaſie einmal urkräftig angeregt, ſo wird ſie mit innerer Nothwendigkeit ſich die Geſtalt in ihrem Innern auferbauen, eine leiſe Andeutung und ein Tritt regt dann tauſend Fäden, ein Schlag ſchlägt tauſend Verbindungen. Die Kraft und Pracht dieſer prägnanten Kürze zeigt uns Uhland. Er iſt ſeines Stoffes ganz Meiſter; indem er ihn ganz neu bildet, aus der Errungenſchaft ſeines Geiſtes ihm das Beſte mitgibt, erhalten wir ihn gerade in urſprünglicher, ureigener Schönheit. Dagegen ergeht ſich Schwab gern in gedehnter Erzählung; er macht zu viele Verſe. Von einem Gedichte verlange ich, daß Anfang und Ende ſich zu einem organiſchen Ganzen vermittle, daß ſich der Stoff in ſeine ideelle Weſenheit verdichte, und wo man ihn anfaßt, vom Geiſte durchdrungen ſei; ſchon der erſte Ton muß den letzten nicht blos vorbereiten, ſondern in ſich ſchließen. Ich glaube, ein gutes

Digitized by Google

Gedicht muß im Kopfe des Dichters, wo es entſprungen, auch vollendet, d. h. in ſeiner weſentlichen Form verarbeitet und ausgebildet ſein. Von Goethe iſt es bekannt, daß er ſeine Gedichte Tage lang mit ſich herumtrug, dann erſt ſie aufſchrieb, Wochen lang feilte und dann für immer verließ. Nur wenn der Gedanke die volle Zeit ausgetragen iſt im warmen Mutterſchooße des Genius, mag er ſich bis in das äußerſte Glied organiſch entfalten und zu einer gediegenen Geſtalt abrunden, ſo daß eine geſunde Seele in einem geſunden Leibe webt und lebt. Sicherlich iſt das bei Uhland's meiſten Producten der Fall geweſen, und unverkennbar ſchlägt aus manchem Gedichte Schwab's die milde Blutwärme der innigſten Poeſie in roſige Wangenblüthe heraus. Doch iſt er öfters nur Sammler und Verſificator.

Der poetiſche Beruf und Charakter des Meiſters und des Schülers läßt ſich deutlich in ihren poetiſchen hors d'oeuvres erkennen. Uhland gibt Sagenforſchungen, Schwab ſammelt die „ſchönſten Sagen" aus alter und neuer Zeit. Jener ſtellt Ihnen in „Walther von der Vogelweide" die Pracht des ſchwäbiſchen Minneſanges vor die Augen; dieſer beſchreibt die ſchwäbiſche Alp und das ſchwäbiſche Meer — den Bodenſee. Schwab fliegt aus wie die Biene und nippt leicht und behende an den Blumen der Aue und Sage, Uhland ſitzt verſchloſſen in der Zelle und verarbeitet das Feingeheimſte zum ſüßen Honigſeim.

So iſt auch Schwab nur ein Vorläufer, nur eine Vorausſagung höherer Entwickelung. Es bedarf noch mehr als eines Mittelgliedes, bis wir die Höhe erſteigen, auf der Uhland's Muſe thront. Zwei Elemente haben wir — K. Mayer brachte von ſeinen Spaziergängen Blumen und Bilder, Schwab legt Sagen und Mährchen, die er auf ſeinen Ausflügen geſammelt, zu den Füßen der Muſe. Aber dieſe muß nur haushalten und ſparen lernen, ſie darf nicht Alles alsbald wieder verausgaben, ſondern muß einen innern Fond und Grundſtock ſich zu erringen ſuchen. Noch waren bisher die Gegenſtände aus der Natur und Menſchenwelt nur fremd und ferne, das eigene Herz durfte und konnte ſich nicht an ſie erſchließen und weſentlich an Ihnen ſich ergänzen. In der Liebe erſt geht das Herz auf, die innerſte Quelle öffnet ſich. Aber keinem ſchwäbiſchen Dichter lächelt ſie Gewährung, es gilt einem höhern Ziele, als irdiſcher Minne, die Arme der Armida durften die Arbeit an dem Innerſten nicht ſtocken laſſen.

Karl Mayer heißt, ein andrer Joſua, den Lenz ſtill ſtehen, „bis ſie nicht mehr verziehen mit ihrem Gruße will." Und Schwab, der Moſes der Liebe, geſteht:

„In das gelobte Land der Liebe
Hab' ich nur einen Blick gethan:
Drum, ob ich tauſend Lieder ſchriebe,
Sind ſie nur alte Traum und Wahn,
Ich ſelbſt weiß nicht, was ich geſungen
Von Liebesluſt und Liebeslicht:
Es floh mir ſtammelnd von der Zungen;
Was ich geprieſen — ward mir nicht."

Und Kerner ruft dem Freunde zu:

„Wohl geheſt du an Liebeshand
Ein überſel'ger Mann
Ich geh' allein, ...
Du ruhſt in zarter Frauen Arm,
Am Roſenmund voll Duft
Einſam geh' ich ...
Wohl hat noch nie ein Mädchen
Mit Liebe mein gedacht
Noch nie mir ſtille Freude
In Wink und Kuß gebracht."

Wie aber? ſollen wir lachen oder weinen über den blöden, ſchüchternen Jüngling; was ſchmachtet der Unbeherzte, warum läßt er ſich nicht ſehen und hören, warum wirbt er nicht um den Preis? „Mädchen und Burgen müſſen ſich geben — Kühn iſt das Mühen, herrlich der Lohn!" So ſingt wohl ein Goethe, aber

„Auf den Lippen ſchwebt die Bitte
Und die Seele glüht im Blick,
Doch das Recht, die ſtrenge Sitte,
Scheuchen Herz und Wunſch zurück."

So G. Pfizer und auch Uhland muß ſagen:

„Ihr Brüder, was ſollte das Sträußlein mir?
Ich hab' ja kein liebes Liebchen, wie ihr!"

Gern glauben wir daher G. Pfizer'n, wenn er ſingt:

„Du, der ich tauſend Reize lieh
Biſt nur ein Kind der Phantaſie."

Naiv und offen geſteht Mörike, daß es nur „Scherz" ſei:

„Doch wer etwa
Einen kleinen Zweifel möchte haben
Nun, der frage nur das Mädchen ſelber
Die wird ihn — noch zierlicher belügen."

So tönt uns ſtets der Klagrefrain W. Zimmermann's entgegen:

„Soll ich meine Tage denn vertrauern
Wo ſich Alles liebend, ſehnend ſucht
Und ſich findet, von dem Baum der Liebe
Brechen ach! nicht eine Frucht? — —"

Waren bisher die Schätze aus Natur und Volk wie gewonnen ſo zerronnen, ſo ſollte die üppige, ſich füh-

lende Jugend nun entbehren, ſich beſchränken, und dadurch Kraft und Mittel für eine größere Aufgabe ſammeln. Erſt einwärts, dann erſt mit dem vollen Gehalte wieder nach außen. Die Liebe, die unbefriedigte Liebe, bildet nur den Grundſtock, den Fond des innern Lebens, in dem ſich das Gemüth vertiefen und zu einer nachhaltigen Wärme aufbewahren mag. Hier zum erſten Male leuchtet das Ideal im Buſen auf, aus der Weite und Fremde des Natur- und Volkslebens zieht das Gemüth ſeine Fühlfäden in das Innere zurück und baut ſich hier eine reine geiſtige Stätte, den Tempel der Schönheit auf. Dieſen Cultus der **idealen Schönheit**, im Gegenſatz zu der bisherigen Naturſchönheit ſpricht W. **Zimmermann** aus:

„Hell frühlingt es in unſrer Bruſt
Wie draußen auf dem Feld,
Wir faſſen uns mit warmer Luſt
Und lieben alle Welt.
Der **Schönheit** ſind als Prieſter wir,
Der Liebe zugethan,
Und alle Blumen im Revier
Seh'n wir als unſer an."

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus Berlin.

[Kiamil Paſcha, das Sonntagsgeſetz.]

— Die grauen Straßen Berlins erhalten ſchon durch die fremden Uniformen, die ſich allmälig hier zeigen, einige bunte Conturen. Wir ſtehen am Vorabend großer Ereigniſſe! pflegt man zu ſagen, und dieſe Redensart iſt claſſiſch geworden für unſere ereignißloſe Zeit. Berlin wird aber bald ein wahres Völker- und Monarchen-Theater darbieten, und der Congreß, dem man außer dem Frühlingsmanoeuvre auch politiſche Zwecke, die aber gewiß nur Nebenzwecke ſein werden, beilegt, wird, wie man ſagt, einen Kaiſer, zwei Könige und mehrere andere fürſtliche Häupter herbeirufen. Man kennt den Enthuſiasmus der Berliner bei ſolchen Gelegenheiten! In dem Herzen der Berliner zündet ſchon ein fremdartiger Federbuſch, der durch die Straßen weht, und eine rothe Uniform, die gegen die heimiſchen Farben ſchreiend abſticht, macht ganze Gruppen voll Bewunderung ſtillſtehen. Bis jetzt, ehe die andern großen Dinge kommen werden, beſchäftigt ſich die erregbare Phantaſie des niedrigeren berliner Volkes noch mit dem vermeintlichen Harem, welchen der kürzlich hier eingetroffene Repräſentant der ottomaniſchen Pforte, Kiamil Paſcha, mit ſich gebracht haben ſoll, und man ſetzt ſelbſt Zahlen der ihm zugehörigen Weiber in Umlauf, wobei Gevatter Schneider und Handſchuhmacher wohlgefällig ſchmunzeln. Leider iſt aber Herr Kiamil gänzlich ohne alle Georgierinnen und Circaſſierinnen hier eingetroffen, und dürfte auch wohl keine Ausſicht dazu ſein, ihn in dieſer Vollendung ſeiner türkiſchen Herrlichkeit hier zu ſchauen. Man wundert ſich aber, daß Kiamil Paſcha weder Franzöſiſch noch Engliſch ſpricht, weshalb auf den ihm veranſtalteten Diners alle Unterhaltung vermittelſt des Dollmetſchers geführt werden mußte.

Vor einiger Zeit ſah man hier bei dem Hofbuchbinder Voigt eine kleine, aber höchſt werthvolle Handbibliothek, die als Geſchenk des Prinzen Auguſt für den türkiſchen Sultan koſtbar eingebunden wurde und aus Werken verſchiedener Sprachen und Gattungen, beſonders aber hiſtoriſchen und militairiſchen, beſtand. Sie ſehen, wie lebhaft und gegenſeitig verbindlich unſere Wechſelwirkung mit der Türkei geworden, ein ohne Zweifel intereſſantes Schauſpiel! Für jetzt ſind aber die Türken nur zu bedauern, wenn ſie Cultur und Geſittung von uns annehmen, beſonders in ihren jetzigen halbmoderniſirten Trachten, in denen ſich ihre markirten Phyſiognomieen ganz unglücklich ausnehmen.

Endlich ſind auch bei uns die längſterwarteten geſetzlichen Verordnungen über das ſtrengere Begehen der Sonntage und religiöſen Feiertage erſchienen. Dieſelben ſind jedoch milder ausgefallen, als man dachte, und gleichen noch lange keinem engliſchen Sonntagsgeſetz. Sie beſchränken ſich vornehmlich darauf, daß in der Charwoche künftighin keine Bälle mehr ſtattfinden ſollen, und den auf ein lautwerdendes Geſchäft angewieſenen Handwerkern das Arbeiten am Sonntage gänzlich unterſagt iſt. In einigen frömmelnden Zirkeln unſerer Hauptſtadt mag man ſich wohl ſtark mit dem Gedanken getragen haben, daß im ſtreng pietiſtiſchen Sinne ein Sonntagsgeſetz auch bei uns zu Stande gebracht werden könnte; aber man ſollte bedenken, daß ein ſolches mit der Geſinnung der hieſigen Bevölkerung in einen beſtändigen Widerſpruch gerathen würde. Die bekannte Vergnügungsluſt der berliner Volksklaſſen iſt gewiſſermaßen unüberwindlich und dürfte ſich am allerwenigſten durch einen dumpfen und lebensfeindlichen Pietismus irgendwie dämmen laſſen. (D. B. f.)

Notizen.

[Univerſal-Converſationslexicon.]

Die belgiſche Buchhandlung in Leipzig brachte bereits No. 15 dieſes wirklich univerſellen, mit ausgezeichneter Sorgſamkeit gearbeiteten Lexikons. Es geht bis Ei.

[Anekdote von Gleim.]

Dr. Klein's baltiſche Blätter brachten eine Anekdote vom alten Gleim, die uns unbekannt war. Gleim haßte alle Reime auf ſeinen Namen, auf den ſich das Wort Reim ſelbſt reimte. Bei einem Gaſtmahl in Halberſtadt begann der witzige Bürgermeiſter:

Hoch lebe Vater Gleim,
Er iſt der Freundſchaft Leim. —

Der Poet fiel ihm ins Wort und rief:

Und der Herr Bürgermeiſter,
Er iſt der Freundſchaft Kleiſter.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — **102.** — den 25. Mai 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Fortſetzung.)

W. Zimmermann iſt ein wenigee bekanntes Talent. Auch er war Theologe und zu ſeinem Unglück.

„Eng in dumpfen Kloſtermauern
Mußt' ich meinen Mai vertrauern,
Doch in ſchwerer Wetterſtund
Bliebſt du meine Sonne immee,
Sanften Regenbogenſchimmer
Malend auf den düſtern Grund.“

„Mit Gelehrſamkeit gedüngte,
Schwarze Kutten, bösgezüngte,
Senden ihre Pfeile mir,
Abee treu und ohne Sorgen
Unter deinem Schild geborgen,
Opfr' ich, ew'ge Schönheit, die!“

Hier kommt zum erſten Male die Abſtraction in den Kreis der ſchwäbiſchen Lyrik. Der concrete Gegenſtand wied zum Ideal verflüchtigt, das Zeitliche zum Ewigen, das Diesſeits zum Jenſeits. Das Herz, das ſich nicht ausweiten kann ins Leben, muß ſich in ſich verſchließen, und im innern Heiligthum mag es eben ſo verdorren, als zu innerer Lebenswärme ſich entzünden, um aufs neue ukräftig in die Welt herauszuleuchten.

W. Zimmermann hat eine leichte, ſilberhelle, ſchon etwas in den Mondſchein hinüberſpielende Poeſie. Sie beginnt bereits zu nachtwandeln und läuft bald mit ihm davon. Er vergeudet ſein Talent an Klatſchblätter und leichtfertige Bücherfabrication — das iſt das Ende vom Liede.

Sie ahnen, wo wir angelangt ſind — bei der Poeſie des Herzens, des kranken, blutenden, ſterbenden Herzens.

„Denn frühe ſchon ergriff mich tiefe Trauer
Und hat das Heez mir bis zum Tod durchdrungen,“

ſingt Kerner. — Das Subject, unbefriedigt wie es iſt, ſammelt ſich aus der Zerſtreuung der Außenwelt, zieht in ſich ſelber ein, um Welt und Leben im Grunde des Gemüthes in poetiſches Blut und Saft aufzulöſen. Aber da wird es zu eng, das unendlich Quellende und Wogende hat keinen Ausfluß, kein Object, die leichte Circulation iſt gehemmt, vor Ueberfülle erkrankt das Herz:

„Ablegen doch kann nimmee
Der Müde eine Laſt,
Die trägt er fühlend immer
Durch Berg und Thal ohn' Raſt,
Die ſchlägt oft wie ein Hammer
An ſeine Bruſt mit Schmerz:
Das iſt in enger Kammer
Das volle Menſchenheez.“

Dieſe Vollblütigkeit liegt wie ein Alp auf der ſchweraufathmenden Bruſt — wo iſt das Gefäß, in das die Waſſer des Lebens abfließen könnten, damit ſie nicht verdicken und verſumpfen? Hinter ſich hat das Subject die Natur, vor ſich die Menſchheit mit ihrem Treiben, mit ihren Mühen und Kämpfen des Geiſtes, der ſich zu ſich ſelbſt befreien will. Wohin wird er ſich wenden?

„Ich hab' mich ſtets gehalten
An die Natue ſo warm,

Die Menſchen ließ ich ſchalten,
Gott! — die ſind kalt und arm!
Daß ich trag Todeswunden,
Das iſt der Menſchen Thun,
Natur ließ mich geſunden,
Sie laſſen mich nicht ruhn."

Dru'm

„Laß ganz der Menſchen Streben,
Sei wieder frei gegeben
Der alten Einſamkeit."

Nicht die Natur in ihren einzelnen Erſcheinungen, nicht der Vogel im Fluge, nicht der Duſt und Glanz der Blumen kann mehr ausreichen, nur eine vollſtändige Verſenkung in das Naturleben ſelber, ein Zurückgehen und Aufgehen in ihren Schooß ſcheint heilen zu können.

„O könnt' ich einmal los
Von all dem Menſchentreiben,
Natur, in deinem Schooß,
Ein herzlich Kind verbleiben,
Doch iſt das Treiben mir
So fremd und ſo unherzlich,
O Mutter, ach, nach dir
Zieht mich ein Heimweh ſchmerzlich!
Wie iſt's ergangen mir,
Daß ich verirrt ſo lange!
Mutter zu dir, zu dir!
Wie iſt's mir weh und bange!
Bis ich wie Blum und Quell
Dir darf am Herzen bleiben,
Mutter! o führ' mich ſchnell
Hin, wo kein Menſchentreiben."

— „Läg' ich an dem Mutterherzen
Dee Natur wie Erd und Baum,
Säng' ich luſt'ge, farb'ge Lieder,
Spielt ich wie ein herzlich Kind,
Jetzo wein' ich, bis ich wieder
Die verlorne Mutter find'!"

Auf dieſe Weiſe wird die Abſtraction von der Wirklichkeit vollſtändig. Der einzige Ausweg wäre geweſen, vorwärts in das Heiligthum des Geiſtes zu dringen, die Menſchheit zu umfaſſen, in ihr Treiben ſich einzulaſſen, und aus dem Durchdrungenen den idealen Gehalt herauszugreifen. Allein ſo ſchnell geht es nicht, zu dieſem Ziele gelangt dieſer Geiſt wohl auch, aber auf Umwegen. — Statt den Menſchen in ſeiner Wirklichkeit anzugehen, in den Reichthum des Geiſtes und Lebens vorzudringen, um die einzelnen Geſtaltungen und Offenbarungen zur allgemeinen Weihe zu bringen, hält er ſich an dem Abſtractum „Menſchentreiben" ein Schreckbild vor, das er nicht ſieht, das, eine nebelhafte Vorſtellung, natürlich kalt und arm erſcheinen muß. Was denn dieſes Menſchentreiben eigentlich ſei, denn „kalt und arm" iſt ja nue Verneinung, kann der Dichter nicht ſagen, der dieſes Ringen und Mühen der Geiſter fühlt, den es immer wieder aufſtachelt aus der traumartigen Verſenkung in die reine Stille und Leere der Natur, den es aber ſtets nur verwundet und abſtößt, weil er mit der Gluth ſeiner Empfindung, mit der Wärme ſeines vollen Herzens nicht ſo unmittelbar an daſſelbe kommen kann; vorwärts alſo kann es nicht gehen, aber eben ſo wenig rückwärts. Die Natur bietet ſich nur dar in einzelnen, ſchnell vergänglichen Erſcheinungen, keine iſt fähig, ein volles Herz in ſich aufzunehmen. Der Vogel entflieht, der Frühling vergeht, das Grün verbleicht — es bleibt nichts übrig, als das leere Abſtractum: Mutter Natur. In dieſe ſind die einzelnen Erſcheinungen verflüchtigt, es iſt eine abſolute Tiefe und Leere, eine chaotiſche Unbeſtimmtheit, ein Nichts — und im Grunde nur die unbeſchreibliche Leere des eigenen Herzens, das allen concreten Stoff in ſich aufgelöſt hat, aber unfähig iſt, eine neue Welt aus ſich zu geſtalten. Dieſes Nichts der leeren Empfindung, dieſer Schmerz und dieſe Sehnſucht nach lebenskräftigem Inhalt wird nun in das Nichts der Natur hinüberempfunden, Schmerz iſt der Grundton derſelben:

„Weh, o weh, daß ihr nicht fühlen
Könnet, wie wir Blumen fühlen!
Unbeſchränktes Hoffen, Sehnen,
Breitet aus die zarten Zweige,
Blauen Aether zu umfangen,
Leiden, fühlen, ſinnig blicken,
Duften, blühen, ſtummes Singen — —

„Doch Ihr verſteht nichts von dieſen Dingen," .... weil ſie nichts ſind. Freilich iſt in dieſer Natur kein lebendiges Treiben und Ringen, es iſt nur ein Seufzen, ein Fühlen und Sehnen — das leere Einerlei. Indem der Dichter ſich ganz in die Natur hineinempfindet, hat er ſie in ſich ſelber hineinvertilgt. Und doch iſt der Geiſt eben auf dieſem Umwege ſeinem Ziele näher gekommen. Erſt hat er die Menſchheit in das Weh ſeines Herzens aufgelöſt, dann dieſes in die Natur verlegt und ſie ſo in ſich hereingezogen, ſo hat das Herz allen Inhalt in ſich, das Univerſum iſt in Eins zuſammengeronnen — aber die Geſtalt, die Form iſt abſolut vernichtet. Die Scheidewand zwiſchen Menſch und Natur iſt nun freilich im Herzen, in das beide verflüchtigt ſind, aufgehoben, der Menſch fühlt ſich der Natur verwandt, was in ihm iſt, iſt in ihr, keines braucht alſo vor dem andern und ſeinem Treiben zu fliehen: im Geiſte ſind ſie Eins — aber nicht im Geiſte, der in wachem Selbſtbewußtſein das

Digitized by Google

Getrennte zur Idee vereint, ſondern im Herzen, das alle Unterſchiede, alle Form in das unbeſtimmte Weben einer Empfindung zerfließen läßt. Es findet Alles in ſich, aber es weiß nicht wie und was, und findet bei allem Suchen und Sehnen — Nichts. Natur und Menſchen haben die Beſtimmtheit der Form ausgezogen, es iſt ein trübes Land, es iſt Nacht, nur hier und da ſtreift ein Nebelſchatten an uns vorüber.

So werden die extrahirten Geſtalten als Geiſter entlaſſen und Blumen ꝛc. und Menſchen führen als geſpenſtige Schemen den tollen Spuk ihrer Schattenſpiele auf. In abſoluter Verwandlungsfähigkeit geht nun Alles in und durch einander; keine Form iſt in ihrer Concretheit, keine Geſtalt in ihrer realen Beſtimmtheit gelaſſen, Alles iſt porös und durchſichtig wie die Bilder des Traumes. In Nacht und Nebel, im Zitterſchein des Mondes ſtreifen ſie „heimathlos“ dahin.

Natürlich, daß in dieſem loſen Spiele, in dieſer abſoluten Flucht das Dichterherz keinen Frieden finden kann. Keiner dieſer Schatten vermag den unendlichen Gehalt des übervollen Herzens aufzunehmen, was es in ihn übergießen will, zerrinnt alsbald in das geſtaltloſe Schattenleben. Sodann ſteht der Dichter dennoch mitten in der Wirklichkeit des Lebens, des Berufes ꝛc. Jenes wie dieſes Bewußtſein ſpielt humoriſtiſch in das Schattenleben hinein. Doch iſt es kein rechter Ernſt mit dieſen Scherzen, weil — zu viel Ernſt und Wehmuth da iſt; das Menſchentreiben iſt ihm ja von Anfang an nur eine troſtloſe Kälte und Armuth, und ſeine Geiſterwelt iſt nicht die mit dem abſoluten, concreten Inhalt erfüllte Idee, die lebenskräftig genug wäre, ſich von der gemeinen Wirklichkeit den Fuß ſtellen, ſich auslachen zu laſſen, und doch alsbald wieder, gereinigt von allem Staube des Irdiſchen, in idealer Höhe zu glänzen. So iſt es bei Jean Paul, der in der einen Hand die Idee in ihrer urkräftigen Beſtimmtheit, in der andern die baare, volle Wirklichkeit dieſes Lebens hat, und keck und heiter eines in das andere wirft. Aber Kerner hat hier und dort ein Nichts, eine zum voraus abgeſchätzte abſolute Werthloſigkeit — ſein Humor ruht nicht auf dem feſten Boden wirklicher, lebendiger Gegenſätzlichkeit, es ſind „Blumen, einem Grab' entſproſſen.“ So iſt und bleibt das ganze troſtloſe Dämmerleben ein ſomnambuler Seufzer, ein Wehen der melancholiſchen Aeolsharfe, ein überſeliges und doch todtkrankes Empfinden, ein geheimnißvoller Zauberhauch auf der Maultrommel, die ja Kerner ſo liebt. „Es war der Geſellſchaft anfangs, als vernähme ſie die wunderbarſten Töne ganz in der Nähe, bald vor, bald hinter ſich, dann aber entfernten ſie ſich immer mehr, ſtiegen aus der Tiefe weit in die Luft, und nun, nun waren kaum einzelne hörbar, wie kleine Silberglöckchen, bis der letzte Ton wie ein Stern in blauer Ferne verloſch. Da fielen alle Zuhörer mit dem letzten Tone wie aus der Luft und wagten wieder auf der gewöhnlichen Erde Athem zu ſchöpfen.“.... Wagt es auch Kerner wieder? Auf Augenblicke, und in dieſen ſchenkt ihm die Muſe den goldenen Wein in das Kryſtallglas, das er den Manen des Freundes zutrinkt, da geht er zu Sterbenden und Lebenden, vermählt ſich mit den guten Geiſtern der quellenreichen Tiefe, und feiert alle Treue und Untreue, Liebe, Luſt und Leiden in reinem, kräftigem Geſang.

„Doch bald verſchwand der Wunderfrühling wieder;
Er durfte ſich nicht ſenken in dem Thale,
Im Fluge ſtreift er nur der Erde Gipfel.“

So ſingt von ihm Freund Uhland. Natürlich; die Welt iſt zerſtört, in die Tiefe des Herzens das Leben eingeſchmolzen, unmittelbar kann es ſich nicht mehr an uns entäußern und Wohnung in ihm machen — wie ſollte die Vermittlung vollendet werden? wo wäre der Zauberkeſſel, der ihm den wahrhaften Verjüngungstrank für ſich und die Welt reichte? Einen feſten, bleibenden Kern ſich abzuſondern und zu idealer Geſtaltung zu vollenden, dazu fehlt die Kraft. In dem Wogen und Fließen des Herzens ſchießen zwar einzelne köſtliche Kryſtalle an, aber es fehlt der Schwerpunct, an dem ſich die nach Geſtaltung ſtrebenden ſammeln und verdichten könnten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus Berlin. (Beſchl.)

[Goethe's Fauſt auf der Bühne, Seydelmann als Mephiſtopheles.]

Ein Ereigniß in der Theaterwelt iſt die Aufführung von Goethe's Fauſt zu nennen, ſowohl durch die Form und Bearbeitung, in welcher dieſelbe ſtattgefunden hat, als weil uns Seydelmann darin zum erſten Mal ſeinen berühmten und vielbeſprochenen Mephiſtopheles producirte. Was zuerſt als das Merkwürdige bei dieſer Aufführung hervorſtach, iſt die, ſo zu ſagen, melodramatiſche Form, die man dem Goethe'ſchen Gedicht durch die theilweiſe Combination mit der genialen Radziwill'ſchen Muſik und mit einigen andern dazu vorhandenen Tonſetzungen von Lindpaintner gegeben. Dieſe Veranſtaltung ſoll auf höhern Wunſch und Anlaß getroffen ſein, machte aber, wie zu erwarten ſtand, in Verbindung mit dem Gedicht ſelbſt keineswegs eine ſolche Wirkung, daß ſich die Vermählung dieſer Schöpfung mit

der Muſik dadurch als eine nothwendige erwieſen hätte. Die unter der höchſten Weihe des Genius entſtandene Muſik des verewigten Fürſten Radziwill wird für ſich ſelbſt auf dem abſolut muſikaliſchen Gebiete ſtets ihre große Geltung haben als erhabenes und ſpirituelles Kunſtwerk, aber das Gedicht, aus deſſen Umarmung ſie geboren worden, duldet in ſeiner ſelbſteigenen Darſtellung dieſe hinzutretenden muſikaliſchen Elemente gewiſſermaßen nur widerſtrebend, oder drängt ſie dermaßen zurück, daß ſie bedeutungsloſer dabei erſcheinen, als ſie an ſich ſind. Da es aber bei dieſer Aufführung auch nicht darauf ankommen ſollte, der muſikaliſchen Compoſition des Fauſt ihr vollſtändiges Recht zu geben, ſondern nur einzelne Partieen von dem Bühnenbearbeiter, wie es ihm gerade paſſend erſchien, dazu ausgewählt wurden, ſo hätte man lieber dieſe Hinzuthat der Compoſition noch mehr beſchränken und lediglich die meiſterhaften Geſänge derſelben, mit Ausſchluß des Recitativiſchen, für die Aufführung beibehalten ſollen. Was dieſe Bühnenbearbeitung, die in 6 Acten gegeben wurde, in dramatiſcher Hinſicht anbetrifft, ſo rührt dieſelbe, dem Vernehmen nach, von Seydelmann her. Vieles an der getroffenen Einrichtung erſcheint durchaus lobenswerth und ſind auch der Prüderie nicht gerade allzu viele Conceſſionen dabei gemacht worden, was eine beſonders zuſtimmende Anerkennung verdient. Daß das Goethe'ſche Gedicht auf der Bühne vieles Weſentliche fallen laſſen muß, iſt eine Sache für ſich, die nur unter dem Geſichtspunkt zu betrachten iſt: ob der Fauſt überhaupt zur theatraliſchen Darſtellung gelangen darf? In dem aber, was der Geſchicklichkeit des Bearbeiters zuzurechnen iſt, dürfte nur die Scene Gretchens mit dem böſen Geiſt einem gerechten Tadel unterliegen. Dieſelbe iſt mit einer ſo plumpen Unwahrſcheinlichkeit arrangirt, daß ſie nicht nur mißlungen, ſondern auch völlig carikirt erſcheinen muß. Die Scene iſt unmittelbar an den Tod des erſchlagenen Valentin angeknüpft, vor deſſen Leichnam Gretchen niederkniet, indem in dieſem Augenblick der böſe Geiſt, welcher ihr Gewiſſen mit ſo entſetzlichen Worten wachrüttelt, hinter ihr ſichtbar wird. Zu gleicher Zeit vernimmt man die Geſange, welche aus der den Hintergrund bildenden Kirche herüberſchallen, die Worte des umſinkenden Gretchens aber: „Nachbarin, Euer Fläſchchen!" ſind dann mit Unrecht beibehalten, oder müſſen als Delirium der überwältigten Phantaſie gedeutet werden. Sollen wir nun noch ein Wort von der Aufführung auf unſerer Bühne ſagen, ſo müſſen wir dieſelbe, ſowohl was die Schauſpielerleiſtung anbetrifft, für ungenügend erklären, als auch daran das zweideutige und precäre Loos, das eine ſo ſpeculative, mythiſch-myſtiſche und allegoriſche Dichtung wie Goethe's Fauſt immer in der heutigen Theaterfaſſung haben wird, von neuem bemerken. Der tranſcendente Charakter des Gedichts widerſpricht in vielen Fällen gänzlich der theatraliſchen Verkörperung, die nach Innen gekehrten poetiſchen und ſpeculativen Intentionen müſſen oft ihren eigenthümlichſten Gehalt veräußern, wenn ſie ſceniſch werden ſollen. Der Fauſt ſelbſt als Perſon möchte eine Aufgabe ſein, an deren Individualiſirung auch das größte Schauſpielertalent ſcheitern dürfte, da es keine Perſönlichkeit mit einer beſtimmt gegebenen individuellen Phyſiognomie, ſondern vielmehr eine ſymboliſche Allgemeinheit und Idee iſt, die im Fauſt vor die Anſchauung hintritt. Nur eine ausgezeichnete Virtuoſität im Sprechen der Rolle kann das Zerfließen des Charakters in eine pathetiſche Allgemeinheit verhindern. Daß die Rolle aber unter den Händen unſeres gewöhnlichen Liebhaberſpielers Grua noch ſchlechter fortkam, als es nöthig geweſen wäre, können Sie ſich denken. Er ſprach den Fauſt ungefähr ſo, wie man wohl einen Jaromir in der Ahnfrau declamiren zu hören gewohnt iſt. Dagegen muß man die Darſtellung des Mephiſtopheles durch Seydelmann ſchon gleich von vorn herein als eine originelle Selbſtſchöpfung bewundern und anerkennen! Alle Rollen Seydelmann's ſind vollendete und genau durchdachte Bildwerke, die mit einem ſcharfen und unverlöſchlichen Stempel ſich geltend zu machen ſuchen, und in dieſer ſchneidenden Eigenthümlichkeit des Typus wird vor Allen ſein Mephiſtopheles auf den erſten Blick bemerkbar. Man hat über ſeine Auffaſſung des Teufels in den innerlichen wie äußerlichen Bezügen Vieles für und wider geſchrieben, und wir wollen dieſe Debatte nicht hier am Ort durch eine neue Abhandlung vermehren. Uns fehlt in Seydelmann's Teufel das höhere dämoniſche Element, wogegen wir die diaboliſche Brutalität, das Thieriſche des Teufels, allzugrell und ohne bedeutſame Mittelglieder hervorgekehrt finden. Daß er ſich hinſichts der Maske, die er in ſeiner Teufelserſcheinung gibt, an den Glauben der Volksmythe gehalten, auf deren Grund auch Goethe ſein Gedicht aufgenommen, vermögen wir nicht zu tadeln, obwohl nicht zu läugnen, daß dabei ſein Ausſehen faſt allzuſehr in das Ganze eines Puppenſpielteufels gerathen. Goethe's Mephiſtopheles iſt einmal ein Weltelement, das im Zuſammenhang mit den allgemeinen Kräften der Schöpfung und ſelbſt als eine ſolche ſchafft und wirkt, das andere Mal iſt er in ſeiner Eigenſchaft als Verlocker und Verſucher ein Lebemann, der nach Allem, was ſich aus den Scenen ſeines Auftretens ergibt, in einer ziemlich chevaleresken Geſtalt ſichtbar geworden ſein muß. Die Verſchmelzung des Gentlemanartigen im Mephiſtopheles mit der brutalen Teufelsnatur wäre die weſentliche Aufgabe bei ſeiner Darſtellung, hinter der freilich Seydelmann bei ſeiner einſeitigen, aber höchſt entſchiedenen und marquirten Auffaſſung zurückblieb. Indeß muß man dieſem höchſt einſichtigen und denkenden Schauſpieler zugeſtehen, daß er ein Ganzes vor unſere Augen hingeſtellt hat, zu deſſen Realiſirung er ſich oft ganz eigenthümliche Mittel, ja ſelbſt Sprachlaute erfunden, die nicht immer ſubtil gedacht, aber doch meiſtentheils höchſt effectvoll ſind. Seydelmann's Mephiſtopheles iſt ein Phänomen eigener Art, keine künſtleriſche Schöpfung im höheren Sinne, aber ein zuweilen an Genialität ſtreifendes Capriccio des Verſtandes. — Das Gretchen der Fräul. v. Hagn war ebenfalls eine ſehr ſchätzenswerthe Leiſtung, das naive Bürgermädchen gelang ihr vollkommen, und im Aufſchwung zum Hochtragiſchen entwickelte ſie viele dramatiſche Kraft, obwohl manche Partieen ihres Organs dabei ſtörend ſind.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 103. — den 26. Mai 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Geiſterhöhle.

Nach einer Skizze von Walter Scott, frei bearbeitet von A. T. Beer.

In Waldgeſtrüpp und Tannennacht,
Von Bergen wild umkränzt,
Liegt einer Höhle dunkler Schacht,
Wo nie die Sonne glänzt;
Kein Liebespaar ſucht ſich alldort
Ein Ruheplätzchen aus,
Der Sage Mund umgibt den Ort
Mit Schrecken und mit Graus.

Vom Blachfeld flieht ein Wandersmann
Mit Schweiß und Blut bedeckt;
Er hemmt den Schritt, er ſtürmt voran,
Durch jeden Laut erſchreckt.
Der Nachtwind ſteigt, der Nachtwind fällt,
Der Flüchtling hofft und zagt,
Und hinter ihm der Schweißhund bellt
Auf wilder Menſchenjagd.

Und näher ſtürmt der Roſſe Huf
Die Haide entlang zum Wald;
Der Todesſchuß, der Reiter Ruf
Schreckvoll dazwiſchen ſchallt.
Da fiel der Mondſchein auf das Thor
Der Höhle, ſchwarz und tief,
Die Eule kroch gemach hervor
Vom Dunkel, wo ſie ſchlief.

„Ha jene Höhl' iſt wild und rauh
Und kalt ihr feuchter Mund,
Doch muß ich ihrem Felſen grau
Vertrauen mich zur Stund:

Denn kälter iſt der Menſchen Herz,
Die mich verfolgt zum Tod,
Und zehnmal bitter iſt der Schmerz,
Der mir von ihnen droht.

Und iſt der Höhle Bau erricht't
Von geiſterhaftem Arm,
So fürcht' ich doch die Geiſter nicht
Wie meiner Feinde Schwarm.“
Und näher kommt das Hundsgebell,
Die Roſſe ſchnaufen laut: —
Da hat der Wandersmann ſich ſchnell
Der Höhle anvertraut.

Steil abwärts ſtürzt er in die Schlucht
Und hört, gleich Wiederhall,
Den Schweißhund, der ſein Opfer ſucht,
Und zorn'ger Stimmen Schall.
Er wirft voll Angſt ſich aufs Geſtein
Und horcht, und athmet nicht,
Und bebt, bis ins Geklüft hinein
Kein Feindeslaut mehr bricht.

Dann erſt beginnt er zornentbrannt:
„Du Geiſt, der Schlachten lenkt —
O ring' das Schwert aus ſeiner Hand,
Der mich ſo hart gekränkt!
Er irre raſtlos durch das Land,
Sein Gold der Feinde Raub;
Die eigne Burg zermalm' in Brand
Sein Weib und Kind zu Staub.“

„„Mein Gaſt, dein Wunſch gefällt mir wohl
Und ich verſag' ihn nicht!““
Antwortet eine Stimme hohl,
Und es erſcheint ein Licht.

Digitized by Google

Ein Todtenarm ſtreckt aus der Wand
Sich ins Geklüft hinein,
Und jeder Finger an der Hand
Brennt hell wie Fackelſchein.

Ein Greis ſteht bei dem Wandrer hart,
Gehüllt in dunkles Braun,
Mit weißem Haar und weißem Bart,
Doch ſchreckvoll anzuſchaun.
Des Alters Milde hatte nicht
Die Runzeln ſanft bedeckt,
Der Teufel ſah aus dem Geſicht —
Nicht einmal ſehr verſteckt.

War fahlblau ſchon des Lichtes Glüh'n,
Das graß die Höhle malt,
War fahler blau des Auges Sprüh'n,
Das aus der Stirn' ihm ſtrahlt.
Aufs Haupt dem Wandrer legt er ſchwer
Die Hand, ſo kalt wie Erz:
„Erfüllt, mein Gaſt, ſei Dein Begehr
Iſt kühn und feſt Dein Herz;"

„Doch biſt Du feig und ſchwach von Muth,
So dient Dein ſchwacher Leib
Zur Speiſe junger Adlersbrut,
Dem Wolf zum Zeitvertreib."
Des Wandrers Stirn färbt dunkle Glut:
„„Ich bin der Prüfung werth.
Mein Arm iſt ſtark und groß mein Muth
Ich baue auf mein Schwert.

Kannſt Du beflügeln jene Zeit,
Die meine Rach' erfüllt,
So ſei mein Feind dem Wolf geweiht,
Der ſeinen Hunger ſtillt.""
Der Braune blickt ihm ins Geſicht,
Daß ſeine Farb' erblich:
„Ich fürchte," ſprach er, „daß Du nicht
Dein Wort hältſt. Hüte Dich!"

Er führt durch eine erzne Pfort'
Und Steig' ihn hoch bergauf;
Ein ſeltſam Schauſpiel thut ſich dort
Des Wandrers Augen auf:
Die dunkle Nacht war roth erhellt
Durch vieler Fackeln Schein,
Die Höhle ſchloß, ein ſteinern Zelt,
Viel hundert Ställe ein.

In jedem Stall gewappnet ſtand
Ein Roß, gezäumt zumal;
Ein Ritter ſchlief in jedem Stand,
Baarhaupt, doch ſonſt in Stahl.
Es hielt ein jeder Ritter gut
In ſeiner Hand ein Schwert;
Im Angeſichte ſtumme Wuth,
Aufwärts den Blick gekehrt.

Ein Lanzenſchaft zwölf Ellen groß
Hing jedem Mann zur Seit';
Am Sattelknopf hing fleckenlos
Ein Schlachtbeil ſtark und breit;
Der Helm hing in des Pfeilers Mitt',
Der Helmbuſch traurig weht' —
Wie durch den Saal der Wandrer ſchritt
Und wie er ſtille ſteht.

So weit der rothe Fackelſchein
Des Wandrers Aug' berührt,
So weit ſtehn auch in langen Reihn
Die Roſſe aufgeführt;
Bei jedem lag ein Rittersmann
Im dunklen Waffenkleid,
Und Helm und Rüſtung neben an,
Das Schwert zum Schlag bereit.

Doch bebt kein Laut durch dieſen Raum;
Wie erdentwachſ'ner Stein
Bewegt kein Roß noch Huf noch Zaum,
Kein Ritter Hand, noch Bein.
Todſtill iſt Alles rings im Kreis,
Des Lebens Athem fehlt,
Nur daß das Echo ſchaurig leis
Des Wandrers Tritte zählt.

Zuletzt entdeckt ſein ſtaunend Aug'
Auf ehrnem Säulenſchaft,
Ein Schwert und Horn nach altem Brauch
Für Rieſen angeſchafft.
Der Greis ſpricht: „Prüfe Dein Geſchick
Und wähle, was Dir werth!
Dein Wohl, Dein Weh, Dein Leid, Dein Glück
Im Horn liegt's und im Schwert."

Zum Schwerte ſtreckt die Hand er vor,
Doch hin iſt all' ſein Muth, —
Sein ſchwaches Herz erbebt davor,
Es ſtarrt zu Eis ſein Blut.
Er läßt das Schwert und nimmt das Horn,
Setzt leiſ' es an den Mund;
Da hallt es laut, wie wenn im Zorn
Aufbrüllt der Hölle Grund.

Von Fels zu Fels, von Meer zu Meer
Das Seegeſtad' entlang;
Von England bis nach Abukier
Erſchallt der grauſe Klang.
Von Schwertgeklirr die Höhl' erbebt,
Die Roſſe wiehern wild,
Ein jeder Krieger wacht und lebt,
Schlägt mit dem Schwert aufs Schild.

„Weh!" ruft ein Jeder „feiger Wicht,
Weh, fürchte meinen Zorn!
Was zogſt das tapfre Schwert Du nicht
Bevor Du ſtieß'ſt ins Horn!

Digitized by Google

Was rufſt Du die Gefahren auf
Bevor Du Dich bewehrt!
Was rufſt Du unſre Schaaren auf
Eh Du gewetzt Dein Schwert!"

Aufs Blachfeld fällt der Morgenſchein
Und auf der Höhte Thor;
Zermalmt mit blutigem Gebein
Der Wandrer liegt davor.
Und weil verzagt und klein ſein Muth,
So dient ſein blut'ger Leib
Zur Speiſe junger Adlerbeut,
Dem Wolf zum Zeitvertreib.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Fortſetzung.)

So verdickt und verſiegt der lebendige, volle Fluß immer mehr, in ſeiner troſtloſen Irre und Leere bleibt nichts übrig, als der Wunſch:

„Herz, ſo höre denn auf, zu ſchlagen."

Und wirklich,

„Ungeſtillt im bangen Sehnen
Stirbt dahin dies warme Herz."

Heimathlos ſchwankt es hin und her.

„Herberg, wo ich möcht weilen,
Ich kann ſie nicht ereilen,
Welt, weit iſt ſie von hier.
So fremd mir anzuſchauen
Sind dieſe Städt' und Auen,
Die Burgen ſtumm und todt,
Doch fern Gebirge ragen,
Die meine Heimath tragen
Ein ewig Morgenroth."

Alle Rettung iſt vergebens:

„Ein Kraut nur heilt Wunden
Menſchenwunden klein und groß,
Ein Tuch nur hält verbunden,
Leichentuch und Grabes Moos.

Welt, daß ich's finde, laß mich los:
Mich heilt nur meines Grabes Moos."

Zwar:

„Könnt ich einmal wieder ſingen,
Wär ich wiederum geſund;
Aber noch will's Herz zerſpringen
Und in Trauer ſchweigt der Mund."

Das iſt die Ohnmacht des Ringens, geſund kann ſich der Dichter nur ſingen, wenn er die Ueberfülle in eine feſte Geſtalt ausgießen und ſo ſich von ſich ſelber ablöſen kann, nur ſo wird er ruhig. Jedes Gedicht iſt eine Schlangenhäutung, je öfter die Haut abgeworfen wird, deſto kräftiger, fröhlicher und länger das Gedeihen. Aber Kerner kommt nicht zum Worte, er hört nichts, als den unruhigen Puls ſchlagen, verſinkt in die Betäubung der furchtbar monotonen Rede:

„Herzblut, du tobſt gewaltig
Doch iſt dein Lied nur Eins."

Mit Schauern ſieht der Dichter dieſem Herzen zu, wie es immer trüber und dumpfer tönt, bis jedes Lebenszeichen ſchwindet und das Herz ſtill ſteht — mit ihm die Mühle; der Tiſchler ſchlägt den letzten Nagel ein .... Doppelt ſchauerlich, denn der Todte hört's, er iſt nicht todt und lebt doch nicht — er iſt ſcheintodt:

„Mein Herz, kannſt du dich nicht bezwingen
Nur einmal nach der Luſt erglühn?

Es ſchafft, es klopft, es möcht' ſich heben,
Doch kann es nicht, es iſt zu krank!
So ſchafft, ſo klopft, man hört's mit Beben,
Im Sarge der Scheintodte bang.

Dann kommen eilend ſeine Lieben
Befrei'n ihn aus des Grabes Haus.
Du Herz, aus dieſer Bruſt, der trüben,
Kommſt du doch nimmermehr heraus!"

So hat er das Herz zu Tode geſungen, weil er nicht vermochte, friſch in das Leben und Treiben der Welt ſich hinauszuwerfen und mit dem innern idealen Gehalte ſie ſich zu geſtalten und zu beleben. Keiner der modernen Romantiker wurde ſo unglücklich, wie Kerner. Entweder fehlte ihnen die Tiefe des Gemüthes oder die Urkraft der ſchwäbiſchen Natur: Novalis konnte ſterben, Kerner nicht; die andern, wie Tieck, wußten ihre leichtbeſchwingte Phantaſie doch wieder in des Lebens bunte Verhältniſſe zurechtzurücken, indem ſie es in ihre ideale Höhe künſtleriſch erhoben. Kerner machte einen Anſatz in den Reiſeſchatten, aber dem Schwaben fehlt zu ſehr das vielgewandte, plaſtiſche Element, das frei und fertig ſich über das Leben aufſchwingt und den innern Gehalt in lebendige Geſtalten umſchafft. Und rettete ſich dieſe Romantik in die Myſtik der Religion, die in ihrem Glanze und in ihrer ſinnlichen Pracht dem Geiſte eben mit der Idealität die Wirklichkeit, welche er verflüchtigt hatte, wieder näher rückte und ihm zeigte, wie leicht, wie ſchön ſich's leben läßt, ſo konnte der proteſtantiſche Schwabe mit ſeiner ſkrupulöſen Gründlichkeit nie in dieſem bequemen Katholiſiren ſich befriedigen. Zwar ſprich „der Pilger":

„Da blickt von Bergeshöh'
Mir, ach! ſo neu, ſo mild,
Als hätt' ich's nie geſehen,
Vom Kreuz des Mittlers Bild —
Und bis zur Todesſtunde
In Weh und Lebensluſt

Digitized by Google

Fühl' ich die theure Wunde
Nun tief in meiner Bruſt
Fühl', wie ein neues Leben
Mir ganz in ihr gegeben."

(Die Fortſetzung folgt.)

Notizen.

[Thalberg und Liſzt.] (Brieflich aus Wien.)

Es kann keine größeren Contraſte geben als dieſe beiden Clavierſpieler, im Aeußeren der Perſönlichkeit wie im Innern ihrer Leiſtungen. Unſer Thalberg, der natürliche Sohn eines Miniſters, von Jugend auf in ſteifen Cavalierverhältniſſen erzogen, läßt ſich mit ſeinem Publicum in gar keinen Rapport ein, er ſpielt ruhig für ſich, ſeine Ruhe grenzt an Steifheit, eine ſtetige Präciſion bezeichnet den Charakter ſeines Spiels. Liſzt, der bewegliche Stürmer, weiß ſehr gut die Schwächen des Publicums zu benutzen, um zu elektriſiren, er weiß den Kritikern zu ſchmeicheln, gibt Soiréen und beſticht durch vulgäres Benehmen. Eine ſolche Soirée, wodurch er die Huldigung der Leute an ſich kettet, gab er neulich hier. Auch im Concerte ſelbſt verſetzt er ſich mit den Hörern in Rapport. Er ſteht vom Flügel auf und ſagt, es ſei ihm mißglückt, er wolle das Stück noch einmal ſpielen. Nach einer Sturmpaſſage läßt er die Hände vom Leibe gleiten und lehnt ſich erſchöpft zurück. Dann nimmt er das Tempo wieder auf, flüſtert den nächſtſitzenden Damen zu: jetzt paſſen's auf, jetzt kommt eine ſchöne Stelle! Dergleichen zündet, und alles drängt ſich, um ihm nahe zu ſein. Sein Vortrag iſt der gerade Gegenſatz von der Spielart Thalberg's. Er ſpielt liederlich genial, während dieſer, ebenfalls dem modernen Geiſte angehörig, ſich doch nur wie eine Figur aus einem Modenjournal ausnimmt. Er läßt manche Stellen ganz fallen und huſcht darüber hin, im nächſten Moment aber ſtachelt er im hinreißenden Schwung ſeiner glänzenden Phantaſie die rauſchende Menge zur ſtürmenden Begeiſterung. Stets hat er mehrere Inſtrumente bei der Hand, denn es kommt oft vor, daß der erſte Anſchlag, den er verſuchsweiſe macht, mehrere Saiten zerſprengt. Mit dieſer Mißachtung des Inſtrumentes will er den Leuten zeigen, daß ſeinem Genius ſelten ein Organ genügt. Solche Coquetterien reißen natürlich die Menge hin. Zugeſtanden aber bleibt, daß ſeine Fingerfertigkeit alles bisher Geleiſtete überſteigt; er iſt auf ſeinem Inſtrument der größte, aber auch der launenhafteſte Virtuos.

[Die Schröder-Devrient als Valentine.]

Die gefeierte Künſtlerin hat als Valentine in den Hugenotten ihrem Lorbeerkranz ein neues Blatt eingewebt. Ihr Gaſtſpiel in Leipzig führte uns ihre Valentine mehrmals vor. Sie gibt eine Leiſtung, deren dramatiſcher Werth jedenfalls noch höher ſteht als ihr muſikaliſcher. Die Gewalt der Leidenſchaft kann nicht ergreifender, dieſer Kampf eines in Furcht und Liebe hin- und hergeworfenen weiblichen Gemüths nicht effectvoller dargeſtellt werden. Wie immer, ſingt ſie nur, weil Geſang das Organ für den Ausſpruch der tiefſten und zarteſten Gefühle iſt. Natürlich erreicht ihre Leiſtung im dritten und vierten Act den Höhepunkt. Ihr Duett mit Marcell, ihr Recitativ und ihre Romanze und ihr Duett mit Raoul ſind Glanzpartieen dramatiſch-muſikaliſcher Darſtellung. Der Moment, wo der Lärm der Inſtrumente ſchweigt und ſie mehr parlando als ſingend in geſteigerter Angſt die Worte ausſtößt: ich liebe Dich! ſucht in der Kunſt dramatiſcher Leiſtungen ſeinesgleichen. Auch in der Scene der Schwertweihe entwickelt ſie die ganze Virtuoſität ihres Spiels, das freilich auf der hieſigen Bühne neben mancher hölzernen Pagode unter den Mitſpielenden einen doppelt tragiſchen Eindruck macht. Einmal nämlich weil ſie als Meiſterin die Tragödie der Empfindungen, die ſie gibt, innerlich fühlt, und dann noch einmal tragiſch, wenn man ſie neben den ſchlaffen oder ungeberdigen Leuten, die auf ihre Motive nicht eingehen, wie in Verzweiflung herumirren ſieht. Unſer Tenor iſt eine eben ſo ſchlaffe Figur, als unſer Bariton mit ſeinen kullernden Maultrommeltönen eine täppiſche Geſtalt abgibt. Man muß die Künſtlerin in Dresden mit den dortigen Umgebungen als Valentine ſehen, in Dresden, wo Meyerbeer geſtand, die fünfte Probe ſei beſſer gegangen als in Paris die zwanzigſte.

Kürzlich ſang Mad. Schröder-Devrient auch in dem Concert, das hier die Gebrüder Schubert von der dresdner Capelle und die Frau des Aeltern (Maſchinka Schneider) gaben. Als Concertſängerin ſollte ſich die Künſtlerin nicht hören laſſen. Die Menge jubelt zwar, wenn ſie ihre Töne hervorbringt, allein es ſchien mir ſtets ein Mißbrauch, Beethovens Adelaide ſo forcirt dramatiſch zu hören. Hier müſſen wir ſagen, daß die Stimme der Sängerin nur noch in den Momenten der theatraliſchen Erregtheit die alte Geltung hat.

Am 18. Mai, dem Geburtstage des Königs von Sachſen, hörten wir die Veſtalin bei glänzend erleuchtetem Hauſe. Hr. Freimüller als ſchlottriger Feldherr und Römer war in ſeiner Art eben ſo merkwürdig als Mad. Schröder-Devrient in der Rolle der Julia.

[Bekanntmachung des rheiniſchen Kunſtvereins.]

Mit Bezugnahme auf die — von dem Vorſtande des Kunſtvereins zu Mannheim im Decbr. v. J. erlaſſene Einladung für die nächſte Kunſtausſtellung wird zur allgemeinen Kenntniß gebracht, daß wegen der — im Septbr. d. J. dahier Statt findenden allgemeinen Zuſammenkunſt der Landwirthe Deutſchlands nach getroffener Uebereinkunft mit den übrigen Städten des rheiniſchen Vereins die Kunſtausſtellung für das Jahr 1838 nach folgendem Turnus abgehalten wird:

Den Monat Mai in Mannheim,
" " Juni in Mainz,
" " Juli in Darmſtadt,
" " Auguſt in Straßburg,
" " Septbr. in Carlsruhe,

Die Bedingungen, unter welchen die Künſtler zur Einſendung ihrer Werke ſchon früher eingeladen worden ſind, und unter welchen die Ausſtellungen Statt finden ſollen, bleiben im übrigen unverändert.

Carlsruhe, am 1. Mai 1838.

Namens des rheiniſchen Kunſtvereins
der Kunſtverein f. d. Großherzogthum Baden.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 104. — den 28. Mai 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Thomas Muir und ſeine Freunde.

Die Geſchichte der politiſchen Reform in England iſt nicht blos an und für ſich, ſondern auch als Geſchichte der öffentlichen Meinung in England, merkwürdig. Sie zeigt uns, was die Ausdauer eines Volkes, ſein Beharren auf ſeinem Willen zu erreichen vermag. Man ſieht eine Idee entſtehen; ſie kleidet ſich in hundertfache Formen und Formeln, ohne daß ſie ſelbſt ſich ändert. Die Idee iſt: Reform, und dies Wort wird das Loſungswort des Volkes, und das Banner, unter dem es ſich ſammelt. Heute wird dieſes Banner niedergeriſſen und mit Füßen getreten; morgen wird es wieder aufgerichtet und weht vor dem ſiegestrunkenen Volke her. Endlich ſehen wir es nach tauſend Unfällen und immer ſich erneuerndem Wechſel von Sieg und Niederlage auf den alten Thürmen von Weſtminſter aufgepflanzt, doch nicht vom Volke, ſondern von den entſchiedenſten Gegnern deſſelben.

Der Gang der Reform in England iſt nicht mehr aufzuhalten, und es ſcheint mir intereſſant, auf die erſte Aufwallung dieſer großen Bewegung, auf den Augenblick, der dieſe Ideen ins Leben rief, einen Blick zurückzuwerfen.

Die Nachwirkung der amerikaniſchen und dann der franzöſiſchen Revolution war in Großbritannien ſehr merkbar geworden. In England und Irland bildeten ſich ſchnell viele Vereine, die eine Reform der Conſtitution, einige ſogar eine Revolution bezweckten; doch Schottland ſtellte ſich an die Spitze derſelben. Was die ſchottiſchen Reformiſten gleich Anfangs ſcharf und entſchieden von den franzöſiſchen Revolutionnairs ſonderte, war ihre religiöſe Stimmung. Thomas Muir, Palmer und ihre vertrauteren Freunde verbanden Frömmigkeit mit literariſcher Bildung und hoher Intelligenz, und man kann es daher nur dem Hange zur Nachahmung, der ganze Völker oft eben ſo mächtig wie einzelne Individuen mit ſich fortreißt, zuſchreiben, daß ſie nicht die Grundſätze, aber die Sprachformen der Jakobiner ſich aneigneten. In Glasgow und in Edinburg gab es wie in Paris eine Geſellſchaft der Volksfreunde und einen Convent, und in Schottland waren es, wie in Frankreich, größtentheils Männer, die eine glänzende Erziehung erhalten hatten, Schriftſteller, Advokaten, Geiſtliche und reiche Kaufleute, die ſich an die Spitze dieſer Vereine ſtellten. Der ausgezeichnetſte unter allen dieſen, der hochgeſinnteſte und liebenswürdigſte von allen, der Mann, den man als den Apoſtel und den Märtyrer der Reform in Schottland betrachten kann, war Thomas Muir. Er war der einzige Sohn ſeiner reichen und allgemein geachteten Eltern, die in Glasgow wohnten. Er war in ſeiner Kindheit ſchwächlich und daher um ſo mehr der Gegenſtand der zärtlichſten Sorgſamkeit. Als er in Glasgow ſtudirte, zeichnete er ſich durch ſeinen raſtloſen Fleiß aus und durch die reiche Mannichfaltigkeit ſeiner Kenntniſſe, doch noch mehr durch den Stolz ſeiner Seele, die Unabhängigkeit ſeines Geiſtes und durch die Unbeugſamkeit ſeines Charakters. Er ſtudirte Theologie, allein ein Vorfall in ſeinen Univerſitätsjahren bewog ihn, dies

Digitized by Google

Studium mit dem der Rechte zu vertauſchen. Anderſon, der berühmte Profeſſor der Naturphiloſophie in Glasgow, hatte ſich in ſeinen Vorleſungen zu Anſichten bekannt, die ſeine Abſetzung nach ſich zogen. Alle Studenten murrten, doch ſein eifrigſter Schüler, Muir, begnügte ſich nicht damit; er verſammelte ſeine Cameraden und wiegelte ſie auf; Anderſon wurde wieder eingeſetzt, allein an dem Anführer der jungen Leute ſollte ein Exempel ſtatuirt werden. Muir verließ aber Glasgow und ging nach Edinburg, wo er, wie ſchon geſagt, die Theologie mit der Jurisprudenz vertauſchte.

Muir war ſchon ſeit einigen Jahren Advokat und hatte ſich ſchon einen glänzenden Ruf erworben, als die Kriſis im Jahre 1792 eintrat. Muir's Seele glühte für Freiheit und Vaterland. Man war der Beſtechlichkeit der Wahlen und der langen Dauer der Parlamente überdrüſſig, und die Loſung der Reformiſten war ſchon damals, wie ſie es jetzt noch iſt, eine Reform der Wahlfähigkeit und eine dreijährige Dauer der Parlamente. Glasgow hatte damals nur 40,000 Einwohner, und war nicht, was es in unſern Tagen geworden iſt, eine ungeheure Manufactur mit 200,000 Bewohnern, der vornehmſte und vielleicht auch der furchtbarſte Sitz der engliſchen Demokratie; aber der Charakter ſeiner Einwohner war ſchon ganz ſo zu Unruhen geneigt, als der der Heloten, die es jetzt in ſich ſchließt. Muir organiſirte in Edinburg und in Glasgow die politiſchen Geſellſchaften, in denen ſich die Anhänger der Reform ſammelten. Seine Flugſchriften, ſeine Reden, die herzgewinnende Freundlichkeit ſeines Betragens, die Unbeſcholtenheit ſeines Charakters und die hohe Achtung, die man ihm allgemein zollte, gewannen der Sache, die er zu der ſeinigen gemacht hatte, viele Tauſende von Anhängern.

Natürlich konnte die Regierung eine ſolche ſich immer weiter ausbreitende Verbrüderung nicht ruhig anſehen. Die ſchottiſchen Tories, den Staatsſecretair Lord Heinrich Dundas an ihrer Spitze, ordneten ſich in Reih und Glied. Sie hätten gern, da es ihren Anführern nicht an Muth und Entſchloſſenheit fehlte, den erſten Angriff gemacht; wie ſollten ſie es aber machen, um dieſe Geſellſchaften, deren Organiſation durchaus nicht geſetzwidrig war, anzugreifen? Sie mußten warten.

So groß auch Muir's Vertrauen zu der Gerechtigkeit ſeiner Sache und der Stärke ſeiner Partei war, ſo entging ihm doch nicht die Gefährlichkeit ſeiner Lage. Er hatte eine furchtbare Waffe in Händen, allein es war ſchwierig, ſich ihrer zu bedienen. In der Vereinigung ruht die Kraft — der Einfluß der ſchottiſchen Geſellſchaften konnte unermeßlich werden, wenn ſie ſich mit den engliſchen und irländiſchen Geſellſchaften vereinigten, und einen ſolchen Verein ſuchte Muir, trotz der Nationaleiferſucht, die ihn erſchwerte, zu Stande zu bringen. Er begann damit, einen ſchottiſchen Generalconvent zu Stande zu bringen; bei allen Verhandlungen deſſelben blieb man aber ſtreng in den von der Conſtitution vorgeſchriebenen Gränzen, und ſeine begeiſterte hoffnungsvolle Sprache klang nie aufrühreriſch. Dies änderte ſich aber, als in London ein Central-Convent zuſammenkam, zu deſſen Mitgliedern Gray, Fox, Adam, William und Withbread gehörten. Hier wurden die Grundſätze der franzöſiſchen Revolutionsmänner laut ausgeſprochen. Die Heftigkeit der Sprache vermehrte die Heftigkeit der Leidenſchaften. In allen drei Königreichen ſtieg die Unruhe, und vorzüglich in Schottland ſchien man bereit, die Waffen ergreifen zu wollen. Die Tories zitterten, allein die Mitglieder des ſchottiſchen Convents und die Abgeordneten des Central-Convents ſchwatzten und ſchrieben viel, thaten aber wenig. Die brutale Macht, die Macht der rohen Gewalt, handelt, weil ſie kein anderes Recht, als das des Stärkeren anerkennt; aber die Macht der Intelligenz iſt beſonnener; die Waffe, deren ſie ſich am liebſten bedient, und der ſie am meiſten vertraut, iſt das Wort. Was kann man denn auch den Machthabern gegenüber thun, wenn man ſich in den Schranken des geſetzmäßig Erlaubten halten will und ſich vor Aufruhr ſcheut? Die Schotten begnügten ſich daher mit Manifeſten und Drohungen, die das Schrecken der Machthaber nur ſteigerten, und ihren Haß tiefer, ihre Rachſucht glühender machten.

Pitt ſtand damals am Ruder. Er beſaß natürlich mehr Entſchloſſenheit und eine größere Einheit des Willens, als eine ſo vielfach verzweigte Verbrüderung haben konnte, wenn ſie auch noch ſo gut organiſirt war. Ihm war noch überdies der durchdringende Scharfblick eines großen Politikers eigen, und da er ſelbſt früher zu den Reformern gehört hatte, kannte er ihre ſchwachen Seiten und wußte, wo und wie er dieſe treffen konnte. Doch zögerte er noch — ſein Gewiſſen gab ihm einige Bedenklichkeiten ein; allein der Gang der Begebenheiten riß ihn fort, und er begann den Angriff.

Schottland wurde von ihm zum Schlachtfelde und Muir zum erſten Opfer erwählt. Er wurde im Januar 1793 verhaftet, weigerte ſich aber, die Fragen zu beantworten, die ihm der Sheriff im Verhör vorlegte, weil er durch ſein Schweigen wenigſtens ſeinen Feinden keine Waffen gegen ſich ſelbſt in die Hände gab. Er wurde

Digitized by Google

bald gegen Bürgſchaft wieder freigelaſſen, da ſein Proceß erſt nach einiger Zeit beginnen konnte, und benutzte dieſe Friſt zu einer Reiſe nach London und von dort nach Paris.

Man muß glauben, daß dieſe Reiſe keinen verdächtigen Zweck hatte, da ſie ſpäterhin nicht als Grund einer Anklage von ſeinen Richtern benutzt worden iſt. Er kam am Abend vor der Hinrichtung Ludwig des Sechszehnten in Paris an, und ſah augenblicklich ein, welche für die Freiheit der Völker unglückliche Folgen dieſe Begebenheit haben werde, und welchen Vortheil die Feinde der Befreiung ſeines Vaterlandes daraus zu ziehen wiſſen würden; er ſah ſich an dem Tage, wo Ludwig des Sechszehnten Haupt fiel, in Schottland von ſeinen Richtern verurtheilt und mit ſich die Freiheit.

Als die edinburger Tories erfuhren, daß er in Frankreich ſei und, wie ſie ſagten, bei den Königsmördern in Gunſt ſtehe, verloren ſie keine Zeit. Er wurde des Aufruhrs angeklagt und vorgeladen, vor dem Criminalgericht zu erſcheinen; man ließ ihm aber nicht die Zeit, zurückkehren zu können; er wurde außer dem Geſetze erklärt und die von ihm geſtellte Bürgſchaft confiscirt. Sein erſter Gedanke war, nach Edinburg zu eilen und ſeinen Feinden muthig unter die Augen zu treten; ſeine Freunde widerſetzten ſich aber dieſem Entſchluſſe, in dem ſie nur ein vergeblich gebrachtes Opfer ſahen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Briefe über Schwaben und Franken.

(Fortſetzung.)

Allein auf dieſem ſchwäbiſchen Grund und Boden ſtehen die Kreuze nicht auf freiem Felde, am Wege, in der Capelle daneben, der Proteſtant hat es nicht ſo leicht, ſich myſtiſch in die heiligen Schauer des Kreuzes zu verſenken. Er muß erſt hingehen und ſich vom Küſter der Kirche aufſchließen laſſen, wenn er das Kreuz ſehen will, und unterdeſſen hat er Zeit, an dies und das zu denken, er reflectirt, kritiſirt, und tritt er endlich vor das Bild, ſo ſieht ſein wacher, prüfender Blick die ſchöne Arbeit, die Erhabenheit der Kunſt, ſtaunt dann wohl auch über ſo viel Liebe, die ſich freiwillig um der Menſchen willen ans Kreuz heften ließ, aber der Eindruck, den das Gemüth erhält, wird alsbald dogmatiſch und ſymboliſch verarbeitet. So ſteht der Proteſtant inmitten der Vermittlung, nicht die unmittelbare Anſchauung genügt — er legt wohl ſeine Finger in die Nägelmahle des Herrn und prüft, ob ſie es wirklich ſind, wie Thomas, aber er legt ſich nicht mit jener unbedingten Hingabe gläubiger Myſtik in das Jeſusherz hinein. Der Rationalismus ſitzt ihm im Leibe, er muß gegen ſich ſelber proteſtiren. Dieſer Proteſtantismus nun zeigt ſich bei Kerner in dreifacher Geſtalt. Zuerſt als Romantiker hat er gegen den geſunden Menſchenverſtand zu kämpfen, der ihm ſeinen *Schatten* verbläſt, er bedient ſich hier mit Glück der Satyre, aber zu jener künſtleriſchen Ironie Tieck's arbeitet er ſie nicht aus, denn es iſt ihm bei ſeinen Schatten nur halb wohl, der geſunde Verſtand regt ſich in *ihm ſelber* gegen das hyper-romantiſche Spiel. Nun aber gelangt er in eine noch größere Klemme — einerſeits muß der Proteſtant gegen den *Katholicismus*, zu dem die Romantik trieb, proteſtiren, und zwar mit derſelben Vernunft, mit der er gegen die vernunft- oder denkgläubigen *Rationaliſten* proteſtirt. Die Vernunft alſo gegen die Unvernunft der Sinnlichkeit und der Vernünftigkeit. Gegen die Gläubigkeit muß er die Vernunft, gegen die Vernünftigkeit den Glauben zu Hülfe nehmen. Der Katholicismus hat ſeinen Himmel voll Heiligen, ſeine Geſchichte voll Wunder und Sagen, ſeine Kirche voll Reliquien und Weihrauch — das befriedigt ihn in der Gewißheit ſeiner Wahrheit. Doch dagegen ſtreitet die geſunde proteſtantiſche Vernunft. Aber woher nun die *eigene* Gewißheit nehmen? Mit dem reinen Wiſſen der idealen Wahrheit iſt es nicht gethan, es bedarf eines *Beweiſes*, Thomas will ſehen und greifen, ehe er glaubt. So kommt er doch auf jene gläubigen Geſtalten zurück, daß ſie die Wirklichkeit und Wahrheit des ideellen Jenſeits ſinnlicher Weiſe auf- und beweiſen; der Unterſchied von der katholiſchen Anſchauung iſt nur der, daß dieſe ihre Gewährsmänner in ſinnlich lebendiger Fülle und Schönheit ſich vergegenwärtigt, die proteſtantiſche aber ſich an körperloſe Geiſter, an eine unſinnliche Sinnlichkeit hält, und ſo den Widerſpruch in die eigne Gewißheit bringt. Das Bewußtſein dieſes Widerſpruches treibt dann zu bodenloſer Unſicherheit und zu einer abſoluten Haltloſigkeit, die nicht lachen und nicht weinen, nicht ſpotten und nicht anerkennen, die abſolut nichts kann. — Hier ſehen Sie deutlich, wie der Proteſtantismus, wie der Schwabe den Vermittlungsproceß vollſtändig durchmachen muß, wenn er ſich einmal tiefer eingelaſſen hat. Der Zweifel iſt ein unendlicher und treibt fort und fort, bis der Bruch mit der Unmittelbarkeit und Natürlichkeit vollendet, die reine Idee erreicht iſt. Auf poetiſchem Wege gelingt das nicht, denn die Poeſie bedarf der Sinnlichkeit als ihres andern Ich, die Kraft

Digitized by Google

aber, die Idee unmittelbar künſtleriſch anzuſchauen und auszubilden, beſaß nur der welt- und ſelbſtgewiſſe Genius Goethe's. Für die ſchwäbiſche Poeſie wird das der befriedigende Einſchlagspunct von Idee und Wirklichkeit ſein, wo ſich ein unmittelbares Naturverhältniß bietet, das ideal genug iſt, um den Geiſt, und natürlich genug, um den Sinn zu befriedigen. Ein Fauſt gelingt der ſchwäbiſchen Poeſie niemals, aber wohl ein König in Thule.

Kerner, der Geiſterſeher, erklärt ſich aus ſeinem Proteſtantismus, in letzter Inſtanz aber aus ſeinem Vaterlande, ſeiner Vaterſtadt, wo ſich auf gleiche Weiſe das poetiſche Dunkel neben der ſichtbaren modernen Vernunft in unmittelbarer Nachbarſchaft findet. Schlagen Sie die Reiſeſchatten auf, da erzählt er von ſeinem Geburtsorte Ludwigsburg: „es iſt merkwürdig, daß in der Stadt, die kaum hundert Jahre ſteht, und alſo ganz unſerm Zeitalter angehört (der alte Kurfürſt in dem neuen Berlin!), der Glaube an Erhebung von Schätzen, an Erſcheinungen des Teufels und abgeſchiedener Seelen ſo feſt an den Einwohnern haftet, daß in ihr ſo viele Sagen gehen, welche man ſonſt nur in Städten aus fernem Zeitalter ſucht. Die Stadt iſt voll Pietiſten, Separatiſten, Schatzgräbern, Goldmachern und Geiſterbeſchwörern. — Ich hatte das ſonſt geahnt, wenn ich in ſtiller Mitternacht auf den weiten Marktplatz herniederſah und nächtlich durch die verlaſſenen Straßen ging, und mir dann unwillkürlich gewiſſe Ortsbenennungen einfielen, als: hinter dem alten Schloſſe, in dem Hexengäßchen, hinter der Gruft, im Ritterſaale." — Ludwigsburg entſtand ſchnell durch das Machtwort eines Fürſten, der Hof, die ganze Erſcheinung war dem Volke fremd; das Ausſehen der Stadt mit ihren weiten, geraden, öden Straßen hatte in dieſer kalten Modernität etwas Unheimliches, manche Abenteurer ſiedelten ſich in der jungen Stadt an, die Spukgeſchichten ſind noch jetzt allgemeines Volksgut, und waren gerade damals, wo ſie bald der Aufklärung weichen ſollten, in ihrem höchſten Courſe — was Wunder, wenn ſich hier beſonders jener Geſpenſterglaube niederließ. Ich ließ mir mehrmals etwas der Art zu meinem großen Ergetzen erzählen. Eine Schildwache vor dem Schloſſe wird allnächtlich beunruhigt, bald will Niemand mehr Wache ſtehen, und nur ein herkuliſcher Grenadier macht ſich endlich anheiſchig, dem Geiſte Stand zu halten. Alles iſt geheuer bis Mitternacht, da, mit dem Schlag zwölf Uhr, faßt's den Grenadier mit Rieſenfäuſten an, die Stimme erſtickt ihm, die Kraft verſagt, er verliert das Bewußtſein — und am andern Morgen findet man ihn in einer unbegreiflich verſchränkten Lage hinter ein Geländer hinabgeworfen....

In Kerner ſchlägt der moderne Geiſt, wie er ſich als romantiſche Poeſie geſtaltete, zum erſten Male in die ſchwäbiſche Bruſt. Es iſt ein allgemeiner Gährungs- und Auflöſungsproceß, in dem das Subject ſich mit der Objectivität — freilich einſtweilen auf Koſten der letztern auseinanderzuſetzen ſuchte. Aber die in ſich verſchmolzene Subjectivität erkrankt und ſtreift nachtwandleriſch und ſomnambul über der Erde Gipfel hin. Vor Allem iſt nöthig, daß der unbeſtimmte Nebel ſich auflöſe, etwas Entſchiedenes, eine Geſtalt erſtrebt werde, damit das unmächtige Flattern, das haltloſe Schwanken vom Dies- ſeits zum Jenſeits aufhöre. Weil das Diesſeits zerſtört war, fehlte es an einer Unterlage für die Brücke ins Jenſeits. Die Idee, welche geſucht wurde, muß ſich in ihrer Unmittelbarkeit zeigen, das Bewußtſein abgeklärt werden, und durch eine freudige, unbedingte Erfaſſung des Drüben der unendliche, in das Herz verſchloſſene Inhalt geſtaltet werden. Das geſchieht in der ausdrücklichen religiöſen Betrachtung der Welt, in welcher Natur und Geſchichte in der Gottheit real und wirklich aufgehoben, d. h. erhalten, angeſchaut wird. Das religiöſe Element iſt ja ohnehin ein weſentliches für den ſchwäbiſchen Geiſt; von Kerner wurde es angeſtrebt, aber nicht erreicht, weil ſein kritiſch-romantiſches Bewußtſein nicht mehr einfach glauben konnte, weil Gott und Welt in Eine ungeſtalte Empfindung zuſammengeronnen war. Die religiöſe Poeſie fixirte ſich zur Beſtimmtheit der Stufe in A. Knapp.

(Die Fortſetzung folgt.)

Notizen.

[Wienbarg.]

Ludolph Wienbarg iſt von der Redaction der hamburger Neuen Zeitung zurückgetreten. Von ſeiner feinen Feder waren die franzöſiſchen Artikel und zum Theil das Feuilleton, das dem Journale einen ſo bedeutenden Schwung gab.

[Werth eines Kuſſes.]

Die baltiſchen Blätter erzählen ebenfalls den Kußproceß, der in engliſchen Journalen beſprochen wurde. In Hull erſchien eine junge Frau vor Gericht und verklagte einen Cavalier, der ihr einen Kuß geraubt habe. (Sie hatte ihn alſo gegeben, oder ſich nehmen laſſen.) Die Richter verurtheilten den Angeklagten, der in die Wohnung der Frau gedrungen war und ſie umarmt hatte, zu 40 Schilling nebſt den Koſten und 6 Wochen Gefängniß.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienſtags — 105. — den 29. Mai 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Fortſetzung.)

„Es gibt eine chriſtliche Anſchauung aller Dinge, die jedoch im Gebiete unſerer Poeſie noch wenig cultivirt iſt, indem man gewohnt iſt, den Ausflug in andere Partien der Weltanſchauung der weltlichen Poeſie zu überlaſſen. Mit Unrecht; denn dem Chriſten gehört die ganze Welt. Es war mir eine der ſüßeſten Erquickungen, in ſtiller Einſamkeit das über die verwelkliche Natur und das flüchtige Menſchenleben ſich ewig jung erhebende Wort Gottes zu betrachten, und dieſe Elemente zu vereinigen. Bei profangeſchichtlichen Scenen möchte es genügen, den Felſengrund der Wahrheit angedeutet zu ſehen.“ — „Uebrigens werden wir eine ganz andere höhere Poeſie haben, und zwar auf Erden ſchon. Die wir aber jetzt von Chriſto ſingen, ſind nur den Morgenſchwalben gleich, die in der Dämmerung ihr Liedchen zwitſchern. Die Nachtigallen kommen erſt nach. Hellere Entfaltungs- und Vollendungszeiten des Reiches Gottes, da die Chriſtenheit nicht mehr wie jetzt einen großen Theil ihrer Bildungselemente vom Heidenthume entlehnt, und darin auferzogen wird, werden auch hellere, eigenthümlichere, mächtigere Chriſtenlieder bringen.“

Hören Sie die Poſaunen ſchallen und die Engelein ſingen Pſalter und Harfen? Doch verkümmern wir dem geiſtlichen Dichter ſein Recht nicht, rächen wir nicht einmal Goethe's Manen an ihm, die er bekanntlich in der Chriſtoterpe nicht durch die Himmelspforte Petri laſſen wollte. Wurm in Nürnberg hat den großen Heiden in ſeinen „Stanzen auf Stanzen“ wenigſtens über den Styx geführt, für dieſen Liebesdienſt freilich ſeine Stelle verloren; der chriſtliche Rector Roth — ein Schwabe — hat ihn mit Glanz weggebiſſen.... Albert Knapp iſt Prediger in Stuttgart; er hat unverkennbar poetiſches Talent, aber die chriſtlich-pietiſtiſche Ausdrücklichkeit geſtatten wir im Reiche der Muſe nicht. Es iſt ja ſchön, wenn auch im Heidenthume noch ein ſolcher Grund der Wahrheit gefunden wird, aber braucht man die lieben Heiden darum auch gleich an das Kreuz zu ſchlagen, das man über jenem aufrichtet? Es iſt und bleibt doch nur lächerlich, das griechiſche Heidenthum zu jüdiſchen Proſelyten gemacht oder chriſtlich getauft zu ſehen.

Als ob das Chriſtenthum hätte ohne das Heidenthum entſtehen können; es hat allerdings mehr als eines ſeiner Bildungsmomente vom Heidenthume entlehnt. Und mich dünkt, was irgendwo und irgendwann wahrhaft poetiſch iſt, iſt auch chriſtlich. Die Idee iſt nur eine, das Gute, die Wahrheit und Schönheit nur verſchiedene Ausſtrahlungen — was wahrhaft ſchön iſt, iſt wahrhaft gut, und umgekehrt — und ſo Gott will, auch chriſtlich und göttlich. Alle wahre Poeſie iſt religiös, aber nicht alles Religiöſe iſt als ſolches ſchon Poeſie; eine Predigt iſt noch kein Gedicht. Was ſoll es heißen, wenn A. Knapp ſingt:

„Mit Schmerz und Sehnſucht ſpielt man oft
Und findet kaum das Wort,

Digitized by Google

So ſlieht die Stimmung unverhofft,
Wie Nacht und Nebel fort;
Wer aber dich, mein Heil, gewinnt,
Der träumet (dichtet?) ferner nicht,
Und alle Dämmerbilder ſind
Verklärt im ew'gen Licht."

Und „Morgens im Walde":

„Wie perlet ein ganzes Meer von Thau
Gleich Gottesgedanken umher,
Als ob — die Bibel vom Himmelsblau
In Tropfen gefallen wär'...."

Was Kerner nicht erreicht hat, die Befriedigung und Ruhe im Unendlichen, weil er es nicht aus der Bruſt herausbringen, nicht objectiv anſchauen konnte, das hat A. Knapp erreicht; er darf ausrufen:

„O, wie ſelig, wer der Erde Schönſtes
Ruhig ſehen kann verwelken, fliehen,
Weil dich der umfängt, der ewig lebet,
Der im Glanze nie getrübter Sonnen
Auferwecket und zum Himmel hebet,
Was einſt winterlich im Staub zerronnen!"

Es iſt nun ein ſicherer Gehalt, Ruhe und Friede in der Idee Gottes und Chriſti gefunden, aber poetiſch angeſehen, entbehrt dieſer Inhalt aller Form, er iſt roh und ungenießbar. Daher läßt es ſich wohl am Ende A. Knapp ſelbſt gefallen, wenn wir zu ſeinem Erbfolger den frommen Griechenjünger machen.

Singt nicht F. Hölderlin:

„Ihr guten Götter! arm iſt, wer euch nicht kennt,
Im rohen Buſen ruhet der Zwiſt ihm nie
Und Nacht iſt ihm Welt, und keine
Freude gedeihet und kein Geſang ihm."

Darum:

„Lieben Brüder! es reift unſre Kunſt vielleicht,
Da, dem Jünglinge gleich, lange ſie ſchon gegährt,
Bald zur Stille der Schönheit.
Seid nur fromm, wie der Grieche war!"

Höeen Sie Hyperions' Schickſalslied rauſchen? Die Götter Griechenlands ſteigen vom hohen Olymp, beſeelen, verſchönen die Welt, und ihre ſel'gen Augen blicken in ſtiller, ewiger Klarheit. — Fühlt ſich dee deutſche Genius überhaupt dem idealen Griechen im Innerſten verwandt, ſo blickt um ſo ſehnſüchtiger das engbegränzte Schwabenherz in das heitere Ebenmaß jener ſüßen Beſchränkung, in der das Leben ſo ſpiegelklar und eben dahinfloß. Das Maß der ruhigen Schönheit, die Harmonie der Form entgeht ſo leicht dem ſtürmiſchen Drange, in dem das Subject ſich auf endloſe Bahnen zu verlieren fürchten muß.

„Griechiſches Volk, du biſt's, das ſchönſte der Erdegebornen,
Das dem unruhigen Geiſt Stunden des Friedens gewährt."

Hölderlin's Geſchick wollte es, daß er dieſer ſchönen Welt, die er mit einee Inbrunſt in den Buſen ſchloß, wie keiner, zum Opfer fiel. Mit aller Macht des aufſtrebenden Geiſtes hatte er ſich in dieſe Urform der Schönheit hinübergeſchwungen, und ſein in der Clauſur des Seminars ſchmachtender Geiſt eeging ſich frei in den heitern Gefilden Joniens, um nie mehr den verſchlungenen Geſtaden des Mäander zu entrinnen. Hier lag die Gefahe zu nahe, den Inhalt an die Form zu verlieren, das Leben zu verträumen und die Gegenwart einer unwiderbringlichen Vergangenheit zu verkaufen. Schiller entriß ſich frühzeitig der lockenden Sirene, die den unglücklichen Irren an ihre Ufer ſchmiedete. Hölderlin iſt noch nicht geſtorben!.... Auch ſein Freund und Erbe, W. Waiblinger, ſtarb an Griechenland; in ihm loderte daſſelbe Feuer trunkener Natur und Formberauſchung, Phaëton ſtürzt wie Hyperion vom Himmel.

Wie Goethe ſich im claſſiſchen Alterthume neu gebar, ſo holte dee geſunde Genius der ſchwäbiſchen Poeſie ſich aus dem Alterthume die Formvollendung der Schönheit; wir bewundern in Uhland die Ruhe und Gedrungenheit, die Klarheit und Tiefe, die kryſtallene Durchſichtigkeit, Rundung und Geſchloſſenheit, welche aller Meiſterſchaft den Stempel des Claſſiſchen aufdrückt.

So iſt das Schatzhaus gefüllt, die Blüthenfülle der Natur und das reiche innere Leben der Geſchichte, die Reinheit der Idee und die Gluth des Gemüthes, die fromme Andacht des Glaubens und die Weihe der Schönheit ſtehen bereit und harren ahnungsvoll des Meiſters, der ſie zum holden Reigen führe.

Sie verlangen nicht, daß ich Ihnen über Uhland ſage, was ſchon hundert Mal und hundert Mal beſſer über ihn geſagt iſt, als es von mir geſchehen könnte. Genug, wenn ich ihn als die Spitze dee ſchwäbiſchen Lyrik betrachte, als die Sonne, um welche die untergeordneten Sterne ihre Bahn beſchreiben, als die Einheit aller dee in den einzelnen Dichtern und Schülern zerſtreuten Momente. Halten wie uns mehe an ſeine Peeſönlichkeit. (D. F. ſ.)

Thomas Muir und ſeine Freunde.

(Fortſetzung.)

Die Reformiſten verloren indeſſen während Muir's Abweſenheit nicht ganz den Muth; ſie bildeten ein zahlreiches und muthiges Heer, allein ihr General war nicht da, und ſeine Lieutenants fürchteten ſich. Die vornehmſten Mitglieder des Vereins ſorgten für ihre Freiheit und ihr Leben und zogen ſich zurück. Die Agenten der Machthaber blieben auch nicht unthätig; jeden Tag nahm man viele Verhaftungen vor, und es trat jener Zeitpunct der neuern ſchottiſchen Geſchichte ein, der man den Namen der Schreckensregierung gegeben hat.

Das Schickſal wollte, daß Muir, allen Rathſchlägen der Klugheit zuwider, in dieſem unglücklichen Zeitpunct ſich ſelbſt ſeinen Feinden in die Hände lieferte. Der Krieg zwiſchen Frankreich und England war ausgebrochen und aller Verkehr zwiſchen beiden Ländern aufgehoben. Muir's Eltern blieben einige Monate ganz ohne Nachricht von ihm, und die erſten Briefe, die er wieder aus Schottland erhielt, benachrichtigten ihn, daß ſein Name aus der Liſte der edinburger Advokaten geſtrichen ſei, und daß die Männer, die zu ſeiner Partei gehörten, wüthender denn je verfolgt wurden. Seine Familie ſandte ihm Geld und Briefe und forderte ihn auf, nach den vereinigten Staaten zu gehen, wo er auf eine gaſtfreundliche Aufnahme rechnen konnte. Muir war kaum 28 Jahre alt, und war der einzige Sohn ſeiner Eltern, die ihn anbeteten und alle Hoffnungen ihres Alters auf ſein geliebtes Haupt niedergelegt hatten. Trotz der erhaltenen Warnungen verließ Muir Frankreich und ſchiffte ſich auf einem amerikaniſchen Schiffe ein, das nach Irland ging. Hier weilte Muir einige Zeit und knüpfte durch die Vermittelung des amerikaniſchen Schiffscapitains einen Briefwechſel mit ſeinem Vater an. Der unglückliche Vater mußte ſich die Gewalt anthun, in ſeinen Briefen von dem geliebten Sohne, wie von einem Fremdlinge zu ſprechen, aber die väterliche Zärtlichkeit verräth ſich doch oft unwillkürlich. „Die Abweſenheit des jungen Mannes betrübt uns ſchmerzlich,“ ſchrieb der Greis; doch beſchwor er dieſen jungen Mann inſtändigſt, noch in langer Zeit nicht daran zu denken, zu ihm zurückkommen zu wollen.

Muir war ſeiner Verbannung nach Verlauf einiger Monate ſehr müde. Die Ausſicht, in America, von ſeiner Familie und ſeinen Freunden getrennt, viele Jahre zubringen zu ſollen, war ihm verhaßt; aber, was ihm noch mehr galt, er glaubte als Anführer ſeiner Partei Pflichten zu haben, die er erfüllen müſſe; es lag ihm vorzüglich daran, ſeinen Muth nicht bezweifelt zu ſehen und ſich nicht dem Vorwurfe auszuſetzen, als fliehe er vor der Gefahr. Er kehrte daher auf dem beſuchteſten Wege nach Schottland zurück und wurde auch gleich bei ſeiner Landung in Port-Patrik erkannt und verhaftet. Man bemächtigte ſich ſeiner Papiere, die aber nicht von Bedeutung waren, ob man ſie gleich für Aufruhr predigend ausgab. Die Nachricht von ſeiner Verhaftung machte in ganz Schottland einen außerordentlichen Eindruck. Die Tories konnten ihre Freude nicht verbergen, den feindlichen Heerführer in ihrer Gewalt zu haben, und Thomas Muir wurde nach Edinburg geführt und dort vor das Criminalgericht geſtellt. Auch hier gab ſich die ſeltſame Verblendung kund, die ſo oft die Mitglieder einer politiſchen Partei umnebelt. Muir's Anhänger waren ganz unbeſorgt um ſein Schickſal und rechneten zuverſichtlich auf ſeine Freiſprechung.

Muir theilte die Hoffnungen ſeiner Freunde mit der naiven Zuverſicht eines jungen, tugendhaften Parteiführers. So warm auch ſeine Oppoſition geweſen war, ſo hatte er doch das Bewußtſein, nie die Grenzen der Rechte überſchritten zu haben, die die engliſche Conſtitution jedem Bürger zugeſteht. Er hielt ſein Betragen für durchaus untadelhaft und vielleicht war es dies auch in den Augen jedes Unparteiiſchen. Auf ſein Recht und ſeine gute Sache vertrauend ſchlug er den Beiſtand zweier der berühmteſten Rechtsgelehrten aus, die ſich zu ſeinen Vertheidigern erboten. Mehr denn alles andere fürchtete er, nicht ſo vertheidigt zu werden, wie er es ſein wollte, d. h. auf Unkoſten der Sache vertheidigt zu werden, als deren Apoſtel er ſich anſah. Es kam ihm nicht darauf an, für ſchuldig oder unſchuldig erklärt zu werden, wenn er die Schranken des Gerichtshofes nur als eine Rednerbühne benutzen konnte, von der er herab die Reform vertheidigen konnte. Die Jury, die das Urtheil über ihn ſprechen ſollte, war aus den wüthendſten Tories gewählt und er von ihr ſchon vor Beginn ſeines Proceſſes verurtheilt. Das Verfahren des Gerichts war höchſt erbärmlich und die Anklagen, die gegen ihn vorgebracht wurden, noch weit erbärmlicher. Sein größtes Verbrechen war, daß man Payne's Werk: die Rechte des Menſchen, und einen Auszug aus Volney's Ruinen bei ihm gefunden hatte. Augenſcheinlich waren dieſe Anklagen nur ein Vorwand, um einen Mann ins Verderben zu ſtürzen, den die Machthaber für gefährlich hielten.

So wurde in dem freien Großbritannien mit der Freiheit und dem Leben ſeiner edelſten Bürger geſpielt! —

Muir betrug ſich vor Gericht mit ſtiller, ruhiger

Digitized by Google

Würde. Er begann ſeine Vertheidigung damit, daß er andre unparteiiſche Richter forderte, da er die ihm beſtimmten nur als ſeine erklärten Feinde anſehen könne; doch dieſe Forderung wurde ihm nicht zugeſtanden, und man antwortete ihm, die Regierung könne ſich nicht ihrer beſten Stützen berauben.

Unter den Zeugen, die gegen ihn auftraten, befanden ſich auch das Dienſtmädchen ſeiner Eltern und der ehrwürdige H. Lapslie; Lapslie ſpielte die Rolle, die in allen politiſchen Prozeſſen immer irgend Jemand ſpielt, die Rolle des Verräthers. Lapslie war Muir's Jugendfreund und war in ſeiner Familie ſtets wie ein Sohn aufgenommen und behandelt worden, er hatte als leidenſchaftlicher Reformer den erſten Sitzungen des Convents beigewohnt; als aber die Verfolgung ausbrach gegen Muir, verließ ihn Lapslie und trieb den Fanatismus ſeiner Apoſtaſie ſo weit, daß er unaufgefordert 40 Meilen weit herkam, um gegen ſeinen Jugendfreund zu zeugen. Anna Fiſcher, das Dienſtmädchen ſeiner Eltern, war augenſcheinlich ein erkaufter Zeuge. Ihre Lection war ihr vorgeſagt worden, und ſie ſagte ſie ſchnell und mit einer Geläufigkeit her, die ihrem Gedächtniß mehr Ehre machte, als der Geſchicklichkeit derer, die ſie ihr zugeflüſtert hatten. Sie ſagte aus, daß ſie Hrn. Muir oft habe ſagen hören, Payne's Buch ſei ein gutes Buch; er habe es auch an mehrere ſeiner Freunde geliehen und ſogar zu ſeinem Friſeur geſagt, er ſolle es doch in ſeinem Laden liegen laſſen, damit ſeine Kunden daraus die Rechte des Menſchen kennen lernen könnten. Auch habe ſie auf ſeinem Tiſche einen Auszug aus Volney's Werke liegen ſehen, den er ſeiner Mutter und ſeiner Schweſter vorgeleſen habe, und ſie habe ihn auch ſagen hören, Frankreich habe die Tyrannei geſtürzt und ſich eine freie Regierung gegeben. Die engliſche Conſtitution ſei noch gut, aber durch Mißbräuche verdorben, ſie bedürfte einer Reform u. ſ. w.

Dies waren die hauptſächlichſten Thatſachen, die man ihm zur Laſt legen konnte und auch das nur auf das einzelne Zeugniß dieſer Perſon. Lapslie's ſchändliches Betragen und Anna's Ausſage hatten Muir empört. „Meine Herren," ſagte er zu ſeinen Richtern, „der weibliche Spion hat in unſerem Hauſe ſein Amt mit ganz beſonderer Wachſamkeit verſehen. Sie hat Ihnen ſogar geſagt, welche Bücher auf meinem Tiſche gelegen haben! — In Zukunft, Ihr anweſenden Herren, verſchließt ja ſorgfältig Eure Bibliotheken; denn in den zehn Geboten iſt von keinem Verbrechen die Rede, deſſen ihr ſonſt nicht, auf das Zeugniß Eurer Dienſtboten, hier beſchuldigt werden könnt, der Beſitzer eines Plato wird für einen Republikaner gelten, und wenn ſich ein Koran unter ſeinen Büchern befindet, für einen Mohammedaner. — Ach, ich lache, aber es iſt ein kummervolles Lachen, das ſchnell erſtirbt, wenn ich bedenke, daß man heut, zu Ende des 18ten Jahrhunderts das Dienſtmädchen eines Mannes über den Inhalt der Bücher verhört hat, die er in ſeinem Hauſe hat, und daß die Ausſage dieſer Perſon ihm Ruf, Vermögen, ja ſelbſt das Leben zu rauben vermag. — Ich wiederhole es noch einmal, meine Herren, wenn Sie ſolche Ausſagen annehmen, ſo zerſtören Sie unausbleiblich alle häuslichen Verhältniſſe und vernichten in ihrem innerſten Kern die ſüße Traulichkeit des Familienlebens. — Ach, iſt es noch nicht genug, daß wir unſer öffentliches Unglück zu beweinen haben, ſollen wir uns auch noch, wenn wir unſer Haus betreten, in eine düſtre, von Argwohn und Gefahr bewohnte Einſamkeit vergraben, in der uns ſelbſt das Glück der Familienliebe verkümmert wird, weil wir uns den Austauſch unſerer Ideen und Gefühle nicht mehr ſorglos erlauben dürfen." Muir behandelte übrigens in ſeiner Vertheidigungsrede die Frage von der Reform des Parlaments mit einer Geſchicklichkeit und von einem ſo erhabenen Standpunct aus, wie ſie ſelten behandelt worden iſt. „Und was iſt denn," ſchloß er, „mein Verbrechen geweſen? Es beſteht doch nicht etwa darin, daß ich meinen Freunden ein Exemplar von Payne's Werken geliehen habe? Nein, meine Herren, mein Verbrechen iſt, daß ich es gewagt habe, als der thätige und energiſche Anwalt des Rechtes aufzutreten, welches das Volk hat, im Hauſe der Gemeinen repräſentiert zu werden, und daß ich auf alle mögliche, geſetzmäßig erlaubte Weiſe geſucht habe, dieſe Maßregel zu bewirken; es beſteht darin, daß ich lebhaft auf die Verminderung der Abgaben gedrungen habe, unter deren Druck das Volk erliegt, und daß ich die Regierung laut und öffentlich beſchworen habe, das Blut der Armen zu ſparen. Von meiner Kindheit an bis zu dieſem Augenblick iſt mein Leben dem Wohl des Volkes geweiht geweſen; es iſt eine ſchöne, eine edle Sache, die doch endlich ſiegen und triumphiren muß und wird. Sprechen Sie Ihr Urtheil; wenn Sie mich, was ich doch nicht glauben kann, verurtheilen ſollten, ſo wird es nur um meiner Anhänglichkeit und meiner Hingebung an dieſe Sache willen geſchehen und nicht ſo nichtiger und erbärmlicher Dinge wegen, die der wirklichen Urſache meiner Verurtheilung nur zum Vorwande dienen ſollen." (D. B. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerſtags — 106. — den 31. Mai 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Thomas Muir und ſeine Freunde.

(Beſchluß.)

Muie wurde zur Deportation auf 15 Jahre verurtheilt, und zur Todesſtrafe, wenn er vor Ablauf dieſer Zeit nach England zurückzukehren wage.

Er ſtand auf, als ihm dies Urtheil bekannt gemacht wurde. „Myloeds," ſagte er, „ich habe Ihnen nur wenig Wortr zu antworten. Ich will mir keinr Bemerkung über die Strenge und die Rechtmäßigkeit dieſes Urtheils erlauben; müßte ich von dieſen Schranken weg auf das Blutgerüſt ſteigen, ſo würde es mit deeſelben Rube nnd Heiterkeit geſchehen, die ich in dleſem Augenblick empfinde. Mein Bewußtſein ſagt mir, daß ich nach meinem Gewiſſen gehandelt habe, und daß ich für eine gute, gerechte und gloerriche Sache gekämpft habr, für eine Sache, die duechaus künftig ſiegen wied und muß, und deren Triumph dles Land vor ſeinem Untergange ſchützen wird."

Er wurde gleich nach ſeiner Verurtheilung bis zu ſeiner Abfahet aus dem Gefängniſſe nach einem Ponton gebracht. Muir wurdr von ſeiner Familir angebetet; ſein Vater bekam, als er ſeine Verurtheilung erfuhr, rinen Schlagfluß, von dem er ſich nie wieder erholte. Seine Mutter, eine geiſtreiche, muthvolle Frau, ſchöpfte aus ihrer Liebe für ihn Keaft und Stärke. Einſt hatte ſie in den Tränmen ihres mütterlichen Ehrgeizes den einzigen Sohn mit den höchſten Würden des Staats bekleidet geſrhen; jetzt war dieſer nur noch ein vrrurtheilter, geächteter Mann; allein dieſer Umſturz aller ihrer Hoffnungen war nichts gegen den fürchterlichen Schmerz, den ihr Herz bei dem Gedanken an die nahe, lange, ewigr Trennung empfand. In dee ſtrengrn Kälte des Wintees 1793 beſuchte ſir iheen Sohn faſt täglich auf dem Schiffe, in dem er gefangen gehalten wurdr. Endlich kam der zu ſeiner Abfahrt beſtimmte unglückliche Tag. — Zum letzten Male drückte ſie den geliebten, einzigen Sohn an ihr Herz, der von ſeinem Vaterlande ſcheiden mußtr, ohnr daß ſein Vatrr mit einem Blickr, einem Woete, von ihm Abſchied nehmen konnte.

Auf Muir's Verurtheilung folgte die ſeiner Feeunde Palmer, Skirving und Mogaret. Alle Viere wurden auf demſelden Schiffe nach Botanybay geführt.

Heut zu Tage iſt Botanybay ein Paradies, wenn man es mit dem vergleicht, was es damals war. Dir Deportirten waren zu Entbehrungen jeder Art verurtheilt, und mußten ihren Acker ſelbſt bebauen, um ſich ihren Lrbensunterhalt zu erwerben. Der Gouverneur der Strafeolonie, Capitain Hunter, war ſelbſt ein Schottr und unterſchied die vier Freunde bald von dem Haufen von Mördern und Räubern, die damals dir Bevölkerung von Auſtralien bildeten. Vorzüglich erweckte der jungr, ſchöne, hochbegeiſterte Thomas Muir ſein Intereſſr. „Heer Muir," ſchrieb rr an einen ſeiner Frrundr in Leith, „iſt der erſte, den ich von dieſen Vieren geſehen habe. Ich halte ihn für rinen edlen jungen Mann. Er ſcheint die Einſamkeit und Stille zu lieben und beklagt ſich nie über ſein hartes Schickſal, ſondern er erträgt die Strenge

Digitized by Google

deſſelben mit Muth und Ergebung." — Hunter that alles, was er konnte, um die Lage ſeiner Gefangenen ſo erträglich zu machen als möglich. Muir war wirklich in ſein Schickſal ergeben. „Ich gefalle mir," ſchrieb er an einen ſeiner Freunde, „in meiner jetzigen Lage ſo gut, wie man ſich gefallen kann, wenn man von Allem getrennt iſt, was man geliebt und verehrt hat. Palmer, Skirving und ich leben in der vollkommenſten Eintracht mit einander, und ich kann die Güte, die man für uns hat, nie genug rühmen. Ewig werde ich mich den hieſigen Officieren und den Civilbeamten aufs dankbarſte verpflichtet fühlen. Ich habe hier ein kleines Haus und einen am jenſeitigen Ufer des Fluſſes gelegenen Meierhof, den ich mir gekauft habe. Wenn Sie einiges Geld für mich in Händen haben, ſo ſenden Sie mir dafür etwas Rum, Tabak und Zucker, drei Artikel, die hier zu hoch im Preiſe ſind, als daß man ſie zu bezahlen vermag."

Muir war ſchon ein Jahr in Sidney, als ihn eine unerwartete und von ihm ſelbſt nicht geahnete Begebenheit von dort wegführte. Sein Proceß hatte in America noch mehr Aufſehen gemacht, als in England; man ſah dort die ſchottiſchen Patrioten wie Freunde und Mitbürger an, und ihre Verurtheilung hatte dort ein ſo tiefes Mitgefühl, eine ſo innige Theilnahme erregt, daß man ſich nicht begnügte, dieſe mit Worten auszuſprechen. Unter dem Vorwande einer Reiſe nach China rüſteten einige Americaner ein Schiff aus, deſſen eigentliche Beſtimmung es aber war, Muir und ſeine Freunde zu befreien. Der Capitain des kleinen Fahrzeuges lief nach einer glücklichen Fahrt in den Hafen von Sidney ein, unter dem Vorwande, Holz und Waſſer einnehmen zu wollen. Der edelmüthige Plan der Americaner gelang indeſſen nur in Bezug auf Muir. Er entfloh in einer Nacht und verbarg ſich am Bord des Schiffes. Von allem, was er beſaß, hatte er nichts bei ſich, als einige Kleidungsſtücke und eine kleine Bibel, die ihm ſeine Mutter beim Abſchiede gegeben hatte, und die er ihr in der Todesſtunde zurückſenden ſollte. Er ließ bei ſeiner Abreiſe von Sidney ein Billet für den Gouverneur zurück, in dem er ihm für ſein edelmüthiges Mitleid innigſt dankte.

Von Sidney ſegelte der Americaner nach Nootka-Sund im ſtillen Ocean; hier begegnete er, zum großen Schrecken Muir's und des Capitains, einer engliſchen Kriegsbrigg, die in jenen Gegenden kreuzte, und erſt wenige Tage vor ihnen Botany-Bay verlaſſen hatte. Ein einziges Wort von einem der americaniſchen Matroſen konnte den Flüchtling ins Verderben ſtürzen, und er begab ſich daher auf ein ſpaniſches Schiff, das ihn nach Saint-Blas, am Eingange des Meerbuſens von Californien, brachte. Der dortige ſpaniſche Gouverneur gab ihm Erlaubniß, den ganzen zu Mexiko gehörenden Theil des Continents zu durchwandern. Mit unendlicher Anſtrengung und nach unglaublichen Mühſeligkeiten kam er in Havanna an, wo der Vicekönig, der in jedem Engländer einen Feind ſah — Spanien und England waren damals mit einander in Krieg verwickelt — ihn ins Gefängniß werfen ließ. Hier blieb Muir mehrere Monate eingekerkert; endlich wurde er aber, zu Folge ſeiner vielfachen Reclamationen, auf einer ſpaniſchen Fregatte eingeſchifft, die ihn nach Cadix bringen ſollte. Im Angeſicht des Hafens dieſer Stadt ſah ſich die Fregatte von dem Geſchwader des engliſchen Admirals Jervis umringt, das an der ſpaniſchen Küſte kreuzte. Eines ſeiner Schiffe griff die Fregatte an, und Muir fand nun Gelegenheit, den Spaniern zu beweiſen, daß er kein engliſcher Spion ſei; er bewaffnete ſich, kämpfte löwenmüthig und erhielt mehrere ſchwere Wunden, von denen die eine, die quer über die Stirn ging, ihn entſtellte, und ſank endlich, in ſeinem Blute gebadet, auf das Verdeck nieder. Die Fregatte wurde genommen und Muir wurde als Gefangener in den erſten ſechs Tagen von den Engländern nicht erkannt. Die Spanier hatten ausgeſagt, der Engländer, um deſſen Anweſenheit auf ihrem Schiffe die Soldaten des Generals wußten und daher nach ihm forſchten, ſei während des Kampfes getödtet und ins Meer geworfen worden. Ein Wundarzt erkannte ihn, allein die Engländer forſchten, mochte dies nun aus Theilnahme oder aus Leichtgläubigkeit geſchehen, nicht genauer nach, und Muir wurde mit den andern Verwundeten, an der ſpaniſchen Küſte ausgeſetzt. Von hier aus ſchrieb er am 14. Auguſt 1797 an einen ſeiner Freunde folgende Zeilen:

„Seit dem denkwürdigen Tage, wo ich Dich, mein „theurer Freund, in .... verließ, iſt mein kummer„volles, unruhig bewegtes Leben eine ununterbro„chene Reihenfolge ungewöhnlicher Begebenheiten ge„weſen. Doch hoffe ich darauf, Dich in wenig Wo„chen wiederzuſehen. Gegen meine Erwartung bin ich „von meinen vielen Wunden faſt geheilt. Die Di„rectoren beweiſen mir den größten Antheil. Ihre „Sorgfalt für einen vom Schickſale ſo grauſam ver„folgten Unglücklichen, wie ich es bin, iſt ein tröſten„der Balſam, der meine niedergeſchlagene Seele wie„der aufgerichtet hat. Die Spanier halten mich als

„Schotten noch gefangen, allein ich zweifle nicht, „daß die Verwendung des franzöſiſchen Directoriums „mir meine Freiheit verſchaffen wird. Empfiehl mich „dem Andenken aller meiner Freunde, die Freunde „der Freiheit und der Menſchheit ſind.

Th. Muir."

Man ſieht, daß Muir ſich ſelbſt in ſeinem Unglück treu blieb, und daß ſo wenig Verfolgung als Noth und Elend ſeinen Glauben erſchüttert und ſeinen Eifer abgekühlt hatten. Nach ſeiner Freilaſſung ging er nach Paris. In Bordeaux wurde ſeine Ankunft durch ein großes Volksfeſt gefeiert. Der Moniteur verkündigte ſeine Ankunft in Paris mit folgenden Worten: „Thomas Muir iſt hier angekommen und der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten hat ihn mit der Hochachtung empfangen, die ſeinem hochſinnigen Charakter und den Dienſten gebührt, die er der Freiheit geleiſtet hat, und auch den Leiden, die er in der Vertheidigung ihrer heiligen Sache erduldet hat." — Alle ausgezeichneten Männer, alle edlen Gemüther, die damals in der Hauptſtadt lebten, wollten Muir ſehen, und alle wetteiferten mit einander in dem Beſtreben, ihn die Leiden ſeiner Verbannung vergeſſen zu machen. Muir war für eine ſo ehrenvolle Aufnahme dankbar, allein ſeine Geſundheit war zerſtört; ſeine Wunden brachen auf, und nach Verlauf von einigen ſchmerzensreichen Monaten ſtarb er am 27. September 1798. Er liegt in Chantilly begraben, wohin er ſich in den letzten Monaten ſeines Lebens zurückgezogen hatte. Auf ſeinem Sterbebette war ſeine Mutter ſein letzter Gedanke; er ſandte ihr die kleine Bibel zurück, die er bei ſeiner Abreiſe aus Schottland von ihr erhalten, und wunderbarer Weiſe auf allen ſeinen Fahrten bewahrt hatte. Muir ſtarb in ſeinem dreiunddreißigſten Jahre; ſeine Eltern überlebten ihn kaum zwei Jahre.

Sidney's ungaſtliche Erde wurde das Grab ſeiner dort zurückgelaſſenen Freunde. Skirving ſtarb im Frühling 1796; Palmer allein war ſtark genug, die ſiebenjährige Deportation, zu der er verurtheilt war, zu überleben, und er war im Begriff, in ſein Vaterland zurückzukehren, als er auf einer Inſel des indiſchen Oceans am Fieber ſtarb. Sein treuer Freund Ellis, deſſen Liebe mächtig genug geweſen war, ihn nach Sidney zu führen, um dort die Verbannung ſeines Freundes zu theilen, brachte nach Europa nur das Andenken des Verſtorbenen zurück.

Vierzig Jahre ſind erforderlich geweſen, um der Sache der Reform, der ihre erſten Apoſtel und Märtyrer einen baldigen Sieg verheißen hatten, einen Triumph zu verſchaffen, der immer noch nicht vollſtändig genannt werden kann. Indeſſen ſind die Fortſchritte, welche die Reform ſeitdem auf der Bahn der Freiheit gemacht hat, unermeßlich, und die Namen Muir, Gerald, Palmer und Skirving leben im Andenken ihres dankbaren Volkes, das ihnen auf dem Collon-Hill ein Denkmal errichten will.

Correſpondenz.

Aus Frankfurt a. M.

[Thiers über Talleyrand, Journalismus.]

Thiers lieferte in der neueſten Nummer des Conſtitutionnel eine ſkizzenhafte Biographie von Talleyrand, die trotz ihrer Kürze ſo manches Intereſſante enthält. Thiers unterſchreibt zwar ſeinen Namen nicht, nichts deſtoweniger aber iſt der Artikel von ihm, und er nimmt ſeinen Gönner als getreuer Kämpe von vorn herein in Schutz. Dennoch erfahren wir nue eine hiſtoriſche Neuigkeit, nämlich die, daß Danton am 10. Auguſt 1792, den er unter der Hand veranſtaltete, Talleyrand eben ſo wie Roland rettete. Gegen letztern war ſchon ein Verhaftsbefehl ausgefertigt, den Danton ſelbſt zerriß. Merkwürdigerweiſe aber erzählt Thiers von erſterem gar nichts in ſeiner Geſchichte der franzöſiſchen Revolution und ſcheint überhaupt über Talleyrand noch kein ſicheres Urtheil gehabt zu haben, wenn er es nicht aus Schonung that. Thiers behauptet, Talleyrand hatte immer das Wohl ſeines Vaterlandes im Auge. Das läßt ſich leicht ſagen, aber nicht bihaupten. Die Moral brachte Hr. Talleyrand erſt in ſeinem 83. Jahre in die Politik, und auf dem Sterbebett bereuen, beweiſt weder Selbſtſtändigkeit noch Charaktee. Politiſche Fehler bereuen ſich in ſich ſelbſt wie bei dem großen Danton, der aus Gewiſſenhaftigkeit innerlich zuſammenſtürzte, Talleyrand aber hatte nie einen Zweck vor Augen als dieſen — ſeine Perſon geltend zu machen. Vulkan zerſchlug dem Jupiter die Stirn, damit Minerva herausſpringe, Talleyrand, der vom Hephäſtos nur das krumme Bein hatte, hätte die Minerva ſogleich mit erſchlagen, um ſich nöthig zu machen. Talleyrand hat nie etwas ohne Intereſſe gethan, und ich glaude, er iſt auch nicht ohne Intereſſe geſtorben. Thiers dehauptet ferner, er habe immer an der Revolution von 1789 gehangen, dies eben hat er nur vielleicht eſoteriſch gedacht, exoteriſch glaubte er einſt an ein anderes Syſtem. Es iſt noch nicht ausgemacht, wer ſchlechter oder größer ſei, Talleyrand oder Napoleon, denn beide haben ſich die Wohlthaten der Revolution zugeeignet, indem ſie ihre Gräuel auf ihre erſten Kämpfer zurückwarfen. Napoleon kannte die Zukunft nicht, weil er ſein Wort für ein Orakel hielt, Talleyrand kannte ſie, er, der ſchlaue, und dennoch konnte er nicht Selbſtdeherrſchung genug über ſich gewinnen, dem ſüßen Momente zu entſagen. Er wußte, daß der glücklich ſtolze Napoleon ſich ſelbſt zu ſchwer werden, daß er nicht lange mit ſeinen groden, unwiſſenden Generalen beſtehen würde — und diente ihm, bis ſie eine perſönliche Eitelkeit erbitterte. Wie anders Carnot! — Er wußte ferner,

Digitized by Google

daß die Reſtauration nur eine unhaltbare Löthung war — und diente ihr — er ſah 1830 voraus, daß die Julirevolution einige Zeit beſtehen würde — und diente ihr. Dies letztere iſt noch am verzeihlichſten, vielleicht wollte er hier ſeinem Vaterlande und nicht Perſonen dienen. Ueber ſolche Männer aber den Lorbeer der Geſchichte flechten, heißt ſie entweihen. Alle großen Männer ſind Freunde der Ordnung, entweder weil ſie wiſſen, daß ohne Ausnahme alle Syſteme eitel ſind, oder weil ſie über ihrem Geſchlecht ſind, aber deswegen treten ſie nicht hervor und verlangen, man ſolle ſie zu Privatintereſſen gebrauchen, ſie ſchweigen und arbeiten für die Zukunft. Talleyrand aber hatte immer ſeinen Gönnern mehr zu verdanken als ſie ihm, ich meine Talleyrand hat ſeinem Vaterlande mehr als dies ihm zu verdanken. Während ſeines ganzen Wirkungskreiſes ſuchte er erſt Hinderniſſe herbeizubringen, um ſie wieder wegzuſchaffen und ſich des Sieges zu freuen. Zur Zeit der Gefahr, machte er ſich aus dem Staube, mit Bonaparte machte er den 18. Brumaire, um ihn ſpäter wieder fortzujagen, für die Reſtauration arbeitete er in Wien, um ſpäter Geſandter Louis Philipp's in London zu werden, aber an ſein Vaterland denken — nein, daran denken Männer wie Talleyrand nie; ſie denken nur daran, was das Vaterland ſagen wird von dem, was ſie gethan, und geben ſich alle Mühe, die wahre Urſache zu verheimlichen, ähnlich unſerer Zeit, die nicht glücklich ſein, ſondern nur glücklich ſcheinen will. Hier fallen mir unwillkürlich Danton's Worte ein. Qu' importe que la posterité blâme et stigmatise mon nom, que m'importe à moi les questions personnelles et de vanité qui font que les gens travaillent plutôt pour leur nom que pour la cause, que m'importe enfin qu'ils me couvrent de honte et de bour, pourvu que la patrie soit sauvée! Nie hatte der Höfling Talleyrand einen ſolchen Gedanken. Kein Fürſtenherz wird ihn beweinen und die Völker werden gleichgültig ſeinem Sarge folgen. Nur er allein hätte ſich beweinen können, was er auch in ſeinen Memoiren gethan haben wird. Talleyrand hatte nie einen Herrn als Freund geliebt, weil Männer ohne Enthuſiasmus der Liebe unfähig ſind, als Gelehrter hätte er zu einem Präſidenten einer Geſellſchaft gepaßt, in der Geſchichte jedoch, die mit ſeinem Sterbetage erſt anfangt, iſt er nur ein glücklicher Arlequin. Ihn als Muſter darſtellen iſt das Verderblichſte, was es geben kann. In ſeiner letzten Zeit lobte er die Offenherzigkeit in der Politik, und doch war nie ein Diplomat weniger offenherzig als er, aber es gibt Männer in der Geſchichte, die doppelte Geſichter haben, und Talleyrand gehört unter dieſe Zahl. Es iſt deswegen, meiner Anſicht nach, eines Jeden, der ſich um die Geſchichte bekümmert, heiliger Zweck, ſolche Meinungen zu widerlegen und ſollte es auch zwecklos ſein, da wir einen zweiten Talleyrand nicht zu befürchten haben.

Erlauben Sie mir, von dem Großmeiſter der ſchwankenden Weisheit eines ſich ſelbſt belügenden Jahrhunderts auf die Oberpoſtamtszeitung überzugehen. Der Sprung wird weniger gefährlich, da der Conſtitutionnel vor uns liegt. Wie viel könnte Frankfurts Journalismus leiſten; die Nähe des Weſtens, die Lage zwiſchen Norden und Süden, die großen Weltſtraßen nach allen Richtungen, der Zufluß der Fremden! Allein Frankfurt leiſtet im politiſchen Journalismus blutwenig. Betrachten Sie die leitenden Artikel der Poſtamtszeitung, die ein ſächſiſcher, kürzlich von der Redaction ſtehen gelaſſener Druckfehler in Ihren Blättern einmal zu leidenden Artikeln machte! Ueber jeden Gegenſtand werden Sie erfahren, was Montesquieu und Bayle meint, was A. und B. ſagt und nicht ſagt, nur ſchwerlich was der Redacteur denkt. Le Journalisme est-il inventé pour déguiser la pensée? Dieſe Talleyrand'ſche Politik iſt en miniature ekelhaft. Außerdem ſteht der Werth der Nachrichten aus Paris und London ſehr häufig auf dem Nullpunkt des Intereſſanten. Und die Correſpondenzen! die z. B., welche ausposaunte, Graf Münch-Bellinghauſen wäre erſt beim König von Baiern geweſen, eh' er hieher kam, während er Aſchaffenburg gar nicht berührt hat! Dann wiſſen die Herren, was in den Sitzungen des Bundes vorgeht, während jeder, der das weiß, gar wohl zu ſchweigen weiß. Von den Beiblättern will ich gar nicht reden; das hier ſehr beliebte Converſationsblatt iſt mehr ein Conſervationsblatt für die Poſtamtszeitung.

Dr. Schuſter, von jüdiſcher Abkunft, aus guten Verhältniſſen, iſt in dieſen Tagen zur katholiſchen Religion übergetreten, was in einer proteſtantiſchen Stadt um ſo auffallender iſt, als dieſer Uebertritt ihm durchaus keine zeitlich beſſere Zukunft bietet und nur Ueberzeugung die Triebfeder davon ſein kann. — Die Proben unſeres Sängerfeſtes folgen ſich raſch auf einander, obſchon der Eifer nicht allzugroß iſt. Die Haltung ſolcher Feſte iſt nicht national genug; bloße Muſik thut's freilich nicht.

Notizen.

[Dampfſchifffahrt nach Nord-Amerika.]

Privatbriefe melden endlich die Erfolge der erſten Dampffahrten von England nach Neuyork. Der Sirius lief mit Dampf in den Ocean aus. Zwei Tage darauf folgte ihm der Great-Weſtern. Große Wetten waren entrirt, ob er jenen einholen würde, denn er war vielleicht um 100 Pferdekraft mächtiger und kleiner gebaut. Beide ſind nun in Neuyork zu gleicher Zeit eingelaufen, der Sirius hat in 17, der Great-Weſtern in 15 Tagen den Ocean durchſchnitten. Sonſt rechnete man eine Fahrt von 5 Wochen ſchon für eine glückliche, und nun gelingt es der Speculation des menſchlichen Geiſtes, die große Waſſerwüſte in ſo kurzer Zeit zu durchmeſſen. Ob beide Schiffe ganz und gar zugleich angekommen, oder das zweite das erſte noch wirklich überholt hat, iſt noch nicht bekannt. Der Great-Weſtern, der die Fahrt in 15 Tagen gemacht hat, beſitzt 300 Pferdekraft. Ein Dampfboot auf dem Rhein hat bekanntlich 60 bis 80 Pferdekraft.

[Immermann's Opfer des Schweigens.]

Der Dichter hat dies Drama auf den Rath ſeiner Freunde zum Theil umgeſtaltet, und es wird in der neuen Geſtaltung unter dem Titel „Gismonda" nächſtens in Weimar zur Darſtellung kommen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Verlags-[illegible]

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten ſind Commiſſions-Artikel.)

*Abulghasi Bahadür Chani Historia Mongolorum et Tatarorem nunc primum tatarice edita. Fol. Casani, 1825. 6 Thlr.

*Boetticher, C., die Holzarchitektur des Mittelalters. Mit Anschluss der schönsten in dieser Epoche erschienenen Producte der gewerblichen Industrie. In Reisestudien gesammelt. Drei Theile. Mit 18 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1835—1837. 8 Thlr. 12 Gr.

*— —, Ornamenten-Buch. Zum praktischen Gebrauche von Architekten, Decorations- und Stubenmaler, Tapetenfabrikanten, Seiden-, Woll- und Damastweber u. s. w. Neue Folge. Zwei Hefte. Mit 12 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1836, 1837. 6 Thlr. 16 Gr.

*Bulletin scientifique de l'académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Phyſiologie als Erfahrungswiſſenſchaft. Zweiter Band, mit Beiträgen von K. E. v. Baer, Heinr. Rathke und Ernſt H. F. Meyer. Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage, mit Beiträgen von H. Rathke, Karl Theod. v. Siebold und G. Valentin. Mit 4 illum. Kupfertaf. gr. 8. 1837. 5 Thlr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 8r Jahrgang für 1837. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 3r Jahrg. für 1837. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chaudoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 58 planches gravées. St. Pétersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Drobisch, M. W., Quaestionum mathematico-psychologicarum Fasc. I. 4. 1837. 18 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herſchel, J. F. W., populäre Aſtronomie. Aus dem Engliſchen überſetzt von D. Julius Michaelis. Mit 79 Holzſchnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

*Homeri Iliadis primi duo libri. Recognovit et delectis veterum grammaticorum scholiis suisque commentariis instructos edidit Theod. Frid. Freytag. 8 maj. Petropoli, 1837. 3 Thlr. Ch. scripta. 4 Thlr.

*Jomini, Baron de, Précis de l'art de la guerre, ou nouveau tableau analytique des principales combinaisons de la stratégie, de la grande tactique et de la politique militaire. Nouvelle (5me) édition augmentée. Avec 4 planches. 2 Vol. gr. in 8. Paris (St. Pétersbourg) 1837. 4 Thlr. 16 Gr.

Kant's sämmtliche Werke. Herausgegeben von K. Rosenkranz und F. W. Schubert. Erster Theil. Kleine logisch-metaphysische Schriften. Herausg. v. K. Rosenkranz. gr. 8. 1838. Subscriptions-Preis: 2 Thlr. 18 Gr.

Kunze, G., Analecta pteridographica seu descriptio et illustratio filicum aut novarum, aut minus cognitarum. Accedunt tabulae aero incisae XXX. Fol. 1837. 8 Thlr.

Leupoldt, J. M., Lehrbuch der Psychiatrie. gr. 8. 1837. 2 Thlr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome III. gr. in in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Sciences naturelles. Tome III. gr. in 4. St. Pétersb., 1837. 11 Thlr. 6 Gr.

Sciences politiques, Histoire et Philologie. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersb., 1836. 4 Thlr. 12 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XII. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

*Meyer, E. H. F., Commentariorum de plantis Africae Australioris, quas per octo annos collegit observationibusque manuscriptis illustravit J. F. Drege, Vol. I. Fasc. I. II, 8 maj. 1836. 1837. 3 Thlr. 16 Gr.

Minding, J., das Leben der Pflanze. Ein Gedicht. gr. 8. 1837. geh. 12 Gr.

Miſes, Dr., Schutzmittel für die Cholera, nebſt einem Anhange, enthaltend die vornehmſten Meinungen der Aerzte über den Sitz und das Weſen oder die nächſte Urſache, die Contagioſität oder Nichtcontagioſität dieſer Krankheit. Zweite verbeſſerte Auflage. 8. 1837. 18 Gr.

*Nordmann, Alex., Symbolae ad monographiam Staphylinorum. Acced. tabb. II. aere incisae. 4 maj. Petropoli, 1837. 1 Thlr. 21 Gr.

Paucker, G., geometrische Analysis enthaltend: des Apollonius von Perga Sectio rationis, spatii und determinata, nebst einem Anhange zu der letztern. Mit 9 Kupfertafeln. gr. 8. 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

Spieker, C. W., Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens. Für die erwachſenen Töchter der gebildeten Stände. Fünfte, durchgängig verbeſſerte und vermehrte Auflage 2 Bände, mit Titelkupf. 8. 1837. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

*Struve, F. G. W., über Doppelsterne nach den auf der Dorpater Sternwarte mit Frauenhofer's grossem Fernrohre von 1824 bis 1837 angestellten Mikrometermessungen. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

*— —, Etoiles doubles. Mesures micrométriques obtenues à l'observatoire de Dorpat, avec la grande lunette de Frauenhofer. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1837. 18 Gr.

*— —, Stellarum duplicium et multiplicium mensurae micrometricae per magnum Fraunhoferi tubum annis a 1824 ad 1837 in speculo Dorpatensi institutae, adjecta est synopsis observationum de stellis compositis Dorpati annis 1814 ad 1824 per minora instrumenta perfectarum. Fol. maj. Petropoli, 1837. 7 Thlr. 12 Gr.

*Trautvetter, E. R., Grundriss einer Geschichte der Botanik in Bezug auf Russland. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

Zeitung für die elegante Welt für 1837. (37r Jahrgang). Herausgegeben von Dr. G. Kühne, gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. I. II. 4 maj. 1837. 3 Thlr.

Digitized by Google

Inhalt.

No. 85. Die Marquiſe von Spinaroſa. Von Fanny Tarnow.
Cuſtine über Murillo.
Notiz.

No. 86. Die Marquiſe von Spinaroſa. (Fortſetzung.)
Cuſtine über Murillo. (Fortſetzung.)
Notiz.

No. 87. Die Marquiſe von Spinaroſa. (Fortſetzung.)
Cuſtine über Murillo. (Beſchluß.)

No. 88. Die Marquiſe von Spinaroſa. (Fortſetzung.)
Notizen.

No. 89. Die Marquiſe von Spinaroſa. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Dresden.
Notiz.

No. 90. Die Marquiſe von Spinaroſa. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus einem Winkel Deutſchlands.
Notiz.

No. 91. Cuſtine — Rouſſeau — literariſcher Erwerb.
Die Marquiſe von Spinaroſa. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus einem Winkel Deutſchlands. (Fortſetzung.)
Notizen.

No. 92. Die Marquiſe von Spinaroſa. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus einem Winkel Deutſchlands. (Beſchluß.)
Notizen.

No. 93. Die Marquiſe von Spinaroſa. (Fortſetzung.)
Notizen.

No. 94. Das neueſte Werk von Chateaubriand.
Die Marquiſe von Spinaroſa. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Mainz.
Notiz.

No. 95. Die Marquiſe von Spinaroſa. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Prag.

No. 96. Die Marquiſe von Spinaroſa. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Frankfurt am Main.
Notizen.

No. 97. Briefe über Schwaben und Franken.
Die Marquiſe von Spinaroſa. (Beſchluß.)
Notizen.

No. 98. Briefe über Schwaben und Franken. (Fortſ.)
Notizen.

No. 99. Mundt's Spaziergänge und Weltfahrten.
Briefe über Schwaben und Franken. (Fortſ.)
Notiz.

No. 100. Briefe über Schwaben und Franken. (Fortſ.)
Notizen.

No. 101. Briefe über Schwaben und Franken. (Fortſ.)
Correſpondenz. Aus Berlin.
Notizen.

No. 102. Briefe über Schwaben und Franken. (Fortſ.)
Correſpondenz. Aus Berlin. (Beſchluß.)

No. 103. Die Geiſterhöhle. Nach einer Skizze von Walter Scott, frei bearbeitet von A. T. Beer.
Briefe über Schwaben und Franken. (Fortſ.)
Notizen.

No. 104. Thomas Muir und ſeine Freunde.
Briefe über Schwaben und Franken. (Fortſ.)
Notizen.

No. 105. Briefe über Schwaben und Franken. (Fortſ.)
Thomas Muir und ſeine Freunde. (Fortſetz.)

No. 106. Thomas Muir und ſeine Freunde. (Beſchluß.)
Correſpondenz. Aus Frankfurt am Main.
Notizen.

(Hierbei eine Beilage.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Achtunddreißigſter Jahrgang.

Juni.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1838.

Digitized by Google

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufſätze vermiſchten Inhalts:
   a) Schilderungen intereſſanter Gegenſtände aus allen Zweigen der Natur und Kunſt (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darſtellung einzelner Charaktere, Ereigniſſe und Zuſtände der neueſten Zeit, — einheimiſcher und ausländiſcher Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritiſche Anzeigen allgemein-intereſſanter Erſcheinungen aus dem geſammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correſpondenzartikel, Muſik- und Theaterberichte aus verſchiedenen Ländern, Provinzen und Hauptſtädten, — (gelegentlich mit muſikaliſchen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthſel, ꝛc. und kurze Notizen.

(Reinpolitiſche und ſtrengwiſſenſchaftliche Aufſätze ſind ausgeſchloſſen.)

Von dieſer Zeitſchrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingeſandte Bekanntmachungen, gegen feſtgeſetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umſchlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebſt vollſtändig ausgearbeitetem Sachregiſter, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt ſich nicht darauf einlaſſen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu verſenden (die Verſendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commiſſionnaire ausgenommen), ſo müſſen die wöchentlichen und monatlichen Beſtellungen bei den reſp. Ober-Poſt- und Poſtämtern, Zeitungsexpeditionen, ſo wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächſt gelegenen, gemacht werden.

Hauptſpeditionen haben folgende Ober-Poſtämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. ſächſ. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberſte Hof-Poſtamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmiſche Ober-Poſtamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Poſtamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Poſtamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Poſtamt in Hamburg.
Die königl. baierſche Ober-Poſtamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergſche Haupt-Poſtamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürſtl. Turn- und Taxiſche Ober-Poſtamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Poſtamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Poſtamtsexpedition in Hannover.
— kurfürſtl. heſſiſche Ober-Poſtamts-Zeitungsexpedition in Caſſel.

Der Preis des Jahrganges iſt 8 Thlr. ſächſ., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheiniſch, und dafür überall innerhalb Deutſchland zu bekommen. Da von denen, welche dieſe Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichſte Zahlung verlangt werden muß, ſo iſt nöthig, daß jeder der reſp. Intereſſenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des erſten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, ſind entweder unter der unten ſtehenden Adreſſe, oder mit der Ueberſchrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzuſenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 107. — den 1. Juni 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Kritiſche Winke.

Laube und Mundt über Görres.

In Leipzig bei Köhler erſchien eine kleine Broſchüre: „Görres und Athanaſius", deren Verfaſſer unverkennbar Laube iſt. Warum verſteckt er ſich? — Will er es nicht ganz Wort haben mit der unumſchränkt ausgeſprochenen Anſicht, die weltliche Heiligkeit des militairiſchen Proteſtantismus ſei den Bedürfniſſen des fortſtrebenden Jahrhunderts förderlicher als das ſchwüle Himmelreich des katholiſchen Prieſterthums? Er braucht nicht zu fürchten, daß hierin gegen den Geiſt der Zeit eine gleich ſtarke Beleidigung liege, wie er ſie früher in einer anonymen Schrift über die franzöſiſche Revolution verſteckter Weiſe ſich zu Schulden machte. Jene Brochüre war das Ergebniß einer irren Rathloſigkeit, und es erſcheint nur bedenklich, daß in unſern Tagen nicht blos Verzweiflung, ſondern auch Kleinmuth, Kurzſichtigkeit, Ennui und Laune jedweder Art gleich eitel genug ſind, um Literatur zu machen und ſich dem Publicum als ſolche darzubieten. Mit dem, was die kleine Schrift über Görres zum Ausſpruch bringt, iſt nicht Verſteckens zu ſpielen, ſo individuell auch jedes Wort darin iſt. Jede Sylbe daran iſt Laube, und zwar in ſeiner beſten Verfaſſung. Der friſche kurzangebundene Styl, die leichtgeſchürzte Taille und das flatternde Haar der Diction, die gemſenartige Logik ſeiner ſpringenden Gedanken, kurz, die leichte Reiterei und das Tirailleurgefecht, womit Laube in ſeiner erſten Zeit ſich auf dem Kampfplatze ein Publicum machte, das alles tritt hier erkennbar genug hervor. Die Schrift kommt etwas zu ſpät in Bezug auf den Stand der Intereſſen, ſie hätte die erſte ſein ſollen, ſie erledigt nichts, ſie ficht nichts durch, ſie ruft blos auf. Gerade ſo iſt Laube, wenn er ſich wahr, d. h. ſeiner Natur treu gibt. Er läuft an die Straßenecken, auf den Markt, und ſchreit Lärm. Dieſe Behendigkeit der Rede iſt recht dazu gemacht, in Zeiten, wo etwas geſchieht, und die Woge des Lebens Tag für Tag Neues heranſpült, Geltung zu gewinnen. „Rom will uns fangen!" ruft er, „Rom hat es ſehr wohl gewußt, daß geiſtreiche deutſche Dichter einen künſtlichen Kummer hegten und pflegten, weil ſie nicht katholiſch ſein und die Legenden dann ohne Wendung ſchreiben, über Bilder entzückt ſein konnten; daß deutſchen Dichtern nur ein Bischen Gerede der Nachbarn und Sippſchaften im Wege ſei zum Roſenkranze; Rom hat es ſehr wohl gewußt, was für Halt hinter einem proteſtantiſchen Profeſſor ſei, der ſich aus naturphiloſophiſcher Ueberſchweuglichkeit in die Extreme des Lutherthums flüchtet, zu Conventikeln greift, und wie die poetiſche Verzweiflung haſtig, taſtend, krampfhaft überall umherfährt; Rom war nicht blind, es ſah, wie viel es wagen konnte. Und die Sympathie mit der katholiſchen Weltanſchauung, muß man ſagen, konnte der germaniſchen Intelligenz nicht ganz verübelt werden, fand ſie doch an dem Proteſtantismus nicht immer den nöthigen Halt und Vorſchub, und ſo lange Pietismus und Unduldſamkeit eine ſtaatsrechtliche Miene annehmen, ſo lange wird die Blüthenkrone der Cultur hin-

Digitized by Google

über und herüber wanken ohne ſtetige Feſtigkeit. Nur ſo wird es möglich, daß ein Görres, in der Jugend ſelbſt ein radicaler Proteſtant in politiſchen Dingen, ſich zurückſtürzt in eine längſt zerfallene Weltanſchauung, und ſich um funfzehn Jahrhunderte irrt." — Laube's ganze Schrift iſt ein: Halloh! deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft! mache dich auf, verſinke nicht in Apathie, laß deine Waffen nicht ruhen, denn es iſt um dich geſchehen, wenn du dein Werk, die Völker zu erleuchten, läſſig betreibſt!

Mit dem ganzen Gewichte geiſtiger Ueberlegenheit faßt Mundt im zweiten Hefte des Freihafens das Thema auf. Laube kommt nie über die Crayonſkizze in allem, was er ſchreibt. Gutzkow gab die Satyre auf Görres, er zeichnete mit ſcharfem Griffel die Caricatur des ganzen Phänomens. Mundt ſchmiegt ſich am innigſten an den Kern der Sache, indem er ſich in die Gemüthsſtimmungen der Zeit verſetzt und aus ihrem Schooße dies Ereigniß eines merkwürdigen Anachronismus deutet. Seine Abhandlung iſt am wenigſten populair, ſein Gedankennexus iſt nur jener feinſten Bildung zugänglich, die ſich über die confeſſionellen Beſchränkungen hinweggehoben fühlt, weder eine rein proteſtantiſche, noch eine rein katholiſche Weltanſchauung ſtetig ausgeprägt findet in den Stoffen der Zeit, und erſt nach Abwerfung der ſperrenden Einſeitigkeiten für die Zukunft eine Perſpective findet. Sobald die Macht der Individualität ſich geltend machte, mußte der mittelalterliche Katholicismus ſich an ſeiner Wurzel erſchüttert fühlen, gleichviel, ob die Gewalt dieſer bewegenden Kraft zu einer Reform des Glaubens oder zu einer Revolution des Staatslebens ausſchlug. Auch innerhalb der katholiſchen Welt ſelbſt mußte ſich die Bildung für erlöſt halten. Nahm nun gar ein proteſtantiſcher Staat die katholiſche Kirche in ſeinen Verband, ſo konnte das Beſtreben mittelalterlicher Satzung nicht viel mehr als eine bloße Hinhaltung ſein, und nur dem aufgeſtachelten Fanatismus eines mit Revolutionsideen in der Blüthe ſeiner Jahre reichlich genährten Görres war es möglich, die veraltete hierarchiſche Anmaßung redneriſch zur Sprache zu bringen. Auf der andern Seite kommt es dem Proteſtantismus eben ſo wenig in den Sinn, ſich ausſchließliche Geltung zu verſchaffen, weder dem regierenden Princip, noch der Bevölkerung. Beide religiöſe Einſeitigkeiten fühlen nicht mehr Stoff genug in ſich, um ein volles Leben zu führen. Die Hauptintereſſen liegen weit mehr in dem Heranbilden des echt Menſchlichen inmitten des bürgerlich geſellſchaftlichen Daſeins, das Chriſtenthum will aus der Kirche heraustreten und Welt werden. Der Staat iſt wichtiger als die Kirche, denn das Kirchliche gab der Geiſt der Zeit an die Bildung und an die Perſönlichkeit preis. Wäre noch zündbarer Stoff zu religiöſen Conflicten vorhanden, was man von dem Fanatismus eines Görres beinahe muthmaßen dürfte, ſo hätte der Staat um ſo mehr nöthig, den Geſichtspunct der immerdar beſchäftigungsluſtigen Welt auf ein ganz anderes Feld zu rücken, auf ein Feld, wo es ſich um das weſentliche Wohl der Geſellſchaft, um die drängenden Bedürfniſſe der geſunden Wirklichkeit handelt. In den Zerwürfniſſen der religiöſen Doctrin liegt für den Staat nicht wenig Gefahr, denn aus ihr erwuchſen die Furien der Leidenſchaft. Gelingt es dem Staate, das Intereſſe an der bürgerlichen Wohlfahrt lebendiger zu machen, ſo ſetzt er ſich weit mehr, als es je die Kirche vermochte, mit dem Volksbewußtſein in den glücklichſten Rapport. Auch der Pietismus, eine Ausartung in jedweder Form, greift nur dann ſtaats- und lebensgefährlich um ſich, wenn die Gemüther eben nicht vollauf erfüllt ſind mit dem weſentlichen Inhalte der Zeitintereſſen. Man iſt nur krank, wenn man nicht geſund ſein kann.

Der Chamäleonismus in Deutſchland.

In Leipzig, in Commiſſion bei W. Engelmann, erſchien eine Schrift: „Anti-Athanaſius oder Görres und Goßler," als ein Beitrag zur Geſchichte des deutſchen Chamäleonismus. Das Wort iſt neu, aber die Sache alt, unter den Deutſchen nämlich, den ehrlichen, biderben Enkeln des Arminius. Wir brüſten uns mit unſerer Geradheit, und doch gibt es unter uns die ſchiefſten Charaktere, die perfideſten Culturbildungen. Wir ſchmähen auf Talleyrand, den geſalbten Meiſter des Truges, der den Schlangenwindungen der Geſchichte ſeines Volkes nachging, und wir, die wir blos nach unſern Gemüthsanwandlungen uns häuten, ſind doch nicht weniger nach innerm Gelüſte, nach Illuſionen des Verſtandes oder des Herzens, ſchlangenhaft perfid, chamäleontiſch geartet. Was ein Chamäleon ſei, weiß man ſchon aus Raff's Naturgeſchichte. Das Chamäleon gehört zum Eidechſengeſchlecht, und ziſchelt bei jedem Geräuſche hin und her durch verſtecktes Laubwerk, es kriecht eilig am Boden fort und verdankt ſeine Celebrität dem behenden Farbenwechſel; über die Grundfarbe des Thieres iſt man bis dato in Zweifel. Unter den öffentlichen Charakteren Deutſchlands, — die meiſt verſteckt ſind, — gibt es viele, die Anſichten und Grundſätze, Geſinnung und Charakter,

Digitized by Google

Glauben und Wiſſen ſo ſchnell ändern, wie man die Garderobe nach Klima, Jahreszeit und Witterung wechſelt. Dieſe Maskerade des innern Menſchen, dieſes geſuchte und ungeſuchte, verſchuldete und unverſchuldete Spiel mit den Heiligthümern der Seele, dieſe Heuchelei in der Entwickelung des Zeitgeiſtes liegt in dem Mangel an Oeffentlichkeit des Lebens, in der verſagten Freiheit der Willensmeinung. An den Zuſtänden gehen die Charaktere unter, und die Charaktere richten wechſelsweiſe wieder die Zuſtände zu Grunde; das iſt eine Cirkelgang der Geſchichte.

Der Chamäleon Joſeph Görres iſt ein merkwürdiges Phänomen; eine ganze Scala vom Thermometerſtand des deutſchen Lebens hat er aufzuweiſen, freilich nicht ſtufenweiſe, ſondern kopfüber mit Salto mortale. Wie lange iſt es her, da ſchwang er die rothe Mütze und jubelte Allons enfans de la patrie, jetzt greift er zum Roſenkranze und ſchreit Ave Maria! — und beides zugleich ſehr fanatiſch. Vom tollſten Franzoſenthume ſprang er über zur unbändigſten Deutſchthümelei, er betete zur Göttin Vernunft, und möchte jetzt, um heilig zu werden, auf den Knieen nach Rom rutſchen, er war der glühende Jünger einer Lehre, die Gott par decret ab- und einſetzte, und nun möchte er für die Nonne zu Dülmen Blut ſchwitzen, tobt gegen die „aufgeklärte Meute“ und nennt die Reformation, die über den Wahnſinn der Geſchlechter geſiegt hat, den zweiten Sündenfall der Menſchheit. Jenes Journal, „das rothe Blatt“, das er zur Zeit der Revolution herausgab, „der rheiniſche Merkur“, den er von 1814 bis zu ſeiner Unterdrückung im Jahr 1816 ſchrieb, und „der Katholik“, den er 1827 reichlich mit Beiträgen bedachte, ſind die Documente ſeiner innern Lebensſkandale. In letzter Zeit ſchrieb er geheim für die Münchner und die Würzburger Zeitung, und eiferte mit ſtillem Wüthen für die Wunderſucht ſeines finſtern Sinnes, bis nun die Schleuſen ſeines Ungemachs, das er Jahre lang aufſammelte, ſchreckhaft platzten. Es iſt weit heilſamer, daß dieſer Ingrimm Sprache gewinnt und die ſchadhaften Stoffe von ſich ſchleudert, als daß er im Stillen brütet und im Geheimen die Fäden weiterzieht. Denn nun ſchreckt das Jahrhundert zurück und beſinnt ſich deſto mehr auf ſein Heil. Auch der Proteſtantismus beſinnt ſich und ſcheidet das kopfhängeriſche Muckerthum von ſich. Auch der Staat beſinnt ſich und bedenkt, auf welcher Seite die Wohlfahrt liegt. Hier endet freilich mein kritiſcher Wink.

Pater Goßler.

Auch Pater Goßler hat eine Schrift über das cölner Ereigniß geſchrieben, und eben ſo juridiſch wie erbaulich beweiſen wollen, der Erzbiſchof ſei ungerecht behandelt. Aus angeſehener proteſtantiſcher Familie entſproſſen, widmete ſich Heinrich Goßler zu Bonn dem Studium der Jurisprudenz; er ſchloß ſich dort an den Profeſſor und Convertiten Freudenfeld, den jetzigen freiburger Jeſuiten, an, und ward Convertit. Die einmal erwählte Laufbahn verfolgend, machte er das Staatsexamen, ward Aſſeſſor des Appellationshofes zu Cöln, des Landgerichts zu Cleve und des Oberlandsgerichts zu Hamm. Hier war es, wo er die übliche juridiſche Form des Repoſitionsdecrets der Proceßacten in den geiſtlichen Terminus: Requiescant in pace umwandelnd, in die Acten ſchrieb, der Welt entſagte, und in das Franciscanerkloſter zu Rietberg, ſpäter zu Paderborn, trat. Hier wirkte er durch Predigten und Erbauungsbücher, zugleich als Seelſorger im dortigen Gefängniß, und iſt nun für den Erzbiſchof als ein ſehr ſchlaffer Anwalt aufgetreten. Der juridiſch gewiegte Verfaſſer des Anti-Athanaſius widerlegt ihn ſchlagend.

(Der Beſchluß folgt.)

Correſpondenz.

Aus Göttingen.

[Die Georgia Auguſta.]

Es will aus Braunſchweig verlauten, man wolle dort den mißlichen Stand der hieſigen Univerſität benutzen, um das Carolinum zu einer Anſtalt von umfaſſender Wirkſamkeit, wohl gar zu einer Art Hochſchule zu erheben. Am Wollen würde das etwanige Mißlingen dieſes Planes ſo wenig liegen als an dem Mangel an Mitteln, die man in Braunſchweig zu verwenden hat. Das kleine Herzogthum iſt gegen unſer Königreich ein geſegnetes, ein reiches Land. Es ſteuerte zum Bau des herzoglichen Schloſſes mit Leichtigkeit und ohne ſich genirt zu fühlen, eine Million Thaler bei, und dürfte keine Koſten ſcheuen, um durch das Carolinum die alte Georgia Auguſta zu überflügeln, die bisher für Hannover, Naſſau, Braunſchweig die eigentliche Landesuniverſität war. Bleibt ſie dies auch, ſo hat ſie doch — vielleicht für immer — ihren europäiſchen Ruf eingebüßt. Ich gebe nicht viel auf die freie Geſinnung und den Selbſtſtändigkeitsſinn der deutſchen Gelehrten, allein vor der Hand hört man nichts von Berufungen. Vielleicht liegt es auch gar in der Abſicht, die Univerſität Göttingen in dem Maße dem Staatszweck unterzuordnen, daß der Begriff einer allgemeinen deutſchen Hochſchule ein für allemal verſchwindet. Für die Idee der Unabhängigkeit der deutſchen Wiſſenſchaft haben ſieben Männer gebüßt. Man hat ihre Namen gefeiert, allein es ergibt ſich weiter kein Erfolg davon, als daß

Digitized by Google

das deutſche Univerſitätsweſen in ſeiner Abhängigkeit vom ſpeciellen „Brotherrn“ heller ins Licht tritt. Iſt eine Univerſität weiter nichts als eine Vorbereitungsanſtalt zum Staatsdienſt, ſo iſt ſie damit ſchon zu einem bloßen Mittel für den Staatszweck herabgeſetzt, und der Wahn von der freien Selbſtſtändigkeit der deutſchen Wiſſenſchaft iſt eitel geworden. Dieſer Wahn hing auch nur noch mit veralteten Illuſionen zuſammen, mit Erinnerungen an mittelalterliche Inſtitutionen, wie ſie auf den ältern Hochſchulen Deutſchlands noch als Schatten eines frühern Corporationsweſens Beſtand haben. Mit der Burſchenſchaft hat in der That das eigentliche Univerſitätsleben aufgehört. Jüngere Hochſchulen zu Berlin und München überflügeln ohnedies alle andern, und es iſt nicht daran zu denken, daß die Univerſitäten „auf altem Fuß“ durch größere Lehrfreiheit noch ein Gegengewicht mit Glück behaupten könnten. Ohne den Stoß, den Göttingen an ſeiner Bedeutſamkeit erlitten, hätte man ſich wohl noch eine Zeit lang mit dem Glauben hingehalten, die Georgia Auguſta habe einen europäiſchen Ruf; allein dem Einſichtigen war längſt klar, daß gerade dieſe Hochſchule mit ihrer angeblich poſitiven Richtung hinter den Anforderungen des Jahrhunderts, das die philoſophiſche Speculation als weſentliches Bildungsmittel aufruft, gar ſehr zurückgeblieben war. Der Lärm über die Säcularfeier hat manche noch geblendet, als habe die akademiſche Wiſſenſchaft noch ein großartiges Leben. Und doch bedurfte es nur weniger Demonſtrationen und die Illuſion war geſtört. Herbart erklarte an einem der drei Septembertage ganz offen, daß wenn der Philoſophie der letzte Rang auf den Univerſitaten eingeräumt werde, dies darin liege, weil ſie die Vorbereitung zu den andern Wiſſenſchaften ſei. Anders denn als Magd der poſitiven Wiſſenſchaften wurde die Philoſophie nie in Göttingen angeſehen. Allein lediglich der Philoſophie wäre es vorbehalten, dem Univerſitätsleben einen höhern Schwung zu erhalten und unter der Jugend eine Begeiſterung zu erwecken, die eine höhere Bildung erzielt als bloße Vorbereitung zum Staatsdienerthum. Die Ideen der Burſchenſchaft reichten nicht aus, um die aus allen Provinzen zuſammengetriebene Jugend zu einer allgemein deutſchen zu machen; nimmt man nun der Philoſophie dieſe Function, das Univerſitätsleben in dieſe höhere Sphäre zu erheben, ſo begreift man nicht, wie es noch verwunderlich erſcheinen kann, daß der Staat die Hochſchule ſich völlig nach ſeinem Zwecke geſtaltet und von ihr nichts will als Erziehung von Staatsdienern zu einem ganz beſondern praktiſchen Behuf. Es iſt erklärlich, wenn die Georgia Auguſta, die ſich ſelbſt ſchon längſt degradirte, auch durch einen ſpeciellen Act der Regierung beſchränkt wird. Es kann dahin kommen, daß das Univerſitätsleben überall ſeine alte Bedeutſamkeit verliert, da es bei ſeinen Prätenſionen verharrt, eine gelehrte Ariſtokratie zu bilden, und doch zu ohnmächtig iſt, um als ſelbſtſtändige Kaſte ſich geltend zu machen. Der Geiſt der Zeit muß andere Wege auffinden, um der Maſſe beizukommen und ihr zu einer Bildung zu verhelfen, welche für das Leben iſt. Die Wiſſenſchaft auf den deutſchen Hochſchulen hat dem Leben der Nation niemals genützt. Die Gelehrtenkaſte hat ſich immer für zu vornehm gehalten, um den Intereſſen des Volkes ſich anzuſchließen. Daß Sieben einmal eine Ausnahme machten, iſt betrübt genug für den allgemeinen Stand der Dinge. Was Gervinus ſprach, iſt merkwürdig genug: Schlimm! ſagte er, muß es um das Gewiſſen der Zeit ſtehen, wenn unſer Schritt auffällt! Und wenn man damit umgeht, das Carolinum in Braunſchweig zu erweitern: man hüte ſich eine Univerſität im alten Sinne zu errichten; man etablire eine Anſtalt für die Zweige der Induſtrie, eine polytechniſche Schule im höhern Style, welche die Wiſſenſchaft fürs Leben treibt und wo ſich nicht die Prätenſionen einniſten, hinter denen man unter vermeintlicher Hoheit des Standpunktes ſeine ſchnöde Indifferenz verbirgt.

(Der Beſchluß folgt.)

Notizen.

[Das ſchöne Geſchlecht in Münſter.]

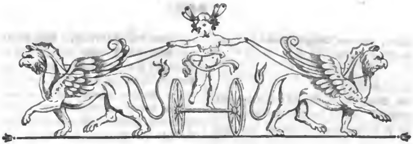
Wie einſt die Frauen zu Mainz ſich verſammelten, um den Sanger des Frauenthums, den Domherrn Frauenlob, zu Grabe zu tragen, ſo hat ſich heutzutage in Münſter das ſchöne Geſchlecht zu einer Ritterſchaftscorporation verſchwiſtert, um für den Erzbiſchof von Cöln zu Schutz und Trutz bereit zu ſein. Das heißt denn doch das Mittelalter übertreiben! Sonſt zog der Ritter für ſeine Dame das Schwert; wollen jetzt die Damen für die Männer fechten? Das erſte Gefecht, im Februar, war ſehr hitzig. In einer Theegeſellſchaft, wo Frauen von beiden Confeſſionen verſammelt waren, ergriff die katholiſchen Schönen ein ſolcher Geiſt der Ritterlichkeit für die Sache des Erzbiſchofs, daß die zarten Händchen, nur für Roſenkranz und Strickſtrumpf gemacht, ſich zu Fäuſten ballten und in heftige Bewegung geriethen. Die Theetaſſen zitterten vor Schreck, ſelbſt die Theemaſchine bebte. Der proteſtantiſche Theil der Geſellſchaft, wahrſcheinlich der ſchwächere, räumte das Feld. Fama war höchſt geſchäftig, dieſe Scenen auszumalen. Man klagt über Langeweile in Theegeſellſchaften; hier war Kurzweil. Seitdem aber hörte man nichts wieder von der weiblichen Theeritterſchaft zu Münſter. Dagegen erfuhr man die für das europäiſche Gleichgewicht höchſt gefahrdrohende Nachricht, daß ein im Februar d. J. geborner Sohn des vormaligen preußiſchen Geſchäftsträgers am belgiſchen Hofe, Grafen v. Galen, zur Zeit in Münſter, in der Taufe die Namen Clemens Auguſt Athanaſius erhalten hat.

[Der Kopf des heil. Athanaſius.]

Der heil. Athanaſius, den der alte Maulwurf Görres wieder aus ſeinem Grabe aufrichtet, ſtarb in Alexandria. Sein Gebein wurde nach Conſtantinopel, von da nach Venedig gebracht und in der dortigen Kirche der Nonnen des h. Kreuzes beigeſetzt. Allein ſein Kopf fehlte in Venedig, man hat blos den Rumpf des Heiligen. Wenigſtens war dies lange Zeit Gegenſtand des Streites zwiſchen zwei Kirchen in Spanien und Frankreich, die ihn beide beſitzen wollen. Man kann ſagen, daß die päpſtliche Hierarchie auch nur noch den Rumpf des Heiligen beſitzt, der Kopf iſt ihr abhanden gekommen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends —— 108. —— den 2. Juni 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Kritiſche Winke.

(Beſchluß.)

Gemiſchte Ehen und Cölibat.

In Halle bei Schwetſchke erſchien ein anonymes Schriftchen: „Ueber den Kampf des Papſtthums gegen die Staatsgewalt und den wahrſcheinlichen Ausgang deſſelben.“ Es ſchildeet die katholiſchen Länder, beſonders Spanien, deſſen Demoraliſation der Jeſuitismus auf ſeinem Gewiſſen hat. Gleichwohl deingt hier der Schrei des Jahehunderts nach Erlöſung von geiſtiger Knechtſchaft durch; ſo ohnmächtig die madridee Regierung, ſo durſte ſie es doch wagen, die Güter der Kirchen und Klöſter einzuziehen, Mönche und Nonnen verhungern zu laſſen. Der Verf. ſtellt den auch ſonſt ſchon, auch von Kölle in dem Buche über Paeis, behaupteten Satz auf, katholiſche Länder bedürſten der Revolution, während proteſtantiſche durch Reform ſich an den Fortſchritt des Jahrhunderts anſchlöſſen. Nur das weiſe, bedachtſame Oeſterreich nimmt er aus. Dirs huldigt dem heiligen Stuhle nur ſo weit es mit Staatszwecken vereinbar. Bereits im Jahre 1746 unterſagte Maeia Thereſia die Reiſen der päpſtlichen Nuntien, wodurch die geheime Beaufſichtigung möglich wuede. Sie beſtimmte ein Jahr daeauf, daß keine päpſtliche Verordnung ohne landesherrliche Genehmigung verkündigt werde; ſie verbot 1752 die vom römiſchen Hofe verſuchte Beſteurung der öſterreichiſchen Geiſtlichkeit. Noch weiter, für ſeine Zeit zu weit, ging Joſeph der Zweite, aber ihn übeelebte ſein berühmtes Toleranzediet vom Jahre 1781, welches den Peoteſtanten feeien Gottesdienſt, Rechtsgleichheit und Befugniß zu Staatsämtern ſichertr. Zwei Erzherzöge vermählten ſich mit peoteſtantiſchen Prinzeſſinnen, welche bei den Glauben ihrer Väter blieben, der Staat erlaubte 1817 das Jubelfeſt der Reformation, und man hörte Luther's Choral: Eine feſte Burg iſt unſer Gott! in katholiſchen Landen. Den proteſtantiſchen Männern, die ſich mit Katholikinnen verehlicht, blieb es geſtattet, ihre Söhne in ihrem Glauben erziehen zu laſſen, und keinem der dortigen Geiſtlichen kommt es in den Sinn, das Verſpeechen der Erziehung ſämmtlicher Kinder im katholiſchen Ritus zu bedingen, und von deſſen Leiſtung die Einſegnung der Ehe und die Ausſegnung der Wöchnerinnen abhängig zu machen. Die Regierung ſchirmt den freien Willen der Proteſtanten wie in Berlin das Landesgeſetz die kleine katholiſche Gemeinde in feeier Verfügung über den Ritus der Kinder ſchützt. Beide Regierungen ſind in dieſer Beziehung weiſer als der Fanatismus jenes Görres.

Auch die üblen Folgen des Cölibats ſchildert die Schrift. Es ſcheint nicht, daß deutſche Ständeverſammlungen hierüber zu rinem Beſchluß kommen. Der Verfaſſer macht den Vorſchlag, daß diejenige katholiſche Gemeinde, die bereits die Einſicht gewann, rin veeheiratheter Seelſoeger ſei weit mehe als ein eheloſer befähigt, die Tugenden des Lebens zur wirklichen Erſcheinung zu bringen, ſich von der Staatseegierung für ihre Prieſter die Heirathserlaubniß erbitten ſolle. Keine Regierung

Digitized by Google

werde es verweigern, und ein Beiſpiel würde in kurzer Zeit tauſende zur Folge haben.

F. Koenig.

Der geiſtvolle Autor, der uns jüngſt unter dem Titel: „Excommunication“ ein ſo intereſſantes Stück aus ſeinem Leben, ein ſo hochwichtiges Document zur deutſchen Zeitgeſchichte lieferte, bringt im zweiten Hefte des Freihafens eine Wanderung von Pillnitz bis Sonnenſtein. Er beweiſt damit, wie wenig es großer Localitäten bedarf, um den Zauber der Naturwelt und die Reize des Menſchenlebens in einem Doppelbilde zur Darſtellung zu bringen. Es iſt die kleine Gebirgswelt der ſächſiſchen Schweiz, dieſe Felſenpartie en miniature mit ihren civiliſirten Wegen und Stegen, die wir hier an Koenig's Seite durchpilgern. Sind doch die Elemente überall dieſelben, der Himmel, die Sonne, die Sterne, und der Menſch dieſer Zeit mit ſeinem Leid und ſeiner Luſt der immerdar bedrohten, erhobenen und gedrückten Seele. Koenig hat einen kleinen novelliſtiſchen Faden aus dem ſocialen Zuſtand der Gegenwart in ſeine Wanderung geſchlungen; eine emancipationsluſtige Dame gibt ihm Gelegenheit, ſeine Anſichten über die in unſerer Zeit ausgeſprochene freie Selbſtſtändigkeit des Weibes zu entwickeln. Er ſieht die Functionen des Männlichen und des Weiblichen in allem Daſein, ſchon in der Schöpfung als weſentlich verſchieden, überall ein ſchaffendes und ein empfangendes Princip, das ſchöpferiſche Element waltend, das empfangende ſich hingebend. So ſei auch der bürgerliche Zuſtand bedingt, nicht durch die Willkür der Menſchenſatzung, ſondern in der Natur des Daſeins begründet; alle Vermiſchung der Thätigkeiten beider Geſchlechter ſei Unnatur, die Umkehr des activen und paſſiven Verhaltens nach Saint-Simon Unſinn. Koenig gab in ſeiner „Excommunication“ ſein religiöſes Verhalten zu den Ideen der Zeit; jetzt vervollſtändigt er ſein Glaubensbekenntniß durch dieſe Debatte über ein ſociales Thema, und ſeine ganze geiſtige Perſon tritt immer feſter in den Verband der wichtigſten Fragen, mit deren Löſung ſich das Bewußtſein der Zeit beſchäftigt. — Dem intereſſanten Artikel ſind noch mehrere kleinere Schilderungen von Zeitgenoſſen eingefügt, z. B. von Tieck's, von Varnhagen's Perſönlichkeit.

Bülau über ein Zeichen der Zeit.

Profeſſor Bülau ſtellt in ſeiner Staatswirthſchaftslehre als eine möglich neue Phaſe des Gewerbslebens die des genoſſenſchaftlichen Betriebs hin, der das richtige Maß halten werde zwiſchen dem ſchroff trennenden Egoismus des Individuums und dem unnatürlichen Syſteme der Erwerbsgemeinſchaft. „Vielleicht,“ ſagt er in ſeinem Aufſatze über Armuth, „erkennt die Zeit allmälig den Werth der Vereinigung zur Erreichung gemeinſchaftlicher Zwecke.“ Manche Erſcheinungen der Zeit, die Vorliebe für Actienunternehmungen, das Wirken der ſchottiſchen Banken, die Vorſchläge von Babbage, Rebbien, Mohl, die Verirrungen ſelbſt des Saintſimonismus, des Owenismus und des Fourierismus, möchte ich gern, wie Bülau ſich ausdrückt, als die fernen erſten Vorzeichen einer Hinneigung zu Formationen betrachten, die ſich in mannichfachſter Geſtalt entwickeln könnten. Ihr nächſtes Verdienſt würde eine gleichere, wohlthätigere Vertheilung des Eigenthums ſein, die Erhöhung der Production durch angeſtrengtern, geiſtvolleren Fleiß, die Gewinnung von Ausſichten für die Proletarier, folglich der kräftigſte Sporn zur Aneignung von Kenntniſſen, zum Fleiß, zur Sparſamkeit, zur Sittlichkeit; das auf Intereſſe gegründete und in Freiheit waltende Einwirken Höherer auf Niedere, die Gewöhnung, ſein eigenes Intereſſe in der Beförderung eines gemeinſchaftlichen befördert zu ſehen; die Vereinigung Mehrerer zu einem Bande, deſſen Glieder gar bald die Wichtigkeit des Einzelnen für das Ganze erkennen würden. Vielleicht würde man auch einſehen lernen, wie wichtig die geiſtige und ſittliche Kraft, wie nützlich es auch für das Materielle iſt, wenn zu dem materiellen Intereſſe noch ein moraliſches tritt. Bildeten ſich aus kleinen, freien und unprivilegirten gewerblichen Genoſſenſchaften jene feſten Vereinigungen, die ſich, Anfangs um des Intereſſes willen, mit dem Geiſte der Eintracht, Liebe und Treue durchhauchen, ein gegenſeitiges Halten, Bilden und Einwirken vermitteln und die Vortheile leiſten konnten, die einſt für immer dem Untergange verfallene Inſtitutionen gewährten, ſo könnten dieſe Corporationen eine neue Baſis des Volks- und Staatslebens werden, die allmälig ſeinen ganzen Charakter, ſein Recht, ſeine Aufgaben wohlthätig verändern würden.

Louiſe von Bourbon.

Das zweite Heft des Freihafens brachte einen Artikel von Varnhagen v. Enſe über die Herzogin Louiſe von Bourbon, die Tante des jetzigen Königs der Franzoſen, Mutter des erſchoſſenen Enghien. Varnhagen ſchöpft ſeine Mittheilungen aus einer in Barcelona ge-

Digitized by Google

druckten, nur an Freunde mitgetheilten Correspondance entre Mad. de B.. et Mr. R.. sur leurs opinions religieuses, 1812. Es ſteht die Vermuthung nahe, Varnhagen habe dies Werk, welches die Inquiſition durch einen Spruch vom Jahre 1819 als ketzeriſch und unſittlich verdammte, aus Cuſtine's Händen, der neuerdings Spanien ſo vielfach ausbeutete. Als die Schweſter jenes Orleans, der ſich Egalité nannte, während ſie ſelbſt vielleicht ironiſcher Weiſe ſich den Namen Citoyenne Vérité beigelegt hatte, mußte ſie Frankreich verlaſſen. Das Buch beginnt mit dem Abſchnitt: Voyage tragique et tendrement burlesque, worin ſie ſcherzhaft ihre Pilgerſchaft nach Spanien beſchreibt. Sonſt war ſie tief religiös, eine Freundin Saint Martins, mithin eine denkende Gläubige, die den Katholicismus feſthält, obſchon ſie die Satzungen der Prieſter verwirft. Unter anderem ſtreift ſie in ihren Gedanken bis über den Proteſtantismus hinaus, z. B. in ihren Anſichten vom Abendmahl. Wie das Wort: „Seid fruchtbar und mehret Euch!" durch alle Zeiten fortwirkt, ohne daß ſeine Wiederholung nöthig werde, eben ſo wirke, meint ſie, der Spruch der Einſetzung des Abendmahls fort und fort, und die ſegnende Kraft ſei nicht abhängig von dem Wiederholungsact der Prieſter, ſondern wer ſein tägliches Brot im gläubigen Andenken jenes Segens genieße, der ſei auch deſſelben unmittelbar theilhaft. Wenn daher die Prieſter der römiſchen Kirche, um dieſer und anderer Sätze willen, ihr die Theilnahme an dem Abendmahl der Kirche verſagten, ſo war ſie darüber nicht unruhig, weil ſie ſich eines tiefern Chriſtenthums bewußt und einer unſichtbaren Kirche angehörig fühlte. Jener Mr. R., an welchen die Briefe gerichtet ſind, war ihr jugendlicher Reiſegefährte auf der Flucht. Ihn zu den Wahrheiten des Chriſtenthums zu bekehren, war in dem ganzen Zeitraum von 1799 bis 1812 — ſo weit reicht der Briefwechſel — ihr angelegentlichſtes Intereſſe und macht den Faden in den Mittheilungen aus. Sie hatte oft das Loos geprieſen und erſehnt, an geheiligter Stätte betend zu ſcheiden; dies wurde ihr am 10. Januar 1822 in der Kirche der heiligen Genoveva zu Theil. „Sie war," ſagt Varnhagen, „wie jetzt alles höhere Geiſtesleben in der katholiſchen Kirche, ſchon halb proteſtantiſch, doch ohne jene Form zu brechen, noch dieſe anzunehmen. Wir werden ſie darum nur um ſo freundlicher begrüßen, als eine Erſcheinung mehr zu den vielen, welche auf eine neue Stufe religiöſer Bildung hindeuten, wo jede Geſtalt zugelaſſen, aber keine gefordert wird, nur in allen das Weſen."

Talleyrand.

In letzter Zeit trug Talleyrand die Spuren des Alters merklich an ſich, er ging ſeit lange nicht mehr allein aus, obwohl ihn die Eitelkeit bisweilen verführte, ſtärker zu ſcheinen, als er war. Sein Geſicht, obſchon ſehr eingefallen, bewahrte noch bis zuletzt die Entſchiedenheit und Feinheit, die es von je charakteriſirte; die kleinen lebhaften, blaugrauen Augen, die über die Unterlippe etwas aufgeſchlagene Oberlippe, eine breite, merkwürdigerweiſe noch faſt ganz runzelloſe Stirn, und das noch ziemlich ſtarke, zu beiden Seiten herunterhängende, gepuderte Haupthaar waren die Hauptmerkmale, welche dieſen merkwürdigen Kopf bezeichneten. Auch lag hierin der Abdruck ſeines innern Weſens. Blaugraue kleine Augen verrathen den lauernden, trügeriſchen Sinn, eine breite Stirn hatte er immer, gepudert war er immer, bis in ſeine tiefſte Seele hinein lag der parfümirte Staub der Etiquette auf ihm, Falten hatte er nicht, denn die faltenvolle Stirn bezeichnet den Gram des Denkens, der ihm fehlte. Wie immer, ſprach er auch in der letzten Zeit wenig; natürlich, da die Rede, wie er ſagte, nur dazu erfunden war, pour déguiser la pensée. Wenn er ſprach, war ſeine Stimme noch immer ſtark und kräftig; natürlich, er hatte ſie ſtets geſchont und zurückgehalten, nie hatte eine Leidenſchaft ihn abgenutzt. In ſeinem ganzen Weſen behielt er bis zuletzt eine Eleganz, die an den Hof des ſechzehnten Ludwig erinnerte. — Vor zwei Jahren bedrohte ein Herzübel ſein Leben. Es wäre ſehr ironiſch vom Schickſal geweſen, wenn es den Mann, der nie vom Herzen geleitet worden, am Herzen hätte ſterben laſſen. Er wollte als Biſchof im Ornat ausgeſtellt ſein. Man weiß nicht, ob er noch im Tode höhnen wollte; gewiß aber iſt, daß die legitimiſtiſchen Blätter ſich lächerlich machen, wenn ſie dieſen Sieg des alten guten Glaubens ausposaunen. Er war ſo ſehr Diplomat, daß auch ſeine Ausſöhnung mit dem Papſte nur diplomatiſch ſein kann. Ob ſein früherer Privatſecretair wirklich ſich eines Theils ſeiner Papiere, die nach ſeinem Willen erſt nach 30 Jahren veröffentlicht werden ſollen, bemächtigt habe, wird eben ſo ſehr behauptet als von anderer Seite bezweifelt. Vielleicht fußt darauf eine Buchhändlerſpeculation. Die Herzogin von Dino ſcheint beſorgt zu ſein, die Regierung im Gegentheil ſehr ruhig. Ich glaube, auch ſeine Papiere werden die Welt äffen. Seinen Erben hinterließ er 10 Mill. Franken. Er ward Börſenſpeculant in allen Dingen, auch innerlich in ſeinen Denken und Glauben.

Digitized by Google

Correſpondenz.

Aus Göttingen. (Beſchl.)

[Das deutſche Univerſitätsleben.]

Das Leben der Studirenden iſt auf den meiſten Univerſitäten kleinerer Städte nicht eben geeignet, die Bildung zu unterſtützen. Sie vergraben ſich in Bücher oder treiben ein wüſtes Leben voll inhaltsloſem Skandal. Der Sinn iſt entflohen, die bloße Form des alten Treibens zur Fratze geworden. In Göttingen rühmte man das Verhalten der Studenten, allein es war nicht von Belang. Der verſtorbene Profeſſor Wendt machte den Verſuch, die Studirenden aus dem burſchikoſen Leben in geſellſchaftliche Verhältniſſe zu führen, er legte den Grund zur Errichtung eines akademiſchen Muſeums, wo Lehrer und Lernende ſich perſönlich berühren, während ſonſt überall Profeſſor und Student ſich meiden, als ſei jeder des Andern überdrüſſig. Dieſe Unzugänglichkeit der Profeſſoren iſt eben eine durchaus ſträfliche Marotte der deutſchen Gelehrſamkeit. Es gibt keinen lächerlicheren Stolz, als ſich vor der Jugend zu verſchließen. Und die ſteife Art, die Wiſſenſchaft zu tractiren, nutzt weder dieſer ſelbſt, noch entſpricht ſie den Bedürfniſſen des Jahrhunderts. Wenn ein deutſcher Gelehrter (Hofrath Hugo) mit wunderbarem Gewicht aus dem römiſchen Rechte die Sklaverei zu beweiſen ſich anſchickte, ſo darf man bezweifeln, ob die deutſche Wiſſenſchaft mit ihrem Tiefſinn immer heilſam auf die Entwickelung der Humanität gewirkt habe. An der Wiſſenſchaft ſelbſt liegt es, wenn ſie ohnmächtig wird, ſei's vor den Augen der Fürſten oder des Volkes. Die deutſchen Gelehrten ſind ſehr häufig entweder Hofleute und feile Diener oder hypochondriſche Barbaren, die ſich hinter ihren Quartanten verſchanzt halten, um ſich gegen die lebendige Welt zu ſchirmen.

Was den Ton unter den göttinger Studenten bisher betraf, ſo pries man ihn, wie geſagt, als „anſtändig" — ich gebrauche dies verpönte Wort, — allein noch zur Zeit der erſten Heine'ſchen „Reiſebilder" exiſtirten alle alten Völkerſchaften hier. Was Heine über die Rohheit der „Vandalen," der „Teutonen," der „Allemannen" ſagt, hat alles ſeine Richtigkeit. Ich habe dieſe Inſtitute ſich überleben ſehen und das Phlegma war ſchreckbar, nachdem der Spiritus verflogen. Ging es hier feiner zu in einzelnen Zweigen ſolcher Verbindungen, ſo lag der Grund in dem europäiſchen Zuſammenfluß der Studirenden. Viele hatten Geld und das Geld civiliſirt und polirt, aber nur oberflächlich; der Grundſtoff des hieſigen Lebens fraß ſich bald genug durch bei jedem friſchen Fuchs. Die „Vandalen" z. B., lauter adelige Mecklenburger, ſchwatzten auf den Thés-dansants der Profeſſoren mit deren Töchtern nie anders als in Escarpins, mit Glacéhandſchuhen, den Claque unterm Arm. Allein das war Tünche, die man im Boos'ſchen Bierkeller, in der „Boſia," ſchnell genug abſtreifte. Man verſuchte ſich blos einmal, den Feinen zu coquettiren, blieb aber im Grund der Seele burſchikos und war nach jener wie dieſer Seite hin alles geiſtigen Inhalts baar und blank. Der Handwerksneid der alten Univerſitäten gegen einander mußte nicht wenig dazu beitragen, das Burſchenweſen feſtzuhalten, denn man drohte mit Auszügen, wenn irgend eine Beſchränkung eintrat, trotz alles Cartels wußte man doch auf andern Hochſchulen ſtets Vortheil von ſolchen Unfällen zu ziehen. So blieb es beim alten Sauerteig, den Beurmann in ſeiner vortrefflichen Schrift über die drei Septembertage der Georgia Auguſta gebührend beſchreibt. Die Schrift erſchien Frankfurt a. M. bei Körner. Sie iſt nicht blos das einzig Vernünftige, was den eitlen Lärm der Journalberichte über die Säcularfeier zerſtört, ſondern hat das bleibende Verdienſt, den veralteten Jammer aufgewieſen zu haben, der ſich wie Roſt an das Leben der deutſchen Gelehrſamkeit angeſetzt hat. Beurmann hat hier ſtudirt und als Juriſt promovirt. Er wohnte der Säcularfeier bei und zeigt bei allen Ereigniſſen den gewandten Lebensbeobachter, der um jeden Preis das Vorurtheil zu tödten den ſeltenen Muth hat.

Um unſer Sommerſemeſter ſteht es ſehr mißlich, von der frühern Anzahl der Studenten iſt kaum die Hälfte hier. Selbſt die Medicin mit Hofrath Langenbeck hat nicht mehr die vollen Auditorien, die andern Facultäten haben noch mehr eingebüßt. Das Lectionsverzeichniß hat viele Illuſionen, ſehr viele Collegien ſind gar nicht zu Stande gekommen. Die hannoverſche Zeitung führte immer noch die Veteranen der Georgia Auguſta, Blumenbach, Heeren und Hugo, als thätig an, was aber keineswegs mehr der Fall iſt. Auch Mitſcherlich iſt ſeit längerer Zeit in Ruheſtand geſetzt. Quiescit Academia.

Notizen.

[Preßfreiheit.]

Die Inſel Malta erfreut ſich jetzt der Preßfreiheit. Der König von Neapel, dem dabei bänglich zu Muth wird, will in London darüber Beſchwerde führen, daß man ihm ſo dicht vor ſeiner Naſe ein Schauſpiel der Art gibt. Die Engländer aber denken großartig genug, um auf die Stimme des ängſtlichen Autokraten nichts zu geben.

[Ein ruſſiſcher Fauſt.]

In No. 210 des vorigen Jahrgangs theilten wir von Hrn. Eduard Huber ein Gedicht nach Puſchkin mit und bemerkten zugleich, daß Hr. Huber in Petersburg, dem wir dieſe werthe Gabe verdankten, Goethe's Fauſt ins Ruſſiſche überſetzt hat. Dieſe Ueberſetzung wird nächſtens im Druck erſcheinen und man iſt in Rußland ſehr geſpannt darauf. Eduard Huber iſt, als geborner Ruſſe von deutſchen Eltern, beider Sprachen gleich ſehr mächtig.

[Aus London.] (Brieflich.)

Die Geldſpeculanten machen in Bezug auf die Krönungszeit ihre großen Pläne. Es gibt bei ſolchen Gelegenheiten förmlich Schwärmer, deren Wagniſſe ins Aeußerſte ſteigen. Jemand hat kürzlich für die Dauer der Seaſon ein Haus für 15,000 Pf. St. gemiethet und glaubt gute Geſchäfte zu machen, wenn er es in einzelnen Pièçen wieder vermiethet. Am 28. Junius wird die große Illumination mit portativem Gas ſtattfinden; ganz London wird in einen einzigen leuchtenden Feenpallaſt verwandelt ſein.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr 5.)

Digitized by Google

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends ——— 5. ——— den 2. Juni 1838.

Alle hier angezeigten Bücher und Muſikalien ſind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichſte ausgeführt werden. Leopold Voß in Leipzig.

Der Freihafen 2s Heft.

Das 2te Heft der neuen Vierteljahrsſchrift:

Der Freihafen

iſt ſo eben erſchienen. Gleichwie das erſte Heft enthält dieſe Fortſetzung eine Sammlung der intereſſanteſten Aufſätze, die gewiß dazu beitragen werden, den bereits erlangten bedeutenden Ruf dieſer Zeitſchrift noch zu vermehren. Der Inhalt des 2ten Heftes iſt: Von Pillnitz bis Sonnenſtein, Reiſeunterhaltungen von H. König; Louiſe Herzogin von Bourbon, von K. A. Varnhagen von Enſe; über die eigenthümliche Weltſtellung des Islam, von Karl Roſenkranz; Gedichte von M. Veit; über Görres, von Dr. Th. Munde; Mittheilung über Niebuhr; über die Verhältniſſe der Proteſtanten in Ungarn; Beiträge zu der neuen Ausgabe von Leſſing's Werken; in den Correſpondenzblättern: Berichte aus Petersburg über den gegenwärtigen Zuſtand der ruſſiſchen Literatur; aus Paris über die diesjährige Kunſtausſtellung; aus Süddeutſchland über ſüddeutſche Culturgegenſtände u. v. A.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutſchlands haben Exemplare vorräthig.

Soeben iſt erſchienen und verſandt:

Der

Cavalier auf Reiſen.

Vom Verfaſſer

der

„Anſichten aus der Cavalierperſpective im Jahre 1835."

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

Inhalt:

Der Geburtstag. — Warnungsſtimme. — Politiſches Glaubensbekenntniß des Verſtorbenen. — Der neue Mirabeau. — Die Volksrepräſentanten. — Die Hoffnung aus Oſten. — Kaiſer Siebenpfeiffer I. — Die Carbonaris. — Die Freimaurer. — Die Strapaziermenſchen. — Die ſchönen Polinnen. — Das Haus Romanow. — Tout parait beau de loin. — Die Strasniks. — Auflauf und Tumult. — Die Mißheirathen. — Die Bauerncommiſſionen. — Das Handbuch für Hof und Staat. — Die märkiſche Ritterſchaft. — Krähwinkel. — Dobberan. — Die Legitimitätsfrage. — Der Cenſor. — Die Patrimonialgerichte. — Die Frommen im Lande. — Der Toaſt. — Der Judenball. — Der Hanſemann und ſeine Landsleute. — Das rheiniſche Adelsſtatut.

Die Ueberſicht des Inhalts und eine Erwähnung der von demſelben Verfaſſer herausgegebenen „Anſichten aus der Cavalierperſpective" (Leipzig, Frohberger, 1836, 2 Thlr.) werden hinreichen, auf dieſe intereſſante Erſcheinung aufmerkſam zu machen.

Leipzig, im April 1838.

F. A. Brockhaus.

So eben iſt verſandt:

Schulatlas der neueren Erdkunde,

für Gymnaſien und Bürgerſchulen. Nach den Forderungen einer wiſſenſch. Methode des geograph. Unterrichtes bearbeitet und zuſammengeſtellt vom Dir. **Carl Vogel.** Zweite Lief. in 7 color. Charten (Staaten des deutſchen Bundes nebſt Polen. Frankreich u. Belgien. Brit. Inſeln u. Holland. Skandinavien und ruſſ. Oſtſeeländer. Pyrenäiſche Halbinſel. Alpen-Halbinſel. Balkan-Halbinſel.) mit Randzeichn. und Erklärungen. Klein qu. Fol. ⅓ Thlr.

Vollſtändig nun zu haben, unter dem Titel:

Dr. C. *Vogel*.

Schul-Atlas der neueren Erdkunde,

dem Prinzen Albert, Herzog zu Sachsen etc. gewidmet. Kl. qu. fol. color. u. steif brochirt 1⅓ Thlr.

Auch iſt:

Neuer Atlas der ganzen Erde,

nach den neuesten Bestimmungen, mit Rücksicht auf *Stein's* geogr. Werke. 16te verm. und verb. Aufl. in 26 color. Charten (davon Preussen in 2 Blatt und Asien neu sind) und 7 Tab. gr. fol. 1837. 4⅓ Thlr.

wieder durch alle Buch- und Landchartenhandlungen zu haben.

J. C. Hinrichsſche Buchhandlung in Leipzig.

Digitized by Google

So eben erſchien:

Cooper, C. F., Wanderungen in Italien, 2 Bde. nach dem Engl. von Dr. F. Steger, geh. Rthlr. 3.

Den Freunden von Cooper's geiſtvollen Schilderungen wird dieſes Werk, das keinem ſeiner früheren an Vortrefflichkeit und reichem Intereſſe nachſteht, eine willkommene Erſcheinung, und eine wünſchenswerthe Vermehrung ihrer Sammlungen ſein. Für Eleganz der äußern Ausſtattung iſt das Beſte gethan.

Braunſchweig, den 11. April 1838.

Friedr. Vieweg & Sohn.

Polytechniſches Centralblatt,

4. Jahrg. f. 1838. No. 19—24 mit 50 Abbildungen.

Gandillot frères et Roy, Fabricate aus gewalztem Hohleisen. — Bemerkungen zur einheimischen Zuckerfabrication, von Neumann. — Ueber die Natur der Flecken, welche zuweilen auf bedruckten Wollenzeugen bei der Behandlung mit Dampf hervortreten, von Chevreul. — Production des K. Preuss. niedersächsisch-thüringischen, schlesischen und brandenburg-preussischen Oberbergamtsdistricts im J. 1836. — Sicherheitsapparat für Dampfkessel von Testu u. Leterrier. — Eisenkitt von Crause. — Crause's Mittel gegen Mauersalpeter. — Frankreichs Communicationsmittel. — Der Gorgon, das grösste Dampfboot der engl. Marine. — Die Beleuchtung der Stadt Paris. — Bulletin der Runkelrübenzucker-Fabrication. — Darstellung von Uranoxyd aus der Pechblende, nach A. Werner. — Ueber die Fassung von Glasverkleidungen. — W. Gibbon's Metallthermometer. — Ueber vier- und sechsräderige Dampfwagen, Grösse der Räder und Preis der ersteren. — Hammann's Oelkitt für Terrassen und Wasserbehälter. — Bruckmann, gebohrte Schöpfbrunnen auf Hochebenen und Bergen. — Leon Coste, über den Einfluss der Dampfwagen auf die Eisenbahnschienen. — Die Eisenbahn von Venedig nach Mailand. — Die Budweis-Linzer und Gemundener Eisenbahn. — Die St. Germainer Eisenbahn. — Morin über Kreiselräder. — Neue Vergoldungsmethoden von Elkington. — Ueber Bertier's Methode, die Bildung von Schaum nach dem Verkochen der Runkelrübensyrupe zu verhüten und die Formen voll zu erhalten, von Malepeyre. — Rehault, Ziegel aus Zinkblech. — Hawthorn's patentirter Schienenpflug. — Runge, über die Dachbedeckungen von Dorn und Sachs und über seinen elastischen Theerfirniss. — Benutzung der Fasern der Ananasblätter, von F. B. Zincke. — Die belgischen Eisenbahnen. — Die Nürnberg-Fürther Eisenbahn. — Die Paris-St. Germainer Eisenbahn. — Unzerstörbare Tinte. — Ueber Aloëpurpur und dessen Anwendung in der Seidenfärberei, von Elsner. — Ueber die Glyphogène (Aetzbeize für Stahl) von Delochamps, und eine neue Aetzbeize für Stahl, von Elsner. — Steinkohlenverbrauch auf Dampfbooten. — Darstellung von Stearinsäure-Lichtern aus Palmöl und Talg, nach Hempel und Blundall. — Schnellessigfabricationsapparate von Klein und Weithauser. — Hohle Ziegel. — Schobarth über die Kniepresse. — Cram's Dampframmmaschine und Pfahlsäge. — Die Explosionen der Dampfkessel mit Hochdruck und Siederöhren. — Boydell's Mechanismus zum Fortbewegen von Wagen. — Ueber die durch Einführung der erhitzten Gebläseluft bei den verschiedenen Eisenfabricationsprocessen herbeigeführten Veränderungen, von Wachler. — Eisenbahn von Montpellier nach Cette. — Cochot's Dampfkessel nach Malepeyre's Bericht. — Darstellung eisenfreier Wolframsäure aus dem Wolfram, nach Meyer. — Echte Stempelfarben für die chemische Bleiche, von Elsner. — Reinigung des Kolophoniums zum Gebrauche für Musiker, von Elsner. — Bellingham's verbesserter Hobel. — Tissot's Hebemaschine für Erde, Steine, Wasser. — Bain's Maschinerie zum Verfertigen metallener Charniere. — Mayer's Schraubstock. — Paulucci über die Bronnenbohrkunst in Frankreich. — Weeke's Appreturmethode. — Jacquard-Maschinen.

Diese verbreitetste gewerbliche Zeitschrift, von welcher alle 5 Tage ein Bogen mit den nöthigen Abbildungen erscheint, kostet jährlich nur 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, den 1. Mai 1838.

Leopold Voss.

So eben iſt erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt:

G. C. Claudius

allgemeiner Briefſteller

für

das bürgerliche Geſchäftsleben

enthaltend

Vorübungen zum Briefſchreiben, Anweiſung zum Briefſchreiben und die dabei zu beobachtenden Wohlſtands- und Klugheitsregeln; ein Verzeichniß der üblichen Titulaturen und Aufſchriften der Briefe; eine Anleitung zu Bekanntmachungen in öffentliche Blätter, Wechſelbriefen, Aſſignationen, Quittungen u. dgl.; ferner eine Anweiſung zur geordneten Buchführung und eine Erklärung mehrerer ausländiſcher Wörter, Ausdrücke, Redensarten ꝛc., welche im Geſchäftsleben vorkommen.

Ein Handbuch zum Selbſtunterricht.

Sechzehnte Auflage, gänzlich umgearbeitet und verbeſſert

von

Dr. A. A. R. Guthier.

8. Leipzig, 1838. Bei Adolph Wienbrack.

Preis: geb. 20 Gr.

Der Verleger übergiebt hiemit dem Publikum dieſen durch 15 frühere Auflagen genugſam empfohlenen und weit verbreiteten Briefſteller in einer neuen verbeſſerten und zwar ſtereotypirten, ſchönern Geſtalt; als Briefſteller wohl die erſte Ausgabe dieſer Art. Es ſind weder Koſten noch Mühe geſpart, um das Buch, wovon bis jetzt 60,000 Exemplare verkauft, den Anforderungen der Zeit möglichſt entſprechen zu laſſen. Namentlich zeichnet ſich dieſe Ausgabe durch eine methodiſche Stufenfolge vom Leichtern zum Schwerern aus, ſo daß ſie, obgleich vorzugsweiſe zum Selbſtunterricht beſtimmt, auch in Schulen zweckdienlich iſt. Der Inhalt bietet eine ſo reiche Auswahl von Briefen und ſchriftlichen Aufſätzen jeder Art dar, daß man für dieſen oder jenen Fall des gewöhnlichen Lebens kaum ein Muſter oder Schema vermiſſen wird. Die beigefügten Erklärungen der Fremdwörter und Anweiſung zur Buchhaltung bilden einen ſehr nützlichen Anhang. Der Preis iſt deshalb ſo äußerſt billig geſtellt, um auch den Unbemittelten die Anſchaffung dieſes allgemein nützlichen Buches zu erleichtern. —

Bei C. Schwartz in Brieg iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dober der Schulfreund oder Stoff zu Uebungen der Denkkraft und des Schönleſens, in ſachgemäßer

Digitized by Google

Anordnung für Stadt- und Landſchulen bearbeitet. 20½ Bogen. 1 Thlr. 10 ſGr.

Der Verfaſſer arbeitete mit dem größten Fleiße und der emſigſten Sorgfalt viele Jahre hindurch an dieſem Werke und es dürfte ihm nach dem Urtheile Sachverſtändiger vollkommen gelungen ſein, demſelben eine bisher noch nicht erzielte Vollſtändigkeit und Brauchbarkeit zu geben. Es läßt ſich demnach hoffen, daß Schulvorſteher und Erzieher dies Werk als wirkliches Lehrbuch mit dem günſtigſten Erfolge benutzen werden.

Partiepreis billiger.

Erinnerungen an Griechenland von K. Schönwälder, Oberlehrer am Königl. Gymnaſium zu Brieg. 1 Thlr.

Der Verfaſſer bereiſte Griechenland im Jahre 1836 in der Abſicht, Land und Volk durch Anſchauung kennen zu lernen. Seine Aufmerkſamkeit war daher nach dieſen beiden Richtungen gewendet auf die Beſchaffenheit des Landes und auf des Volks Sitte, Sprache und Einrichtungen; die alten Denkmäler und Erinnerungen, welche auf claſſiſchem Boden nicht wohl unbeachtet bleiben konnten, ſind nicht für die archäologiſche Forſchung, ſondern in einer Weiſe behandelt, welche jeden Gebildeten anzuſprechen geeignet iſt. Da der Verfaſſer nur Selbſterlebtes erzählt, ſo hat die Darſtellung eine Wahrheit und Friſche erhalten, welche dem Publikum willkommener ſein wird, als eine Anhäufung von Gelehrſamkeit ohne Farbe und Leben.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Herzogin Dorothea Sibylla von Liegnitz und Brieg, geb. Markgräfin v. Brandenburg. (Ihrer Königl. Hoheit der Frau Prinzeſſin Marie Anna Amalie von Preußen gewidmet.) Nach Originalquellen bearbeitet von C. A. Schmidt. Zweite vermehrte und umgearb. Aufl. 8. 18½ Bog. feinſtes Velinp. 1 Thlr.

Es dürfte wenige Bücher geben, welche, wie dieſe mit Liebe und Treue, anziehender und einnehmender würdevoller Kraft vorgetragenen Denkwürdigkeiten, als herrliches Gemälde der Tugenden dieſer erhabenen Herzogin und treuer Spiegel der Sitten des 17. Jahrh., auf dem Altare jeder Häuslichkeit den Ehrenplatz verdienten. Ich enthalte mich jeder weiteren Anpreiſung und erlaube mir nur auf die in der Preuß. Staatszeitung d. d. 9. Febr., Breslauer Zeit. Nr. 247 u. andern Blättern enthaltenen Recenſionen aufmerkſam zu machen.

Fiſcher der Liederbote, eine ſorgfältig ausgewählte Sammlung, das jugendliche Gemüth anſprechender und erhebender Geſangſtücke verſchiedener Art als: Lieder, Choräle, Hymnen, Motetten, Chöre, mit Berückſichtigung verſchiedener Feierlichkeiten für die fleißige und lernbegierige Jugend beider Confeſſionen in 4 Abtheilungen, von denen jede wieder ein Ganzes bildet. Unter freundlicher Mitwirkung des H. Ober-Organiſt Heſſe in Breslau und and. hochgeachteten Kunſtfreunde.

Die I. Abtheilung enthält einſtimmigen Geſang, II. Abth. zweiſt., III. Abth. dreiſt., IV. Abth. vierſt. Geſang.

Lieferung von 1 Bogen 1 ggr.; Liefr. 1—6 von jeder Abtheilung iſt bereits erſchienen und jede derſelben auch einzeln zu haben.

Bei dem regen Gemeinſinn, welcher ſich für Geſang in allen Ständen bekundet, ſteht meine Hoffnung, dieſem Werke die allgemeinſte Verbreitung zu verſchaffen, es in der Hand jeden Lehrers und Schülers zu ſehen, ziemlich feſt und erheben dieſelbe die höchſt günſtigen Recenſionen in mehreren öffentlichen Blättern und die bereits erfolgte Einführung auf mehreren Gymnaſien und andern Unterrichts-Anſtalten. Die Melodien ſind lieblich, gefällig und paſſend, und indem ſie als Uebungsſtücke ihren Zweck erfüllen, und den verſchied. Stufen der Fertigkeit der Schüler gemäß eingerichtet ſind, gewähren ſie zugleich Genuß. In den zur Compoſition gewählten Gedichten waltet ein geſunder und heiterer Sinn, froher Scherz, ein kräftiges Gefühl, eine innige, aber klare und verſtändliche Andacht.

NEUE MUSICALIEN

im Verlage von

C. A. Klemm in Leipzig.

	ℛ	𝔑
Becker, Julius, Op. 7. Lorelei, Romanze von Ad. Böttger und Gedichte von A. von Chamisso, A. Fischer und H. Heine für eine Singstimme mit Pianoforte	—	16
— — Op. 8. Schilflieder von Nic. Lenau für do. . .	—	12
Brunner, C. T., Op. 11. Bouquet musical, contenant: 6 Pièces divertissantes et instructives pour le Piano à 4 mains	—	12
— — Op. 12. Klänge für Kinder oder erste Belehrung für kleine Anfänger auf dem Pianoforte. Eine Reihe der leichtesten Uebungsstücke zu 2 und 4 Händen. 1stes Heft.	—	12
— — Drei schottische Walzer für Pianoforte allein .	—	4
Dotzauer, J. J. F., Op. 148. 12 Exercices pour le Violoncelle seul. (Mit einem Vorworte von Barromäus von Miltitz.)	1	4
Lachner, Franz, Op. 54. Sechs deutsche Gesänge für eine Bariton- oder Alt-Stimme mit Pianoforte. 2 Hefte à	—	16
Reissiger, C. G. Op. 118. Acht Lieder für eine Bass- oder Bariton-Stimme mit Pianoforte. 31ste Liedersamml. 8te Samml. der Bassgesänge . . .	—	16

Literariſche Anzeige.

Bei uns iſt erſchienen:

Gedichte

von

Anaſtaſius Grün.

Zweite Auflage.

gr. 12. Velinpapier. brochirt.

Preis: 2 Rthlr.

Weidmann'ſche Buchhandlung.
in Leipzig

In der v. Rohden'ſchen Buchhandlung in Lübeck iſt erſchienen:

Rumohr, C. Fr. von, Reiſe durch die öſtlichen Bundesſtaaten, in die Lombardei und zurück über die Schweiz und den obern Rhein, in beſonderer Beziehung auf Völkerkunde, Landbau und Staatswirthſchaft. — 18 Bog. gr. 8. Preis geh. 1 Thlr.

Nächſt vielen und vielartigen Bemerkungen über vereinzelte Gegenſtände und Verhältniſſe des gewerblichen Lebens, über dieſ-

Digitized by Google

ber minder beachtete Kunſtwerke, Volkseigenthümlichkeiten, Naturſcenen, enthält dieſe Schrift auch einige mehr zuſammenhängende Abhandlungen, z. B. über den geſchichtlichen Urſprung der lombardiſchen Feld- und Wieſenbewäſſerung, auf deren ſchon bewährte Anwendbarkeit auch im deutſchen Feldbau mehrfältig hingewieſen wird. — Sie wird demnach nicht blos dem praktiſchen Oekonomen, vielmehr auch dem Staatswirthe und den Regierungsbehörden überhaupt gewidmet ſein. —

So eben erſchien bei K. F. Köhler in Leipzig und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Görres
und
Athanaſius.

gr. 8. broch. 65 S. 8 gr.

Das Publikum findet in dieſer (von einem geachteten Autor verfaßten) Schrift, eine Beleuchtung des Treibens der Partei, als deren Oberführer Görres aufgetreten iſt, die der in Deutſchland beſtehenden Cultur, Wiſſenſchaft und Bildung, ſo wie dem geläuterten religiöſen Leben, die dumpfe Myſtik und papiſtiſchen Druck des Mittelalters entgegenſetzt.

Für jeden Gebildeten, der einen Ueberblick über das Wollen und Wirken dieſer jetzt kräftig wiederauftauchenden Partei — ſowie über ihr Verhältniß zu dem jetzigen geiſtigen und ſittlichen Zuſtande Deutſchlands erlangen will, wird dies Schriftchen eine intereſſante, willkommene Lecture ſein.

Im Verlage der Gebr. Reichenbach in Leipzig erſchien ſo eben und iſt durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Aus dem Leben
eines Geſpenſtes.

Von

Brennglas.

In Umſchlag. 25¼ Bogen. 8. 1 Thlr. 21 Gr.

Der beliebte Schriftſteller übergiebt hiermit dem Publicum ſein neueſtes Werk, welches in ſeinen mannichfaltigen, meiſt humoriſtiſchen Mittheilungen das Intereſſe der Leſer vorzugsweiſe anſprechen wird.

In der v. Rohden'ſchen Buchhandlung in Lübeck iſt erſchienen:

Die Heilkräfte des Meerwaſſers.

Zur Belehrung für Gebildete.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Seebadeanſtalt bei Travemünde, dargeſtellt von F. Lieboldt, Badearzte zu Travemünde.

9 Bog. in 8. Preis geh. 12 Gr.

Bei der Bearbeitung der vorliegenden Schrift hatte der Verfaſſer die Abſicht, Gebildeten aller Stände, zunächſt den Kurgäſten von Travemünde, eine kurze, aber doch genügende Belehrung über die Eigenſchaften, Wirkungen und Heilkräfte des Meerwaſſers zu geben, die neueſten Forſchungen und Erfahrungen darüber mitzutheilen, die Entfernung eingeſchlichener irriger Anſichten und Vorurtheile zu befördern, und deren Stelle durch möglichſt richtigere Kenntniß auszufüllen. —

Bei A. Wienbrack in Leipzig iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt:

Die Amtsentſetzung des Erzbiſchofs von Cöln Droſte von Viſchering — durch die Kön. Preuß. Regierung nach dem Grundſatze einer ächt chriſtlichen Politik, gewürdigt von W. Schröter. gr. 8. geh. 8 Gr.

Parteilos und unbefangen ſind in dieſer kleinen Schrift die Angelegenheiten in Cöln unterſucht und dargeſtellt, daß man hoffen darf, ſie werde alle Verſtändige und Gute unter Proteſtanten und Katholiken ſich befreunden. —

In meinem Verlage sind so eben erschienen:

Retzsch's Umrisse zu Shakspeare's
König Lear.

Imp. 4. Kartonnirt. Subscr.-Preis *5 Thlr.

Alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen darauf an.

Leipzig, 2. Mai 1838.

Ernst Fleischer.

An alle Buchhandlungen wurde ſo eben verſandt:

Gedanken und Urtheile Clemens XIV.

über die wichtigſten Gegenſtände des Lebens.

Ein Weihgeſchenk zum Geburtstage dieſes und jedes neuen Papſtes, von W. Schröter.

Wohlfeile Ausgabe. 8. Leipzig. Wienbrack. Preis geh. 16 Gr.

Freunden der Lectüre und überhaupt allen Leſebibliotheken

können nachſtehende Novellen, welche ſo eben die Preſſe verließen, als etwas Intereſſantes empfohlen werden:

Die Kindesmörderin.
Wie ich Schauſpieler ward.
Die letzten Tage meiner Liebe.

Novelletten von Ferdinand Kleophas

Preis 18 Gr.

Dieſes Werk iſt durch jede gute Buchhandlung zu bekommen.

Leipzig d. 19. Mai 1838.

Wilh. Alex. Künzel.

An alle Buchhandlungen wurde ſo eben verſandt;

J. F. Grulich, über die Ironieen in den Reden Jeſu; noch ein Beitrag zu ſeiner Charakteriſtik. gr. 8. Leipzig, bei A. Wienbrack. Preis, geh. 18 Gr.

Der allen Theologen gewiß höchſt intereſſante Gegenſtand ſelbſt, ſo wie die klare und umſichtige Darſtellung und die von tiefer Religioſität durchdrungene Sprache des bekannten und geachteten Verfaſſers laſſen ſicher erwarten, daß dieſe Schrift recht viele Leſer finden werde.

Druck von Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerſtags — 109. — den 7. Juni 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die drei Namensſchweſtern.

Aus dem Leben eines deutſchen Seemannes.

1. Autobiographie.

Ein leichtes Segelboot arbeitete ſich luſtig durch die ſchäumenden Wellen. Die Kreidefelſen der däniſchen Inſel Moen lagen ſchon im Rücken der Schiffenden, und immer deutlicher traten die geſegneten und lang erſehnten Küſten Rügens hervor. Freudig erhob ſich der Mann, der am Steuerruder ſaß und jauchzte dem lieben Heimathlande nach langer Trennung einen lauten Willkommgruß zu, worauf ein ſpielendes Lüftchen ſich vom Lande wie zur Entgegnung erhob, und die Locken aus ſeinem ſonnegebräunten, aber männlich ſchönen Antlitze blies, und die Falten des Mantels ſo um ſeine Geſtalt ſchlug, daß deren kräftige Formen noch ſchöner hervortraten.

Er hatte wohl oftmals eine gefahr- und klippenvollere See durchſchifft und ſich auf ſtürmeriſchen Wogen geſchaukelt, als die ſanften Wellen, die jetzt um ſein Boot ſpielten und ſchäkernd zum Lande voraneilten — aber dennoch hatte er nie die Küſte ängſtlicher erwartet, als jetzt. War er vielleicht eben großer Gefahr entronnen und über deren Wiederkehr beſorgt? verfolgten ihn Seeräuber, die ſonſt die friedliche Oſtſee nicht kennt? hatte das Boot einen Leck bekommen? — Das konnte es nicht ſein, denn zu dem Allen ſahen ſeine Gefährten zu ſorglos aus, und das Fahrzeug tanzte ſo fröhlich fort, wie ein Mädchen, das ſeinen rechten Tänzer gefunden — nein, diesmal ſuchte er nicht einen Sicherheitshafen für ſein Schiff, ſondern einen Lebenshafen für ſich.

Neben ihm ſaß ein etwa funfzehnjähriger Knabe muntern aufgeweckten Ausſehens, der theilnehmend allen ſeinen Bewegungen zuſchaute, und zu ihm zugleich in dem Verhältniß eines Freundes und eines Zöglings zu ſtehen ſchien; er hieß John — den Andern nannte er Maſter Eborn.

„Sieh, John,“ ſagte der Letztere, „dies iſt das Land, wovon ich Dir ſo oft zwiſchen Oſtindien und England, in Kalkutta und in London erzählt habe; dies iſt das Inſelchen, wohin ſeit vielen Jahren alle meine Wünſche ſtanden, und das ich weder unter den Palmen noch unter den Paläſten vergeſſen konnte.“

„Nun Maſter, ich kann nicht begreifen, was Ihr ſo Beſonderes daran findet: Land iſt doch Land — das beſte Land iſt noch das, worüber das Waſſer hundert Klaftern hoch ſteht. Ich für meinen Theil bekomme immer, ſo zu ſagen, eine Landkrankheit, ſo oft ich ans Ufer ſteige, und dann iſt mir's bei jedem Schritte, als wankte der Boden unter'm Fuß, ſo daß ich gar nicht feſt auftreten mag; darum denk' ich immer mit Widerwillen an die Landung — wahrlich, wär' ich der liebe Gott geweſen, ich hätte die Sündfluth gar nicht wieder verlaufen laſſen.“

„Du biſt zu beneiden, mein Junge: denn Du biſt noch ein wahrer Seemann, biſt auf der See geboren und erzogen und findeſt im Schiffe ſo ganz und gar Deine Heimath — wir Andern ſind nur halbe Seeleute,

Digitized by Google

gleichſam Amphibien, deren Sinn doch immer wieder nach dem Lande ſteht, wo ſie ſo viel Liebes zurückgelaſſen haben.' Das Gefühl, welches uns ſo mächtig nach dem Orte unſerer Geburt und Kindheit hinzieht, kennſt Du gar nicht, und gerade dies iſt es, was ſelbſt das rauhe Herz weich macht und wehmüthig ſtimmt. Es iſt damit eine wunderbare Sache: den Tag über, wenn die See hochgeht oder ein Unwetter heraufzieht, unterdrückt ſchon das lärmende geſchäftige Treiben den Gedanken daran, aber des Nachts in der ſchaukelnden Hängematte, erſcheinen all' die lieben Oerter im Traum, an denen man als Knabe geſpielt, und wo man vor ſo langer, langer Zeit die theuren Geſtalten des Elternhauſes und die muntern Geſpielen oder herzliche Freunde oder noch engere Herzensverwandte zurückließ: die Alle kommen dann vor das traumgeſchloſſene Auge herangezogen und lächeln wehmüthig und winken Einem; dieſe Träume laſſen zuweilen beim Erwachen noch etwas Erinnerung zurück: ihre dämmernden Bilder ſpielen unwillkürlich in die Gedanken hinüber und erwecken eine Sehnſucht, die ſich oft zur Krankheit ſteigert. Hat man gar eine ſo hübſche Heimath, wie ich, dies herrliche Inſelchen! — und umſchließt ſie ſo viel Theures, wie dieſe, o dann iſt der Schaden unheilbar."

„Wie," rief John, „dies iſt Eure Heimath? Ihr ſpracht ja ſonſt immer ſo, als wäre dies ein Ländchen, das Ihr öfter auf Euren Reiſen beſucht hattet, und wo Euch entferntere Verwandte wohnten; ich dachte immer, Ihr wäret im luſtigen Alt-England geboren, und dem hätt' ich Euch am erſten gegönnt, denn es iſt die Mutter der Seefahrt. Wie kommt es aber, daß Ihr ſo ein tüchtiger Seemann geworden? Das werden doch ſonſt blos Engländer, denk' ich — und wie ſeid Ihr der Sprache ſo mächtig geworden? O, ich ſollte ja immer einmal die Geſchichte Eures Lebens hören: erfüllt jetzt dies Verſprechen! Früher, als Ihr noch auf meines Vaters Schiff Steuermann waret, habt Ihr mir wohl öfters davon etwas erzählt, wenn ich auf Eurem Schooße ſaß — doch das hab' ich ſchon lange vergeſſen."

„Nun, mein Junge," erwiederte Eborn, „ſo will ich denn jetzt mein Wort einlöſen und Dir erzählen, was Dir wiſſenswerth ſein möchte; das wird uns am beſten die Zeit bis zur Landung verkürzen, *mir* wegen der Erinnerung, *Dir* durch die Neugier. — Wenn Du ans Land trittſt, ſo wirſt Du ſehen, daß dies Rügen eines der hübſcheſten Ländchen der Welt iſt: denn Hügel, Haine, Seen, fruchttragende Kornfelder, wohlhabende Dorfſchaften, gartenumkränzte zierliche Rittergüter geben ihm ein ſo mannichfaltiges und durch die bunte Abwechſelung ergötzliches Anſehen, daß das Auge in ſeiner Betrachtung gar nicht müde wird — in einem Winkelchen dieſes Landes, zu Gerndorf, ward ich geboren. Mein Vater war der Pfarrer des Orts, deſſen liebende Fürſorge die ſchönen Tage unſeres kindlichen Glücks mit allen möglichen Anmuthigkeiten ſchmückte, und deſſen nachſichtsvolle Erziehungsweiſe die Freiheit ihres Genuſſes uns nur wenig beſchränkte: davon machte denn meine kindiſch ausgelaſſenſte Sinnesart den vollſten Gebrauch: meine Eltern hatten mich zwar zum Gelehrten beſtimmt, aber des Buben Wildheit wollte ſich durchaus nicht zu den Büchern fügen: konnte er ſich mit den Dorfknaben herumtummeln, ſo vergaß er die Aufgaben und Ermahnungen des Vaters: das Einzige, was ſeinen Ungeſtüm etwas ſänftigte, war die Zuneigung, mit welcher er an der kleinen Tochter des nahen Gutsherrn, ſeiner Schulgenoſſin beim Vater, hing — einem zarten Engelskinde, das ſchon damals anmuthig wohlthätig über ſeiner Jugend ſchwebte, und das ſpäter ſein Stern für das ganze Leben wurde."

„Da wir an einem der Einſchnitte wohnten, welche die See allenthalben in die Inſel macht, und viele Schiffer und Fiſcher im Dorfe waren, ſo ergriff mich bald eine unwiderſtehliche Liebe zum Seeleben, worin mein Abenteuer und Gefahr ſuchender Sinn die meiſte Befriedigung fand. Sobald die läſtigen Schulſtunden zu Ende waren, oder die kleine Emma nicht mit mir ſpielte, nahm *ich* — oder, da ich vom Knaben, nicht von mir ſpreche, nahm der *Knabe* ein Boot vom Strande, bemannte es mit ein Paar Fiſcherbuben und ruderte ſich müde oder ſegelte mit aufgeſpannten Röcken durch Wind und Wellen, die doch auch mitunter gefährliche Launen hatten — am glücklichſten war er, wenn er bei heiterem windſtillem Meere die kleine Emma bereden konnte, verſtohlener Weiſe ins Boot zu ſteigen: dann ſaß er ſtolz am Steuer und commandirte aus Leibeskräften den Dorfbuben, die ausgebreiteten Rockſchöße bald hier-, bald dorthin zu ziehen, wenn ſich auch kein Lüftchen regte, o, da war er ſo ſtolz, als führte er eine Königin oder Prinzeſſin im Schiff, wenn ſelbige dann ſich huldreichſt herabließ, recht ängſtlich zu thun, ſo trat des kühnen Seehelden männliche Feſtigkeit nur deſto impoſanter hervor. — Das Seemannsleben auf größeren Fahrzeugen träumte er ſich wie eine neue Welt, zu deren Entdeckung er gern gleich ausgelaufen wäre, und alle ſeine Spielſchätze hätte er darum gegeben, wenn er nur einmal in betheerter Matroſenjacke vor die Dame ſeines Herzens hätte hintreten und ſie zu einer Spazierfahrt nach Oſt- oder Weſt-

Digitized by Google

Indien oder Island oder Auſtralien hätte einladen können. — Der Knabe war nun mit der Zeit zu einem ſtarken Jungen herangewachſen: viele Geſchichten und Mährchen von Seeabenteuern und von der Pracht ferner Länder ſpukten in ſeinem Kopfe, aber von den Wiſſenſchaften war wenig darin, höchſtens Mathematik und Geographie; ſein jüngerer und ſanfterer Bruder Heinrich dagegen war ihm im Latein weit vorangeeilt. Da faßte der Vater den Entſchluß, ihn in eine nahe pommerſche Seeſtadt auf das Gymnaſium zu ſchicken — ein Paar Wochen hielt er dort die Märtyrerpein in der Penſion und unter dem Schulſcepter eines alten Pedanten aus, der alle ſeine Schüler zu ſeinen Ebenbildern herandreſſiren wollte: jedes Ding hatte dort ſeine Minute und Secunde und den ſchnurgerechteſten Takt. Aufſtehen, Niederſetzen, Gabel aufheben und niederlegen, Eſſen und Trinken, Alles hatte ſeine beſtimmte Regel. Ausgehen durften wir nur ein halbes Stündchen in der Dämmerung. Da wurd' es ihm doch zu enge, und der verführeriſche Umſtand, daß eben ein Schiff die Anker nach Liverpool lichtete, brachte den Entſchluß zur Flucht zur Reiſe, und nach einigen Stunden war er als Matroſe nach England unterweges. — Auf dieſe wilde Art bin ich Seemann geworden, und ich bin es geblieben, weil der Vater auf meinen reumüthigen Brief gleich nach dieſer unbedachten That mir Verzeihung ſchenkte, und ſogar willig meinem ungeſtümen Drange zum Seeleben nachgab, weil er wohl fühlte, daß es mein natürlicher Beruf war." —

„Da ich nur in den weiteſten Fahrten Befriedigung meiner Thatenluſt und Wißbegierde geſucht hatte, ſo kehrte ich erſt nach mehreren Jahren zum lieben Tummelplatze meiner Kindheit zurück — es war auf demſelben Wege wie jetzt. Vieles fand ich dort verändert, des Vaters Haare hatten ſich gebleicht, und bald ſollte er in den allgemeinen Freihafen einlaufen; der Bruder war eben auf die Univerſität gegangen, die noch immer rüſtige Mutter hatte in Emma eine liebe Freundin gefunden, die ſeit meiner Abweſenheit vom tändelnden Kinde zur ernſten Jungfrau herrlich aufgeblüht war. Zuerſt konnte ſich der ſtaunende Blick kaum in die alten Menſchen und Verhältniſſe finden, denn was ſonſt in unmerklichen Uebergängen uns kaum berührt, das tritt uns nach langer Trennung bedeutungsvoll und überraſchend entgegen. Doch allmälig trat auch mein früheres kindliches Verhältniß zu Emma wieder in ſeine alten Rechte ein; freilich wurde es inniger und ernſter, als es in jenen Jahren geweſen war, wo alle Empfindungen nur hüpfen und ſprudeln, ohne zu Gefühlen zu werden; ſie ward jetzt das Ziel meiner Wünſche, meines Strebens, meines Ehrgeizes und rief dadurch die alten Träume und Pläne, die ſonſt vielleicht entſchlummert wären, recht wieder ins friſche Leben. Ich durfte jedoch nicht wagen, als gewöhnlicher Seemann, deſſen einziges Eigenthum ſtete Gefahren ſind, offen um ſie zu werben. War ihr Vater auch gütig und zuvorkommend gegen die Wünſche, ja ſelbſt gegen die Launen ſeines geliebten Kindes, ſo war er doch auch nicht weniger eingenommen für ſeinen Stand und ſein Beſitzthum, und gewiß höchſt anſpruchs- und rückſichtsvoll gegen die Bewerber um ſein Kleinod. Darum faßte ich den Entſchluß, mir ſelbſt eine Bahn zum Ziele zu brechen, um ſpäter die Anſprüche meiner Liebe in den Augen des Vaters durch das, was ich mit eigener kecker Kraft erworben und geworden, unterſtützen zu können. England, die Herrſcherin der Meere, ſchien mir den weiteſten Spielraum für den Wetteifer ſeemänniſcher Talente und für das Ringen des Ehrgeizes zu bieten, und dahin eilte ich voll kühner Hoffnungen. Unter begünſtigenden Umſtänden erhielt ich dort die Naturaliſation, ſpäter, wie Du weißt, einen Oſtindienfahrer, und aus dem Wunderreichen und wunder*reichen* Aſien kehre ich jetzt heim zu meiner lieblichen theuren Inſel, zum gelobten Lande meiner Kindheit, zum Hafen meiner ſchönſten Hoffnung, wohlbefrachtet, wie ich glaube, mit allen Mitteln, um mir bei dem Herrn von Neufeldt, ſo heißt Emma's Vater, ein günſtiges Ohr für meine Anſprüche zu bereiten. Emma ſelbſt hat mir ihr Herz in hundert Briefen verpfändet, und ſo denk' ich, hat mein Schiff Ballaſt genug, um in den lang erſehnten Lebenshafen einlaufen zu können, von wo ich mir die köſtlichſte Ladung heimholen will, der je ein kühner Seemann durch Klippen und Sturm zuſteuerte. Auch den lange, lange nicht geſehenen Bruder werde ich wieder finden und das liebe Mütterchen und — nun ſteig' ans Land, John!"

(Die Fortſetzung folgt.)

Notizen.

[Die pariſer Kunſtausſtellung.]

Wir gaben über den magern Jahrgang des pariſer Salons bereits eine kurze Mittheilung aus einem Privatbrief. Im zweiten Heft des *Freihafens* finden wir einen längern Bericht. Der Triumph der diesjährigen Ausſtellung gebührt, wie es ſcheint, den vielen vortrefflichen Landſchaften. Auch an Schlachtſtücken und Genrebildern fehlt es nicht. Was die größern hiſtoriſchen Bilder betrifft, ſo charakteriſirt

Digitized by Google

ſchon die Wahl der Gegenſtände die franzöſiſche Schule, die mit dem Pinſel dieſelben coquetten und an Caricatur gränzenden Wagniſſe verſucht, welche Victor Hugo auf die Bühne bringt. Man gibt folgende hervorſtechende Leiſtungen an: Die Clotilde von Eugène Devéria, ein Gegenſtück zu Hildebrand's „Söhnen Eduard's;“ die beiden Söhne des Clodomir liegen, von ihren Oheimen ermordet, auf dem königlichen Bett; ihre Großmutter Clotilde ſteht weinend vor den Leichnamen. Von Delacroix eine Medée furieuse, in einer Höhle ſitzend, den Dolch erhebend, um ihre Kinder zu ermorden. Ebenfalls von Delacroix: les Convulsionaires de Tanger, eine fanatiſche Secte, die wahnſinnig durch die Straßen läuft. Von Gigoux: Antonius und Kleopatra, in Begriff, Gift zu nehmen, das ſie jedoch erſt an den Sklaven und Sklavinnen, die röchelnd um ſie liegen, verſuchen. Von Biard: eine Braminenwittwe, die in Begriff iſt, ſich in den flammenden Abgrund zu ſtürzen. Von Jacquard: le jeune Gaston, ebenfalls eine mörderiſche Gift- und Kerkerſcene. Von Charles Louis Müller: Martyre de Saint-Barthélémy, voll craſſer Furchtbarkeit, womit der Henker dem Heiligen das Fleiſch herausſchneidet. Die geniale Keckheit, womit dergleichen gedacht und ausgeführt, bleibt der franzöſiſchen Schule unbenommen.

[Ladislaus Pyrker und die Proteſtanten in Ungarn.]

Der Freihafen brachte auch unter den Literaturblättern einen lehrreichen Artikel über die Verhältniſſe der Proteſtanten in Ungarn. Auf dem Reichstage 1833 entſpann ſich der große Kampf über rechtmäßige Gleichſtellung der Proteſtanten gegen die Katholiken in Ungarn. Die hartköpfige Unduldſamkeit der Magnaten ſiegte. Unter den Biſchöfen an der Magnatentafel war auch der deutſche Dichter, Erzbiſchof Pyrker von Erlau, der ſogar für Beibehaltung der Verpflichtung katholiſcher Kindererziehung bei gemiſchten Ehen ſtimmte. Er erklärte zur Beruhigung der Gemüther, daß in ſeiner Diöceſe jährlich 100 Proteſtanten zur katholiſchen Religion überträten. Es ſiegte hier wieder der Ariſtokratismus über die Demokratie, welche Humanität will und das heilige Menſchenrecht erzielt. In manchen Orten Ungarns ſind die Proteſtanten, wie bei uns die Juden, ſelbſt vom Ankauf von Grundſtücken, von der Ausübung der Gewerbe ausgeſchloſſen, ſowie von der Beerdigung auf katholiſchen Friedhöfen. Bei den Regimentern werden keine proteſtantiſchen Geiſtlichen angeſtellt. In Kroatien und Slavonien kann ein Proteſtant nicht einmal das Bürgerrecht erlangen.

[Religiöſe Scrupel der Muſelmänner.]

Mehemed Ali ließ in Paris den Scheich Refan ſtudiren, um nach ſeiner Rückkehr in Aegypten die europäiſchen Wiſſenſchaften zu lehren. Refan beſchrieb ſeine Reiſe, mußte aber alle Ausbeute ſeiner gewonnenen Intelligenz höchſt zweifelvoll hinſtellen, um nicht verketzert zu werden. Er ſpricht von gewiſſen, den heiligen Büchern widerſtreitenden Meinungen, auch daß ſich die Erde um ihre eigene Axe drehe und rund ſei, wagt er nur ſchüchtern zu behaupten und jeden Muſelmann, der in den Lehren des Koran nicht feſt ſei, vor der Intelligenz der Franken zu warnen. „Der Islam,“ ſagt Roſenkranz in ſeinem trefflichen Aufſatz über die Weltſtellung des Islam, „iſt zu ſtolz, zu ſelbſtgenügſam, zu denkfaul, als daß er mit der Humanität und deren fortſchreitendem Princip ſelbſtbewußter Freiheit ſich ernſtlich vereinigen könnte.“ Siehe das zweite Heft des Freihafens.

[Der münchner Bockkeller.]

Der münchner Correſpondent der leipziger allgemeinen Zeitung erzählt die Entſtehung des Namens Bock. In der ſchönen Mythenzeit lebte in München eine Prinzeſſin, die an der Bruſt litt und auf ärztliches Anrathen eine Art ſtärkendes Bier trank. Zugleich mußte ſie die ſtärkenden Ausdünſtungen eines Ziegenbocks genießen. Als ſie nun in der Geſellſchaft dieſes Bocks an einem ſchönen Winterabend Bier trank, fuhr dem Thiere der Geiſt des Bieres in das Gehirn, es wurde wild und ſtieß die Prinzeſſin nieder, die alsbald todt blieb. Daher der Name Bock für den kräftigen Nektar der Baiern. An den Wänden des münchner Bockkellers iſt dieſe ſchreckhafte Begebenheit bildlich dargeſtellt.

[Duller gegen den Nachdruck.]

Wir empfehlen unſern Leſern No. 80 des Phönix, wo Duller ſich über die Unmoralität des Nachdrucks ausläßt. Er empfiehlt den Autoren und Redactoren, ſich ernſtlich zu vereinigen, um dem ſchnöden Unweſen zu ſteuern. Das Geſindel der vielen nichtsnutzigen Winkelblätter in Deutſchland iſt freilich nicht gerichtlich zu belangen; das Ehrgefühl muß als ſtrafende Macht auftreten. Jeder aber, der einmal einen Dieb en miniature abzufaſſen ſich die Mühe gibt, erwirbt ſich in der That ein Verdienſt. Die Redactionen ſollten Commiſſionen bilden, die denjenigen entſchädigen, der Zeit hat, einen Proceß wegen Diebſtahls in irgend einem Neſte Deutſchlands durchzuführen.

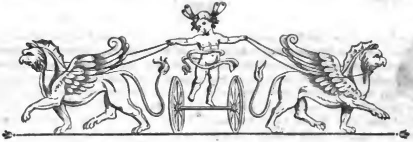
[Carl Banck und O. L. B. Wolff.]

(Brieflich aus Hamburg.)

In Hamburg bei Cranz erſcheint nächſtens ein deutſches Liederbuch für Geſang und Piano; ganz in der Volksweiſe gedacht und ausgeführt, von Banck und Wolff. Der Componiſt hat ſich hier aller Künſtlichkeit enthalten und ſeine Enthaltſamkeit iſt den Liedern zu gut gekommen, ſo daß ſie ſich nicht auf ein Concertpublicum, das an die coquette Ausbildung des neueſten Ariettenſtyls in der Liedercompoſition gewöhnt iſt, beſchränken, ſondern für die geſelligen Kreiſe berechnet ſind und für das große Publicum, das nur einfacher Mittel bedarf. Wolff hat mit ſeiner „Halle der Völker“ (Sammlung vorzüglicher Volkslieder, Fankfurt a. M bei Sauerländer) abermals bewieſen, wie vertraut er mit den harmloſen Naturlauten des friſchen Völkerlebens iſt, mit welcher Leichtigkeit er die verſchiedenſten Weiſen nachzuſingen verſteht. Das deutſche Liederbuch enthält lauter neue Texte von ihm. Mehrere ſind dreiſtimmig geſetzt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags —— 110. —— den 8. Juni 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die drei Namensſchweſtern.

(Fortſetzung.)

2. Zeitungsannoncen.

Es wae nach der Geburt unſeres Herrn — das Jahr der Gnade iſt mir entfallen, nne das Datum weiß ich noch: es war nämlich zwei Tage vor Pfingſten, — als drei Männer zur Mittagsſtunde eilenden Schrittes in den Rathskeller zu Bergen (der Hauptſiadt Rügens) ſtürmten, ſich auf drei bereitſtehende Stühle warfen und von des Hauſes geſchäftigem Wirthe mit lautem Ruf ein Glas des viciedien Gerſtenſaftes heiſchten; die Wellen der Oſiſee brauſ'ten donnernd in die Höhe, aufgeregt von der Sturmwuth eines Nordweſtwindes; die Cedern des Libanons, die in einem früheren Jahrtauſend ihre Wurzeln geſchlagen, wueden hin- und hergepeitſcht von der Macht des Orkanes und der Veſuv brach in einen toſenden Aſche-, Feuer- und Lavaquaim aus — der Schakal in der Wüſte heulte und am ſtillen Oeean war nie ſolch Wetter geſehen worden, d. h. — um obige Worte aus dem Wilhelm Biumenhagen'ſchen ins Deutſche zu überſetzen — in der guten Stadt Beegen war ganz oedinaires Wetter, und die drei Gäſte im Rathskellee, die während dieſer Beſchreibung noch durch drei andere vermehrt worden waren, ließen ſich's beim Biere ganz wohl ſein; denn es wae Sonnabend und ſie friedliche Bürger des Orts, die ſich bei Bier, Zeitungen und Stadtneuigkeiten von den fünf drel Viertel Tagen der Woche auseuhten.

„Nun," ſagte Meiſter Quaſt zum Wirthe, „es ſollen ja vornehme Fremde bei Euch angekommen ſein, Engländer wje ich höee, da könnt Ihr Euch freuen, denn die bezahlen Alles doppelt."

„So ſehe vornehm müſſen ſie doch wohl nicht ſein," meinte Wuif, „denn ſie ſind ja zu Fuß angelangt und die Engländer fahren ja immer mit Dampf."

„Das verſtehſt Du nicht" entgegnete Quaſt, „die Dampfpfeede können ja noch zu Schiffe nachkommen, und dann iſt's ja klar, daß ſie incognito reiſen."

„Was heißt das: in Cognito eeiſen?" fragte Tripp leiſe ſeinen Nachbar Heim, „Cognito heißt ſo viel als Cognito," antwortete dieſer — und bedeutet einen zugeknöpften Rock; gewöhnlich ſteckt darunter eine peächtige Uniform oder wohl gar der Hoſenträgerorden."

„Fürs dritte iſt es ja auch möglich," fuhr Quaſt foet, „daß ſie einen Spleen bei ſich haben, den ſie ſpazieren fuhren wollten."

„Einen Spleen! Was iſt das?" riefen Alle.

„Seht, Nachbarn, das Alles wißt Ihe nun nicht und würdet es auch nie erfahren, wenn ich nicht ſo weit herumgekommen wäre in der Welt (20 Meilen hatt' ich noch von Berlin) und ſo viele Hiſtorienbücher geleſen hätte. — Was ein Spleen iſt, wollt Ihr wiſſen; nun gut, ein jedes Land hat ſeine Eigenthümlichkeiten: in Sibieien pee Exempel trägt man den Weichſelzopf Sonntags zum Staat und in der Türkei verſchreibt der Großmogul jedes Jahr die Peſt aus China, um die Janitſchaeen zu bändigen, in England dagegen verſchreiden

ſich die Vornehmen den Spleen aus Neufoundland. Ihr wißt nämlich wohl, daß man dort das Geld nicht nach Thalern und Groſchen berechnet, ſondern auf der Wagſchale pfundweiſe zuwiegt, doch thun das eigentlich nur die ordinären Leute, die Reichen meſſen das Geld mit Scheffeln; nun könnt Ihr Euch denken, daß ſie dabei in lauter Jubel und ganz ohne Sorgen leben, doch auch das wird ihnen mit der Zeit höchſt langweilig und ſo verwenden ſie das überflüſſige Geld, das ſie nicht mehr mit Scheffeln abmeſſen können, zur Anſchaffung von ein Bischen Schmerz und Sorge, denn was für uns eine Flaſche Weißbier nach ſechs Tagen Arbeit iſt, das iſt für ſie eine Stunde Kummer nach dreiundzwanzig Stunden Jubel. Gibt es aber wohl, frage ich Euch, etwas Aergerlicheres, als einen kleinen Hund, der ewig um Einen kläfft, keift, bellt, beißt, knurrt und murrt? ich zum Wenigſten ſchlage gleich mit dem Stock darauf los, wo ich ſo eine Creatur treffe. Die Engländer, die überhaupt nicht dumm ſind, wiſſen das auch recht gut, und da in Neufoundland in Amerika die biſſigſte und knurrigſte Race von ſolchen Geſchöpfen iſt, ſo laſſen ſie ſich von dorther für ſchweres, ſchweres Geld einen kleinen Kläffer kommen, der ſie zu Hauſe beißen, kneifen und anknurren muß, wenn ſie einmal in Geſellſchaft recht froh geweſen ſind, blos zur Abwechslung und Zerſtreuung. Dies Thier heißt nun Spleen, was im Engliſchen ſo viel als Schooßhund bedeutet. — Da Neufoundland in der kalten Temperatur liegt und in England oft ſehr heiße Winde wehen, ſo bekommen die kleinen Neufoundländer dort mitunter das Nervenfieber, ſo daß ihre Herren große Reiſen mit ihnen nach Deutſchland und Italien machen müſſen, um ſie nur wieder herzuſtellen — wer weiß, ob nun nicht auch —“

So weit hatte der beredte Quaſt die Wißbegierde ſeiner horchenden Nachbarn geſtillt, als die vielbeſprochnen Fremden ins Zimmer traten; es war — nun, wir haben ſie ſchon einmal beſchrieben und der Leſer kennt ſie wohl ſchon. Eine große neufoundländiſche Dogge ſprang ihnen voran, und die verblüfft ſtaunenden Gevattern flüſterten ſich wechſelſeitig zu: „das iſt ein ausgewachſener Spleen.“ Sie wären wohl lange in ihrer ſtummen Verlegenheit geblieben, wenn nicht eben der Poſtbote ins Zimmer getreten wäre und neue Zeitungen überbracht hätte. Wetteiſernd ſtürzten Alle darüber her, doch Quaſt errang den Sieg und die Zeitungen, und einſtimmig ward ihm nun der Auftrag, aus dieſen Eintagsblumen den Honig zu ſaugen und ſucceſſive in die Ohren ſeiner Zuhörer abzulaſſen. Sein prüfendes Aug durcheilte den erſten Theil der Blätter, doch da er darin nur Nachrichten aus Deutſchland, Frankreich und England fand, aber durchaus keine von der Türkei oder wenigſtens von China; ſo wandte er ſich mit den Worten an ſeine Nachbarn: „in der Politik nichts Neues!“ — Nun ging es an die Unglücksfälle, Todtenanzeigen, Geburten, Vermählungen, Proclamationen, Edictalcitationen und Concurſe; bei dieſen war es Grundſatz, nichts zu überſchlagen, ſondern Alles mit theilnehmender Freude oder Betrübniß über die Unfälle oder Glücksfälle, die zur Oeffentlichkeit gebracht waren, zu genießen.

Quaſt räuſperte ſich und erhob die Baßſtimme und las:

Todesfall.

„Am 16ten d. ſtarb plötzlich an einem Schlagfluſſe die verwittwete Frau Paſtorin Eborn in Gerndorf. Solches bringe ich bei der Abweſenheit ihrer Angehörigen zur Kenntniß ihrer Freunde und Verwandten. Gerndorf, d. 16. ꝛc. H. v. Neufeldt.“

Wer beim Anhören dieſer Nachricht das krampfhafte Zucken auf dem Antlitze des älteren Fremden geſehen, der hätte ſeinen Schmerz gefühlt und verſtanden. Wenn wir uns in einem vielfach bewegten Leben herumgetrieben haben, getrennt von all dem Lieben und Theuern, das wir noch mit kindlicher Liebe im Herzen feſt halten — wenn dann nach langer Zeit die erſehnte Stunde kommt, wo wir uns in den Armen der Wiedergefundenen erquicken und ausruhen wollen — und nun eine kalte Hand in unſre Hoffnungen hineinfährt und das theure Herz, eh' es an dem Unſrigen geſchlagen, dem Leben und uns entreißt; o, das iſt eine grauſame Enttäuſchung; die alten vernarbten Wunden werden wieder aufgeriſſen und die Seele will verbluten. Eborn war betäubt. —

Quaſt las weiter:

„Verlobungen. — Die Verlobung meiner Tochter Emma ....“

bei dem letztern Namen fuhr Eborn aus ſeiner Betäubung auf, und ſein Ohr nahm wieder an der Umgebung Theil.

„.... mit dem Herrn Baron von Strandow beehre ich mich, meinen Freunden und Verwandten ergebenſt anzuzeigen. H. v. Neu....“

So weit hatte unſer Freund ruhig zugehört, länger vermocht' er's nicht. Er ſtürzte fort aus der Thür auf ſein Zimmer, John ihm nach mit der Dogge. Nun waren alle Hoffnungen dahin und des Lebens ſchönſte Blüthe zerknickt, wie ſie kaum erſt aus der Knospe hervorgebrochen. „Mache die Rechnung mit dem Wirth,“ rief

Digitized by Google

er John zu, „wir wollen wieder fort, fort nach England, zur See, nach Oſtindien, fort von dieſem Lande, wohin das falſche Schickſal uns reich gelockt, um uns nackt und bettelarm wieder fortzutreiben; Weibertreue! dich aufzufinden, ſpann' ich kein Segel mehr, du winkſt nur den glattgewandten, betitelten, zierlichen Leutchen, wie dieſem Baron — nun Glück auf zur Freite! Der rauhe Seemann ſoll nicht ſtören. — Nun dich, Perle des Nordens, dich, Heiligthum meiner Kinderjahre, dich, ſagenreiche Stubbenkammer will ich noch einmal betreten und begrüßen, und dann, tückiſches Land! Lebe wohl auf ewig!"

Die Zeit iſt ein grauſamer Spieler und die Secunden würfeln um Menſchenleben. Wäre Eborn nur eine Secunde länger im Zimmer geblieben bei den Bürgern, ſo hätte er obige Worte nicht geſprochen. Denn nachdem jene vom Schreck über der Fremden plötzliche Entfernung ſich etwas erholt und erfinderiſch kühn ausgerufen hatten: „Den hat der Spleen gekniffen", begann Quaſt wieder zu leſen, nicht aber, wie Eborn erwartet hatte: „H. v. Neufeldt, ſondern H. v. Neuborn, und der Ort der Anzeige hieß nicht Gerndorf, ſondern Goldow.

Wie die guten Bürger nach Hauſe gingen oder taumelten, waren Eborn und John auf dem Wege zur Stubbenkammer; ſie hatten früher beſchloſſen, das liebliche Eiland mit ihren eigenen Schritten zu durchmeſſen.

---

3. An Ludwig Theobul Koſegarten, Superintendenten zu Altenkirchen auf Rügen.

„Hochgeſchätzter Freund,

„Wie ehrend iſt für mich Ihre gütige Theilnahme an meinem Schickſale, wenn ich auch den Grund davon nicht in meiner Perſönlichkeit, ſondern nur in Ihrem wohlwollenden Herzen ſuche! — Es hat mich der Tod meiner Mutter tief betrübt, aber da Sie mir denſelben berichteten, konnte auch der Troſt nicht fern ſein. Ihre Nachricht ließ keinen Stachel in der geſchlagenen Wunde zurück, ſondern träufelte gleich lindernden Balſam darauf, denn ſie kam aus dem Munde des Sängers der Unſterblichkeit, aus dem Munde des begeiſterten Predigers vom lebendigen Gotteswort. Ich bin jetzt ruhig und ergeben in die höhere Fügung."

„Doch Sie waren nicht zufrieden mit dieſem tröſtenden Freundesdienſte, Sie eröffneten mir noch dazu eine ſo erfreuliche Lebensausſicht, daß ich zweifelhaft bin, wofür ich mich Ihnen mehr verbunden fühlen ſoll. „Die Pfarre zu M... (auf Rügen) iſt Ihnen zugeſagt, und Sie dürfen nur herkommen, um ſie ſogleich anzutreten," ſchreiben Sie mir, und in dieſen Worten ſehe ich die Erfüllung eines meiner ſehnlichſten, längſtgehegten Wünſche, des Wunſches, auf meiner theuren Heimathsinſel, die durch die Natur eben ſo ſehr wie durch Ihre Muſe verherrlicht iſt — in Ihrer Nähe und in ſegensreicher Amtsthätigkeit meine zukünftigen Tage verbringen zu können. Sie weiſen zwar allen Dank dafür zurück, aber ich weiß doch, daß ich denſelben Ihnen allein ſchuldig bin. Ich eile nach Rügen, um meiner Mutter die letzte Ehre zu erzeigen, und Ihnen, verehrteſter Freund, meine Erkenntlichkeit durch herzlich dankbare Worte, ſpäter aber durch ein Leben und Wirken nach Ihrer Vorſchrift und Ihrem Muſter auszudrücken."

„Welch' herrliche Zukunft breitet ſich vor mir aus! noch verſchönert durch ein neues Lebensglück, das ſich mir aufgethan: ſeit einigen Tagen bin ich mit einem herrlichen Mädchen verlobt, das den zarten Frauengeſtalten in Ihren Idyllen gleicht, und das mein Leben ſelbſt zu einer ſchönen Idylle ausſchmücken wird; ſie heißt Emma Bühl und iſt die Tochter des hieſigen Pfarrers; — auch dies Glück verdanke ich Ihnen, denn die Verehrung Ihrer Dichtungen hat unſere Herzen vereinigt."

„Die mannichfaltigſten Empfindungen ſtrömen doch jetzt auf mich ein! Eine Mutter hab' ich verloren und eine Lebensgefährtin gewonnen, und nun ſoll ich auch noch einen lange vermißten Bruder in den nächſten Tagen wiederfinden. Sie erinnern ſich vielleicht unſeres wilden Heinrich; dieſer hat ſich durch mehrjährige Seefahrten zwiſchen England und Oſtindien ein bedeutendes Vermögen erworben, und nun kehrt er heim, um damit eine liebende Braut, die ſeiner ſehnlich harrt, und hundert Anträge ſeinetwegen ausgeſchlagen, von ihrem Vater, dem Herrn von Neufeldt auf Gerndorf, auszulöſen. Wir haben uns ſchriftlich das Wort gegeben, daß wir uns am diesjährigen Pfingſtfeſte auf Stubbenkammer, wo dann ganz Rügen verſammelt iſt, und wo wir als Buben ſo oft die fröhlichen Pfingſten jubelnd mitfeierten, treffen wollen. Dort werde ich auch nach Ihrem Briefe das Glück haben, Sie zu finden, die Freude, über die erfreulichen Ausſichten, die Sie mir bereitet, die Hoffnung, die Sie angefacht, und die innigſte Dankbarkeit für das Alles werden dann beſſer aus den Mienen meines Antlitzes zu Ihnen zu ſprechen vermögen, als aus dieſen todten Worten

Z.... in Pommern. Ihres rc. rc.
Einige Tage vor Pfingſten. Arnold Eborn."

---

4. Stubbenkammer.

Es war einen Tag vor Pfingſten und die Sonne ſtand eben im Mittag, als ſich die beiden Seeleute oder Engländer oder Freunde, auf die ich die Aufmerkſamkeit des Leſers zu lenken verſucht habe, von dem kleinen Marktflecken Sagard nach Stubbenkammer, das nur einige Stunden davon entfernt iſt, auf den Weg machten. Die Straße dahin geht theils durch ſchattige Waldung, theils zieht ſie ſich über kleine Anhöhen fort, von welchen herab man das freundliche Jasmund (ſo heißt die Halbinſel, worauf Stubbenkammer liegt) mit ſeinen zierlichen Dorfſchaften, ſeinen Kirchthürmen und Hainen und Meerbuchten, eben ſo wie das meerumbrauſte Arkona und, wenn die Fee Morgana ihr luſtiges Spiel treibt, ſelbſt die viele Meilen entfernten Felſenküſten der Inſel Moen überſchaut.

Der Frühling hatte eben ſeine erſten Accorde angeſchlagen und in den ſchönſten Farbentönen ſproßten Blumen und Gräſer und Blätter hervor, und die Lerche wiegte ſich in ihren Melodieen und der Himmel ſah aus wie eine colorirte Klopſtock'ſche Ode — mit Einem Worte, es war gerade ſo wie damals, als ich dieſen Weg machte; darum hüpfte auch John munter fort, bald den jugendlich flüchtigen Blick auf die abwechſelnden Naturſcenen werfend, bald mit der großen Dogge ſpielend, und bald ſeinen Freund und Meiſter, den Capitain Eborn, mit ſorgſamen Blicken betrachtend, denn dieſer ſchritt finſter und ungerührt von der rings ausgeſchütteten Frühlingspracht einher.

„Ihr ſeid ja ſo traurig und einſylbig," redete John ihn an, „wie ich Euch ſonſt nie geſehen habe. Bekümmert es Euch, ſchon ſo bald von Eurer Heimath ſcheiden zu müſſen, nun, ſo können wir hier ja noch länger weilen — und wenn Ihr hier etwas verloren habt, ſo werdet Ihr's in England eben ſo gut und beſſer wiederfinden."

„Das Erſtere iſt es nicht, was mich betrübt," antwortete Eborn. „Wenn ich Dir auch meinen Schmerz auslegen wollte, ſo würdeſt Du ihn doch nicht verſtehen."

„Nun, ſo ſucht ihn wenigſtens zu mildern oder zu unterdrücken; ich ſchlage Euch dazu ein Mittel vor, lieber Maſter, das Ihr ſelbſt mir oft als das beſte Recept gegen jeden Kummer angeprieſen habt: erzählt ein Geſchichtchen!"

Eborn konnte dem Drängen ſeines jungen Freundes nicht widerſtehen, aber eben ſo wenig ſeinem eigenen Kummer und Trübſinn, darum trug ſeine Erzählung einen düſtern und geſpenſtigen Charakter. Es war das Mährchen vom Doppelgänger, wo ein Unglücklicher von ſeinem ſcheinbaren Ebenbilde ſtets geäfft, geneckt, verhöhnt und endlich ins Verderben gezogen wird.

(Der Beſchluß folgt.)

Notiz.

[Porth auf der leipziger Bühne.]

Wir ſahen Porth aus Dresden als Franz Moor, Shylok, Verrina, Tartüffe und Elias Krumm. Er kam von Stuttgart, wo er ſelbſt in Seydelmann's Rollen nicht ohne Glück auftrat. Porth gehört zu den gediegenen Talenten, die ſich erſt ihr Publicum bilden, die ſich nur langſam mit ihm in Rapport ſetzen, weil ſie nicht dem Moment huldigen, falſche Mittel verſchmähen, um zu brilliren, und der Kunſt ſich mit ganzer Seele verſchrieben haben. Porth iſt ein durchgebildeter Schauſpieler, ſeine ganze Art und Weiſe, eine Rolle anzufaſſen und einem Charakter die feinen Geſichtslinien der Schönheit abzulauſchen, verräth den denkenden Mann, den Künſtler. Dabei gehört er zu denen, die den Charakter nur um des Zuſammenhangs willen mit dem Ganzen hinſtellen, ihn nicht herausreißen aus dem Verbande und mithin in einem Enſemble wirkſam ſind, das den Sinn und den Geiſt des Gedichts zur Erſcheinung zu bringen ſtrebt. Sollen wir ihn ſpecieller bezeichnen: Porth iſt ein Meiſter in der Mimik. Dagegen iſt ſein Organ unwirkſam, es iſt ohne Metallklang; daß ſein denkendes Bewußtſein auf Momente die Sprachmittel energiſch und mit Glück zu ſteigern verſteht, kommt eben auch nicht auf Rechnung ſeines Naturells in ſprachlicher Hinſicht. Dagegen iſt er als Plaſtiker ſehr glücklich von Natur ausgeſtattet, ſeine Mimik hat eine ſeltene Meiſterſchaft. Als Shylok hat er ſeinen Glanzpunkt in der Scene mit Tubal, wo eben der wechſelnde Doppelſchlag der Stimmung ſeinem Geberdenſpiel den feinſten und größten Spielraum läßt. Hier ſind ſeine Wirkungen ergreifend, während ſeine Declamation in allen Stellen, über welche das Organ gebietet, wirkungslos bleibt. Eben ſo glänzend iſt ſein Spiel zu Ende der Gerichtsſitzung. Im Uebrigen iſt Shylok nicht ſeine glücklichſte Leiſtung, da Porth zu wenig mit dem Organ charakteriſirt. Sein Verrina und ſein Franz Moor ſind durchweg gelungen. Einen weit höheren und ſeltneren Werth hat jedoch Porth's feine Komik; er gab als Tartüffe und Elias Krumm meiſterhafte Masken und Attitüden. (Von hieſigen Mitſpielern verdient Baudius als Haſſan im Fiesko die vollkommenſte Auszeichnung. Ballmann war als Schulmeiſter wie in allen plattkomiſchen Rollen ſehr ergetzlich; als Lanzelot Gobbo, wo er durch ungeſchminkte Naivetät, durch die Grazie der Natureinfalt rühren ſoll, ſehr dürftig und ungenügend. Schenk wirkte als Karl Moor und Fiesko durch ſein geſundes Organ und durch verſtändige, wackere Haltung. Im Tartüffe war Reger als Seelheim ſehr brav; ſeine derbe Wahrheit in gutmüthig zutraulichen Charakteren iſt immer erfreulich.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 111. — den 9. Juni 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die drei Namensſchweſtern.

(Beſchluß.)

Wär' es nicht heller Mittag geweſen, ſo möchte John wohl unheimlich zu Muthe geworden ſein, doch ſo fragte er nur keck, ob denn auch wohl Alles das wahr ſein möchte, was man von Doppelgängern erzählte.

„Viele läugnen's, Viele behaupten's," erwiederte Eborn, „gewiß aber ſpielt oft eine tückiſche Macht mit dem Menſchen, der er nicht entgehen kann."

Unter ſolchem Geſpräch traten ſie in den düſtern Buchenhain, der mit heiligen Schauern die Stubbenkammer umweht; er umſchließt zugleich die dunkeln Fluthen des ſagengeſchmückten Herthaſees und viele bemooſte Opferſteine, die an das graueſte Alterthum mahnen, und die Seele wird höher geſtimmt, wenn uns ſeine Schatten umfangen — wie viel mehr noch, wenn theure Jugenderinnerungen dieſen Oerteen eine beſondere Bedeutung geben, und ſelbige nach langer Trennung von uns ſo ſehnlich erwartet ſind, wie von Eborn! —

Die Stubbenkammer iſt ein hoher ſteiler Kreidefelſen, deſſen Fuß das Meer beſpült. Glänzend ſticht er gegen den übrigen Theil des Ufers ab, der mit grüner Waldung dicht bedeckt iſt; ſein höchſter Punct iſt der ſogenannte Königsſtuhl, eine Fläche von geringem Umfange, in deren Mitte eine uralte weitaſtige Buche ſteht, und die, ſeitdem Rügen an Preußen gekommen, für die ſchaubegierigen Fremden, welche oft aus weiter Ferne herkommen, um das unabſehbare Meer und den Sonnenaufgang auf demſelben zu begrüßen, mit einem ſchützenden Geländer umgeben iſt. Zu der Zeit, in welcher unſere Erzählung ſpielt, war ſie noch ganz frei und ungeſichert, ſo daß der Fremde, der damals etwa von einem Eingeboenen hierher geführt und nach herkömmlichem Gebrauche mit verbundenen Augen auf den Königsſtuhl geleitet wurde, bei entfeſſeltem Blicke vor dem Abgrunde zu ſeinen Füßen zurückſchauderte, und dennoch verdiente das Anſchauen des endloſen Meeres mit den ſegelblinkenden Schiffen, die von der Höhe herab wie Kähne erſchienen, dennoch verdiente die goldige Strahlenpracht und der majeſtätiſche Geſtaltenwechſel der aufgehenden Sonne, wie man ſie von hier aus emportauchen ſah, wohl dieſe Gefahr.

Eborn ſättigte ſich ganz an dem Wiederſehen dieſes geliebten Platzes, der für ſein früheres Jugendleben die hervorſtechendſte Bedeutung gehabt hatte. Er ſah freilich nicht mehr die Sonne ſelbſt ſich im Meere baden und majeſtätiſch emporſteigen — denn es war Nachmittag — ſondern nur ihr Spiegelbild blinkte ihm daraus entgegen: ſein Lebensglück hatte ja auch nicht mehr den ſonnigen Glanz ſeiner früheren Hoffnungen, und war nur noch ein armſeliges ſtrahlengebrochenes Abbild davon. Die zerriſſenen Empfindungen unſeres Freundes wollen wir dem Leſer nicht weiter ausmalen. Er ging jetzt vom Königsſtuhl, um die andeen der Erinnerung geweihten Plätze zu beſuchen; dann wollte er die Stubbenkam-

Digitized by Google

mer zum Abſchiede noch einmal wieder betreten, um ihr auf ewig Lebewohl zu ſagen.

Während deſſen ſchreitet von der entgegengeſetzten Seite ein anderer Mann der Stubbenkammer zu. — Wir haben ſein Selbſtgeſpräch belauſcht und erfahren, daß er eigentlich zu früh hier angekommen, indem er erſt am morgenden Feſte einen nahen Verwandten und einen theuren Freund treffen will; auch den Namen einer Geliebten hat ſein Mund öfters genannt. Jetzt will er Stubbenkammer, das ihm bekannt und werth iſt, nach langer Trennung wieder begrüßen, weil ihn am morgenden Tage die Ankunft der Erwarteten in dem Genuſſe dieſer von Kindheit an ihm befreundeten Naturpracht ſtören möchte — gegen Abend will er zurückgehen und die Nacht in einer nahen Hütte verbringen. —

Unſer Capitain hatte ſeine Streiferei vollendet; das Wiederſehen ſo vieler durch Alter und Erinnerung ehrwürdigen Plätze in dem düſtern Schweigen und in dem ſchaurigen Dämmerlicht, das ſtets darüber ausgebreitet iſt, hatte die volle Macht der Wehmuth auf ſein Herz geſchüttet. — Er ſchritt noch einmal auf den Königsſtuhl zu, indem er John ſo lange in dem Gehölz herumſchweifen ließ, bis er ihn rufen würde. Die Dogge legte ſich unter einem nahen Baume nieder; er ſelbſt aber lehnte ſich an den breiten Stamm der Buche, die den Königsſtuhl überſchattet, das Geſicht dem Meere zugewendet.

Da — merkwürdiges Zufallsſpiel! — ſcheint es, als ſtiege Eborn noch einmal wieder aus dem Walddunkel auf den Königsſtuhl, und doch ſtand er ja ſelber unter der Buche. Iſt es nicht ſein Doppelgänger, ſo iſt es wenigſtens eine Perſon, die ihm, ſogar bis auf die Kleidung, ungemein ähnlich ſieht: letztere iſt nur etwas geiſtlich zugeſchnitten. Die Geſichtszüge des offenbar im blühend kräftigſten Alter ſtehenden Mannes ſind nur ſanfter, nicht ſo gebräunt, noch ſo ſcharf ausgeprägt, wie die des Capitains, ſonſt faſt ihr treues Abbild. Der Mann iſt ohne Zweifel jener obige Unbekannte, den wir zwar behorchen, aber wegen der ſchattigen Dunkelheit im Gehölze nicht deutlich ſehen konnten. Er ſcheint faſt feierlich andächtig geſtimmt, wie er dieſen Altar des prangenden Naturtempels betritt, deſſen Boden die kryſtallene Meerfläche, deſſen Rieſenkuppel das reine Azur des Himmels mit der ewigen Weltlampe bildet. Stumm geht er an den Rand des Königsſtuhls und überſchaut ſtaunenden Blicks die ausgebreitete Schönheit; ein freudiger Gedanke ſcheint noch überdies ſeine Mienen zu verklären.

So ſind auf der engen Platte zwei Männer verſammelt, die ſich wechſelſeitig allein glauben, ohne die Nähe eines Fremden zu ahnen. Beide waren in ſtille Betrachtung verſunken, doch ihre Empfindungen dabei entgegengeſetzter Art: der *Eine* dachte, wie er nun in kurzer Zeit dies langerſtrebte Heimathsland, das er mit den herrlichſten und kühnſten Hoffnungen betreten, mit gebrochenem Herzen und ſchmerzlicher Enttäuſchung werde verlaſſen müſſen, und wie es die Untreue der ſo heißgeliebten und ſo treu gewähnten Emma ſei, die die Blüthen von ſeinem Leben abgeſtreift; — der *Andere* dachte voll ruhigen Entzückens daran, wie klar und befriedigend anmuthig heiter ſein Leben ſich jetzt geſtalte, und wie von allem Glück doch wieder die Liebe ſeiner Emma das größte ſei; wäre ſie doch an ſeiner Seite geweſen! Bald wollte er ſie einführen in dies Land ſeiner Geburt und ſeiner Kindheit, in dies Land des ſtillen Friedens und genügſamen Glücks.

So dachten Beide, und ein Dämon trieb ihnen dieſe Gedanken auf die Zunge. Finſter rief Eborn: „*Emma, bald werde ich* ....“ und in demſelben Augenblicke auch der Fremde zu ſeiner Seite: „*Emma, bald werde ich* ....“ Wir verſtehen nach dem Obigen, dieſe Worte zu ergänzen. Von dem Letztern wurden ſie ſo heiter herausgeſprochen, daß ſie wie eine Verhöhnung von des Capitains Worten klangen, und ſo nahm ſie auch dieſer, denn im höchſten Grade des Unwillens über eine Störung, die ihm als freche Nachäfferei ſeines Ausrufs und als leichtſinniger Uebermuth eines hinzugekommenen Fremden erſchien, trat er hinter der Buche hervor und auf den vermeinten Uebermüthigen zu, der in der Freude ſeines Herzens gar nichts von den Worten des Andern vernommen hatte.

„Was berechtigt Sie,“ fuhr ihn der Capitain zornig an, „die letzten geweihten Augenblicke, die ein Unglücklicher an einem theuren Orte zubringt, ehe er für immer davon ſcheidet, durch kindiſche Nachäfferei, durch ruchloſen Uebermuth zu ſtören?“

Dem Fremden war dieſe Anrede ganz unverſtändlich und unerklärlich, denn er wußte durchaus nicht, womit er ſeinen Gegner gekränkt hätte; dieſer mochte vielleicht närriſche Gedanken über ſeinen Geiſteszuſtand in ihm erregen, darum ſagte er demſelben mit einem halb mitleidigen Lächeln nur einige beſänftigende Worte. Dieſe beſonnene Ruhe erhöhte die zornige Aufregung des Capitains noch mehr, der darin eine fortgeſetzte Beleidigung, ſo wie in jener lächelnden Sanftmuth eine kalte Bosheit ſuchte.

Digitized by Google

Beide waren ſich ganz nahe getreten und ſtanden am Rande des Felſens und des Abgrunds. —

Da fiel dem Capitain plötzlich die Aehnlichkeit des Fremden mit ſeiner Perſon in die Augen. Sein ſchon ſonſt ſanguiniſches Temperament war leidenſchaftlich aufgeregt und die verſtändige Ueberlegung völlig überwältigt; das Mährchen vom Doppelgänger drängte ſich wieder in ſeine Seele hervor. „Der Fremde iſt Dein Doppelgänger, Dein böſer Dämon, er will Dich erſt verhöhnen und dann ins Verderben, in den Abgrund hinabziehen.“ — Dieſer Gedanke erfaßte den Erhitzten mit grauſenhafter Gewalt: „Ha! tückiſcher Geiſt, Du ſollſt keine Macht über mich bekommen!“ rief er aus und wollte den Andern packen, doch die Dogge, die vom Lärm aufgeſchreckt hinzugeſprungen war und nun ihrem Herrn zu Hülfe kommen wollte, griff ihm vor; ſie legte ihre gewichtigen Tatzen auf den Rücken des Fremden und drängte ihn vom Rande des Felſens — er ſtürzte — in den Abgrund.

Doch ein gütiger Genius hielt ihn im Falle auf. — Vom Königsſtuhl geht ein ſcharfer Seitenvorſprung vom Kreidefelſen ab, auf deſſen Rücken Karl XII. einmal einen halsbrecheriſchen Ritt gewagt haben ſoll. — Der Fremde war mehr hinabgeſunken als geſtürzt, und ſo wurde ſein hinabgleitender Fuß von einem hervorſpringenden Stein aufgehalten: nun ſtand er aufrecht an jenem nach oben ſchräg zulaufenden Vorſprunge, nur wenige Fuß von dem Rande des Königsſtuhls; unter ihm ging es ſenkrecht in die Tiefe — nur einige Minuten Verzug und der Stein wäre von der Laſt, die er trug, losgebröckelt und dieſe ſelbſt in den Abgrund geſtürzt. Aufwärts konnte der Unglückliche an der ſteilen und bröckligen Felswand auch nicht. Dies ſah der Capitain, und ob der dringenden Gefahr ſchwand ſein Zorn und ſeine Aufgeregtheit; der Andre war ihm nur noch ein zu rettender Nebenmenſch, und ſein Entſchluß war gefaßt, ihn zu retten; darum ließ er ſich vom Rande des Felſens hinab. Wahrſcheinlich jedoch hätte das Glück dem Muthe verſagt, was es dem Zufalle vergönnte, und Eborn hätte ſeinen tollkühnen Verſuch mit dem Leben bezahlt, aber da ſprang die ſtarke Dogge hinzu und faßte ihren Herrn im Rockkragen; dieſer, ſchon im Gleiten begriffen, gewann dadurch einen Anhalt; er legte nun den linken Arm über die Felskante, die ihm ſo einen ſichern Stützpunkt gewährte, und rief dem Fremden zu, ihn am Fuße zu faſſen und ſich feſt an denſelben anzuklammern; ſo zog er ihn mit Mühe etwas in die Höhe, dann durch einen glücklichen Griff der Rechten vollends zu ſich hinauf, bis er ſich mit den Armen über die Felskante legen konnte und vor dem Sturze geſichert war. Dann ſchwang ſich Eborn mit Hülfe des treuen Hundes auf die Platte des Königsſtuhls — und eben hatte er auch den Geretteten ſchon zur Hälfte heraufgezogen, als John hinzugeſprungen kam und ſtaunend ausrief: „Maſter Eborn!“ Das hörte der jetzt völlig geſicherte Fremde und überraſcht jauchzte er: „mein Bruder!“ Der Fremde war kein anderer als der Candidat Arnold Eborn. — Er ſtürzte ſich an den Hals des Bruders, und in der Entzückung des Wiederfindens, in dem erquicklichen Gefühl der entſchwundenen Gefahr erhellten ſich alle Zweifel und Dunkelheiten, der düſtre Kummer verklärte ſich zu roſiger Hoffnung — und noch an demſelben Abende lag der Capitain in den Armen ſeiner Emma.

Correſpondenz.

Aus München.

[Pauli, Molière, Lenau.]

— Wir verdanken Hrn. Pauli, dem dresdner Schauſpieler — nicht eine neue Wendung unſeres Geſchmackes, doch eine neue Aeußerung deſſelben. Alle Welt ſtudirt jetzt Molière; Tartüffe, den er auf der hieſigen Bühne unter dem Jubel eines ungewöhnlichen Beifalls gegeben, hat uns den Stachel der Satyre, wenigſtens den guten Willen dazu eingepflanzt. Das Stück war von Alters her verboten, ſelbſt unter „Vater Max“ durfte es nicht gegeben werden. Lange Zeit blieb es jetzt zweifelhaft, ob wir Hrn. Pauli in der Rolle, die er in Dresden ſo oft geſpielt hat, ſehen würden, die Partei der Dunklen ſuchte es auf jede Weiſe zu hintertreiben. Endlich erfolgte die Erlaubniß, jedoch mit Vorbehalt großer, langer Cenſurſtriche. Wir erhielten blos das Skelett, aber auch als Gerippe haben wir unſer hohes Ergötzen an dieſer echt modernen Satyre gehabt, die, wie jede echte, auf alle Zeiten paßt, zumal auf die unſrige. Wir ſind nicht weiter als die Leute zur Zeit Molière's, in vieler Hinſicht ſogar hinter ihr zurück; denn träte jetzt ein Satyriker auf und geißelte die Heuchelei der Frommen, ſein Poem würde rettungslos verdammt ſein, nur vor dem Alter Molière's hat man einigen Reſpect. Man leſe Molière's Vorrede zum erſten Druck des Luſtſpiels und frage ſich, ob der Staat, ob die Geſellſchaft, ob die menſchliche Cultur nicht noch mit denſelben Gebrechen des Herkommens zu kämpfen hat, welche Molière's Stück in den ſiebziger Jahren des ſiebzehnten Jahrhunderts bewältigten und verdammten. „Hier iſt ein Luſtſpiel,“ ſchrieb er, „welches einen mächtigen Sturm erregte und lange Zeit verfolgt wurde. Die Leute, die es darſtellt, bewieſen hinlänglich, daß ſie in Frankreich mächtiger als alle jene ſind, die ich bisher auf die Bühne brachte. Die Marquis, die Coquetten, die betrogenen Ehemänner und die Aerzte ergaben ſich geduldig in ein gleiches Schickſal, ſie machten gute Miene zum böſen Spiel und lachten mit aller Welt über ihre ei-

genen Portraits. Die religiöſen Heuchler hingegen verſtanden keinen Scherz; ſie wurden ſofort bedenklich und fanden es ſeltſam, daß ich mir die Freiheit nahm, ihre ſcheinheiligen Geſichter nachzumachen, und eine Beſchäftigung, mit welcher ſich ſo viele honette Leute abgeben, in Mißcredit zu bringen. Dies war ein Verbrechen, wofür bei ihnen keine Verzeihung denkbar ſein konnte; mit furchtbarer Wuth griffen ſie ſammt und ſonders gegen mein Luſtſpiel zu den Waffen. Freilich nahmen ſie ſich gar nicht in Acht, es von jener Seite, wo ſie ſich verletzt fühlten, anzugreifen; dafür ſind ſie zu politiſch, ſie wiſſen zu gut zu leben als daß ſie den Grund ihres Herzens aufdeckten. Mit der Sache Gottes bemäntelten ſie ihr eignes Intereſſe, ſie bezeichneten den Tartüffe als ein die Gottesfurcht beeinträchtigendes Stück voll Verruchtheiten von Anfang bis zu Ende, in welchem man keine Stelle finde, die nicht verbrannt zu werden verdiene, worin jede Sylbe gottlos, und ſogar die Mimik verbrecheriſch ſei." — Wie damals gilt noch heute Molière's Ausſpruch: Böſewicht zu ſein, daraus macht man ſich wenig, aber man will nicht lächerlich erſcheinen. Molière erfand ja nicht dieſe Sünden des Geſchlechtes, er machte ſie dadurch nicht gefährlich, daß er ſie aus dem Dunkel zog und die Finſterlinge entlarvte. — Es war dies daſſelbe Stück, deſſen Aufführung noch hintertrieben wurde, als das Publicum bereits verſammelt war. Ein Präſident, auf den Tartüffe beſonders zielte, erwirkte noch das Verbot. Molière trat ſelbſt vor und ſagte mit Achſelzucken: Mr. le Président ne veut pas qu'on le joue. Er meinte das Stück, aber wollte den Präſidenten verſtanden wiſſen und erregte einen lauten Jubel. Bekannt ſind auch die Worte einer fürſtlichen Perſon, die Molière zum Schluß ſeiner witzigen Vorrede erzählt. Einige Zeit nach dem Verbot wurde „Scaramouche als Eremit" aufgeführt. Als der König den Saal verließ, ſagte er zu dem Prinzen, deſſen Name nicht genannt wird, er wundre ſich, daß die Leute, die an Molière's Tartüffe ſo viel Aergerniß genommen, kein Wort über den Scaramouche verlören. „Sehr erklärlich, Sire!" ſagte jener, „dieſes beſpöttelt den Himmel und die Religion, um welche die hohen Herren ſich wenig kümmern, Tartüffe aber nimmt die hohen Herren ſelber vor, und das iſt's, was ſie nicht aushalten!"

— Zu bedeutenden Fremden in jüngſter Zeit gehörte Baron Nimpſch-Strehlenau, als Nikolaus Lenau dem deutſchen Publicum bekannt. Er pflegt nur den Winter in Stuttgart zuzubringen und geht wahrſcheinlich auch diesmal wieder für den Sommer nach Wien. Er ſcheint ſich jetzt ſehr an Görres anzuſchließen, wohin wohl ſein Weſen längſt ſchon neigte. Naturſchwärmerei iſt blos eine andere Seite des Pietismus. Es ſteht nur zu wünſchen, daß Deutſchland ſeinen Sänger nicht an den Pietismus verliert! Denn mit dem finſtern Fanatismus, er ſei hierarchiſcher Art, wie ihn Görres predigt, oder proteſtantiſches Muckerthum und Hengſtenberg'ſche Geiſtesenge, mit beiden Verfinſterungen des Gemüthes hört die gottfreudige, lichtvolle Muſe auf, ihre Beſeligung zu üben. Man weiß, daß Lenau in letzter Zeit mit Pater Veith in Wien viel verkehrte. Ob aber Veith mit Görres harmonirt, kann man nicht geradezu behaupten, im Allgemeinen dürfte die öſterreichiſche Geiſtlichkeit ſchwerlich auf den „Athanaſius" ſchwören, da Oeſterreich als Staat die Görres'ſchen Anſichten desavouirt. (Pater Veith hatte merkwürdige Lebensſchickſale in auf- und abſteigender Linie. Er iſt jüdiſcher Abkunft, war praktiſcher Arzt, als Homöopath ſehr wirkſam in Wien. Dann trat er über, wurde Prieſter und Prediger am St. Stephan. Dann legte er das Kleid des Weltprieſters ab und wurde Liguriauer. Als Beichtvater der Kaiſerin verließ er plötzlich, man weiß nicht den Grund, dieſen Orden. Jetzt wirkt er wieder als Prediger am St. Stephan.)

Notizen.

[Die Braut von Meſſina, Engliſch.]

Von George Irwing Esq. erſchien in London eine Ueberſetzung der Braut, die von Engländern für ausgezeichnet erklärt und dem Wallenſtein von Coleridge und dem Taſſo von Des Voeux an die Seite geſtellt wird. Sie iſt nicht ſklaviſch wörtlich, wie einige der Fauſt-Ueberſetzer ihre Diction faſt eben ſo germaniſch gemacht haben, wie wir umgekehrt von den Voß'ſchen Ueberſetzungen Shakſpeare's ſagen müſſen, ſie ſeien zu treu engliſch. (Wenigſtens gilt dies von den Sachen Abraham's und Heinrich's, der beiden Söhne.) Im Gegentheil will man an einigen Stellen in der Braut eine größere Treue für wünſchenswerth halten. Von der Vorrede, wo ſich Schiller wegen der Vermiſchung griechiſcher, mauriſcher und chriſtlich-katholiſcher Religionsanſchauungen rechtfertigt, hat Mr. Irwing nur eine kurze Bemerkung mitgetheilt, und gleichwohl wäre eine größere Ausführlichkeit hierüber dem engliſchen Publicum eben ſo von Nutzen geweſen als damals dem deutſchen, als das Gedicht erſchien.

[Bücherabſatz.]

Von Lamartine's neuem Gedicht: „der Fall eines Engels" wurden gleich am Tage ſeiner Veröffentlichung 2000 Exemplare in Paris abgeſetzt, und mehrere Tage zuvor ſchon Abdrücke nach England, Deutſchland, der Schweiz und Italien verſandt, um auf dieſe Weiſe dem belgiſchen Nachdruck zuvorzukommen.

Die erſte Auflage der neuen Originalausgabe von Schiller's Werken, die in wenigen Monaten vergriffen war und gleich im deutſchen Süden verbraucht wurde, betrug 12,000 Exemplare. Die Cotta'ſche Handlung veranſtaltet nun eine neue Auflage von 70,000 Exemplaren, von welchen 60,000 für den deutſchen Norden beſtellt ſein ſollen. Die erſte Lieferung davon iſt bereits verſandt.

Sonſt aber gab es diesmal mehr Krebſe auf der leipziger Meſſe als ſonſt. Erklärlich. Es wird zuviel fabricirt und geſudelt.

[In Sachen des Nachdrucks.]

Capitain Marryat, dem man in Nordamerika ſeine Romane nachdruckt, hat in Neuyork dieſerhalb eine Klage erhoben. Die Klage iſt vor Gericht angenommen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 112. — den 11. Juni 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Johann Pol.

Ein Lebensbild auf den Antillen.

1.

Es iſt nicht lange her, da herrſchten noch abſcheuliche Sitten und häßliche Gebräuche auf den Antillen. Und doch begreift man kaum, wie dort das Herz andern Gefühlen zugänglich ſein kann, als denen der Güte, des Mitgefühls und menſchlicher Theilnahme; denn der Himmel iſt in jenem herrlichen Lande ja ſo blau und durchſichtig, die Luft ſo mild und balſamiſch, und die Orkane, welche mit einer ſo furchtbaren Gewalt und Heftigkeit heranwehen, daß die Erde erbebt, gleichen mehr den vorübergehenden Stürmen, welche die Liebe in des Menſchen Bruſt aufregt, als jenem unſeligen, unverſöhnlichen Haſſe, mit welchem die Weißen Jeden verfolgen, der ſchwarz iſt oder farbig.

Wer nicht einige Zeit auf einer Pflanzung gelebt hat, die zwiſchen Caffeebäumen und hochaufgeſchoſſenem Zuckerrohre am Meeresgeſtade liegt, wo ſich unendlich Welle auf Welle bricht, der kennt auch nicht die zauberiſche Herrlichkeit und Pracht der tropiſchen Natur. Entzückend iſt der Anblick eines Waldes von Caffeebäumen, die mit ſchneeweißen Blüthen bedeckt ſind, um welche Wolken von Schmetterlingen und Colibris flattern und ſchwärmen. Sie breiten ihr glänzendes, gleich Gold, Azur und Smaragd ſchimmerndes Gefieder aus und ſaugen Nektar aus den Blumenkelchen. Hier und da erhebt ſich ein Bananenbaum mit ſeinen gewaltigen Blätterbüſcheln hoch in die Lüfte. Aber mitten in dieſer wundervollen Natur ſieht man Heerden, oder, menſchlicher geſprochen, Schaaren von Negerſklaven gehen und kommen, arbeiten, unter der Gluth einer faſt ſenkrecht herabſtrahlenden Sonne keuchen und ſich abmühen, daß ihnen der Schweiß von der Stirn herabperlt. Nur auf ſolche Weiſe kann der träge Kreole reich werden, nur ſo die Mittel erwerben, um ein Schwelgerleben zu führen.

Dort gilt nicht, wie in Europa, Gleichheit vor dem Geſetze. Dieſes Wort hat auf den franzöſiſchen Antillen noch keinen Sinn, die weiße Minderzahl herrſcht tyranniſch und unterdrückt. Ein ſolcher Zuſtand aber heißt dort Recht. Es beſteht eine Oligarchie der Farbe und der Haut; wehe dem, der eine ſchwarze oder rothe trägt!

Der Weiße genießt Freiheiten und Vorrechte aller Art; er lebt, wie es ihm gefällt; während Farbige und Neger unter Bann und Acht ſeufzen. Der Weiße hat die Macht und der Farbige iſt rechtlos; das iſt nun einmal ſo hergebracht und bräuchlich in den Colonien. Wer ſich über ein ſo ſchreiendes Unrecht verwundert, ſein Erſtaunen darüber ausdrückt, wohl gar es tadelt, den nennt der Kreole einen Narren, einen Dummkopf, einen Meuterer, einen gefährlichen Menſchen.

Aufwandsgeſetze, als dergleichen noch in Weſtindien galten, waren nur für die Farbigen da; kein Handwerk, keine freie Kunſt durften ſie treiben; noch vor ein paar Jahren waren ſie ſammt und ſonders vom Richteramte ausgeſchloſſen, konnten keine Staatswürde bekleiden. Sie

Digitized by Google

waren ausgeſchloſſen von Allem und Jedem. In der Kirche hat man für ſie eine beſondere Ecke abgepfählt, den angewieſenen Platz dürfen ſie nicht überſchreiten. Es fehlte wahrlich nicht viel, ſo hätten die Kreolen für ſie eine beſondere Religion verlangt, mit eigener Hölle und eigenem Paradieſe. Im Theater müſſen ſie ſich auf der oberſten Gallerie zuſammenpreſſen; kurz, es fand und findet noch jetzt zwiſchen beiden keinerlei Gemeinſchaft Statt, weder im Gebete, noch bei Vergnügungen, weder vor Gott noch unter den Menſchen.

Aber noch mehr. Um die Unglückſeligen herabzuwürdigen wie das Vieh, duldeten die Kreolen nicht, daß die Kinder der Schwarzen und Farbigen den Namen des Vaters führten, und der Freigelaſſene mußte ſich mit dem begnügen, den die mitleidige Kirche oder vielleicht irgend ein wohlwollender Mann ihm gab. Alſo das heilige Band, welches Blut mit Blut, Gegenwart mit Vergangenheit und Zukunft verknüpft, war für ſie nicht vorhanden. Mit dieſem Nichtvorhandenſein des Namens ſchwanden auch alle die Rechte und ſüßen Erinnerungen, die zärtliche Anhänglichkeit, welche ſich an denſelben knüpfen.

Was mußten bei dieſer Lage der Dinge und unter ſolchen Verhältniſſen wohl Jene leiden und dulden, denen unter der ſchwarzen oder rothen Haut in der Bruſt ein männliches Herz klopfte, die von der gütigen, und zugleich doch ſo grauſamen Natur mit Geiſt, Umſicht und Verſtand begabt waren, welche die ganze Schwere der auf ihnen laſtenden Schmach begreifen und ermeſſen konnten!

Zu dieſen Männern gehörte Johann Pol, der eine Pflanzung an der Mahautbai beſaß.

2.

Die Mahautbai iſt eine Meeresbucht im ſüdöſtlichen Theile der Inſel Guadeloupe. Auf dem ſteilen Geſtade liegen hier und da Fiſcherhütten und andere Wohnungen zerſtreut, und der Totaleindruck, welchen ſie aus weiter Ferne vom Meere her macht, gleicht in mancher Hinſicht jenem von Gibraltar oder Sanct Helena. An manchen Stellen iſt der vulkaniſche Boden von tiefen Spalten und Schluchten zerriſſen, und an andern mit herrlichem Grün bedeckt, das gegen den ſchwarzen Trachyt, die grauen Lavamaſſen, und den rothen oder buntfarbigen Oker angenehm abſticht. Vom Geſtade aus ſchlängelt ſich ein Weg landeinwärts bis zum Dorfe.

Das Land an dieſer Meeresbucht gehörte zwei Pflanzern. Der eine, Herr von Mannerat, war ein Weißer, der andere, Johann Pol, ein Farbiger. Beide Plantagen hatten denſelben Boden und erfreuten ſich ein und deſſelben Klimas; die Orangen hatten denſelben Duft, das Obſt auf beiden aromatiſchen Geſchmack. Und doch hatte die Civiliſation, wie man ſie in den Colonien verſteht, zwiſchen beiden eine tiefe Kluft gebildet. Und aus welchem Grunde? Weil der eine Pflanzer ein weißer, der andere ein farbiger Mann war.

Herr von Mannerat und Johann Pol haßten einander von Herzensgrunde, und zwar ſeit ſehr lange ſchon. Doch gab es an der Bai einige Leute, die ſich noch ſehr wohl einer Zeit erinnerten, da Johann Pol nicht ſo düſtern Sinnes und nicht ſo tief in ſich gekehrt war. Daß er ſolches geworden, daß ſein Charakter ſich ſo gänzlich geändert hatte, konnten ſie ſich nur aus der Menge von Beleidigungen und Kränkungen erklären, welche er von Seiten der weißen Männer erleiden mußte. Namentlich hatte Mannerat ihn häufig durch dünkelvolles und übermüthiges Benehmen der Verzweiflung nahe gebracht; denn er war anmaßend und hartherzig im höchſten Grade; kein Anderer beſtand mit ſolcher Zähigkeit auf allen Vorrechten ſeiner privilegirten Hautfarbe; Menſchlichkeit war eine ihm völlig unbekannte Schwäche.

Wenn Dünkel und Hochmuth und Haß einmal die beſſeren Regungen des Herzens beſiegt haben, dann trocknet es aus und erſtickt alle edleren Keime. Darum war Mannerat nicht blos ein unbarmherziger Tyrann gegen ſeine Sklaven, er war auch ein ſchlechter Vater. Schon mehrmals hatten ſich Männer um die Hand ſeiner einzigen Tochter Julie beworben, aber er hatte ſie Alle abgewieſen; der Eine war ihm nicht reich genug, der Andere gehörte einer Familie an, die er nicht leiden mochte; der Dritte gefiel ihm überhaupt nicht, und Gründe für ſeine Verneinung wußte er ſtets anzugeben; den wahren Beweggrund ſeiner auffallenden Handlungsweiſe jedoch, den hochmüthigen Dünkel, verſchwieg er.

Julie blieb bei allen dieſen Bewerbungen und abſchlägigen Antworten ruhig und gleichgültig; nicht aus Entſagung, und weil ſie, wie die Leute meinten, ſich in ihr Schickſal ergab, ſondern weil ſie längſt ihr Herz verſchenkt hatte. Sie war nämlich, ſchon früher, und ehe ihr Vater den Gedanken gefaßt, ſie zu vermählen, eine geheime Verbindung mit einem jungen, weißen Kreolen eingegangen, der nur einen einzigen Fehler hatte, welcher freilich in Mannerat's Augen für Todſünde galt;

Digitized by Google

er war nicht reich. Und deshalb blieb Juliens Verbindung mit dieſem Manne ein undurchdringliches Geheimniß für alle Welt, beſonders aber für ihren Vater, der ſie ohne Mitleiden erwürgt haben würde, wenn er von dieſer Lage der Dinge auch nur das Mindeſte erfahren hätte.

3.

Eines Tages kam er nach Hauſe, mit bleichem Antlitze, zitternd und bebend vor Wuth, warf ſeinen grauen Filzhut heftig auf den Tiſch, und goß einige Glas kalten Punſches hinab, deren immer für ihn mehrere bereit ſtehen mußten, wie es dort zu Lande überhaupt Brauch iſt.

„Eben bin ich dem Johann Pol begegnet," rief er, ſeine Stirn runzelnd und die Brauen zuſammenziehend, mit halb erſtickter Stimme aus. „Der unverſchämte Mulatte! Er muß bald aus meiner Nähe, es mag koſten, was es wolle. Des Königs Anwalt wird ſich hoffentlich durch mich überzeugen laſſen, daß es an der Zeit iſt, dieſen Kerl zu deportiren. Mit den Formalitäten wollen wir ſchon fertig werden. Dieſer elende Menſch! An mir vorübergehen und den Hut nicht ziehen! Warum habe ich ihm nicht auch einige derbe Hiebe mit meiner Reitpeitſche übergezogen!"

So weit war er beim ſechsten Glaſe in ſeinem Monologe gekommen.

Die Sonne ſchoß ihre Strahlen ſenkrecht herab; es war eine Hitze zum Erſticken; kein Lüftchen ging. An die Stelle der Bläſſe trat jetzt auf Mannerat's Geſicht eine glühende Röthe; der Rauſch umnebelte ſeine Sinne; er fing an, in abgeriſſenen Phraſen zu ſprechen, ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch und kreiſchte halblaut: „Unverſchämter Mulatte! Verdammt ſei dieſer hündiſche Johann Pol!" Dann ſtand er vom Stuhle auf und ſchwankte nach einer mit blauweißen Vorhängen verſehenen Hangmatte, die in einem der Zimmer angebracht war.

Erſt Punſch trinken, dann, um Sieſta zu halten, ſich in die Hangmatte legen, war eine ſeiner täglichen Gewohnheiten; auch pflegte er um dieſe Zeit nicht ſelten auf ſeinen Feind zu ſchimpfen und zu ſchmähen. Zuweilen entbot er dann in ſeiner Sultanslaune irgend eine ſeiner ſchwarzen Sklavinnen, deren Jugend oder Schönheit ſeine Begierden reizte, zu ſich auf das luftige Lager, und die ſchimpflich Entwürdigte lächelte, ſtolz darauf, von ihrem Herrn den übrigen Mädchen vorgezogen zu werden. Arme Sklavin! Du hätteſt weinen ſollen; denn wirf nur einen Blick auf Deine von der Geißel wundgepeitſchten Schultern. Als Lohn für Deine Hingebung wird Dein Gebieter Dich, ſobald er Deiner überdrüſſig wird und ſchlafen will, aus der Hangmatte weiſen, damit Du wieder an Deine Arbeit gehſt, von welcher er Dich abgerufen. Er will nicht Betheurungen der Liebe und Anhänglichkeit von Dir hören, verlangt keine Zuneigung; er nimmt die Blume, knickt ſie, wirft ſie bei Seite und denkt nicht weiter daran. Darum lächle nicht, beklagenswerthes Geſchöpf, über den Vorzug, welcher Dir zu Theil wird, und freue Dich nicht dieſer bejammernswerthen Auszeichnung!

In den Colonien verbrauchen die Leute das Leben ſehr ſchnell und nützen es raſch ab. Dort hat die rohe Sinnlichkeit ihren Herrſcherthron aufgeſchlagen, und die Sitten ſind verderbt durch und durch. Dazu kommt, daß bei ſchwelgeriſcher Lebensart unter einem ſo heißen Himmel der Körper bald alle Muskelſtärke verliert, der Geiſt ſeine Spannkraft einbüßt. Uebermäßige Aufregung wechſelt mit Erſchlaffung und Abſpannung; der Kreole bewegt ſich nur in Extremen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus Wien.

[Liſt. Bauernfeld.]

Noch immer iſt Franz Liſzt unſer Thema. Sämmtliche acht Concerte, die er gab, waren ſo überfüllt von Beſuchenden, daß die Caſſe ſchon zwei bis drei Stunden vor Beginn der Concerte geſchloſſen wurde, da man keine Entree-Billets mehr ausgeben konnte. Der Saal des Muſikvereins, ohnehin unzweckmäßig für Clavierſpieler und für die Zuhörer erbaut, dem der Verein doch abhelfen ſollte, war ſtets ſo gepfeſt voll, daß man eine Stunde vorher nicht mehr zu den Sitzen gelangen, ja gar nicht eintreten konnte. Mitglieder der kaiſerlichen Familie, die Elite der hieſigen Société und Künſtlerwelt waren ſtets zugegen. Liſzt wirkte auch noch in drei andern Concerten mit, und immer erſcholl ein Beifall, ein Jauchzen und Stürmen, wie man es nur in den größern Operntheatern Italiens zu hören gewohnt iſt. Saphir war der Erſte, der die große Journalpauke ſchlug; allein die Theaterzeitung brachte beinahe 15 Artikel, darunter einen vom Grafen Heuſenſtamm, welchen außer dem Abfaſſer wohl Wenige ganz verſtehen konnten. Die Kritiker, welche ſchon früher bei Thalberg und Clara Wiek die Backen voll genommen hatten, ſchwitzten und keuchten, um dieſe außerordentliche Erſcheinung würdig zu beſprechen. Man ſchämt ſich jetzt, ſo ungeheures Lob geſpendet zu haben, ehe Liſzt gekommen; beſonders das ewige Ausposaunen Thalberg's, welches, außer ſeinem wahren, ohnehin bedeutenden Künſtlerwerthe, noch durch patriotiſchen Dampf aller Orten betrieben wird, hat das recenſirende

Digitized by Google

Mark aufgezehrt. Unter Jenen, die Liſzt am gediegenſten beſprochen, iſt Carlo in Witthauer's Modezeitſchrift zu nennen.

Wollte man das Techniſche ſeines Spiels erläutern, ſo müßte man in Superlativen ſich herumwälzen, neue Ausdrücke erſinnen für dieſes Fortissimo und Pianissimo, für dieſe Trillerläufe und Doppeltriller, für dieſen Anſchlag, bald donnernd, bald liſpelnd, für dies Presto Prestissimo, und — beſonders für dieſen Geſang auf den Taſten. Die Ouverture zu Wilhelm Tell executirte er auf dem Piano, und Schubert'ſche Lieder; Beethoven's Sonaten und Herz'ſche Variationen; Händel's Fugen und Chopin's Etuden; Hummel, Scarlatti, Moſcheles, Thalberg, Berlioz, Czerny, Pixis, Keßler, Weber, — und alles originell, mit ganz eigener Färbung, mit neuen Effecten, die die Compoſiteure ſelbſt nie geahnt haben. Und wenn man dieſelben Piecen noch ſo oft, und von ausgezeichneten Meiſtern gehört hat, man wird überraſcht, Herz und Geiſt nimmt dieſer Vortrag gefangen. Liſzt iſt in Spiel und Compoſition ein Romantiker; aber kein Romantiker in der Mondſcheinbedeutung dieſes Wortes bei uns Deutſchen, ſondern in jener blutrothen, wetterleuchtenden, ſturmgepeitſchten der Franzoſen; er iſt der Victor Hugo des Piano. Er ſpielt die Orgel in der Kirche Notre-Dame; er accompagnirt das Lied in dem Drama Lucretia Borgia, wo die Sänger mitten in der Orgie ihre Leichentruhen erblicken. Grellſte Contraſte; Aequatorſchwüle und Nordpolfroſt; ägyptiſche Finſterniß neben der Sonne, die Joſua ſtehen hieß; Kindertändeln bei Poſaunenſchall des Weltgerichtes; Liebesſchmerzen bei Engelsjubeln; Friedenshymnen, während Karthaunen den Boden erbeben machen; Lallen eines Neugebornen neben Todesröcheln. Man merkt, wie auch ich mich erhitze. Durch Liſzt haben wir die franzöſiſche Romantik kennen gelernt. Und die Mängel und Schwächen dieſer Schule bekleidet er mit dem Glanze ſeines Genius, daß ſie wie Gold blinken. Seine eigenen Compoſitionen tragen dieſe Fehler am ſichtlichſten zur Schau; ſeine Phantaſien, Etuden und Capricen konnten bei dem Pianoforte-Publicum keinen Eingang finden. Aber nun man dieſe von ihm ſelbſt vortragen hörte, da will Jeder etwas von Liſzt ſpielen, und der Muſikverleger Haslinger hat ſogleich eine Partie davon edirt. Mögen ſich nur keine Nachahmer finden! Liſzt iſt als einzelne Kunſterſcheinung, ſelbſt in ſeinen Makeln, zu loben, allein, ſo wie jede Nachäffung des Genies zu tadeln iſt, wäre dieſe gewiß verderbenbringend für das Piano. Jeder Verſuch ſolcher Art müßte mit den ſchärfſten Waffen vernichtet werden. — Liſzt iſt erſt 27 Jahr alt. Er reiſte nach Venedig, gedenkt jedoch im Winter wieder hieher zu kommen.

Im Hofburgtheater kam wieder eine Novität aus Bauernfeld's Feder zur Darſtellung. „Zwei Familien," ein Schauſpiel in 4 Acten. — Dieſer Bühnendichter macht Rückſchritte, ſeitdem „die Bekenntniſſe" Bauernfeld's Namen auf ſämmtliche deutſche Bühnen brachten und gerechten Beifall erwarben. Ich will nicht an die parteiiſche Mißgeburt „den Salon" erinnern; „der Vater" iſt ein durch Tendenz, Situationen und Charaktere mißliebiges Luſtſpiel, und die Caricatur Heine's darin ein Leberfleck, der das Antlitz dieſes dramatiſchen Kindes gänzlich verunſtaltet. „Der Selbſtquäler" wurde wahrſcheinlich wegen Mangels an Handlung ein Charaktergemälde genannt; eine andere Urſache iſt gar nicht zu finden. Eben ſo wenig iſt das neueſte Product als ein Schauſpiel zu bezeichnen. Die Handlung iſt folgende: Die Tochter eines in ſeinen Vermögensverhältniſſens derangirten Barons ſteht in keinem zarten Verhältniſſe zu dem Freunde ihres Bruders, einem Kaufmannsſohne. — Die bürgerlichen Standesverhältniſſe machen nun den Conflict des Schauſpiels. Der Vater des Bürgers leiht dem alten Baron Geld und macht ihm noch Complimente dazu; der Bruder der Baronin ſagt ihr die ſchönſten Dinge über das Gleich und Gleich geſellt ſich gern, und beredet ſie, einem reichen Lord die Hand zu geben. Nach mancherlei Scenen heirathet die Baronin den Lord, und macht die Mittelsperſon, daß ihr Geliebter ſeine bürgerliche Ziehſchweſter zum Weibe nimmt. Finis. — Dieſer Stoff wurde ſchon vor vielen Decennien für die Bühne bearbeitet; allein er könnte auch heute noch recht wirkſam geſtaltet werden, in neuer Gewandung. Der moderne Zwieſpalt, welcher den adeligen und bürgerlichen Stand trennt, müßte nach allen Seiten hin in vollem, dickem Schatten gezeichnet werden, ſoll es anders unſer Intereſſe erwecken und eine Läuterung oder Verſchmelzung der Anſichten darüber bezwecken. Es müßte die Geißel der Perſiflage, der Ironie, der Satyre hier- und dorthin geſchwungen werden; es müßte der Schmerz, der unaufgelöſte, — da deſſen Grund nicht beſeitigt werden kann und ſoll, — al fresco gemalt werden; es müßte dem Zuſchauer ein Zeitbild, d. h. ein Bild der Zeit vorgeſpiegelt werden. Dann hätte das alte Lied wenigſtens eine neue Tonart, oder es wäre ein neuer Text für eine alte Melodie. Aber die Perſonen dieſes Schauſpieles ſind, um mich ganz proſaiſch auszudrücken, nicht ſüß und nicht ſauer, nicht bitter und nicht geſalzen. Was die hieſigen Freunde des Verfaſſers als ein beſonderes Verdienſt aufzählen, die Parteiloſigkeit, das iſt der kälteſte Indifferentismus, der die Herzen des Publicums erſtarren macht, und die Geſinnung des Autors im ungünſtigen Lichte erſcheinen läßt. Partei muß ſein; nur Schwachköpfe oder mauvais sujets ſind parteilos; man muß ja die Partei des Guten ergreifen. Und es iſt doch die Aufgabe des Dichters, das Beſtehende, das harte, unbeugſame Geſetz in Poeſie aufzulöſen, indem er ſelbſt eine Partei macht. (D. B. f.)

Notiz.

[Theodor Hell und die Gedankenfreiheit.]

Th. Hell, dieſer verwegene Barde Deutſchlands, dieſer kecke Sohn Armins, ſtellt ſich als umgekehrter Marquis Poſa hin. Er bringt in der Abendzeitung ein Gedicht: Gedankenfreiheit. Marquis Poſa ſagte: Geben Sie Gedankenfreiheit! Theodor Hell iſt nicht ſo kühn zu ſagen: Geben Sie keine Gedankenfreiheit! er iſt weit kühner, er ſagt: Sie gaben ſchon Gedankenfreiheit!

„Mein Geiſt iſt frei und mein Gedanke mein!"

So ſingt dieſer Barde in der Abendzeitung. Jahrhundert! ich bitte dich, thu' mir den Gefallen und weine! denn nicht als Brutus ſtarb, ſtarb die Freiheit, ſondern als Th. Hell Gedankenfreiheit ſang.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienſtags — 113. — den 12. Juni 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Johann Pol.

(Fortſetzung.)

4.

Julie war bereits ſeit mehreren Jahren Mutter. Aber davon wußte Niemand etwas, als Judith, eine treue Mulattin. Dieſe Sklavin war eines jener Geſchöpfe, wie man ſie auf den Antillen gar nicht ſelten findet. Sie weihen ihr ganzes Leben der Herrſchaft, welcher ſie angehören, ſind verbannt aus aller Geſellſchaft, ſtehen allein in der weiten Welt, ohne Rechte, mitten in der Familie, ohne Verwandte, ſtreben nur danach, ſich nützlich zu erweiſen, und leben nicht für ſich, ſondern lediglich für Andere.

Als Leben und Ehre ihrer jungen Gebieterin auf dem Spiele ſtanden, hatte Judith dieſer einen Beweis von Anhänglichkeit und Aufopferung gegeben. Das Kind Juliens galt für jenes der Judith, und konnte ſo unter den Augen der Mutter gepflegt und erzogen werden. Es wußte ſelbſt nicht anders, als daß die Mulattin ſeine Mutter ſei.

Fräulein von Mannerat hatte immer die Hoffnung gehegt, es werde doch wohl einſt der Tag kommen, an welchem ſie ihrem Vater das Geheimniß eröffnen und Verzeihung für den übereilten Schritt erhalten könne. Sie ſehnte den Augenblick herbei, wo es ihr möglich ſein würde, ihres Vaters Knie umklammern, ihm ihre Liebe geſtehen und ſeinen Segen für ein unauflösliches Band erflehen zu dürfen. Wenn er einmal lächelte, ein gütiges Wort ſprach, ſanfter als gewöhnlich ſich zeigte, dann fühlte ſie immer einen heftigen Drang, ihr Geheimniß zu offenbaren. Aber ein unerklärliches Etwas feſſelte ihr dann ſtets das Wort, und ſie ſchwieg, hoffnungslos.

Wie unglücklich iſt eine Mutter, welche die Küſſe abwägen, berechnen und zählen muß, die ſie ihrem Kinde gibt. Wie iſt ein Weib zu beklagen, dem das Schickſal nur in langen Zwiſchenräumen wenige Stunden gönnt, in denen ſie in des Gemahls Armen ruhen darf! Und dabei ſtets um den Mann ſein, den man fürchtet, der einem jede Stunde vergällt, hindert, daß man ſich des Gegenſtandes ſeiner Liebe freuen, ſeinen Namen ausſprechen, jede Mutterfreude ungeſtört genießen kann; — es muß eine qualvolle Marter ſein! Aber die Weiber können Angſt und Kummer und Sorgen in einem Maße ertragen, unter dem der Mann längſt erlegen wäre; ſie ſind geboren, um Mütter zu werden, und darum hat die Natur ſie auch ſo ſtark und kräftig geſchaffen.

Julie ſah ihren Geliebten oder Gemahl nur ſelten und dann immer bei Nacht. Er zog eine Jacke an, wie die Sklaven ſie tragen, färbte das Geſicht, beſtieg eine kleine Pirogue, vertraute ſich in dieſem gebrechlichen Kahne dem Meere an, und wurde von der treuen Judith, die ſtets ſeiner Ankunft harrte, nach der Pflanzung geleitet. Nur zuweilen, wenn Herr von Mannerat nach Pointe-à-Pitre gereiſt war, um dort Geſchäfte abzumachen, oder ſich zu zerſtreuen, konnten die Liebenden ſich

Digitized by Google

freier bewegen, und durften es wagen, beim Tageslichte unter dem ſchattigen Laubdache der hohen Bäume Arm in Arm zu wandeln. Dann eilten ſie in das Labyrinth der Akazienwälder, in deren das hohe Schlingkraut und dichte Geſtrüpp ſie dem unwillkommenen Blicke Neugieriger verbarg, und vor den Strahlen der Sonne ſchützte. Dann verlebten ſie ſelige Augenblicke; in jenen glücklichen Stunden vergaßen ſie monatelange Pein und Qual und freuten ſich des Lebens und der Liebe.

5.

Ganz Guadeloupe wußte, daß eines Sonntages, nach abgehaltener Meſſe, auf der Stivenſonebene bei Pointe-à-Pitre, ein Pferderennen Statt finden ſollte. Die reichſten Pflanzer wollten dabei die Kraft und den Werth ihrer beſten Roſſe erproben.

An jenem Tage war die Rhede mit Flaggen und Wimpeln wie beſäet. Von allen Seiten her nahten die Barken in langen Reihen, und die phantaſtiſch aufgeputzten Neger ruderten dem Lande zu, ſo ſchnell ſie konnten, ſtrengten ihre nervigen Arme über Gebühr an; theilten die durchſichtige Oberfläche des Meeres, daß der Schaum weithin ſpritzte, und ſangen zum Ruderſchlage eine americaniſche Barcarole. Hinten am Horizonte wogte hier und da eine kleine Schaluppe, und die weißen Segel glichen aus der Ferne ſilbernen Säulen, die ſich aus dem Smaragdgrün des Oceans am dunkeln Blau des Himmels erhoben; und am Lande ſtarrten die gewaltigen, mit der üppigſten Vegetation bedeckten Gebirge rieſig empor, frei und unbewölkt. An ihrem Fuße, wo die Sonne mit ihrer glühenden Hitze Alles ausdörrt, iſt das Laub der Bäume und Geſträuche matt und gelblich; dort iſt die Region, wo das Zuckerrohr gedeiht. Etwas weiter hinauf wachſen Cacaobäume und Baumwollenſtauden mit ihrer ſchneeweißen Verbrämung. Noch höher ſteht der Kaffeebaum mit ſeinen grünen Blättern; ganz oben aber, wo die Waldregion zu Ende geht, und wo das nackte Geſtein keinen Pflanzenwuchs mehr duldet, ſind die Berggipfel bald dunkelblau, und bald hüllen ſie ſich in Gewölk, wie die Braut in ihren Schleier.

In dem Anblicke und der Betrachtung dieſer Landſchaft liegt etwas, das einen tiefen Eindruck macht; eine unwiderſtehliche Macht wirkt auf die Seele des Beſchauers ein; denn in Weſtindien iſt die Poeſie nicht, wie in dem kalten und bleichen Europa, blos in der Einbildung, ſondern in der Wirklichkeit vorhanden. Luft und Sonne, Erde und Meer wirken hier harmoniſch zuſammen, und erfüllen uns mit Staunen und Bewunderung.

Das Wettrennen war glänzend ausgefallen, und die Neugierigen, welche das Schauſpiel angezogen hatte, zerſtreuten ſich allmälig, über die herrlichen Pferde und die Gewandtheit der Jockeys ſchwatzend. Sie erzählten einander, wer den Sieg davon getragen, wer denſelben ſtreitig gemacht hatte, ſtellten Betrachtungen aller Art an, erwähnten, daß ein Menſch zum Krüppel geſchlagen, ein Pferd geſtürzt, ein Hund todtgetreten ſei; kurz, die Leute unterhielten ſich in der Weiſe, wie die Meiſten zu thun pflegen, die aus dem Theater, vom Corſo, von einem Balle oder Stiergefechte, oder aus einem Concerte kommen.

Auf der ausgedehnten Stivenſonebene ſah man jetzt nur noch einige Gruppen Neger, die nach dem Takte einer Trommel ihren lieben Bambulatanz ſprangen, der nicht ſo poetiſch, aber auch nicht ſo üppig iſt, wie der weltbekannte Fandango. Die, welche ihre Pferde hatten rennen laſſen, und die Andern, welche gewettet, waren nun in einem Caffeehauſe verſammelt, das auf einer Anhöhe ſtand, und von welchem aus der ganze Rennplatz überblickt werden konnte.

Die Wetten waren bezahlt oder auf eine andere Art ausgeglichen, und darum ging es ans Trinken und Jubeln. Es war ein Geſchrei und Gejauchze, daß man es weithin hören konnte. Der Wein floß in Strömen, und aus dem dicht voll Menſchen gedrängten Saale ſtrömte eine Luft, heiß und dunſtig, wie der Athem eines Trunkenboldes. Die nach der Stadt eilenden Neger, mit ihrem Grasbündel auf dem Kopfe, bleiben einen Augenblick ſtehen und ſtarren mit weitgeöffneten Augen nach den Fenſtern hinauf. Da führt ein böſer Geiſt auch Johann Pol in dieſe Gegend.

Er ritt auf ſeiner dunkelbraunen Stute langſam über die Savanne. Griffine, ein treffliches Roß, war nicht etwa vom Laufe matt und müde; denn farbige Männer dürfen weder ihre Pferde rennen laſſen, noch an den Wetten Theil nehmen. Johann Pol hatte in der Stadt Geſchäfte gehabt, und zog jetzt dieſes Weges, in Gedanken verſenkt über das Schickſal ſeiner Brüder, über die Sklaverei und den Fluch oder die Vorrechte, welche an der Hautfarbe kleben. Es war ein trübes, düſteres Nachſinnen.

„Bei Gott, meine Herren,“ kreiſchte der Herr von Mannerat, „wenn ich nicht ſehr irre, ſo reitet dort unten der Mulatte Johann Pol vorüber.“

„Ja wohl, er iſt es,“ riefen einige Andere.

Digitized by Google

„Dieſrr Sklavenſohn gibt ſich eine vornehme Miene! Ich bin überzeugt, er denkt darüber nach, wie er wohl einr Verſchwörung gegen die Weißen anzetteln könne.“

„Mit dem Kerl müſſen wir uns einen Spaß machen.“

„Gut geſagt!“ rief Mannerat, und leerte ſein Glas Madera auf einen Zug. „Er ſoll uns nur kommen.“

„Holla! Johann Pol! holla!“

„Hörſt Du nicht, Pol? Biſt Du taub? Wir rufen ja!“

Als Pol ſchwermüthig ſein Haupt nach der Seite wandte, von wo der Ruf und das Geſchrei erſchallten, wußte er gleich, daß die Weißen ihn zu verhöhnen und ſeiner zu ſpotten im Sinnr hatten. Das wunderte ihn nicht, und er ritt ruhig weiter.

„Nein, beim Himmel, das iſt zu ſtark. Wenn er nicht von ſelbſt anhalten will, ſo müſſen wir uns aufmachen und ihm den Weg verlegen.“

„Vorwärts, zum Teufel, vorwärts. Schnell dir Pferde her!“ Und ſo ſtürzen ſie nach der Thür, werfen ſich auf dir Roſſe, die im Hofe oder vor dem Hauſr umhergeführt wurden, und ſprangen im Galopp davon. „Vorwärts! Johann Pol! Vorwärts! Hurrah!“ So jubeln und toben die vom Weine Erhitzten, rennen ihren Thieren die Sporen in die Weichen, daß das Blut den Boden netzt, und ſchwärmen endlich um den Mulattrn herum, wie Geier oder räuberiſche Wölfe.

Als ſie ihn eng umzingelt hatten, fragte er kalt und ruhig die Pflanzer: „Meine Herrrn, darf ich wiſſen, was das Alles bedeutet?“

„Wir haben Dich zu uns gerufen; weshalb haſt Du keine Antwort gegeben?“ fragtr Mannerat.

„Ich glaube nicht, daß ich verpflichtet bin, irgend Jemand Rechenſchaft abzulegen, weshalb ich auf eine ſolche Anredr nicht gehört. Ein Anrufen dieſrr Art ſcheint mir nicht in der Ordnung zu ſein und verſtößt gegen Anſtand und gute Sitte.“ (D. F. ſ.)

Correſpondenz.

Aus Wien. (Beſchluß.)

[Bauernfeld, Kunſtausſtellung, Akademie der Wiſſenſchaften.]

In den „zwei Familien“ aber ſieht man die hausbackenſte Realität hauſen; kein Funke Poeſie. Der alte Baron borgt von dem Kaufmann; der junge benutzt das Talent von deſſen Sohne, um ſich eine Beamtenſtelle zu erwerben und eine, ſeinem Stande zukommende Carrière zu bereiten. Die Baronin findet den Kaufmannsſohn hübſch und gebildet genug, um ihn zu lieben; keineswegs aber reich genug, um ihn zu heirathen, und ihren Anſprüchen im Leben der höhern Kreiſe zu entſagen. Der Kaufmannsſohn, ein Doctor Juris, iſt auch Philoſoph; aber er macht doch ſeinem Vater den Vorſchlag, ſich adeln zu laſſen, um ſeiner geliebten Baronin zuverſichtlicher entgegenkommen zu dürfen. Er geht auf Reiſen, um ſich die Geliebte aus dem Sinne zu ſchlagen, kehrt zurück, hängt das jus an den Nagel, wird ein Geſchäftsmann und — läßt ſich von ſeiner ehemaligen Geliebten, nun einer Lady, ein Weib zuführen, nämlich ſeine Milchſchweſter, die ihn ſchon früher recht herzlich gern hatte. Die einzige Figur, welche einige Theilnahme anſpricht, iſt der ehrliche, deutſche Michel. Er iſt nicht mehr jung, hat ein hübſches Vermögen erworben und will nun eine Waiſe zur Frau, und Kinder und Freuden haben. Er wird Bräutigam, der Hochzeitstag iſt da und Michel in dulci jubilo — — da ergibt ſich's, daß das Mädchen einen Andern liebt und heirathet. Der gute Michel weint, und das iſt auch das Einzige, was eine Rührung hervorbringt, und den Titel „Schauſpiel“ rechtfertigt. —

Den ganzen Abend hindurch klappert dieſes gewöhnliche Räderwerk, in dem auch der Dialog nicht mit ſonſtiger Gewandtheit und Flüſſigkeit einherrauſcht. Gänzlich überflüſſige Nebenperſonen ſchwatzen mit, Franzöſiſch und Engliſch hört man; und während die Handlung ſchon mit dem 3ten Acte, nämlich mit der Heirath der Baronin, geſchloſſen, kommt noch ein Aufzug und ſchleppt noch ein paar Scenen über die Bretter. — Kalt geht man von dannen. —

Wie anders iſt es in dem neuen Schauſpiele: „die Fremde,“ von der Frau von Weiſſenthurn! Es iſt faſt derſelbe Conflict zum Vorwurfe genommen. Meiſter Schuſter und ſein Weib haben wenig zum Beſten, und nehmen doch ein verlaſſenes Mädchen ins Haus, ohne um ihr Herkommen u. dgl. zu fragen. Ein Graf verliebt ſich in das ſchöne Mädchen und gibt dem Schuſter Geld zu ihrer Verſorgung. Der ehrliche Handwerker wittert Verführung, geht zur gnädigen Mama und bringt das Gold und die Nachricht von ihres Sohnes Benehmen. Die Gräfin wittert wieder den Fallſtrick einer Bürgersdirne, und da ihr Sohn ohnehin Bräutigam iſt, will ſie das Mädchen durch die Polizei aus der Stadt bringen laſſen. Die Löſung iſt: daß das Mädchen eine Grafentochter. Der junge Graf reicht ihr mit Einwilligung der Mama die Hand und tritt ſeine frühere Braut einem verliebten Freunde ab. — Ebenfalls eine ſimple Geſchichte, die noch dazu mit unverdaulicher Handwerksmoral und Schuſtertugend geſpickt iſt; aber ein traulicher, gemüthlicher Zug weht über das Ganze, es iſt warmes Leben, pulſirender Herzſchlag darin, es rollt friſches Blut in den Adern dieſes alten Gerippes und man nimmt Partei für den Schuſtermeiſter wie für die adelige Dame. Man erkennt, daß Beide, vermöge ihrer Stellungen, Recht haben, ſo und nicht anders zu handeln; man intereſſirt ſich und iſt geſpannt auf den Ausgang, der aber hier durch eine ganz einfältige Maſchine ausſöhnend herbeigeführt wird. — Das Stück hat auch viel mehr Beifall gefunden, als die zwei Familien, und auch die Kritik gibt ſich zufrieden, wenn ſie aus dem Munde der hervorgerufenen Verfaſſerin hört, daß ſie nur noch Winterblumen ſpendet. Wenn die Muſe dieſer 64jährigen Frau friſch und modern iſt, während der Sohn einer jungen Zeit Zuſtände ſchildert, die zur Zopf- und Haarbeutel-Epoche gehören, ſo muß man Partei ergreifen.

Digitized by Google

Was zu dieſen ſtrengen Worten veranlaßt, iſt, daß Bauernfeld, ebenſo irre geleitet von freundſchaftlichen, wie mißgeſtimmt von feindlichen wiener Kritiken, auf ganz falſche Wege geräth. Bauernfeld kann und wird nie ein Schauſpiel dichten; ſeine Erfindungsgabe kann ein Luſtſpiel nicht ausfüllen. Dahingegen vereint er alle Elemente, um die modernſten Formen jener Bühnenſtücke zu ſchaffen, die wir Converſationsſtücke nennen. Da könnte er als ein Sultan in Deutſchland herrſchen; die Theater wären ſein Harem. Seine Charaktere ſind nicht feſt, dafür leicht, flink, freundlich; die dünnen Fäden der Handlung zu lang geſponnen, dafür mit pikanten Situationen und Scenen verflochten; Knoten, Verwickelung und Auflöſung locker geſchürzt, dafür auch leicht, natürlich bis zu Ende gebracht; und dies Alles mit dem gefälligſten Dialoge übergoſſen, ein Dialog, ſo frei von Schwulſt und Härte, mit ſo feinen Nüancen und Witzen, ſo entfeſſelt von jedem Zwange, der in den abgeſonderten deutſchen Cirkeln dominirt, daß er wie ein Federball hin und herfliegt, und beinahe den Styl der pariſer Vaudevillepoeten erreicht. Was könnte Bauernfeld, bei Erkenntniß und Verwendung ſeiner Gaben und Kräfte ſchaffen, da ihm, außer dem eigenen Talente, auch jene des kaiſerlichen Hoftheaters zur Verfügung ſtehen! —

Eine bedeutende Anzahl von Gemälden, beinahe 600 waren zur Schau ausgeſtellt; aber — ich ſage dies beim Eingange, um nur geſchwind den Tadel, der doch ausgeſprochen werden muß, loszuwerden — unter der ganzen Maſſe nicht Ein Bild, welches durch die Compoſition bedeutend hervortritt. Alle dieſe Rahmen umſchließen blos bemalte Leinwand, aber keine Ideen; es quillt kein Gedanke daraus, außer jenem, welcher der Sache, als Naturgegenſtand, ohnehin innelegt. Es iſt erwieſen durch die gegenwärtige Ausſtellung, daß die wiener und öſterreichiſchen Maler, was die Kunſtfertigkeit anbelangt, keiner Schule weit nachſtehen; aber der Geiſt, der erfinderiſche, ſchöpferiſche, läßt ſich nur in einem Paar Bilder erſpähen. Es iſt dies ein Mangel, der die Künſtler aller Branchen in Oeſterreich trifft, aber nicht in deren Individualität, ſondern in verzweigten Nebenumſtänden begründet iſt. Deswegen erblickt man auch mehr Naturſtudien hier, als ſonſt wo; Portraits und Landſchaften. In dieſen beiden Genres aber viel Gutes, manches Treffliche; jedoch ſoll hier nur von den zwei Erſten geſprochen werden.

Ammerling, das iſt ein Name, der jetzt beſonders in der hieſigen Künſtlerwelt von Mund zu Mund läuft. Er hat eine Menge Portraits geliefert, und jedes derſelben zeichnet ſich durch Kraft und Mark in der Behandlung aus; allein alles wird von ſeinem Kopfe einer jungen Morgenländerin überſtrahlt. Ein poeſievolles Meiſterwerk. Es gibt kaum ein gleiches Bild unſrer Zeit, wo der Effect des Lichtes ſo mährchenhaft und phantaſtiſch, ſo voll Gluth und Glanz hervortritt. Ein Zauber ruht in Ammerling's Pinſel; man kann ſich die Wirkung ſeiner Gemälde kaum erklären; ſeine Behandlung der Farben iſt Allen ein Räthſel.

Der zweite iſt Gauermann. Er hat ein Gemälde geliefert: Getreide-Einfuhr bei anbrechendem Gewitter, welches dem Ausgezeichnetſten ſolch' landſchaftlicher Scenen ſich anreiht. Die angetriebenen, ſchnaufenden Pferde kommen eben den Hügel herauf, Bauern helfen mit den Händen nach, der Sturmwind fängt ſich in den Frauengewändern, reißt einen Strohhut in das Thal hinab, wo ſchon die dunkeln Wolken gejagt werden. Alles eilt ins nahe Haus zu kommen. So voll Leben und Wahrheit iſt das Bild, daß man die Anſtrengung der Thiere und Menſchen bei dem annahenden Sturme theilen möchte. Es iſt mit einfachen Mitteln eine volle Wirkung erſtrebt.

Unter den Oelgemälden zeichnen ſich noch viele, beſonders durch die techniſche Behandlung aus; aber die Zeichnungen, Lithographien, Kupferſtiche u. dgl. brachten nichts von Bedeutung.

Schon ſeit lange iſt die Rede, daß hier eine Akademie der Wiſſenſchaften, nach dem Vorbilde der Pariſer errichtet werden ſoll. Der gelehrte, verdienſtreiche Hammer hat den erſten Impuls dazu gegeben, und es wäre nur zu wünſchen, daß ſeine Bemühungen von beſſerem Erfolge als jene des großen Leibnitz um dieſelbe Angelegenheit belohnt würden. Es haben bereits nicht nur ſämmtliche öſterreichiſche Facultäten zu deſſen Gunſten referirt, ſondern gewichtige Autoritäten ſtreben mit aller Thätigkeit dafür, indem ſie zugleich den Ruhm einer ſolchen Stiftung erkennen. Vor Allen iſt es der Miniſter Kolowrat, der die Begründung dieſer Akademie wünſcht und fördert. Von den Mitgliedern der kaiſerlichen Familie ſind es vorzüglich die Erzherzoge Ludwig und Franz Karl, die die Monarchie mit ſolchem Glanze verherrlichen wollen. Mit Eifer nimmt ſich der Sache der Graf Mittrowsky an; und es ſteht zu hoffen, daß bald alle Hinderniſſe beſeitigt werden. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Hammer, der eigentliche Schöpfer des Ganzen, als Präſident inſtallirt würde, und nach dieſem Einen Heros der Wiſſenſchaft iſt zu ſchließen, daß nicht blos Oeſterreich, ſondern Deutſchland überhaupt eine Anſtalt beſitzen würde, welche in Rückſicht ihrer geiſtigen Kräfte mit jener, mit Recht ſo hochgerühmten franzöſiſchen auf gleicher Stufe ſtände, und auch nicht weniger für die Bildung, das Emporkommen der Induſtrie und Gewerbe, im gemeinſamen Vaterlande erſtrebte. Oeſterreich, das ſo oft ſchnöde verkannte, und andrerſeits wieder nicht ungerecht hintenangeſetzte, hätte dann doch die Ehre, ein, ſeinen überreichen materiellen und geiſtigen Schätzen, angemeſſenes Inſtitut ins Leben gerufen zu haben; ein Factum, welches mehr als alle Widerlegungen jede Verläumdung und Anfechtung ſiegreich entkräftet. — —

Herr Witthauer hat zum Beſten der Ungarn ein Album herausgegeben; 82 öſterreichiſche Schriftſteller haben Beiträge geſteuert, darunter Frankl, Grillparzer, Auersberg, Lenau ꝛc.; bereits iſt ein zweiter Abdruck erſchienen, noch ehe ein Exemplar verſandt wurde. Durch den Erfolg dieſes Buches ſieht ſich Schumacher veranlaßt, den beabſichtigten öſterreichiſchen Muſenalmanach erſt für 1840 erſcheinen zu laſſen. In Peſth gibt Graf Mailath ein Album zum Vortheile des Buchhändlers Heckenaſt heraus, deſſen Verlag durch die Ueberſchwemmung gänzlich zu Grunde ging.

Leipzig, Druck von J. W. Hirſchfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerſtags —— 114. —— den 14. Juni 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Johann Pol.

(Fortſetzung.)

„Ei, ei! der Herr Mulatte befehlen wohl, daß man ſeidene Handſchuhe anzieht, wenn man an Sie das Wort richtet?“ Ein allgemeines langanhaltendes Lachen und Schreien begleitete dieſe Worte.

„Ein freier Mann,“ entgegnete Pol, ohne ſich irre machen zu laſſen, „mag er ſchwarz oder roth ſein, verdient mit derſelben Achtung, mit demſelben Anſtande behandelt zu werden, wie irgend ein Weißer. Die Hautfarbe iſt weder ein Recht, noch ein Beweismittel.“

„Meine Herren,“ ſprach Mannerat, „ſolche Sprache iſt es eben, womit dieſer Menſch die Treue unſerer Neger wankend macht.“

„Ja, es iſt ein Unruhſtifter, ein arger Meuterer. Wir ſollten uns daran erinnern, was auf Sanct Domingo vorgefallen iſt.“

„Ja, wir müſſen uns ſelbſt Recht verſchaffen.“

„Meine Herren,“ ſprach Johann Pol, immer noch kalt, „ich rathe Ihnen, mir einen Weg frei und offen zu laſſen.“

„Ho, ho! Willſt wohl gar in Deinen Redensarten Leuten von Erziehung nachäffen! Du kommſt nicht durch, Mulatte, wenn es uns nicht beliebt, Dich forttraben zu laſſen. Verſtehſt Du uns?“

„Meine Herren, Sie ſind hier die Mehrzahl und mißbrauchen Ihre Ueberlegenheit. Ich meine aber, es iſt Niemand unter Ihnen, der mir als Einzelner, Mann gegen Mann, den Weg zu verlegen ſich unterſtände.“

„Eine Herausforderung!“ heulten die Weißen. „Eine Herausforderung!“

Jetzt ritt Mannerat vor, ſtachelte ſein Pferd an, ſprengte auf Johann Pol zu und verſetzte ihm eine derbe Ohrfeige.

„Bravo!“ riefen die Weißen, und abermals erhob ſich ein langes anhaltendes Gelächter. Sie ſprangen vom Pferde, um Herrn von Mannerat gegen Johann Pol zu beſchützen, der, ſchäumend und bebend vor Wuth, ſich auf denſelben ſtürzen wollte. „Jetzt,“ ſo begann Mannerat nach vollbrachter Heldenthat, „rathen wir Ihnen, Herr von Johann Pol, ruhig Ihres Weges zu reiten, wenn Sie anders nicht wünſchen, daß dieſe Geſchichte übel für Sie ablaufen ſoll; denn Sie wiſſen, Herr von Pol, daß die geringſte Widerſetzlichkeit, der entfernteſte Angriff Sie Ihr Leben koſtet. Jetzt packe Dich fort, gnädiger Herr Mulatte, eile von hinnen, und vor allen Dingen hüte Dich, irgend ein beleidigendes Wort hören zu laſſen.“

Und Johann Pol mußte das Alles verſchlucken! In Europa wäre ein auf dieſe nichtswürdige Weiſe gekränkter Mann auf der Stelle geblieben, denn wer hätte ſich nicht zur Wehr geſetzt und lieber von den Pferden zerſtampfen laſſen, als daß er ſolche Schmach geduldet? Daß der Mulatte anders handelte, wird erklärlich, wenn man bedenkt, welche gebieteriſche Macht hergebrachte Sitte auf den Charakter des Menſchen ausübt; die Leute

Digitized by Google

gewöhnen ſich an Alles, und ergeben ſich zuletzt ruhig darein, in einer gewiſſen Herabwürdigung zu leben; ſie haben oft ſogar nicht einmal eine Ahnung, daß ſolches der Fall iſt. Eine körperliche Züchtigung, die einem gebildeten Manne im civiliſirten Europa das ganze Leben verbittern und zur Qual machen würde, läßt den Türken ganz gleichgültig und hindert ihn nicht am ruhigem Schlafe. Ländlich, ſittlich.

Aber eine Ohrfeige, und unter ſolchen Umſtänden, iſt doch eine ſchwere, eine ſchreckliche Laſt; denn ſie beſchimpft den, welcher ſie erhalten hat, für ewige Zeiten. Ein ſolcher Schandfleck, ein ſolches Mahl kann nur verwiſcht werden, wenn der Empfänger ſeine Wangen mit dem Blute des Beleidigers rein reibt. Das fühlte Pol; aber wie ſollte er dieſes Blut bekommen? Im Zweikampfe? Einer Herausforderung von ſeiner Seite wäre nicht nur keine Folge gegeben, ſondern er wäre dafür obendrein noch vom Gerichte zur Rechenſchaft gezogen und beſtraft worden. Wirre und abſcheuliche Gedanken drängten ſich ihm auf. Sollte er den, welcher ihn ſo ſchmachvoll gekränkt, ermorden? Sollte er deſſen Pflanzung in Brand ſtecken? Doch nein, das wäre ein feiges Verbrechen geweſen. Aber mit der Ohrfeige, und ohne gründliche Rache zu nehmen, konnte er auch nicht leben, er hätte ſich ewig vor ſich ſelbſt ſchämen müſſen, und die Leute würden ſtets mit Fingern auf ihn gewieſen haben. Es war eine Höllenqual.

6.

Als Johann Pol den Hafenplatz la Pointe erreicht hatte, ſah er ſich nach einem Fahrzeuge um, das ihn nach Hauſe bringen ſollte. Zur rechten Seite des kleinen Golfes, der die Rhede bildet, liegt ein von dichtbelaubten Tamarinden beſchatteter Uferſtaden, und dort fand er eine Gabarre, die eben von Matroſen beladen wurde, die ihr eintöniges Ahoi, ohe! ſangen, welches die Seeleute aller Völker und Erdtheile anſtimmen, wenn ſie arbeiten. Dieſes Fahrzeug war nach der Mahautbai beſtimmt, Johann Pol ging an Bord, ein friſcher Nordweſt blähte die Segel, und bald ſchwamm es frei auf dem weiten Oceane.

Es war Abend geworden; der Mond ſandte ſeine weißen Strahlen auf das Meer herab, und übergoß es wie mit einem Silberregen, und die kleinen vom Licht erhellten Wellen glichen Perlemutterſchaalen, die der Wind leiſe auf und nieder bewegt. Am Lande war Alles ruhig; die Peitſche des Sklavenaufſehers hing jetzt an der Wand, und man hörte nicht jenes ewige Händeklatſchen, das dem Reiſenden, der die Colonien beſucht, zuletzt ganz unerträglich wird.

Pol ſaß auf dem Sterne der Gabarre, in tiefes Sinnen verloren. Aber nur an einen Gegenſtand dachte er, dieſer ſtand vor ihm wie ein böſer Dämon und wich nicht von ihm. Er wollte ihn auch nicht von ſich laſſen, er hegte und pflegte ihn mit Wärme und Gluth. Es war die Rache.

Mitternacht war ſchon vorüber, als das Schiff auf der Rhede der Mahautbai Anker warf. In den runden Hütten, die, von Ferne geſehen, gigantiſchen Bienenkörben gleichen, ſchlief Alles in tiefer Ruhe, und weithin hörte man das Plätſchern der am ſandigen Geſtade ſanft ſich brechenden Wellen; ſie tönten wie ein Wiegengeſang, den man auch nur halblaut vor ſich hinſummt. Hier und da glimmten noch die Kohlen eines Feuers, das die Neger angezündet hatten, um die Stechfliegen und Muskitos abzuhalten. Johann Pol aber war zu aufgeregt, als daß er hätte ſchlafen können. Die Luft wehte ſo mild, die Kühle that ihm wohl, deshalb ging er am Strande auf und ab; ohne dabei etwas anderes zu bezwecken, als einſam und ungeſtört zu bleiben.

Jenſeit der Mahautbai bietet das Geſtade einen ganz andern Anblick dar; es iſt dort dichter mit Bäumen bewachſen, und weniger nackt als hier. In Zwiſchenräumen erheben ſich Felſen; auf dieſen ſtehen Tamarinden, Latanen-Palmen und andere Bäume, die eine Höhe erreichen, wie die europäiſchen Eichen. Auch Manzanillobäume mit ihren verſchlungenen Aeſten, dem lachenden Grün und den hübſchen Blumen, ſind dort häufig. Und doch weicht der Landeseingeborne vor dieſem Baume zurück und wendet ſich ängſtlich von ihm weg. Denn der Schatten, welchen er verbreitet, iſt treulos; wer den Duft der Blumen einſchlürft, wird ſiech und kränkelt lange; wer aber die länglichrunde Frucht genießt, die eine ſo ſanfte Schale hat und einen ſo würzigen Geruch verbreitet, der iſt ein Kind des Todes. Der Manzanillo iſt ein Feind, der dem Menſchen mit lächelndem Munde vergifteten Sorbet reicht.

Je weiter Johann Pol ging, um ſo unebener wurde der Boden, und ſo dicht das Geſtrüpp, daß es ihm alle Ausſicht benahm. Er ſetzte ſich, um einen Augenblick auszuruhen, auf einen Felsblock, da hörte er in einiger Entfernung Schritte; das Geräuſch kam immer näher und näher, und bald vernahm er Stimmen. In jenem Klima, wo die verdünnte Luft dem Schalle geſtattet, weithin zu bringen, hört man auch leiſes Geräuſch

Digitized by Google

ſchon in beträchtlicher Ferne. Er horchte auf und ſeine Augen funkelten. Anfangs glaubte er, ſein Ohr täuſche ihn; darum hielt er die Hand hinter daſſelbe und beugte den Kopf nach der Seite, von welcher der Schall kam.

„Nein, nein, ich irre mich nicht. Es iſt die Stimme des Feäuleins von Mannerat. Wie kommt die nach Mitternacht hierher in dieſe Gegend? Und wer iſt der Mann, mit dem ſie redet? Dahinter muß etwas ſtecken, und ich will und weede es erfahren.“ — Und während er dieſe Worte zu ſich ſelbſt ſprach und ſich auf die Erde gelegt hatte, zitterte er wie der Tiger, welcher bereit iſt, ſich auf die Beute zu werfen, die er eben erſpäht hat. Er horchte mit aller Anſtrengung; abee es erfolgte ein langes Schweigen.

„Gott, ſie kommen nicht von dieſer Seite!“ Dieſe Worte wueden von einem Seufzer begleitet.

„Ha, dort ſind ſie! Ich höee Stimmen!“

„— — von meiner Liebe.“

„O, nie habe ich auch nue einen Augenblick daean gezweifelt.“

„Und wo haſt Du Deine Schaluppe liegen?“

„Dort unten hinter jenem Felſen, dicht neben den Manzanillobäumen, weil dorthin ſich Niemand wagt. Aber, Julie, ich bitte Dich, hier verlaß mich und kehre um.“

„Nein, noch nicht; ich muß Dich noch eine kleine Strecke weiter begleiten.“

„Nun, wenn Du willſt, ſo komm. Steige hiee hinab.“

„Sie kommen, ſie kommen,“ flüſterte Johann Poſ, und kaum konnte er Athem holen, ſo zuſammengepreßt war ihm die Bruſt. „Ich komme hintee dieſes Geheimniß. Glück auf für meinen Haß und meine Rache. Dort unten neben den Manzanillobäumen hat er geſagt.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus Mainz.

[Charakteriſtik der Taunusbäder; der rheiniſche Kunſtverein.]

Die Badeſaiſon in Wiesbaden und in unſern andern nachbarlichen Curorten bezeichnet gewöhnlich auch für unſre Stadt einen eigenthümlichen Zeitabſchnitt. Wir ſehen nämlich auf den Promenaden, in den Straßen, an den öffentlichen Plätzen fremdartige Phyſiognomieen, ſo daß man glauben ſollte, die Bevölkerung ſei eine andere geworden. Die Sache iſt leicht zu erklären. Die meiſten Rhein- und Badereiſenden verweilen entweder mehrere Tage bei uns, oder ſie kommen wenigſtens im Fluge hierher, ſo daß in den Sommermonaten viele Tauſende aus allen Weltgegenden hier zuſammenſtrömen, unſre großen Gaſthöfe füllen, unſre Straßen bevölkern, wodurch die Stadt das Gepräge großer Lebendigkeit, Mannichfaltigkeit und Fülle annimmt, was auch nicht eher endet, als bis es mit den kühlen, unfreundlichen Herbſttagen in den Badeorten wieder ſtill und öde wird. Die Fülle des Segens, die ſich zur Sommerszeit über unſre nachbarlichen Bäder verbreitet, erſtreckt ſich ſomit auch bis in unſre Rheinſtadt herüber, und wir haben daher doppelte Urſache, uns der lieben, reichen und üppigen naſſauiſchen Nachbarſchaft zu erfreuen. Was die diesjährige Saiſon betrifft, ſo dürfte ſie ſehr bedeutend werden, wenn nicht alle Sterne trügen. In Wiesbaden iſt es ſchon ziemlich lebendig; Chabert, der Pächter des Curhauſes und Herr der grünen, ominöſen Tiſche, erſinnt aus purem Kosmopolitismus alle mögliche Vergnügungen zur Erheiterung der Badegäſte, was freilich Mancher theuer bezahlen muß. Wiesbaden wird nach gerade ein paradieſiſcher Aufenthaltsort für geſunde Curgäſte, ſo wie es niemals aufgehört hat, eine Quelle des Heils für Leidende zu ſein. Weilbach mit ſeiner berühmten Schwefelquelle möchte ſich gern neben Wiesbaden erheben; allein es wird erdrückt von der ſtolzen Pracht jenes Ortes, und was auch in neuerer Zeit für Weilbach geſchehen iſt, es wird immer ein untergeordneter Curort bleiben. Schwalbach, Schlangenbad, Ems mit ihren romantiſchen Umgebungen und trefflichen Quellen, ſtehen ſchon ſelbſtſtändiger da, und dürfen mit Wiesbaden ſchon eher wetteifern, theils durch ihren längſt begründeten Ruf, theils durch die Eigenthümlichkeit der Wäſſer, die eine ſo entſchiedne Wirkſamkeit behaupten. Uebrigens fluthen die Gäſte an gewiſſen Tagen aus einem dieſer Curorte in den andern, ſo daß plötzlich die Bade-Population wie umgewandelt erſcheint. Bei dieſen reichen Wonnen, die der Himmel mit ſeinem Füllhorne über die Taunusbäder-Kette ausgebreitet, hat auch das böſe Princip ſeinen Antheil zu erhaſchen gewußt; das Spiel iſt das Gift aller dieſer unſchuldigen Vergnügungen. Manchee geht hin, um ſeine Krankheit zu heilen, und kommt mit einer neuen Krankheit, mit einer neuen, zerrüttenden Leidenſchaft nach Hauſe. „Faites votres jeux!“ das iſt der Fluch des Badelebens! — Uebrigens wurde die Saiſon in Wiesbaden diesmal recht würdig eingeleitet durch die Aufführung der „Schöpfung“ von Haydn von Seiten des dortigen und mehrerer nachbarlichen muſikaliſchen Vereine. Der Curſaal war angefüllt von andächtigen Zuhörern, und die Armen, zu deren Beſten das Oratorium zur Aufführung gebracht wurde, mögen ſich einer anſehnlichen Spende erfreut haben. Die Leiſtung war keine vollendete, aber doch in vielen Theilen gute, namentlich waren die impoſanten Chöre vortrefflich ausgeführt und zeugten jedenfalls für die Tüchtigkeit des dortigen Muſikvereins. —

In unſrer „neuen Anlage“ hat man jüngſthin dem Gründer dieſer herrlichen Promenade ein würdiges, wohlverdientes Denkmal geſetzt. Daſſelbe beſteht aus einer vortrefflich gearbeiteten Büſte von beinahe Lebensgröße in carariſchem Marmor. Die Büſte ruht auf einem ſteinernen Fußgeſtell, das einen länglichen Kubus mit Sockel bildet; das Ganze ein Werk unſres Plaſtikers Scholl. Das bei Gelegenheit der Enthüllung dieſes Monuments veranſtaltete Feſt fand in dem

Digitized by Google

Gartenſaale dieſes ſchönen Parks Statt, und viele Freunde des verdienten Mannes (er hieß Peter Wolf) hatten ſich eingefunden, um ihm den Zoll ihrer Dankbarkeit darzubringen. Der Vaterſtadt ſchuf er aus einer Oede ein Paradies, beſtimmt, den frohen Mainzern die herrlichſten Genüſſe zu gewähren. Der Rhein beſpült den weithin ſich ausdehnenden, köſtlichen Garten, und an ſeinem oberſten Punkte genießt das Auge die entzückendſte Ausſicht nach dem Rheingau und nach dem Taunus, die man ſich nur denken kann. Wohin das Auge ſtreift, ſieht es Weinberge, lachende Fluren und lebendige, geſegnete Ortſchaften, und mitten durch dieſe anziehende Landſchaft fließt Rhenus majeſtätiſch und heiter dahin.

So eben werden Vorkehrungen zur großen Kunſtausſtellung des rheiniſchen Kunſtverbandes getroffen, welche mit dem erſten Juni ihren hieſigen Turnus beginnt. Es ſind bereits eine Menge trefflicher Gemälde von bewährten auswärtigen Künſtlern angekommen, und man hofft, daß dieſe Ausſtellung die beiden in den vorhergehenden Jahren noch übertreffen werde. Ich werde über dieſe Kunſtausſtellung weitläufiger berichten, wenn ich mich erſt in den Sälen ſelbſt orientirt habe. Heute nur eine Jeremiade, die der Vorſtand des Kunſtvereins in der Form einer Anzeige der beginnenden großen Kunſtausſtellung an das Publicum richtet. Was klagt der Vereinsvorſtand? die Antwort iſt mit einigen Worten gegeben: über mangelnde Theilnahme an dem Vereine im Ganzen, und an der jährlichen Gemälde-Verlooſung insbeſondere, die nothwendig bedeutender werden muß, ſollen die Künſtler die Luſt nicht verlieren, fernerhin ihre Werke hierher zu ſenden. Doch ich laſſe den Verein ſelbſt reden: „Die Berührung dieſes Punktes mahnt unfreundlich an die große Beſchränktheit unſrer pecuniären Mittel, und wir bedauern, daß der Verein im Publicum die erforderliche Unterſtützung nicht findet, obgleich deſſen ſeitheriges Wirken ohne Selbſtlob ein vielfach nützliches genannt werden kann. Sein ſtatutengemäßer Zweck iſt, den Sinn und die Liebe für Kunſt und Literatur zu fördern; und dieſen Zweck nach Möglichkeit zu erreichen, war der Verein unabläſſig bemüht. Manch ſchlummerndes Talent wurde geweckt; mancher Künſtler, durch Ungunſt äußerer Verhältniſſe in ſeinem Aufſtreben gehemmt, wurde unterſtützt. Zahlreiche Kunſtwerke, durch den Verein ſowohl wie durch die von ihm veranſtalteten Verlooſungen erworben, zieren die Wohnungen der Privaten und es darf hier auch angeführt werden, daß ſelbſt zu dem Monument Gutenberg's die Idee von unſrem Kunſtvereine ausgegangen iſt, daß durch ſeine Vermittlung deren Realiſirung weſentlich gefördert und dadurch das Andenken eines weltgeſchichtlichen Ereigniſſes auf eine Weiſe gefeiert worden iſt, welche durch ganz Europa den Ruf unſerer Stadt verherrlicht hat. Nicht minder wurde im Gebiete der Literatur vieles vom Vereine geleiſtet; eine Reihe Vortrage aus dem Fache der ſchönen Wiſſenſchaften gewährten den Beſuchenden ſtets Unterhaltung und Belehrung. So wirkte der Verein hier an Ort und Stelle. Aber auch zugleich in die Entfernung erſtreckte fördernd ſich ſeine Wirkſamkeit; denn mehrern angehenden Künſtlern hat er durch ſein Fürwort die Thüren einflußreicher Perſonen geöffnet, und dadurch ihr Fortkommen in der Fremde erleichtert. Und doch darf unſer Inſtitut mit dem vaterländiſchen Dichter ſagen: „Mir lachte keines Medicäers Gunſt!" — Die Klage des Vorſtands iſt gerecht. Schon mehr als 15 Jahre beſteht dieſer Kunſtverein, und heute noch kann er, wenn es ſich um Ankauf von Gemälden handelt, nicht über ſo viele Mittel verfügen, als die weit jüngern, ähnlichen Inſtitute der Nachbarſchaft. Indeſſen ſcheint es mir, daß in den Statuten des Vereins ſelbſt die Urſache dieſes Mißſtandes liegt. Die Geſetze erſchweren den Perſonen den Eintritt in den Verein; will man Mitglied werden (d. h. will man ſein Scherflein beitragen) muß man ſich erſt der Ballotage des Ausſchuſſes unterziehen, und nicht jeder hat Luſt, ſich erſt dieſer Cenſur zu unterwerfen, um jährlich einige Kronthaler beitragen zu dürfen. Der Verein, der jetzt aus 200 Mitgliedern beſteht, könnte füglich und leicht aus 600 Mitgliedern beſtehen, wenn man nur mit der Aufnahme nicht ſo ſcrupulös wäre. Jeder, der Sinn für die Kunſt hat, ſollte willkommen ſein, und eine einfache Anzeige an den Präſidenten des Vereins ſollte genügen, um ſich zur Zahl der Mitglieder zählen zu können.

Einige Genüſſe wurden uns in der letzten Zeit auch im Theater zu Theil. Es iſt das immer ſo zu dieſer Jahreszeit. Die gewöhnlichen Leiſtungen ziehen keine funfzig Menſchen ins Theater; will der Director bei einer Sommerwärme von 15—18 Grad nur einigermaßen ein gefülltes Haus haben, muß er anziehende Reize herbeiſchaffen. Diesmal waren es Hr. Lebrün aus Hamburg und Mad. Fiſcher-Schwarzbök.

Notiz.

[Mediciniſche Wirkung der Dampffahrten.]

Ein franzöſiſcher Arzt geſteht den Reiſen auf Eiſenbahnen großen mediciniſchen Einfluß zu. „Man denke ſich," ſagt er, „wie groß auf der Oberfläche des Körpers die Wirkung eines Luftſtromes ſein muß, durch welchen man zehn franzöſiſche Meilen in einer Stunde macht. Von welcher Seite auch der Wind auf einer Eiſenbahn wehe, ſo hat man, wenn man ſich in der Richtung des Impulſes frei ſetzt, immer den Wind im Geſicht, und wenn es Gegenwind iſt, ſo wirkt er mit außerordentlicher Kraft. Es iſt eine Art heftiger Beſprengung, wie die Wellen an einem ſtürmiſchen Tage in einem Seebade, eine Douche von Luft, welche ganz die Gewalt der Waſſerſturzbäder hat. Es wird eine Zeit kommen, wo die Reiſe mit Dampfwagen in gewiſſen Fällen ſo ernſtlich und mit mehr Erfolg, als Reiſen nach Dieppe und den Pyrenäen, angerathen werden. Der Arzt wird zu dem Patienten ſagen: machen Sie 10, 12, 15 Reiſen mit dem Dampfwagen, wie man jetzt ſagt: Nehmen Sie 10 Seebäder oder trinken Sie 10—15 Quart Waſſer." Der überſchwänglich hoffnungsvolle médécin auteur ſchließt: „Es wird einen Arzt der Eiſenbahnen geben, wie es einen Schiffsarzt gibt."

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 115. — den 15. Juni 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Johann Pol.

(Fortſetzung.)

Nun kroch Pol auf der Erde fort, brach ſich Bahn durchs Geſtrüpp und klomm an den Felſen herab, leiſe und vorſichtig, wie eine Schlange, und bald befand er ſich unter dem hohen Laubdache, das von jenen Giftbäumen gebildet wird. Wilde Freude machte ſein Herz ſtärker ſchlagen; es lag Wonne für ihn darin, daß er gefliſſentlich körperlichen Leiden, die ihn, wie er wohl wußte, nun gewiß heimſuchen mußten, Trotz bot, um ſeiner Rache ein Genüge leiſten zu können.

„Faſſe nur Muth, theure Julie, und ſei beherzt.“

„Nur der Gedanke, was aus unſerm Kinde werden ſoll, peinigt mich und bringt mich zur Verzweiflung. Tag für Tag muß ich es ja mit anſehen, wie es ſich unter den Negern umhertreibt, und kann das doch nicht ändern.“

„Beruhige Dich; ich will ſchon Mittel finden, die Judith zu kaufen.“

„Das möge der Himmel geben.“

Aber die Hölle hatte es gehört, und Johann Pol lächelte.

„Es wird kühl, der Morgen naht und der Tag bricht bald an. Nun kehre um, Julie, ich bitte Dich innig darum.“

„Geliebter, Du täuſcheſt Dich; der Abendthau liegt ja noch und verbreitet ſeine erquickenden Düfte.“

„Wenn ſie zu Hauſe merken, daß Du nicht dort biſt, ſo ſind wir ja verloren; darum geh.“

„Dir zu Liebe will ich jetzt umkehren.“

„Lebe wohl, geliebte Julie; lebe wohl.“

Der Mann ſprang raſch in ſeine Schaluppe; das Tau, womit ſie am Ufer befeſtigt war, fiel ins Waſſer; Pol vernahm einige leichte Schläge mit dem Ruder, und bald war das Schifflein in den Wind gekommen, der es eilig vor ſich hertrieb. Auch Julie, von der treuen Judith begleitet, verſchwand bald hinter den Felſen.

Schon traten die Neger aus ihren Hütten, um an die Arbeit zu gehen; die Perlhühner gluckten, die Kormoran- und Fregatvögel erhoben ſich in die Lüfte und ſchwebten mit weitausgebreiteten Fittigen hoch über der See; ein friſcher Wind bewegte die dürren Blätter am Zuckerrohre; es war überall Morgengeräuſch und der Tag brach an.

Als Johann Pol auf ſeiner Pflanzung erſchien, ſchreckten ſeine Leute vor ihm zurück; kaum konnten ſie ſeine Geſichtszüge erkennen, der Kopf war ihm dick aufgeſchwollen. Das Gift hatte gewirkt; er mußte ſich legen; ein eiſiger Strom rollte durch alle ſeine Adern; die Haut bedeckte ſich bald mit bösartigen Geſchwüren, und auf die Kälte folgte eine ſo brennende Hitze, als hätte eine Hand alle ſeine Glieder mit glühenden Kohlen eingerieben. Es klang ihm in den Ohren; im Kopfe ward es ihm dumpf und ſchwer; es war, als würde ihm die Bruſt zerſprengt und der Leib auseinandergeriſſen; das Manzanillofieber marterte ihn furchtbar, er litt unſägliche Pein, aber doch lächelte er, er war voller Freude, denn der Arzt hatte ihm ja geſagt, hatte ihm die hei-

Digitized by Google

lige Verſicherung gegeben, daß er kein Opfer der Krankheit werden, daß er nicht ſterben würde.

So verlebte Johann Pol manche Woche, und der Rachedurſt war ihm lindernder Balſam für ſeine Schmerzen.

7.

In den Colonien darf Niemand auf ſeinen Reichthum trotzen; er iſt dort vergänglicher als anderswo, und weitausſehende Pläne für die Zukunft darf dort Niemand auf ihn bauen; denn wer heute noch Ueberfülle an Glücksgütern hat, kann morgen ſchon arm ſein. Es darf nur eine bösartige Krankheit die Neger dahinraffen, oder es entfliehen die Sklaven und laufen ins Gebirge, oder es zieht ein Alles niederwerfender Orkan über die Pflanzung, oder es ereignet ſich irgend ein anderer Unglückfall, — dann iſt der reiche Mann ein Bettler, und der früher ſchwelgte, muß nun darben.

Auf Guadeloupe ſprach man ſchon längere Zeit davon, daß es mit Herrn von Mannerat's Vermögen nicht zum Beſten beſtellt ſei, und als die Nachricht kam, ein mit Producten von ſeiner Pflanzung beladenes, nach Nantes abgeſchicktes Fahrzeug ſei unverſichert geweſen und untergegangen, war es um den Reſt ſeines Credits völlig geſchehen. Er hatte viele Schulden und die Gläubiger wurden dringend. Sein Stolz war tief gekränkt, und er mochte nicht länger in einer ſo drückenden Lage bleiben. Und ſo entſchloß er ſich denn, einen Schritt zu thun, deſſen furchtbare Folgen er allerdings nicht vorherſehen oder auch nur ahnen konnte.

Um ſeine eingegangenen Verpflichtungen erfüllen zu können, blieb ihm nur ein Mittel, und dieſes beſtand darin, daß er ſeine Pflanzung an der Mahautbai verkaufte. Er beſaß nämlich noch eine zweite, die zwar kleiner war und in einem entfernten Theile der Inſel lag, aber den Vortheil eines ſehr geſunden Klimas und den Vorzug hatte, daß ſich der unausſtehliche Johann Pol nicht in ihrer Nähe befand. Der Verkauf der Pflanzung, welche Mannerat bisher bewirthſchaftet hatte, wäre dieſem ein Dolchſtich geweſen, wenn er geahnet hätte, daß die Welt den eigentlichen Beweggrund zu dieſem Schritte recht gut kannte; er meinte aber, alle Welt meſſe den Vorwänden, welche er anzugeben für gut fand, vollen Glauben bei, und ſo ließ er denn auf den achtzehnten Februar des Jahres Eintauſend achthundert und acht ſein Beſitzthum an der Mahautbai öffentlich feil bieten.

Als er dieſen Entſchluß ſeiner Tochter Julie kund that, konnte er ſchon nicht mehr zurück; alle ihre Bitten, einen ſo entſcheidenden Schritt noch aufzuſchieben, wären bei einem Manne von ſeiner Sinnesart auch völlig fruchtlos geweſen.

Als er von einer Reiſe nach Pointe-à-Pitre, wo er das Nöthige beſorgt hatte, wieder heim kam, drängten ſich die Neger dicht an ihn, denn er war länger fort geweſen, als er ſonſt zu thun pflegte, und die armen Sklaven mochten wohl ahnen, daß etwas Außergewöhnliches vorgefallen ſei. Es war gegen Abend, die Sonnenhitze und die ſchwüle Luft hatten, nebſt Aerger und Verdruß, dazu beigetragen, die Bläſſe auf Mannerat's Antlitz noch tiefer zu färben, und in ſeiner ganzen Haltung, in ſeinem Benehmen, lag etwas Unheimliches.

Julie hatte keine Ahnung davon, wie es mit ihrem Vater eigentlich ſtand. Sie war auch jetzt, wie immer, gleichgültig gegen Alles, was mit ihrer Liebe in keiner Verbindung ſtand, und träumte von einer troſtreichern, glücklichen Zukunft. Sie ſaß, mit Nähtereien beſchäftigt in ihrem Zimmer; neben ihr die treue Judith, welche von Zeit zu Zeit das Wort an ſie richtete. Auf einer bunten Matte ſpielte ein kleines bleich ausſehendes Mädchen barfuß mit einer brauniedernen Puppe; die Fenſter waren geöffnet, die friſche Luft ſtrömte ins Gemach, und der Wind bewegte die grünen Tamarindenzweige.

8.

Als Herr von Mannerat ins Zimmer trat, dachte Julie eben an ihren fernen Freund, warf einen Blick auf ihr Töchterlein, und ſummte ein Liebeslied vor ſich hin. Judith und die Kleine entfernten ſich, da der Gebieter kam, und dieſer rief, ihnen mitleidig nachſehend, aus: „Arme Judith! — Arme Kleine!“

Julie war erſtaunt darüber; ſolche Worte und ſolche Gefühle äußerte ihr Vater ja ſo ſelten, und ſie wagte es, ihn nach der Urſache zu fragen.

„Meine Tochter, dieſe Pflanzung wird verkauft und ich ziehe mich nach Capeſterre zurück, meine Gläubiger ſind zu dringend geworden.“

„Und Ihre Neger?“ fragte Julie tiefbewegt, ſo daß ſie ihrer Regungen kaum Herr werden konnte. „Was wird aus denen?“

„Die werden verkauft.“

„Alle?“

„Ja wohl, alle mit einander. Ich brauche Geld, viel Geld.“

Digitized by Google

„Deſto ſchlimmer," fuhr Julie mit matter Stimme fort, und ihr Antlitz ward bleich wie der Tod. „Ich beklage die Armen."

„Höre Mädchen; dieſes Mitleiden kommt mir ſonderbar vor."

„Wann ſollen ſie verkauft werden?"

„Uebermorgen."

„So kann ich wohl der Judith die nöthigen Anweiſungen zum Einpacken meiner Sachen geben."

„Judith wird auch mit verkauft. Niemand iſt ausgenommen."

„Wie, auch meine Judith? Und ihr Kind..." ſetzte ſie kaum hörbar ſchnell noch hinzu.

„Wird, auf Seele! auch losgeſchlagen und zu Gelde gemacht."

Als er dieſe letzten Worte ſprach, war er ſchon ungeduldig, und müde des Fragens wie des Antwortens. Mit raſchem Tritte verließ er das Zimmer und eilte zu ſeinem Verwalter, der Alles zum Verkaufe anordnen ſollte.

Julie ſaß da, wie feſtgebannt an ihren Sitz, und vom Schmerze wie vernichtet, bis ſie endlich Thränen fand und ihrer Herzensangſt und Verzweiflung einigermaßen Luft machen konnte. Jetzt ermaß die Unglückliche zum erſten Male die ganze Größe ihres Elendes. Und doch leuchtete ihr jetzt noch ein Hoffnungsſchimmer, und es zeigte ſich ihr die Möglichkeit, ihr Kind, eben dadurch, daß es verkauft wurde, retten zu können. Sie hatte ja Schmuckſachen von Werth, und wenn er auch arm war, ſo konnte er ja doch wohl ſo viel Geld zuſammenborgen, als nöthig war, um Judith und das Kind zu kaufen. Seine eigene Tochter kaufen. Europäiſche Mütter, ihr wißt nicht, was das heißt!

9.

Als es unter Mannerat's Negern bekannt wurde, daß ſie ſammt der Pflanzung verkauft werden ſollten, freuten ſich Einige, tanzten und ſprangen bei dem Gedanken, fernerhin nicht mehr dem harten, überſtrengen Herrn anzugehören; andere bedauerten ſehr, von ihm getrennt zu werden, und hoben die wenigen guten Eigenſchaften, welche er beſaß, lobpreiſend hervor. Es iſt eine uns befremdende Erſcheinung, daß im Herzen des ſchwarzen Sklaven noch Anhänglichkeit für einen weißen Gebieter lebt, und daß der Neger Thränen hat für einen Menſchen, der ihn oftmals unbarmherzig peitſchen ließ.

Niemand aber nahm die Nachricht vom Verkaufe der Pflanzung mit ſolcher Freude auf, als Johann Pol, der jetzt wieder in der Geneſung begriffen war. Ein ſataniſcher Gedanke ſetzte ſich in ſeinem Kopfe feſt. „Ich habe es heraus, es iſt gefunden!" rief er laut, und drückte dem Manne, der ihm den Tag anzeigte, an welchem die Verſteigerung Statt haben ſollte, krampfhaft die Hand. Und nach wenigen Minuten ſtand er auf von ſeinem Siechbette. Jetzt war er einig mit ſich ſelbſt, wußte, wie er Rache nehmen ſollte, und wiewohl noch matt und entſtellt durch das Fieber, machte er ſich auf, um in Perſon gegenwärtig zu ſein; er wollte ſelbſt mit eigenen Augen ſehen, wie Mannerat, ſein Todfeind, ſich bei der Verſteigerung benehmen würde. Jener Tag war für ihn ein Freudenfeſt.

Um neun Uhr Morgens ſtrömte von allen Seiten her eine Menge von Neugierigen, Müßigen und Käufern aus der ganzen Umgegend nach der Pflanzung des Herrn von Mannerat, wo die Neger, welche ſich auf den Ackerbau verſtanden, in mehrere Gruppen getheilt, zum Verkauf aufgeſtellt waren; die bisherigen Hausſklaven ſollten einzeln, Kopf nach Kopf, Weiber, welche Kinder hatten, mit dieſen zuſammen losgeſchlagen werden.

Unter den zahlreichen Anweſenden bemerkte man einen jungen hübſchen Mann, mit todtenbleichem, verſtörtem Antlitze, den nur ein einziger Gedanke zu beſchäftigen ſchien. Er ſprach viel mit einem bejahrten Manne, der ihm freundſchaftlich zugethan ſchien.

Die Glocke wurde geläutet und der Verkauf begann. Ein kalter Schweiß perlte auf Juliens Geſichte, und der junge Mann mußte ſich auf ſeines ältern Begleiters Arm ſtützen. Nachdem er wieder zu ſich ſelbſt gekommen, wußte er im Gedränge unbemerkt bis nahe an Julien heranzukommen, und flüſterte ihr ſchnell zu: „Faſſe Muth, ich habe zehntauſend Francs."

Sie lächelte ihm zu, denn nun durfte ſie hoffen; aber Johann Pol, der ſchweigſam, ein Genius des Böſen, neben Beiden geſtanden hatte, vernahm jene Worte.

Bereits waren mehrere Neger verkauft worden, hatten ihr Bündelchen, in welches ſie ihre geringe Habe zuſammengepackt, auf den Kopf genommen, und waren ihren neuen Gebietern gefolgt, die Kinder umarmten weinend ihre Väter, Liebespaare, welche hier getrennt wurden, erhoben die Hände gen Himmel, als dem Orte, wo ſie einſt wieder vereinigt werden würden, und die Weißen, auf die ſolche Scenen keinen Eindruck machten, ſtanden gleichgültig da.

Jetzt mußte Judith auf das verhängnißvolle Gerüſt treten, um von Allen genau betrachtet werden zu können.

Digitized by Google

Neben ihr ſtand das Kind mit dem bleichen Geſichte und barfuß. Judith weinte, war halb ohnmächtig, zitterte und mußte ſich an das Geländer lehnen.

„Zweitauſend Francs!" ſchrie gleichgültig der Ausrufer; — „zweitauſend fünfhundert. — Dreitauſend."

„So bieten Sie doch," ſprach der ältliche Mann zu ſeinem jungen Freunde, der ebenfalls zitterte und todtenbleich da ſtand. (D. B. f.)

Correſpondenz.

Aus München.

[Die Allerheiligencapelle, die Bauten in der Ludwigsſtraße.]

Es iſt nicht zu verkennen, daß auch in München unter myſtiſcher und künſtlich warm gehaltener Aſche ein reges geiſtiges Leben glüht, kämpft und ringt. Die Aſche wird, vom Sturm der Zeit erfaßt, verfliegen und die reine Gluth wird ſich offen als geläutertes Gold darſtellen. Der nie raſtende Zufluß von fremden Beſuchern, von Künſtlern, die ſich hier zu bilden ſuchen, von Literaten, welche ihr interimiſtiſches Neſt hier aufſchlagen, von Profeſſoren und Muſenſöhnen, von denen wenigſtens viele den Zeittendenzen zugänglich ſind, verſetzt München mit Ideen und Zeitrichtungen, denen auf die Dauer ganz zu widerſtehen unmöglich iſt. Aber ſollten wir auch in jedem andern Gliede unſeres Lebens verwundbar ſein, wir ſind unverwundbar an unſrer Kunſtſeite, die ſich einſeitig und manches andere Element verdeckend, aber doch groß und herrlich herausgebildet hat. München iſt durch ſeine Kunſtthätigkeit eine Weltſtadt geworden; das Verdienſt, die Stadt dazu erhoben zu haben, darf man dem conſequenten und unerſchütterlichen Kunſteifer unſers Königs nicht abſtreiten; in ſo großartigem Zuſammenhange manifeſtirt ſich gegenwärtig die Kunſt in keiner andern Stadt, als in München. Es ſcheint faſt, als ob ein Bauwerk das andere hervorriefe und aus dem fruchtbaren Boden dränge und als ob ſie Stämme einer und derſelben Wurzel, oder Blüthen eines und deſſelben Stammes ſeien. Wir ſehen die Allerheiligencapelle vollendet. Ihr ganzes Inneres iſt mit Goldgrund überzogen, die Kuppeln, die Niſchen prangen mit den an altbyzantiniſche Weiſe erinnernden, aber dem Zeitgeſchmack glücklich angepaßten Heiligen-Gemälden von H. Heß. Auch dieſe Gemälde ſind, wie Cornelius' Fresken in der Ludwigskirche, aus einer einheitlichen Idee hervorgegangen und ſtellen Theile eines zuſammenhängenden Ganzen dar; aber die Größe der Cornelius'ſchen Fresken ſuche man hier nicht, nicht dieſen Aufſchwung des Genies, nicht dieſe Thatkraft, nicht dieſe figurenreiche Compoſition, nicht dieſe lebendige allgegenwärtige Handlung; es ſind mehr religiöſe Stillleben, heilig liebliche Idyllenbilder, ſtatuariſch gezeichnete Engelfiguren, mehr voll rührender als ergreifender Kraft. In dieſer Auffaſſung ſpricht ſich aber zugleich auch der Tact des Künſtlers aus; ſeine Gemälde durften keinen andern Charakter tragen, wenn ſie nicht mit dem Charakter der nicht ſehr räumlichen und mehr zierlichen als großgliedrigen Kirche in ein Mißverhältniß treten ſollten. Wahrhaft bezaubernd war der Anblick der Allerheiligencapelle in der Weihnacht bei Kerzenbeleuchtung. „Das röthliche Licht," äußert ein Berichterſtatter, „tauſendfältig gebrochen, durchſchattet, und von dem glänzenden Goldgrunde wieder zurückgeworfen, verlieh den Freskomalereien wie allen farbigen Theilen des Gebäudes eine Harmonie, wie der Maler mit den verſchmelzbarſten Tinten und durchſichtigſten Laſuren auf der Leinwand nicht hervorzubringen vermag. Dazu die Verhältniſſe und Formen im Innern des Gebäudes, welche mit der geſammten Verzierung, dem Goldſchmuck, dem farbigen Marmor und den in faſt verſchwenderiſcher Fülle vorhandenen Freskomalereien ſo innig übereinſtimmen, daß das Einzelne organiſch aus einander erwachſen und ſich wie zu einer rieſigen, vielgegliederten Wunderblume entfaltet zu haben ſcheint." — Ueber die Freskomalereien des Ritters v. Cornelius zu ſprechen, halte ich für unnöthig, da ein Vorgänger von mir bereits in Ihren Blättern in ſeiner Charakteriſtik des Künſtlers das Wiſſenswürdigſte davon mitgetheilt hat. Die Ludwigskirche liefert indeß den Beweis, daß der Glaube, als ſei uns der Kirchenbauſtyl abhanden gekommen, ein Wahnglaube iſt. Wenigſtens in katholiſchen Ländern weiß man noch Kirchen zu bauen; das proteſtantiſche Deutſchland hat in ſeiner Werderſchen Kirche in Berlin nur einen ſchwachen Verſuch geliefert, der nicht gerade mißrathen, nicht den Regeln der Kunſt zuwiderlaufend, aber doch ohne Glauben, ohne Schwung, ohne religiöſe Begeiſterung gemacht worden iſt. Das Innere der Ludwigskirche geſtaltet ſich beſonders großartig, wenn auch die ungeheuern Malergerüſte darin zur Zeit noch keinen Ueberblick geſtatten. Das Dach der Kirche beſteht aus zierlicher, buntfarbiger Moſaik und macht einen beſonders freundlichen Eindruck. Leider bildet das Portal der Kirche mit der Ludwigsſtraße, in die ſie hineingebaut iſt, eine Linie, und es iſt ein eigenthümliches Schickſal, daß ſämmtliche Kirchen Münchens, bis auf die neuerbaute Mariahülfkirche und die etwas ſchwächliche proteſtantiſche Kirche mehr oder weniger verbaut ſind. In der Ludwigsſtraße erdrückt ein herrliches Gebäude das andere; da findet man das ſchöne Bibliothekgebäude, das Gebäude des Kriegsminiſteriums, welches mit ſeinem ſchweren Styl auf größere Dimenſionen Anſpruch zu machen ſcheint, um ſelbſtſtändig zu wirken, die Ludwigskirche, und das Univerſitätsgebäude, welches ſich immer mächtiger erhebt, um mit dem theologiſchen Seminar gegenüber die Ludwigsſtraße gegen Norden würdig abzuſchließen. Für alle dieſe Gebäude hat München eine Localität, wie ſelten eine Stadt, ich meine die Hügelerhebung des Gaſteig von der Vorſtadt Au, die Ufer der Iſar entlang, bis zur Prater-Inſel. Hier würde beſonders die Glyptothek in ihrer echt claſſiſchen Säulenruhe ihre Stelle gefunden haben. Unſre Zeit aber, ganz ihrem Charakter entſprechend, liebt den Höhenbau nicht; ſie legt ihre Anbaue, wie der Strauß ſeine Eier, am liebſten in den Sand, und die flachſte, ſandigſte Gegend, welche die langgeſtreckten, nach der Schnur gezogenen Straßen begünſtigt, iſt ihr die bequemſte und geſuchteſte.

(Der Beſchluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 116. — den 16. Juni 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Julius Moſen's Ahasver.

Was wir Mythe nennen, iſt die Ahnung deſſen, was die Geſchichte zur Wirklichkeit bringt. Selbſt die heiligſte der Wahrheiten, vor der alle Wirklichkeit in Staub ſinkt, die Wahrheit, daß es einen Gott gibt, verkündigte ſich am Anfange nur als eine Mythe. Die alten Kindervölker hatten nur die Sage vom Daſein eines Gottes. Eine fieberhafte Todesqual, eine zitternde Sehnſucht, ſo regte ſich der erſte Glaube an Gott, und als namenloſe Angſt, als unerklärtes dunkles Weh lief die Sage von Geſchlecht zu Geſchlecht, durchaderte die Fibern der Völker und nöthigte ſie unbewußt zum Thun und Handeln. Und was ſie thaten und auf der Scholle des Erdenlebens vollbrachten, war nur die Aeußerung des ſtill verborgenen Glaubens, der als Seele ſeinen Leib gebar. In der Geſchichte erfüllte ſich nur, was die Sage dunkel verhieß, jedes Volk, das Geſchichte machte, rief damit nur ſeinen Mythus zur Wirklichkeit. Wie ſie den Gott, von deſſen Daſein die Sage ging, begriffen, ſoweit brachten ſie ihn auch nur zur Erſcheinung, und Gott ſelbſt wurde im Thun der Menſchen aus einer Sage zur Geſchichte. Die chriſtliche Welt wird erſt dann in ihrer Entwickelung fertig ſein, wenn ihr Mythus, Gott ſei Menſch geworden, vollkommene Wirklichkeit geworden. Und an der Verwirklichung dieſer Sage werden die Geſchlechter Jahrtauſende lang und Jahrtauſende lang arbeiten; ihr Endziel iſt unabſehbar. Hinter dem Glauben an die Menſchwerdung Gottes ſchleicht als ſein Schatten der Zweifel. Als der Herr auf dem Wege nach Golgatha von der Kreuzeslaſt erdrückt zu Boden fiel, da ſprach er bittend zu einem finſtern Mann, der an der Pfoſte ſeiner Thür mit müßiger Schauluſt lehnte: O, laß mich raſten auf der Schwelle Deines Hauſes, meine Laſt iſt übergroß, ich erliege! — Aber ſpottend rief jener: Du willſt ein Gott ſein und bedarfſt der menſchlichen Hülfe? Und wie er ihn mit dem Fuße von der Schwelle ſtieß, richtete ſich Chriſtus auf und ſprach: Weil ich Gott bin, will ich in den Tod gehen, mich hingeben und den Wandel erpeüſen, wie ſich aus Tod ewig Leben erzeugt. Weil ich Gott bin, kann ich ſterben, nur das Göttliche gibt ſich hin. Du aber, der Du im Wandel das Ewige nicht begreifſt, bleibe wandellos und lebe ewig, ſo ewig wie die Materie, die der Fluch des ewigen Beſtehens gebannt hält!

So hat ſich die Sage vom ewigen Juden als eine Andeutung deſſen geſtaltet, was der Kampf der Weltgeſchichte durchführt. Chriſtus der Geiſt, und Ahasver die Materie. Der Geiſt geht in den Wandel ein, er hat in ihm ſein Leben, und weil er die Freiheit iſt, ſo kann er auch ſterben wollen, denn er iſt ſeines Daſeins gewiß, er ſtirbt wirklich, aber im Tode fühlt er ſich zum höhern Leben beflügelt. Die Materie trotzt auf ihr Daſein; weil ſie keinen Tod kennt, meint ſie ewiges Leben zu haben, und dies ewige Leben iſt der Fluch, der ſie für die Frevelthat der Empörung wider den Geiſt trifft. Dieſer Gegenſatz liegt in der Schöpfung, er läuft durch die ganze Entwicklung der Menſchheit, er tritt in den mannichfaltigſten Geſtaltungen im Leben jedes Volkes,

Digitized by Google

im Daſein jedes Einzelnen hervor. Er beſtätigt ſich in religiöſen Dingen als Glaube und Zweifel, in dem Kampfe der modernen Geſchlechter als Wollen und Gebundenſein, als Freiheit und Nothwendigkeit. Auch die Freiheit ſtirbt, und doch iſt ſie ein ewig auferſtehendes Leben, eine Gottheit, die ſich in den Tod ſtürzt, um in neuen Wandelungen das alte Daſein zu beginnen. Die Nothwendigkeit ſtirbt nicht, aber ihr Leben iſt die Starrheit des immerdar gefeſſelten Todes.

Die Metaphyſik dieſes Themas hat Julius Moſen in ſeinem Epos nicht erſchöpft; auch iſt dies kaum Zweck eines einzelnen Gedichts; er hat nur den Gegenſatz zwiſchen Glauben und Zweifel feſtgehalten. Chriſtus ſpricht zu Ahasver, der ihn verhöhnt, weil er Gott ſein will und doch ſtirbt:

„Ans Erdenleben haſt du dich verwettet,
Es werde dir zu Theil, was du begehrt,
So ſei an dieſes Leben angekettet!“

„Vorüber ſpurlos ſollen die die Zeiten,
Vorüberſchreiten machtlos an dir hin,
Vorüber, aber lang wie Ewigkeiten!“

„Verſagt ſei dir des Todes ſüßer Frieden,
Verſagt des Menſchen letzter Troſt, der Schlaf,
Verſagt von nun an alle Ruh hienieden!“

Ahasver war auch unter jenen Schreiern geweſen, die das „Kreuzige!“ anſtimmten. Er hatte Chriſtus gebeten, ſeine Kinder vor dem Gelüſt des römiſchen Cäſar zu ſchirmen; ſie waren ſeine einzige Freude, der Inhalt ſeiner Lebenswünſche. Chriſtus rettete ſie nicht, und Ahasver verhöhnte die Ohnmacht eines Menſchen, der Gott ſein wollte. In dem Bannfluche aber, den der Herr über ihn verhängt, wird ihm eine dreifache Friſt und die Wiedergeburt ſeiner Kinder verheißen. Nun beginnt der Verſuch Ahasver's, das Glück ſeines Lebens, dieſe Kinder, ſich zu erhalten, ohne dem Gott der Chriſten anheimzufallen. Titus ſtürmt Jeruſalem. Lea, Ahasver's Tochter, wird von einem Chriſtenjüngling geliebt, und im Momente der Entſcheidung ſtürzt Ahasver die Abgefallenen in die Flamme. Er ſelbſt ſteigt unverſehrt aus dem Brande der alten Judenſtadt. Die zweite Friſt beginnt, die Kinder ſind wieder ſein; der Himmel verſucht noch einmal, ihn und die Kleinen zu gewinnen. Ahasver birgt ſie in die Wüſte, eine Hirſchkuh wird ihre Amme und Mutter; im Schooße der einſamſten Natur hält er ſie ſicher, während er mit Kaiſer Julian, dem Apoſtaten, gegen Jeruſalem zieht, um das Grab des Erlöſers zu zerſtören. Sehr ſchön ſchildert Moſen den letzten Frühling, den der heidniſche Naturdienſt unter Julian erlebte. Julian war es, der zum letzten Male in den Hades ſtieg, um die alte Mutter Cybele und die Götter ins Leben der Menſchen zurückzuführen:

„Da jauchzte die Natur im inn'ren Herzen
Und brannte an und ſchwang durch Flur und Hain
Wie Feuerbrände alle Blüthenkerzen.“

„Es ſchien, als wollt' ſie nur noch einmal blühen,
In ſchmerzlich ſüßer Wolluſt ſich nun ſelbſt
In einem Lenz verzehren und verſprühen.“

„Als wollt' den Menſchen ſie noch einmal küſſen,
Das vielgeliebte Kind, eh' es von ihr
Auf ewig blutend würde weggeriſſen.“

„Noch einmal nur in brünſtigem Entzücken,
Lautweinend bald in Luſt und bald in Schmerz
An ihre Bruſt zum letzten Abſchied drücken!“

„Da ſchürzten ſich die flüchtigen Najaden
Mit langen Schleiern heimlich im Gebirg,
Zum Tanze all' die ſcheuen Oreaden.“

„Da ſteht am Himmel ſtill, zurückgewendet
Mit ihrem Mond die keuſche Cynthia
Und harret, bis der Reigen ſich geendet.“

„In ſolcher Nacht ward jener Plan erſonnen“ —

Allein der Heidenfürſt wittert am heiligen Grabe die Nähe eines Gottes, Blut ſoll den blutigen Tod des Chriſtenheilandes ſühnen. Der Zufall iſt tückiſch und Ahasver's Kinder ſind die Opfer, aber Engel ſteigen nieder und ſchirmen ſie mit der rettenden Wolke, wie die Göttin einſt Iphigenien entführte. Sehr ſchön iſt die nachfolgende Schilderung Ahasver's. Er ſteht wieder allein in der Schöpfung, die ewige Liebe hat ſeinen Zorn entmannt. Er wandert über Berg und Thal. Die Blumen, die Felſen, die Sterne fragen ihn: wo ſind deine Kinder?

„Da ſchreit er auf: Er hat ſie mir geſtohlen!
Ihr Blumen, Bäume, Flüſſe, ſagt mir an:
Wo find' ich ſie, wo ſoll ich mir ſie holen?“

„Einäugig heller Tag mit frechem Lichte,
Du alte Nacht, ſprecht, kamen euch nicht wo
Zwei Kinder, meine Kinder zu Geſichte?“

„So frage ich! Schmachvoll müßt ihr verſtummen;
Nehmt hin von meinem Fluch ein kleines Theil,
Um ſchaudernd euch in Elend zu vermummen!“

„Und Ahasver ſank auf den Felſen nieder
Auf des Gebirges allerſteilſter Höh',
Dahingeſtreckt die todesgier'gen Glieder.“

„Der Thaten zwar, nicht der Gedanken müßig,
War er ſich ſelbſt, war Alles ihm verhaßt,
War er des dumpfen Lebens überdrüſſig.“

„So weilt er dort auf himmelhohem Sitze;
An ſeiner Bruſt zerſchmilzt des Winters Eis,
An ſeinem Haupt verſprüht die Macht der Blitze.“

„Dort ruht er wie ein Fels am Felſen oben
So lange, bis von Dornen und Geſträuch
Er überwachſen war und eingewoben —“

Digitized by Google

„So ſtarr und ſtill, daß Adler ſich getrauen,
Die menſchenſcheuen Adler, ihren Horſt
Ihm zwiſchen ſeine Füße einzubauen;"

„So weilt er dort, gequält ſich ſelber quälend,
Und ruhelos ſelbſt in der Ruhe noch,
Gramvoll die Schläge ſeines Herzens zählend."

Zur dritten Friſt verbündet ſich Ahasver mit den fanatiſchen Söhnen des Islam, um die Wiege des chriſtlichen Glaubens zu verwüſten, allein auch zum dritten Male fallen ſeine Kinder als vergebliche Opfer. Das Gedicht ſchließt ohne Ende, wie der Kampf ſelbſt endlos fortbeſteht. Der Zweifel arbeitet noch immer am Glauben, der Verſtand, ſein Vater, iſt raſtlos bemüht, die Menſchheit in ſich ſelbſt das Heil ſuchen zu laſſen, ohne des Himmels zu bedürfen. Den Hinweis auf dieſe Deutung der Sage von Ahasver gab ſchon Goethe im dritten Theile ſeines Lebens; Moſen hat dieſen Sinn der Mythe noch mehr ausgeführt. Allein ſeinem Gedichte fehlt aller Bezug auf das moderne Zeitalter, der moderne Ahasver iſt noch von Niemand zur Geſtalt gebracht, noch von Niemand als der moderne Prometheus erfaßt, der aus Zorn gegen den Gott die Menſchheit beglücken will. Auch dürfte ſich hierzu ſchwer die Form des Epos eignen, wie ſie Moſen wählte. Zum Roman iſt Ahasver's Geſtalt zu mythiſch, zum Drama zu wenig Geſtalt und Perſon. Es geht dem ewigen Juden wie dem Fauſt, ſeinem Gegenſtück. Er iſt wie dieſer ein Complex von Ideen, wofür eine Miſchform tauglich ſcheint, wie ſie dem Goethe'ſchen Gedicht aufgenöthigt wurde. Byron hatte den Sinn dazu, den modernen Ahasver zu dichten; er hätte auch die zutreffende Form dafür gefunden. Soweit Moſen die Sage führte, eignete ſich ſehr wohl dieſe Art Epos dazu, allein weiter hinaus und den Intereſſen unſeres Jahrhunderts näher gerückt, würde der Verſuch, dieſe unvollendete Terzine beizubehalten, nicht glücklich ablaufen. Moſen hat nicht ohne Bewußtſein dieſen Vers gewählt, den er auch ſchon früher in ſeinem „Lied vom Ritter Wahn," jener altitaliſchen Sage, anwandte, die in vieler Beziehung einen Gegenſatz zum Ahasver bildet. Das raſch Vordringende der gereimten Zeilen ſteht mit der mittleren, durchgängig reimloſen und vereinzelt bleibenden, in bedeutungsvollem Bezug. Das Gefühl der Unbefriedigung, die unfruchtbare Sehnſucht, liegt in dieſem Maße wie in dem Inhalt des Gedichts und dem Charakter des Helden.

Wer von den deutſchen Dichtern wird für einen modernen Ahasver die geeignete Form finden?

Johann Pol.

(Beſchluß.)

„Viertauſend Francs! Zum erſten; — zum andern. Bietet Niemand mehr? Zum ...."

„Sechstauſend!" rief Johann Pol ganz kalt, und aller Blicke waren jetzt auf ihn gerichtet. Denn den Berechnungen jener Menſchenfleiſchhändler zufolge, waren Judith und das Kind bei weitem ſo viel nicht werth.

„So bieten Sie doch über; nur den Muth nicht ſinken laſſen!" ſprach abermals der ältliche Mann.

„Siebentauſend."

„Neuntauſend!" rief Johann Pol; und alle ſtarrten ihn an. Julie aber ward ohnmächtig, ihre Kniee verſagten den Dienſt; ſie hörte und ſah nichts mehr.

„Nun noch einmal," flüſterte der Alte, aber ſeine Stimme zitterte und er war tief bewegt.

„Zehntauſend Francs."

„Zehntauſend Livres," ſchrie der Ausrufer. „Kein Gebot weiter? Alſo zehntauſend zum erſten, zum andern, zum dritten und ...."

„Zwölftauſend Francs," ſprach Johann Pol, ohne aufzublicken oder auch nur eine Miene zu verziehen. Niemand bot höher, der Ausrufer klopfte mit dem Hammer, Judith und das Kind waren in aller Form Rechtens Eigenthum des Mulatten. Die Verſteigerung war zu Ende, und alles drängte ſich jetzt zu Fräulein Mannerat, denn Julie lag bewußtlos am Boden. Der ältliche Mann und der jüngere trugen ſie ins Haus; während Johann Pol bezahlte, das Kind auf den Arm nahm und fortging. Judith ſchwankte hinter ihm her.

Als aber der Mulatte wieder auf ſeiner Pflanzung angekommen war, da ſah er wohl ein, daß er auf ihr mit ſeiner Beute nicht ſicher war. Darum beeilte er ſich, Alles, was er beſaß, zu Gelde zu machen, verließ die Mahautbai, und ſagte Niemanden, wohin er ſich gewandt hatte.

Als einige Tage nachher eine engliſche Goelette, an deren Bord ſich ein Mulatte als Paſſagier befand, die Höhe von Guadeloupe erreicht hatte, ſchwammen zwei zuſammengebundene Leichname, von den Wogen hin und her geſchaukelt, vorüber. Es waren die eines jungen Weibes und eines Mannes, der in der Blüte ſeiner Jugendjahre geſtanden hatte. Als der Schiffsjunge, der ſie zuerſt geſehen, der Mannſchaft zurief, was ihm zu Augen gekommen war, eilten Alle nach dem Steuerbord, und der Capitain ſprach, eine Thräne im Auge zerdrückend, zu den Matroſen: „Jungens, ich wette, das iſt ein Liebespaar geweſen. Die Armen! Gott nehme ſie auf ins

Digitized by Google

Himmelreich." Und alle die rauhen Seeleute waren tief bewegt. Auch der Mulatte ſchaute hinein in die See und betrachtete die Leichname; aber er allein blieb unbewegt.

10.

Es mochten ſeitdem wohl ſiebzehn Jahre verfloſſen ſein. Herr von Mannerat ſtand ganz allein in der Welt, Schmerz und Unglück hatten ihn gebeugt; er konnte den Gedanken an ſeine verlorene Tochter nicht los werden, und beſchloß endlich, den Reſt ſeiner Tage in Europa zu verleben. Als er eines Abends, da es eben zu dämmern begann, in Paris durch den Tuileriengarten ging, fiel ihm die Geſtalt eines Mannes auf, der ihm bekannt vorkam. Sein Geſicht zwar war durch Alter und Gram ſchwach geworden, aber doch erkannte er endlich den Mulatten, denn der Haß hatte ihm deſſen Züge tief ins Gedächtniß geprägt. Er führte eine Weiße am Arme, deren Geſichtszüge Herrn von Mannerat an die ſeiner Tochter Julie erinnerten; und unter einem Kaſtanienbaume ſpielten zwei kleine Mulattenkinder unbefangen im Sande.

Der alte Kreole wurde ohnmächtig und ſank auf eine der ſteinernen Bänke nieder. —

Johann Pol hatte ſich zur Rache nicht des Dolches oder Giftes bedient. Denn der Tod iſt für ein Schlachtopfer, das zu demſelben, ohne es zu ahnen, auserkoren wurde, keine Pein. Darum verwarf der Mulatte den Mord; denn er wollte ſeinen Haß gründlicher befriedigen und ſich an ſeinem Feinde empfindlicher rächen. Er war ein Opfer des Vorurtheils, darum wollte er ſeine Feinde mit ihren eigenen Waffen aufs tiefſte verwunden, denn er ſprach zu ſich ſelbſt: „Die Weißen haben mich verachtet und geſchmäht wegen meiner Hautfarbe; ſie haben mir geſagt, ich ſei da, um Sklave zu ſein, und ſie wären zum Herrſchen geboren; alle Verbindung zwiſchen ihnen und mir ſei für ſie eine Schmach, ein Schimpf, ein Schandfleck. Wir wollen einmal ſehen. Ich werde mein Blut mit dem ihrigen miſchen und Rache nehmen, dadurch, daß ich zwiſchen ihnen und mir Familienbande knüpfe."

Johann Pol aber hatte die Enkelin des Herrn von Mannerat nicht ehelich zu ſeinem Weibe genommen.

Correſpondenz.

Aus München. (Beſchluß.)

[R. Marggraff's Kunſtblatt.]

Nach Ziebland's Plane erhebt ſich die Baſilika oder Bonifaciuskirche, mit fünf Schiffen, der Glyptothek gegenüber; in der Vorſtadt Au die Mariahülfkirche, die, wie ſchon angedeutet, von allen Kirchen Münchens am freieſten ſteht. Unter allen Neubauten iſt ſie mir als ein Verſuch, den rein gothiſchen, echt chriſtlichen Styl wieder in Aufnahme zu bringen, der merkwürdigſte und, wie ich ſagen möchte, perſönlich liebſte. Ohlmüller aus Bamberg iſt ihr Erbauer, und es läßt ſich von ihm wohl erwarten, daß er bei größerem Aufwand der Mittel und wenn ihm Gelegenheit gegeben würde, einen kirchlichen Bau in noch größeren Maſſen und Dimenſionen aufführen zu können, das Großartigſte im gothiſchen Bauſtyl leiſten würde.

Längſt mußte es auffallend ſein und ſchmerzlich gefühlt werden, daß in einer Kunſtſtadt wie München kein Journal beſteht, welches in fortlaufender Berichterſtattung die hieſigen Kunſtleiſtungen dem Publicum vorführt. Dieſe Lücke war auch beſonders den hieſigen Malern fühlbar, welche ihre Productionen nur gelegentlich in den verſchiedenſten Blättern, z. B. im Phönix, im Kunſtblatt zum Morgenblatt und, ſeit R. Marggraff's Anweſenheit in München, auch in der berliner Voß'ſchen Zeitung beſprochen fanden. Es gehörte wahrlich keine Eitelkeit dazu, dieſen Mangel zu fühlen, zu bedauern und zu wünſchen, daß ihm abgeholfen werde; aber es war doch offenbar ein Mißverhältniß zwiſchen ihren Productionen und ihrem Rufe vorhanden, während das rede- und lobſüchtige journaliſtiſche Berlin alle Backen vollnahm, um die aus Berlin hervorgegangenen Schüler bis auf den unbedeutenſten Genremaler und Portraitbildner herab als Meiſter der Kunſt auszurufen. So kam es, daß die Münchner faſt vergeſſen wurden, während die oft ſo modernen und ſchwächlichen Düſſeldorfer die Tageskritik faſt in ganzer Breite in Beſchlag nehmen. Die münchner Künſtler wollen nur, daß man ihnen gerecht werde. Schon jetzt hat Rudolph Marggraff durch vielſeitige journaliſtiſche Thätigkeit bedeutend dahin gewirkt, die Münchner in ihr Recht einzuſetzen und den unbedingten Glauben an die Autorität norddeutſcher Schulen zu beſchränken. Es mußte daher in den Kreiſen der hieſigen Künſtler und Kunſtfreunde Aufmerkſamkeit und Freude erregen, als man vernahm, daß Marggraff mit den leipziger Buch- und Kunſthändlern Engelmann und Weigel abgeſchloſſen und ein Kunſtblatt begründet habe, welches, wie man hört, auch die andern deutſchen Schulen mit gleicher Unparteilichkeit wie die münchner zu beſprechen den Zweck hat. Es wird mithin, wie man hofft, ein Centralblatt für die Gegenwart der deutſchen Kunſt bilden. Zugleich iſt es ihm gelungen, nicht blos bei Cornelius, ſondern auch bei ſämmtlichen Mitgliedern der Akademie Unterſtützung zu finden. Das Journal erſcheint, wie Ref. von Marggraff ſelbſt erfahren, in vierteljährlichen Heften zu 6—8 Bogen, jedes mit 3 bis 4 lithographirten Umriſſen nach den Meiſterwerken der hieſigen und, bei erfolgter und glücklich eingeleiteter Ausdehnung, auch außermünchner Künſtler geziert. Die Ausſtattung ſoll der Wichtigkeit des Unternehmens würdig ſein, um der Ausſtattung franzöſiſcher Journale, wie z. B. des Artiste, möglichſt nahe zu kommen. Zöglinge der hieſigen Akademie arbeiten, unter der Aufſicht des Hrn. Prof. Schlotthauer, die Lithographien aus. München iſt zwar eine unerſchöpfliche Fundgrube; aber der Herausgeber hat bei alledem einen ſchweren Stand, da er bei ſeiner Stellung als Ausländer ſo viele Rückſichten zu nehmen und außerdem manche ränke- und neidvolle, verkleinerungsſüchtige und Alles in Zweifel ziehende Geſinnung zu überwältigen hat. Wir zweifeln nicht an ſeiner Fähigkeit und ſeiner Kenntniß des Gegenſtandes; aber vor Allem wünſchen wir ihm Ausdauer, die ſich nicht beugen, und die Feſtigkeit einer parteiloſen Kritik, welche ſich nicht zu Gunſten oder Ungunſten einer oder der andern Schule umbiegen läßt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

(Hierbei eine Beilage von Joh. Fr. Hammerich in Altona.)

Digitized by Google

Ankündigung

eines neuen höchſt interessanten Werkes über Deutſchland

von

Eduard Beurmann,

wovon bereits das erſte Heft in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben iſt.

Unter dem Titel:

Deutschland

und

die Deutſchen

von

Ed. Beurmann.

In 4 Bänden

mit 4 Stahlſtichen.

8. Altona, Hammerich, 1838.

iſt eben in dem unterzeichneten Verlage erſchienen: eine umfaſſende Schilderung

deutſcher Zuſtände,

eine Beſchreibung des Landes ſowohl, wie eine Darſtellung des **Characters**, der **Sitten**, **Neigungen**, **Strebkraft** und **Tendenzen** der Nation, eine Sichtung ihrer politiſchen, ſocialen, intellectuellen, literariſchen und induſtriellen Beziehungen, und zwar von dem Standpunkte der Gegenwart aus und mit Berückſichtigung aller Einflüſſe und zufälligen Einwirkungen.

Somit wird freilich der Verfaſſer den allgemeinen Geſichtspunkt der Nation keinen Augenblick

Preussen — Oestreich

Würtenberg — Hannover

Bayern — Sachsen

Hamburg — Bremen

Lübeck

Baden

Frankfurt am Main

Heſſen

außer Acht laſſen, aber er wird die verſchiedenen Richtungen derſelben verfolgen, ihre oft ganz entgegengeſetzten Aeußerungen und Formen in den einzelnen Territorien nachweiſen, mit einem Worte, er wird die Details hervorheben und, in Betreff aller Bundesſtaaten, ſo viel als möglich ſpeciell verfahren. Wenn demnach die Verlagshandlung bei dieſer Unternehmung auf **Bulwer's** ähnliches Werk: **England und die Engländer** verweiſt, ſo geſchieht dies nur, um den Geiſt und die Tendenz derſelben, die überall auf den Fortſchritt und die Emancipation gerichtet ſein werden, zu bezeichnen, weniger die Form, die ſchon in ſo fern populär ſein wird, als die Thatſachen überall den Vorgrund bilden ſollen, und auch in ſo fern detaillirter, als deutſche Zuſtände nicht in dem Grade einen allgemeinen Geſichtspunkt zulaſſen, wie engliſche.

Kur-Heſſen

Luxemburg

Mecklenburg

Anhalt

Die Herzoglich Sächſiſchen Länder

Braunſchweig

Holſtein

Oldenburg

Naſſau

Die übrigen deutſchen Bundesſtaaten

Was den Herrn Verfaſſer betrifft, ſo hat die Kritik bereits ſeine feine Beobachtung, ſeine geiſtreiche Auffaſſung und ſeine freimüthige Darſtellung, in Betreff früherer Schriften, insbeſondere aber in Betreff ſeiner neueſten Schilderungen franzöſiſcher Zuſtände anerkannt. Das reſp. Publikum wird ihn daher auch in dem ausgedehnteren Wirkungskreiſe gewiß mit Vertrauen begrüßen, und kann dieſes **Gemälde von Deutſchland** als eine der wichtigſten, belehrendſten und intereſſanteſten Erſcheinungen empfohlen werden.

Das Ganze erscheint in 16 Lieferungen, wovon vier einen Band bilden; jeder Band erhält 1 Stahlstich.
Jeden Monat erscheint eine Lieferung.
Preis jeder Lieferung nur 9 Gr.

Altona im Mai 1838.

Joh. Fr. Hammerich.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutſchlands, Oeſtreichs, der Schweiz, Dänemarks haben dies Werk vorräthig und nehmen fortwährend Beſtellungen darauf an.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 117. — den 18. Juni 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Hermine.

Aus dem Ungariſchen*).

Szamosvári an Ernyni.

Peſth, den 10. November 1825.

Schon iſt heute der zwanzigſte Tag, den ich in der Hauptſtadt zubringe, und kann doch erſt jetzt Dir Nachricht von mir geben, Dir, meinem theuren Freunde, der ſo warmen Antheil an Allem nimmt, was mich von nah oder ferne berührt. Verzeih mir dies Stilliſchweigen. Die lange Reiſe hat meinen ohnehin ſchwachen Körper ſo zerrüttet, daß ich ſeit meiner Ankunft noch das Zimmer nicht verlaſſen habe, und ſelbſt dieſen Brief im Bette zu ſchreiben genöthigt bin.

Der Baron, an den ich Empfehlungsſchreiben mitgebracht habe, iſt leider gegenwärtig nicht hier. Schon vor einem Monate hat er eine Reiſe nach Siebenbürgen unternommen, von wo er erſt mit Anfang Sommers zurückkehren wird. Bis dahin werden daher meine Angelegenheiten ruhen müſſen. Hinterbringe dies meiner Mutter und beruhige ſie ſowohl über mein Befinden, als auch in Betreff deſſen, daß eine Anſtellung meine Hauptſorge ſei, und daß ich nichts ſehnlicher und heißer wünſche, als den Verdacht zu beſeitigen, den meine Feinde erregt haben: daß weder ein Amt für mich, noch ich zu einem Amte tauge. Du weißt es, Theurer, woraus dergleichen Meinungen bei uns entſtehen. Von einer Seite ſchreien die Servilen: Freiſinnigkeit vertrage ſich mit keinerlei Art von Abhängigkeit; andererſeits zweifelt wieder die Rohheit — oder vielmehr Unwiſſenheit — daß Jemand, der einige kleine Abhandlungen lieferte, auch ſonſt etwas zu leiſten vermöge; denn nach ihrer Meinung kann man es ſelbſt in Einem Fache nur zur Mittelmäßigkeit bringen. Bedaure, Freund, die Thoren und verlache ſie mit mir; mehr verdienen ſie ohnedies nicht.

Lebe wohl. — Meine Mutter ſoll in den nächſten Tagen Briefe von mir bekommen. Dein unveränderlich treuer Szamosvári.

Den 21. November.

Noch bin ich nicht ganz hergeſtellt; aber auf das Zureden meines Arztes verließ ich geſtern bereits das Zimmer, um Deinen Proceß, theurer Freund, zu fördern. Indeß hatte mein Vornehmen nicht den gewünſchten Erfolg. Denn Rath B. iſt nach Wien gereiſt und wird von dort nicht nach Hauſe kommen, ſondern nach Preßburg ſich begeben, wo, wie man ſagt, über die Angelegenheiten des Landes zwiſchen beiden Tafeln noch

*) Die ungariſche Literatur zieht die Aufmerkſamkeit des deutſchen Publicums auf ſich. In der Scheld'ſchen Buchhandlung zu Leipzig erſchien Jóſika's „Abaſi," deutſch, zwei Bände. Auch den „letzten Bathori," das neueſte Werk des Baron Nikolaus Jóſika, ein Gemälde der ungariſch-ſiebenbürgiſchen Vorzeit, werden wir deutſch erhalten, desgleichen von derſelben Feder den „Leichtſinnigen," Roman aus der Gegenwart Ungarns. Den gegenwärtigen Zuſtänden gehört auch das hier von uns mitgetheilte Lebensbild an. D. R.

Digitized by Google

heftig debattirt wird, und das Ende des Landtages läßt ſich nicht vorherſehen. Ich wünſchte dort zu ſein und die Verhandlungen der Gegenſtände von allgemeinem Intereſſe anzuhören, zu hören die Abgeordneten der Comitate Oedenburg, Preßburg, Borſchod und Szala, welche, dem Vernehmen nach, wahre Zierden des Unterhauſes ſind. Jemand, der in dieſen Tagen von dort kam, konnte ſich nicht erſchöpfen in Lobeserhebungen derſelben. Lieber Freund, was iſt ſchöner, als von ſeinen Mitbürgern und der öffentlichen Meinung ſo geehrt zu werden, als das Gefühl, daß die Stirn, die wir in Stunden der Ruhe vom Schweiße abtrocknen, nur in der Vertheidigung des allgemeinen Beſten benetzt wurde. O, möchte doch Jeder den Werth eines ſo ſchönen Strebens empfinden und verſtehen. Aber leider ..., Du verſtehſt mich; ich brauche mich nicht näher zu erklären. Ich könnte ſterben für meine ſchönen Träume.

Mit Anfang des künftigen Monates mache ich vielleicht, wenn es meine Geſundheit erlaubt, einen Ausflug nach Preßburg, und dann will ich Dich ſogleich von dem, was der Herr Rath B. ſprach und ich zu Gunſten der bewußten Angelegenheit zu thun vermochte, in Kenntniß ſetzen.

Verſäume doch nicht, ich bitte Dich, meine Mutter öfter zu beſuchen; ſie wird Deiner recht ſehr bedürfen. Die gute Seele wird gewiß lange die Entfernung ihres Sohnes nicht vergeſſen können. Aber Du weißt es, Theurer, ich mußte dieſen Schritt thun. Nimmer konnte mein Geiſt die drückenden Feſſeln tragen; jene tägliche einförmige Umgebung; jenes geiſtbeengende Leben war mir unerträglich geworden. Ich war krank an Leib und Seele, und hätte ich noch ein halbes Jahr ſo zugebracht, ſo wäre für immer der beſſere Theil meines Lebens erſchlafft. Um in ſolcher Luft leben zu können, hätte meine Phantaſie eine ganz andere Richtung haben und ich etwas kälteres Blut beſitzen müſſen. Ich brauche Gegenſtände, viele und verſchiedenartige äußere Gegenſtände zur Nachahmung für meinen Geiſt; Neues und beſtändige Abwechslung iſt mir Bedürfniß, und dies ſuchte ich vergebens in der ländlichen Einſamkeit: meine Flammen konnten nicht um ſich greifen, ſie mußten daher ſich ſelbſt verzehren. Was mich betrifft, iſt es deshalb ſo am beſten geſchehen. Das Einzige vermiſſe ich: daß ich fern ſein muß von einer liebenden Mutter und von Dir, Du traute Seele; von Dir, deſſen Herz, Gemüth und Geduld vom Himmel ſelbſt mir zu Schutzengeln auf meiner Lebensbahn beſtimmt zu ſein ſcheinen.

Den 12. December.

Was iſt der Menſch, mein Lieber? Mit gebildetem Geiſte, wie nahe ſteht er der Gottheit; ohne Bildung aber, wie gleicht er dem Viehe der Weide, ja ſteht noch unter demſelben. Du wirſt nicht wiſſen, wie ich zu ſolchen Bemerkungen komme; doch habe Geduld, bis ich Dir ſage, was mir dazu Veranlaſſung gab.

Es ſind ungefähr zwanzig Jahre, daß Szépfalvi, ein junger Mann von lockern Grundſätzen, der der einzige verzärtelte, und eben darum früh verdorbene Sohn ſehr reicher Eltern war, ſeine Neigung auf die Tochter eines armen, aber ehrenwerthen Hauſes warf. Die Jungfrau erwehrete ſich anfangs ſeiner Liebe, aber das angenehme Aeußere und vorzüglich der beträchtliche Reichthum deſſelben nehmen ſie ſpäter ganz ein; ſie gibt ihm ihre Hand, und die Trauung wird mit großem Pomp und Jubel vollzogen. Ein halbes Jahr verſtrich, der Mann ſcheint blos für ſeine Gattin, und dieſe wieder nur in der Liebe des Mannes zu leben. Jedermann geſteht, es gäbe kein glücklicheres Paar in beiden Städten *), und Jedermann freut ſich, daß die ſo bedenkliche Verbindung doch ſo glücklich ausfiel. Indeß ſterben plötzlich hintereinander die Eltern der jungen Frau; der Rauſch der erſten Liebe verſchwindet bei den jungen Eheleuten und der Mann fällt nach und nach in ſeine vorige Lebensweiſe zurück. Anfangs bleibt er nur einen halben und ganzen Tag, ſpäter bis in die Mitte der Nacht weg, ja bringt ſogar ganze Nächte außer dem Hauſe zu. Er erneuert ſeinen Umgang mit den ehemaligen lockern Geſellen, Karte und Wein feſſeln ihn im Kaffee- und Weinhauſe, wo er die Nächte zubringt. Schmerzlich klagt anfangs die bedauernswerthe Gattin über ihre Verlaſſenheit, weint dann Tage und Nächte hindurch, und kommt der Mann nach Hauſe, ſo fallen Vorwürfe von beiden Seiten. Der Mann überhäuft die Schuldloſe mit unaufhörlichen Läſterungen. Sich ſelbſt und ihren tiefen Schmerz vor der Welt verbergend, bringt ſie unter ſtillem Leiden fünf Jahre zu, bis ſie endlich verzehrt vom geheimen Kummer allmälig hinwelkt. Der ſechſte Herbſt ihres ehelichen Lebens ſtreut bereits ſeine gelben Blätter auf ihr frühes Grab. — Zwei Waiſen hinterläßt die Dahingegangene: ein holdes Mädchen, ganz das Abbild ihrer ſanften Seele, und einen muntern Knaben. Der Unmenſch, ihr Vater, übergibt die beiden

*) Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß damit auch die jüngere, der ältern bereits über den Kopf gewachſene und nur durch die Donau getrennte Schweſterſtadt Peſth gemeint ſei. Der Ueberſ.

Digitized by Google

Kinder einem ihrer Verwandten zur Erziehung, er ſelbſt aber ergibt ſich nun um ſo feeier ſeinem verſchwenderiſchen und ausſchweifenden Leben. Anfangs vergeudet er ſein rigenes Brrmögen, bald greift er auch die mütterliche Hinterlaſſenſchaft drr beiden Waiſen an, und als drren Verwandte und Erzieher, ſolche Ungerechtigkeit ahnend, das Waiſengut unter gerichtlichen Schutz ſtellen wollten, war es ſchon größtentheils verpraßt und kaum mehr etwas davon zu retten. Indeß wachſen die beiden Verwaiſten heran, das Mädchen entwickelt ſich herrlich, der Knabe zeigt ſchöne Anlagen, und man empfindet eine herzliche Freude, wenn man ſir erblickt und ſieht, welcher vollkommenen Erziehung und Bildung ſich die zarten Sprößlinge unter der liebreichen Pflege der Verwandten zu erfreuen hatten. Man betet die Vorſehung an, welche ſrlbſt den Wurm im Staube nicht außrr Acht läßt, und für die Erhaltung dieſer beiden Unglücklichen ſo liebreich geſorgt hat; aber noch habe ich nicht das Aergſte berührt: höre, was weiter geſchah.

Unter den lockern Geſellen Szépfalvi's brfand ſich ein jungrr Mann, Namens Walberg, der Sohn eines reichen Kaufmanns zu Wien. Viele Nächte hatten ſie mitſammen zugebracht, waren Genoſſen und gegenſeitige Vertraute, und ſo lange dieſen ſeine Lehrjahre an Peſth frſſelten, verging kaum ein Tag, an dem ſie nicht beiſammen geweſen wären. Der junge Kaufmann hatte einen Großvater, der eben mit Todr abging, als Szépfaivi beeeits das Seine durchgebracht und auch allen Credit zum Borgen in beiden Städten verloren hatte. Walberg war eben im Begriff, vor ungefähr fünf Jahren, ſich nach Wien zu begeben und das väterlichr Erbe zu übernehmen. Da kommt Szépfalvi eines Morgens auf ſein Zimmer und bittet ihn, bei allrm, was ihm theuer ſei, ihm aus ſeiner Noth zu helfen. Der junge Mann fordert einen Tag Bedenkzeit, und eröffnet demſelben dann, daß er ſeine Tochter liebe und bereit ſei, ihn des größten Theils ſriner Beſchwerden zu entheben, wenn er ihm dieſe zur Gattin geben würde. Man kann ſich vorſtellen, wir erwünſcht Szépfalvi ein ſolcher Antrag geweſen ſei. Es grſchehen die gegenſeitigen Zuſagen. Szépfalvi reiſt mit dem jungen Manne nach Wien, erhebt dort eine beträchtliche Summe Geldes von ihm, geht aber mit dem Gelde nicht nach Peſth zurück, ſondern nimmt, um den Gläubigern zu entwiſchen, ſeinen Weg nach Deutſchland. Vor ungefähr einem halben Jahre ſchreibt er nun einen Brief an die Vormünder ſeiner Kinder, worin er dieſen anzeigt, daß er ſeine Tochter zu verheirathen geſonnen ſei. Die gute Ziehmutter, welche die Abneigung der geliebten Mündel gegen den jungen Kaufmann kannte, verheimiichte Anfangs das Vorhaben ihres Vaters. Dieſer entging jedoch der geheime Gram der theuern Pflegerin nicht; bald entlockte ſie ihr das Geheimniß und der vormalige Abſcheu vor dem jungen Manne erwachte nur deſto ſtärker in ihr. Da ſie ihren Vater zu gut kannte, und kein anderes Rettungsmittel abzuſehen war, beſchloß ſie nach langem Kampfe, ſich in das Kloſter zurückzuziehen und ſo den Händen eines rohen Menſchen zu entgehen. Andeethalb Jahre quälte ſich die Arme mit dieſem Gedanken, und da ſie ſehr empfindſam war und Alles großen Eindruck auf ſie machtr, verlor ſich ihre bìühende Geſichtsfarbe und ihre Geſundheit litt, ja die Pflegeeltern befürchteten mit Recht, daß bei einer längeren Dauer dieſes Zuſtandes auch ſie, gleich ihrer Mutter, ein Opfer der Ausſchweifungen des Vaters werden würde. — Nein, Freund, ſolches kann nicht geſchehen, dir Vorſehung führt uns zwar in Verſuchungen, aber niemals kann ſie zulaſſen, daß das Laſter über die Unſchuld einen ſo glänzenden Sieg davon trage. Solche Ereigniſſe könnten ſelbſt die religiöſeſten und gläubigſten Menſchen zu Gottesläugnern machen. — Lebe wohl, und bedaure mit mir die arme Weiſe. Dieſer Beief enthält zwar nichts Erfreuliches, doch wird er gewiß viel Intereſſe für Dich haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus Frankfuet a. M.

[Kleine und große Komödianten.]

Gräfin Roſſi hat uns beeeits verlaſſen. Die Gräfin hatte ſich in letzteree Zeit wieder als Künſtleeln und zwae neben der Löwe hören laſſen. Niemand abee wagte es, Paeallelen zwiſchen beiden Heroinen aufzuſtellen, und dennoch war der Gegenſtand ſo intereſſant, als je einer. Die Gräfin, möchte man ſagen, bezaubert da, wo die Löwe entzückt. Jene ſingt lácheind und ſpielend wie ein unſchuldiges Kind, das Blumen am Bache pflückt, dieſe greift in die ernſten Saiten des Heezens und beſchwört Geiſtee hervor. Die Sontag thut dem Herzen wohl, die Löwe thut ihm weh, aber dieſes Weh iſt unwideeſtehlichee als jenes Wohl, bei der Sontag iſt es immer Sonntag, Feiertag, bei der Löwe gibt es auch Teauertage, Wolken, durch die die Sonne der Hoffnung lächelt, jene iſt mehe lyriſch, dieſe mehe deamatiſch.

Theateaìiſche Neuigkeiten gibt es auch wenige hiee, und die wenigen ſind nicht erfreulich. Ein neues Stück: „Die Herrin von dee Elſe", von Karl Blum, iſt hier gänzlich durchgefallen. Herr Dobrowsky, ein höchſtmittelmäßiger Sänger, dee ehemals hier engagirt war, iſt aufs Neue wiedee engagirt worden. Er ließ ſich beim erſten Erſcheinen einen Kranz zuwerfen, woeein ein Witzbold Schlüſ-

Digitized by Google

ſei- und Gänſeblumen flocht, gleichſam, als wollte er ihm einen Bruſtthee zuwerfen.

Der Buchhändler Schmerber von hier gibt jetzt gemalte Skizzen über Shakſpeare und Schiller heraus. Den Shakſpeare malte Herr Profeſſor Oppenheim, den Schiller der Maler Rethel. Lithographirt wurden ſie bei Dorndorf, der eine Apotheoſe über die Buchdruckerei von Rethel gemalt, und ebenfalls trefflich lithographirt hat, und jetzt die Heroen des jungen Deutſchlands gleichfalls lithographiren will. Die Skizzen über Shakſpeare ſind beſonders ſehr gelungen und waren bereits in Leipzig ausgeſtellt.

„Zwei der größten Komödianten," ſagt der Figaro, „ſind vergangene Woche in Paris geſtorben, Potier und Talleyrand." — Verſuchen wir es, das Leben des Einen kurz zu ſkizziren.

Talleyrand wurde 1754 geboren. Wie jedes hervorſtechende Talent, zeigte er ſich nur in ſeinem Streben, wie er war. Dieſes Streben begann im Jahre 1789, wo er als Biſchof von Autun in den Generalſtaaten ſaß und declariren ließ, daß alle geiſtlichen Güter zum Vortheil der Nation verwendet werden ſollten. Seine Güter blieben ihm jedoch. Verſteht ſich. Den 14. Juli 1790 feierte er auf dem Champ de Mars die Föderationsmeſſe. Lafayette wollte ſich neben ihn auf die Stufe des Altars ſetzen, als er zu ihm ſagte: „Ach, ſo machen Sie mich doch nicht lachen!" Es war damals ſchon im voraus zu ſehen, daß Talleyrand nur auf dem Sterbebette und zwar nur am letzten Morgen widerrufen wird, was weder Geiſt noch Stärke beweiſt, ſondern einen alles berechnenden unmoraliſchen Egoismus.

Talleyrand war eines der erſten Mitglieder, die die Conſtitution von 1791 verfaßten. Er war ein Schmeichler Mirabeau's, ſo wie aller Mächtigen. Er ſchmeichelte Danton, als dieſer am Ruder ſtand, Napoleon, Ludwig XVIII., Karl X. und Louis Philipp, nie aber war er ſtark genug, um ſelbſt eine Macht zu repräſentiren. Er iſt das Schilf in der Fabel, das neben der Eiche ſteht; dieſe ſtürzt krachend zuſammen, jenes hingegen bückt ſich und erhebt ſich aufs neue, wenn der Sturm vorüber iſt, und wahrlich, er ſcheute jeden Sturm. Bei der geringſten Gefahr nahm er Reißaus, und zwar ſehr eilig, obſchon er ſagte, er hätte ſich nie geeilt. Talleyrand flüchtete ſich nach dem 10. Auguſt zuerſt nach England und dann nach Amerika. Den 4. Septbr. 1795 wurden dem Bürger Karl Moriz Talleyrand-Perigord, auf Antrag des Dichters Chenier, die Thore Frankreichs geöffnet, und der hinkende Hephäſt zog ein mit ſeinem Amboß, um neue Waffen für einen neuen Achilles zu ſchmieden. Diesmal aber ohne die Aufforderung der Thetis.

(Der Beſchluß folgt.)

Notizen.

[Converſationslexikon der Gegenwart.]

Unter dieſem Titel erneuert die Brockhaus'ſche Handlung ihr fortlaufendes Unternehmen, die ſachlichen, perſonellen und ideellen Intereſſen der neueſten Zeit lexikaliſch zuſammenzufaſſen. Das neue Lexikon iſt mithin eine Verjüngung des vor einigen Jahren erſchienenen „Converſationslexikons der neueſten Zeit und Literatur," das noch viele Lücken ließ und der Erweiterungen bedurfte. Da die Redaction das Princip der Anonymität der Mitarbeiter feſthält, ſo ſtellen wir die Anforderung, daß der Geiſt des Widerſpruchs unter dieſen fern bleibe und ein Verein von Kräften erſichtlich ſei, welcher den Geiſt der Zeit in ſeinem großartigen Fortſchritt zur vielgegliederten Erſcheinung bringt. Iſt dies der Fall, ſo iſt die Anonymität gerechtfertigt, denn dann hat die Perſönlichkeit nichts Perſönliches zu vertreten, ſie iſt blos Träger der fortſchreitenden Idee des Jahrhunderts. Anders iſt es mit Bücherkritik. In den „Blättern für literariſche Unterhaltung" macht ſich hinter Ziffern und Nullen die Laune der Perſönlichkeit geltend; man las kürzlich einen ſehr gewappneten, ſtrafrichterlichen Artikel über Laube, und fand früher einen Aufſatz, der den Autor höchlichſt feierte. Gleich ſtarke Divergenzen über Hegel'ſche Philoſophie u. ſ. w. Dergleichen wird nur erklärlich, wenn die Perſönlichkeit des Schreibenden hervortritt. Der frühere, lobpreiſende Artikel über Laube war von W. v. Lüdemann, der Verf. des jetzt erſchienenen ſtrafenden iſt noch unbekannt. — Die beiden erſten Hefte des neuen Lexikons, die bis zum Artikel „Baiern" gehen, haben wir mit dem Vertrauen zur Hand genommen, den Sinn der fortſchreitenden Zeit zum Ausſpruch gebracht zu ſehen, und unſer Vertrauen iſt gerechtfertigt. Wir machen vorzüglich auf No. 9 aufmerkſam, unter welcher ein uns unbekannter, mit allen Waffen der ſicherſten Intelligenz ausgerüſteter Kopf ſeine — oder vielmehr ſeines Jahrhunderts Anſichten über Abſolutismus, Adel und Bürgerſtand in neuſter Zeit, Ariſtokratismus und ſeine Gegenſätze, Auslieferung u. a. auf das gediegenſte entwickelt. In ſolchen Händen iſt ſogar die Anonymität eine noch treuere Bürgſchaft für Wahrheit und Recht, da die beengten Zuſtände den namentlich Auftretenden geniren, die Stimmung in Deutſchland erſt gewonnen, das Publikum, das obere wie das untere, erſt gebildet ſein will in Sachen des öffentlichen Lebens. So lange ſolche Kräfte anonom wirken, ſei die Anonymität in Ehren gehalten; nur wo ſich Perſönlichkeiten hinter ſie flüchten, wollen wir ihr möglichſt die Maske abziehen. Auch der Artikel Aeſthetik gibt für Handhabung der in dies Gebiet einſchlagenden Fragen der Zeit, falls ſie derſelben Mitarbeiterſchaft anheimgegeben ſein ſollten, eine Gewäheniß für geſunde, leidenſchaftloſe und gleichwohl nicht der Indifferenz gegen die neuern Lebensbewegungen verfallene Beſprechung. Wir werden auf einzelne Artikel einzeln zurückkommen. Eine groſe Reihe ſehr intereſſanter biographiſcher Artikel Jetztlebender bezeugt die umfaſſenden Verbindungen der Redaction.

[Erklärung des Redacteurs.]

Es ſcheint nöthig, zu erklären, daß ſämmtliche Aufſätze in der „Zeitung für die elegante Welt," welche ohne Chiffre und Unterſchrift erſchienen ſind und erſcheinen, natürlich mit Ausnahme der Correſpondenzen, den Redacteur zum Verfaſſer haben. Der Artikel über Chateaubriand in No. 94 dieſes Jahrgangs war von der Feder des Herrn Geh. R. Varnhagen v. Enſe.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienſtags — 118. — den 19. Juni 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Hermine.

(Fortſetzung.)

Den 12. Januar 1826.

Ich bin voll Unruhe, mein Theuerer, bin mit mir und Allen unzufrieden. Meine Krankheit hat mich ſehr reizbar gemacht, und ob ich wohl noch kaum feſten Fuß hier gefaßt habe, fühle ich doch in meinem Innern einen Drang, weiter zu ziehen. Die erreichten Wünſche erzeugen wieder neue unter tauſend Farben und Geſtalten. Aber wie viel, Lieber, hängt hiebei von uns ſelbſt ab! Der Menſch tröſtet ſich zwar oft damit, daß die Umſtände ihn zu Dieſem und Jenem geführt hätten, wo er doch ſelbſt immer ſeinen Wünſchen einen weitern Umkreis eröffnet. So lange ich zu Hauſe war, brannte ich vor Begierde, zu reiſen, und unterweges hoffte ich hier einen Stillſtandspunct zu finden, und ſeit ich hier bin, wünſche ich weiter zu gehen. Mein Arzt, der ſich durch ſeine gründlichen pſychologiſchen Kenntniſſe mein volles Zutrauen erworben hat, ſagte mir, meinem Geiſte fehle ein Anhaltspunct, und ich müſſe trachten, einen Gegenſtand aufzufinden, der meine unſtäte Aufmerkſamkeit an Ort und Zeit feſſele. Er mag Recht haben. Du weißt, mein Theuerer, wie der Unſtäte einſt gefeſſelt war. Wehe mir, daß der Gegenſtand, der mich feſſelte, ſo vieler Leiden unwürdig war. Seit dieſe Bande zerriſſen, muß es mehr als äußerer Zauber ſein, was mich an ſich ziehen ſoll. Es ſcheint, die Zeit ſei vorüber, wo ein Paar ſchöne Augen und eine liebelächelnde Lippe mich gefangen nehmen könnten.

Du wirſt ſagen: bediene Dich Deiner Bücher, ſchaffe Dir Beſchäftigung, Du, der Du bereits gezeigt haſt, daß Du die Gunſt der Muſen beſitzeſt. O, Freund, ſeit einiger Zeit kann ich keinem Buche Geſchmack abgewinnen; um aber zu eigenen Arbeiten angeregt zu werden, und in dieſen eine Nahrung für meinen Geiſt zu finden, müßte ich auf mehr Theilnahme rechnen können, als unſere Landsleute ſelbſt gegen die bezeigen, die ſie ihre Günſtlinge nennen. Schriftſteller wünſchen, mögen unſere Gelehrten mit philoſophiſcher Stirn was immer behaupten, daß man von ihnen ſpreche, und zwar lieber etwas ungünſtig, als gar nicht. Der Platz, den mein Name in der vaterländiſchen Literatur einnimmt, hat nur die Aufmerkſamkeit der beſſern Schriftſteller auf ſich gezogen. Aus der Menge ſpricht Niemand von mir. Ich gebe zu, daß es eine ſchöne Sache ſei, wenn Jemand ſagen kann: „Lieber wenigen Guten, als der Menge zu gefallen,“ und mit dieſem Gedanken ſich zufriedenzuſtellen. Aber ich vermochte dies bis jetzt noch immer nicht, und behaupte ſofort: Shakſpeare gereichte es zu weit größerem Ruhme, auch vom gemeinen Volke Englands gekannt zu werden, als daß der geniale Tieck von ihm ſagt: er reiche um ein Haupt über alle Menſchen hinaus.

Ich weiß, dieſe Aeußerungen werden Dir nur zu entgegengeſetzten Bemerkungen Anlaß geben; aber zwinge,

Digitized by Google

wenn Du es im Stande biſt, Deinen Freund zum Glauben.

Den 20. März.

Der Erſte, mit dem ich hier unter den Fremden Bekanntſchaft machte, war Bárkonyi, ein liebenswürdiger Menſch, deſſen gebildeter Geiſt ſich eines gleich empfehlenden Aeußern erfreut. Wir verſtanden uns um ſo eher, je weniger ſich an ihm auch nur eine Spur jenes Bücherdunſtes wahrnehmen läßt, von welchem ſo viele der Ausgezeichneten dieſes Faches umgeben ſind. Man kann Tage lang in ſeiner Nähe ſein, ohne daß er die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes unangenehm fühlen ließe. Er pflegt ſich nie, außer gezwungen, in tiefere Erörterungen einzulaſſen. Alles bringt er ſo vor, als ob die Idee davon erſt jetzt in ihm entſtanden wäre; was er redet, ſpricht er ſo, als wenn er es aus dem Geſpräche der Anweſenden gelernt hätte und ſein Verdienſt kein anderes wäre, als das eines Compilators, der blos fremde Erfindungen in die gehörige Ordnung brachte. Würde er mit Geſchäften nicht ſo ſehr überladen ſein, man möchte ihn in jeder Geſellſchaft auf den Händen tragen und er würde die Seele derſelben ſein. Noch nie habe ich in einem Menſchen ſo viel Verſtand mit ſolcher Anſpruchsloſigkeit vereint gefunden.

Als ich ihn zuerſt an meinem Krankenbette ſah, gewann er wohl als Arzt ſogleich meine größte Hochachtung, aber ich war weit entfernt, zu ahnen, daß er mir jemals mehr, als blos mein Arzt werden könnte, und jetzt fühle ich mich mit der größten Sympathie zu ihm gezogen. Was hat aber auch das Leben Angenehmes, wenn es nicht der Einklang der Herzen und Gemüther iſt? —

Den 12. Mai.

Seit ſich die Maientage ſo freundlich eingeſtellt haben, gebrauche ich auf Anrathen meines Arztes die hieſigen Bäder. Dies gewährt meinem Geiſte angenehme Nahrung. Jeden Morgen finden ſich die Vornehmen und Schönen der beiden Städte hier ein. Das Dahinſchweben der rothen, blauen, weißen Damenhüte unter dem Grün des Parks, die Töne der verſchiedenartigſten Inſtrumente von nah und fern, das Gelächter kleiner Geſellſchaften, die ſich begegnenden, und aufeinander ſtoßenden Kutſchen und Reiter verleihen dem Orte eine wunderbar auffallende Lebendigkeit. Ich, der ich unter den vielen hier Vergnügen Suchenden größtentheils unbekannt bin, konnte bisher nur ein ſtummer Zuſchauer ſein, doch ſelbſt dies gewährte meinem Geiſte viel Vergnügen. Meine Menſchenkenntniß hat in dieſen Paar Tagen größere Fortſchritte gemacht, als durch ein wochenlanges Studium innerhalb vier Mauern. Welch wunderbar auffallende Erſcheinungen bieten ſich nicht hier und da in dieſen und in jenen Gruppen dar! Nur Dich wünſchte ich mir dann an meiner Seite, um Dir Dies und Jenes ſagen, Dich auf Dies und Jenes aufmerkſam machen zu können. Nie fühlte ich es lebhafter als hier, was eines Freundes Herz ſei, und was Du mir biſt! Jedes Seelenvergnügen iſt todt und nur von halbem Werthe für mich, wenn ich es mit Niemanden theilen kann. Die ſchönſten Empfindungen gewinnen doppelt an Kraft durch das Bewußtſein, daß auch ein Anderer mit uns gleich fühle. Ich bedaure wirklich den Armen, der die menſchliche Geſellſchaft flieht und ſich in ſeine Zelle verſperrt, oder in einſamen Wüſten umherirrt, um kein menſchliches Angeſicht zu ſehen. Unſere Beſtimmung iſt nicht klöſterliche Einſamkeit und Einſiedlerſtille, ſondern Wirken im geſelligen Kreiſe. Und dies kann auch nur die wahre Schule des Lebens ſein. Der Menſch kann ſeine eigenen Fehler nur an Andern wahrnehmen; ſein Auge iſt nicht ſo gebaut, daß er ſich ſelbſt ſehen könnte.

Den 16. Mai.

Was ich Dir in meinen vorigen Briefen von jener unglücklichen Familie mitgetheilt habe, weiß ich durch Bárkonyi, und kann als Fortſetzung hinzufügen, daß die beiden Waiſen durch ihre Mutter nahe Verwandte Bárkonyi's ſind. Geſtern lernte ich ſie ſelbſt im Bade kennen. Der Sohn, von ungefähr vierzehn Jahren, iſt ein lebhafter, aufgeweckter Knabe voll Geiſt und Feuer. Die Tochter, ein ſtilles, ſanftes, ungemein angenehmes Weſen, welches man, je länger man ſie betrachtet und mit ihr ſpricht, deſto einnehmender findet. Mir ging es wenigſtens ſo. Mag ſein, daß ihre Schickſale mir ſo beſonderes Intereſſe für ſie einflößten; aber ſo viel iſt gewiß, daß mein Herz in ihrer Nähe ſehr befangen und von tiefem Schmerze durchdrungen war. Stünde es in meiner Gewalt, ich würde zu ſchrecklichen Verantwortungen einen ſolchen Vater ziehen, der dieſe Himmelsgabe, dieſe ſchöne Blume mit ſo grauſamer Kälte von ſich werfen kann, um ſie in den verachteten Armen eines Nichtgeliebten hinwelken zu laſſen.

Den 20. Mai.

Ich fange an, meine Lage von Tage zu Tage erträglicher zu finden, habe auch für eine Zeit meine vor-

Digitized by Google

gehabte Reiſe aufgegeben. Meine Bekannten vermehren ſich, und ich werde immer zufriedener mit den mich umgebenden Menſchen. Es gibt unter ihnen, wie überall, eigenſinnige Windbeutel, welche wollen, daß die Welt als Hauptgrundſatz das erkenne, was ſie in leeren Kaffeegeſprächen ausgemacht haben; wobei, wenn es der Menſch im Leben anwenden wolle, derſelbe ſo wenig vor ſich käme, als jene armſeligen Thoren, die den geſelligen Umgang aus Büchern lernen wollen, und ſtatt ſich den Menſchen nothwendig zu machen, durch ihre leeren Ziererei⟨en⟩ und pedantiſchen Grimaſſen in jedem Zirkel Ekel erregen. Es gibt viele Halbgelehrte, die in einer Viertelſtunde alle ihre, je durch Leſen oder Hören aufgegriffenen Kenntniſſe herdeclamiren, welche denn gewöhnlich an ihrem Orte ſehr vortrefflich ſein könnten, aber ſich, nachdem ſie durch ihren ſeichten Kopf gingen, jetzt wie mit den Füßen gen Himmel gekehrt darſtellen. Ja, iſt man nicht ſcharfſinnig genug, um zu erſehen, wo der Fehler ſei, ſo möchte man ſchwören, daß die vielen Montesquieu und Franklin, Leibnitz und Kant, auf die ſich ihre Reden berufen, die größten Thoren von der Welt geweſen ſeien. Ein verächtliches Geſchmeiß, deren ganzes Bemühen blos auf den Schein gerichtet iſt. Denn iſt nicht das der wahre Weiſe, der darum gelernt hat, um ſein Wiſſen zu einem nützlichen Zwecke verwenden zu können? Was taugt es, viel zu wiſſen und die Weisheit der ganzen Welt in ſein Gehirn geſammelt zu haben, wenn wir den Nutzen davon nicht verſtehen? Zweck und Mittel, das ſind die zwei Dinge, welche die Menſchen immer mit einander verwechſeln, und daraus entſtehen die vielen Widerſprüche, die wir leider beinahe auf jedem Schritte erblicken. — Soll ich auch deren Erwähnung thun, die ſich zu Sklaven der Meinungen machen, die überall und jederzeit fragen: thun es auch Andere? iſt es auch ſchicklich? und was ſagt die Welt dazu? Weg mit euch, ihr elenden Geſchöpfe, die ihr Alles deshalb thut, damit die Welt etwas dazu ſage; die ihr dies und jenes darum nicht thut, weil es noch Niemand gethan hat; die ihr, wenn mich die ſcheugewordenen Pferde umgeworfen hätten und ihr mich im Blute mich wälzen ſähet, kalt an mir vorüberginget, weil eure Bruſt ein Kreuz ziert, weil ihr von Würden ſtrahlt, und dem Unglücklichen hülfreiche Hand zu reichen nicht die Pflicht eurer hohen Würde iſt.

Am meiſten verabſcheue ich jedoch unſere Politiker. Von jeder andern Claſſe weiß ich mich zu ſondern, blos dieſe iſt es, von der ich mich nicht loszumachen vermag. Man findet ſie überall, an öffentlichen Orten und in geſchloſſenen Cirkeln, vor ihnen iſt man nirgends ſicher. Wenn man ſich's kaum vermuthet, hat man ſie auf dem Halſe. Wie oft ließ ich mich mit ihnen in Geſpräche über den Zuſtand Englands und Frankreichs ein, und welch ein Vergnügen machte es mir, zu ſehen, wie ſie hier und da ganz mit mir eins ſind, wie ſie das Gute hier und dort anerkennen, mit welchem Feuer und Eifer ſie über die Volksſouverainetät declamiren, wie ſie gegen die Oligarchie und das geiſttödtende hundertköpfige Ungeheuer des Ariſtokratismus losziehen; nimmt man ſie aber beim Wort, läßt man nur eine Sylbe von unſerm Vaterlande fallen und fragt ſie ganz ſachte: ob es ihnen denn nicht beliebte, auch zu Hauſe ſo freiſinnig, ſo das gemeine Beſte bezweckend zu denken, ſo werden ſie ſich rechts und links ziehen, wie die Maus, die aus der Falle entwiſchen will, und wenn ſie ſich endlich nicht losmachen können, wie ein gereizter Hund über einen herfallen, — und wehe dem, der ſich nicht bei Zeiten vor ihnen aus dem Staube macht.

Freund, nur ſo lange möge mir die Gottheit das Leben gönnen, bis dieſe krankhafte Generation vom Schauplatze abtritt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus Frankfurt a. M. (Beſchluß.)

[Talleyrand.]

Den 18. Juli 1797 wurde Talleyrand zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Man ſagt, Herr Talleyrand ſei nicht arrangeur aux affaires geweſen, denn er beſaß ſchon eine enorme Summe Geldes acht Tage nach ſeiner Inſtallation, obſchon er als armer Hirt nur mit dem Wanderſtabe einzog. Bonaparte errang Siege auf Siege. Talleyrand witterte einen neuen Herrn in ihm, und er wollte das Verdienſt haben, ihn als Herrn anzuerkennen. Als Napoleon nach dem Friedensabſchluß von 1797 dem Directorium vorgeſtellt werden ſollte, bat Talleyrand ſich dieſe Ehre aus und flocht folgende Phraſe in ſeine Rede ein: „Weit entfernt, ſeinen Ehrgeiz zu fürchten, fühle ich, daß wir ihn einſt bitten werden, ehrgeizig zu ſein, um ihn ſeiner Zurückgezogenheit zu entreißen Frankreich wird frei werden, er wird es nie ſein; das iſt ſein Geſchick." Bonaparte verſtand es und dankte ſchön, aber das Directorium ſchmollte mit Talleyrand. Daher rieth er, ihn nach Aegypten zu ſchicken. Neue Gefahr drohte von allen Seiten, Talleyrand hinkte zurück, als Bonaparte in Frejus landete und Talleyrand ihn zuerſt im Hotel Chantereine beſuchte. Darauf wurde ein 18. Brumaire gemacht und Talleyrand wurde Miniſter. Den 20. Juni 1802 erhielt er vom Papſt Pius VII. vollkommene Abſolution. Es wurde ihm erlaubt, das weltliche Kleid zu tragen, ohne jedoch als Biſchof abzutreten. Jedoch wurde ſeine Heirath mit Fräulein Grant

Digitized by Google

nie als gültig anerkannt. Auch hier zeigte es ſich, daß Talleyrand keinen Charakter hatte, er lebte ſchon längſt mit dieſem Mädchen, und wußte ſich keinen Rath, ſie los zu werden. Ich muß ſie heirathen, ſagte er endlich, das iſt das beſte Mittel, mich bald von ihr zu trennen. Einſt hatte er Herrn Denon zum Mittageſſen eingeladen. Herr Denon war der Verfaſſer einer berühmten Reiſebeſchreibung, Talleyrand rieth alſo ſeiner Frau zuerſt, das berühmte Werk Hrn. Denon's zu leſen, um bei Tiſche davon zu reden. Dabei gab er ihr den Robinſon Cruſoe. Wirklich ſprach Mad. Talleyrand ſehr viel mit Hrn. Denon von ſeinen Unfällen, ſeinem Muthe und ſeiner Entſchloſſenheit. Herr Denon machte einen Bückling über den andern. „Aber,“ ſagte ſie endlich, „wie ſchrecklich müſſen Sie ſich gelangweilt haben, ehe Sie den armen Freitag kennen lernten!“ Talleyrand putzte ſich den Mund ab und lobte den Spargel ſeiner Frau.

Talleyrand hatte Antheil an dem Morde des Herzogs von Enghien und gleich darauf ward er grand-aigle de la légion d'honneue, geand chambellan, vice-grand-electeur und den 5. Juni 1806 machte ihn Napoleon zum Fürſten und Herzog comme fief immédiat de notre couronne. Bonaparte nämlich ahmte ſchon längſt den Styl Karl des Großen nach. Er belohnte ſchon längſt, wie Alexander der Große, mörderiſche Schmeichler und dieſe dienten ihm, wie man einem Tyrannen dienen ſoll. Talleyrand ſchrieb bei dieſem Morde folgenden Brief an den badiſchen Miniſter unter dem 11. März 1804: „Le premier consul a cru devoir donner à des détachements l'ordre de se rendre à Offenbourg et à Ettenheim pour y saisir les instigateurs des conspirations inouïes, qui, par leur nature, mettent hors du droit des gens tous ceux qui manifestement y ont pris part.“ Das Volk hieß ihn immer prince de Bien-au-vent ſtatt Benevent; vox populi vox dei!

Als die kühne That des Generals Mallet bekannt wurde, fühlte Talleyrand, daß das Reich Napoleon's zu Ende ſei. Von dieſem Augenblicke an trug er ſeine Naſe etwas hoch und erklärte ihm einen geheimen Krieg. Als Napoleon zum letzten Male Paris verließ, um ſich den deutſchen Heeren entgegen zu ſtellen, ließ er ihn kommen und ſagte ihm: „Je sais que vous rêvez un conseil de régence dont vous seriez le chef. Prenez y garde, Monsieur. Si j'étais dangereusement malade, je vous declare que vous seriez mort avant moi.“ Talleyrand dachte nämlich an den jungen Napoleon. — — Er aber erzürnte ſich nicht, ſondern lächelte und antwortete. „Sire, je n'avais pas besoin de cet avertissement pour demander à Dieu la conservation des jours de V. M.“ Was Talleyrand auf dem wiener Congreß gethan, weiß jedermann. Man zweifelt jedoch, ob er für das Intereſſe des ältern oder jüngern Hauſes der Bourbonen da war, wahrſcheinlich aber war er für ſein eigenes Intereſſe daſelbſt.

Talleyrand war Miniſter Ludwig des Achtzehnten, und zog Fouché mit ins Spiel. Bald jedoch verließ er den Kampfplatz, um 1830 entſchieden für Louis Philipp aufzutreten. Dieſem erwies er wirklich Dienſte. Er ſagte zu Europa: Erkennen wir Louis Philipp an, und ich bürge Euch für die Unterdrückung der Revolution.

Talleyrand ſchwor Treue und Pflicht. 1) Ludwig XVI.; 2) der Republik; 3) der Convention; 4) dem Directorium; 5) dem Conſulat; 6) dem Kaiſerreich; 7) Ludwig XVIII.; 8) Karl X. und 9) Ludwig Philipp I. Seine Schuld iſt es nicht, daß er am Neunten ſtehen blieb. Er war der kälteſte Menſch, den man ſich denken kann und ſeine Witzworte ſchneiden alle. Eins iſt unverzeihlich von ihm, nämlich daß er glaubt, nach 30 Jahren denke man noch an ihn. Auch dieſes beweiſt ſeinen Egoismus. Er wollte nicht widerlegt ſein und dachte, bis dahin wären ſeine Gegner todt. Talleyrand war erſtes Mitglied der Akademie der moraliſchen Wiſſenſchaften. Au royaume des aveugles les borgnes sont rois. Eben ſo kann man von ihm ſagen: Im Reiche der Lahmen ſind die Krummen grade. —

Notizen.

[Der Maler de Keyſer.]

Das Haupt der gegenwärtigen belgiſchen Malerſchule heißt de Keyſer. Sein Bild „die Schlacht bei Courtray“ erregte auf der brüſſeler Kunſtausſtellung von 1836 Bewunderung, und es muß, nach einem uns vorgelegten lithographiſchen Umriß zu urtheilen, etwas Außerordentliches ſein. Die 40 Figuren des Bildes ſind vortrefflich gruppirt und die Geſichter ſcharf charakteriſirt — es iſt Alles Leben, Feuer und Schlachtenluſt. Aber das merkwürdigſte iſt, daß der Maler, welcher in Brüſſel ſeine Nebenbuhler — und hierunter wahrhafte Meiſter, wie z. B. Wappers — im Jahre 1836 überflügelte, in ſeinen Knabenjahren Kuhhirt war. So ſaß er einmal und zeichnete Figuren im Sande. Eine vornehme Dame, auf einem Spaziergange begriffen, ſieht ihn ſo nachdenklich träumeriſch ſitzen und zeichnen. „Ihr habt Neigung zur Zeichnenkunſt,“ redet ihn die Dame an, „wenn Ihr es wünſcht, ſo will ich Euch Bleiſtift und Papier verſchaffen.“ Mit Entzücken nimmt der junge Hirt das Anerbieten an. Er erhält Papier, Bleiſtift und ein Marienbild zum Copiren. Die Copie gelingt ihm, den Umſtänden nach, trefflich, da nimmt ihn die Dame zu ſich, unterhält ihn auf ihre Koſten und läßt ihn die Zeichnen- und Malerſchule durchmachen. 1834, kaum zwanzig Jahre alt, ſetzte er bereits durch einen gekreuzigten Chriſtus alle Welt in Erſtaunen. Die Sporen ſeines Künſtlerruhms verdiente er ſich jedoch zwei Jahre darauf durch ſeine Darſtellung der „Schlacht von den goldenen Sporen,“ wie man die Schlacht bei Courtray nennt.

[Ein katholiſcher Anti-Athanaſius.]

Man erwartet eine ſtarke Gegenſchrift wider den Görres'ſchen Athanaſius von Seiten eines katholiſchen Geiſtlichen, der von ſeinem, dem katholiſchen — aber nicht römiſchen — Standpunkt aus das Verfahren der preußiſchen Regierung in Betreff des Erzbiſchofs von Cöln als vollkommen gerechtfertigt nachzuweiſen unternimmt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerſtags — 119. — den 21. Juni 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Hermine.

(Fortſetzung.)

Den 24. Mai.

Vor einigen Tagen wurde ich durch Bürkonyi bei dem Pflegevater Herminens — denn ſo heißt die oft erwähnte Waiſe — eingeführt. Es iſt eine liebenswürdige Familie. Die Frau des Hauſes iſt von ſtiller, ſanfter Gemüthsart und die Güte ſelbſt, der alte Herr herzlich, aufrichtig und immer heiter; nur eine ſchwache Seite hat er, er pflegt viel und lange über die alten Zeiten zu ſprechen, und kann dieſe nicht genug rühmen. Dies iſt etwas unangenehm. Doch ließ ſchon mein erſter Eintritt in dieſes Haus mich ahnen, daß daſſelbe mir viele Freude gewähren werde. Herminens Nähe und ihre Geſpräche erſetzen Alles, was die Alterthumsliebe des guten Greiſes mir verleidet. — Lebe wohl.

N. S. Ich komme jeden Morgen mit Herminen zuſammen im Bade, wohin ſie ſich mit ihrer Pflegemutter begibt. Sie iſt jetzt der Hauptgedanke meiner Seele, und ich erröthe nicht, zu geſtehen, daß ich, ſeit ich dies blaſſe krankhafte Mädchen geſehen habe, nichts anders denken und empfinden kann, als daß ſie eines der liebenswürdigſten Geſchöpfe iſt.

Den 30. Mai.

Mein Arzt, lieber Ermyni, iſt ein herrlicher Mann; ſo aufgeklärt ſein Verſtand iſt, ſo edel iſt ſein Herz. Kann er einen Tag ſeiner vielen Geſchäfte halber nicht abkommen, ſo ſchickt er gewiß ſeinen Diener und läßt ſich erkundigen, wie ich mich befinde. Er brauchte keine Arzneien zu verordnen; ſchon dieſe ſeine warme Theilnahme wäre hinreichend, meine Geſundheit herzuſtellen. Seine Erkundigungen bezeugen, daß er mich liebt, und an Allem, was mich berühret, warmen Antheil nimmt.

Geſtern war ich bei ihm. Es iſt eine wahre Freude, mit ihm umzugehen. Alles, was ihn umgibt, iſt von ungemeinem Intereſſe, und verräth den geiſtreichen Mann. Er hat ſeine Wohnung in der Feſtung und ſeine Fenſter gehen auf die Donau. Ein ſchönes Panorama eröffnet ſich hier dem Auge. Die Thürme der gegenüber liegenden Stadt, und ihre hoch ſich erhebenden Gebäude lachen in ihrer ganzen Pracht vom jenſeitigen Ufer hinauf, und die Donau ſieht man in ſtiller Größe mit unzähligen Schiffen und ſchwankenden Nachen belaſtet vorübergleiten. Wie angenehm erſcheinen dem Auge die Inſeln, welche in paradieſiſcher Schönheit grünend über dem Waſſer ſchweben, gleichſam als ob ſie ſo eben auf einer Fee Geheiß aus den Wellen aufgetaucht wären, und noch eines Standpunctes ermangelnd, jetzt ſich feſtzuſetzen begönnen gegen den Andrang der Wogen. Weiterhin ſieht man die rákoſcher Heide, und eine weite Fernſicht, welche nur durch die im Norden ſich erhebenden bläulichen Hügel begränzt wird, öffnet ſich dem Blicke. Die Phantaſie wird bei dieſen ſchönen Anſichten zu dichteriſchen Träumen hingeriſſen, und es iſt zu bewundern, daß Landſchaftsmaler ſie durch ihre Arbeiten zu verewigen noch nicht verſucht haben.

Digitized by Google

Als ich bei Bárkonyi eintrat, fand ich ihn in Geſellſchaft mit zwei andern Aerzten und im anziehenden Geſpräche über Hippokrates' Kunſt begriffen. Er bot mir einen Stuhl und ſetzte ſeine Rede fort. Ich ſtaunte über die ausgebreiteten Kenntniſſe dieſes Mannes. Seine beiden Collegen, welche kurz vorher ihre Meinung mit großer Wichtigkeit vorbrachten, hingen jetzt ſprachlos an den Lippen des jungen Mannes, und wenn die Ankunft eines neuen Gaſtes es nicht nöthig gemacht hätte, den Faden des Geſpräches abzureißen, ſie würden vielleicht auch jetzt noch ihn ſtumm und blöde anſtaunen. Als ſich die beiden Aerzte entfernt hatten, nahm er mich ſammt dem Fremden — deſſen Namen aufzuzeichnen ich nicht der Mühe werth achte — beim Arme und führte uns in ein Seitencabinet, wo ſeine Bibliothek ſtand. Welch eine gut gewählte, ſchöne und auf alle Fächer des Wiſſens ſich erſtreckende Sammlung fand ich da! Würde ich dieſen Mann ſonſt nicht kennen, ſo müßte ſchon dieſe ein genügender Zeuge ſeiner Geiſtesbildung ſein.

Nach Tiſche beſuchte uns Szegfy, Herminens Pflegevater, und wir fuhren insgeſammt ins Gebirge, wo Bárkonyi einen Weingarten und einen geſchmackvoll gebauten Keller oder vielmehr ein herbſtliches Luſthaus beſitzt. Ein wirklich mit aller Bequemlichkeit verſehener, kleiner ländlicher Palaſt. Bárkonyi hatte ein großes Vermögen vom Vater geerbt und übt ſeine Kunſt bei weitem nicht aus Bedürfniß, ſondern zum Vergnügen und aus Menſchenliebe. Gewiß ein erfreulicher Zug ſeiner ſchönen und edlen Seele, zumal wenn man die Opfer ſeiner Bemühungen, welche er täglich wohlthätig der leidenden Menſchheit in beiden Städten bringt, hinzurechnet. Als er mich in ſeine häuslichen Verhältniſſe einweihte und mit ſeinem ſchönen Beſitzthume bekannt machte, erlaubte ich mir die Frage: ob er wohl Geſchwiſter habe. „Sie ſind alle geſtorben," erwiederte er. Und als ich eben noch weiter fragen wollte, kam er mir zuvor und gab mir in einem Tone herzlichen Zutrauens zu verſtehen, daß er bereits um einen Erben beſorgt ſei. — Später erfuhr ich von Andern, daß er mit einem braven Mädchen, welches ich öfter bei Herminen ſah, eine Verbindung beabſichtige. Dii tibi divitias dederunt artemque fruendi (Reichthum gaben die Götter und auch die Kunſt zu genießen), mit dieſen Worten eines römiſchen Weiſen ging ich zu Bette, als ich, nach Hauſe gekommen, über die glückliche Lage meines unſchätzbaren Freundes weiter nachdachte.

Den 10. Juni.

Ich bin recht ſeelenvergnügt, und es ſcheint, der Himmel trägt unabläſſig freundliche Sorge für mich; denn er umgibt mich mit ſolchen Menſchen, die mit einander wetteifern, mir mein Leben angenehm zu machen. Seit einer Woche wohne ich hier zwiſchen Bergen, in Bárkonyi's Landhauſe. Er ſelbſt empfahl mir zur Wiederherſtellung meiner Geſundheit dieſe ländliche Wohnung, denn die Luft iſt hier rein und geſund. Ich führe ein paradieſiſches Leben hier in dieſer Bergeinſiedelei.

Den 11. Juni.

Ich habe Bárkonyi im Geiſte mit Dir bekannt gemacht, und er iſt Dir mit inniger Freundſchaft zugethan. Er verſprach, Dir zu ſchreiben und Dich um Deine Freundſchaft zu bitten, die gute Seele! Antworte ihm mit Wärme; ihr ſeid einander werth und ihr werdet gegenſeitig ſtolz ſein auf eure Freundſchaft.

N. S. Ich ſehe Herminen oft. Ihr reger Geiſt und ihr ſanftes, unſchuldiges Gemüth bezwingen alle meine Empfindungen und ſeit einiger Zeit kenne ich keinen anderen Gedanken, als ſie.

Den 12. Juni.

Geſtern fuhr ich in Geſellſchaft Szegfy's vom Bade nach Hauſe. Unterweges kamen wir auf die ungariſche Literatur zu ſprechen. Ich merkte aus den Reden des guten Greiſes, daß er noch in der Welt eines Dugonitſch und Gvadányi lebe. Er ſprach viel hin und her gegen Kazinczy's „neumodiſche" Schriften. Als ich merkte, woher der Wind wehe, zog ich bei Zeiten meine Segel ein. Mit einem Blinden über Farben ſtreiten, welch zweckloſe Sache wäre dies! — Dieſe bedauernswürdigen Menſchen ſprechen ohne Aufhören von der Ausbildung der Sprache und verdammen, was das Mittel dazu wäre. Sind ſolche Thoren wohl einig mit ſich ſelbſt? Und wenn ſie ſich ſelbſt nicht verſtehen, wie werden ſie Andere verſtehen? Ein Glück, daß es heut zu Tage nur noch wenige gibt, und auf ihr kleinliches Geſchrei Niemand mehr achtet.

Als wir uns getrennt hatten und ich allein war, fiel mir noch ein, was er Alles von dem Dichter des Széphalom*) geſprochen hatte. Braver Mann! ſeufzte ich in mir ſelbſt, wie oft ſtößt ſich an Deinem Namen das Vorurtheil und die Unwiſſenheit, und wie wenige gibt es noch immer, die Deinen Werth verſtehen und wiſſen, was Du von jeher der Nation warſt und noch immer biſt!

*) Aufenthaltsort des Dichters Kazinczy.

Digitized by Google

Dieſer gute alte Herr, der übrigens ein ſehr ſchätzenswerther Mann, aber in Bezug auf die Sprache ein Idiot iſt, wie der größte Theil derer, die ihr Leben blos mit Amtsgeſchäften ausfüllen, hat nur hier und da von Kazinczy's Schriften ſprechen gehört, und trägt dies nun hin und her, damit es ſcheine, daß auch er ſich darauf verſtehe. Eine Aeußerung verſöhnte mich jedoch wieder mit ihm: daß er nämlich die Flucht Zalans*) vier Mal geleſen habe und ein großer Verehrer deſſelben Dichters ſei. Ich empfahl ihm Cserhalom**), damit er unwillkürlich daraus ſehen könne, was aus der „neumodiſchen" Sprache in der Hand eines ſchaffenden Genies geworden ſei. — Uebrigens iſt er ein ſehr unterhaltender Mann, ſelbſt dann, wenn er von den alten Zeiten ſpricht, die er durchlebt, oder von dem, was er in ſeinen Jugendjahren aus den vielgeleſenen Pray und Katona gelernt hat. Im Lobe der ungariſchen Conſtitution iſt er unerſchöpflich. Eine ſolche gibt es auf der Welt nirgends und die engliſche gleicht ihr nur einigermaßen. Er kann nicht begreifen, wie es Menſchen geben kann, die nicht ſo denken.

Den 12. Juni.

Du ſchreibſt mir: das, was ich von den Politikern ſage, ſei nur übertrieben, es finde dies vielleicht doch nicht in dem Grade Statt, und eine bloße Aufwallung und eine am Außerordentlichen Vergnügen findende Phantaſie habe mir dies mit ſo grellen Farben gemalt; ich ſei für dieſen Gegenſtand noch zu jung. — Zu jung? Nicht reif genug, wirſt Du vielleicht ſagen wollen. O, nenne, ich bitte Dich, das Wort bei ſeinem eigenen Namen! Ich verabſcheue dieſe gekünſtelte Redensart. Die Hofdelicateſſe kann nicht gerade herausſprechen, dieſe ſammelt immer auf Koſten der Natur ihre Farben. —

Reif ſagſt Du? Bedarf es deſſen? Ach, wären wir nur nicht überall ſo ſehr reif, das heißt, wenigſtens dort nicht, wo wir handeln ſollten. Zur Anordnung der Dinge bedarf es einer Reife, aber wo es aufs Handeln ankommt, iſt man nie mit einer ängſtlich reifen Ueberlegung weit gekommen. Das Wort reif bringt mir wider meinen Willen, und ohne daß ich wüßte wie, die Idee des an die Form ſich bindenden Pedanten ins Gedächtniß. Pedant! mir graut, guter Freund, vor dieſem Namen, und es graut mir auch vor Dir, wenn Du mir eine Seite dieſer Art offenbarſt. — Es iſt hier von politiſchen Dingen die Rede, und wer ſteht in dieſer Hinſicht höher, der in Anordnung der Dinge tiefblickende, bedachtſame und im Handeln jugendlich raſche, unreife aber mir unendlich werthe Franke; oder der immer reife, immer philoſophirende, immer pedantiſche Deutſche? Welcher erhob ſich zum Herrn in der Geiſterwelt? Welcher beherrſcht das Reich der Meinungen? Aber laſſen wir das. Mein Eifer würde mich zu weit führen.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) und **) Epopöen von Vörös Marti, vormaligem Redacteur der Zeitſchrift: Tudo mányos Gyujtemény.

Correſpondenz aus Bädern.

Naumburg a. d. S.

Papa ſtudirte ſeit Monden in Hufeland's Makrobiotik, um ſeiner etwas ſchwerfälligen Memorie die Diagnoſe des Bluthuſtens glücklich wieder zu imprimiren, deſſen täuſchende Aneignung im vorigen Jahre ihm wirklich die Erlaubniß der ſtrengen, kargen Hausehre, resp. meiner Mutter, erwirkt hatte, ſeinen blühenden äußern Menſchen an Hygiea's karlsbader Sprudelbrüſte zu legen, während ſein inneres beſſeres Selbſt nach karlsbader erotiſcher Verzückung lechzte. — Mama ſelbſt war auch ſo glücklich, das während des Winters im Theater und in Concerten gänzlich aus der Acht gelaſſene Rheuma bei zurückkehrender Lenzluft wieder zu acquiriren und pries die Reichen glücklich, die nur zu winken hätten, um ſogleich das ideale ſchöne Poem des Badedranges in der tiefinnern Bruſt in das reale göttliche Proſaſtück des Reiſewagens vor der Thüre verkehrt zu ſehen. — Dem Onkel David, der Glieder dehnend im Polſterſtuhle zunächſt dem Ofen ſein tägliches Arbeitpenſium, eine Ode an den Müßiggang, in gelungenen Dur-Seufzerſätzen componirte, fielen vor Rührung warme Tropfen aus den fetten Wimpern, als er vom Baden hörte. — Der Fähnrich Fritz, mein jüngſter wilder Bruder, griff mit Heißhunger gleichſam nach ſeinem Abgott, der franzöſiſchen Karte auf dem Spiegeltiſchchen, und rief, ein Blatt ausziehend und es betrachtend mit Begeiſterung aus: „Coeur-Dame, chère Maman! Sie ſehen, das Schickſal will es, daß wir reiſen ſollen." — Tante Emerentia, die ſeelenvolle, gattenleere virgo dolorosa der Familie, gedachte unter ſüßem Schauder des blanken Vierzigers, des Gardelieutenants, für den ſie ſchon zwei Mal die übergroßen Schulden zahlte. — Ich endlich zeigte meinen Brief von Ihnen, Hochgeehrteſter, in welchem Sie Correſpondenzen aus den Bädern, die ich beſuchen würde, von mir wünſchen, und ſo war es denn kein Wunder, daß dem Heroismus unſeres vereinten Reiſedranges der Deckel der goldſchwierigen, mütterlichen Truhe endlich weichen mußte. — Raſch kaufte Papa noch am ſelben Tage Armſpangen, Ringe und Etuis für edle Zwecke; Mama pharmaceutiſchen Gichttaffet für ihr Hausreiſemittel, ihre Gicht; Onkel David Brauſepulver zu beliebigem, unberechenbarem Gebrauche; Fritz Fähnrich eine Lorgnette für die Eichbergerweſte und den Civilfrack; Tante Emerentia Staatspapiere für den Lieutnant, und ich — — —? ich ließ mir gute Laune kommen, quantum satis, ſchob Zweibein's ſämmtliche Werke in Einem Bande in die Taſche und ſpeiſte, ver-

ſehen mit dieſen Cholerapräſervativen, am andern Tage Schlag 12 Uhr unangefochten an der table d'hôte des „muthigen Ritters" in Bad — —

Köſen.

Ja, wenn Sie lachen wollen, mein Herr, daß wir um 12 Uhr und in Köſen ſpeiſten, da Ihre Güte dem Journalintereſſe bereits freundlichſt unter die Arme griff und uns nach Pyrmont, Aachen, Karlsbad u. ſ. w. ſpedirte — wenn Sie alſo lachen wollen, ſo werden Sie die Tante böſe machen. Denn erſtens thut es dem großartigen Tone eines Badeortes auch nicht dem mindeſten Eintrag, wenn man Mittags um 12 Uhr und nicht am Abend zwiſchen 5 und 6 Uhr zu Mittag ſpeiſt wie in andern Bädern, die ich noch nennen dürfte, wie in Schwerin, Hamburg, Lübeck u. ſ. w. Zweitens iſt Thüringens ſalziges Vorwerk, Köſen, ihr honigſüßes Arkadien, das Land ihrer ſeligſten Gefühle, der Geburtsort ihres zweiten Selbſt, des Lieutnants. Drittens war es einſt — Sie wiſſen wann, wie und warum — Aſyl für Heinrich Laube, für deſſen Poeſieen ſie rein des Henkers iſt, und den ſie noch poetiſcher finden würde, wenn er dichteriſcher Heinrich Bosket hieße, und den endlich ich meinerſeits im Geiſte noch immer an der Wirthstafel des „blauen Sterns" zu Naumburg und des beſagten köſener „muthigen Ritters" ſitzen ſehe mit dem weiſen Antlitz und dem ſcharmanten Knebelbart; den ich dort noch immer gebratene Tauben ihres Märtyrertodes wegen mit den bemeſſerten Händen bedauern höre, während ſein Auge Corſarenzüge in der Runde macht, das Bischen Faſſung der Tiſchgeſellſchaft vollends in den Grund zu bohren.

(Der Beſchluß folgt.)

Notizen.

[Die pariſer Kunſtausſtellung.]
(Aus einem Privatbriefe.)

— Die wüthende Medea, von E. Delacroix, ein Gemälde in Lebensgröße, möcht' ich für eines der beſten, wo nicht für das Beſte erklären. Dieſe Medea athmet männliche Kraft und männlichen Geiſt, wie dies den Franzoſen bei Darſtellung der Weiblichkeit leicht geht, aber doch hat der Künſtler die Verzweiflung der verfolgten Mutter glücklich und glänzend zur Anſchauung gebracht. Ihre Verzweiflung geht in Raſerei über und ſie entſchließt ſich, ihre Kinder zu tödten. Victor Hugo auf der Leinwand! Das Bild iſt ſchaudererregend, aber doch nicht widernatürlich. Das Farbenſpiel lebendig, aber nicht übertrieben. Viele wollten die plumpe Art tadeln, wie ſie ihre Kinder feſthält, allein ſie vergeſſen die Lage, in der Medea iſt; ſie drückt damit die Abſicht aus, ſie den Verfolgern nicht zu gönnen, ſie lieber zu vernichten als ſie preiszugeben.

Daniel in der Löwengrube, in Lebensgröße, von Ziegler. Es ergeht mir mit den guten Gemälden in der diesjährigen Ausſtellung, wie es dem Hirtenknaben im Walde erging, der einen ſenkrechten glatten Stecken ſuchte. Erſt mußte er lange ſuchen, und als er ſich endlich für einen entſchied und ihn abgeſchnitten in der Hand hielt, fand er noch viel an ihm auszuſetzen; ſchnurgerade war keiner. Bei alle dem muß man Ziegler's Daniel für eine der gelungenſten Farbenſchöpfungen des diesjährigen Salons halten; nur parteiiſche Tadler wollen es nicht zugeſtehen. Maler von der heutigen franzöſiſchen Manier finden das Colorit zu matt, Maler von der heutigen deutſchen Manier finden es zu brillant; Beweis genug vielleicht, daß Ziegler das Richtige traf. Andre rügen, daß der Künſtler nur die Figur des Propheten in der Löwengrube mit Sorgfalt und Fleiß ausgeführt hat, und die Nebenſachen zu ſehr fallen ließ. Vielleicht iſt dieſer Tadel nicht ohne Grund. Die Figur des Daniel ſelbſt iſt aber in der That das Meiſterſtück eines noch jungen Talentes, das, ſorgfältig gepflegt und nicht überſchätzt, Bedeutendes leiſten wird.

Die Braminenwittwe von Biard, Lebensgröße. Biard iſt unter den Meiſtern der heutigen franzöſiſchen Malerei der Humoriſt. Sein Humor iſt nobel und elegant, wenn auch mitunter ſarkaſtiſch, und ſein Pinſel wird nicht ſelten zur Geißel. Auf die Weiſe wird ſeine Komik nicht ſelten tragiſch. Für ſpätere Geſchichtsforſcher werden ſeine Gemälde den großen Vortheil haben, daß ſie die Gebrechen des Zeitalters darſtellen. Denken Sie nur an den Sklavenmarkt, dieſe furchtbare Scene voll weltgeſchichtlicher Bedeutung. Auch mit der Braminenwittwe hat er eine ſatyriſche Tragödie gegeben. Das ſchöne junge braune Weib in den durchſichtig weißen Schleier gehüllt neben dem Opferfeuer, von Prieſtern, Verwandten und Freunden umgeben, die dem Wahn dieſen Tribut bringen!

[Irland.]

Die diesjährige Seſſion des Parlaments iſt für Irland ſeit 1829 die fruchtbarſte in reformatoriſcher Hinſicht. Die Unionsacte kann nun erſt eine Wahrheit, die 300jährige Sklaverei geſühnt werden. Irland, mit ſo vielem Rechte der grüne Edelſtein in der britiſchen Krone genannt, mit ſeinem Volke, deſſen unverwüſtliche Lebensheiterkeit nur durch das Elend und die blutigen Aufſtände zuweilen getrübt werden konnte, wird mit dem J. 1840 eine neue Aera ſeiner inneren Geſchichte beginnen. Die Zehnten, deren grauſame Einforderung ſo viel Blut koſtete, nun in eine entſprechende Geldabgabe verwandelt, werden von den ſieben Millionen Bekennern des katholiſchen Glaubens um ſo williger gezahlt werden, da ſie wiſſen, daß die Ueberſchüſſe zur Erziehung ihrer eigenen Jugend verwendet und nicht mehr allein in die Taſchen anglikaniſcher Geiſtlichen fließen, die nur über das Seelenheil von 800,000 Menſchen zu wachen haben.

[Dräxler-Manfred.]

Dr. Dräxler, pſeudonym als Manfred bekannt, wird ſeine ſämmtlichen Gedichte (Frankfurt, bei Sauerländer) herausgeben, und tritt jetzt mit ſeinem eigentlichen Namen auf. Er lebt jetzt nicht mehr in Wien, macht Kreuz- und Querzüge durch Deutſchland und wird auch Paris beſuchen. Wir brachten früher einige hübſche Lieder von ihm. Möchte ſich ſein Reiſe-Portefeuille füllen!

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — **120.** — den 22. Juni 1838.

Redacteur: **Dr. J. G. Kühne.** Verleger: **Leopold Voß.**

Hermine.

(Fortſetzung.)

Den 13. Juni.

Hier ſitz' ich, mein Theurer, in meiner einſiedleriſchen Behauſung und betrachte die ſchönſte der lieblichen Morgenröthen, welche Gott über ſeine Treuen ausbreiten kann, und gedenke Dein und aller Derer, die meinem Herzen theuer ſind, und an die ich durch der Empfindungen ſchönſtes und bleibendſtes Band geknüpft bin. Welch eine Seligkeit gewährt der Gedanke, mein Lieber, daß, wie weit auch Schickſal und Umſtände uns trennen von denen, die wir lieben, wir dennoch mit ihnen im Geiſte und vermöge der heiligſten Erinnerungen in der entlegenſten Ferne verbunden bleiben. O, daß dieſe Bande nie zerreißen, und dem Herzen nie der göttlich ſüße Troſt mangeln möchte: es beſitze, wie fern auch immer, ein verwandtes Gemüth, das an unſerem Kummer und an unſerer Freude innigen Antheil nehme. Dieſes liebliche Thal, welches mich hier ſo freundlich anlacht, jene mit tauſend Blumen geſtickte Wieſe, von welcher die kühlen Mailüfte ſo ein ganzes Meer von Düften heraufwehen, daß ich wie im angenehmen Rauſche dahin ſinke, jenen lieblichen Glanz der Morgenröthe, welche zwiſchen den dunklen Bergen hervorbeicht und die Gegend vor mir in ein Paradies umzaubert; ja alles Große und Erhabene in dieſer unermeßlichen Natur entlehnt ſeinen Reiz blos den Gefühlen der Liebe und Freundſchaft. Ohne dieſen wäre Alles öde um mich, gleich einer Wildniß, in die ſich der vom Gewiſſen Verfolgte flüchtet.

Den 18. Juni.

Verzeih, guter Freund, ich wollte Dich ganz und gar nicht reizen, und könnte Dir mit den Worten meines Briefes beweiſen, daß ich durchaus nicht die Abſicht hatte, Dich zu beleidigen, als ich das Wort „Pedant" niederſchrieb. Du haſt mich unrecht verſtanden, das iſt gewiß; aber ich habe keine Luſt, dies zu erörtern, ſondern wenn Du meine Zeilen nochmals durchgehen willſt, ſo wird Dein gutes Herz es fühlen, daß darin nichts Beißendes iſt. Beißend! Du böſer Menſch, wie kannſt Du zu dieſem Ausdruck? Könnte ich beißend gegen meinen Eruyni ſein? Schon der Gedanke daran thut meinem Herzen wehe. Vergib und erlaube, daß ich von dieſem unangenehmen Gegenſtande abbreche.

Den 24. Juni.

Meine Hermine ... Die Meine? wenn man dies Wort gebrauchen darf bei einem Weſen, das ſich dem Himmel geweiht hat? Guter Engel, verzeih dieſen Ausdruck; in meinem Feuer und meiner unausſprechlichen Achtung für ſie entſchlüpfte dies Wort meinen Lippen. — Hermine kennt mich längſt und kannte mich lange vorher, ehe ich von ihr nur eine Sylbe wußte. Du fragſt, woher? Aus den kleinen Gedichten, die ſie dann und wann in unſern Taſchenbüchern von mir ſah. Geſtern ſagte ſie mir einige derſelben her, um ihre Worte zu

Digitized by Google

rechtfertigen. Ich muß geſtehen, daß dieſe Kleinigkeiten mir ungemein werth ſind, ſeit ich erfahre, daß ſie ſo ein Engelherz zu rühren vermochten. — Sie kennt unſere vorzüglichen Dichter alle. Dayka und Köleſey ſind ihre Lieblinge; auch Himfy hat ſie geleſen, doch ſagt ſie von ihm, daß er ſie zu ſchnell ermüde. Stelle Dir vor, meinen Köleſey liebt auch ſie. Welche Freude für mich, zu vernehmen, daß mein Geſchmack mit dem dieſes lieben Mädchens übereinſtimmt.

Letzthin entſtand zwiſchen ihr und ihrer Freundin Minna, der Verlobten Várkonyi's, ein kleiner Streit. Die zwei Mädchen ſtritten ſich darüber: ob man wohl der komiſchen Dichtung den Vorzug vor der ernſten einräumen dürfe? und zuletzt da ſie nicht eins werden konnten, wählten ſie mich zum Schiedsrichter.

Ich fing an, zu erörtern, daß weder die heitern noch ernſten Dichtungen an und für ſich als ſolche einen Vorzug vor einander hätten, und wenn ſie einen hätten, dies blos in Folge der Kunſt ſelbſt Statt finden könne, welche die Regeln des Schönen in irgend einem Gedicht mehr oder weniger befolgt habe.

Sie beantworten die Frage ſehr richtig, ſagte Hermine, aber Minna hat ſie nicht richtig geſtellt. Wir wünſchten blos zu wiſſen, welcher Gattung Sie den Vorzug geben, und welche Sie für zweckmäßiger halten? Ueber Kunſtvollkommenheit können wir Frauen kein Urtheil fällen, dies iſt Sache der Männer, blos in Hinſicht unſerer Gefühle wollten wir Ihr Gutachten oder Ihren Tadel wiſſen.

Das iſt ganz etwas anderes, antwortete ich, und da geſtehe ich ohne Bedenken, daß ich mehr Vergnügen an Dichtungen ernſter, als an denen heiterer Art finde.

Oho, ſo haben auch Sie zu Herminens Fahne geſchworen, erwiederte Minna mit lächelndem Unwillen. Ich nun und nimmer, und mein Mann bleibt unter den ungariſchen Schriftſtellern immer Benjamin Szalay. Ich finde in ſeinen Arbeiten den meiſten Genuß. Wenn mir etwas Unangenehmes widerfährt und ich verdrießlich werde, nehme ich den Tollagi *) zur Hand, durchblättere ihn und ergetze mich an ſeinem heitern und fröhlichen Witze, lache dann über mich ſelbſt, ſinge darauf ein fröhliches Triolett, und es iſt Alles wieder gut. Möge wer immer Gefallen finden an den traurigen Mährchen eines Dayka, Kisfaludi und, deſſen ich zuerſt erwähnen ſollte, an dem immer ſchmachtenden Köleſey; ich bleibe für immer bei meinem Szalay, und immer werden Tollagi, Sulyosdi, Pöröndi *) und ähnliche meine Lieblinge ſein.

*) Eine komiſche Erzählung von Kisfaludi Karl.

Ich habe nichts dagegen einzuwenden, erwiederte ich. Ich ſelbſt bin einer der größten Verehrer des unter dem Namen Benjamin Szalay verſteckten Schriftſtellers. Einen ſolchen Reichthum von Ideen und witzigen Einfällen, eine ſo fruchtbare Einbildungskraft hat kaum noch ein ungariſcher Schriftſteller bewieſen, und lange wird er bei uns der einzige Auserwählte, vorzüglich der komiſchen Muſe bleiben. Indeß entſpringt aus allen dieſen Vorzügen doch kein größeres Verdienſt der komiſchen Dichtungen vor den ernſten. Dieſe können einzig und allein die Folge des Kunſtwerkes ſein. Fern ſei es von mir, den Geſchmack derer zu beſtreiten, die am Komiſchen Vergnügen finden; wiewohl ich Vieles anführen könnte, zu beweiſen, daß derjenige einen höhern Geſchmack, ein gebildeteres Herz und veredeltere Gefühle verrathe, der bei den Klagen der ſtill ſchwärmenden Muſe erweicht und zu Thränen gerührt wird, und ſich den ſüßſchmerzlichen Empfindungen überläßt, welche die Elegie malt, als der Freund vom Scherz und Lachen; doch behaupte ich traun, daß ernſte Dichtungen dem Endzwecke der Kunſtwerke, der Veredlung der Gefühle und des Herzens weit mehr entſprechen, als die komiſchen, und ich wünſchte, daß Jeder, den ſein Temperament und aufloderndes Feuer leicht hinreißt, die Freude ſeiner Mitmenſchen durch unwürdige oder gar ungerechte Handlungen zu ſtören, ſich zum Handgebrauche einen ſolchen Dichter wählen möchte, wie Köleſey **) es iſt. Denn einen lyriſchen Dichter von ſanfteren, menſchlicheren und wärmeren Gefühlen kann unſer Vaterland kaum aufweiſen.

Du weißt es, theurer Freund, was mir Köleſey's Geſänge ſind, und kannſt es Dir demnach vorſtellen, wie ich mich um meinen Liebling ereifert habe. Mein Herz war voll von Gefühlen, und ich gerade in einer ſolchen Stimmung, daß ich meine Empfindungen auch auszudrücken vermochte. Ich ſchloß mit dem Liede: „Gram erwacht mit mir und folget", welches Du im nächſten Jahrgange unſerer Aurora finden wirſt.

Minna lächelte über meine Worte und drehte ſich ein Mal herum; dagegen hing Hermine ganz an meinen Lippen und las in meinen Augen: ſo gefiel ihr, was ich ſagte. Die ganze Aufmerkſamkeit des Mädchens war auf mich gerichtet und ich fühlte mich verklärt in den melancholiſch ſanften

*) Salyosdi und Pöröndi, komiſche Charaktere in Luſtſpielen deſſelben Dichters.

**) Der vorzüglichſte der jetzt lebenden Dichter Ungarns.

Digitized by Google

blauen Augen, in dieſem blaſſen, nach dem Himmel ſich ſehnenden Antlitze. Als ich auf die letzten Strophen des Geſanges kam:

Sieh, auf Wolken glänzt ein Bogen
Nach dem Regenſchauer!
Pilger, dir auch lacht die Sonne
Bald nach kurzer Trauer.
Treue Liebe! deine Roſe
Hat der Dornen viele,
Aber duld' ich ſtille, harret
Freude dann am Ziele —

ſah ich den ſchönen Augen eine Thräne entrollen, und es koſtete mir viel, dem himmliſchen Weſen nicht zu Füßen zu fallen, und die Gefühle nicht anzubeten, die ſie in ihrem Buſen barg.

Den 20. Juli.

Was iſt's, lieber Freund, was ſo ungewöhnliche Empfindungen in mir erregt, was mich ſo erheitert und mich ſo mit Theilnahme erfüllt, daß ich die ganze Welt in meine Arme ſchließen könnte? Mein Geiſt erſtarkt mächtig, und nie war ich ſo thätig, als ich es jetzt bin. Selten vergeht ein Tag, der mich nicht mit Entwürfen zu neuen Arbeiten bereicherte. Setz' ich mich an meinen Arbeitstiſch, ſo gelange ich ſo leicht und ohne Mühe dahin, wohin ich ſonſt nach langem Kopfzerbrechen nicht zu kommen vermochte. Mein Buſen iſt ſo weit, ſo reich an Gedanken und Empfindungen, daß ich ſie kaum zu bändigen vermag. Die Zahl meiner kleinern Gedichte wächſt täglich, und unter denſelben werden, wie ich glaube, immer die von größtem Werthe ſein, die ich jetzt neueſtens verfertigt habe. Und was iſt die Urſache von dieſen Allen, mein Lieber? ... Errathe es ſelbſt.

Bárkonyi ſprach mit Freude über Deinen Brief, womit Du den ſeinen erwiederteſt. Er ſagte mir: er zähle Deine Freundſchaft unter die ſchönſten Freuden ſeines Lebens. Dies machte mir unausſprechliches Vergnügen.

Den 26. Juli.

Die Sommerhitze iſt ſelbſt in dieſen Bergen noch ſehr groß, und ich verlaſſe deshalb ſelten am Tage mein Zimmer; deſto angenehmer ſind jedoch die Morgen- und Abendſtunden, deſto herrlicher die Nächte. Wenn ſich Morgens der Himmel röthet, kann ich es kaum erwarten, daß ich meine Kleider umgeworfen habe, um einen Ritt in die Berge zu machen, wo die kühlen Morgenlüftchen durch liebliche Düfte jeden meiner Sinne erfriſchen. Um ſieben Uhr ſitze ich in der Regel wieder auf meinem Zimmer und arbeite bis Mittag. Dann genieße ich ein kurzes Mittagsmahl, das mir mein alter Diener bereitet. Den Nachmittag bringe ich mit Lektüre zu bis Sonnenuntergang. Dann wird wieder ausgeritten, oder ich erwarte, durch Bárkonyi benachrichtigt, meine Freunde. Beinahe jeden Tag ſehe ich Szegfy mit Herminen bei mir, zuweilen mit ihnen auch Minna und Bárkonyi. Da durchſtreifen wir den ganzen Weingarten und ſetzen uns, wenn wir ermüdet ſind, unter einen großen Nußbaum, den Bárkonyi's Vater vor vierzig Jahren gepflanzt hat. Hier iſt ſchöne Ausſicht auf die Feſtung und die Berge im Weſten, die im Purpur der untergehenden Sonne glänzen. Hermine betrachtet immer mit Entzücken den Untergang der Sonne, der hier in dieſen Bergen wahrhaft majeſtätiſch iſt. Abends durchſtreif' ich, wenn ich nicht in der Stadt bin und der Mond ſich zeigt, die Wälder. Die Weingärtner, die als Tagelöhner auch die Nächte hier im Freien zubringen, kennen mich ſchon, und ſagen mir immer herzlich einen guten Abend und gute Nacht. Ein ſolch einſamer nächtlicher Spaziergang, mein Lieber, hat etwas ſehr Anziehendes. Die ganze Natur ruht, Stille herrſcht allenthalben, nur das Zirpen der Grille im Graſe unterbricht dieſelbe. Leiſe ſchwebt der Mond auf ſeinem leichten Gewölke hin, und aus weiter Ferne läßt ſich, wie das Brauſen des Meeres, der ſummende Lärm der beiden Städte vernehmen. Auf einem Steine ſitzend, vertiefe ich mich in ſtumme Betrachtungen der bezaubernd ſchönen Erſcheinungen der Natur. — Segne, guter Freund, das Geſchick und Bárkonyi's Herzensgüte, der mir dieſe Seligkeiten verſchaffte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz aus Bädern.

(Beſchluß.)

Das waren ſo die Gründe, welche Tante Emerentia, die dafür auch den Wagen ganz allein bezahlen mußte, nach Bad Köſen trieben, und wahrſcheinlich lag es nur an meiner eigenen Kleinheit und Verwöhnung, daß ich Bad Köſen mit ſeinen circa 50 Bauerhäuſern und ſonſtigen Baderequiſiten nicht großartig finden konnte. Die übrige Badeeinrichtung iſt höchſt brillant, denn auf der Saale gehen ja nach dem höhern oder tiefern Waſſerſtande alljährlich zwiſchen 12,000 bis 35,000 Klaftern meiſt fichtenes Holz für königl. Rechnung aus dem ſchleizſchen, weimarſchen und gothaſchen Antheile des Voigtlandes nach Weißenfels, Dürrenberg, Merſeburg und Halleben (bei Halle) und die Salzſoole in der Saline iſt — wie der Onkel David erkundet hatte — neunzehngradig. Sein Müßiggangseifer erforſchte unter Gähnen auch möglichſt bald, daß dieſe Soole, wenn ſie nicht als Badewaſſer hartdrüſige Organe erweichen ſoll, zum fünfmaligen Gradiren in die ſehr ſaubern Gradirhäuſer gebracht

Digitized by Google

und hier — auf 3½ bis 5 Grad gebracht — zum Verſieden durch ein ſehr künſtliches Pumpenwerk in die Kothe gehoben wird. Im Durchſchnitt ließ er, bei müßiger, aber nicht ſchlechter Laune, jährlich einige 80,000 berliner Scheffel Salz und aus dem Salzſchlamme und Pfannenſteine in ſehr ſchlafloſen Stunden circa 800 Centner Laxirſalz (Natrum sulphuricum crystallisatum) und Magnesia in Verbindung mit verſchiedenen Säuren gewinnen, und bei gänzlicher Schlafloſigkeit hielt er die zwei Siedemeiſter und die neun andern Salzgeiſter, die ihnen dienen, dadurch vom Schlafe ab, daß er ſich von ihnen erzählen ließ, daß Köſen 1040 etwa erbaut ſei, 390 mit vielen Vorrechten begabte Einwohner zähle, durch Friedrich den Streitbaren von Sachſen, Kurfürſt Friedrich Auguſt I., Herzog Wilhelm, alſo mit andern Worten: von der Vorwelt ſehr gehoben und von der Mitwelt ſehr vergeſſen worden ſei. Die Gegend fand er höchſt maleriſch und romantiſch und auf der Badeliſte zwei Badewunder aus der weiteſten Ferne, die Bad Köſen, und immer nur des Sonntags zu beſuchen pflegen: zwei Referendarien aus Naumburg, an denen das Wunderbare Das war, daß der Eine keine Schulden hatte und der Andere nicht in ſich ſelbſt und ſein hohes Staatsamt verliebt war.

Die Badenobleſſe, meiſt aus Naumburgs, Eckartsbergas Bewohnern und dem Adel der Umgegend beſtehend, verſammelt ſich lieber zu ſocialen Zwecken in dem zweiten Reſtaurationslocale, der „Katze,“ ganz nahe der Saalfähre, auf welcher man nach der ½ Stunde von Köſen entfernten, höchſt romantiſch zwiſchen Saaleck und Freiroda am rechten Ufer der Saale gelegenen alten Burgruine, der Rudelsburg, überfährt, deren die Urkunden zuerſt im Jahre 1170 unter dem Namen Rothleibesburg gedenken. Noch ſind ſchöne Ueberreſte der alten Burg vorhanden, welche verrathen, wie dieſe früher angelegt war, und aus den Spuren des vor dem eigentlichen Schloſſe ſich längs des Bergrückens hinſtreckenden Gemäuers, beſonders eines Thores, geht deutlich der frühere Umfang und das Vorhandenſein beſonders befeſtigter Wohnungen für die Burgmänner hervor. Das Jahr der eigentlichen Zerſtörung der Burg konnte vom Onkel David durchaus nicht ermittelt werden, da der eben anweſende tüchtige Geſchichtsforſcher Landrath Lepſius zu Naumburg behauptete, daß das im zweiten Bande (wenn ich nicht irre) der „deutſchen Burgen von Müller“ über die Ruine Geſagte durchaus hiſtoriſch unbegründet iſt. Die Ausſicht von der Burg herab nach Köſen zu in ein ſaalburchwäſſertes lachendes Thal iſt entzückend und das Geleit wie das Bier des freundlichen, eigentlich im Dorfe wohnenden Burgwarts ſo anziehend, daß man bei der Ankunft auf der Höhe für die kleinen Mühſeligkeiten des Weges dahin überreich entſchädigt wird. Niemand verſteht die Vorzüge der alten Ruine beſſer zu würdigen, als die monſtröſen Literaturkeime, die Studenten der Univerſitäten Halle und Jena, die zu Hunderten oft wochenlange Bierbacchanale daſelbſt abhalten, ſich der Bequemlichkeit halber auch des Nachts auf die Strohlager in den oben überwölbten, nach den Seiten aber offenen Kellergewölben ſtrecken, und dafür ſorgen, daß die Humpengeiſter der Schenken von der Veſte und der Herren von Oſterhauſen, der Beſitzer der ſchlechthin Veſte genannten Rudelsburg im 14., 15. und 17. Jahrhundert, alljährlich mehrere Male durch mittelalterliche Rauf- und Saufdünſte erquickt werden. Das Fremdenbuch der Ruine enthält außer einer Unzahl von gelehrten Namenſchnörkeln und offenbaren Nullen auch eine Namenſerie von der höchſten Geltung, und ich meinerſeits würde ſtets Bad Köſen der Rudelsburg wegen, nicht aber dieſe im Vorbeigehen wegen des Bades beſuchen.

Notizen.

[In Sachen des Nachdrucks.]

Der Correſpondent der hannoverſchen Zeitung ſchreibt aus Paris: „Die Geſellſchaft der Schriftſteller zur Hemmung des unentgeltlichen Wiederabdrucks ihrer Journalartikel hat wirklich ihre Thätigkeit begonnen, und ſchon ſind einige Proceſſe gegen mehrere größere Journale eingeleitet, die ſich weigern, das geforderte Honorar für die abgedruckten Artikel zu zahlen; man iſt neugierig, wiefern die Tribunale der Geſellſchaft dabei die Hand reichen werden. Dabei werden freilich von den Advokaten der Gegenpartei manche abſurde Artikel der Statuten hervorgehoben werden, die gegen den Schriftſteller, der einmal dieſem Bunde beigetreten iſt, eine große Tyrannei ausüben. Nach einem derſelben darf er z. B. nicht einmal einem andern Journale den Abdruck ohne Entſchädigung erlauben, ohne gegen die Geſellſchaft ſelbſt in eine Geldbuße von 50 bis 100 Fr. zu fallen. So iſt ihm alſo die weitere Verbreitung ſeiner Ideen unterſagt, im Falle die Redaction ſeines Artikels nicht ſo allgemein anſprechend iſt, daß ein anderes Journal ihn zwar wohl umſonſt, aber nicht gegen Honorar aufnehmen wollte. Ein ſolcher Fall iſt wirklich in dieſem Augenblicke ſchon vorgekommen in Bezug auf einen Artikel über baskiſche Lieder und Melodien, den der Verf. einem dortigen Departementsjournale nachzudrucken erlaubte, um ſich in ſeiner Vaterſtadt und vor ſeiner Familie zu zeigen. Dieſen Artikel der Statuten durch einen Scheinvertrag zu umgehen, nach welchem der Verfaſſer vorgebe, das feſtgeſetzte Nachhonorar erhalten zu haben, geht darum nicht, weil die Geſellſchaft die Zahlung deſſelben in die allgemeine Kaſſe verlangt und davon für einen gemeinſchaftlichen Unterſtützungsfond Abzüge macht. Man beginnt ſo von manchen Seiten einzuſehen, daß dies ganze Inſtitut von den einmal bekannten und berühmten Mitgliedern, deren Artikel man allein des honorirten Nachdrucks für werth halten wird, zum Schaden der unbekannten Schriftſteller, deren Artikel unverbreitet bleiben, gemißbraucht werden wird. So entſtellt hier Alles der Monopol- und Speculationsgeiſt in der Literatur; ein Wink für die Schriftſteller in Deutſchland, die, wie man lieſt, ſehr geneigt ſcheinen, die franzöſiſche Aſſociation nachzuahmen.“

[Karl Beck.]

Iſt jetzt mit einem Gedicht in vier Geſängen beſchäftigt, das den Titel: „der deutſche Ritter Harold,“ führen wird. Es erſcheint im Auguſt bei Engelmann in Leipzig.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — **121.** — den 23. Juni 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Wienbarg auf Helgoland.

Sein Tagebuch liegt vor mir. Der freie Athem ſeiner Gedanken, der helle Wogenſchlag ſeiner Rede verſetzt mich auf das ſeltſame Eiland, deſſen Felſen die Nordſeewinde langſam zerbröckeln. Gleicht dies Eiland vielleicht der germaniſchen Freiheit von Alters her, die der feuchte Weſtwind Jahrhunderte hindurch mürbe gemacht? Es war einſt ein Land, man zählte es zu den drei großen Nordſeeinſeln der Sachſen, ſprach von neun Kirchſpielen auf Helgoland, maß acht (römiſche) Meilen Länge, vier Meilen Breite. Jetzt iſt es ein lockeres Steingerölle, an dem ſich zur Sommerzeit ein müdes Häufchen Culturmenſchen anklammert, um die verweichlichten Glieder ins Meer zu tauchen und auf einige Wochen aus der Seeluſt Geneſung zu trinken von den Freuden und Leiden einer jämmerlichen Verfeinerung. Die neun Kirchſpiele hat die Fluth verſchlungen, in den verſunkenen Saatgefilden niſten Unken und Meergethüm, und wo einſt blühendes Menſchenleben jubelte, ſchreit die heiſere Möve ihr kläglich Lied. An dem Steingebröckel ſitzt ein Reſt alter Frieſen, deren Heldengeſichter ſehr träge Falten ziehen, weil ſie ſonſt Seeräuber waren und jetzt die Bedienten ſchwächlicher Badegäſte ſind. Die großen ſchlanken Mädchen mit dem bunten Turbantuch und den rothen Röcken mögen noch germaniſche Keuſchheit haben, von Patienten läuft man wenig Gefahr, und in dem „rothen Waſſer“ im Oberlande tanzen ſie ihre ſchlichten Sprünge. Im Unterlande bei Madame Mohr geht es ſchon civiliſirter zu, koſtſpielig aber oben wie unten, und wenn Du die lodderigen Buben mit den ſchönen Gliedern los ſein willſt, mußt Du zum „Pfenniggrabbeln“ eine Münze hinwerfen, dann ſtürzen ſie haufenweiſe zu Boden und ringen mit kunſtgeübter Hand nach dem ſchimmernden Dinge, das die Helena der modernen Welt geworden. Dieſe kräftige Keckheit der helgolander Burſche iſt noch ein Stück Erbtheil von den germaniſchen Ahnen, die Seeräuber waren und ein freies Meervolk. — Auf den Zinnen ſteckt die engliſche Fahne. In ihrem flatternden Schwunge weht noch ein Athemzug altgermaniſcher Freiheit. Vieles andere iſt ſchon ſehr deutſch, denn der Menſch dieſer Zeit mit ſeiner Cultur verfälſcht alles; nur das Meer nicht mit ſeiner Balſamkraft; die donnernde Brandung überſchreit er noch nicht, gegen den freien Hauch der Nordlandsluft ſind ſeine Gifte noch ohnmächtig geblieben. Zitternd ſteht er vor der ſalzigen Fluth, wie ein ohnmächtig Mädchen vor dem Brautbette, wo es ſeine Bewältigung wittert. Und wenn er auf der Felszacke ſitzt, an deren Fuß die Woge ſchäumt, und hinausblickt in die Ferne, wo Meer und Himmel verſchmilzt, ſo muß er ſein Auge und ſein Herz erſt mühſam gewöhnen an die leuchtende Unendlichkeit der Elemente. Ich weiß wohl, daß das Geſchlecht immer höher ſteigt im Laufe der Zeiten, der Natur ſich immer mehr bemächtigt, ihren Kräften den Zügel umwirft und ſelbſt den Ocean überbrückt mit der Klugheit ſeiner Maſchinen. Aber der Einzelne verliert, wo das Geſchlecht gewinnt, und ich

Digitized by Google

wüßte nicht, daß das Zeitalter der Maſchinen zugleich das Zeitalter der Heroen ſein könnte.

Wienbarg und Helgoland! Als ob die Natur zwei Mal daſſelbe ſchaffen wollte, um geiſtig zu wiederholen, was ſie im Kreiſe der phyſiſchen Welt hervorgerufen. Wienbarg iſt das Nordſeeeiland, das feuchte Winde langſam zermürben. Aber ſeine Stirn bleibt Fels, das kräftige Meer wäſcht ſeine Füße rein und ein heller Athemzug der Freiheit umſtürmt ſeine Bruſt. Auf Helgoland fehlt alle Vegetation, der üppige Saft des grünen Lebens in Wald und Wieſe. Gleicht Wienbarg dem Inſellande auch hierin? Es iſt wahr, er gibt keinen Gemüſegarten, keine Küchenkräuter, auch keine Blumenbeete, die ſich der Menſch zu ſeiner Freude anbaut. Er hat nichts als den Felſen der Geſinnung, den ſchäumenden Wellenſchlag des Meeres und die freie Nordlandsluft, die um die Küſten ſchnaubt, und mit ihrer reinigenden Kraft nicht hineinreicht bis in die Atmoſphäre des Continents. Ihm iſt alles verhaßt, was den Süden bezeichnet, die ſchwelgeriſche Ausbeute ſeiner Kraft bis zur Erſchlaffung, das ſchmachtende Hinſterben im üppigen Genuß. Alle Erſcheinungen im Reiche der Natur wie des Geiſtes ſind ihm zuwider, wo das weibliche Element das männliche überwuchert, und in dem, was der Süden erzeugt, auch der Süden der geiſtigen Welt, iſt das Weibliche die vorherrſchende Macht. Sein Tagebuch enthält auch ſein äſthetiſches Glaubensbekenntniß. Aus jener Eigenthümlichkeit, die ich eben bezeichnete, entſpringen ſeine Gedanken, die auch in abgeriſſener Haltung wie helles Nordlicht ſchimmern, und ſelbſt barocke Einzelnheiten in klare Seeluft tauchen. Wienbarg ſcheidet ſehr ſtreng die weiblichen und die männlichen Elemente des menſchlichen Geiſtes, und verfolgt dieſe Scheidung bis in die einzelnen Dichtergeſtalten, bis in die Formen der Poeſie. Petrarca, ſagt er, war ein Weib, Taſſo war ein Weib, nur Dante war ein Mann, und ſchrieb daher im großartigſten dramatiſchen Styl, obgleich ſeine göttliche Komödie die epiſche Form hatte und er genöthigt war, die Couliſſen, nämlich die Beſchreibungen, ſelbſt hinzumalen. „Einige erhabene Geiſter, wie Dante, Milton, Klopſtock, rannten mit drei Schritten über die irdiſche Bühne hin und ſtanden dann gleich hinter den Couliſſen der Welt. Menſchen waren ihnen nicht genug, ſie mußten Geiſter ſchaffen, welche dem Himmel und der Hölle angehörten. Schönheit ward ihnen nicht zu Theil, ihre Muskeln waren zu entblößt, ihre Adern zu geſchwollen, ihre Blicke zu geiſterhaft. Das Männliche, das im Dichter nur vorherrſchen, nicht *allein* herrſchen ſoll, führte in ihrer Hand ein zu ſchweres Scepter über das Weibliche. — Byron war ein Mann, das zeigen ſeine Tragödien, aber er war verzogen und liederlich, und gefiel ſich oft in der Rolle des Herkules am Spinnrocken. Schiller war ein Mann, aber ein kränklicher. Jean Paul war ein Mann, ein Weib und ein Kind zu gleichen Theilen. Eben ſo Yorik; doch war in dieſem das Kind mehr ein Schauſpieler. (!) Shakſpeare war vielleicht nicht der größte Mann unter den Dichtern, aber der größte Dichter unter den Männern. Sein Männliches war blitzend, groß und erſchütternd, ſein Weibliches zart, ſinnlich, phantaſtiſch, ungeheuer fruchtbar. Die Ehe zwiſchen beiden die glücklichſte ſeit Sophokles." In Goethe ſieht Wienbarg ebenfalls Männliches und Weibliches, Götz der Degen und Werther die Kunkel ſind Eine Perſon, aber beide Elemente ſind nicht treu vermählt, das Weibliche war überwüchſig. „In ſeinem hohen Alter," ſagt er, „ſtreifte er alles Geſchlechtliche ab, und da gefiel er weder den Männern noch den Frauen." Philoſophie, Politik und im Dichten das Dramatiſche und Epigrammatiſche, hierin ſieht er die Functionen der männlichen Kraft. Seine Anſicht von der Zwitternatur des Romans theilten wir ſchon früher hier mit. „Die lyriſche Poeſie," ſagt er, „wenn ſie nicht philoſophirt wie Pindar, oder die Tuba bläſt wie Tyrtäus, gehört auch den Frauen an. Ein Jüngling, der Liebeslieder dichtet, iſt ein Narr; ich nehme den Fall aus, daß er ſich dadurch bei ſeiner Geliebten einſchmeichelt, gleich dem ſingenden Troubadour. Sappho und Korinna überſtrahlten in ihren Liebesliedern das ganze Alterthum. Ihre Empfindungen nahmen den Schwung der Poeſie, dagegen die männlichen Liebesdichter, Griechen wie Römer, die fauniſche Natur beſangen. Die Liebesgedichte des Mittelalters ſogen die religiöſe Myſtik in ſich ein, eine mönchiſche Eſſenz, die freilich den Bocksgeruch des ſinnlichen Alterthums vertrieb, aber die Liebe mit einer fremden Schwärmerei anſteckte, die mit ihrem ewigen Weſen nichts gemein hatte. Das konnten nur Männer. Frauen hätten die Liebesroſe an ihren Buſen erblühen laſſen und mit keinem andern Weihwaſſer ſie benetzt, als mit dem Thau ihrer Thränen. Die profane Minneſingerei war ganz unausſtehlich. Mit ſolch allgemeinem Singſang von der Liebe und ihrer Süßigkeit konnten nur Männer die Poeſie und ſich ſelbſt entwürdigen; Frauen nicht. Bei unſeren neueren großen Dichtern verhallte das Liebeslied mit der Nachtigallenzeit. Die Schiller'ſche an Laura gerichtete Begeiſterung iſt zwar männlich oder vielmehr heftig, aber nicht dichteriſch. Der Ka-

Digitized by Google

tarakt der Leidenſchaft hat ſich vielleicht niemais ſo wilddonnernd über die Felsblöcke der deutſchen Sprache ergoſſen, als in dieſen rauſchenden Gedichten. Goethe's Lieder aus der Jugendzeit reflectiren das ſanfte Bild eines unter dunklen Zweigen dahinwandernden tiefſtillen Baches, in welchen ein geliebtes Antlitz ſich traumhaft abſpiegelt. Es iſt das ſchöne naive frankfurter Gretchen, ſelne erſte, relchſtädtiſche, altfränkiſche innigliche Liebe, der Veilchenduft ſeiner Seeie, das Symbol ſeiner deutſch-häuslichen Gemüthsart, die Elfe ſeiner liebevollen Naturſtudien, dir ihn in Waid und Feld hinauslockte, das weiblich Treue und Sehnſüchtige ſeines Buſens, das noch im Werther zwiſchen Lotte und den Blumen und Gräſern ſich theiite, noch im Fauſt zwiſchen Gretchen und der Bergeshöhle kämpfte, und ſich ſpäter nach der Naturſeite ganz verlor, ſo daß dem Weibe nur der gewöhnliche Antheii durch Schönheit bewegter, genußbefriedigter Männilchkeit übrig blieb, eine Stimmung, die in ſeinen ſpätern italieniſchen Liebesgedichten ſattſam unpoetiſch in fröſteinder Kunſthüllr zum Vorſchein kam — Reſultat, ich melne nicht, daß die Männer unfähig ſind, Poeten der Liebe zu ſein, aber ich glaube, daß ſie die Metaphyſik der Liebe erſt von den Frauen lernen, oder vielmehr von ihrer frauenhaften Natur borgen müſſen."

Wienbarg auf Helgoland! Mich dünkt, ich ſehe die hohe ſchiankr Geſtalt über das dürre Eiland ſchreiten; ſein biondes Haar flattert in heller Nordluft, ſein lichtblaues Auge trinkt hier die Nahrung, dir ihm zuſagt. Ich höre ſeine Stimme mitten durch das Geräuſch der Brandung: „Und wäre Helgoland nicht der ſchönſte Verſammlungsort für deutſche Jünglinge? Könnte die ehemals heilige Inſel," ruft er aus, „nicht aufs neue der Mittelpunet eines frommen Dienſtes werdrn? Wrlch ein Altar, um der ewigen Jugend ewige Treue zu ſchwören — und gelegentlich die Bundbrüchigen vom Fels des Capitols hinabzuſtürzen! — Ueber die deutſche See, nach Helgoiand, weiter nach Norwegens wunderbaren felſigen Küſten, dahin fliege die jungr deutſche Adlerbrut! — In früherer Zeit war die Schweizerreiſe ein romantiſches Bedürfniß. Die Jugend begegnete ſich in Tell's Bergen, langr Alpenſtäbe in der Hand. Die Schweiz hat viei von dleſem Magnetismus eingebüßt. Die Poeſie und die Freiheit ſuchen die Inſein und Küſten der Meere. Byron ſchon fand nirgends Ruh, ais wo er die See athmete. Ach, und die armr beklommrnr und verkommene deutſche Literatur, wie ihr zuträglich wäre die See! Von dort kam das Heidenkind, die deutſche Sage, und ihr Flügeiſchlag peitſchte die ieuchtenden Wogen. Am Stern der geſchnäbelten Schiffe, hoch über den gewappneten Ruderern, ſtand der Sänger und ſang kühne Lieder den Kühnen, die nach Kampf und Abenteuern zogen. Die deutſche Poeſie iſt auf der See geboren, im Binnenlande vergreiſet und kindiſch geworden. — In der engliſchen Literatur iſt der friſche freie Seehauch niemals ausgeſtorben. Shakſpeare verräth nicht allein ln ſeinem Sturm, ſondern in allen ſeinen Dramen den Inſulaner, den Vertrauten des Meeres, den Umſchauer am weiteſten Horizonte, zu deſſen Füßen ſich die fernher vom Nordlande, von Italien, von Griechenland, von Indien anrauſchende Fluthung des Weltlebens und der Weltgeſchichte bricht. Die engliſche Litrratur iſt rin Segelſchiff, dir deutſche ein Frachtkarren. — Zu früh hat dir deutſchr Literatur ihre Mutter, die See, verlaſſen und verloren. Dir mittelalterige ſchwäbiſchr Poeſie iſt ſchon ganz Landratte; alle ſpätern Dichterſchulen ſtammen aus dem Innern Deutſchlands. — Grauſames Geſchick, das den nordiſchen Geiſt, die norddeutſchen Stämme verfolgte. Hingelagert an Küſten und mächtigen Strömen, derb und freiheitſinnlg, unternehmenden Geiſtes, in dem Augenblick, als ſie einem ſtarken, großen Verbande entgegenreiſten, getroſſen durch cäſariſchen Blitzſtrahl, politiſcher Ohnmacht, jeder Art Erniedrigung zugeſchieudert!"

Und er kniet voll Unmuth nieder, wirſt ſich auf die harte Lagerſtättr und möchte zerbrechen wie der unfruchtbare Fels, von deſſen Rücken die Fluth der Zeit alles weichr Erdland fortgeſpült und in dir Tieſr verſchlungen. Vor Herzeleid wird ſeine Rede karg, bel aller Helligkeit werden ſeine Gedanken unluſtig, ſeine Hand wird zäh wie der Griffel des Tacitus. So ſitzt er auf Helgoland und denkt in der Geſchichtr des Vaterlaudes an den großen Moment zurück, wo Norddeutſchland ſeinem Süden erlag. Dies geſchah mit dem Falle Heinrich des Löwen. Die Urſitze der Deutſchen, Frankeniand, Schwabenland, Sachſenland, dieſe großen Herzogthümer, welchr der norddeutſche Heinrich an ſein Haus grbracht, wurden durch ſeine Niederlage ſchändlich zerſtückt, und das aite Deutſchland verlor ſeinen Schwerpunct, ſeine Kraft und Herrlichkelt. Wäre Norddeutſchland durch Heinrich den Löwrn zur Obmacht gediehen, es hätte ſich nicht in Itailen verblutet, deutſches Recht und Geſetz nicht dem römiſchen geſchlachtet, der ſlaviſche Oſten hätte ſich nicht eingedrängt, und wir hätten ſpäter, ſtatt elner habsburgiſchen und brandenburgiſchen Geſchichte, eine deutſche behaiten. „Heinrich der Löwe! Friedrich Barbaroſſa! Warum mußte Deutſchland zu gleicher Zeit zwei Männer zeugen, die im Zuſammentreffen ſich zermalmten!

Nordbeutſchland Siegerin und Sängerin — und die Jahrhunderte rauſchten von einer andern Poeſie, als jene franzöſiſch-chevalereske des Mittelalters, jene ſchuſterhafte Meiſterſängerei und jene freilich ſehr geiſtreichen ſchleſiſchen Ausgeburten des Ungeſchmacks im ſiebzehnten Jahrhundert. Daß man in ber Mitte des letztern anfing, die Engländer zum Muſter zu nehmen, dies war der erſte Schritt zur Beſſerung, die Rückkehr an das herzerweiternde Meer, an die Wiege des germaniſchen Volks und der germaniſchen Poeſie. Seltſam! Die großen Dichter, die aus dieſem Drange hervorgingen, ſchauten nicht das Seegeſtade. Goethe und Schiller, in ihrer Jugend vom durchſtreichenden Nordſeewinde kräftig berührt, wandten ihm ſpäter den Rücken zu und ließen ſich nach des Südens helleren, behaglicheren Kunſtregionen verwehen."

So abgeſchieden vom Tumult der Menſchen denkt Wienbarg, er braucht nicht nach Helgoland zu gehen, um ſehr einſam zu ſein mit ſeinen Gedanken. So wenig ſich das Meer die verſchlungenen Triften wieber abzwingen läßt, ſo wenig gibt der Schlund der mächtigen Zeit das Begrabene heraus. Wienbarg iſt zum Ereniten geworden. Wenn ihr aber Sonntags früh, bevor der Lärm des Tages eure Wünſche kreuzt, einen einfachen Spruch hören wollt, ſo gehet hin und trinkt vom Bronnen dieſer ſchlichten Weisheit. Und wollt ihr wiſſen, wie dirſer Einſiedlez ſich in ſeiner Einſamkeit gefällt, ſo leſet die Vorrede zum Tagebuche von Helgoland. Sie iſt eines der ſchönſten deutſchen Gedichte.

N o t i z e n.

[Pariſer Theater.]

Ein pariſer Coreeſpondent der Allgem. Leipz. Zeitung äußert: Das Theater und die dramatiſche Kunſt gehören jetzt vorzüglich mit zu den Elementen unſrer geſellſchaftlichen Zuſtände, welche bei dem geoßen Verwandlungsproceſſe unſrer Sitten nach und nach ausgeſchieden werden müſſen. Ihee ſittliche und, wenn man will, politiſche Bedeutung haben ſie ja längſt verloren; ſie ſind nicht einmal mehr die Schulen der feinen Bildung und des guten Geſchmacks, wozu man ſie eine Zeitlang zu machen wähnte. Ihre Triebfedern ſind jetzt eben nue Zeitverteeib und Speculation, und aus Mangel an moraliſcher Haltung treiben ſie ſich in den Gemeinheiten und dem Flitterwerke der Alltäglichkeit umhee, welche die Sinne kitzeln und die Schauluſt befeiedigen. Man kann annehmen, daß in Paris im Durchſchnitt 20—30,000 Perſonen die Abende in den Theatern zubringen, und ſoweit die Regierung bei der Frage über die Erhaltung der Theater mit ins Spiel kommt, gehört ſie in den Bereich der Geſellſchaftspolitik. In ihrem Auge ſind die Theater ein nothwendiges Mittel, den Launen und Neigungen einer zuſammengedrängten Bevölkerung Befriedigung und Ableitung zu geben; und von dieſem Geſichtspunkt aus betrachtet, wied ihre Unterſtützung eine Sache der Klugheit. Officiell wird die den königlichen Theatern gewährte Hülfe auf die Summe von 1,200,000 Fr. angegeben. Allein die Oppoſition will ihr nachrechnen, daß ſie ſich bis auf 1,600,000 Fr. belaufe. Davon kommen 631,200 Fe. auf die große Oper; 257,000 Fr. auf das Theater Français mit Einſchluß des Odeons; 240,000 Fr. auf die komiſche Oper und 71,800 Fr. auf das italieniſche Theater.

[Engliſche Staatsmänner als Dichter.]

Das London und Weſtminſter Review bemerkt, daß von dem gegenwärtigen Miniſterium in England nicht weniger als 7 Mitglieder dichteriſche Werke veröffentlicht haben. Vom Lord John Ruſſel erſchien eine Auswahl Poeſien, theils Original, theils Ueberſetzung, vom Lord Morpeth zwei Lehrgedichte, vom Lord Melbourne ein Luſtſpiel in Verſen: the ſashionable friends, von Lord Holland Ueberſetzungen einiger Tragödien und Gedichte von Lopez de Vega, von Spring-Rice, unter deſſen Mitwirkung Saeah Auſtin Raumer's Briefe über England überſetzte, ein philoſophiſches Poem, von J. Hobhouſe und Lord Glenelg gemeinſchaftlich ein Gedicht über die Wiedergeburt dee Wiſſenſchaften und Künſte im Orient.

[Ein kleiner Irrthum Hrn. v. Raumer's.]

Es iſt noch nicht lange hee, daß dee deutſche Hiſtoriker Schloſſer in der Geſchichte des achtzehnten Jahehunderts eine der Schlachten des ſiebenjährigen Kriegs von den Preußen gewinnen ließ, die allen bisherigen Nachrichten zufolge als eine verlorne bekannt war. Angeſchrieen deshalb, geſtand er zwar ſeinen Irrthum ein, meinte aber, die Sache ſei unwichtig, verloren oder gewonnen, es käme auf eins heeaus!

Eine eben ſo neue Annahme, von der wir aber noch erſt erwarten, daß ſie als Irrthum eingeſtanden werde, iſt die, welche Friedeich v. Raumer in No. 162 der Blätter für litee. Unterhaltung aufſtellt, daß die Briefe, die er doet als aus dem Franzöſiſchen überſetzte im Auszuge mittheilte, im Jahre 1786 von Talleyrand aus Braunſchweig und Berlin nach Paris geſchrieben worden ſeien. Von Talleyrand?? Die Quelle, woher ſie geſchöpft worden, iſt nicht angegeben. Es iſt abee die bekannte Histoire secrète de la cour de Berlin, dieſes geiſtvolle, ſcharfe, aber wegen ſeines läſteelichen Inhalts und indiscreter Publication von dem Verfaſſer ſelbſt mißbilligte Buch, das niemals dem Hrn. v. Talleyeand — der zu jener Zeit auch gar nicht in Berlin war — zugeſchrieben woeden, ſondeen allgemein als ein Werk des Grafen Mirabeau anerkannt iſt. Soll nun die Meinung, Talleyrand habe jene Briefe geſchrieben, als eine neue Anſicht behauptet werden? Oder wird dieſe (unmöglich durchzuführende) Annahme als ein Verſehen preisgegeben und entſchuldigt? Dergleichen Verſtöße ſind oft heilſam, um unſre Gelehrten vor Hochmuth zu bewahren, und ihnen auch für andere einen billigen Maßſtab zu geben! —

Leipzig, Deuck von J. B. Hirſchfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 122. — den 25. Juni 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Stille Lieder von Karl Beck.

1.

Weine nicht ſo ſehr!

Du finſtrer Himmel, weine nicht ſo ſehr!
Verſprach ſie doch, am ſchwanken Steg im Garten,
Im Dämmerſchein, mich heute zu erwarten: —
Sie zitterte, als ich es laut erbat,
Ich zitterte, als ſie es ſtill bejaht,
O, hind're nicht, daß ſie mir naht —
Du finſt'rer Himmel, weine nun nicht mehr!

Du finſtrer Himmel, weine nun nicht mehr!
O wollteſt du, gerühet von meinem Flehen
Ihr in die ewig blauen Augen ſehen: —
So ford'ee ſie zum Kampfe, geoß und klar,
Laß mich nicht ſagen, daß ihr Augenpaar
Heut ſchöner als das deine war. —
Du finſtrer Himmel, weine nicht ſo ſehr!

Du finſtrer Himmel, weine nun nicht mehr!
Seit ſie mich liebt, da liebt mich auch der Friede,
Ich bin nun zahm im Leben und im Liede,
In bunten Faeben ſchilleet mir die Welt:
Nimm ſie aus meiner Bruſt, von Luſt geſchwellt,
Als Regenbogen in dein Zelt. —
Du finſteer Himmel, weine nicht ſo ſehr!

Du finſtrer Himmel, weine nicht ſo ſehr!
Ihe Bruder nennt mein Lieben ein Verbrechen,
Sie darf mich heimlich nur am Brückchen ſprechen,
Sie läßt mich nicht, ſie liebt zum erſten Mal:
Du aber haſt nicht einen kargen Strahl,
Du gießeſt Teopfen ohne Zahl, —
O, ſieh, mein Aug' hat Perlen für dein Meer.

H e r m i n e.

(Fortſetzung.)

Den 10. September.

Es iſt wohl ſchon lange, daß ich Dir nicht geſchrieben habe; aber wer iſt daran Schuld, als Du ſelbſt? Warum haſt Du mir durch Dein Hin- und Herfragen das Schreiben ſo erſchwert und mir Scheu davor eingeflößt? Ich bin nicht im Stande, von dem Mädchen etwas zu ſagen, wodurch ich ſie vollkommen ſchildern möchte. Soll ich ihre Schönheit nach Art der Romanſchreiber loben? Wie viele haben ſchon die Morgenröthe beſchrieben, und doch, was ſind alle Schilderungen gegen ſie ſelbſt? Leere Worte, todte Buchſtaben. Ich verabſcheue dieſe leeren, dieſe kalten Geſchwätze, die ſchon ſo oft wiederholt worden ſind. Und dann kann ich Dir ſo viel von ihr ſagen, daß ſie nicht ſchön iſt; aber es gibt keine Schönheit, die nicht durch das Gewiſſe, mit Worten nicht Auszudrückende, das in allen ihren Handlungen, Worten und Bewegungen ſich zeigt, übertroffen würde.

Seit Empfang Deines letzten Briefes ſetzte ich mich gewiß mehr denn zwanzig Mal zum Schreibtiſch, um Deine Fragen zu beantworten; aber eben ſo oft mußte ich es jedesmal bleiben laſſen. Ich müßte Dir ihre Seele vorzeichnen, damit Du Dir ein Bild von ihr machen könnteſt, und jenes vermag ich nicht. Ich werde Dir einmal ihre Briefe mittheilen, die ſie mir dann und wann ſchrieb, aus denſelben wirſt Du einige Züge ihres Charakters erkennen können.

Digitized by Google

Den 12. September.

So eben bin ich von einem Abendſpazierritte nach Hauſe gekommen. — Meine Bruſt iſt voll Gefühl, voll glühendem Feuer. Herminen habe ich heute nicht geſehen, aber die himmliſchen Töne ihrer Stimme gehört. Dunkel war um mich Alles und ſtille wie das Grab, blos die Hufſchläge meines Pferdes waren auf dem Steinpflaſter zu hören. Als ich nahe zum Thore des Szegfy'ſchen Hauſes kam, erſcholl vom obern Stockwerke des Gebäudes ein Lied. Sogleich erkannte ich Herminens Stimme und den bekannten ſchönen Vers:

Finſterer Kummer engt die Seele.

Das liebliche Lied, von des noch lieblicheren Mädchens Lippen in ſo gefühlvollem, düſterem Tone ſchallend, weckte jedes meiner ſchlummernden Gefühle, finſtere Leidenſchaften ſtiegen in meiner Bruſt auf, ſtumme Schmerzen zerſchnitten mein Herz, meine Thränen floſſen über die Leiden der geliebten Dulderin. Als ſie zu den Worten kam:

O, Schickſal! nicht der Freude Thränen begehr' ich,
Sie ſind dem wunden Herzen nimmer beſchieden,
Das ſelbſt zerſtörte den innern Frieden.

Und dann wieder:

Nein,
Nur eine Zähre dem gerechten Kummer
Gib noch, und ſende mir den Todesſchlummer;
Sonſt nenn' ich härter dich, als dieſen Stein —

glaubte ich unter dem Drucke meiner Gefühle vergehen zu müſſen.

Den 24. September.

Deinen Brief, von Vorwürfen voll, habe ich erhalten, und erwiedere ihn Dir nun. Es iſt wahr, vollkommen wahr, was Du ſagſt, daß ſeit einiger Zeit Alles um mich her verſchwindet, ich blos für ſie und in ihr zu leben ſcheine; daß ich weder weiter Luſt zeige, ins Amt zu treten, noch mich auch darauf vorbereite. Nur mußt Du in Rückſicht des Letztern die Umſtände berückſichtigen. Du weißt, daß meine Gönner in Berathung des Reiches abweſend ſind, und ich deshalb bei ihnen meine Schritte nicht thun kann. Wenn ich übrigens die Luſt zum Amte verloren habe, ſo iſt es nicht meine Schuld, ſondern die Schuld derjenigen, die mich unaufhörlich zum Schriftſtellerleben ermuntern, und mir nebenbei die Unannehmlichkeiten des Amtes vorſtellen. Aber ſeid nur ruhig, meine Lieben, nur eine kleine Zeit ruhig, ich bitte Euch. Meine Verbindung mit Herminen naht ſich ihrem Ende; laß mich nur dies abwarten. Mit der Entſcheidung ihres Looſes fängt auch für mich ein neues Leben an. Die Szegfy'ſche Familie hat einen Brief erhalten, worin ihr angezeigt wird, daß Herminens Vater mit Walberg zukünftigen Februar hier eintreffen werde, wahrſcheinlich zur Verlobung. Hermine iſt feſt entſchloſſen zum Kloſterleben, und dieſer Entſchluß hat dem zartgebauten, kränklichen Mädchen etwas Kraft und mehr Heiterkeit gegeben. Jene Zeit iſt nicht mehr fern; wartet nur dieſe ab, die Ihr beſtändigt poltert, und laßt mich wenigſtens bis dahin meinen Himmel auf Erden genießen. Das Opfer, das ich ſpäter werde bringen müſſen, iſt viel zu groß, als daß Ihr mir dies nicht gönnen könntet. Lebe wohl. Mein Herz litt unendlich bei dem, was ich jetzt zu ſchreiben genöthigt war.

Den 26. September.

Im Stillen genieße ich meine Glückſeligkeit und mein Herz iſt nur Gefühl; darum ſchreibe ich ſo ſelten. Es vergeht kein Tag, wo ich nicht bei Szegfy wäre. Hier finde ich das Alles, was ich ſeit Jahren vergeblich geſucht habe. Hier finde ich reine, ungekünſtelte, affectationsfreie Herzlichkeit, wirkliche Achtung, Vergnügen, und im eigentlichſten Sinne des Wortes: Geiſtesnahrung. Hier finde ich, was mir nach meines lieben Arztes Behaupten gefehlt hat; hier findet mein Geiſt einen Anhaltspunct. O, Freund, Worte vermögen es Dir nicht zu ſchildern, welche Tage ich in der Mitte dieſer liebenswürdigen Familie verlebe, und wie mir der Umgang des geiſtreichſten Mädchens, das ich mir je vorſtellen konnte, zur Quelle himmliſcher Vergnügen wird. Es hat ſich eine geiſtige Verwandtſchaft zwiſchen uns angeknüpft, und Du ſollteſt es nur ſehen, wenn wir drei, Hermine, Bárkonyi's Verlobte und ich, beiſammen ſind. Guter Gott! bleibt dann von meiner Seele auch nur die tiefſte Falte unberührt? Iſt denn nicht Alles, was in mir geiſtig iſt, in Thätigkeit? Sehen müßteſt Du es, mein Theurer, ſehen, was ich ſage, um meine Worte wirklich zu verſtehen.

Den 2. October.

Der Geſinnung, die ſich zwiſchen mir und Herminen unbemerkt und wie von ſelbſt entſponnen hat, mangelt der Name, mein Theurer. Sie iſt zu tief, als daß ich ſie Freundſchaft, zu rein, als daß ich ſie Liebe nennen könnte. Das letztere möchte ich ſie ſchon gar nicht nennen. Unſer Verhältniß iſt ſo heilig, daß ich bis zur gegenwärtigen Minute vor dieſem Engel den Namen der Liebe nicht auszuſprechen wagte. Sie, die ſich dem

Himmel geweiht, könnte ſie ihn wohl, ohne unangenehm berührt zu werden, hören? Uebrigens wage ich mir zu ſchmeicheln, daß ich dem Mädchen nicht gleichgültig bin, und dieſes Bewußtſein iſt mir ein ſo glänzender Triumph, deſſen himmliſche Erinnerungen mich durch mein ganzes Leben bis ans Grab, ja bis dahin begleiten werden, wo die Freuden verwandter Gefühle keinen Wechſel mehr erleiden.

Den 6. October.

Ich bin traurig, mein Theurer, ſehr traurig, wie einer, deſſen Freund auf den Tod liegt. Hermine iſt ſeit einer Woche bettlägerig. Es ſind neuere Berichte von ihrem Vater eingegangen, die auf ſie einen ſchmerzlichen Eindruck gemacht haben, und ſeitdem leidet ſie an entſetzlichem Seitenſtechen. Gott, welch eine ſchreckliche Lage, wo eine ſchuldloſe Tochter mit herzzerreißendem Beben ihren Vater erwarten muß! Aber, was ſage ich? Darf man ihn Vater nennen, der mit grauſamer Hand den Dolch zieht, um damit das ſchuldloſe Kind zu tödten? In jenen finſtern Jahrhunderten mag man ein ſo wildes Thier gefunden haben; jetzt aber ſchaudert man ſchon, ſo etwas nur zu hören.

Lebe wohl, Theurer, Dein gefühlvolles Herz wird ihr eine Thräne nicht verſagen, ihr, die Deinen Freund mit den heiligſten Empfindungen liebte, die ihn ſelig hätten machen können, wenn es das Schickſal erlaubt hätte.

Am 10. November kommen Herminens Henker. Ich bin zu einem großen Schritt entſchloſſen, wenn der Vater die Tochter verhindern wollte, ins Kloſter zu gehen. Sollteſt Du bis dahin keinen Brief von mir bekommen, ſo denke mein am 10. November.

* * *

Ich ſchicke Dir hier Herminens Briefe. Mit eigener Hand habe ich ſie für Dich copirt. Achte ſie als die größten Schätze Deines Freundes.

Hermine an Szamosvári.

Den 18. Mai.

Lieber Herr Szamosvári! Ihre zum Troſt in meinem Uebelbefinden geſtern mir geſchriebenen, gefühlvollen Zeilen habe ich empfangen und danke für Ihre herzliche Theilnahme. Ich wünſchte, daß ich nicht ſo oft genöthigt wäre, die Freuden derjenigen zu ſtören, die an meinem Geſchicke Theil nehmen; aber was der Himmel uns zugemeſſen hat, müſſen wir ohne Murren dulden. — Gott hat mich von meiner zarten Kindheit an mit vielen Schlägen heimgeſucht, denen ich hätte unterliegen müſſen, wenn er nicht meiner Seele Kraft verliehen hätte, Leiden zu ertragen; wenn er mich nicht früh gelehrt hätte, daß nur derjenige hienieden glücklich ſein kann, der ſtark genug iſt, Beruhigung und Troſt aus ſeinem eigenen Buſen zu ſchöpfen.

Das kleine Gedicht, das Sie ihrem Briefe beiſchloſſen, iſt mir ein außerordentlich werthes Geſchenk. Mein Herz wurde, als ich es las, erfüllt mit ſüßen Gefühlen, und wenn die Thräne eines Mädchens zum Maßſtabe des Eindrucks einer gefühlvollen Dichtung angenommen werden kann, ſo können Sie bei dieſem Ihren Gedichte, ſo wie auch bei Ihren übrigen Arbeiten auf ſchöne Theilnahme von Seiten des Publicums rechnen. Hochachtungsvoll Ihre

Hermine Szépfalvi.

N. S. Alle grüßen Sie durch mich; ich aber ſage: Tragen Sie Sorge für Ihre Geſundheit. Guſtav wird Sie Nachmittags um ſechs Uhr beſuchen, wenn Sie Luſt haben, mit ihm in die Berge zu reiten.

Den 20. Mai.

Dieſes Brieſchen ſoll Ihnen unſere Grüße und die Bitte von uns Allen überbringen, an unſerer abendlichen Waſſerfahrt Theil zu nehmen. Es iſt kein Fremder geladen und die Geſellſchaft wird blos aus uns beſtehen. Beſonders wünſcht es Minna, daß Sie nicht ausbleiben, und der Wunſch eines ſo ſchönen Mädchens iſt keine zu verwerfende Sache.

Ich glaube nicht, daß auf meine Einladung eine abſchlägige Antwort erfolgen könne, und ſo zeige ich Ihnen hiermit ſogleich an, daß Guſtav mit Schlag ſechs Uhr bei Ihnen eintreffen wird.

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus Berlin.

[Die Blumenausſtellung.]

Schon daß nicht der gehäſſige Anblick von Gendarmen (ich müßte ſie denn aus Unſchuld überſehen haben) den Eingang zu dem Gebäude der Akademie trübe, iſt ein freundliches Zeichen für die Friedlichkeit der hineinſtrömenden Verſammlung; noch mehr aber, möcht' ich argwöhnen, für die Auswahl derſelben. Und in der That werden bekanntermaßen nur an die Mitglieder des Vereins mehrere Einlaßkarten ausgegeben, die Recht und Weiſung haben, dieſelben weiter zu vertheilen. Dennoch würde der Andrang bei der faſt zu kurzen, aber freilich auch in der Natur der Sache

begründeten Friſt der Ausſtellung ungeheuer ſein, da man wirklich alle mögliche Intriguen anwendet — wenn nicht die Zeit des Beſuches auch weislich auf Stunden vertheilt wäre, von 9 bis 2 und von 3 bis 6 Uhr. Aber ſelbſt trotz dieſer Vertheilung fand ich bei meinem Eintritte, Punkt 3 Uhr, doch ſchon viele Wagen halten und den Andrang bedeutend. Recht angemeſſen hatte ſich auch das Amt eines Eßwaarenverkäufers in den untern Raumen gegen das einer Blumenverkäuferin vertauſcht. —

Schon die Treppen waren etwas ausgeſchmückt, doch eilt man ungeduldig darüber hin und denkt oben vor der offenen Thür des erſten Mittelgemaches, wo die Normaluhr iſt, kaum daran, dem entgegentretenden Aufſeher die Karte zu geben — ſondern man möchte nur eben hinein in die grüne, würzige Herrlichkeit. Wahrlich, ich wäre die folgenden zwei Stunden über beinahe von meinem gehäſſigen Wahne abgekommen, in Berlin könne Frühling und Sommer kein Grünen und Blühen hervorlocken, — kaum ein inneres des Gemüths.

Wir treten ein — auf beiden Seiten ſind dichte Wände von Blumen auf wohlgewählten grünverhangenen Gerüſten aufgeſtellt, ſie ſcheinen ordentlich wie eine Heermaſſe, aber es würde nur das Heer einer Fee ſein können, dann wären etwa die großen gewaltigen Rieſen von Sansſouci, ich meine die großen Orangeriebäume, die ſich hinter den Blumen gleich zu beiden Seiten der Thür großartig an die Wand gepflanzt haben, — dann wären dieſe wirklich etwa die Thorhüter und Gardes-du-Corps.

Jede dieſer erſten Seitengruppen wird unterbrochen durch ein Thür rechts und eine links, deren jede entfernte Herrlichkeiten verführeriſch zeigt, aber wir bleiben beſtändig und gehen zuerſt bei der Thür links vorbei, bewundern die meiſt ſchönen Georginen eines Herrn Kuhfeld, dann die verſchiedenen kleinern, probeartig gegebenen Gewächſe der Gartenlehranſtalt, aus der dieſe Gruppe hauptſächlich ausgehoben iſt. Schon die von draußen freundlich heraufſäuſelnden Linden und die mit langem, kahlem Halſe neugierig hineinlugende Akazie locken uns in die Fenſterniſche; hier ſind wundervolle ſtolze Päonien aufgeſtellt, von verſchiedener Farbe und Bildung, aber beſonders hochmüthig heben einige ganz volle, große, dunkle, rothe ihre ſtolzen Häupter über das offene Fenſter herauf, und zeigen den armen Vorübergehenden den Abglanz des ihnen verſchloſſenen Zauberhimmels. — In der großen mittelſten Fenſterniſche aber, unter der Uhr, lockt nun Mancherlei das noch ganz ungeſättigte heißhungrige Auge. —

Zuerſt ſei erwähnt die Auskleidung der Seiten der Niſche. Sie beſteht aus den wundervollſten Cactusblumen, und es fällt einem im Vergleich zu den ſtachlichten Gewächſen ein unſchuldiger Gedanke von ſelbſt ein, wenn man als den Pfleger dieſer herrlichen Blüthen Herrn Kratz genannt ſieht. Herr Kratz und ſein ſtachliger Cactus *bringen* ſchöne Blumen, kann man recht eigentlich ſagen. — Auch der in der Mitte ſtehende große Cactus mit der bereits reifen, röthlichen, feigenartigen eßbaren Frucht iſt von ihm.

Als eine Seltſamkeit fielen hier noch auf einer Schale Herrn Meyer's amerikaniſche Schlangengurken auf, aber noch lieblicher dufteten die reichlichen köſtlichen Erdbeeren aus Charlottenburg. Reizend durch ungemeine Zierlichkeit der Anordnung war inmitten dieſer Niſche noch ein Blumenkörbchen von Herrn Bouché, es war von faſt übernatürlicher Zartheit, ſo daß man faſt die Blicke milder machte, um nichts davon zu verletzen. In der dritten kleinern Niſche rechts ſchwammen die vom vorigen Jahre her bekannten nympheae ceruleae mit ihren zarten blauen Kelchen und den langen ſchlanken Stengeln, anzuſchauen wie Nymphen mit auftauchendem halbem menſchlichem Leibe, endigend in den Fiſchſchwanz.

Gegenüber der Gruppe des Lehrgartens, neben der zweiten Seitenthür, dieſes Zimmer alſo ſchließend, ſtanden, gedeckt von ihren gewohnten Leibwächtern, auch hier die Blumen von Sansſouci und der Pfaueninſel. Erſt jetzt, bei der Unentſchiedenheit über die Wahl der Thüren fällt mir noch einmal, wie zuerſt beim Eintritte, die Mitte des Zimmers auf. Wenn das ganze eine Feenwohnung iſt, ſo iſt hier der Traghimmel ausgeſpannt, unter dem ſie ruhen müßte — ein Epheu, von Herrn Touſſaint ſehr mühſam an einem Drahte in dieſer Geſtalt ausgeſpannt; aber darunter wachſen Erdbeeren, niedliche, wilde Erdbeeren. Und wenn überhaupt dieſe Blumen ein Heer ſind, ſo ſind ſie eines von Schmetterlingen, wie ſchon Jean Paul die Schmetterlinge umgekehrt fliegende Blumen nennt, und bei dem geringſten hereindringenden Lüftchen heben ſie die Schwingen, und ihr Geiſt ſcheint aufzufliegen als ſüßer Duft.

Aber wir treten nun rechts vom Haupteingange durch ein leeres Zimmer, das man nicht ſo ganz leer hätte laſſen ſollen, in den Saal rechts. Zunächſt der Thür ſehen wir gleich eine ſchöne Ausſicht, Bellevue ſelbſt, die Blumen aus den Treibhäuſern des Prinzen Auguſt. Es iſt hier des Koſtbaren viel. Er liebe ausländiſche Blumen zu ſammeln, würde eine Berlinerin doppelſinnig naſerümpfend ſagen. Einige prachtvolle Blumen der ſeltenen A. urtica leuchteten zuerſt in die Augen mit ihrem, ich möchte ſagen, *modern* geſtreiften Anzuge. Aber am lieblichſten wenigſtens war die Einfaſſung mit der windenartigen Thumbergia alata, die großen Blumen ſchauen einen an, wie ein malaiiſches gelbes Geſicht mit einem ſchwarzen Auge, wie eine ſchöne Sonne mit ſchwarzem Herzen; aber ſie iſt ſo myſtiſch, dämoniſch umſtrickend, lang geſchlungen, wie eine Tochter des Südens, die ſie gewiß iſt. Rechts davon folgten nette Blumen des Herrn Weſtphal, ich bemerke eine ſchöne Ixia longifol. (D. B. f.)

N o t i z.

[Ein Ausſpruch Goethe's.]

Goethe ſagte zu Adolph Wagner, der ihn im Sommer 1824 zu Weimar beſuchte, „die nördlichen proteſtantiſchen Staaten müßten zum Heil der Welt eng verbunden bleiben, gegen Barbareien jeder Art, woher ſie immer kämen; hauptſächlich gehörten Preußen und England in dieſen Bund.“ —

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Dienſtags — 123. — den 26. Juni 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Hermine.

(Fortſetzung.)

Den 24. Mai.

Wir waren ſehr in Beſorgniß, daß Sie irgend ein Unfall getroffen habe, und um ſo angenehmer war es uns, die Urſache Ihres Wegbleibens zu vernehmen. Guſtav, bei dem Sie in beſonderen Gunſten ſtehen, war den ganzen Abend mißvergnügt über Ihr Nichtdaſein. Wir wären es gleichfalls geweſen, wenn nicht ein unverhoffter Zufall uns erfreut hätte. — Wir verabredeten uns ſo, daß wir den Aufgang des Mondes auf der Margaretheninſel erwarten wollten. In der Dämmerung ſtießen wir ab, und bis wir ans jenſeitige Ufer kamen, ſtieg die Sonne hinter die Berge hinab. Es ſchimmerte Alles um uns in goldenem Glanze, und der Abend war herrlich. Ungefähr um neun Uhr fing es an, hell zu werden am öſtlichen Himmel durch den Schein des aufgehenden Mondes, und wir beſtiegen ſogleich wieder den Nachen. Guſtav nahm ſeine Flöte hervor und ergetzte uns mit gefühlvollen Phantaſien. Einige Secunden waren ſo verſtrichen, als ſich auf einmal hinter uns der Ton einer Guitarre hören ließ. Wir blickten zurück und ſahen einen Kahn leiſe hinter uns ſchweben. Guſtav fing wieder an zu blaſen, und als er aufhörte, ließ die Guitarre aus der Ferne dieſelben Töne vernehmen, und dies dauerte abwechſelnd eine Zeit lang fort. Minna fing bereits an zu zürnen, daß uns irgend ein Ungeladener belauſche und unſer Vergnügen durch ſeine Zudringlichkeit ſtören wolle. Indeß ſteuerte der Kahn gerade zu auf uns los, und denken Sie ſich, es war Bürkonvi. Je unerwarteter, deſto angenehmer und überraſchender war ſeine Erſcheinung. Aller Angeſicht erheiterte ſich, als man ihn erblickte, und die ganze Geſellſchaft, Guſtav ausgenommen, der ſich nur nach Ihnen ſehnte, gewann an Lebhaftigkeit. Wir haben den Abend ſehr angenehm zugebracht; nur Schade, daß Sie nicht bei uns ſein konnten; Ihr Wegbleiben machte uns Alle mißmuthig. Minna hat zur Guitarre Ihr Lied an die Hoffnung geſungen, welches uns ſehr ergriff.

Eine ſolche nächtliche Waſſerfahrt gewährt ungemein viel Vergnügen. Das prächtige Gewölbe des Himmels mit dem ſchimmernden Glanze des Mondes und der Sterne, mit ſeinen ſchwarzen Schattengewölken ſpiegelt ſich ſo deutlich in der Tiefe des Waſſers, daß es dem Auge, wenn es lange darauf ruht, am Ende ſcheint, als wenn der Kahn unter einer unermeßlichen Höhe, und über einer unergründlichen Tiefe, auf luſtigen Schwingen zwiſchen zwei glänzenden Himmeln ſchwebte.

Den 12. Juni.

Sie haben ſehr wohl gethan, mein lieber Szamosvári, daß Sie, indem Sie ſelbſt nicht kommen konnten, mich wenigſtens durch Ihren Brief erfreuten; durch Ihren ſchätzbaren Brief, welcher ſo voll von menſchenfreundlichen ſchönen Gefühlen und ſo lehrreich iſt, wie Alles, was von Ihnen kommt. Schreiben Sie, mein lieber Szamosvári, recht viel, und ſchreiben Sie für

Digitized by Google

mich, die ich mit Freuden Ihren Sittenlehren Folge leiſten, mit Freuden jede Mahnung annehmen werde, die mich auf den Pfad der Tugend zurückführt, von dem mich meine Klagen beinahe abwendig gemacht haben. Welch reichlichen und ſchönen Troſt finde ich in Ihren Worten! Damit Sie jedoch ſehen, daß Sie nicht vergeblich mich zu berathen und zu tröſten ſich bemühen, daß ich mir Mühe gebe, Sie zu begreifen; ſo habe ich nach den Ideen Ihrer Briefe ein Gebet verfertigt, welches ich jetzt täglich herſage. Hier folgt es:

Herr! Deine Züchtigungen machten mich ungeduldig; ich brach in Klagen aus gegen dich, der du allein gut und wahrhaftig biſt. Ich vergaß deiner Wohlthaten, und zählte nur die Stunden der Leiden. Augenblicke des Kummers hab' ich für Jahre angeſehen und ſprach: jede Freude, die du mir gabſt, ſei nur ein Traum einer Stunde geweſen. Ohne Murren unterwerfe ich mich deinen Züchtigungen, magſt du ſchon was immer über mich verhängen; denn ich weiß und glaube es, daß deine gerechten Heimſuchungen nur zu meinem Beſten dienen. Ich gebe nicht auf meine Hoffnung auf dein Erbarmen. Du biſt gütig und gnädig, deine Fürſorge erſtreckt ſich bis auf den kleinſten Wurm, du führſt auch über ihn deine heilige Sonne herauf, milderſt ſeine Noth; denn auch er iſt dein Geſchöpf.

Schreiben Sie mir, lieber Szamosvári, und gießen Sie Kraft in meine Seele, welche unter der Laſt der Leiden bereits zu ſchwanken begann und gewiß unterlegen wäre, wenn Sie nicht meine Stütze geweſen wären. Es werden auch für mich freudigere Tage kommen, wo ich dann mit herzlichem Danke deſſen gedenken werde, was meine Gönner an mir gethan haben.

Den 30. Juli.

Wenn ich bedenke, welche beſondere Güte Sie gegen mich, und welche innige Theilnahme Sie gegen Alles bezeigen, was mich umgibt, ſo kann mein Herz nicht umhin, die heißeſten Dankgefühle zu äußern. Haben Sie Dank für das liebe Heft, das Sie für mich ſchrieben. Sie haben es aus der Urſache gethan, damit ich eine Erinnerung an Ihre Freundſchaft habe, wenn ich einſt das Geräuſch der Welt verlaſſe und dahin ziehe, wohin mich meine Neigung treibt! Sie haben, lieber Szamosvári, mich zu ſehr verpflichtet, als daß ich Ihrer ohne ein ſolches Angedenken vergeſſen könnte. — Ich ging das Ganze durch und fand, daß Sie für die Erinnerung ſehr gut gewählt haben. Die Gefühle, von denen es durchdrungen iſt, wecken im Leſer ähnliche Gefühle, und kann es ein werthvolleres Andenken geben, als das der Empfindungen? und vermag wohl etwas den Geiſt des fernen Freundes beſſer zu vergegenwärtigen, als wenn ich dann beim Leſen Dieſes öfter werde ſagen müſſen: dieſe Freude, dieſer Kummer, welcher Deinen Buſen jetzt durchbebt, hat ſo erfreut, ſo darniedergebeugt des Freundes Herz, wie jetzt das Deine.

Den 10. Auguſt.

Ich habe die herzlichen Wünſche, die Sie mir in Ihrer Zuſchrift eröffnen, vernommen. Sie ſind mir um ſo werthvoller, je mehr ſie ſich von jenen Glückwünſchen unterſcheiden, welche die kalte alltägliche Gewohnheit ohne Zuſtimmung des Herzens darbringt. Ihre Zeilen ſind gleich ſchön, wie voll von herzerhebenden Gedanken; aber Sie hätten darunter nicht jene paar Worte ſetzen ſollen, welche geeignet ſind, uns zu bethören und zu verführen. O, Männer, Männer, in welche Verſuchung bringt ihr oft unſer ſchwaches Geſchlecht! Hat uns die Natur nicht ohnedies eitel genug gemacht, iſt es nothwendig, daß man uns noch darin beſtärkt?

Ja wohl, heute tret' ich in das zwanzigſte Jahr, aber wenn ich zurückblicke auf meine verfloſſenen Tage, muß ich nicht über dieſelben mehr trauern, als mich ihrer freuen? Hab' ich wohl etwas gethan, wodurch ich die Freude meiner Mitmenſchen vermehret hätte? Leider habe ich durch meine Leiden auch die Tage derer verbittert, die ich am meiſten liebte, und die mir dagegen mit aller Art Herzlichkeit entgegen kamen. Ich ſollte weinen und an meinem Looſe verzweifeln, welches mich dazu verdammt hat, einzig die Plagen Anderer zu mehren. Aber ich will nicht kleinmüthig werden, ſondern mich beſtreben, meine Seele ſtark zu erhalten. Die Zukunft ſchmeichelt mir mit ſchönen Träumen; ich hoffe!

Den 30. Auguſt.

Sagen Sie mir, lieber Szamosvári, über meinen Vater nicht unangenehme Dinge. Es gereicht mir zur Pein, ſolches zu hören. Bisher waren Sie mein Tröſter und jetzt muß ich ſehen, daß Sie ſelbſt den Muth ſinken laſſen. Es iſt eine Frage, ob ſich auch Alles ſo verhält, was man über ihn ſpricht! Und ſein Brief, der Sie ſo ſehr außer ſich bringen konnte, konnte der nicht die Ausgeburt irgend einer plötzlichen Aufwallung ſein? Wir müſſen abwarten, was geſchehen wird, wenn er kommt. Ich habe viele Gründe, zu glauben, daß er meine Abſicht, welche ſo feſt und heilig iſt, nicht wird vereiteln wollen. Ich werde zu Gott flehen, daß er ihn

Digitized by Google

erweiche, und wenn er dann hier ſein wird, und ich ihn in meine Arme werde ſchließen können, will ich weinend zu ſeinen Füßen fallen, und er wird, Sie werden es ſehen, mit ſeiner einzigen Tochter Mitleiden haben, gewiß er wird es. Sprechen Sie, lieber Szamosvári, beſonders Sie, nicht von ihm. Je mehr ich Sie achte, deſto mehr verwunden Ihre Worte mein Herz jederzeit, ſo oft Sie ſein mit Unwillen gedenken.

Den 4. October.

Ich bin krank, theurer Freund, ſehr krank, und es verdoppelt, mein Leiden, daß ich von ſo Vielen bedauert werde und ſo Vielen Schmerzen verurſache. Ich habe wieder Briefe von meinem Vater erhalten und erſehe daraus ſeinen feſten Entſchluß, welche alle meine Hoffnungen vernichtet. Kommen Sie, lieber Szamosvári, meine Seele bedarf Ihres Troſtes gar ſehr. Vielleicht iſt dies der letzte Dienſt, den Sie Ihrer Freundin leiſten. Ich fühle, daß ich weder des Himmels, noch Walberg's, ſondern des Todes auserleſene Braut bin, und meine Trauerhochzeit bald erfolgen wird. Da dieſe gewiß nicht mehr fern iſt, ſo erſuche ich Sie um eine Freundſchaft, um die letzte, aber heiligſte: Lieben Sie meinen Guſtav immer ſo, wie Sie ihn jetzt lieben. Denken Sie, daß er eine Waiſe, daß er durch das Geſchick von Allem entblößt iſt, was ihm heilig, was ihm theuer war. Dies die letzte Bitte Ihrer Freundin.

Bei entſetzlichem Kopfſchwindel ſchreibe ich dieſes Gekritzel, und weiß nicht, ob Sie im Stande ſein werden, daraus die Größe meiner Gefühle zu faſſen. Darum aber, lieber Szamosvári, tragen Sie das Fehlende nach und ſagen Sie ſich die eindringlichſten Worte, die Sie ſich nur denken können, daß ſie Hermine geſprochen hätte.

Váskonyi an Ernyni.

Ofen, den 14. September 1826.

Wenn es mir nicht die Freundſchaft zur Pflicht machte, Ihnen zu ſchreiben, ſo würde die Nächſtenliebe es gebieten, daß ich Sie in einer ſo ſchwierigen Lage um Hülfe angehe und um guten Rath bitte.

Unſer werther Freund kam im verfloſſenen Herbſte krank nach Ofen, beehrte nur mich zuerſt mit ſeinem Zutrauen und erholte ſich Raths bei mir, als ſeinem Arzte. Anfangs verſuchte ich, ihn ſeiner eigenen Ausſage gemäß zu heilen, aber nach Beobachtung einiger Wochen erſah ich, daß ſein Uebel nicht im Körper, ſondern in der Seele ſeinen Grund habe. Ich ſuchte daher dieſe zu heilen. Es wäre zu lang und auch zwecklos, zu beſchreiben, wie ich nach meinen pſychologiſchen Kenntniſſen ſein Vertrauen zu gewinnen geſucht, und dies nach und nach in ſolchem Maße erlangt habe, daß er am Ende meinen Rath mit kindlichem Gehorſam befolgte. Nach ſeiner Ankunft brachte er ungefähr zwei Wochen im Bette zu; es koſtete Mühe, ihn aus demſelben zu bringe, und ſelbſt, nachdem er lange ſchon außer Bette war, wollte er das Zimmer nicht verlaſſen. Verſchloſſen in ſich, grämte er ſich ohne Aufhören, bildete ſich tauſenderlei Uebel ein, und wenn ich kam, ſprach er von nichts, als immer nur von ſich ſelbſt. Ich erkannte die gefährlichen Anzeigen der Hypochondrie und bemühte mich, ihn davon zu befreien. An einem ſchönen Nachmittage lockte ich ihn ins Freie, wir fuhren hinüber nach Peſth, in das der Stadt nahe gelegene Wäldchen. Der ſchöne Tag, die reine Luft, der Wechſel der Gegenſtände vor ſeiner Seele, und beſonders der Umſtand, daß ſeine Aufmerkſamkeit von ihm ſelbſt abgezogen war; Alles dieſes wirkte wohlthätig auf ihn. Nach dieſer Fahrt hatte er einen ruhigeren Schlaf und fühlte ſich beſſer. So that ich öfter mit ihm und unausgeſetzt, ſo oft es meine Zeit erlaubte; denn indem es mit ſeiner Geſundheit beſſer ward, machte mir auch ſein Umgang viel Vergnügen. Zuletzt brachte ich ihn in Geſellſchaften und führte ihn in mehreren Häuſern ein, wo er überall als einer der intereſſanteſten Geſellſchafter herzlich aufgenommen wurde. Als die Maitage kamen und die Sonnenwärme ſich zeigte, empfahl ich ihm das Bad, nicht ſo ſehr, um dieſes ſelbſt zu gebrauchen, ſondern vielmehr der Menſchen wegen, die ſich dort in großer Zahl herumtummeln.

(Der Beſchluß folgt.)

Correſpondenz.

Aus Berlin. (Beſchl.)

[Die Blumenausſtellung.]

Wie ich nun merkte, hatte ich am Ende eben mit dem Ende wirklich angefangen; wenn wenigſtens dee Schluß voezüglich gemacht werden ſollte, ſo wird er's gewiß durch die Ausſtellung des botaniſchen Gaetens. Hiee wae nun beſonders von dem Seltenen eine ſeltene Auswahl. Der Gloxinia, ebenſo der Calcaria waren viele ſchöne Blumen abgewonnen, auch die herrlichen Rhododendron müſſen erwähnt werden; am zierlichſten fand ich jedoch die ungemein ſchöne und reiche Ausſtellung der Haldearten, die mit ihren Stummenglöcklein ordentlich das ſinnige Gemüth ſtumm heeanläuten zu ſtillem Opfee; beſonders prachtvoll war die rothe Erica cylindrica. — Gar bald aber hatt' ich hiee das Gegenſtück gefun-

den zu der Thunbergia aluta — es war die Th. leucanth, weiß, mit dunkelbraunem Auge — kann ich nur ſagen; auch daß nur eine Blüthe da war, erhöhte den Gegenſatz. Ich erwähne noch in ihren Korktöpſen des Epidendron cochleatum und cuspidatum, das mit ſeinen Wurzeln wie mit weißen Krallen auf dem Korkſtocke ſitzt. — Auch ein Cereus monstrosus war aufgeſtellt, und nun an den Fenſtern bei ſchönen Sträußen vorüber durch das mittelſte Zimmer wieder durch, gehen wir in den größten Saal, linker Hand.

Montdijou hat hier ſeine Edelſteine in herrlichen lebendigen Folien (Blättern) ausgelegt, beſonders ſchmücken hohe gelbe Blüthengewächſe ſtrauchartig (ich erkannte auch eine Art des Beſenkrautes darunter) die hintere Wand; eine Siningia guttata mit ungemein feinen braunen Pünktchen ziert an. Der Saal iſt ſchon zur Aufſtellung niſchenartig an den Wänden eingetheilt, und an einem faſt an die Decke reichenden, glänzend mit funkelnden Perlen geſtickten Bandeliere einer Wachsblume des Hrn. Bluth vorüber, wenden wir uns zu der ſchönen, reichen Ausſtellung des Hrn. Decker. Hier zuerſt habe ich die Ardisia crenulata bemerkt; wie hinweiſend auf die zu beiden Seiten ausgebreiteten reichen Schätze ſteht hier die vielfingrige, facherartige Brunsvigia disticha; wie ein Vorhang — wie eine Blumenranke (und es iſt ja eine) — wie ein Gürtel, iſt ihr vorgezogen ein Tropaeolum tricolorum mit den vielfachen naiven Blümchen. Haiden und Hyacinthen, mit dem Hintergrunde von Balſaminen, ſchließen zunächſt die Seiten ein. Roſen bilden den Uebergang zu den Blumen des Herrn Limprecht und Fauſt, alsdann kommen die aus dem Schloßgarten zu Charlottenburg. Dieſer Theil ſchien mir etwas ſtiefmütterlich behandelt — von einer Unmaſſe von Stiefmütterchen — ich muß aber geſtehen, daß ich ihn am Ende in meiner Beobachtung blos ſo behandelte; denn ich hatte neben mir ſagen hören: „This rose is beautiful!“ der Laut kam aus ſo ſüßem, vollem Munde, der Mund war in einem ſo hohen, ſchönen Geſichte, das Haupt an einem ſo herrlichen, königlichen Leibe! — die beiden Engländerinnen rauſchten ächt engliſch von allem Aufgetragenen nippend in ihren ſchwerſeidenen, ſchwarzen Kleidern dahin, daß ich für die Blumen ſo recht meine Augen erſt wieder gewann, als ich ſah, daß „the beautiful rose“ keine dafür hatte, ſondern unendlich ſchwerfällige Augengläſer gefährlich überall handhabte, dadurch kam ich aus der Schußweite und fürder an die Blumen des Hrn. Hänel; denn den Zwergbaum des Hrn. Allardt mit der Unmaſſe gelber Pomeränzchen erwähn' ich nicht gern erſt, da er mir eigentlich mehr verwunderlich, als bewundernswürdig geweſen iſt. — Hr. Hänel aber hatte in der Mitte eine koſtbare halbſüdliche Schöne, eine braune, üppig prächtige Ieis Lusiana aufgeſtellt, unter der ſich die Papierblümchen (rodaseth.) recht niedlich und heimlich ausnahmen, ein großes rothes Gewächs überdachte ſie dunkel und ſchön, ich kannte es nicht. — Aber noch ehe ich zu der Hauptmacht Hrn. Hänel's, den Pelargonien kam, mußte ich eine wunderbar niedliche Euphorbia bewundern, die auf ihren Stämmchen mit den ſpärlichen Blättern paarweis ihre wunderſchönen rothen Blüthen auf den Armen hielt, wie eine halbentblößte Bettlerin ihre rothen Blümchen.

Jetzt erſt wenden wir uns um. Hinter der Büſte des mit Lorbeer bekränzten Königs wogt die See der Hortenſien, aufſteigend von Reſeda und Hahnenkamm — ſchön überſchattet von Palmen. Die Rotunde macht ſich prachtvoll, doch dacht' ich, hätte man dem Könige über das Haupt anſtatt der vier Fahnen immer Palmen hängen können — wenn es nun deutſche Eiche nicht ſein durfte — auch hätten die Roſen um ſeine Büſte friſcher ſein ſollen, einige waren ſchon entblättert.

Jetzt erſt kehrte ich durch die andere Flora von Berlin zurück — denn wir ſind am Ende, da wir auf die Früchte lange warten würden — ich meine auf die des Gartenvereins, nicht auf die der Berlinerinnen, die ihre Früchtlein nach löblichem Herkommen großentheils auch hier mit haben. Die Früchte haben die Herren für ſich behalten, und vor drei Uhr beim gemeinſchaftlichen Mahle verſpeiſt, und man ſollte meinen, daß Hr. Prof. Link mit einer Ananas im Munde recht würzig und ſaftig in ſeiner Tafelrede geſprochen haben mag.

Ueber die Fruchtausſtellung kann ich alſo nicht berichten, und ich würde doch auch erſt Aeſchylos oder Homeros, oder doch Voß haben nachſchlagen müſſen: wie ſich Tantalus in ähnlichem Falle benommen hat; es iſt aber nicht gerathen, ſich hier mit dieſen Titanen viel einzulaſſen.

Somit kauf' ich der Leſerin unten zum Schluſſe nur noch ein Vergißmeinnicht. v. Tr.

Notizen.

[Briefe über Seydelmann.]

Ueber Seydelmann's Darſtellung des Mephiſtopheles im Goethe'ſchen Fauſt auf der berliner Bühne ſind intereſſante Verhandlungen gepflogen worden zwiſchen einigen Perſonen von kritiſchem Geiſt und feinem Geſchmack. Man war nicht allerſeits mit der Art, wie Seydelmann die Rolle genommen, zufrieden. Ein geiſtvoller Kritiker iſt für ihn durch eine Reihe von Briefen aufgetreten, die in dem Kreiſe, wo ſie vorgeleſen worden, große Senſation gemacht haben ſollen. Es war die Rede davon, die Briefe in Druck zu geben, doch wird dieſer, wie es nun heißt, aus beſondern Rückſichten unterbleiben. Bei dieſer Gelegenheit hat man auch mit erhöhtem Intereſſe wieder der Briefe gedacht, die der ſcharfſinnige, auf dem äſthetiſchen Felde nicht minder als auf dem juriſtiſch-hiſtoriſchen bewanderte Gans über die Hauptrollen Seydelmann's früherhin bekannt gemacht hat. —

[Adolphe Dupuy.]

Der in Leipzig erſcheinende „Voleur, gazette des journaux français,“ wird ſeit kurzem von Hrn. Adolphe Dupuy, Professeur à l'école de commerce de Leipzig, redigirt. Es iſt derſelbe, der Laube's „Schauſpielerin“ ins Franzöſiſche überſetzte. Das Journal bietet einen intereſſanten Wechſel von Novelliſtik und biographiſchen Artikeln; das Feuilleton der Neuigkeiten iſt ſorgfältig geordnet. Die typographiſche Ausſtattung iſt elegant. Jede Woche erſcheint eine Nummer von 1½ Bogen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerſtags — 124. — den 28. Juni 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Hermine.

(Beſchluß.)

Bei Gelegenheit einer Luſtfahrt fiel ihm am Wege in den Wald der Stadt ein niedlicher Weingarten, beſonders wegen ſeines im guten Geſchmack gebauten Sommerhauſes auf. Er fragte mich, wem wohl deeſelbe angehören möge. Ich ſagte ihm, er ſei das Eigenthum einer veeſtorbenen Verwandten geweſen, aber ihr verſchwenderiſcher Gatte habe ihn verkauft, obwohl deeſelbe nicht ihm, ſondern nur ſeinen Kindern angehört hätte. Seine Fragen füheten mich dahin, daß ich ihm die ganze Geſchichte dieſer Familie erzählte. Er hörte mich mit ſehr großer Theilnahme an, und ich bemerkte, daß die ungerechten Schritte des unglückſeligen Vaters ſein ganzes Innere empörten. Er konnte es nicht vergeſſen, brachte das Geſpeäch ſelbſt nach mehreren Tagen wieder darauf, und hat die Sache, wie ich hörte, ſelbſt Ihnen, theurer Freund, mitgetheilt und ſo werden Sie ohnehin Alles wiſſen. Einige Tage nach dieſer Luſtfahrt waren die Szegfy, Hermine und ihr Bender Guſtav, mit mir im Bade, wo ich Szamosvári traf und ihn mit dieſen bekannt machte. Szamosvári ſchien beim Anblick des armen leanken Mädchens gerühet zu werden, und war, wie ich meekte, davon ſehr betroffen. Es vergingen mehrere Tage, daß ich Geſchäfte halber Szamosvári nicht ſehen konnte; doch hörte ich von Szegfy, daß ſie mit ihm im Bade täglich zuſammengekommen wären. Eines Morgens, nachdem er ſo eben vom Bade zurückgekehrt war, ſtürzte er aufgeheitert und mit einer Feuerröthe auf ſeinen Wangen in mein Zimmer. Ich lenkte das Geſpräch auf verſchiedene Gegenſtände, aber er ſchien darauf nicht zu merken; Alles verrieth vielmehr, daß ſeine Gedanken an einem fernen Gegenſtande hingen. Auf einmal erhebt er ſich von ſeinem Platze, geht auf mich los und eröffnet mir die Bitte, ihn in das Szegfy'ſche Haus einzuführen. Ich verſtand mich mit Freuden dazu, und dies um ſo mehr, da ich dieſe Familie, beſonders den heitern und ſcherzhaften alten Szegfy füe diejenigen Menſchen hielt, unter denen ſich Szamosvári's ſchwäemendee und heftiger Geiſt einige Ruhe verſchaffen könne. Die Einführung geſchah, aber war leider von gefährlichen Folgen. — Szamosvári iſt ſeither täglich bei Szegfy und Herminens begeiſterter Verehrer.

Da Sie, geſchätzter Freund, bereits vertraut ſind mit den Angelegenheiten Herminens, ſo werden Sie begreifen, daß Szamosvári's Leidenſchaft gegen das Mädchen von keinen guten Folgen ſein kann. Ich kenne Herminens Vater zu gut, als daß ich für Szamosvári auch nur im geringſten eine günſtige Hoffnung hegen könnte. Hermine wird nur zwiſchen Walberg's Hand und höchſtens dem Kloſterleben wählen dürfen; ja es leidet eine Frage: ob der unbeugſame Starrſinn des Vaters Letzteres zugeben wird. Ich theile Ihnen, verehrter Freund, hier den Zuſtand der Dinge mit; denken Sie darüber nach, wie man der Gefahr, welche dieſes Liebesverſtändniß bringen kann, vorbeugen könnte. Vielleicht wäre es gut, dieſes Alles deutlich Szamosvári

Digitized by Google

vorzuſtellen, und ihn dahin zu bringen, daß er dieſes Verhältniß mit Herminen aufhebe. Sie vermögen viel über ihn, ſcheuen Sie keine Mühe; es handelt ſich hier um das Glück unſers geliebten Szamosvári. — Unſere Stellung in dieſer Angelegenheit iſt ſehr mißlich. Wir beide ſchätzen und lieben Szamosvári von ganzem Herzen. Er iſt ein ſehr ausgezeichneter und liebenswürdiger Mann, aber ungemein empfindlich und reizbar, müſſen wir fürchten, ihn zu verletzen. Das unglückliche leidende Mädchen etwas Unangenehmes fühlen zu laſſen, fällt ebenfalls ſchwer dem Herzen und ſo ſetzen wir allein auf Sie alle Hoffnung, alles Zutrauen. Der Knoten iſt um ſo verwickelter, da das Mädchen, von Natur ſonſt ſehr verſchloſſen, nicht ganz gleichgültig gegen Szamosvári zu ſein ſcheint.

Haben Sie die Gewogenheit, theurer Freund, mir mitzutheilen, zu welchem Schritte Sie ſich entſchloſſen haben. Es wird vielleicht nöthig ſein, daß wir uns in dieſer ſchwierigen Sache verſtändigen. Ihr achtungsvoller Freund De Várkonyi.

Den 25. September.

Ihr Brief an Szamosvári, theurer Freund, den Sie mir in Copie mittheilen, iſt gut durchdacht und mir wie aus der Seele geſchrieben. Wir wollen abwarten, welchen Erfolg derſelbe haben wird. Ich glaube, er wird ihn ſchon bekommen haben. Unterlaſſen Sie gütigſt nicht, mir ſeine Antwort, inſofern es den bewußten Gegenſtand betrifft, mitzutheilen. Weil er von Herminens Geſinnung gegen ihn bis auf den heutigen Tag mit mir nicht geſprochen hat, wird er wahrſcheinlich auch jetzt ſich aller Erwähnung derſelben enthalten, und ſo kann ich nur von Ihnen erwarten, über Szamosvári's Denkweiſe unterrichtet zu werden.

Den 1. October.

Es iſt eine traurige Sache, was Sie mir, theurer Freund, in bewußter Angelegenheit melden. Auf dieſe Art müſſen wir auch die geringſte Hoffnung auf guten Erfolg unſeres Vorhabens aufgeben. So bin ich gezwungen, mich zu dem letzten, unangenehmſten Schritt zu entſchließen; ich bin gezwungen, mit Szamosvári ſelbſt darüber zu ſprechen. Der liebt den Freund nicht, der ihn am Rande des Abgrundes erblickend, ſich nicht bemüht, ihn der Gefahr zu entreißen; aber Sie können ſich vorſtellen, theurer Freund, welches ſchwere Geſchäft ich auf mich lade.

Den 7. October.

Ich bin in größter Beſorgniß über den Ausgang der Dinge. Wir haben einen Brief von Szépfalvi bekommen, in dem er anzeigt, daß er zu Anfang Novembers mit Walberg kommen werde, und den elften desſelben Monats zum Verlobungstage beſtimmt habe. Was wollten wir thun, wir mußten Herminen den Brief mittheilen. Sie können es ſich vorſtellen, welch ein Donnerſchlag dies für das arme Mädchen war. Sie weinte nicht, aber ihr Geſicht verrieth, daß ihr Inneres von peinlicheren Gefühlen zerrüttet werde, als von einem thränenerzeugenden Schmerze. Als ſie nach der erſten Beſtürzung zu ſich kam, fiel ſie aus einer Ohnmacht in die andere. Seit geſtern ſcheinen ſich ihre Qualen zu mildern, was wir Szamosvári zu verdanken haben, der geſtern den ganzen Vormittag an ihrem Bette ſaß und die ganze Macht ſeiner Ueberredungsgabe aufbot, um in der Seele der Kranken die gute Hoffnung zu erwecken, daß vielleicht Walberg ſelbſt einen andern Entſchluß faſſen, und man dann auch ihren Vater werde bereden können, ihren Vorſatz in Hinſicht des Kloſterlebens gut zu heißen. — Sie werden ſtaunen über das, was ich ſage; denn auch ich ſtaunte, wie Szamosvári von dem Entſchluſſe Herminens zum Kloſter ſprechen kann; aber die Sache verhält ſich ſo. Es ſcheint, daß Szamosvári längſt darauf vorbereitet war, weil er einſieht, daß er unter ſo verwickelten Umſtänden auf den Beſitz Herminens nimmer rechnen kann. Seine Abſicht iſt blos die, das geliebte Mädchen glücklich zu wiſſen; da Hermine das Kloſterleben immer als das höchſte, letzte und heiligſte Ziel ihrer Wünſche ſich dachte. Nur ſo kann man ſeine ſtarke Reſignation begreifen.

Den 10. October.

Ich zittere wegen Szamosvári. Heute hat er zum erſten Male mit mir über Herminen geſprochen und ſich mir eröffnet. Der Kampf ſeines Innern, deß ich Zeuge war, iſt unbeſchreiblich. Hätten Sie ihn geſehen, theurer Freund, ſie hätten ihren Grimm über die Qualen dieſes armen Jünglings nicht unterdrücken können. Um den Hals fiel er mir, beweinte Herminen, als eine für ihn allem Anſcheine nach Geſtorbene. Ich bot Alles auf, ihn zu tröſten, er ſchien auch etwas ruhiger zu werden. Seiner Reſignation fehlt wohl der Seelenfriede, welcher ihm zu wünſchen wäre, indeß würde ich mich in dieſer Hinſicht noch zu beruhigen vermögen, wenn mich nicht ein anderer Gedanke ſchreckte, den in mir ſein Verhältniß zu Walberg erzeugt. Als ich Walberg's Namen

Digitized by Google

ausſprach, wurde jedes Gefühl in ihm rege, und er ließ ſich die Ueberzeugung nicht nehmen, daß Walberg die Urſache aller dieſer mißlichen Intriguen ſei. — Sie kennen ſein heftiges Naturell, und wenn ich ſage: daß Walberg ihm in dieſer Hinſicht ganz gleich, oder es noch in höherem Grade ſei, und daß dieſe beiden Flammen leicht an einander ſchlagen könnten, daß — u. ſ. w. .... Sie werden meine Beſorgniſſe begreifen.

Hermine iſt ſehr übel daran, und es ſteht zu befürchten, daß wir die Arme verlieren. Ich glaube, Szamosvári's Umgang hat alle Gefühle dieſes Mädchens aus dem Schlummer geweckt, und gewiß würde ſie im klöſterlichen Leben nicht jene innere Ruhe finden, welche ſie ſich verſpricht, und womit ſie auch Andere tröſten will.

Den 26. October.

Herzlich gern erfülle ich, warum Sie mich bitten, theurer Freund, und ſchreibe Ihnen Alles, was geſchieht. Der Himmel gäbe es, wir hätten es ſchon überſtanden. Mein Kopf iſt ſeit einiger Zeit ganz verwirrt, und ich finde keine Ruhe.

Es wäre gut, Szamosvári's Mutter etwas von ihrem Sohne wiſſen zu laſſen. Sagen Sie ihr ſo viel, als Sie für gut finden; Alles darf ſie vielleicht nicht wiſſen. — Unter einer Woche ſchreibe ich Ihnen und werde Sie unterrichten von dem,was geſchehen iſt.

Den 9. November.

Heute erwarten wir Szépfalvi. Dieſer halbe Bogen liegt auf meinem Tiſche bereit, um Sie von Allem, was geſchieht, zu unterrichten. — Szamosvári iſt ſo eben weggegangen. Sein Blut iſt außerordentlich aufgeregt; Ich mußte ihn bitten, daß er ſo Herminen heute nicht beſuchen möchte, und zwar darum, um ihn ferne zu halten. Es ſchaudert mir, wenn ich denke, daß er dort mit Walberg zuſammentreffen könnte. — Herminens Sprache iſt ſehr ſchwach geworden, oft redet ſie außer ſich. Es iſt auch wenig Hoffnung zu ihrem Wiederaufkommen.

Den 10. November Abends.

Es iſt geſchehen, wovor ich gezittert habe. Szépfalvi iſt angekommen. Walberg wußte ſchon von der Leidenſchaft Szamosvári's zu Herminen. Sie trafen ſich bei Szegfy. Walberg machte Szamosvári Vorwürfe. Sie kamen heftig zuſammen und Szamosvári forderte Walberg auf ein Duell. Zwei Officiere waren die Secundanten. Heute früh um ſechs Uhr ſchlugen ſie ſich im benachbarten Walde. Szamosvári kam unverletzt zurück; Walberg führte man ohnmächtig herein. Der Schuß zerſchmetterte ihm die linke Schulter. — Man räth Szamosvári, das Land zu verlaſſen, ſo lange Walberg noch am Leben iſt, aber er will ſich nicht entfernen. Es ſcheint, ſein Verſtand ſei irre.

Den 11. November Nachts um 11 Uhr.

Hermine iſt außer ſich. Ein Unvorſichtiger hat an ihrem Bette erzählt, was geſchehen iſt.

Eine Viertelſtunde ſpäter.

Hermine hat die Sprache verloren, ihre Augen ſind geſchloſſen. Bis Mitternacht wird es ſich entſcheiden, welche Wendung die Sache nimmt.

Nachmittag um 4 Uhr.

Sie iſt zu ſich gekommen. Sie ließ ihre Spiegellade bringen, zog ein Paquet hervor und gab es mir in die Hand mit der Bitte, es nach ihrem Tode zu verbrennen. So viel mir ſcheint, iſt es Szamosvari's Handſchrift.

Eine Stunde ſpäter.

Sie muß mit ſchrecklichen Schmerzen kämpfen. Sie ſpricht zwar nicht, aber das ſchnelle Herzklopfen verräth ihr Leiden.

Morgens um 5 Uhr.

Sie hat vollbracht. In den letzten Augenblicken verlangte ſie ihren Vater zu ſehen. Als er eintrat, ergriff ſie ſeine Hand, küßte ſie und entſchlummerte ruhig ohne alle Zuckungen.

Den 12. November.

Heute ſtürzte Szamosvári mit einem Schrei in's Zimmer, wo die Leiche ausgeſetzt liegt. Ich mußte ihn ins Krankenhaus bringen laſſen. Seine Handlungen bezeugen, daß ſein Verſtand verwirrt iſt. — Walberg iſt zu ſich gekommen. Sein Arzt verſichert, daß die Wunde nicht gefährlich und um ſein Leben nichts zu befürchten iſt.

Den 20. November.

Sagen Sie doch ja, lieber Freund, der Mutter Szamosvári's nichts von dem Unfalle ihres Sohnes. Wir haben gute Hoffnung auf ſeine Wiedergeneſung. Daß Walberg am Leben iſt, dieſes zu hören, hat viel dazu beigetragen.

Hermine haben wir heute begraben. Guſtav iſt

Digitized by Google

troſtlos, denn er liebte ſeine Schweſter ungemein. Sie könnten ſich die Größe unſers Schmerzes über den Tod dieſes von uns Allen ſo ſehr geliebten Mädchens denken! —

Correſpondenz.

Aus Frankfurt a. M.

[Görres, die Poſtamtszeitung, eine Anekdote vom Fürſten Metternich.]

Görres ficht in der Vorrede zur vierten Auflage ſeines Athanaſius fürchterlich gegen das ſogenannte junge Deutſchland, obſchon er nur Eine Perſon im Auge hat. Görres ſingt, aber ſein Geſang iſt Unkengeſang, er ſtellt ſich an den heißen Keſſel ſeiner Gedankenverwirrung, und ſchleudert heißen Brei mit dem Kochlöffel auf alle ſeine Gegner. Gerade aber die Fehler, die er dem jungen Deutſchland vorwirft, begeht er in dieſem Angriff. Es iſt dies ein Flimmern, ein Karfunkeln mit hellgeputzten bleiernen Schwertern, die allenfalls nur mit flacher Seite treffen. Schriebe er einfacher, mit mehr Grund, er würde überzeugen. Er will aber übertoben und das gelingt nicht. Es gibt nur Einen Frühling im Leben aber zwei Kindheiten. Görres hält die zweite Kindheit für einen Frühling, irrt ſich aber gewaltig. Ob man ihn aber bekämpft oder nicht, das iſt im Grunde eins. Haue man einer Schnecke den Kopf ab, in acht Tagen iſt wieder ein anderer da: den Schweif abgehauen, wenn die Schnecke aus dem Hauſe ſoll! Es gilt dies bei allen geheimen Umtrieben, ſowohl politiſchen als religiöſen, ja ſogar in der Literatur. Das Haupt hat immer etwas edleres, und in ihm wird das Verderbliche nicht getödtet; fällt der Kopf, ſo ſetzt ſich ein *nachgewachſenes* Haupt an ſeine Stelle. Den Schweif muß man abhauen, und ſollte es das Haupt ſelbſt wünſchen müſſen. Das junge Deutſchland iſt eigentlich ein Baſtard, es hat die Kraft von dem Fanatismus und die Ironie von dem Indifferentismus. Aber Herkules war auch ein Baſtard. Hierüber ein ander Mal mehr.

Der Redacteur der Oberpoſtamtszeitung kündigte an, er hätte ſchon *funfzehnhundert Artikel* geliefert. Man weiß wahrhaftig nicht, ſoll man über dieſe Arroganz lachen oder ſich erzürnen. Man denke ſich 1500 Artikel von *einem Manne*: was müſſen dies für Artikel ſein? Aber nein, die Artikel ſind meiſtentheils gut, nur ſind ſie nicht von ihm. Die Poſtamtszeitung hat gute Mitarbeiter. Thiers, Talleyrand, Barante, Molé, Palmerſton, Merode, Joſeph der Zweite, Chateaubriand; alle dieſe Leute und andere liefern dem Herrn Redacteur die Artikel. Man nehme nur die Zeitung vor und ſehe, ob nicht die Meiſten, ja faſt alle überſetzt ſind, ob der Herr Redacteur mehr thut als einige Worte hie und da einzuflechten, und dann leſe man die Anzeige von 1500 Artikeln ohne Lächeln! Was eine andere Zeitung einfach und ohne Prunk aus London oder Paris überſetzt, das nennt der Herr Redacteur einen Artikel. — Mit Ende des Juni hört der „Phönix" auf zu erſcheinen, wie ich aus Darmſtadt erfahre. —

Man erzählt ſich hier folgende Anekdote. Der Fürſt von Metternich ſoll für ein Album auch die autographiſche Unterſchrift von Jules Janin verlangt haben. Janin ſchrieb: „Ich Unterzeichneter beſcheinige hiermit 25 Flaſchen Johannisberger von S. D. erhalten zu haben, Jules Janin." Man ließ ihm jedoch ſagen, daß die Quittung nicht richtig ſei, es ſollte 50 Flaſchen heißen.

Notizen.

[Clara Wieck.]

Mitte Mai war die gefeierte Virtuoſin von ihrer Kunſtreiſe zurückgekehrt. Sie hatte noch, nachdem ſie Wien verlaſſen, in Presburg und Grätz auf den dortigen Theatern vier Concerte gegeben; der lebhafte und nachhaltige Beifall, das ſtürmiſche Herausrufen, das ſie zur Wiederholung ihrer Vorträge nöthigte, war in jenen Städten nur das Echo aus der Kaiſerſtadt. In Wien hatte ſie noch nach dem Schluß ihrer öffentlichen Concerte mehrmals in glänzenden, zahlreich beſuchten Privat-Soiréen mit Lißt zuſammen Compoſitionen von dieſem und von Fr. Schubert geſpielt. Ein von ihr beim Abſchiede von Wien componirtes Souvenir à Vienne, Impromptu über das öſterreichiſche Nationallied, ein glänzendes Concertſtück, iſt ſo eben bei Diabelli in Wien erſchienen. Wir berichteten ſchon früher die Ernennung der Künſtlerin zur kaiſerlichen Kammervirtuoſin. Wie wenig ſie aus dem Andenken der Kaiſerſtadt verdrängt iſt, bezeugt das ihr nachgeſandte Diplom als Ehrenmitglied der „Geſellſchaft der Muſikfreunde des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates," eine Ehre, die außer ihr bisher nur noch Einer Dame, einer hohen Beſchützerin der Kunſt, zu Theil geworden. Dieſer Geſellſchaft, welche jetzt auch Lißt, wie früher Thalberg, in ihren Verein aufgenommen hat, ſteht der Fürſt Lobkowitz als Präſes vor; Hofrath Kieſewetter iſt ſtellvertretender Präſes, Grillparzer gehört zu dem leitenden Ausſchuß. — Clara Wieck wird den Sommer abwechſelnd in Leipzig und Dresden zubringen, um einige in Wien entworfene Compoſitionen zu vollenden. Nächſten Winter geht ſie wahrſcheinlich nach Baiern, — Nürnberg, München, Augsburg, nach den Rheinſtädten und nach Holland, wo ſie ſchon im Laufe des vergangnen Winters erwartet wurde.

[Gulliver's Reiſen, von Swift.]

Es iſt ſehr zweckdienlich, in Deutſchland, wo die Satyre noch nicht genugſam angebaut iſt, auch an Swift wieder zu erinnern. In Meißen bei Goedſche erſcheint eine neue Ueberſetzung von Gulliver's Reiſen, von L. v. Alvensleben. Es wird eine Reihe von 15—16 Heften (à 5 Gr.), mit mehreren hundert Abbildungen von Grandville in Paris gezeichnet, das erſte Heft circulirt bereits. Die acht Tafeln, welche die ſpaßhaften Situationen Sir Lemuel Gulliver's im Lande Lilliput darſtellen, ſind vortrefflich.

[Ein Anonymus.]

Als der Verfaſſer der beiden merkwürdigen Aufſätze in der evangeliſchen Kirchenzeitung, über Rahel (Febr. 1837) und über Bettina (April 1838) nennt man den Prediger Lange in Duisburg.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 125. — den 29. Juni 1838.

Redacteur: Dr. I. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ewald in Tübingen.

(Vom Verfaſſer der Briefe aus Schwaben und Franken.)

Seit der Mitte des Mai ungefähr iſt Ewald in unſern Mauern. Alles hat ſich auf ihn vorbereitet, Hörſäle, Profeſſoren, Studenten und Collegiengelder, denn dieſe wurden in der theologiſchen Facultät vor kurzem um etwas erhöht. Ewald gehört eigentlich der philoſophiſchen Facultät an, greift aber in die theologiſche ein ſchon als Doctor utriusque, daher auch eines ſeiner Collegien in dieſem Semeſter ein theologiſches iſt.

Was Ewald's äußere Erſcheinung betrifft, ſo iſt ſie ſchlicht, einfach, ja unſcheinbar; im Conventionellen, hat er wenig Gewandtheit. Im Anfang ſtill und ſchweigſam, wird er bald lebendig. Man erkennt in ihm den früh gealterten Gelehrten, der die Friſche der Wangen ſeinen Forſchungen opfert. Sein langes Geſicht, blaß, durchſichtig weiß, mit der feinen, ſchönen Stirn und dem geſcheitelten Haare, hat etwas Chriſtusartiges; in den hellblauen, beweglichen, gern zuwinkenden Augen liegt eine ſelbſtbewußte Tiefe, welche durch den Gegenſtand hindurch ſiegreich über ihn übergreift — ſie ſind nicht groß und offen; die Spontaneität iſt größer als die Receptivität. Nicht das Object, ſondern nur das Subject darf Recht behalten und es *hat* Recht, denn er weiß gar Vieles, das Sie nicht wiſſen, und hat wohl manches im Rückhalt, das Sie weder wiſſen dürfen noch können. Die ziemlich große, geſenkte Naſe gibt in Verbindung mit den feingeſchnittenen, zugekniffenen und ſelbſtbewußt in die ahnungsreichen Winkel gezogenen Lippen dem Geſicht einen entſchiedenen Ausdruck und temperirt weſentlich denjenigen der Alles und Nichts verrathenden Augen. In den Zügen um den Mund liegt mehr Milde und Güte als Hohn; auf der Unterlippe aber, die gern ſich über die obere hinaufzieht, ſitzt Sicherheit und Selbſtgenügſamkeit, ja Uebermuth und eben ſo viel anſichhaltende Bedächtigkeit, als abſprechende Leichtigkeit des Urtheils. — Sie ſehen ein complicirtes ſprachgelehrtes Geſicht, das daher auch auf *keinem* Bildniß getroffen iſt; zu gutem Glück erklärt und ergänzt ja eine Sprache die andere. Sitzt auf der Lippe der Geiſt der Beſinnung, die ſichere Wahl des bedeutſamen Wortes, ſo ſtrahlt das Auge den Sieg aus, den der Geiſt im raſchen Um- und Uebergriff über die Schätze des Wiſſens und Denkens bereits errungen; heftet ſich das Auge eindringlich forſchend auf das Object, dem es mitten in's Herz ſieht und deſſen innerſte, einfachſte Weſenheit, deſſen „höhere Gedanken" es feſt und ſicher ergreift, ſo ſagt Ihnen der freundlich gekniffene Mund, daß der Geiſt ſich in heimiſchen Sphären unter alten Bekannten, unter den eigenen Kindern bewegt.

Ewald hat ſtets noch eben ſo viel in der geheimen Tiefe des Innern, als er zu offenbaren für gut findet; eine fertige Handhabung der ſprachlichen Mittel ſchlägt leicht und ſchnell die Brücke vom Innern zum Aeußern. Er ſpricht ſchnell und flüſſig, mit dem für den Süden ſo fremdartigen norddeutſchen Accent; die Pauſen nach jedem Satze ſind oft ziemlich lang. Der Ton ſeiner

Digitized by Google

Rede beginnt leiſe mit einem faſt ſchüchternen Liſpeln, erhebt ſich aber alsbald zu allgemeiner Verſtändlichkeit. Komiſch wirkt es, wenn oft der fremde, ſchnell und eigenthümlich ausklingende Ton die langſamern Schwabenohren überholt und dieſe nun kopfſchüttelnd ſich recht feſt vornehmen, bei dem nächſten Satze ſich ja zu doppelter Länge zuzuſpitzen. Ewald hat in Tübingen ein wiſſenſchaftlich gebildetes Publicum, wie er es nirgends beſſer treffen mag, und wie er es ſelbſt nicht vorauszuſetzen ſcheint. Daß er viel auf ſich hält, wer möchte ihm das verdenken, der auch nur eine Ahnung von der Breite ſeines Wiſſens, von der Tiefe ſeiner Forſchung hat. Aber ein fleißiges Studium der Philoſophie, und zwar wie ſie *nicht* in dem Dogmaticismus der Formel, der Kategorie und des modernen Scholaſticismus verhärtet iſt, hat ſeine hieſigen Zuhörer auf einen Standpunkt der Wiſſenſchaftlichkeit gerückt, und ihnen eine Schule und Zucht des Gedankens gegeben, daß es ihnen nicht ſo ſchwer wird, jedem Vortrage mit vollem Verſtändniß zu folgen.

Von der Philoſophie will Ewald nichts wiſſen, zwar ihr auch nichts anhaben, aber die „berliner Philoſophie" ſcheint ihm noch ſo wenig gute Früchte getragen zu haben, daß er getroſt und ſich ſelbſt genug von ihr abwendet. Er geſteht es offen, daß er ſich nie damit beſchäftigt, daß er nie — Zeit dazu gehabt. Er kann es deswegen heute noch nicht begreifen, wie man ihn ſo lange für einen Hegelianer halten konnte. Seine Erklärung über und gegen Strauß und deſſen „jugendliches" Werk hat ſeine wahre Stellung dargethan. Er hat ſich zu demſelben in eine ſehr feindſelige und geringſchätzende Poſition geſetzt; obwohl er Einzelnes für trefflich und verdienſtvoll hält, und von Strauß's Talenten eine große Meinung hat, ſo iſt ihm doch die Grundlage verfehlt, und die polemiſche Haltung zuwider; das Ganze zu wenig *ſchöpferiſch* angelegt und vollendet. Wenn es ſeine Muße erlaubte, hätte er die literariſche Welt ſelber ſchon mit einem ähnlichen Werke beſchenkt und obwohl frei in ſeinen Anſichten, für Manchen wohl noch zu frei und kühn, doch einen ganz andern Standpunkt eingenommen. Dies in Beziehung auf ſein Verhältniß zur theologiſchen Facultät.

Allerdings hat Ewald Studien gemacht, wie wenige Gelehrte. Er kennt die Bibel, namentlich das A. T. durch und durch, und ſein durch alle Sprachſchätze ſich hindurchwindendes, eroberungsreiches Wiſſen zeigt ihm Zuſammenhänge und Beziehungen, die den Meiſten entgehen müſſen. Gerade das Zuſammenhangsvolle, das einfach und beſonnen der Sache, wie ſie ſich gibt, Nachſpürende, iſt das Charakteriſtiſche ſeiner Forſchung. Und wenn er ſich ſo an die ruhige Objectivität des Gegebenen hält, um nicht durch herbeigeſchleifte Formeln die Sache zu nothzüchtigen, ſondern um von der Sache aus den zu Grunde liegenden höhern Gedanken zu erreichen, ſo läßt er es nicht vermiſſen, daß er nicht immer die Unterſuchung in den Terminus des Syſtems ausmünden läßt.

Auch ſonſt ſteht er in der literariſchen Welt, die er gern abhudelt und geringſchätzt, ziemlich iſolirt. Er weiß, was er weiß, und was er geſchrieben, das hat er geſchrieben. Iſt's dieſer guten Welt nicht Recht und ſpitzt ſie die Feder und ſchreibt — Bah! ſolche Sachen lieſt er nicht und ſtrebt ungeirrt und unverwirrt ſeine eignen Wege. Man hat ihm das ſchon lebhaft vorgerückt, aber abgeſehen von eigentlich literariſcher Incollegialität hat eine ſolche Einzäunung in die eigenſten Grenzen gewiß für die Originalität der Forſchung und Production unvergleichliche Vortheile. Betrachten Sie nur unſere Commentare und Sie ſehen, was bei ſolchen Rückſichtsnahmen des Schlendrians herauskommt. Laßt den Maulwurf nur ruhig und allein fortgraben, er kommt ſchon zum Ziel, eure Hülfe ſtört und durchkreuzt nur ſeine heimlichklugen Züge. Woher kommt der Gallimathias in der literariſchen Welt heute anders, als davon, daß Alles eher ſpricht als denkt, eher recenſirt als lieſt, eher ſchreibt als forſcht, eher lehrt als lernt. Daher denn nur Lehrlinge ſtatt Lehrer, Schreiber ſtatt Schriftſteller, Schwätzer ſtatt Sprecher — des Volks und der Wiſſenſchaft, Recenſenten ſtatt Leſer. Die Kritik ruht nicht, bis ſie ſich ſelber wieder aufgefreſſen, hoffentlich macht für die Theologie das Strauß'ſche Werk eben in dieſer Beziehung Epoche. Unſere Zeit ſchreit nach Production, nach Schöpfung, und wollt ihr derſelben eine „neue Bibel" geben, ſo ſorgt nur vor Allem für das erſte Capitel einer neuen Geneſis.

Ewald lieſt hier bekanntlich in dieſem Halbjahre über alt- und neuteſtamentliche Theologie und den Pentateuch. Beides mit entſchiedenem Beifalle vor anſehnlichen Auditorien. Auch für Sanskrit und arabiſche Sprache fand ſich eine Anzahl Schüler. Vielleicht mochte er auf eine größere Zuhörerzahl gerechnet haben, doch für Tübingen, wo man nicht mit ſo hohen Zahlen rechnen darf, ſind ſeine Hörſäle gefüllt. Hier gibt es wohl keine ſo großen Hörſäle, wie in Göttingen — über ſiebzig Zuhörer kann er, wenn nicht viele Fremde kommen, hier nie bekommen. Denn Tübingen iſt, dem Umfange

Digitized by Google

nach, eine Univerſität höchſtens zweiten Ranges, und hat es auch immer nahe an 700 Studirende, ſo tritt außerdem, daß die praktiſchen Fachſtudien eine Menge der ausgebreitetern wiſſenſchaftlichen Bildung entziehen, hier noch ein beſonderes Mißverhältniß ein. Die Theologen, evangeliſche wie katholiſche, ſind in Convicten. Durch Lehrpläne und Verhältniſſe dieſer Inſtitute ſind ſie mannichfach beſchränkt. Weniger die evangeliſchen als die katholiſchen, welche auf eine illiberale, kleinliche Weiſe in die katholiſche Diſciplin eingegrenzt werden. Faſt iſt Alles, was nicht nach Weihrauch und Patriſtik riecht, auf den Index geſetzt. So wurde es in dieſem Inſtitute nicht geſtattet, Vorleſungen über Aeſthetik und Aeſthetiſches, z. B. über das Nibelungenlied zu hören; von Hegel nicht zu reden! Seit man vollends Hirſcher vertrieben — denn ſo muß man ſagen, wenn *nicht* behalten gleich vertrieben iſt — wankt unter dem altersſchwachen, ehemals ſo freiſinnigen v. Drey, dem ehrwürdigen Haupte der alten tübinger Schule, dieſe in ihren Zöglingen einer ketzerſüchtigen, illiberalen chriſtkatholiſchen Unbedeutendheit zu. Aber rührend iſt es, wie die jungen Schwarzröcke nach Erlöſung knirſchen und verſtohlen vom Baume der Erkenntniß naſchen. Manche vermeiden, ſogar auf die Gefahr hin, von den fanatiſchen Mitſchülern in den Bann gethan zu werden, dennoch nicht den Umgang mit andern Studirenden. Die meiſten ſind in den Vorgängen der Literatur, der Wiſſenſchaft und des Lebens gut unterrichtet, und hier und da konnte ſich ſelbſt Hegel ein kleines Plätzchen erobern. Von Obſcurantismus iſt alſo bei den Beſſern nicht die Rede, und der Geiſt der Schüler mag in manchem Betracht offener und freier als derjenige der Lehrer ſein.

Gerade dieſe wiſſenſchaftliche Atmoſphäre wird ſo gut als die gute und geſunde Luft des bergigen Tübingen dieſes auch für Ewald wohnlich und freundlich machen. In localer Beziehung hat Tübingen eigenthümliche Vorzüge. Die Lage iſt äußerſt ſchön. Die düſtere, verrauchte, unſchöne Stadt zwar iſt krumm und buckelig über den Sattel eines Berges gebaut, aber die Ausſicht, die man von den Spitzen dieſer rebenbepflanzten Berge genießt, iſt herrlich. Nach der einen Seite in das ſtille, freundliche Ammerthal mit ſeinem elyſiſchen Seitenthälchen — dem Lieblingsſpaziergang Uhland's und der Wiege ſeiner meiſten Gedichte — und weiterhin über den Vorgrund des meilenweiten Schönbuchwaldes in den äußerſten Südweſten, die blauen Berge des Schwarzwaldes. Nach der andern Seite, gegen Oſten, die majeſtätiſche Alb, die W. Zimmermann ſo ſchön mit ſtahlgepanzerten Rieſenſchaaren vergleicht. Eng geſchloſſen, glänzen ihre Kegel und Kuppen, Schründe und Wände im reinſten Azur ahnungsvoll herüber. Im Norden hält Hohenſtaufen, mitten Teck, Neuſen und Achalm, im Süden Hohenzollern und Lochau Wache. Dann das fruchtbare Neckarthal, die Ebene bis an die Alb, beſäet mit freundlichen Orten — dort trüben Reutlingen und in der Thalöffnung die Ahnung von Pfullingen mit ſeiner Nebelhöhle, und dem Lichtenſteiner Schlößchen, das Graf Wilhelm von Würtemberg durch Karl Heideloff in Nürnberg im gothiſchen Styl herſtellen läßt; geradeaus das Steinlachthal mit ſeinen berühmten Bewohnerinnen; rechts hin gegen Süden dämmert das Kreuz von den Thürmen des katholiſchen Rottenburg, der erſten Station nach dem Bade Niedernau, das, unfern in dem ſaftigſten Tannengrunde gelegen, ein gewöhnlicher Vergnügungsort der Tübinger iſt; endlich, als äußerſte Warte der tübinger Berge, hoch auf der abgeriſſenen Kuppe das romantiſche wurmlinger Capellchen, das von unſern Dichtern — Schwab, Lenau, Knapp ꝛc. — ſo viel beſungene. Und längs dieſer üppigen Landſchaft blickt aus dem Neckar, der zu unſern Füßen ſeinen Silberfaden unmittelbar an der Stadt herunterſpinnt, ihr ſchönes, feuchtverklärtes Auge zu uns herauf. — Wer von den *Alpen* herkommt, der ſieht in dieſer von der *Alb* beherrſchten Gegend nur das Kleine, aber für jeden minder koloſſalen Maßſtab hat ſie ſelbſt etwas Impoſantes, während das belebte, fleißig bebaute, unüberſehbare Grün im ſanften Wechſel von Thal und Berg, von Wald und Feld, von Rebengeländen und Obſtwäldern dem von Eis- und Sandſteppen geblendeten Auge paradieſiſch entgegenkommt.

(Der Beſchluß folgt.)

Correſpondenz.

Aus Peſth.

[Weſſélenyi und Széchényi.]

— Vergeblich hab' ich in deutſchen Blättern, welche von der hieſigen unglücklichen Kataſtrophe berichteten, nach dem Namen *Weſſélenyi* geſucht. Nicht einmal unter der Rubrik der Helfer fand ich ihn. Baron Weſſélenyi hat mit eigener Lebensgefahr *über hundert* Menſchen gerettet. Iſt der Haß, den der Ständeunterſchied erzeugt, ſo ſtark, daß die ſogenannten liberalen Blätter ſelbſt da gegen die Ariſtokratie ihr Müthchen kühlen, wo das Unglück mit ſchrecklicher Hand ins Menſchenleben hineingriff und den Menſchen zum Menſchen führte? Weil ein Baron als Retter auftrat, mögen die bürgerlichen Schriftſteller ihn nicht erwähnen! Es wäre eben ſo empörend, wenn Barone den bürgerlichen Retter mit Undank belohnten, aber dann würde man Geſchrei

Digitized by Google

genug darüber erheben. Weſſélenyi's Verdienſte während des Unglücks ſind nachträglich zu rühmen. Selbſt die Regierung, heißt es, nimmt Rückſicht auf dieſen Heldenmuth des edlen Mannes und wird den über ihn verhängten Hochverrathsproceß niederſchlagen, wodurch ſie das Gehäſſige dieſes ganzen Verfahrens von ſich abwälzen und dieſen kraftvollen Volksmann durch Dankbarkeit ſich verpflichten kann. Ueberhaupt ſind die Bande zwiſchen Ungarn und den andern Erblanden durch die ſchleunig geleiſtete Hülfe von neuem feſt geworden. In Ihren Blattern las man einmal eine Schilderung des Grafen Széchényi. Es wäre paſſend, auch dem Baron Weſſélenyi hier den Tribut der Anerkennung zu zollen. Jener iſt der Repräſentant der materiellen Intereſſen, dieſer ſteht an der Spitze der politiſchen Reformer, welche die Erhaltung des verfaſſungsmaßigen Rechtes nebſt Abſchaffung der eingeſchlichenen Mißbräuche bezwecken und die Erhaltung der Nationalität in intellectueller, juridiſcher und adminiſtrativer Hinſicht zu befördern ſuchen. Selten hat die Natur einen Mann ſo offenbar zum Volksmann geſtempelt als Weſſélenyi. Seine impoſante, athletiſche Geſtalt, die herkuliſchen Schultern, das mächtige Haupt mit dem dunklen finſtern Blick bereitet den Eindruck vor, welcher in Harmonie ſteht mit der Wirkung, die eine volle klangreiche Stimme, unterſtützt von gründlicher Beredſamkeit und dichteriſcher Sprache auf die Zuhörer hervorbringt. Außer O'Connel iſt Weſſélenyi gewiß jetzt in Europa derjenige Volksredner, welcher am beſten die Kunſt verſteht, mit Maßen zu ſprechen und ſich in Folge deſſen der größten Popularität erfreut. Ihn ſchreckt nicht das Gebrüll tobender Volkshaufen, ihn beirren nicht Einwürfe leidenſchaftlicher Gegner; mit ſeinem mächtigen Organ übertönt er die erſteren, mit ſeiner logiſchen Schlußfolge erwiedert er den letztern. So vollkommen Weſſélenyi es verſteht, als Mann des Volkes deſſen Intereſſen zu verfechten, ſo ſehr ſtellt er ſich im gewöhnlichen Leben als vollkommner Gentleman, als echter Cavalier dar. Er iſt in allen ritterlichen Uebungen wohl erfahren, ein trefflicher Reiter, Schütze, Fechter, nebſtdem ein thätiger und kenntnißreicher Landwirth, deſſen ökonomiſche Verbeſſerungen in Siebenbürgen viele Nachahmer gefunden haben. Mehrere in ungariſcher Sprache von ihm verfaßte Schriften beurkunden nicht allein des Verfaſſers warmen Sinn für Recht und Licht, ſondern auch deſſen gründliche hiſtoriſche und juridiſche Kenntniſſe. Es iſt begreiflich, daß ein mit ſolchen Gaben ausgeſtatteter Mann bedeutenden Einfluß auf Einzelne, ſo wie auf Maſſen ausüben muß. Auch wird er von der ungariſchen Jugend vergöttert.

So ſchildert ihn Fürſt S. in ſeinem Tagebuche aus der Levante. Dieſe Briefe ſind für Freunde gedruckt und circuliren nicht unter dem Publicum. Um ſo zweckdienlicher ſcheint es hier auch des geiſtvollen Fürſten Mittheilungen über Széchényi zur Oeffentlichkeit zu bringen. Graf Széchényi vertritt eine andere Seite des Zeitgeiſtes in den ungariſchen Landen. Er iſt moderner, während jener ganz und gar der Romantik angehört. „Was ein Mann, der will, leiſten kann," ſagt Fürſt S., „hat Széchényi bewieſen, und er gehört gewiß zu den merkwürdigſten Menſchen unſeres Zeitalters, hätte er auch nichts anderes gethan als durch ſeine Thätigkeit, ſeinen Eifer und ſeine Kenntniſſe die Dampfſchifffahrt auf der Donau eingerichtet und damit den Schleier des Orients gehoben. Allein es iſt dies nur eines, keineswegs das einzige Verdienſt, welches er um ſein Vaterland, dem er auf dem Landtage 1825 einen Impuls gegeben, welcher in progreſſiver Steigerung fortwirkt, ſich erworben hat. Unzählige patriotiſche Vereine und Anſtalten danken ihm theils ihre Entſtehung, theils ihre Erhaltung, und auch das ſogenannte Caſino, der Mittelpunkt des öffentlichen Lebens in Peſth, ſowie aller ſocialen, merkantilen, wiſſenſchaftlichen und politiſchen Tendenzen, dankt ihm ſeine Gründung, worin er von einer großen Anzahl hochherziger Patrioten, und insbeſondere Magnaten, denen das Fortſchreiten des Nationallebens am Herzen lag, unterſtützt wurde. Es iſt dieſes Caſino, oder Clubb (deſſen Statuten zwar nach dem Muſter der engliſchen, aber noch mit freiſinnigeren Grundſatzen verfaßt ſind, auch die größtmöglichſte Vereinigung und Verſchmelzung aller literariſchen, politiſchen und ökonomiſchen Intereſſen bezwecken) eine ſehr umfaſſende Inſtitution, welche noch mit der Zeit durch die Leichtigkeit, mit welcher jetzt jeder von Wichtigkeit erſcheinende Gegenſtand zur öffentlichen Kenntniß und allgemeinen Beurtheilung kommt, an Bedeutung gewinnen wird."

Fürſt S. kennt unſre Zuſtände ſehr genau. Er ſtand als Oberſt mit ſeinem Regiment viele Jahre in Ungarn und Siebenbürgen. Möchte, da ſein guter, auch in Algier erprobter Degen in Friedenszeiten ruht, ſeine getreue Feder manches noch aufzeichnen, was von jeder andern Seite und andern Lebensſphäre aus für weniger bewahrheitet gelten würde. Fürſt S. iſt ſo ſehr Patriot, ſo ſehr ſüddeutſches Naturell, er iſt ſo ſehr mit ſeinem ganzen Sinnen und Denken in die Romantik der ſüdlichen Zuſtände eingegangen, daß gerade er den beſtimmteſten Beruf hat, manche Schwächen aufzudecken, die wir gegen jede fremde Hand oft mit Eigenſinn, oft aber mit Recht vertheidigen. Wie glücklich Fürſt S. das Leben der ſüdlichen Naturvölker aufzufaſſen verſteht, hat er in ſeinem trefflichen Werke über Algier bewieſen. — Vor kurzem, hörten wir, habe der Fürſt, bereits im peſther Comitat anſaſſig, auch in der presburger Geſpannſchaft eine Beſitzung angekauft.

Notiz.

[Karl Roſenkranz.]

Profeſſor Roſenkranz in Königsberg, der durch die Herausgabe der Kant'ſchen Werke von neuem ſeinen Beruf bethätigt, der Sprecher der gegenwärtigen philoſophiſchen Epoche zu ſein, berichtete nach Leipzig, daß Kant's Doctordiſſertation „de igne" und andre Nova aufgefunden ſind. Er hat Band 8 und 10 fertig redigirt, und den Plan zu der Geſchichte der Kant'ſchen Philoſophie entworfen, welche den 12. Band der großen, in Leipzig bei Voß erſcheinenden Ausgabe füllen wird. Dieſer 12. Band wird zu Oſtern 1839 im Druck erſcheinen. — Profeſſor Roſenkranz tritt in dieſem Augenblick eine Reiſe nach Wien und Salzburg an; im September wird er über Leipzig und Berlin zurückkehren.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 126. — den 30. Juni 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Stille Lieder von Karl Beck.

2.

Schlaf wohl!

Du biſt ja glücklich, ſanfte Taube,
Drum iſt dir feindlich nicht die Nacht, —
Von allen Träumen hat der Glaube
Den lieblichſten dir zugedacht,
Schlaf wohl!

Du ſprachſt mir viel und ſprachſt mir wieder
Vom Himmelreich und ſeiner Ruh, —
Und ſchloſſeſt doch die Augenlieder,
Und ſchloſſeſt mir den Himmel zu!
Schlaf wohl!

Du ſprachſt, der Büßer dürfe nippen
Vom Honig, der im Himmel fließt, —
Und ſchloſſeſt doch die lieben Lippen,
Wo ſich der ſüße Trank ergießt.
Schlaf wohl!

Nur einmal ſollſt du mich umfaſſen,
Dein Herz an meines warm gepreßt, —
Dem Sünder wird die Schuld erlaſſen,
Hält ihn ein Kind, ein Engel feſt.
Schlaf wohl!

Ewald in Tübingen.

(Beſchluß).

Reize genug auch für den Verwöhnteſten, um ihn zu feſſeln, und Ewald wird wohl ſo ungern wir ſeine norddeutſchen Landsleute, welche Tübingen nun wieder häuſiger zu Gaſt erwarten darf, das ſchöne Ländchen verlaſſen. Früher namentlich zog es die Norddeutſchen ſehr an, und man ſollte denken, daß Ewald's Name den Zug nach Süden, dahin, wo, wenn auch noch nicht die Goldorangen, ſo doch die Rebenhügel blühen, wieder vervollſtändigen wird. Er ſelbſt mag für dieſes Semeſter ſchon einen größern Nachzug erwartet haben, bis jetzt ſind nur etliche Studirende ihm hieher gefolgt.

Ewald ſelbſt gefällt ſich hier, Geiſt und Luft iſt hier geſund, und man mag ihm gern glauben, wenn er bezeugt, er hätte keinen beſſern Ort finden können. Ob er lange bleibt, iſt eine andere Frage. Aus dem Umſtande, daß er ſein Haus und Mobiliar in Göttingen ſtehen ließ und hier ſich miethsweiſe behalf, wollte man ſchlimme Folgerungen ziehen. Der Staat zwar, der überhaupt ſehr viel für die Univerſität thut — das neue Univerſitätsgebäude iſt auf eine halbe Million veranſchlagt — hat ihm mehr geboten, als jeder andere Lehrer hat (2000 Fl.) und mehrere Hunderte ſtehen für die Bibliothek in ſeinem Fache zur Verfügung. Allein die Verhältniſſe ſind doch beſchränkt, und der geiſtige Verkehr, wie der Norddeutſche ihn gewohnt iſt, findet ſich natürlich hier nicht. Das Leben iſt ein ſpecifiſch anderes, unmittelbarer, derber, geſchloſſener. Sodann iſt Ewald's Herz gekränkt; die Wunde iſt noch nicht verharſcht, mit Jammer blickt er in die Vergangenheit, mit Sorgen in die Zukunft, von der er für Deutſchland, für Europa, für Wahrheit, Recht und Freiheit, nicht viel

Digitized by Google

Gutes erwartet. Herausgeriſſen aus ſeiner gewohnten Sphäre des Lebens und Wirkens, auf einen ihm ganz fremden Boden geworfen, im Mittelpuncte ſeiner innern und äußern Exiſtenz verletzt, gekränkt in den theuerſten Intereſſen, wie er iſt, kann es nicht Wunder nehmen, wenn er noch nicht die volle Faſſung und Ruhe gewonnen hat. Doch gibt er ſich keinem weichlichen Schmerze hin, und wenn er mit bedenklichem Blicke auf Zuſtände, wie ſie vor einem halben Jahrhundert noch waren, hinweiſt, und wie ein halbes Jahrhundert ſpäter das Schlimmſte eingetreten ſein könnte, ſo geht er nichts deſto weniger mit gewohnter Thätigkeit an die Ordnung ſeiner Verhältniſſe, und beſteigt mit immer gleicher Wärme und Gediegenheit den Katheder. Jene unglücklichen Empfindungen ſpielten nur leiſe an in den Anreden, die er öffentlich an die Studirenden zu halten veranlaßt war.

Schon lange vor ſeiner Ankunft nämlich gedachten Dieſe durch einen Fackelzug ihm die Geſinnungen kund zu thun, die ja in der That nur im Einklange mit der königlichen Berufung ſtanden. Allein höhern Orts wollte man jede Aufregung vermieden wiſſen. Die Begeiſterung taugt nicht für unſere Zeit. Freilich konnte Niemand etwas Gefährliches darin ſehen, wenn die akademiſche Jugend ihrem neuen Lehrer eine kleine Huldigung darbrachte. Man wollte in ihm den Gelehrten wie den Menſchen, den Mann der Wiſſenſchaft wie des Rechts ehren, rein politiſche Sympathien machen ſich hier nirgends geltend. In einem conſtitutionellen Lande konnte überhaupt über dieſe Angelegenheit nur Eine Stimme ſein, eine Stimme, wie ſie Robert von Mohl von hier aus unumwunden ausgeſprochen hat. Zudem der landesväterliche Vorgang — doch es wurde auf dem Verbote gehalten. Indeſſen ließ ſich die akademiſche Jugend das Recht einer freundlichen Bewillkommnung nicht nehmen. Am zweiten Tage ſeines Hierſeins zog eine Anzahl Studirender Abends nach 10 Uhr vor Ewald's Fenſter, um ihm ein Ständchen und Lebehoch zu bringen. Ganz in der Ordnung zog Alles nachher auseinander, auch ohne Zuthun der herbeigekommenen Polizei. Als hierauf Ewald zum erſten Male das Katheder beſtieg, ſcholl ihm von vielleicht mehr als dreihundert Studenten, welche den geräumigen Hörſaal beſetzt hatten, „drei Mal ein donnernd Hoch" entgegen: „dem Vertheidiger von Recht und Wahrheit." Es war dieſelbe Vorleſung, in welcher er zu Göttingen unterbrochen ward, und ſo lag es ihm doppelt nahe, auf das Unerwartete und Unerwünſchte jenes Vorganges hinzudeuten; wie er ſo gern ſeinem dortigen Berufe in aller Liebe und Treue fortgedient hätte, allein das Göttingen, dem er diente, ſei nicht mehr, und ſo werde er ſich beſtreben, auf den Wirkungskreis, der ihm an hieſiger Univerſität, „dem alten Sitze von Wiſſenſchaft, Gelehrſamkeit und Fleiß" überwieſen worden, dieſelbe Treue und Liebe überzutragen, mit der er ſein früheres Amt bekleidet. — Ein ſolcher Empfang eines Lehrers war hier allerdings unerhört, ängſtliche Stimmen hatten auch davor gewarnt, allein die Begeiſterung der jungen Leute wollte ſich einmal Luft machen. Es ging Alles in der Ordnung, und daher keine weitere Folgen. Der Schwabe läßt ſich ſonſt nicht ſo leicht zu lauten Aeußerungen der Geſinnung hinreißen. Bis hier ein Wort fällt, rauſchen in Norddeutſchland bereits drei Nachtmuſiken und Vivats zu den Fenſtern auf. Mit dieſem ſchnellen An- und Aufſchießen der innern Vorgänge zu äußerer Bethätigung hängt ein intereſſanter Unterſchied zwiſchen nord- und ſüddeutſchen Univerſitäten zuſammen. Die Perſönlichkeit ſpringt in dem raſchern Norden viel mehr aus der Maſſe hervor, alsbald gruppirt ſich um ſie eine Menge wahlverwandter Beziehungen, und ſo greift das Leben ſyſtematiſch abgerundet in einander ein, anziehend und abſtoßend. Hier gilt's, zur Fahne, ja auf das Wort des Meiſters zu ſchwören, und jeder nur irgend hervorragende Geiſt findet ein eigenes Lebenselement im Kreiſe ſeiner Verehrer, die von allen Seiten Bezüge und Stoffe herbeibringen, und nach allen Seiten das Erübrigte, und ſei es auch nur die kahle Form der Huldigung, verbreiten. Nur ſo iſt es möglich, daß in unſerm Norden Talente, die ſonſt nicht vermöchten, über eine Geſammtheit überzugreifen, ſo ſchnell und allgemein auf das Schild erhoben werden, um freilich oft eben ſo ſchnell zu fallen, oder den Fremden, der hinter die Couliſſen zu ſchauen kommt, zu enttäuſchen. Ganz anders hier zu Lande. Es iſt mehr eine Art republicaniſcher Gleichheit. Wer Achtung verdient, dem wird ſie gezollt, doch nicht auf laute oder gar auffallende Weiſe. Man verehrt Talent und Verdienſt, aber daß man ſo etwas Beſonderes daraus machte, einen vor dem andern einſeitig bevorzugte, mit einem Worte Clique machte, daran iſt hier nicht zu denken. Auf den Lärmen kommt es nicht an. Daher muß ſich der Schwabe immer vorher beſinnen, was er denn nur für große, berühmte Landsleute habe, ja ſein Skepticismus läßt ſie wohl eher das Mikroſkop paſſiren, ehe er ſich in ihrer Sonne ſtrahlt.

So hat Ewald hier nur die excluſive Stellung, welche er ſich etwa ſelber gibt. Jedenfalls aber hat er

Digitized by Google

hier viele würdige und tüchtige Collegen, welche, wie Dr. Baur, Haug, Wächter, Schrader, die beiden Gmelin und Mohl u. ſ. w. den ausgebreitetſten Ruf ſich erworben haben. — Sie theilten in Ihren Blättern vor kurzem eine Schilderung hieſiger Veehälniſſe und Peeſönlichkeiten mit, — welche, beiläufig geſagt, mir zugeſchrieben wurde —; je mehr ſie zu treffen wußte, deſto mächtiger zündete ſie. Doch durften, ſo war die allgemeine Stimme, ſtärkere Lichter aufgetragen ſein. Man hat in neuerer Zeit Tübingen mannichfach verunglimpft. Insbeſondere eeinnere ich mich, erſt vor kuezem in Nürnbeeg im „Correſpondenten" einen Beief über Tübingen geleſen zu haben, welcher empören konnte. Ich meines Theils bin lebhaft überzengt, daß ſich Tübingen im Verhältniß ſeiner Größe mit jeder Univerſität meſſen kann. Alle Facultäten ſind mit zum Theil ausgezeichneten Lehrern beſetzt, und ein rühriges Leben läßt ſich nicht verkennen.

In einee Beziehung iſt durch Ewald ebenfalls ein neues wichtiges Eiement hereingekommen. Ich meine den Voetrag. Nur wenige inländiſche Lehrer haben die Gabe eines klaren und leichten Redefluſſes. Glänzend ſticht allein Mohl's geiſtvolles Raiſonnement und Wächier's Klarheit und Eleganz hervor. Sonſt aber iſt es bei faſt allen Leheern gewöhnlich, daß ſie ihre Vorteäge leſend, ja dietirend halten. Die Urſprünglichkeit des Gedankens, das Friſche, Uekräftige, der leichte Schwung, das unmittelbare Verhältniß von Geiſt zu Geiſt wird dadurch weſenlich geteübt. Nicht die Feder, ſondern der Geiſt des Zuhöeers muß geübt werden, und zwae unmittelbar, er muß mitarbeiten, mitprodueiren, Einwürſe und Vertheidigungen, Fragen und Antworten müſſen in lebendigem Hinüber und Heeüber zur Stelle ſein, der Gedanke muß friſch von der Quelle geſchöpft werden, wenn es ein erquickender, nachhaltiger Trank ſein ſoll. Allein das gelingt dem Schwaben nicht leicht; er beſitzt nicht die Denk- und Mundfertigkeit, nicht die Beweglichkeit des Geiſtes und der Zunge, nicht die raſche Beſonnenheit und den ſichern Ueberblick, der im Moment Glied und Kette, Gedanke und Wort zu rechten Stelle ohne Störniß fügen ließe.

Ewald ſpricht ganz frei, in ſchön gerundeten, gut ſtyliſirten Sätzen mit längern Intervallen. Nur für Zahlenangaben hält er ſich ein Blättchen. Sein Vortrag hat etwas eigenthümlich Einnehmendes, ſeine Stimme, ſeine ganze Art und Weiſe ſchmiegt ſich leicht und ſtetig an die Zuhörer an, die mit beſonderer Vorliebe ſeinen Worten folgen. — Auch v. Schrader iſt ein Niederdeutſchee, aber Ton und Wort iſt zu feierlich, ja ſchwülſtig; der jugendliche Quenſtedt aber, dee ſeit einem Jahre von Berlin auf den Lehrſtuhl der Mineralogie und Geognoſie hieeher berufen wurde, iſt in ſeinen gern beſuchten Vorleſungen faſt nue zu lebhaft.

Wie nach dieſer Seite hin die hieſige Univerſität hinter andern zurückſtehen mag, ſo mangelt ihr, wie dem Schwaben überhaupt, die Form. Ein feingeglättetes, geleckles Weſen will ſelbſt den Zieebengeln von Profeſſion nicht recht gelingen. Um Routine zu gewinnen, dazu fehlt ſchon alle Gelegenheit. Es herrſcht im Ganzen ein derber, gemächlicher, aber keineswegs roher odee veewilderter Ton im hieſigen Studentenleben. Eine gewiſſe Friſche und Geſundheit, die den ſchwäbiſchen Schlag von Hauſe aus bezeichnet, hat ſich auch in der Zeit allgemeiner Abgeſtandenheit bewahrt. Dies erſetzt das „Noble", das andere Univerſitäten von ſich rühmen mögen, als einen Vorzug, ſofern es nicht blos in größerer Raffinerie des Genuſſes gefunden wied. — Ich bin mit dem hieſigen Studentenleben, namentlich mit deſſen innerer Geſchichte, wenn es eine gibt, zu wenig bekannt, als daß ich Ihnen etwas Näheres ſagen könnte. Im Allgemeinen wird ordentlich und fleiſſig ſtudirt und gutes Bier getrunken. Exeeſſe ſind ſelten, überhaupt wied wie überall wenig öffentlich gelebt, dahee auch nichts eelebt. Daher fehlen die Maßſtäbe, die man von verſchwundenen Zeiten allein herzunehmen doch auch nicht ſo ungeecht ſein darf. Indeſſen fand ich Gelegenheit, Vergleichungen anzuſtellen, die vielfach zum Vortheile Tübingens ausfielen. Welch' ein Armenſünderbewußtſein akademiſchen Schlendrians findet ſich auf andern Univeeſitäten! — Schlecht darf man den Zuſtand der tübinger Univerſität nach keiner Seite nennen, wenn er auch nicht der beſte iſt; er iſt im Allgemeinen und vergleichungsweiſe ein guter, und das Gute iſt ja das Beſte. —

Correſpondenz.

Aus Gießen.

[Langenſchwarz.]

Im Lauſe des Mai impeoviſirte Dr. Langenſchwarz hier; er gab mit ſeinee Feau zwei Akademien. Dee Improviſator bewähete große Kunſtfertigkeit und ſchnellen Ueberblick, freilich darf an Leiſtungen dieſer Art nicht dee Maßſtab dichteriſchen Weethes gelegt werden, denn ſonſt verſchwindet alles in Nichts; es iſt hiee vielmehr nur die ſchnelle Auffaſſung und Durchfüheung des zu behandelnden Gegenſtandes zu beachten und zu bewundern, und von dieſem Standpunkt aus leiſtete He. Langenſchwarz faſt durchweg Gutes. Bedauernswerth wollte man finden, daß bei der letzten Aufgabe

Digitized by Google

von Seiten des Publicums beim Aufgeben der Endreime Perſönlichkeiten und Sticheleien vorkamen und ſo das Ganze mit einem eben nicht angenehmen Eindruck ſchloſſen. — Beſonders gut durchgeführt war ein Luſtſpiel in einem Act: „Eginhard und Emma.“ In der zweiten Akademie entwickelte der Improviſator ſein ſeltenes Talent noch glänzender; beſonders in der erſten Aufgabe „Gedanken eines ergrauten Acceſſiſten.“ Auch in einer neuen Art der Improviſation verſuchte ſich Langenſchwarz, er ließ ſich nämlich mehrere Themen geben; zu dieſen die Endreime, und endlich mehrere muſikaliſche Taktarten, nach welchen er die einzelnen Themen behandelte. Es wurden gegeben die Takte $\frac{3}{4}$, $\frac{6}{8}$, $\frac{12}{8}$ und $\frac{6}{4}$. Dieſe Art der Improviſation hat uns am wenigſten gefallen, da ſie die an ſich ſchon unvermeidliche Steife des Ganzen bei weitem noch vermehrt, obgleich es ſich nicht verkennen läßt, daß Langenſchwarz ſo gut es nur immer möglich war die Aufgabe löſte. — Schade, daß auch hier bei ähnlichen Gelegenheiten, beſonders aber bei der „Ermahnung an die Füchſe“ wiederum Perſönlichkeiten und Sticheleien, jedoch in größerem Maßſtabe und größerer Derbheit, ſich einfanden. Mitunter ſtellte man das Talent auf eine ſeltſame Probe, man gab z. B. die Endreime: Schweinebraten — Stadtſoldaten; Müllersknecht — ſpiel die Baßgeig' recht, Cerevis — Heſſemies (ein hier geltendes Geldſtück); Römiſch Recht — Stiefelknecht; — u. dgl. mehr. — Mad. Langenſchwarz erfreute durch ihre wohllautende Altſtimme.

Notizen.

[In Sachen des Nachdrucks.]

In No. 123 berichtet der Phönix, daß auch die Redaction der halleſchen Jahrbücher dem Project zur Bildung eines Vereins deutſcher Redactoren zum gegenſeitigen Schutz gegen den journaliſtiſchen Nachdruck beitreten werde. Zu dieſem Zwecke ſei eine vollſtändige Liſte ſämmtlicher deutſcher Journale vorzulegen, und die bis jetzt notoriſch diebiſchen mit geeigneten Belegen zu bezeichnen. Mich darüber freuend, fang' ich an darüber nachzuſinnen, wo die Grenze diebiſcher Benutzung zu ziehen ſein möchte. Und dieſes bei mir denkend, blättere ich ſtill wieder in Journalen. Saphir's Humoriſt fällt mir in die Hand. Dieſes Journal theilte Duller's Aufſatz über die Infamie des Nachdrucks mit, es coquettirte alſo gute Miene zur guten Sache und in No. 80 dieſes edlen Blattes finde ich meinen Artikel über „deutſche Monumentomanie“ Wort für Wort ohne Angabe der Quelle nachgedruckt. Und dieſes bei mir denkend ſchlief ich ein, d. h. ich blätterte wieder in deutſchen Journalen und finde in No. 71 der Mitternachtszeitung ein Artikelchen über Heinſe's Portrait in Dr. Körte's Galerie zu Halberſtadt. Ich beſchrieb Heinſe's Züge, und nun finde ich meine Schilderung wörtlich in der Mitternachtszeitung, aber als Quelle den berliner Figaro angegeben. Dieſer Barbier nahm mir dieſen Bart ungeheißen ab, und nun citirt man den diebiſchen Figaro. Macht der Figaro eben ſo wie Saphir gute Miene zur guten Sache? Und dieſes bei mir denkend ſchlief ich weiter, denn das Unmaß diebiſcher Benutzung unſerer Zeitung iſt gar nicht zu verfolgen. Wien, Hamburg und Frankfurt ſind wahre journaliſtiſche Diebeskammern; die vielen tauſend gemeinen Provincialblätter gar nicht zu zählen.

[Volksglaube der Litthauer.]

Die preußiſchen Litthauer glauben noch ſteif und feſt an die Wirkſamkeit der Götzen, welche von ihren Vorfahren angebetet wurden. „Parcunas granja (der Donnergott) wirft etwas auf den Boden“ d. h. es donnert; „Parkunas hat ausgeſchlagen wie ein Pferd,“ d. h. der Blitz hat eingeſchlagen; „Pikollos (der Todtengott) hat ihn abgerufen;“ „ſo ſpann es die Laima (Schickſalsgöttin)“ für unſer einfaches: ſo mußte es geſchehen; und ein gewöhnlicher Fluch lautet: „daß dich die Giltine (Peſtgöttin) erwürgen möge!“ — Begleitet man den Todten zum Grabe, ſo werden auf dem Wege von der Wohnung bis zum Kirchhofe Strohwiſche geſtreut, „damit der Geiſt des Verſtorbenen, wenn er die erſte Nacht nach ſeinem Begräbniſſe noch einmal ſeine Familie beſucht, unterwegs auf dem Stroh ausruhen kann.“

[Der Novelliſt, von Johann Umlauft.]

Die Böhmen deutſcher Zunge regen ſich immer lebhafter. Von „Oſt und Weſt“ war ſchon mehrfach in dieſen Blättern die Rede. Der „Novelliſt“ hat die Form von Wochenheften und liefert an Erzählungen eine bunte Mannichfaltigkeit. Das Feuilleton, noch etwas zu reich mit den Langweiligkeiten der Theaterchronik ausgeſtattet, zieht die Intereſſen der norddeutſchen Literatur in ſein Bereich und beginnt, dem Blatt einen Rang zu ſichern.

[Irländiſche Bilderſprache.]

Von einer roſigen, vollblütigen Wange ſagen die Irländer ſprichwörtlich: die Spitze einer Binſe kann aus der Wange einen Tropfen Blut ſpringen laſſen. So ſagen ſie auch, um zu bezeichnen, daß ein Menſch feſt ſchläft: Unglück über jedes Stück von ihm, welches nicht ſchläft!

[Beriot und Pauline Garcia.]

Am 25. d. gab Hr. de Beriot in Leipzig ſein erſtes Concert. Mit Ausnahme der Ballade von Panſeron: Le songe de Tartini, zu welcher der Künſtler die obligate Violinbegleitung gab, nur Sachen eigner Compoſition, Air varié, Adagio und Rondo russe und le Tremolo, wie er eine Caprice nach Beethoven nennt. Fräul. Garcia ſang die für ihre große Schweſter von Coſta componirte Cavatine, den Rataplan ihrer Schweſter, ein franzöſiſches, ein ſpaniſches Nationallied, die von Beriot componirte Schlußarie zum „Liebestrank,“ und die Ballade von Panſeron. Beriot's hohe Meiſterſchaft, ſein eben ſo glänzendes wie ſeelenvolles Spiel, erregte ſtürmiſchen Beifall. Auch der genialen, obſchon noch nicht in ſich fertigen Geſangsbildung ſeiner Schwägerin wurde der lebhafteſte Applaus zu Theil. Ueber Beide geben wir nächſte Woche einen ausführlichen Bericht aus Berlin.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld

Digitized by Google

Verlags-Bericht 1837,

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten ſind Commiſſions-Artikel.)

*Abulghasi Bahadür Chani Historia Mongolorum et Tatarorum nunc primum tatarice edita. Fol. Casani, 1825. 6 Thlr.

*Boetticher, C., die Holzarchitektur des Mittelalters. Mit Anschluss der schönsten in dieser Epoche erschienenen Producte der gewerblichen Industrie. In Reisestudien gesammelt. Drei Theile. Mit 18 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1835—1837. 8 Thlr. 12 Gr.

*— —, Ornamenten-Buch. Zum praktischen Gebrauche von Architekten, Decorations- und Stubenmaler, Tapetenfabrikanten, Seiden-, Woll- und Damastweber u. s. w. Neue Folge. Zwei Hefte. Mit 12 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1836, 1837. 6 Thlr. 16 Gr.

*Bulletin scientifique de l'académie impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Phyſiologie als Erfahrungswiſſenſchaft. Zweiter Band, mit Beiträgen von K. E. v. Baer, Heinr. Rathke und Ernſt H. F. Meyer. Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage, mit Beiträgen von H. Rathke, Karl Theod. v. Siebold und G. Valentin. Mit 4 illum. Kupfertaf. gr. 8. 1837. 5 Thlr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 8r Jahrgang für 1837. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 3r Jahrg. für 1837. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chaudoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 58 planches gravées. St. Pétersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Drobisch, M. W., Quaestionum mathematico-psychologicarum Fasc. I. 4. 1837. 18 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herſchel, J. F. W., populäre Aſtronomie. Aus dem Engliſchen überſetzt von D. Julius Michaelis. Mit 79 Holzſchnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

*Homeri Iliadis primi duo libri. Recognovit et delectis veterum grammaticorum scholiis suisque commentariis instructos edidit Theod. Frid. Freytag. 8 maj. Petropoli, 1837. 3 Thlr. Ch. scripta. 4 Thlr.

*Jomini, Baron de, Précis de l'art de la guerre, ou nouveau tableau analytique des principales combinaisons de la stratégie, de la grande tactique et de la politique militaire. Nouvelle (5me) édition augmentée. Avec 4 planches. 2 Vol. gr. in 8. Paris (St. Pétersbourg) 1837. 4 Thlr. 18 Gr.

Kant's sämmtliche Werke. Herausgegeben von K. Rosenkranz und F. W. Schubert. Erster Theil. Kleine logisch-metaphysische Schriften. Herausg. v. K. Rosenkranz. gr. 8. 1838. Subscriptions-Preis: 2 Thlr. 18 Gr.

Kunze, G., Analecta pteridographica seu descriptio et illustratio filicum aut novarum, aut minus cognitarum. Accedunt tabulae aere incisae XXX. Fol. 1837. 8 Thlr.

Leupoldt, J. M., Lehrbuch der Psychiatrie. gr. 8. 1837. 2 Thlr.

*Mémoires de l'Académie impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Sciences naturelles. Tome III. gr. in 4. St. Pétersb., 1837. 11 Thlr. 6 Gr.

Sciences politiques, Histoire et Philologie. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersb., 1836. 4 Thlr. 12 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XII. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

*Meyer, E. H. F., Commentariorum de plantis Africae Australioris, quas per octo annos collegit observationibusque manuscriptis illustravit J. F. Drege, Vol. I. Fasc. I. II. 8 maj. 1836. 1837. 3 Thlr. 16 Gr.

Mieding, J., das Leben der Pflanze. Ein Gedicht. gr. 8. 1837. geh. 12 Gr.

Miſes, Dr., Schutzmittel für die Cholera, nebſt einem Anhange, enthaltend die vornehmſten Meinungen der Aerzte über den Sitz und das Weſen oder die nächſte Urſache, die Contagioſität oder Nichtcontagioſität dieſer Krankheit. Zweite verbeſſerte Auflage. 8. 1837. 18 Gr.

*Nordmann, Alex., Symbolae ad monographiam Staphylinorum. Acced. tabb. II. aere incisae. 4 maj. Petropoli, 1837. 1 Thlr. 21 Gr.

Paucker, G., geometrische Analysis enthaltend: des Apollonius von Perga Sectio rationis, spatii und determinata, nebst einem Anhange zu der letztern. Mit 9 Kupfertafeln. gr. 8. 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

Spieker, C. W., Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens. Für die erwachſenen Töchter der gebildeten Stände. Fünfte, durchgängig verbeſſerte und vermehrte Auflage 2 Bände, mit Titelkupf. 8. 1837. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

*Struve, F. G. W., über Doppelsterne nach den auf der Dorpater Sternwarte mit Frauenhofer's grossem Fernrohre von 1824 bis 1837 angestellten Mikrometermessungen. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

*— —, Etoiles doubles. Mesures micrométriques obtenues à l'observatoire de Dorpat, avec la grande lunette de Frauenhofer. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1837. 18 Gr.

*— —, Stellarum duplicium et multiplicium mensurae micrometricae per magnum Frauenhoferi tubum annis a 1824 ad 1837 in speculo Dorpatensi institutae, adjecta est synopsis observationum de stellis compositis Dorpati annis 1814 ad 1824 per minora instrumenta perfectarum. Fol. maj. Petropoli, 1837. 7 Thlr. 12 Gr.

*Trautvetter, E. R., Grundriss einer Geschichte der Botanik in Bezug auf Russland. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

Zeitung für die elegante Welt für 1837. (37r Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. I. II. 4 maj. 1837. 3 Thlr.

Inhalt.

No. 107. Kritiſche Winke.
Correſpondenz. Aus Göttingen.
Notizen.

No. 108. Kritiſche Winke. (Beſchluß.)
Correſpondenz. Aus Göttingen. (Beſchluß.)
Notizen.

No. 109. Die drei Namensſchweſtern. Aus dem Leben eines Seemannes.
Notizen.

No. 110. Die drei Namensſchweſtern. (Fortſetzung.)
Notiz.

No. 111. Die drei Namensſchweſtern. (Beſchluß.)
Correſpondenz. Aus München.
Notizen.

No. 112. Johann Pol. Ein Lebensbild auf den Antillen.
Correſpondenz. Aus Wien.
Notiz.

No. 113. Johann Pol. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Wien. (Beſchluß.)

No. 114. Johann Pol. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Mainz.
Notiz.

No. 115. Johann Pol. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus München.

No. 116. Julius Moſen's Ahasver.
Johann Pol. (Beſchluß.)
Correſpondenz. Aus München. (Beſchluß.)

No. 117. Hermine. Aus dem Ungariſchen.
Correſpondenz. Aus Frankfurt am Main.
Notizen.

No. 118. Hermine. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Frankfurt a. M. (Beſchl.)
Notizen.

No. 119. Hermine. (Fortſetzung.)
Correſpondenz aus Bädern.
Notizen.

No. 120. Hermine. (Fortſetzung.)
Correſpondenz aus Bädern. (Beſchluß.)
Notizen.

No. 121. Wienbarg auf Helgoland.
Notizen.

No. 122. Stille Lieder von Karl Beck.
Hermine. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Berlin.
Notiz.

No. 123. Hermine. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Berlin. (Beſchluß.)
Notizen.

No. 124. Hermine. (Beſchluß.)
Correſpondenz. Aus Frankfurt am Main.
Notizen.

No. 125. Ewald in Tübingen. (Von dem Verfaſſer der Briefe aus Schwaben und Franken.)
Correſpondenz. Aus Peſth.
Notiz.

No. 126. Stille Lieder von Karl Beck.
Ewald in Tübingen. (Beſchluß.)
Correſpondenz. Aus Gießen.
Notizen.

(Hierbei ein Intelligenzblatt und eine Beilage.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 076534807

Digitized by Google